Digitized by Google

Didaskalia

4. Per.

† †k (23, Juli – Sept.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Herausgegeben

von

J. L. Heller.

DEUTSCHE BIBLIOTHEK

Drei und zwanzigster Jahrgang.

Juli — December 1845.

Frankfurt am Main,

Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß der Didaskalia.

Juli bis Ende December 1845.

Gedichte.

Am Geburtstag eines Freundes, 180.
Mutter und Kind am Bache, 182.
Des Burschen Scheiden, 184.
Die Meuterer, 185.
Mädchenschmuck, 186.
Ernst Moritz Arndt, 189.
Die freie Schweiz, 191.
Lied der Stabilen, 202.
An Czerski, 205.
An Zschokke, 206.
Der Odenwald, 207.
Die vier Lebensalter, 210.
Warum? 212.
Walther von der Vogelweide, 218.
Das deutsche Lied und seine Sänger, 226.
Spruch eines Weisen, 229.
Schmerz und Wein. — Die Schenkin, 231.
Nachklänge, 233.
An die sächsischen Landtagsabgeordneten, 235.
Gesellschaftslied, 236.
Am 24. August, 238.
Philipp von Neisenberg, 240.
Im Walde, 243.
Eine Thräne, 246.
Des Vaterlandes letzter Sohn, 248.
Auf's Land! 252.
Rückkehr, 254.
Johannes Ronge in Frankfurt a. M., 256.
An Jenny Lind, 257.
Des Ritters Wunsch, 263.
Der Landsknecht, 266.
An der Schwedensäule, 268.
Eintritt in des Rheines Felsenthal, 269.
Herbstschwermuth, 270.
Die Glaubensbrüder, 273.
Was ist ein Turner? 275.
An Niklas Vogt's Grabstätten, 277.
Die Frauen und Jungfrauen Offenbachs an die deutsch-katholische Gemeinde bei Ueberreichung einer Abendmahlskanne, 280.
Bundeslied für Dunkelmänner, 281.
Pizzo fidelissima, 283.
An die Lehrer. (Vorgetragen am zweiten Stiftungsfeste der Frankf. Lehrerbibliothek.) 284.
Ein Lied von Gustav Adolph, 286.
Glaubensfreiheit, 287.
Drei Wünsche, 288.
Die Zerstörung von Tschborn und Tidenheim, 290.
Erinnerungen an die Umgebungen des Donnersberges, 293.
Sonnett, 294.
An die Windegg bei Weinheim, 295.
Mein Deutschland, 301.
Entweder — oder, 302.
Am Tage Allerseelen, 303.
Am Martinstage, 311.
Allen Freunden, 318.
Freiheit und Frieden, 321.
Der Stern von Lerna, 322.
Heiterer Sinn, 323.
Der Wildschütz, 328.
Eine merkwürdige Begebenheit, 332.
Stoßgebet eines Deutsch-Katholiken, 336.
Die Bischofswahl, 337.
Vor Weihnachten, 338.
Deutsch-christliche Sonnette, 340.
An Prof. David Schulz in Breslau, 341.
Ein Wort der Zeit, 343.
Zweckessen, 344.
Altes und neues Testament, 346.
Fahre wohl! 349.
Alles und Nichts, 353.
Wahre Größe, 354.
Die heilige Nacht, 355.
Am Jahresschluß 1845, 360.

Erzählungen.

Bruderliebe, 179—185.
Die gute alte Zeit, 186—195.
Zwei Ohrfeigen, 196—205.
Ein Zug aus Rembrandt's Leben, 214—220.
Das Landgut auf der Grenze, 221—224.
Ein Grand von Spanien, 225—238.
Haß bis zum Tode, 241—261.
Die Kunst, Schulden zu zahlen, 262.
Frauentreue, 262.
Der Verhaftsbefehl, 263—266.
Die Schlacht bei Sorr, 267—268.
Ein Lustspiel hinter den Coulissen, 270.
Die Abkömmlinge Heinrich II., 271—281.
Die Flucht aus dem Alhambra, 282—300.
Ein Bild aus Frankfurts Vorzeit, 301—309.
Warum? oder Ursachen und Wirkungen, 310.
Die Nonne von Montmartre, 311—330.
Der Handschuh, 331.
Aus dem Logbuch eines Freibeuters vor hundert Jahren, 333—335.
Die Heimath, 336—348.
Frauenehre, 349—360.

Vermischte Aufsätze.

Nekrolog, 179.
Dr. Steigers Flucht aus der Luzerner Gefangenschaft, 180.
Für Freunde der Architektur, Sculptur und Malerei, 180.
Die Giftmischerin Rudhardt, 181.
Zeitgemäße Andeutung, 181.
Die apostolisch-(deutsch-) katholische Kirche in Frankreich, 182—184.
Sinniges aus Darmstadt, 185.
Die Feier des thüringischen Kriegerfestes zu Kahla, 186.
Der Winterpalast im Annathale, 188—189.
Sommerfest auf dem Feldberge, 188.
Die Pusechiten, 190.
Zwei Züge aus H. Pestalozzi's Leben, 191.
Schloß Stolzenfels, 192.
Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar, 193—213.
Am Vorabend der Rabbiner-Versammlung, 193.
Victor Hugo und sein schlimmes Abenteuer, 194.
Die Eröffnung der deutschen Rabbiner-Versammlung zu Frankfurt, 195.
Abschied von der Rabbiner-Versammlung, 198.
Der Sprachstreit, 199.
Das Sängerfest zu Philippseich am 13. Juli 1845, 199.
Die Theilnehmenden am großen Sängerfeste in Würzburg, 200.
Die Rabbiner-Versammlung als Kammer, 201.
Zollvereinssache, 202.
Schloß Stolzenfels, 203.
Dr. Steiger an die Frauen und Töchter von Luzern, 204.
Beethoven's Kolossalstatue für Bonn, 206.
Das Gesangfest zu Marburg am 19., 20. und 21. Juli. 207—208.
Schlimme Folgen des Fanatismus, 208.
Fanatisches aus Steele, 209-210.
Die zweite Rabbiner-Versammlung zu Frankfurt a. M. und die Berliner Genossenschaft für Reform im Judenthum, 209.
Das Schlußresumé des Präsidenten der zweiten Rabbiner-Versammlung, 211.
General Eickemeyer, 212.
Aus Marburg am 31. Juli, 214.
Deutsches Sängerfest in Würzburg, 215. 216—217. 219. 220.
Isaak Maus, 216.
Zschokke's erfüllte Prophezeihung, 218.
Fragmente aus Volney's Ruinen, 220—221. 227. 234. 250.
Stimmen aus Frankreich über die religiöse Bewegung in Deutschland, 222—223.
Abschied der Schleswig-Holsteiner von Würzburg, 223.
Dr. Edwin Bauer, 224.

Digitized by Google

Lahneck, die Marburg, Ober- und Nieder-Lahnstein, 225.
Hirtenbrief eines katholischen Bischofs im Jahr 1785, 226.
Die große Beleuchtungs- und Feuerscene bei Stolzenfels, am Abende des 14. Aug., 227. 228.
Das norddeutsche Sängerfest zu Itzehohe, 229.
Nachtrag zum Sängerfest in Würzburg. 229.
Der kleine Blaumantel zu Paris, 230.
Der Frack und der Rock, 230.
Biographische Notizen über den Luzerner Rathsherrn Leu von Ebersol, 231.
Große Feuersbrunst in New-York am 19. Juli, 232.
Der Orgelbauer Dreymann, 233.
Die Religionsfreiheit in Nordamerika, 233. 235.
Aus den Denkwürdigkeiten des Generals Vickemeyer, 236—237. 239. 242—248.
Zur Statistik der Landwirthschaft im Großherzogthum Hessen, 238.
Das Kanalmonument bei Erlangen, 239.
Ueber die Wirkungen des Blitzes, 239.
Die Uhr der Zeiten, 240.
Das Crucifix bei Birnheim, 241.
Jenny Lind in Frankfurt a. M., 241. 246. 253.
Ueber das Wiederauffinden des Schiffes „Friedrich Franz", 244.
Einladung zu der Versammlung für Besprechung der Angelegenheiten der Real- und höheren Bürgerschulen, 244.
Reisenotizen über die Krimm, 245—254.
Nikolaus Becker, 251.
Englische Dampfschifffahrt nach Nordamerika, 255.
Wie urtheilt Kaiser Joseph II. über die Jesuiten? 256.
Ein Abenteuer im Eismeer, 157.
O'Connell's Bildniß in Amerika, 258.
Reisefiszen aus Thüringen, 259.
Ueber den ewigen Juden von Eugen Sue, 260.
Theiner's neuestes Werk, 262.
Lichtstrahlen aus Heinrich Zschokke's Werken, 263. 269. 276.
Deutschlands Centralobstbaumschule, 264.
Lebensversicherungssache, 265.
Lord Chesterfield über die Jesuiten, 268.
Zur Völkergeschichte, 269.
Die Bauhütte zum Kölner Dom, 269.
Der verstümmelte Leichnam, 270.
Verhältniß der deutsch-katholischen Gemeinden zum Staat und zu andern Religionsparteien, 270.
Einige Betrachtungen über Friedr. Engels, die Lage der arbeitenden Klassen in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen, Leipzig bei O. Wiegand, 271—274.
Mittheilungen aus Offenbach, 271—272.
Die Kartoffelseuche, 272.
Felicien David, 273.
Moskau und Petersburg, 275.
Der Magnetiseur, 276.
Ronge und Dowiat in Heidelberg und Mannheim, 277.
Eröffnung der Vorlesungen des geographischen Vereins in Frankfurt a. M., 278.
Anekdoten über Ludwig XIV., 278.
Wiener Eindrücke, 279—280.
Das Festmahl auf dem Frankfurter Oberforsthause am Samstag den 4. October, 279.
Herbstgruß an die Freunde der Turnkunst, 280.
Geschichte einer Auswanderung nach Südamerika, 281.
Victorialand, 282.
Die römische Hierarchie, 283.
Nachträgliches zur Jesuitengeschichte in der Schweiz, 285—286.
Gedächtnißfeier Pestalozzi's, 287.
Etwas über die Vereinsthätigkeit unserer Zeit, 288.
Noch Etwas aus den Denkwürdigkeiten des Generals Vickemeyer, 289.
Das neuerbaute Hamburg, 291—292.
Gesellschaftliche Thierstudien, 294. 296. 302.
Gehorsamstes Gesuch, sich mehr als bisher der deutschen Sprache zu befleißigen, 294.
Ein Ausflug, 295.
Reichthum des Thierlebens der Polarzone, 297.
Das Postwesen in China, Siam, Butam und Japan, 298.
Die Spinnstube, 299.
Der Cäcilienverein in Frankfurt, 299.
Wie einmal in dem Kloster Disibodenberg der Teufel gebannt wurde, 300.
Der geheime Rath, Oberpräsident Freiherr von Vincke, 301.
Offenes Sendschreiben an den Herrn Verfasser des Artikels: Emanzipations-Gedanken „aus dem Vaterlande," 302.
Arnold Wetzel's von Butzbach Vergnügungsreise um die Welt in den J. 1843—1845, 303—309.
Der achtzehnte Februar 1846, 305.
An Pestalozzi's Freunde und Verehrer, 306.
Ein Wort zur Beherzigung für alle Menschenfreunde, und namentlich für die Verehrer des Schulreformators Pestalozzi, 307—308.
Pierer's Universal-Lexicon, 309
Jesuitische Bestrebungen in Hessen und Nassau, 310.
Juden in den vereinigten Staaten, 311.
Der Durchstich der Landenge von Suez, 312.
Die Gesellschaft zur Beförderung nützl. Künste und deren Hülfswissenschaften, 312.
Plan zu einem Verein zum Andenken Pestalozzi's, 313.
Ein Blick in Frankreichs Fremdenlegion, 314—326.
Henri Vieuxtemps in Frankfurt, 320. 323.
Rheinisches Taschenbuch für 1846, 321.
Ronge's Predigt in Arnstadt, 322.
Professor Risley und seine Kinder, 323.
Gerwinus über die jetzige Bewegung in der katholischen Kirche, 324—326.
Siebenter Jahresbericht über den Bestand der Mozartstiftung für $18^{45}/_{46}$, 324.
Ein Mann aus Rom, 328.
F. C. Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk, 328.
Der Hunsrücken, 330.
Ein Hirtenbrief vom Jahr 1752, 331—332.
Der Wurstvisitator, 333.
Die Gesellschaft zur Verbreitung nützl. Volks- und Jugendschriften in Frankfurt a. M., 334.
C. Jügels neues Frankfurter Album, 334.
Die Karschin, 335.
Ein gutes Werk der Censur, 335.
Ueber Töchter-Fortbildungsanstalten zur Erziehung tüchtiger Hausmütter im Geiste Pestalozzi's, 336.
Französische Gerichtsscene, 337.
Casimir Pfyffer, 338.
Heinrich Pestalozzi, 339—342.
Gedenkblätter an Goethe, 340.
Festgabe für Jung und Alt, 343. 351. 353. 354.
Der Prozeß gegen Casimir Pfyffer in Luzern, 344.
Leben und Nachlaß von Isaak Maus, Bauersmann aus Bodenheim, 345.
Die Schwestern Milanollo in Frankfurt a. M., 345.
Erwiederung eines ehemaligen Soldaten der französischen Fremdenlegion auf den Artikel: „Ein Blick in Frankreichs Fremdenlegion, 346.
Der deutsche Hülfsverein in Paris, 347.
Prüfungen, oder Wegweiser durch die kirchlichen und religiösen Zeitfragen für gebildete Laien, von S. H. A. Herrling. Frankfurt bei Hermann, 347—350.
Zweite Generalversammmlung der hess. Ludwigseisenbahn, 348. 349—350.
Das Dampfboot der „Kronprinz" auf dem Bodensee, 349.
Tettenborn, 351.
Gegenerwiederung auf die Erwiederung des Hrn. M. Port, den Aufsatz: „Ein Blick in Frankreichs Fremdenlegion" betreffend, 354.
Die Pestalozzistiftung, 355.
Der Biela'sche Komet, 356.
Betrachtungen über den Nachruhm, 357.
Die Schwestern Milanollo, 358—359.
Siebente Bilanz der Mozartstiftung, 358.
Berlinische Tanzboden-Galanterie, 360.

Correspondenzen.

Hamburg, 179. 344.
Weimar, 179. 211. 253. 258. 270. 289—290. 307. 314. 334. 353.
Bad Langenschwalbach, 179. 222.
Mainz, 179. 182. 193. 193. 195. 199. 204. 205. 207. 210. 223. 230. 237. 247. 249. 251. 253. 254. 264. 265. 265. 287. 292. 293. 294. 295. 300. 306. 310. 311. 326. 334. 346. 352. 353. 357. 360.
Darmstadt, 180. 182. 197. 212. 225. 248. 249. 256. 257. 260. 261. 263. 263. 267. 269. 270. 273. 274. 285. 286. 286. 295. 303. 305. 313. 314. 316. 325. 330. 332. 338. 341. 352.
Frankfurt, 180. 182. 192. 196. 199. 202. 242. 248. 251. 257. 264. 265—266. 266. 285. 290. 296. 311. 317. 320. 333. 339. 341. 344.
Kreuznach, 181. 188. 195. 217. 245.
Wezlar, 181. 187. 200.
Bad Homburg, 181. 184. 187. 194. 201. 209. 218. 231. 251. 255. 266. 272.
Worms, 182. 192. 261. 322. 334.
Aus dem Odenwalde, 183. 268.
Soolbad zu Münster am Stein bei Kreuznach, 183.
Wildbad, 183.
Düsseldorf, 183. 264. 348. 351.
Offenbach a M., 183. 187, 198. 201. 249. 279. 327.
Leipzig, 184. 227. 297. 353.
Nürnberg, 184. 358.
Göttingen, 185—186.
Wiesbaden, 186. 190. 200. 214. 219. 246. 247. 335.
Bacharach, 186.
Aus Rheinhessen, 187—188. 192. 255. 311.
Oberstein, Diöcese Trier, 187.
Von der Lahn, 188. 218.
Wicker bei Hochheim, 188. 217. 252.
Kassel, 189. 308—309.
Von der Bergstraße, 189. 229. 355.
Speier, 190. 262.
Marburg, 191. 196. 217. 312. 326.
Bingen, 191. 208.
Gelnhausen, 191.
Aus der Wetterau, 192.
Köln, 194. 229. 230. 231. 245. 264. 329. 352.
Würzburg, 194. 259.
Berlin, 196. 203. 211. 224. 225. 322. 351.
Aus der bayerischen Pfalz, 196. 347.
Baden, 196. 207. 217. 236.
Aus dem Großherzogthum Hessen, 197. 219. 274. 339.
Aixey, 198.
Höchst, 198.
Bornheim, 198. 204.
Jena, 200. 239. 246.
Wertheim, 202.
Heidenbergen, 202.

Digitized by Google

Ufingen, 204. 228. 241. 296. 329. 342.
München, 205. 206. 223. 231. 276. 281. 286. 304. 351.
Aus Rheinpreußen, 209.
Mörfstadt in Rheinhessen, 213.
Gronberg am Taunus, 214. 216. 284.
Bad Weilbach, 215.
Eschwege, 216.
Meisenheim, 218. 227.
Bonn, 220. 231. 245. 250. 265. 281. 316.
Merseburg, 220.
Nordhausen, 221.
Coburg, 221. 303. 345.
Haiger, 221.
Gießen, 224. 319. 323. 325. 332. 334.
Nilbel, 224. 261.
Eschborn, 224. 231.
Aus dem Herzogthum Nassau, 228. 304. 339. 340. 351.
Aus Thüringen, 232.
Fulda, 232. 336.
Stuttgart, 233. 238. 304. 327—328. 331. 340. 345. 349.
Bodenheim, 234.
Rödelheim, 240. 245.
Großzimmern, 242.
Heddernheim, 248. 255.
Saarbrücken, 245.
Eich in Rheinhessen, 248.
Schweinfurt, 260.
Kaiserslautern, 264.
Koblenz, 265.
Braunschweig, 271.
Bensheim, 275.
Orb, 279.
Meißen, 282—283.
Regensburg, 284.
Vom Rhein, 291. 356.
Aus Oberhessen, 292. 339.
Landau, 296. 297.
Vom Main, 299.
Dresden, 301. 321. 356.
Neustadt a. d. H. 302.
Carlsruhe, 303.
Pfiffligheim, 306.
Aus Franken, 309.
St. Wendel, 310.
Weilburg, 316. 345.
Vom Taunus, 317.
Hersfeld in Kurhessen, 317.
Hachenburg, 320—321.
Aus dem Fürstenthum Waldeck, 321.
Johannisberg, 325.
Aus Hessen, 329.
B . . . . . 333.
Auf dem Kreise Gießen, 343.
Mannheim, 346.
Edenkoben, 351.
Lampertheim, 355.
Metz, 357.

Literatur.

Nassau in seinen Sagen, Legenden, Geschichten und Liedern von Alois Henninger. Wiesbaden, Druck und Verlag von A. Scholz, 200.
Hendschel's topographisches Rheinpanorama, 203.
Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs von Adolph Thiers. A. d. Franz. von Ed. Burckhardt. Leipzig bei J. J. Weber, 206.
Aristophanes Werke, deutsch von L. Seeger. 3 Bände. Frankfurt, liter. Anstalt 1845, 206.
Erinnerungen aus Berlin an Carl Seydelmann vom Spätherbste 1842 und ein Memorandum für die Reform des deutschen Bühnenwesens von Dr. G. Knispel, Darmst. b. Leske, 209.
Der Sophien-Ducaten, oder des Tischlers Gustav Walthers Lehrjahre. Eine Erzählung von K. Preusker. Leipz. 1845, bei Heinrichs, 211.
Petschorin, oder: Ein Duell im Kaukasus. Aus den hinterlassenen Papieren eines russischen Offiziers, herausgeg. v. Lermontow. Frankfurt 1845, lit. Anstalt, 216.
Bürger, ein deutsches Dichterleben. Roman von Otto Müller. Frankf. G. Oehler, 225—226.
Elementar-Schreibschule. Eine Anleitung, das Schreiben im sächsischen und im eckig-flüchtigen Ductus nach einer wahrhaft erziehenden Methode zu lehren, von Karl Aug. Zschille. Leipz. 1845, 229.
Ein Wort für die Jesuiten, von Maurilius Moritz, kath. Priester in Aschaffenburg. Frankfurt bei Varrentrapp, 233.
Bilder aus Welt und Zeit, von Dr. Ludwig Frey. Heidelberg bei Hoffmeister, 236.
Tagebuch für das Geschäftsleben auf das Jahr 1846. Vierter Jahrg. Frankfurt bei Benj. Krebs, 255.
Sagen und Geschichten der Stadt Baden im Großherzogthum und ihrer Umgebungen, im poetischen Gewande gesammelt von C. Bauer. Karlsruhe bei Braun, 271.
Allgemeine Zeitschrift für Landwirthschaft und verwandte Gegenstände. Von Dr. F. C. Medicus in Wiesbaden u. Dr. C. Herberger in Kaiserslautern herausgegeben. Verlag von Kunze in Mainz, 277.
Geschichte der Gründung und Fortbildung der deutsch-katholischen Kirche, von Dr. Edmund Bauer. Meißen bei Klinkicht, 284.
Blüthen deutscher Dichter für Kinder von 7—10 Jahren. Ausgewählt von Dr. J. Schenckel, Lehrer in Darmstadt. Verlag von Papst, 287.
Gustav Adolph's Heldentod für die Freiheit der evangelischen Kirche Deutschlands. Ein hist. Gedicht in 4 Gesängen von Dr. G. Friederich. Dritte, neu bearb. Aufl. Frankf. b. Oehler, 294.
Geschichte der Israeliten. Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte derselben. Von Alexander dem Großen bis auf gegenwärtige Zeit. Von Dr. J. H. Dessauer. Erlangen bei Palm, 298.
Deutschlands Eisenbahnen im J. 1845. Karlsruhe bei Macklot, 312.
Kaiser und Narr, histor. Roman von Heribert Rau. Verlag von Brockhaus, 313—314.
Der Mensch in der Mitte der Thiere. Ein Büchlein für Volksschulen von Dr. Kromm. Büdingen bei Heller, 322.
Gedichte von Friedrich Otte, Basel bei Schweighauser, 325.
Gedichte von Th. Kerner, Jena bei Manke, 325.
Der Papierdrache. Jean Pauls letztes Werk. Herausgeg. von Förster. Frankfurt. 1845. Literar. Anstalt, 329.
Frauennovellen von Louise von G. Darmstadt, 1845, bei Jonghaus. 336.
Die konfessionellen Fragen der Gegenwart vom kirchenrechtlichen und theologischen Standpunkte von Dr. Palmer. Darmstadt, Verlag von v. Auw, 353.

Mannichfaltigkeiten,

fast durch alle Nummern gehend.

Frankfurter Theater u. Conzerte.

181. 203. 208. 222 224. 230. 239. 252. 263. 267. 273. 280. 282. 285. 288. 294. 301—302. 315. 318—319. 330. 333. 337. 342. 350. 355.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 179. Dienstag, den 1. Juli 1845.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Bruderliebe.

I.

William Jonson, der sich durch Sklavenhandel in Südamerika ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, kehrte um die Mitte des 18ten Jahrhunderts in sein Vaterland zurück, wo er sich ein herrliches Landgut kaufte, und dasselbe auf's geschmackvollste einrichten ließ. Bald nach dem erfolgten Tode seines jüngeren Bruders erhielt er dessen Tochter zur Pflege, welche die alleinige Erbin des bedeutenden Vermögens ihres Vaters war. William, von einem ungeheuren Ehrgeiz und einer gränzenlosen Habsucht beseelt, konnte dies nur erfreulich seyn; denn der Plan, Elise zu heirathen, und somit zu dem Besitz ihres Vermögens zu gelangen, keimte schon längst in seiner Brust; ja es war sogar die alleinige Ursache, weshalb er wieder in sein Vaterland zurückgekehrt war. Seine ersten Heirathsanträge wußte er auf eine eben so schlaue als einschmeichelnde Weise bei Elisen vorzubringen, die aber natürlich bei dem jungen Mädchen keinen Eingang fanden; sie wies ihn etliche Mal kurz und entschieden zurück. Aufgebracht über ein solches Verfahren, beschloß er, da seine ganze List an der Beharrlichkeit des Mädchens scheiterte, sie gleichsam mit Gewalt zum Altare zu schleppen. Er bewachte sie gleich einem hundertäugigen Argus; keinen ihrer Schritte ließ er unbelauscht; in ihrem Kämmerlein verbrachte sie deshalb oft ganze Tage, und nur selten verstattete sie sich selbst eine kleine Erholung in dem Garten. Dies war die einzige Wohlthat, welcher Elise sich zu erfreuen hatte, und ihr Oheim ahnte trotz seinem Spionenauge nicht, daß dies gerade der Ort war, der ihm gefährlich seyn konnte. Hier, in der stillen Einsamkeit, saß sie einsmals an einem schönen Sommerabende in der Gartenlaube, welche von blühenden Akazien beschattet war. Sie fühlte sich hier am glücklichsten; denn ungehindert konnte sie ihrem beklommenen Herzen Luft machen und von einer besseren Zukunft träumen. Ein etwas entferntes Geräusch schreckte sie jedoch plötzlich auf aus ihren stillen Betrachtungen; sie blickte um sich, und sah zu ihrem größten Erstaunen die lange hagere Gestalt ihres verhaßten Oheims sich ihr nähern.

„Schon wieder hier?" war die argwöhnische Anfrage desselben.

„Mein Oheim wird mir diese kleine Wohlthat nicht auch noch versagen," entgegnete sie schüchtern, „indem ich ja doch schon längst jeden Umgang mit Menschen entbehren muß."

„Das ist meine Absicht nicht," fuhr er gelassener fort.

Er trat zur Laube herein, und setzte sich zur Seite Elisens nieder, die eine furchtbare Angst beschlich, indem sie abermals ein Geräusch vernommen hatte.

„Elise," begann er, indem er sie mit seinen kleinen tückischen Augen liebäugelte, und ein verschmitztes Lächeln über seine Wangen glitt, „wirst Du endlich meinen dringenden Bitten Gehör geben? Sieh, meine Hand, mein Herz, meine Schätze, Alles lege ich mit Freuden zu Deinen Füßen nieder, wenn Du in unsere Verbindung einwilligst."

„Mein Oheim, verschonen — — —"

„Nimmermehr," unterbrach er sie gebieterisch, „laß mich dieses Wort aus Deinem Munde vernehmen! Du weißt, wie ich es hasse. Du kennst meine aufrichtige Liebe zu Dir, und ich fordere endlich Gehorsam." Aufgebracht durch dies Zwangverfahren, entgegnete Elise fest und entschlossen: daß sie nie zu dieser Verbindung ihre Einwilligung geben könne, lieber wolle sie im einsamen Kloster ihre Tage vertrauern. Die entschiedene Antwort des Mädchens steigerte seine Wuth bis zur Raserei, die sich auf seinem funkelnden Antlitz malte, und, indem er von seinem Sitze aufsprang, donnerte er ihr die Worte zu:

„Zum letzten Male habe ich mich vor Dir gedemüthigt, und vergeblich auf Deine Gegenliebe gewartet; nun aber sollst Du meine Rache kennen lernen! Merke Dir Das: heute noch wird der Priester in meinem Hause erscheinen, der uns auf ewig zusammen kettet; dann sollst Du Dich ganz in meinen Willen fügen, und bei geringster Verletzung meiner Gebote werde ich mich der Mittel zu bedienen wissen, deren ich mich, um Menschen zu züchtigen und sie meinem Willen geschmeidig zu machen, noch nicht ganz entwöhnt habe." Mit diesen Worten, die ganz das Gepräge seines schlechten Herzens in sich faßten, ließ er Elise in stummer Verzweiflung zurück.

Theodor von Wellenroth, ein blühender Jüngling, war der Geliebte Elisens. Er hatte bereits seine Studien vollendet, und brachte nun schon ein halbes Jahr im väterlichen Hause zu, um sich irgend einen Stand zu wählen, der mit seiner innern Neigung übereinstimmte; denn von Seiten seines Vaters wurde ihm hierin kein Zwang auferlegt. Er bezeugte eine besondere Vorliebe zum Soldatenstande; allein er konnte sich immer noch nicht entschließen, sich demselben zu widmen, da er befürchten mußte, zu einem entfernten Regimente zu kommen, und somit getrennt von seiner angebeteten Elise zu seyn. Nur in ihrer Gegenwart war ihm das Daseyn Wonne. Da ihm aber der hohe Genuß, mit Elisen zusammen zu seyn, nur selten zu Theil wurde, so benutzte er jede Gelegenheit, zu ihr zu kommen, und wäre es auch nur auf einige Minuten gewesen. Da ihm nur das einzige Mittel zu Gebote stand, über die Gartenmauer zu Elisen zu gelangen, so versäumte er niemals die bestimmte Stunde; er erwartete sie vielmehr mit Sehnsucht, wenn er wußte, daß Elise in der Gartenlaube seiner harrte. Heute konnte er kaum den Augenblick, seine Geliebte zu sehen, erwarten; denn er hatte ihr eine wichtige Kunde mitzutheilen, die das Schicksal ihres und seines Lebens entscheiden sollte. Als er jedoch die Gartenmauer erstiegen hatte, gewahrte er Elisens Peiniger. Er zog sich ganz in der Stille wieder zurück, und hörte die tyrannische Aeußerung des ehemaligen Sklavenzüchters mit an. Klugheit gebot ihm, ruhig zu seyn, sonst würde er sich persönlich an ihm gerächt haben, denn die gerechte Wuth, die er

Digitized by Google

zu unterdrücken für nöthig fand, wollte ihm fast die Brust zersprengen. Aber er wurde dadurch in seinem Vorhaben, das er mit Elisen auszuführen im Begriff war, desto mehr bestärkt. Kaum hatte jener den Garten verlassen, so war er auch mit einem Sprunge über die Mauer gesetzt, und die beiden Liebenden lagen sich eine Zeit lang sprachlos in den Armen, bis endlich Theodor seine Lage zu schildern begann, die für Beide nicht minder betrübend war. Georg, der ältere Bruder Theodor's, hatte längst dessen geheime Liebschaft entdeckt, und da er selbst den Reizen der schönen Elise huldigte, so brachte er es bei seinem Vater so weit, ohne ihm jedoch das geheime Liebesverständniß Theodor's und Elisens zu offenbaren, daß sich jener entschloß, Theodor so bald als möglich zu einem Regimente abzuschicken. Dies war für Theodor ein schreckliches Ereigniß; denn in die Trennung von seiner Inniggeliebten konnte er niemals einwilligen. Er entschloß sich daher, mit ihr zu entfliehen. Er theilte Elisen sein ganzes Vorhaben mit, die auch ohne weiteres Ueberlegen einwilligte; denn länger in den Klauen des barbarischen Oheims zu schmachten, wäre für sie eine Qual gewesen, welcher sie unterliegen mußte. Theodor hatte sich vorgenommen, zu einem Freunde in Italien seine Zuflucht zu nehmen, von dem er im voraus einer guten Aufnahme versichert war. In Begleitung eines einzigen Dieners sollte Abend punkt 11 Uhr, als die passendste Stunde für Elisen, die Reise vorgenommen werden. Nachdem sie Alles aufs genapeste besprochen hatten, schieden sie unter den heiligsten Versicherungen der standhaften Ausführung ihres Planes. Während sich nun die beiden Liebenden in der Stille zur Reise anschickten, rüstete sich mittlerweile auch ein Dritter; und dies war Theodor's hinterlistiger Bruder Georg. Er war, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, auch dies Mal seinem Bruder gefolgt, und hatte somit die Unterredung belauscht, deren Gegenstand ihm deswegen um so willkommener war, als er dadurch seinem längst erwünschten Ziele näher zu kommen hoffte. Georg war einer von denjenigen Menschen, welche kein Mittel zur Erreichung ihrer Absichten scheuen, und die selbst das Heiligste nicht achten, wenn es vortheilbringend für ihre Unternehmungen ist. Er konnte zwar die gefährliche Bahn nicht allein betreten, und hatte sich einen Freund erworben, auf dessen Zuverlässigkeit er rechnen konnte. Dies war Bertram von Rival. Wo es galt, den Saamen des Unkrauts unter die Menschen zu streuen, da war dieser nicht fern. Er fand besonderes Wohlgefallen daran, durch seine Schlauheit Andern ein Unglück zu bereiten. Neben diesem stand dem falschen Bruder noch ein sehr vertrauter Diener zur Seite; jeder hatte eine besondere Rolle zu spielen, und Georg war im Voraus versichert, daß sie dieselben zu seinem Vortheile ausführen würden. Der bezeichnete Tag war gekommen, zur Reise Alles vorbereitet, und sie warteten nur noch die Stunde ab, in welcher das Drama beginnen sollte. Endlich schlug es auf der Thurmglocke halb 11 Uhr; dies war für Bertram das Zeichen, worauf er sich alsbald entfernte. Er ging zu Theodor, bei welchem er sich, kaum eingetreten, erschöpft in einen Lehnsessel warf.

„Ich bin unglücklich, Baron!" stammelte er, und, eine Ohnmacht heuchelnd, ließ er den Kopf auf die Brust herab sinken. Theodor erblaßte über den unerwarteten Ueberfall; allein stets gewohnt, dem Unglücklichen beizustehen, unterließ er es auch dies Mal nicht. Er holte Wein, bestrich Bertrams Schläfe, worauf dieser sich nach und nach wieder erholte und also zu sprechen begann:

„Baron, eine schreckliche Nachricht, welche ich so eben erhielt, sagt mir, daß ich auf ein Mal um mein ganzes Vermögen gebracht worden bin." Er überreichte ihm einige von ihm selbst ausgefertigte Papiere, die seine Enterbung von Seiten seines kurz zuvor verstorbenen Oheims enthielten. Er bat um deren Durchlesung, ob sich nicht vielleicht ein Punkt darin vorfände, der Grund zur Umstürzung des Testamentes geben könnte. Theodor suchte auszuweichen; allein vergebens. Bertram überhäufte ihn so sehr mit Bitten, daß Theodor zuletzt einwilligen mußte; ja schon darum mußte er es, um nicht an sich selbst zum Verräther zu werden. Er erbrach die Papiere und zwang sich zu anscheinender Ruhe, obgleich er in seinem Innern die furchtbarsten Qualen erlitt, so daß er oft ganz verkehrte Worte las.

Jetzt schlug es 11 Uhr, Theodor war in Verzweiflung; doch suchte er sich zu entschuldigen, und gab vor, er sey unwohl, er wolle die Sache morgen vornehmen, was Bertram um so mehr annehmen konnte, da er hoffte, daß sein Freund Georg nun mit der geraubten Beute davon sey. Aber dessen ungeachtet suchte er immer noch durch Fragen und Bemerkungen so viel Zeit zu gewinnen als möglich; allein da Theodor dieselben kurz abwies, so entfernte er sich endlich. Theodor raffte nun Alles, was er nöthig hatte, eiligst zusammen, und verließ sein Zimmer. Unterdessen war Georg in Begleitung seines Dieners mit einem Wagen an den von Theodor und Elisen bestimmten Platz geeilt, wo er dann auch zu seiner größten Freude Elise reisefertig fand. Absichtlich jedes Gespräch vermeidend, reichte er ihr die Hand und zog sie in den Wagen, welcher sogleich davon rollte.

Etwa eine Viertelstunde später erschien Theodor. Das Herz schlug hörbar in seiner angsterfüllten Brust, als er die Stelle leer fand, wo er seine innig Geliebte anzutreffen hoffte. Tausenderlei Fragen durchkreuzten in diesem schrecklichen Augenblicke seine Phantasie. Der Gedanke, Elisens Oheim könnte das Vorhaben entdeckt haben, quälten ihn besonders. Daher hielt er es für rathsam, ganz in der Stille wieder in seine Wohnung zurückzukehren, hoffend, daß ihm der kommende Tag das Räthsel enthüllen werde, welches ihm für jetzt so unerklärlich schien.

(Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Am 22. Juni starb in Darmstadt ein sehr edler Mann, der Oberapellations- und Kassationsgerichtsrath Ernst Höpfner. Geboren am 5. Oktober 1780 in Gießen, ein Sohn des berühmten Institutionisten L. J. F. Höpfner, widmete er sich ebenfalls der Rechtswissenschaft. Ausgezeichnet waren die Erfolge seiner Studien, und schon 1803 erfolgte seine Anstellung als Regierungsassessor, sodann als Hofgerichtsassessor in Darmstadt; 1808 ward er Hofgerichtsrath, 1811 Mitglied des Oberapellationsgerichts. In dieser Stelle, späterhin verbunden mit der eines Kassationsgerichtsraths, blieb er 34 Jahre; ein eifriger, gewissenhafter Wahrer des Rechts, geschätzt von seinen Kollegen, geliebt und verehrt von Jedem, der ihn kannte. Höpfner war Mitglied des ersten Landtags von 1820 und Verfasser der Eingabe, worin ein Theil der damaligen Abgeordneten erklärte, auf das landständische Edikt vom 18. März 1820 keinen Eid leisten zu können. In Folge dieser Eingabe trat Höpfner nebst seinen gleichgesinnten parlamentarischen Freunden von der Kammer aus, und er durfte in seine Zurückgezogenheit das Bewußtseyn mitnehmen, durch jenes entschiedene Verhalten zur späteren Ertheilung der freisinnigeren Verfassungsurkunde wesentlich mitgewirkt zu haben. Höpfner ward seitdem wiederholt vom Vertrauen des Volks zum Abgeordneten berufen, aber erst zum Landtage von 1832 von der Staatsregierung beurlaubt. Auf diesem denkwürdigen Landtage war Höpfner unter den Kandidaten zur Präsidentur, und dann als Mitglied des zweiten (Gesetzgebungs-) Ausschusses thätig. Er gehörte der Oppesition an, und die von ihm als Ausschußmitglied gefertigten Arbeiten sind voll Schärfe des Verstandes und überzeugender Kraft. Die Auflösung des Landtags im November 1833 führte Höpfner zum zweiten und letzten Male von der Bühne des öffentlichen Lebens in den Privatstand zurück; denn für den Landtag von 1834 als Abgeordneter wiederholt gewählt, erhielt er nicht den erforderlichen

Digitized by Google

Urlaub, und 1832 und 1833 zum ordentlichen Mitglied des Staatsraths ernannt, war seine Wiederernennung im Jahr 1834 unterblieben.

Mannichfaltigkeiten.

Als ein Curiosum in der Steiger'schen Entweichungsgeschichte verdient bemerkt zu werden, daß die bestürzte Luzerner Regierung am Tage nach der Flucht Steiger's, den 21., nicht nur die ganze Nacht hindurch patrouilliren, sondern auch eine Wache vor das Loch stellen ließ, aus dem Steiger entkommen war, „aus Furcht, er möchte wieder hineinkommen", wie eine Luzerner Korrespondenz in der „National-Zeitung" ergötzlich berichtet hat.

In einer Allee der elysäischen Felder zu Paris fing sich dieser Tage eine der langen Fransen des weißen Shawls einer jungen und hübschen Dame in dem großen Rockknopfe eines eleganten Modeherrn. Die Dame machte ihren Shawl los, erschöpfte sich in Entschuldigungen und trippelte dann leichten Schrittes davon, bis sie sich unter den Bäumen verlor. Eine Minute später wollte der Modeherr seine goldene Uhr aus der Tasche ziehen; sie war aber mit der Dame verschwunden.

Die in Rußland viele Jahre hindurch für die deutschen Leserkreise verboten gewesenen Zschokke'schen Stunden der Andacht werden jetzt mit höchster Erlaubniß in's Russische (schwerlich vollständig) übersetzt, und finden so vielen Anklang, daß die ersten davon erschienenen sechs Bände bereits in drei Auflagen, 10,000 Exemplare stark, völlig vergriffen sind. Jetzt schreitet man zu einer neuen Auflage, und arbeitet an Uebersetzung des 7ten und 8ten Bandes.

Die „Pesther Ztg." meldet folgenden komischen Vorfall, welcher sich auf dem Dampfschiffe „Franz", das jüngst stromaufwärts nach Pesth fuhr, ereignete. Ein nicht sehr zur Verschwendung geneigter Passagier begnügte sich mit einem Glas Wasser, um keine große Zeche zu machen. Das Unglück wollte aber, daß er das Glas zerbrach. Um es nicht bezahlen zu müssen, warf er es hastig durch das Cajütenfenster, welches er offen glaubte. Leider aber hatte ihn die reine allzu durchsichtige Scheibe getäuscht, und ein furchtbares Geklirre, dem ein allgemeines Gelächter folgte, belehrte ihn über seinen komischen Irrthum.

(Berlin.) Es scheint doch nicht, daß die Stadt mit der englischen Gascompagnie in Prozeß gerathen werde, wie man befürchtet hatte. Letztere hat vielmehr das Röhrenlegen, womit die Stadt nun schon seit einigen Wochen begonnen, ruhig mit angesehen, ohne zu protestiren, vielleicht aus dem Grunde, weil sie bei den Gerichten höchst wahrscheinlich den Kürzern gezogen hätte und dann in den Fall gekommen wäre, der städtischen Anstalt aus eignen Mitteln noch hülfreiche Hand leisten zu müssen.

Die sagenberühmte Insel Rolandswerth (jetzt Nonnenwerth) ist ein so gesunder Aufenthalt, daß, alten Berichten zufolge; dort keine Nonne vor ihrem Jubeljahre starb.

Lucca erhielt unter Rudolph von Habsburg seine Freiheit für 12,000, Florenz für 6,000 Dukaten.

Der 76jährige Vater des unglücklichen Steiger wohnt mit einer blinden Tochter in Sursee. Als er am Pfingstfeste, auf seinen Stab gestützt, aus der Kirche kam, verfolgte ihn ein wüthender Volkshaufen mit Schimpf- und Spottreden. Der Alte ertrug Alles mit der größten Geduld, dadurch wurde die Wuth der Bösewichter nur noch verstärkt. An seinem Hause riß man ihn von der Treppe herunter und würde ihn getödtet haben, wären nicht vernünftige Leute herbeigeeilt und hätten ihn aus den Händen der Wüthenden befreit.

(Danzig.) In der evangelischen Kirche in Rosen bei Creuzburg wird jetzt ein geschnitztes Altarbild der heiligen Jungfrau den Gläubigen gezeigt und vor demselben geopfert; wenigstens berichtet so die hiesige Zeitung. — Kürzlich sind auch in unserer Provinz wieder ein paar Fälle vorgekommen, die den Beweis liefern, daß hier zu Lande noch mancher alte Aberglaube spukt. In Strezepez wurde Nachts die Leiche eines Frauenzimmers wieder ausgegraben und ihr mit einem Spaten der Kopf abgestochen, weil man sie für einem Vampyr hielt und in Miloßewo hat eine Frau ihrem Kinde den Hals abgeschnitten, damit durch dasselbe die Erbsünde nicht fortgepflanzt werde. Welche Symptome in unserer Zeit! (Königsb. Allg. Ztg.)

Die Herren Ruge, Herwegh, Freiligrath, Heinzen und Feuerbach haben sich am Zürcher See häuslich niedergelassen, um sich etwas abzufrischen.

Der Hengstenbergischen evangelischen Zeitung ist der amtliche gute Rath gegeben worden, sich in ihren Ausdrücken zu mäßigen, da sie durch ihr rücksichtsloses Auftreten die Sache des Christenthums gefährde.

(Tübingen, 21. Juni.) Seiner Zeit wurde in den Zeitungen der schreckliche Mord besprochen, den J. G Hiller von Oberjettingen den 6. März v. J. an seinen Kindern, theils aus Fanatismus, theils aus Nahrungssorgen, vollbrachte. Gestern ist nun in öffentlicher Schlußverhandlung das Enderkenntniß dieses traurigen Prozesses gesprochen worden, welches dahin lautet: „daß der Angeschuldigte wegen Todtschlags (Art. 243 des Strafgesetzbuchs) zu einer Zuchthausstrafe von 18 Jahren zu verurtheilen und in sämmtliche Prozeßkosten zu verfällen, dagegen hinsichtlich des Vorbedachts des Mords von der Instanz zu entbinden sey."

Korrespondenz.

Hamburg, 23. Juni.

Theaterbericht.

Unsere beiden Theater machen ungewöhnliche Anstrengungen und bieten die mannigfaltigsten Genüsse, um das Publikum während der schönen Jahreszeit zu sich heranzuziehen. Im Stadttheater: italienische Oper, eine russische Tänzerin, Gastspiele, die neuesten deutschen Dramen ꝛc. Im Thaliatheater: die Hagn, Hr. Baumeister und Nebelbilder des Hrn. Laschott. Die italienischen Sänger setzen ihre Vorstellungen mit dem größten Beifalle fort und weigern sie Fremde versichern, selten so ausgezeichnete Gesangsleistungen gehört zu haben. Die Damen Bietti, d'Alberti und Moltini, so wie die Herren Benedetti, Leipelli und Mirovieci ernten bei ihrem jedesmaligen Auftreten stürmischen Applaus und machen wahres Furore. Neu waren in diesen Tagen Mercadante's „Giuramento" und eine treffliche Darstellung des „Otello", in der wir die Bekanntschaft eines neuen ersten Tenors, Hrn. Mei, machten. Die russische Tänzerin, Dem. Andrianova, die von hier nach London geht, um mit der Cerito zu tanzen, hat man mit Recht eine nordische Taglioni genannt. Dem. Bayer ist nach Dresden zurückgekehrt; ihr Gastspiel hat einen sehr vortheilhaften Eindruck zurückgelassen. Sie ist eine gediegene, wahrhaft gebildete und gewandte Künstlerin, die sich jedoch für das Tragische bei weitem weniger eignet, indem es ihr dazu am Schwunge der Phantasie und der eigentlichen Genialität mangelt. An ausgezeichneten Gästen erwartet das Stadttheater zunächst Dem. Enghaus aus Wien, einem frühern gefeierten Liebling unseres Publikums, der mit Freuden begrüßt werden wird; dann die schnell berühmt gewordene Sängerin Marra, ebenfalls von Wien, den Tenoristen Härtinger von München und Dem. Tuczek von Berlin. Unsere kleine Philomele Jazedo ist nach längerer Abwesenheit von der Bühne aufs neue engagirt und bei ihrem Debut in den „Krondiamanten" sehr freundlich aufgenommen; mit der letzteren Peroni-Glabbrenner, die in mancher Hinsicht die Hagn übertrifft, soll unsere Direktion in Unterhand-

Digitized by Google

lungen stehen und die neue erste Liebhaberin Dem. Wilhelmi trifft im Laufe des nächsten Monats ein. Leider steht uns auch wieder ein Verlust bevor. Baison, der auf Einladung des Hrn. v. Küstner in Berlin mit glänzendem Erfolge gastirt, wird, wie das Gerücht sagt, nur auf kurze Zeit zurückkehren und soll in Berlin bereits ein höchst vortheilhaftes, lebenslängliches Engagement abgeschlossen haben. Nun, ein Glück für unsere Bühne, wir haben den Mann, der bei seiner Jugend, seinem Talente und seinem Fleiße im Stande seyn wird, in vielen Rollen Hrn. Baison allmälig zu ersetzen — es ist Hr. Schneider. An Schauspielen sahen wir in der letzten Woche die alte Birch-Pfeiffer'sche „Pfefferröschen" mit neuer Besetzung; die wackern Leistungen der Dem. Bräutigam (Röschen) und der Herren Hesse (Kaiser), Grunert (Antonio) und Schneider (Sonnenberg) fanden lebhafte Anerkennung. Gestern Abend ging Deinhardtstein's neuestes Lustspiel: „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten" in Scene, das besonders wegen seiner modernen Tendenzen und Bezüge ungemein ansprach. Hr. Konzertmeister Ballin beabsichtigt, während der Saison eine Kunstreise nach Helgoland und Norderney zu machen; zunächst hat er, mit freundlicher Unterstützung der italienischen Operngesellschaft ein Konzert in Harburg arrangirt.

Weimar, 25. Juni.

Gestern war der Geburtstag unseres Erbgroßherzogs; am Abend dieses Tages ward im Theater gegeben: „Romeo und Julie" nach Shakspeare. Mit dieser Tragödie wurde die Bühne für diesen Sommer geschlossen. — Dem bei Artaria und Fontaine in Mannheim erschienenen Gemälde von Correggio, „la Madonna della scodella", in Kupfer gestochen von Paolo Toschi, ist zum Schutz gegen Nachstich für den Bereich des Großherzogthums ein Privilegium auf 20 Jahre ertheilt worden. Bei einer Geldstrafe von 500 Thlrn. darf Niemand den gedachten Kupferstich, so lange die Platte desselben noch nutzbar ist, auf künstliche Weise nachbilden. — Vor mehreren Tagen machte Dem. Agthe von hier als Amine in der Nachtwandlerin ihren ersten theatralischen Versuch, welcher so glücklich ausfiel, daß sie kurz darauf auf höheren Wunsch in derselben Rolle noch einmal auftrat. Läßt sich nun das Talent bei dieser jungen Dame für die Bühne nicht verkennen, so heißt es doch offenbar den Enthusiasmus zu weit getrieben, wenn man einer angehenden Künstlerin schon bei ihrem zweiten Auftreten Lorbeerkränze zuwirft. Mit welchen Ehrenbezeigungen will man sie überraschen, wenn sie nach einigen Jahren sich wirklich als Künstlerin bewähren sollte? Bei dieser Gelegenheit hat man deutlich die Bemerkung gemacht, daß auch hier das verächtliche Cliquenwesen immer kühner das Haupt erhebt, was für die Kunst und für Künstler nur bedauerlich ist. — Heute erfolgte hier das Begräbniß der Mad. Durand, einer beliebten Schauspielerin, die besonders im Rollenfache der Mütter sehr glücklich war. Ihr Tod wird von Allen, die sie kannten, tief beklagt.

Bad Langenschwalbach, im Juni.

In dem Bericht in Nro. 167 d. Bl. über eine Eisenbahn durch das Herzogthum Nassau wird von dem Einsender gewünscht, dieselbe durch den Camberger-Grund zu führen, wobei er die bedeutende Anzahl von Dörfern und einzelnen Höfen auf 19 anschlägt und dagegen gerade die schönste Gegend mit einer größeren Anzahl von Ortschaften (die Aargegend) zu verdunkeln bemüht ist. Wir meinen, daß der geehrte Hr. Korrespondent mit der Oertlichkeit und geographischen Lage des Herzogthums Nassau wenig vertraut ist, sonst würden wir auf jeden Fall sein Zugeständniß besitzen, daß von Biebrich nach Dietz, die Städte mitgerechnet, sich 21 Ortschaften befinden.*) Dazu muß bemerkt werden, daß berührte Gegend einen größeren Kreis von Interessantem jeglichem Reisenden darzubieten im Stande ist, als die Gegend des Camberger Grundes. Was Schwalbach's und Schlangenbad's 500 Kurfremden betrifft, so scheint Korrespondent insofern ein Neuling zu seyn, indem er sich des alten Rufes der beiden weit- und breit-berühmten Bäder nicht mehr zu entsinnen vermag. Die Gästezahl beider beläuft sich — dies sey zum Ueberfluß gesagt — in jeder Saison auf mehrere Tausende. Der geehrte Hr. Korrespondent kann sich am besten davon überzeugen, wenn er einen Blick in die Kurliste wirft, die zweimal per Woche, und zwar am Dienstage und Freitage erscheint, und deren ganze Lieferung gegen Vorausbezahlung nicht mehr als fl. 1 36 kr. kostet.

*) Diese sind: Biebrich, Schiersteln, Neudorf und Rauenthal, Schlangenbad, Wambach, Bärstadt, Schwalbach, Adolphseck, Hohenstein, Michelbach, Michelbacher Hütte, Hausen, Rukertshausen, Schiersheim, Hahnstädten, Ober- und Nieder-Reifsen, Flach, Freidietz, Dietz, ohne die in nächster Nähe sich befindenden Mühlen.

Mainz, 28. Juni.

Vorgestern traf der königl. preuß. Hr. Generallieutenant v. Aster, General der Infanterie und Chef der Genie- und Pionnier-Corps, hier ein und nahm sein Absteigequartier im „Europäischen Hofe." — Ueber die Anwesenheit Ih. k. Hoh. der Frau Herzogin von Kent, Mutter der Königin Victoria, die einige Tage in demselben Gasthofe verweilte, erfahren wir, daß Höchstdieselbe am Sonntage dem Gottesdienste nach dem Ritus der anglicanischen Kirche in der St. Michels-Kapelle beiwohnte, daß Sie Nachmittags die neue Anlage besuchte und daß das k. k. österr. Musikcorps am Morgen Ihrer Abreise vor dem Hotel mehrere Musikstücke ausführte, worüber die Prinzessin Ihre Zufriedenheit laut zu erkennen gab. — Ein bis jetzt unerklärbarer, sehr trauriger Vorfall beschäftigt dermal hier alle Gemüthee: Seit 11 Tagen wird ein hiesiger Geschäftsmann, Hr. G., vermißt und alle Nachforschungen, um sich über sein Schicksal einige Gewißheit zu verschaffen, waren bis jetzt fruchtlos. Die polizeilichen und die von Gerichts wegen angestellten Untersuchungen liefern ohngefähr folgende Resultate: Am Abende seines Verschwindens kam Hr. G. gegen 10 Uhr in eine hiesige Bierbrauerei, wo auch Billard gespielt wird; dort traf er mehrere Bekannte, unter Andern auch einen aus der preuß. Rheinprovinz gebürtigen jungen Mann, der in einem hier liegendern k. preuß. Regimente als Freiwilliger diente. Dieser junge Mann äußerte in seinem Gespräche mit G., er sey seines Lebens müde und er werde sich in's Wasser stürzen; G. suchte ihm diese Gedanken auszureden, da er aber stets dabei beharrte, so beobachtete er ihn genauer und als er wegging, folgte er ihm nach. Es war damals nach 11 Uhr und seitdem hörte man nichts mehr von ihm. Ein dritter junger Mann, der das Gespräch des Freiwilligen und des G. angehört hatte und Beide kannte, ging ihnen nach, als sie das Haus verließen und sagte am folgenden Tage aus, sie wären, laut sprechend, in einer Entfernung von ohngefähr 50 Schritten vor ihm her nach der Rheinbrücke gegangen; als sie beinahe auf der Hälfte derselben gewesen, hätte er bemerkt, daß ihr Gespräch lauter geworden sey, daß sie sich angefaßt hätten und dann wäre der Kleinere (G) zuerst und dann der Größere in's Wasser gesprungen, oder gefallen; ob das Eine oder das Andere, habe er in der Dunkelheit nicht erkennen können. Der Eine (wahrscheinlich G., ein guter Schwimmer) sey eine Weile geschwommen und habe dann um Hülfe gerufen; er sey so erschrocken gewesen, daß er nicht daran gedacht hätte, nach Hülfe zu rufen, sondern er sey, ohne etwas zu sagen, nach der Stadt geeilt. Diese Aussage soll auch bei andern Gelegenheiten wieder anders gemacht worden seyn, so daß sie an ihrer Glaubwürdigkeit verloren hätte. Sey dem, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß die Leiche des Freiwilligen in Oestrich im Rheingau gelandet worden ist, währenddem von G. noch nichts gefunden wurde. Andere Zeugen machen Aussagen, die jene des jungen Mannes als unwahrscheinlich darstellen, die sich aber vorzüglich darauf gründen, daß G. eine werthvolle Uhr mit goldener Kette, eine wohl gespickte Börse und ein Portefeuille mit Wechseln bei sich hatte und daß er dadurch, wie der im vorigen Winter ermordete Reef, Anlaß zu seiner Ermordung und Beraubung gegeben haben könnte und später wie jener vielleicht aufgefunden würde. So viel scheint sicher, daß G. an einen Selbstmord nicht dachte; er war nichts weniger als trübsinnig und seine Verhältnisse der Art, daß er damit vollkommen zufrieden seyn konnte. — Reef fehlte auch einige Monate, ehe man seine Leiche entdeckte; die Gewißheit über das Schicksal des unglücklichen G. wird auch nicht lange auf sich warten lassen.

Mainwasser-Wärme.

Den 29. Juni, Abends: 15 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 30. Juni. (Zum Vortheil des Hrn. Wiegand, als letztes Auftreten desselben vor seinem Abgang von der Bühne): Der Wasserträger, Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 1. Juli. Erziehungsresultate, oder: guter und schlechter Ton, Lustspiel in 2 Abth., von E. Blum. (Gastrolle) Margaretha Western: Fräul. Jahn, vom kurfürstl. Hoftheater zu Kassel. Vorher geht: Der zerbrochene Krug, Lustspiel in einem Act, von Kleist.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 180. Mittwoch, den 2. Juli 1845.

Bruderliebe.

(Fortsetzung.)

II.

Mit Tagesanbruch wurde es lebendig im Schlosse des Grafen von Wellenroth, welches unmittelbar an das schöne Landgut Jonson's angränzte. Theodor, welcher die ganze Nacht wenig geschlafen hatte, wurde aufmerksam. Er sah zum Fenster hinaus, und gewahrte ein auffallendes Hin- und Herrennen unter der Dienerschaft des Hauses. Er hielt es jedoch für bedeutungslos; und da er mit ganz andern Dingen beschäftigt war, nahm er auch weiter keine Notiz davon; er schloß sogleich wieder das Fenster, setzte sich in einen Lehnstuhl und verfiel in ein tiefes Nachdenken, aus dem er jedoch bald geweckt wurde. Bertram's Rolle war noch nicht ganz zu Ende gespielt. Ein starkes Anklopfen weckte Theodor aus seinem starren Hinbrüten, und ehe er sich noch recht sammeln konnte, stand jener schon vor ihm. Zerstört flogen die Haare um seinen ränkevollen Schädel; in vollem Athem, welcher den herzlichen Antheil an Theodor's Schicksal bekunden sollte, rief er ihm zu:

„Haben Sie noch nicht vernommen, Baron, das Unglück, welches Sie betroffen hat?"

Theodor, einer Bildsäule gleich dasitzend, erwiederte nicht eine Sylbe.

„So eben," fuhr Bertram fort, „verbreitet man das Gerücht, daß in vergangener Nacht Ihr Bruder Georg mit Ihrer angebeteten Elise entflohen sey."

Theodor sprang wie ein Wahnsinniger nach der Thüre, und rief: „Auf! laßt uns ihnen nacheilen! vielleicht können wir sie noch erreichen!"

„Bemühen Sie sich nicht, Baron," trat Bertram ihm in den Weg. „Alle Vorkehrungen sind getroffen; Boten sind nach allen Seiten ausgesandt, um sie einzuholen."

„Ich werde sie ereilen!" rief Theodor. „Die Liebe wird mir Kraft verleihen! Und wären sie am Ende der Welt, ich würde sie doch finden! Dann aber Wehe dem Frauenräuber! Wehe dem unnatürlichen Bruder!"

„Frauenräuber?" lächelte Bertram. „Bin ich doch ganz anders unterrichtet; und da ich oft Augenzeuge ihrer Zusammenkunft war, so wäre ich wohl im Stande, Baron, Sie eines Andern zu überzeugen."

„Wie so?" stutzte Theodor.

„Meine Freundschaft für Sie ist zu groß," erwiederte Bertram kalt, als daß ich Ihnen die Wahrheit vorenthalten sollte."

„Nur schnell," bat Theodor, „nur schnell, ich bitte Sie!"

„Wie konnten Sie so verblendet seyn, Baron? Hätten Sie meine frühere Freundschaft nicht verschmäht," fuhr der listige Seelenmäkler fort, „ich wußte schon längst, daß Ihr Bruder Georg in geheimem Liebesverhältniß mit Elisen stand. Sie suchte sie, Baron, nur so lange zu täuschen, bis sich eine günstige Gelegenheit darbot, mit ihm zu entfliehn."

Theodor wollte eben aufspringen und den Bösewicht wegen dieser Lüge züchtigen; allein stets gewohnt, mit Besonnenheit zu handeln, zog er es auch dies Mal vor, und beschloß, ihn erst gehörig auszuforschen, aber dann nach Gebühr zu belohnen.

„Gründet sich diese Aussage auf Wahrheit?" fragte Theodor düster.

„Allerdings," entgegnete jener. „Dieser Brief, welchen ich so eben durch einen Boten erhielt, wird Ihnen nähere Auskunft hierüber ertheilen."

Theodor ergriff hastig den Brief und las:

„Lieber Freund Bertram!"

„Endlich sind wir an dem längsterwünschten Ziele. Meine theure Elise fühlt sich glücklich in meinen Armen; sie schwur mir treue Liebe bis in den Tod. Freue Dich mit mir, lieber Freund, ich bin der glücklichste Mensch auf Erden! Wir sind vollkommen in Sicherheit, und haben Nichts mehr zu fürchten. Meine geliebte Elise kann nur die Zeit nicht erwarten, bis der Priester erscheint, der uns auf ewig vereinen soll.

Lebe wohl!

Georg v. Wellenroth."

Theodor konnte sich nicht mehr aufrecht halten, er sank auf seinen Lehnstuhl zurück, und bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht.

„Ich fühle Ihren gerechten Schmerz," sprach Bertram im mitleidsvollen Tone, „und nehme herzlichen Antheil an Ihrem Schicksale. Wenn man treu und wahrhaft liebt," fuhr er mit höhnischem Lächeln weiter, „und sich am Ende doch betrogen sieht, das muß eine Qual seyn, die nur Der ermessen kann, dem es widerfahren. Sonderbar, Baron, daß Sie niemals an Elisen wahrgenommen, daß — — —"

„Wie konnte ich einen Teufel in der Gestalt eines Engels vermuthen!" donnerte Theodor auf, wie im Ausbruch eines Verzweifelnden. „Die Gefühle so zu heucheln, das kam mir nicht im entferntesten in den Sinn."

So, von dem tiefsten Schmerz ergriffen, wüthete Theodor noch eine Weile fort, und der lauernde Bösewicht Bertram weidete sich im Stillen, daß das Gift, welches er in Theodor's Busen gestreut, die beabsichtigte Wirkung hervor brachte. Endlich hielt Theodor inne; ein Gedanke fuhr ihm wie ein Blitzstrahl durch die Seele. Er suchte Bertram zu entfernen. Jetzt, nachdem er allein war und etwas ruhiger geworden, empfand er erst die ganze Größe seines Unglücks. Er sprach mit bitterer Wehmuth:

„Ist das der Lohn für meine gränzenlose Liebe? — Hing ich darum mit ganzer Seele an ihr? —" Dann versank er wieder in ein tiefes Nachdenken; seine Brust wallte stärker; er schien mit

Digitized by Google

einem Gedanken zu kämpfen, dem anfangs seine kindlichen Gefühle widersprachen. Doch zuletzt wurde er Meister desselben. Er sprang auf, stürzte zur Thüre hinaus, schwang sich auf sein Roß, und bald lag die Stadt hinter seinem Rücken.

Nicht lange dauerte es, so war Elisens Flucht in Jedermanns Munde. Dem alten William war dies höchst unangenehm; es wäre ihm lieber gewesen, wenn es Niemand erfahren hätte; denn Elise, so dachte er, würde die Welt nach und nach vergessen haben, und er genösse alsdann ihr Vermögen, welches er in Händen hatte, in Ruhe. Er gab sich deßhalb auch keine Mühe, Elisens Aufenthalt auszuforschen, oder gar Boten auszusenden, dieselbe wieder zurück zu bringen. Anders verhielt es sich dagegen mit dem alten Grafen von Wellenroth, als er die Kunde vernahm von der plötzlichen Entfernung seiner beiden Söhne; namentlich empörte ihn, was ihm nun klar geworden, der schändliche Verrath des ältesten, den er nie mehr vor sein Angesicht treten zu lassen und enterben zu wollen schwur.

(Fortsetzung folgt.)

Am Geburtstag eines Freundes.

(Von Wilh. Wagner.)

Das Alter naht, o Freund, doch kommt es leise
Und unvermerkt und wir gewahren's kaum.
Allmählig rücken wir in neue Kreise;
Wir seh'n umher, es ist uns wie ein Traum.
Nur Blatt um Blatt ward uns der Lenz genommen;
Nicht über Nacht erschlafft des Mannes Arm.
So sind die Jahre nach und nach gekommen;
Doch schadet's nichts, denn unser Herz blieb warm.

Schön ist's im Thal, dort unter'm grünen Wipfel
Der Bäume, dort am kühlen Quellenrand;
Doch schön ist's auch hier auf des Berges Gipfel,
Wo unser Auge weit hin schaut in's Land.
Schön ist's im Thal, bei Mädchen und bei Liebe,
In heiterer Genossen munterm Schwarm;
Doch schön sind auch des Alters stille Triebe,
Die friedlichen, denn unser Herz blieb warm.

Ob manche Träume mit dem Lenz auch sanken,
Ob manches Feuer wir auch sah'n verglüh'n,
Es blieben uns die Schwingen der Gedanken,
Es blieb uns, Freund, des Geistes Immergrün.
So lang' wir ihn, den heitern Geist, bewahren,
Drückt uns die Sorge nicht, umhüllt uns kein Harm.
Wie Mancher altert früh schon vor den Jahren!
Uns kümmert's nicht, denn unser Herz blieb warm.

So mag das Alter uns entgegen rücken!
Im Wechsel nur bleibt unser Leben wach.
Jetzt werden wir die Alpenrosen pflücken;
Sonst pflückten wir die Veilchen an dem Bach.
Nur Thoren können wünschen und erflehen,
Daß ihrer sich der Zeitengott erbarm'.
Der Zukunft wollen wir entgegen sehen
Mit frohem Muth, denn unser Herz blieb warm.

Dr. Steiger's Flucht aus der Luzerner Gefangenschaft.

** Baden, Canton Aargau, 28. Juni.

Die flüchtige Notiz, welche ich Ihnen am 20. in Betreff von Dr. Steiger's Befreiung und dessen glücklicher Ankunft in Zürich mittheilte, war zwar in der Hauptsache ganz richtig, enthielt aber einige kleine Irrthümer in den Einzelnheiten, die sich nicht besser berichtigen lassen, als durch folgende, aus zuverläßiger Quelle geschöpfte Erzählung des Hergangs, wie sie die schweizerische „National-Zeitung" vom 24. enthält: „Der Entschluß, Dr. Steiger, selbst mit Aufopferung der eignen Freiheit, ja sogar des Lebens, zu befreien, wurde schon vor Monaten in Zürich, das beim Freischaarenzug durch die jenen Canton stets charakterisirende uneidgenössische Selbstsucht und berechnende Kaltherzigkeit so viel verschuldet, von einem Manne gefaßt, dem, zu seiner Ehre sey's gesagt, gewiß nur Wenige ein solches Wagniß zugetraut hätten, nämlich von Hrn. Groß, Wirth im Café littéraire daselbst. Er reiste deßhalb mehrmals, um weniger Aufsehen zu erregen, mit seiner Schwägerin, Jungfer Boßhardt, nach Luzern, um die Verhältnisse genau kennen zu lernen und sich mit Leuten in Verbindung zu setzen, die ihn in seinem Vorhaben unterstützen könnten. Diese fanden sich denn auch bald, ohne daß Hr. Groß zu Bestechung seine Zuflucht nehmen mußte. Alles, was er den drei zur Ausführung seines Plans bereitwilligen Landjägern, Kaufmann, Birrer und Hoffmann, anbieten konnte, war der Dank und die Erkenntlichkeit der überwiegenden Mehrheit der schweizerischen Nation. Der greise Wachtmeister Kaufmann, ohnehin ein sehr wohlhabender Mann, Besitzer eines eignen Hauses und eines Spezerei-Ladens in der Stadt Luzern, hätte seine einunddreißigjährige Dienstzeit gewiß nicht um schnödes Geld mit einer That beschlossen, die ihm sein Gewissen als verwerflich bezeichnet haben würde. Er und seine Gefährten sahen, daß Steiger das Opfer einer abscheulichen Tyrannei werden sollte, und das wollten sie mit Einsetzung ihres Lebens verhindern, des Dankes der liberalen Schweizer gewiß. Sie bewerkstelligten die Sache so: Eine kurze Abwesenheit des Thurmwartes benutzend, machte Korporal Birrer als Stellvertreter desselben einen Abdruck von dem Schlüssel zu dem Gefängnisse und schickte ihn nach Zürich, wo ein Dutzend Exemplare darnach verfertigt wurden. Fataler Weise paßte kein einziger. Birrer richtete aber einen zurecht, so daß damit die Thüre geöffnet werden konnte. Vor dieser Thüre stand in einem Vorzimmer beständig ein Landjäger, der von Stunde zu Stunde abgelöst wurde. Ein doppelter Wachtposten stand vor jenem Vorzimmer und eine ganze Abtheilung Soldaten befand sich eine Treppe hoch in einer an den Thurm stoßenden Stube. Man konnte also Hrn. Steiger unmöglich auf dem Wege aus dem Thurme führen, auf welchem er dahin gebracht worden war. Glücklicherweise zeigte sich im zweiten Stocke des Thurms eine Stelle an der sonst so dicken Mauer, die inwendig mit Brettern vernagelt und nur riegelwandartig zugemauert war. Diese Oeffnung führte auf den Heuboden einer anstoßenden Scheune. Als nun Alles gehörig verabredet war und die Stunde (11 — 12 Vorm.) erschien, wo alle drei Landjäger zugleich auf ihren Posten waren, da öffnete der im Vorzimmer Wache haltende Hoffmann mit dem nachgemachten Schlüssel Steiger's Gefängniß, führte ihn die Treppe hinauf und schob ihn durch das geöffnete Mauerloch dem auf dem Heuboden wartenden Wachtmeister Kaufmann zu. Hoffmann machte dann das Loch mit Brettern wieder zu, schloß Steiger's Gefängniß wieder ab und stand Wache wie sonst, bis man ihn nach etwa ¾ Stunde ablöste. Indessen wurde Steiger von dem braven Kaufmann in eine Landjäger-Uniform gesteckt und durchschritt dann mit ihm ganz ruhig die Stadt. Aber nahe an der Hauptwache begegnete ihnen der Ronde-Offizier. Ganz gefaßt, ließ sich der Wachtmeister mit ihm in ein kurzes Gespräch ein. Steiger ging, von Angst getrieben, etwas rascher vor-

Digitized by Google

wärts, so daß Kaufmann, um allen Verdacht abzuwenden, ihm zurief: „Ite, wart' doch! Es pressirt ja nüd." Bei der Hauptwache angelangt, wollte die Schildwache Beide, ohne sie anzurufen, passiren lassen. Der Wachtmeister war auch hier vorsichtig genug und machte der Schildwache Vorwürfe, daß sie ihre Pflicht nicht gethan. Von da an gelangten Beide glücklich zu dem Schopfe vor dem Wäggis-Thor, wo ihrer Jungfer Boßhardt in einem Zweispänner harrte. Die Pferde wurden nun so sehr angetrieben, daß sie die fünf Stunden schlechten Wegs bis Knonau in ein und drei Viertelstunden zurücklegten. Es war drei Uhr, als sie dort ankamen und Dr. Steiger's Befreiung glücklich vollendet war.

Für Freunde der Architektur, Skulptur und Malerei.

Die wichtigste, in's praktische Leben am meisten eingreifende und nützlichste aller Künste ist die Baukunst, weßhalb sie auch, aus dem Bedürfniß und der Nothwendigkeit hervorgegangen, die älteste ist. Sie lehrt uns unsere Wohnungen bequem und dauerhaft errichten, und wie sie in dieser Beziehung allen Einzelnen angehört, so auch der Oeffentlichkeit und den Zwecken derselben. Ihr verdanken wir jene prangenden und weit ausgedehnten Paläste, jene erhabenen und großartigen Dome, jene mächtigen und auf stolzen Pfeilern ruhenden Brücken und andere Werke des Fleißes menschlicher Hände und der Kühnheit menschlichen Geistes, deren Anblick uns mit Staunen und Bewunderung erfüllt. So wichtig und edel nun die Baukunst erscheint, so schwierig ist das Studium derselben. Hand- und Hülfsbücher, die es erleichtern, sind demnach von großer Wichtigkeit und der besonderen Beachtung nicht nur der Baukünstler, sondern auch aller Gebildeten würdig.

Wir glauben nicht unterlassen zu dürfen, auf ein Werk dieser Art aufmerksam zu machen, welches im Verlage von G. W. Mettenius in Frankfurt a. M. erschienen ist, auf die: Sammlung der vorzüglichsten Denkmäler der Architektur, Sculptur und Malerei, vorzugsweise in Italien vom vierten bis zum sechszehnten Jahrhundert in 3335 Abbildungen auf 328 Kupfertafeln in Folio, gesammelt und zusammengestellt durch J. B. L. G. Seroux d'Agincourt, nebst Einleitungen und erläuterndem Texte, herausgegeben von A. Ferd. von Quast.

Seroux d'Agincourt's Meisterwerk wird hier dem kunstliebenden Publikum zu einem Preise überliefert, welcher dessen Anschaffung selbst dem Wenigbemittelten möglich macht. Die erste Ausgabe dieses Werkes, mit französischem Texte, kostete Fr. 720 oder fl. 350 und fand nichts desto weniger vielseitige Verbreitung, da ihr Herausgeber Vorzügliches geliefert, vieljährige und gründliche Studien gemacht und einen großen Theil seines Lebens auf die Lösung seiner Aufgabe verwendet hatte. Sehr wenige der von ihm gegebenen Abbildungen waren bis dahin veröffentlicht worden und der größte Theil ist es auch bis jetzt nirgends anderswo. Trotz der anerkannten Verdienstlichkeit dieses Werkes war die Benutzung desselben bis jetzt wegen des hohen Preises doch verhältnißmäßig nur Wenigen vergönnt. Durch die später in Berlin erschienene Ausgabe wurde diesem wesentlichen Mangel nur theilweise abgeholfen, indem der Preis von Rthlr. 32 dieses Werk immer noch nicht dem größeren Publikum zugänglich machte. Die Verlagshandlung von G. W. Mettenius in Frankfurt a. M. hat nun endlich eine so billige Ausgabe veranstaltet, daß deren Anschaffung eine allgemeine zu werden vermag, indem der Preis der ganzen Sammlung auf fl. 21 herabgesetzt worden ist. Auch wird jede der drei Abtheilungen des Ganzen einzeln abgegeben, welche Abtheilungen in Architectur, Sculptur und Malerei zerfallen.

Da die genannte Verlagshandlung bei ihrem mit großem Kostenaufwande verknüpften Unternehmen auf einen möglichst ausgedehnten Absatz gerechnet hat, so wäre dieser demselben nicht nur zu wünschen, sondern steht auch bei dem anerkannten Werthe und der Brauchbarkeit des Werkes zu erwarten. Möge Hrn. G. W. Mettenius die verdiente Aufmunterung von Seiten zahlreicher Künstler und Kunstfreunden zu Theil werden! W.

Mannichfaltigkeiten.

(Bamberg, 28. Juni.) Der Dienst des Main-Dampfschiffes zwischen hier und Schweinfurt ist bis jetzt, ungeachtet einige Mal der schnelle allzu hohe Wasserstand ihn zu erschweren drohte, in der größten Regelmäßigkeit ununterbrochen geblieben. Vorzügliche Annehmlichkeit ist für die Reisenden das pünktliche Zusammentreffen des Bootes mit den Eisenbahnfahrten und die prompte Beförderung von Schweinfurt nach Kissingen und Würzburg. Durch diese sehr zweckmäßige Einrichtung ist denn auch der Gebrauch des Dampfschiffes so stark, daß es gewöhnlich von 60 bis 70 Reisenden besetzt ist. Interessant erscheint, daß die Feuerung nicht mehr mit Steinkohlen von der Ruhr, sondern aus den inländischen Gruben bei Stockheim oberhalb Kronach und zwar vollkommen gut besorgt wird.

Helgelander Schiffer erzählen Folgendes: „In einem Erdhügel auf ihrer Insel, welcher geschleift werden sollte, fand man einen marmornen Sarkophag mit einem noch erkennbaren Leichnam, der — wir wissen nicht, aus welchem Grunde, vielleicht nach Münzen oder Inschriften, die man dabei gefunden — für einen vor mehreren Jahrhunderten daselbst begrabenen Seeräuberhauptmann gehalten wird. Zu seiner Rechten lag sein Schwert, unter dem Kopfe seine Streitart. Ein anderer Sarg, sowie eine Urne enthielten Asche. Das englische Gouvernement, welches alles Ausgegrabene nach England schiffen läßt, wird ohne Zweifel Alterthumsforscher zu einer Prüfung beauftragen und man darf daher späterhin einer historischen Notiz entgegensehen.

Die „Beiträge zur praktischen Polizei" theilen Bilder aus dem Gefängnißleben mit, deren Verfasser, ein Criminalaktuar, bei Besprechung einer in Haft befindlichen Kindesmörderin folgende allgemeinen, wohl etwas stark aufgetragenen Betrachtungen anstellt: „Die Demoralisation des weiblichen Geschlechts ist leider in dieser Zeit auf einer solchen Höhe, die besorgnißerregend ist. Nicht blos in der Hauptstadt ist die Entsittlichung so weit vorgeschritten, daß es an Worten fehlt, um dieselben in genügend grellen Farben zu schildern, sondern auch auf dem Lande ist die früher so viel gepriesene Tugend des weiblichen Geschlechts verschwunden. Die große Anzahl der unehelichen Geburten giebt Zeugniß hiervon. Scham, und um der Schande vor der Welt zu entgehen, erzeugen viele Verbrechen. Verheimlichung der Schwangerschaft, Abtreibungen der Leibesfrucht und Kindermord befinden sich im Gefolge der allgemeinen Demoralisation. Solche Verbrechen, die früher zu den Seltenheiten gehörten, sind heute an der Tagesordnung. Die wenigsten dieser Fälle kommen zur Kenntniß des Gerichts. Wird der Tod der unehelichen Geburten, die bald viel zahlreicher als die der ehelichen sein werden, nun auch nicht immer vorsätzlich herbeigeführt, so geschieht dies doch oftmals durch Fahrlässigkeit und vernachlässigte Pflege und Wartung. Die Mädchen betrachten solche Kinder als Zeugen ihrer Schande, und selbst wenn sie von ihren Schwängerern genügend alimentirt werden, ist ihnen der Tod der Kinder doch wünschenswerth."

Ein New-Yorker Journal, die „Tribune", spricht — in vollem Ernste — von einem Plan, der nichts Geringeres bezweckt, als New-York durch einen elektrischen Telegraphen mit England zu verbinden. Es soll nämlich ein wohlbedeckter Kupferdraht von der Dicke einer Röhre auf folgende Weise von Neu-

Digitized by Google

schottland nach der irischen Küste gezogen werden: die Drähte würden zusammengerollt an Bord eines Dampfschiffes gegeben, welches sie während der Fahrt aufrollen und über die ganze Breite des atlantischen Oceans spannen müßte. Durch ihre Schwere würden diese Drähte so tief unter das Wasser sinken, daß kein darüber weggehender Schiffskiel sie berührte. An beiden Ufern würden sie an Orten befestigt, wo kein Schiffsanker hinkommt; sie können nur dann verdorben werden, wenn der Draht durch seine eigene Schwere zerrisse, oder der schützende Ueberzug abginge. Zum Aufspannen des Drahts könnte man etwa das Dampfboot „Great-Britain" verwenden, welches ein Stück, länger als der ganze Umfang Europa's, wohl zu tragen vermöchte; die Kosten würden sich nicht über eine Million Dollars belaufen. Mittelst einer solchen Verbindung könnte man dann die Nachrichten von einem Kontinent nach dem andern binnen einer Stunde befördern.

(Dresden, 23. Juni.) In diesen Tagen war Schwedens berühmtester Bildhauer (der schwedische Thorwaldsen), Professor Vogelberg, hier, welcher nach 24jährigem Aufenthalt in Rom auf kurze Zeit in sein Vaterland zurückkehrt. In den nächsten Tagen erwarten wir auch den berühmten Berzelius, welcher sich in ein böhmisches Bad begiebt. Nächstdem wird eine schwedische berühmte Malerin Fräulein von Adlersparre einige Zeit hier verweilen, um unsere Kunstschätze zu besichtigen. So führt uns auch der Norden die dasigen Celebritäten zu, so wie überhaupt Dresden seit der eingetretenen schönen Jahreszeit diesen Sommer wieder außerordentlich besucht von Fremden ist.

Warum tragen die Postillons nur einen Sporn? — Wenn die eine Hälfte vom Pferde fortgeht, wird die andere nicht zurückbleiben.

Korrespondenz.

Darmstadt, 23. Juni.

In Nro. 169 der Didaskalia vom 21. Juni ist die Frage gestellt, in welcher Weise wohl der Blitz gewirkt haben möge, welcher unlängst in dem nächst der Stadt gelegenen Teiche, dem großen Woog, eine Insel von dem Ufer trennte, so daß diese frei auf dem Wasser umhertrieb. Die Kraft, welche erforderlich ist, um eine 15 — 20 Quadratklafter große Fläche von dicht verflochtenem Schilf-, Moos- und Sumpfgras-Wurzelwerk, mehrere Fuß dick, in Einem Momente aus der Erde herauszureißen, muß allerdings ganz außerordentlich seyn. Daß der Blitz auffallende Wirkungen vermöge seiner Kraft äußert, ist bekannt; allein bei dem vorliegenden Ereigniß ist gewiß nicht seine Kraft die unmittelbare Ursache gewesen, sondern vorzugsweise der erhöhte Temperaturgrad, welchen er dem in dem Wurzelwerke eingesogenen Wasser mittheilte. Es ist bekannt, daß der Blitz in dem Augenblicke seiner Entladung Metallstücke von erheblicher Dicke schmilzt; es ist also gewiß, daß sein Temperaturgrad hoch genug ist, um sämmtliches Wasser, welches er berührt, augenblicklich in Dampf zu verwandeln. Der Dampf nimmt einen viel bedeutenderen Raum ein, als das Wasser, aus welchem er sich bildete; daher seine zerstörende Wirkung auf entgegenstehende Hindernisse. Hiernach ist es durchaus nicht zweifelhaft, daß vorzugsweise der durch die Hitze des Blitzes plötzlich in großer Masse gebildete Wasserdampf die hebende Kraft war. Der Blitz an sich kann, da er, ohne einen besonderen Leiter, von seiner mehr oder weniger verticalen Richtung in die Erde hinein, zumal wenn er die leitende Erde bereits erreicht hat, nicht abweicht, keine andere Wirkung als die der verticalen Richtung der Dampfkraft entgegengesetzte gehabt haben, indem diese, nach unten gehemmt, sich nach oben äußern mußte, während jener nach unten wirkte. Der einzig mögliche Antheil, welchen die Kraft des Blitzes an dem Ereignisse unmittelbar hatte, ist vielleicht der, daß er landeinwärts die Fläche theilweise auf der Seite abschnitt. Wenn Augenzeugen zugegen waren und vielleicht keinen Dampf aus dem Teiche aufsteigen sahen, so ist auch dieser Umstand leicht zu erklären, einestheils aus dem heftigen Regen, welcher die Aussicht bis zu der fraglichen Stelle mehr oder weniger hinderte, anderentheils daraus, daß der entwickelte Wasserdampf, sobald er den hebenden Druck ausgeführt hatte, mit dem umgebenden Wasser wieder in Berührung kam, und größtentheils von der höchstens 18 — 20° R. betragenden Temperatur desselben augenblicklich wieder niedergeschlagen wurde.

Frankfurt, 29. Juni. — Eingesendet.

Vor wenigen Tagen ist die „Erinnerung an die Gründung einer deutsch-katholischen Gemeinde zu Frankfurt a. M., und ihren ersten öffentlichen Gottesdienst; nebst Predigt des Herrn Pfarrer Kerbler, herausgegeben von Heribert Rau" bei Carl Körner erschienen. Mit lebhaftem Interesse hatte man dieser schon einige Tage zuvor angezeigten Schrift entgegengesehen, alle die Vielen, welche dem ersten Gottesdienste der hiesigen deutsch-katholischen Gemeinde beigewohnt, und an sich selbst und den anderen Theilnehmern die ergreifende Wirkung jener merkwürdigen Feierlichkeit und der Predigt des Pfarrer Kerbler erfahren hatten, wünschten noch einmal ruhig und gesammelt jene Worte zu lesen, welche so eindrücklich und ruhig überzeugend die Aufgabe der neuen Kirche und ihrer Glieder dargelegt, die freudigen erhebenden Aussichten, denen sie sich hingeben dürften, geschildert und das Herz aller Derer, die heute zum ersten Mal das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten genießen sollten, so mächtig bewegt hatten. Andere, welche sich nicht hatten einfinden können, wollten sich mit eigenen Augen genauer von Dem unterrichten, wovon sie schon vieles Einzelne vernommen hatten. Das vorliegende Schriftchen gibt aber leider nur eine theilweise Uebersicht des Einganges der Predigt; von dem Schluß derselben, so wie von der Darlegung vor der Abendmahlsaustheilung findet sich noch weniger mitgetheilt, so daß man keineswegs ein richtiges Bild der Predigt erhält. Freilich war es sehr schwer, die vollständige Predigt wiederzugeben, oder nur genau den ganzen Gedankengang Kerbler's dem Leser zu vergegenwärtigen, da Pfarrer Kerbler selbst nichts aufgeschrieben hatte, und anderntheils wohl keiner von allen seinen Zuhörern so kalt und ruhig blieb, wie es nöthig ist, um einen gehörten Vortrag möglichst genau und wortgetreu wiederzugeben; alle waren zu sehr ergriffen, gaben sich ihrer inneren Bewegung zu sehr hin. Jedenfalls aber ist es sehr zu bedauern, daß diese wichtige Predigt uns nicht vollständig mitgetheilt werden konnte. Auch für das Schriftchen selbst ist es zu bedauern, indem, während nun die Beschreibung des ganzen Gottesdienstes und der Predigt auf 7 Seiten beschränkt ist, die Einleitung nicht weniger als 18 Seiten einnimmt, mithin das Unwichtigere durch seine übergroße Ausdehnung dem Wichtigeren positiv Eintrag thut. Es läßt sich dies zwar leicht erklären, denn bei einer Sache, die den Menschen so tief ergreift, gewinnt leicht bei einem Einzelnen diese begeisterte Gemüthsstimmung das Uebergewicht über die Sache selbst; unsere individuellen Berührungspunkte mit der Sache, die uns natürlich die wichtigsten sind, stellen sich dann allem Andern vor. Dahin scheint auch den Verf. seine Begeisterung geführt zu haben. Was subjectiv für ihn besprechenswerth oder wichtig war, ist es aber deßwegen noch nicht in ähnlichem Maße für Andere. Seine (philosophische) Darlegung auf S. 3 ist jedenfalls so rein individuell, daß sie an diesem Orte sicherlich besser nicht mitgetheilt worden wäre. Ueberhaupt ist es wohl wünschenswerth, wenn die von einer neuen kirchlichen Gemeinde oder sonstigen Körperschaft ausgehenden Schriften, in welchen der fremde Leser natürlich den Geist der ganzen Gemeinde suchen und finden will, nicht allzu subjectiv gehalten werden, und dabei neben dem Schriftsteller auch der Leser gehörig beachtet wird.

Mainwasser-Wärme.

Den 30. Juni, Abends: 15 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 1. Juli. Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Akten (in 2 Abth.), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „Die Nachbarn", von Charl. Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 2. Juli. Erziehungsresultate, oder: guter und schlechter Ton, Lustspiel in 2 Abth., von E. Blum. (Gastrolle) Margaretha Western: Fräul. Jahn, vom kurfürstl. Hoftheater zu Kassel. Vorher geht: Der zerbrochene Krug, Lustspiel in einem Act, von Kleist.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller & Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 181. Donnerstag, den 3. Juli 1845.

Bruderliebe.

(Fortsetzung.)

III.

Vier Meilen von den Besitzungen Jonson's fuhr ein Wagen an einem Wirthshause an, welches unweit eines Dorfes lag. Zwei Personen enthielt derselbe, welche bereits ausgestiegen und zum Wirthshause eingetreten waren; es war Georg und Elise. Das unglückliche Mädchen war bleich, ihre Schritte wankend. Der Schreck hatte höchst nachtheilig auf ihre Nerven gewirkt, als sie, kaum einige Minuten abgefahren, statt ihren geliebten Theodor, dessen verhaßten Bruder an ihrer Seite erblickte. Sie wollte anfangs aus dem Wagen springen und entfliehen, allein Georg zwang sie bald zur Ruhe. Er schwur ihr, in so fern sie wieder Miene mache zu entkommen, werde er sich anderer Mittel zu bedienen wissen. Elise glaubte nun Gelegenheit im Wirthshause zu haben, ihre beklagenswerthe Geschichte irgend einem guten Menschen mittheilen und ihn um Hülfe anflehen zu können, allein Georg sah sich vor; er schwur, bei dem geringsten Laut, welchen sie gegen ihn erheben würde, sie auf der Stelle in den Wagen zurück zu schleppen, und ferner sein Absteigquartier unter'm freien Himmel zu nehmen. Elise schwieg, aber sie hoffte; jedoch fand sie sich schrecklich getäuscht, als sie in der Wirthsstube keine lebende Seele erblickte. Indessen trat ein altes Mütterchen zu ihnen ein, welche Erfrischungen bringen mußte. Elise konnte Nichts, außer ein Glas Wasser, wonach sie lechzte, zu sich nehmen. Sie sah ein, daß hier fremde Hülfe ihr nicht werden würde; sie versuchte daher noch ein Mal, ihren Entführer zu beschwören; sie bat ihn knieend, er solle ihr wieder die Freiheit gönnen, sie wolle gewiß den ganzen Vorfall geheim halten, und ihren Oheim auf irgend eine Weise zu täuschen suchen; allein es half Nichts; sein Herz blieb kalt wie Stein. Nicht der sanfte Ton ihrer Stimme, nicht die heißen Thränen ihrer schönen Augen konnten den Sünder erweichen. Er befahl ihr, im gebieterischen Tone, zu schweigen; Niemand auf dem ganzen weiten Erdenrunde sey vermögend, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Seine Liebe zu ihr sey zu mächtig, als daß er sie missen könnte; sie müsse sein Weib werden. Diese bestimmte Erklärung drang wie ein Dolchstoß in Elisens Herz; sie umklammerte seine Kniee und krümmte sich, unter Bitten und Beschwörungen, gleich einem Wurme, zu seinen Füßen. Doch dies reizte den Bösewicht noch vollends zum Zorn. Er sah ein, daß hier kein anderes Mittel sey, als sie mit Gewalt in den Wagen zu schleppen, und da er ohnehin fürchtete, es möchten ihn unwillkommene Gäste überraschen, so schritt er sogleich zu Werke. Er schleifte die halb Ohnmächtige, mit Hülfe seines Dieners, gewaltsam in den Wagen, schlug die Thüre desselben hinter sich zu, und verschwand bald in der Ferne.

Dergleichen Scenen wiederholten sich auf dieser Reise zu verschiedenen Malen; allein Elise sah endlich ein, daß alle Mühe vergeblich sey. Sie beschloß daher, ihr Schicksal mit Ergebung zu tragen, und ferner keine Bitte mehr an den Wüstling zu richten; ihn aber, bei jedem Antrag, den er ihr machen würde, mit kalter Verachtung von sich zu weisen. So erreichten sie endlich am Morgen des 25. August des Jahres 1758 ein Dorf in Italien. Die Nacht war sehr stürmisch gewesen, und Elise war froh, daß die Reise überstanden war, trotz dem sie nicht wußte, in welche Hände sie kam. Das Thor eines großen Hauses wurde geöffnet, und das sonnverbrannte Gesicht des Eigenthümers, welcher die Angekommenen bewillkommte, machte einen ungünstigen Eindruck auf Elisen. Erschöpft stieg sie aus dem Wagen, und folgte unwillkürlich ihrem verhaßten Entführer. Sie wurde in ein Zimmer eingeführt, welches ziemlich gut aussah; eine gewisse Reinlichkeit war in demselben nicht zu verkennen. Die Aussicht in's Freie war paradiesisch zu nennen; links und rechts erhoben sich majestätisch die Berge empor, welche von blühenden Orangen und überhaupt den herrlichsten südlichen Gewächsen umgeben waren; allein bei Elisens zerrüttetem Seelenzustande konnte dies Alles keinen Reiz für sie haben. Sie betrachtete Alles theilnahmlos um sich her, setzte sich dann gedankenvoll nieder, und erwartete, was da kommen sollte. Nachdem sich der Italiener auf einen Wink Georg's entfernt hatte, stürzte derselbe zu Elisens Füßen nieder mit dem Ausruf:

„Vergebung! Elise, Vergebung!"

Das Mädchen war nicht wenig erstaunt über diese plötzliche Veränderung.

„Verzeihe meiner gränzenlosen Liebe!" fuhr Georg in weichem Tone weiter. „Nur sie konnte mich zu der grausamen Behandlung bestimmen, welche ich an Dir ausübte; aber mein Herz wußte Nichts davon, es litt die fürchterlichsten Qualen dabei; allein ich konnte nicht anders handeln, wenn ich je zu Deinem Besitze gelangen wollte. Doch ich will es wieder gut machen, Elise. Alles, was Dein Herz erfreuen mag, jeder Deiner Wünsche soll das heiligste Gebot meines Herzens seyn! O, wende nicht Deine Blicke kalt von mir! sey barmherzig, und verzeihe meinem arglosen Herzen, das die Liebesgluth fast verzehrt!"

Elise erhob sich, von Abscheu ergriffen, von ihrem Sitze, und erwiederte mit bebender Stimme:

„Du wagst es, um meine Liebe zu bitten, Du, der mich so unglücklich, so unaussprechlich elend gemacht? Nein, lieber will ich vor Deinen Augen mit der schlechtesten Waffe meine Brust durchbohren, als daß Du Dich je rühmen solltest, meine Liebe zu besitzen."

Georg suchte mit vieler Anstrengung seine innere Wuth zu bekämpfen, und sprach dann mit verbissenem Aerger:

„Laß mich nicht vergeblich flehen, Elise; Du weißt, daß Du in meiner Gewalt bist, und dennoch siehst Du mich flehend zu Deinen Füßen. Stehe ab von Deinem Vorhaben, ich werde Dir gewiß jeden Verlust ersetzen!"

Digitized by Google

Elise sprach, indem sie ihn mit kalter Verachtung anblickte:

„Ich habe Dir Nichts mehr zu antworten."

„Nun dann," rief er in fürchterlichem Zorn, „so zittere vor meiner Rache! Drei Tage hast Du Bedenkzeit, und wenn Du nicht einwilligst, Dich mit mir auf immer zu verbinden, werde ich Dich einer gemeinen Dirne gleich behandeln!"

Mit diesen Worten eilte er zur Thüre hinaus, und schlug sie heftig hinter sich zu. Elise blickte wehmüthig gen Himmel; ein tiefer Seufzer entstieg ihrer Brust; und, indem sie sich niedersetzte, rollten Thränen über ihre bleichen Wangen.

Nicht lange währte es, so trat ein Mädchen zu ihr ein, dessen offenes freundliches Auge, überhaupt ihr gefälliges Aeußere Elisen viel Zutrauen einflößte. Es war Laurette, die Schwester des Italieners. Elise hatte sie bald lieb gewonnen; sie fand, daß ihr ein edles Herz im Busen schlagen müsse, und theilte ihr gerne die unglückliche Lage mit, in welcher sie sich befand.

Die beiden Mädchen schlossen bald den Bund der Freundschaft. Elise war froh, daß sie wenigstens ein fühlendes Wesen gefunden hatte, an dessen Brust sie ihren Kummer ausweinen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Giftmischerin Rudhardt.

Stuttgart, 28. Juni.

Die executive Gewalt der menschlichen Gerechtigkeit gab gestern hier ein grausiges Volksschauspiel unter wolkenbedecktem Himmel: die Gattenvergifterin Rudhardt wurde enthauptet. Der Mensch, im besseren Sinne, bedarf mindestens eine 24stündige Erholung, um sich wieder zu fassen nach einem solchen Eindrucke, der alle Tiefen des menschlichen Gemüths ergreift. Die Verbrecherin hat, wie man überall längst wissen wird, ihren Gatten, einen geschickten, fleißigen, gutmüthigen Menschen, mit dem sie nach dem gewöhnlichen Ausdrucke glücklich lebte, mit der besonnensten Kälte wiederholt Arsenik gegeben, an dem er starb. Die Beweggründe zu dieser gräulichen That sind nicht vollständig ermittelt, was auch darüber geschrieben und gesagt worden; ihre gedrückte ökonomische Lage, die sie als Entschuldigung vorgeschoben, konnte es nicht seyn: denn der Wittwenstand bot ihr keine Verbesserung ihrer Lage. Was von einer früheren Neigung zu einer dritten Person gesagt wird, dem der Ehegatte im Wege stand, ist fabelhaft. Genug, sie wollte ihn nicht mehr haben und griff der Natur gewaltsam vor. Gewiß ist, daß sie das Todesurtheil mit scheinbarer Gelassenheit anhörte und bis zum letzten Augenblicke ihres bewegten Lebens sich mit einer Resignation benahm, die eine große Stärke des Geistes bekundet. — Unsere Lokalblätter ergehen sich weitläufig über diesen Artikel; jeder Berichterstatter mischt seine Individualität in das Urtheil über diese merkwürdige Erscheinung der weiblichen Natur. Der Eine, der Verneinende, Gemüthlose, bezüchtigt sie der Verstellung bis zum letzten Augenblicke ihrer Rolle, die sie meisterhaft durchgeführt bis zur gräßlichen Katastrophe; ihm ist ihr anständiges Benehmen bis zum Falle des Hauptes die Darstellung eines allerdings starken Geistes, der, was er will, mit besonnener Coketterie durchführt. Der Andere behandelt diesen Gegenstand vielleicht von einer zu empfindsamen Seite; aber der fühlende Mensch neigt sich dennoch mehr zu dieser, als zu der ersten Ansicht hin; — auch hier liegt die Wahrheit in der Mitte. Sie hat ihr Loos erfüllt; der Gerechtigkeit ist ein Opfer gefallen Angesichts eines Publikums, das sich an dem Schauspiel weidete — ja! weidete! Man muß die gaffende Menge, die sich von nah' und fern schon von Mitternacht an sammelte und alle Gasthöfe überfüllte, gesehen haben, um ein solches Urtheil zu fällen. Gewiß ist, daß der beabsichtigte Zweck, durch den öffentlichen, gewaltsamen Tod des Verbrechers ein abschreckendes Beispiel zu geben, im Allgemeinen verfehlt wird; daß der rohe Sinn der frivolen Mehrheit an den Stufen des Blutgerüstes sich eben so laut ausspricht, wie bei allen öffentlichen Schauspielen, die man dem Plebs hinwirft. — Dem sittlichen Menschen drängt sich bei solchen Veranlassungen der Wunsch auf, die Todesstrafe abgeschafft zu sehen. Der Mord ist die immoralischste Handlung; macht man sich nicht einer ähnlichen schuldig, wenn man — nicht den Mord, sondern die verletzten Gesetze blutig rächt? Soll Todesstrafe erfolgen nach dem beibehaltenen Herkommen aus einer Zeit der hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung, so vollziehe man sie vor Zeugen des Gerichts im Stillen und verkünde dann öffentlich, daß das Sühnopfer der Gerechtigkeit gefallen ist; es wird gewiß einen stärkeren Eindruck machen, als der öffentliche schauderhafte Akt. Sie hat gebüßt, die Tiefgefallene, für ihre That, die nicht zu entschuldigen ist. Von den Todten soll man nichts als Gutes reden, — so sagen wir denn am Schlusse: Das unglückliche Weib war mit allen Gaben des Geistes ausgerüstet. Ihre, wenn auch vielleicht zu oberflächliche Bildung äußerte sich überall so heiter und wohlgefällig, daß sie in allen früheren Kreisen einen angenehmen Eindruck machte. Sie besaß in allen weiblichen Geschäften eine ausgezeichnete Kenntniß und Gewandtheit; was hätte unter anderen Verhältnissen, welche ihre Jugend begleiteten, aus ihr werden können? Wie viel mußte vorhergehen, um ihr Gemüth zu ertödten, daß sie die kalte Mörderin ihres Gatten wurde? — Der blutige Vorhang ist gefallen und bedeckt Alles, was sie war und that!

Zeitgemäße Andeutung.

Mehrfach und von vielen Seiten ist schon dagegen geredet worden, daß bei Kirchweihen und Festen, auf Messen und Märkten Leiermänner mit grellfarbigen Bildern umherziehen, worauf die empörendsten Verbrechen und „Mordthaten" abgeschildert sind. Man hat dies mit Fug und Recht ein Verderbniß des Volkes genannt; es wurde solchem Unfug zum Theil gesteuert.

Unbeachtet sind indeß bis jetzt jene fliegenden Blätter geblieben, die, auf grobem Löschpapiere gedruckt, meist nur dasselbe Thema behandelnd und für wenige Kreuzer käuflich, beim Volk der größten Verbreitung sich erfreuen. Ich spreche hier nicht von alten Mährlein, aus welchen der Volksgeist früheren Zeiten gar lebendig derb und doch so reizvoll uns entgegentritt, von der „schönen Maggelone" dem „gehörnten Siegfried" und von den schnurrigen Possen „Tyll Eulenspiegels." Bewahre! Wer würde so aller Romantik gram seyn? — Von jenen Wischen einzig und allein ist die Rede, die abenteuerliche, grauenvolle und ekle Darstellungen aus der Nachtseite der Menschheit bieten. Erzählungen à la Schinderhannes, theils erlogen, theils der Criminalgeschichte entlehnt. Sie vertrauen das Volk gewissermaßen mit Dingen, vor welchen es stetig die größte Scheu hegen soll, mit Dingen, die fern ihm bleiben müßten und seinen Kern nur vergiften und entsittlichen.

Ich bin überzeugt, daß durch der Art frühe Enthüllungen in die Alles aufnehmende Phantasie der niederen Klasse manch' schlimmer Keim gelegt worden ist, und da die Regierung es sich zur ersten Angelegenheit machen sollte, dem Verbrechen zuvorzukommen, nicht blos ihre Zuchthäuser und Strafanstalten zu füllen, müßte auch dieser Erscheinung ein Augenmerk gewidmet werden.

Glaubt man doch einmal eine Vormundschaft über die Presse führen zu dürfen, so übe man sie auch da, wo sie in der That heilsam seyn könnte.

Offenbach, im Juni 1845. J. W. A.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M. — J. B. Wiegand's Rücktritt von der Bühne.) In unserer Zeit, welche mehr als jede frühere eine wechselvolle zu nennen ist, in ihr, wo Alles drängt und treibt, eilt und jagt, und wo fast jeder Tag Neues verlangt und Neues bringt, ferner unter dem unstäten und wanderlustigen, ungeduldigen und reizbaren Völkchen der Bühnenkünstler gehört es zu den seltenen Erscheinungen, wenn Einer von solchem Wechsel und solcher Unruhe nicht fortgerissen wird, sondern durch eine Reihe von Jahren unerschüttert stehen bleibt. Zu diesen Seltenen, diesen Ausnahmen von der Tagesregel, gehört J. B. Wiegand, der seit nun beinahe 16 Jahren bei unserer Oper als Baritonist mit Auszeichnung wirkt, und dessen Anerkennung nicht auf einem flüchtigen Eindruck beruht, sondern die Proben der Zeit bestanden hat. Heutigen Tages, wo die Anforderungen an einen Künstler so hoch gestiegen sind, wo alle Kunstgattungen untereinander gespielt werden müssen, und wo jeder dritte Mann im Theater ein Kritiker ist, ist es schwer, einen gewissen Ruf zu erlangen, und noch schwerer, ihn zu behaupten. Was J. B. Wiegand bei seiner klangvollen und edeln Stimme, bei seiner auf der Bühne stets würdigen Repräsentation und bei der milden Wärme, die seinem Gesange eigenthümlich ist, als Künstler geleistet, und wie er seinem Beruf jederzeit mit Fleiß und Liebe gelebt hat, wie wir seiner Mitwirkung im Laufe von 16 Jahren so manchen genußreichen Abend verdanken, dies bedarf als bekannt keiner wiederholten Ausführung. Sechzehn Jahre ununterbrochener Wirksamkeit halten sich ihre Lobrede selber am besten. — Am 30. Juni wurde, zum Vortheil des Hrn. Wiegand und zum letzten Auftreten desselben auf der hiesigen Bühne, Cherubini's „Wasserträger" gegeben. Die Titelrolle dieser herrlichen Oper darf wohl als die vorzüglichste Leistung des Abtretenden betrachtet werden, und war er in derselben hier um so beliebter, als er seinen eigenen Charakter, seine bekannte Treuherzigkeit und so oft im wirklichen Leben bewiesene menschenfreundliche Gesinnung in ihr abspiegeln konnte. Wo Kunst und Natur, Dichtung und Wahrheit einander berühren und vermitteln, da gestaltet sich das rechte Kunstgebilde. Ein zahlreich versammeltes Publikum, oft wiederholter einstimmiger Beifall und Hervorrufung, nebst Beigabe eines Lorbeerkranzes, wofür er in passenden und herzlichen Worten dankte, konnten ihm das erhebende Bewußtseyn geben, daß er nicht vergeblich unter uns gewirkt, und daß der ausgedehnte Kreis seiner Freunde sich noch nicht vermindert hat. Von seinen Kollegen war ihm in der Theatergarderobe eine freundliche und der Bedeutung des Abends angemessene Ueberraschung bereitet worden, und nach dem Schlusse der Vorstellung wurde ihm von dem Chorpersonal und von Mitgliedern der Oper ein brüderliches Ständchen gebracht. Möge Hr. Wiegand in seinem nun angetretenen Amte als Hauptkassirer des Frankfurter Stadttheaters noch recht lange rüstig und heiter seine Thätigkeit einer Anstalt zuwenden, deren Mitglieder in ihm einen achtbaren Mann und wahren Freund erkennen und anrühmen. W.

(Baden, 20. Juni.) Ein Verein von einigen Herren aus der Gesellschaft ist zusammen getreten, um eine Hetzjagd hier einzurichten. Die Meute und die Piqueurs sind bereits eingetroffen. Die Leitung und Anordnung des Ganzen hat Frhr. A. von Zedtwitz übernommen. Die Parforcejagden auf Hirsche und Sauen sollen im September beginnen, und so lange dauern, als irgend die Witterung solches gestattet.

(Breslau, 25. Juni.) In der Nacht zum 22. d. M. hat in der Umgegend von Gleiwitz ein furchtbares Gewitter gewüthet. Der mit demselben verbundene Orkan hat in dem Forste der Stadt einen ganzen Schlag niedergelegt, ein Verlust, den man auf 10,000 Thlr. schätzt. In Petersdorf wurde ein Kuhstall umgeworfen, wobei 20 Kühe, in Zernick ein anderer Stall, wobei 11 Stück Rindvieh erschlagen wurden. Eine Menge Bauernhäuser und Wirthschaftsgebäude liegen in Trümmern. In mehreren Orten sind sämmtliche Scheunen umgeworfen worden, z. B. Czakanau, Grzybowitz, Milkutschütz. Ein Drittheil der Häuser um Gleiwitz ist eingestürzt worden.

(Dampfer.) In Magdeburg hat sich kürzlich ein sonderbarer Fall zugetragen. Zwei Reisende aus Altenburg kamen daselbst in einem Zustande an, in dem sie, wie man zu sagen pflegt, weder leben noch sterben konnten. Es mußte eiligst ein Arzt herbeigeholt werden, und dieser, welcher aus der Erzählung des Boten vernommen zu haben glaubte, daß die Patienten mit dem Dampfschiffe von Hamburg angekommen seyen, erklärte dieselben nach erfolgter Prüfung für — seekrank. Da ergab es sich aber, daß sie so eben per Eisenbahn von Leipzig angekommen waren!

Korrespondenz.

Kreuznach, 26. Juni.

In diesen Tagen ist hier ein in Trier verlegtes, die hiesige deutsch-katholische Gemeinde betreffendes „Sendschreiben" ausgegeben worden, dessen Titel glauben machen will, daß es der Domherr Stanger an „seine ehem-ligen Pfarrkinder zu Kreuznach" gerichtet habe. — Aus der ganzen Abfassung aber geht klar hervor, daß ein ultramontanes Haupt sich seines Namens bedient hat. Der Verf. singt das alte Lied; denn die Ansicht des Hrn. St. ist folgende: Wer nicht die ganze, vollständige Lehre Christi gläubig hinnimmt, der ist verloren; die ganze, vollständige Lehre Christi aber findet sich nur in der römisch-katholischen Kirche und kann nur von römisch-katholischen Priestern verkündigt werden, welche ihre Vollmacht und Fähigkeit in ununterbrochener Reihe von Christus und den Aposteln empfangen haben. Was Andere lehren, ist „verruchtes Lairn- und Ketzergefasel." Freilich hat der heilige Paulus einen Riß in diese Reihe gemacht; allein die Mitapostel erkannten ihn an; das macht nach dem „Sendschreiben" einen großen Unterschied. Es komme gar nicht daraus an, daß Jemand die Wahrheit verkünde, sondern darauf, daß er befugt sey, sie zu verkünden; in dieser Befugniß liege auch das Kriterium der Wahrheit, nicht in ihr selbst. — Die Sendung kann auch nicht von der Gemeinde ausgehen; denn sonst müßten ja Diejenigen, wie sich das Sendschreiben sehr ehrenvoll für die Katholiken ausdrückt, welche heirathen wollen, die Erlaubniß dazu von ihren Kindern einholen. Die Priester machen die Kirche aus; die Gemeinde, die freilich aus lebendigen, vernünftigen Wesen besteht, ist gleichwohl im Vergleich mit der Priesterschaft ein völliges Nichts, wie noch unerzeugte Kinder! — Die römisch-katholischen Priester sind Exemplare der Wissenschaft und Weisheit, der Gerechtigkeit, der Nächstenliebe und des Wandels; die Stifter der s. g. deutsch-katholischen Gemeinde eitel zuchtlose, freche, unwissende, von den niedrigsten Leidenschaften beherrschte, lügnerische Subjecte. Ebenso schlechters Volk sind ihre Anhänger. Befremdend aber muß es für Viele seyn, daß die Protestanten der neuen Secte solchen Vorschub leisten; d. h. für Diejenigen nicht befremdend, meint das Sendschreiben, welche wissen, daß einerseits die Protestanten die unduldsamsten Leute sind, anderseits aber auch vom Priester- und Laienwesen und insbesondere vom Papstthume Nichts halten, welches doch zu Olims Zeiten nützlich gewirkt habe und auch in den traurigsten Jahrhunderten die beste Religion gewesen sey, weil es keine bessere gegeben habe. — Druck der Hierarchie habe niemals stattgefunden, nur Mißbräuche, die sich in allen Dingen finden und im Grunde immer von den Mißbrauchenden herkommen. — Die heiligen Gebräuche haben die Frevler lächerlich gemacht, weil sie ihren tiefen Sinn nicht kennen, wenn man auch Jahre lang Mitglied der römischen Kirche war. — Die hochmüthigen Laienleute haben bis jetzt nur einreißen können, wie das gewöhnlich das Erste ist, wenn an die Stelle eines alten, morschen, nutzlosen Gebäudes ein neues brauchbares gesetzt werden soll. Indessen haben sie auch schon mit evangelischer Freiheit Glaubensbekenntnisse aufgestellt, in denen sie über wenig Punkte einig sind, nachdem sie erst darüber uneins waren; wie das auch bei den römischen Concilien ging, wo man die Sache ebenfalls durch die Majorität abmachte. — Uebrigens hat diese ganze Reformation keinen andern Zweck, als Baaldienst und Atheismus; man wird es sehen, wie sehr das keusche, makellose Leben der römischen Geistlichkeit von dem dieser Ungläubigen abstechen wird. — Fortschritt der Zeiten und der Vernunft, selbstständige Erkenntniß und Entwickelung ist purer Unsinn!

Digitized by Google

Daß es nach Lesung dieses Sendschreibens der hiesigen deutsch-kathol. Gemeinde unmöglich war, nicht in den Schooß der Alleinseligmachenden zurückzukehren und forthin alle Irrlehren hier einen unfruchtbaren Boden finden werden, versteht sich von selbst. Es ist ein herzzerreißender Anblick, die ganze vormalige deutsch-katholische Gemeinde in Sack und Asche sitzen zu sehen, den Rosenkranz in der Hand, die Fasten im Gesicht. Himmel, mußte es dahin kommen! o „Sendschreiben" von Trier, was hast du angerichtet! —

Wetzlar, 24. Juni.

Das edle Bestreben in der Fortbildung des Gesangs, die bei dem hiesigen ersten und Haupt-Gesangverein bereits eine Höhe erreicht hat, die allgemeine Anerkennung findet, indem derselbe schon bei vielen Gelegenheiten sowohl in Solopartieen, als auch in Männerchören seine Meisterschaft beurkundete, wird uns bald mit der Feier eines seltenen Festes erfreuen. Dieser genannte, unter der Leitung unseres würdigen Cantors Frank stehende Verein feiert nämlich den 13. Juli, und zwar unter Mitwirkung zweier Gesangvereine von Gießen, eben so vieler von Weilburg und des Vereins von Braunfels, in dem Hinckel'schen Gartenlocale sein Hauptgesangfest. Von allen Seiten beeifert man sich, eben so den Glanz des Festes zu erhöhen, wie den verehrten Gästen einen freundlichen herzlichen Empfang zu bereiten.

---

† Bad Homburg, 30. Juni.

Wir sind jetzt auf dem Culminationspunkt unserer Saison, und wenn man das rege Badeleben hier betrachtet, die Equipagen, Reiter und Fußgänger, die unser Städtchen durchwogen, so muß man eingestehen, daß Homburg wirklich in den jüngsten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht hat, und daß es nicht der Luxus und Comfort allein ist, der die Fremden hierherzieht, beweis't die Menge von Wassertrinkenden, die in den Morgenstunden in den reizenden Promenaden unserer Quellen ihre Kur halten. Der Kaiserbrunnen wird in diesem Sommer besonders stark gebraucht, die Krone unserer Hygiea bleibt aber immer unserer trefflichen Elisabethenquelle, die auch von Ih. k. H. der Prinzessin von Preußen getrunken wird. — Es ist noch immer sehr viel hoher Adel hier; von fürstlichen Personen sind diese Woche neu angekommen: Se. k. H. Herzog Bernhard von Sachsen Weimar und Se. Durchl. der Fürst von Hohenzollern-Hechingen. Außerdem der russische Fürst Wassilschikoff, der Graf Sianoschensky, der General Marquart, Graf Sobiansky, Bundestagsgesandter von Lenthe, Graf Boos-Waldegg, die Gräfin Rechtern ꝛc. — Die Kurliste nennt heute 1200 anwesende Kurgäste. — Unsere Bäder fangen an, in Eleganz und Luxus mit einander zu wetteifern; so sind jetzt bereits seit kurzem in der Nähe des Kursaales mehrere schöne neue Waarenetablissements entstanden, die an Reichhaltigkeit und Auswahl denen von Frankfurt gleich stehen. Wir nennen hier namentlich die schönen Magazine von Adler, Schwarzschild, Goldschmidt, Rosenberg und andere, wo man alle Artikel des Luxus und der Mode in reicher Auswahl haben kann und gut bedient wird. — Die Table d'hote im Kursaal war am Sonntag wieder sehr besetzt und der treffliche Wirth mußte mehr als 200 Fremde abweisen, die in den verschiedenen Gasthöfen, wo ebenfalls sehr guter Tisch ist, Unterkunft fanden. Auch das Kaffehaus von Scheller, wo man einen trefflichen Kaffee und ein gutes baierisches Bier findet, war sehr besucht und in den geräumigen Hallen desselben fast kein Platz mehr zu finden. Dr. Z.

Frankfurt a. M.

Konzert des belgischen Violinisten Hrn. Léonard.

Wie schwierig es ist, bei der jetzigen Uebersättigung des Virtuosenthums ein Konzert zu veranstalten und besonders jetzt in der schönsten Jahreszeit, wo man lieber den Tönen der gefiederten Sänger lauscht, als den schwülen Konzertsaal aufsucht, wird wohl Jeder eingestehen müssen. Dennoch war das Konzert des Hrn. Léonard am 27. Juni eins der besuchtesten und bewies sich dadurch, wie ein ausgezeichnetes Talent immer Würdigung findet. Gesangreicher, edler Ton, Eleganz, vollendete Technik in allen, auch den schwierigsten Fällen, die er wie ein Spiel behandelt, die größte Reinheit der Intonation zeichnen diesen jungen Künstler aus. Interessant ward ferner das Konzert durch das Debut unseres Pianisten Hrn. Schoch aus Zürich, eines jungen Künstlers welcher, in unseren ersten Salons schon längst anerkannt, heute seine Virtuosität auf dem Piano bekundete. Ein weicher elegischer Vortrag, mit kräftigem markigem Anschlag und der größten Präzision in den schwierigsten Passagen verbunden, sind die Vorzüge dieses bescheidenen Künstlers, welcher es wohl wagen darf, mit Pianisten in die Schranken zu treten die mit bedeutenden Prätentionen heranrücken. Das Konzert wurde ferner unterstützt durch die Mitwirkung der Herren Bockmühl und André, deren Leistungen bekannt sind, und die des Grafen v. Stainlein, eines Dilettanten, der sich durch sehr geschmackvolle Compositionen und eine graziöse und gesangreiche Behandlung des Violoncells auszeichnet.

Bekanntmachung.

Bei der unverkennbaren Theilnahme, welche der von einem Mitgliede unterzeichneter Commission angeregte und auf den 6. Juli festgesetzte Gebirgsausflug der Knaben auch bei dem größeren Publikum findet, und da bei dieser Veranlassung ohne Zweifel auch mannichfache Fragen, Wünsche und — Zwrifel in Bezug auf den Bau eines Hauses auf dem Feldberge laut werden dürften, halten es die Unterzeichneten für angemessen, über den dermaligen Stand jenes Unternehmens nachstehenden kurzen Bericht zu erstatten.

a Bei diesseitiger Kasse sind, nach Abzug unvermeidlicher Unkosten, bis jetzt verfügbar . . . . . 1118 fl. 59 kr.

Hiervon sind 1060 fl. bei der hiesigen Sparkasse verzinslich angelegt.

b) Bei dem Comité zu Homburg v. d. H. sind eingezeichnet (aber noch nicht erhoben) . . . . . 1065 fl. — kr.

2183 fl. 59 kr.

Der Aufbau eines einigermaßen genügenden Hauses wird nach vorläufigen Anschlägen etwa 10,000 fl. erfordern. Bei der Höhe dieser Summe und den sonstigen mit der Aufführung und Unterhaltung eines wohnlichen Baues verbundenen Schwierigkeiten lag der Gedanke nahe, ob es nicht zweckmäßig seyn möchte, statt dessen den vorhandenen Kapitalfond zum Bau eines einfachen Rundgewölbes mit Plattform, welches auf den Gipfel als Signalpunkt gesetzt, wenigstens dem Bedürfnisse eines Obdaches bei ungünstigem Wetter genügen würde, zu verwenden. Gleichwohl konnte sich die unterzeichnete Commission mit einem derartigen Plane noch nicht einverstanden erklären, da solcher von dem ursprünglichen Projekte abweichen würde. Während sie dahin noch fortwährend einen Hausbau im Auge behält, und wiederholt zu Beiträgen hierzu auffordert, gibt sie doch zugleich auch das ersterwähnte beschränktere Projekt den betheiligten Taunusfreunden zu bedenken und wird hierauf bezügliche Wünsche und Aeußerungen gerne darüber entgegen nehmen, um solche bei ihren ferneren Schritten thunlichst zu bewerkstelligen.

Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge.

Eduard Hager, Saalgasse A 142.
Dr. C. H. Häberlein, gr. Bockenh. Gasse E 134.
Senator Dr. Hessenberg, gr. Hirschgraben B 65.
Heinr. Weidinger, Bleichstraße D 111 c 2.
August Ravenstein, Seilerstraße B 110.
Carl Wolff, Forstamtsrechner, in Sachsenhausen.

Mainwasser-Wärme.

Den 1. Juli, Abends: 15 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 2. Juli. Erziehungsresultate, oder: guter und schlechter Ton, Lustspiel in 2 Abth., von C. Blum. (Gastrolle) Margaretha Western: Fräul. Jahn, vom kurfürstl. Hoftheater zu Kassel. Vorher geht: Der zerbrochene Krug, Lustspiel in einem Act, von Kleist.

Donnerstag, 3. Juli. (Auf hohes Begehren): Alessandro Stradella, Oder in 3 Abth., Musik von Flotow.

Redakteur: C. L. Heller. — Druck und Verlag von [illegible] Mohr.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 182. Freitag, den 4. Juli 1845.

Bruderliebe.

(Fortsetzung.)

IV.

Am letzten Tage des Juli 1759, zur Zeit, als Friedrich der Große noch manchen Kampf zu bestehen hatte, bivouaquirten bei Tonhausen, unweit Minden, die Bataillone Wangenheim's; Ferdinand von Braunschweig stand bei Hille, und man muthmaßte nicht ohne Grund, daß es bald zur Schlacht kommen werde, da sich dies zuverläßig aus der Stellung und den Bewegungen der feindlichen Truppen schließen ließ. Im Lager war es recht lebhaft. Die Soldaten lagen zerstreut auf ihren Tornistern, und sprachen fleißig ihren Flaschen zu.

„Kamerad!" sagte ein alter Soldat zu seinem Nächststehenden, „was hältst Du von jenem Bauer dort, welcher ein so lebhaftes Gespräch mit unserm Hauptmanne führt?"

„Nicht viel Gutes," war die kurze Antwort des Angefragten.

„Ich hätte große Lust, diesen Kerl für einen Spion zu halten," entgegnete der Alte mit wichtiger Miene.

„Warum nicht gar!" gesellte sich ein Dritter dazu, und blies eine dicke Rauchwolke aus seiner glühenden Tabakspfeife. „Seht das ehrliche Gesicht! die Dummheit sieht ihm aus den Augen."

„Traue diesen Augen nicht!" fiel der Graubärtige ein. „Ich behaupte, es lauert ein Böswicht dahinter."

„Ihr betrachtet auch Alles von der schlimmsten Seite," fuhr der Dritte fort. „Ich mag das durchaus nicht leiden, wenn man blos nach dem Aeußeren urtheilt, und einer häßlichen Fratze wegen oft den ehrlichsten Kerl verunglimpft."

„Das wollen wir nicht weiter untersuchen," versetzte der Alte; „aber die vielfältige Erfahrung, die ich gemacht, hat mich gelehrt, vorsichtig zu seyn."

„Stille! stille!" unterbrach der Erste die Unterredung. „So eben fiel diesem Bauer, während er sein Schnupftuch zog, ein Papier aus der Tasche."

„Das müssen wir haben!" fiel der Alte rasch ein. „Der Inhalt kann vielleicht nähere Auskunft über seine Person geben."

Unverzüglich schlich sich der mißtrauische Graubart in die Nähe des immer noch im eifrigen Gespräch begriffenen Bauern. Er zog unbemerkt das Papier unter dessen Füßen hervor, und ging einige Schritte seitwärts, um es zu entfalten. Allein Dasjenige, was sich seinen Blicken darbot, verstand er nicht; es war eine Zeichnung. Er legte sie wieder zusammen, und überreichte sie mit folgenden Worten seinem Capitain:

„Dieses Papier, welches eine Zeichnung enthält, fiel so eben diesem Bauer aus der Rocktasche."

Der Bauer wurde bei dieser Anrede blaß.

„Laß sehen!" sagte der Hauptmann.

Er öffnete das Papier, und mit Erstaunen sah er die nächste Festung, so wie überhaupt die Stellung der Truppen auf's genaueste gezeichnet.

„Zwei Mann Wache!" rief der Kompagniechef, ohne sich auf Fragen einzulassen. Nachdem dieselben vorgetreten waren, fuhr er im kommandirenden Tone fort: „Nehmt diesen Bauer streng in Gewahrsam und erwartet meine weiteren Befehle!"

Der Bauer sank in die Kniee und zitterte wie Espenlaub; er betheuerte, es liege bei dieser Zeichnung keine böse Absicht zum Grund; es sey eine Arbeit, die er blos zur Unterhaltung gemacht habe, da Zeichnen von Jugend auf seine liebste Beschäftigung gewesen sey.

„Spare Deine Worte!" nahm der Graubart jetzt das Wort. „Ich habe nun Befehl erhalten, über Dich zu wachen, und halte Dich überzeugt, Du sollst mir nicht entkommen!"

Alle übrigen Papiere, die bei dem Bauer gefunden wurden, waren größtentheils verrätherischen Inhalts. Er läugnete jedoch standhaft; indessen lag seine Schuld nur zu klar am Tage, und nach genauer Prüfung der bei ihm gefundenen Briefe und Zeichnungen wurde er durch Standrecht zum Tode verurtheilt. Sechs Mann hatten das Urtheil zu vollziehen. Der Bauer wurde vorgeführt, er bat sich jedoch vor seinem Hinscheiden noch eine Unterredung mit dem Hauptmann aus, welche ihm auch bewilligt wurde.

„Was ist Dein Begehr? Laß hören!" fragte der Hauptmann finster. „Nur spare jedes Wort um Milderung Deiner Strafe."

„Wohl weiß ich es, daß ich sterben muß; aber eben weil ich dies weiß, darum wollte ich zuvor noch einige Worte an Euch richten."

„Sprich! Allein kurz!"

„Ich werde mich so kurz fassen, als möglich. Hieß Eure jüngere Tochter nicht Bianka?"

„Wie kommst Du zu dieser Frage?!" rief staunend der Capitain.

„Wurde sie nicht vor einigen Monaten von einem Knäblein entbunden, und starb in Folge dessen?"

„Wohl ist es so," sagte der Hauptmann, und sichtbar stieg seine Neugierde.

„Ihr habt den Verführer nicht erreichen können?"

„Gnade ihm, wenn er in meine Gewalt gefallen wäre!" sagte der Capitain mit Wuth. „Aber was berechtigt Dich, mir das traurige Bild noch ein Mal vor die Augen zu stellen, das zu vergessen mir manche Thräne kostete?"

„Was mich dazu berechtigt, sollt Ihr gleich erfahren," erwiederte der Bauer mit sichtlicher Schadenfreude. „Meine Absicht war, Eure alte Wunde aufzureißen und den letzten Tropfen Gift hinein zu träufeln. Vernehmt es denn: Der Verführer Eurer Tochter, dem Ihr vergebuch nachgestellt, steht vor Euch. Ich, Bertram von Rival, bin Derselbe, und sterbe nun mit Freuden,

Digitized by Google

da ich mich für allen Haß, den Ihr immer gegen mich gezeigt, gerächt habe."

Die letzten Worte, welche er mit erhobener Stimme gesprochen und mit einem Hohngelächter begleitet hatte, erbitterten die umstehenden Krieger im höchsten Grade. Der Bösewicht stand schon am Rande des Grabes, und erwartete hohnlächelnd die Kugeln, welche seinem scheußlichen Daseyn ein Ende machen sollten. Nicht lange währte es, so ertönte das Kommando; ein Knall hallte in der Ferne wieder, und ein Leichnam lag am Boden.

So endete Bertram von Rival, ein Mensch, begabt mit vielem Verstand, aber desto schlechterem Herzen. Er wurde deshalb aus dem väterlichen Hause gejagt, und irrte lange Zeit rathlos umher. Zuletzt, da ihm alle Pläne mißlangen, sich wieder auf seine ehemalige Stufe zu schwingen, entschloß er sich erst zu dem scheußlichen Unternehmen, sein eigenes Vaterland zu verrathen. Und es war ihm auch bis dahin gelungen, das ganze Lager zu durchspähen, und Vieles zu Papier zu bringen, was sicher dem Feind von bedeutendem Vortheil gewesen, wenn es ihm hinterbracht worden wäre. Doch der Verräther war in die Hände Dessen gefallen, dem er Vernichtung geschworen hatte; sein Haß gegen den Vater seiner ehemaligen Geliebten, welchem die Lebensweise Rival's durch andere Personen bekannt geworden, war bei ihm unauslöschlich. Er richtete daher sein Augenmerk besonders auf denselben, um ihn auf irgend eine Weise zu vernichten, wobei ihm jedoch die Wachsamkeit des alten Soldaten zuvorgekommen war.

Fortsetzung folgt.)

Mutter und Kind am Bache.

Siehst du, lieb Kind, den Bach, so rein,
Hintändeln unter Scherzen?
Er hat gar viel mit dir gemein:
O'rum faß' dir's wohl zu Herzen!

Froh plätschert er durch's kühle Grün,
In Blumen sanft geborgen; —
So siehst auch du nur Freuden blüh'n
Und kennst noch keine Sorgen.

Die bunten Steinchen glatt und rund
Sieht man an jeder Stelle; —
Es ist auch deiner Seele Grund
Noch ungetrübt und helle.

Sein Wellentanz ruht nimmermehr,
Sein Murmeln geht nicht unter; —
Du plauderst grad' so gern, wie er,
Und hüpfst, wie er, so munter.

Doch dabei denkt er stets an's Ziel,
Eilt eifrig ihm entgegen;
Mach' du es auch so, lerne Viel....:
Denn Fleiß bringt Glück und Segen!

Und wie du ihn hinab zu Thal
Klar in den Strom siehst fließen,
So rein, will's Gott, soll auch einmal
Dein Lebenslauf sich schließen.

Chr. K. Clemens.

Die apostolisch-(deutsch-) katholische Kirche in Frankreich.

Wir erhalten über diese Angelegenheit folgendes Privatschreiben aus Paris:

* Paris, 25. Juni.

Die Verschiedenheit der Sitten zwischen Frankreich und Deutschland ist zu groß, als daß sich das erste Auftreten des Antiromanismus gleichartig in beiden Ländern gestalten könnte. Das angeborene religiöse Gefühl der Deutschen und die bei ihnen lebhafte Erinnerung an die Art und Weise, wie die große Reformation ins Leben trat, ließ sie gerade und rasch in unsern Tagen auf ihr Ziel losgehen: in acht Monaten haben sie an fast hundert Orten durch die Einführung eines nichtrömischen Cultus die neue Reform in's Werk gesetzt. Die Franzosen, weniger gewöhnt an die praktische Ausübung der Religion, nehmen dagegen bei ihrer religiösen Opposition zunächst Zuflucht zu den Waffen, deren Führung ihnen die politische Opposition gelehrt hat, und man kann mit Sicherheit behaupten, daß der Antiromanismus sich in Frankreich überall früher in der Presse zeigen wird, als durch Einführung in den öffentlichen Cultus. Die Partei, welche die meisten Pariser Journale in diesem großen Kampfe ergriffen haben, kennt man; aber auch die Departements fangen an, eine antirömische Presse zu besitzen, und können die Journale in den Provinzen um so eingreifender wirken, als sie ihre Kräfte und ihre Aufmerksamkeit nicht, wie die Pariser Blätter, auf so vielfache Gegenstände zu vertheilen genöthigt sind, sondern ausschließlicher die wichtige Frage behandeln können. Auch ist es nicht zu verkennen, daß die antirömischen Blätter der Departements mit großem Eifer und vieler Entschiedenheit ihr Ziel verfolgen. Wir erwähnen heute zweier unter ihnen, die sich besonders durch Festigkeit in Bekämpfung des Ultramontanismus auszeichnen. Zunächst nennen wir „Le Reveil", antirömisches Blatt im Ain-Departement. Es empfahl dieses vor kurzem seinen Lesern, sich lieber mit dem neuen Testament bekannt zu machen, als Bücher zu lesen, wie „der Marienmonat" oder „die Triumphe der heiligen Jungfrau", Bücher, die der Clerus scheffelweise verbreitet. Die hypocrite „Gazette de France" behauptete neulich, daß man in der römischen Kirche nur die apostolischen Traditionen anzuerkennen brauche. „Le Reveil" antwortete ihr hierauf sehr richtig: „Wenn die „Gazette" es über sich nehmen will, die römische Kirche zu vermögen, es ernsthaft mit dem Evangelium und den Traditionen der Apostel zu nehmen, so treten wir sofort auf die Seite des Katholicismus." Solche Bedingungen kann der Katholicismus, wie man ihn heute in Deutschland auffaßt, annehmen, niemals aber der Romanismus. — „L'Impartial" von Nancy ist ein anderes Provinzialblatt, dessen antirömische Tendenzen scharf hervortreten. Es macht uns mit dem Eindruck bekannt, den die Nachricht von den Fortschritten der deutschkatholischen Kirche in Lothringen gemacht hat, und versichert zugleich, daß die Uebergreifungen der Ultramontanen und deren rücksichtloses Treiben am besten dazu geeignet seyen, der Neuerung Eingang in Frankreich zu bereiten. „Zahllose Katholiken sinnen im Geheimen über ihre Trennung von der römischen Kirche, wenn sie sich auch äußerlich jetzt noch nicht von derselben losgesagt haben. Sie füllen noch die Kirchen an, weil sie keine andern haben, weil das religiöse Bedürfniß die Völker beherrscht, weil das Christenthum, die Religion des Friedens und der Liebe, unerschöpflichen Trost bietet, weil Jeder sich beugt bei dem Namen Gottes, selbst wenn er von Denen ausgesprochen wird, die ihn entheiligen. Aber morgen, wenn die Augen klar sehen, wenn Rom allgemein der materiellen Ausbeutung der Christenheit überführt ist, was werden morgen die Völker thun? Sie werden den römischen Bischof verläugnen!" Man sieht aus dem Angeführten, daß die genannten Blätter nicht Feinde der Religion sind, wohl aber, daß sie begreifen,

Digitized by Google

daß Rom nur durch das Christenthum gestürzt werden kann. Lothringen aber und namentlich Nancy bedürfte eines tüchtigen Kämpen für wahre Religion und ächtes Christenthum, denn es erscheint dort der eifrigste Partisan des Ultramontanismus, „le Courrier de Nancy" oder „l'Esperance", ein von Lacordaire gegründetes Blatt (oder wenigstens unter den Auspicien dieses Dominikaners ins Leben getreten), welches kein Mittel scheut, Bigotismus und Priesterherrschaft zu bevorworten und zu verbreiten. Bald werden in allen Departements antirömische Blätter erscheinen, um Das laut auszusprechen, was das Volk im Stillen sagt. Dieses wird ihnen folgen und die Religion des Papstes zu Rom der reinen Christuslehre weichen müssen.

Das in Berlin erscheinende „Mag. f. d. Lit. d. Ausl." enthält folgenden Artikel:

Die Bestrebungen der deutschen Vernunft, im Gebiete des katholischen Kirchenregimentes aufzuräumen, finden auch in Frankreich eine immer größere Theilnahme. Zwar hat sich diese bis jetzt weniger in äußerlichen Thatsachen dargestellt, aber sie zeigt sich in der Literatur, sie beweist, wie die in Deutschland entsprungene Bewegung mit den Ansichten der gebildeten Franzosen übereinstimmt und dem wahren Heile Frankreichs entspricht. Es ist mit Recht namentlich darauf hingedeutet worden, daß die Annahme der Prinzipien der deutsch-katholischen Kirche allein die Möglichkeit gewähre, den Kampf gegen die Jesuiten siegreich zu beendigen; denn die Jesuiten (oder besser der Jesuitismus) und der römische Hof stehen gegenwärtig mehr als je in der engsten Wechselbeziehung, ihr Daseyn ist so in einander verwachsen, daß mit dem Bestehen oder Aufhören des einen auch das Bestehen oder Aufhören des anderen, wenigstens für das gebildete Europa, nothwendig verbunden ist. Daher der hartnäckige Kampf, der Frankreich in diesem Augenblicke bewegt, und, wenn nicht im Bewußtseyn, so doch im Gefühl dieser Wahrheit mit solchem Nachdruck geführt wird.

Es scheint uns zeitgemäß, unseren Lesern einige französische Betrachtungen über dieses Thema vorzuführen. — Ueber die beiden Glaubensbekenntnisse, das Breslau-Leipziger und das Schneidemühler, äußert sich der „Semeur" zunächst in folgender Weise: „Sie sind in keinem wesentlichen Punkte verschieden. Indem man aber für das allgemein gültige Bekenntniß nur eine geringe Anzahl von Sätzen als bindend angenommen hat, hat man weislich einer jeden Gemeinde die Freiheit gelassen, sich durch Zusätze ein für ihre besonderen Bedürfnisse geeignetes Bekenntniß aufzustellen. Denn nur auf diese Weise läßt sich die nothwendige Offenheit und Ehrlichkeit wahren, nur auf diese Weise kann sich die wahre Ueberzeugung der Einzelnen und der Gesammtmassen aussprechen. Weit entfernt, die Verschiedenheiten der Glaubensbekenntnisse zu beklagen, betrachten wir sie vielmehr als eines der glücklichsten Anzeichen jener Bewegung, deren Fortschritt wir mit solcher Theilnahme verfolgen." Darauf zeigt er in weiterer Ausführung, wie das allgemeiner gehaltene und für den, durch den steten Umgang mit Protestanten, und durch seine Stellung in einem gebildeteren Volke, schon weiter fortgeschrittenen deutschen Theil passende Leipziger Bekenntniß in Rücksicht auf die Bedürfnisse der Slawen jene Veränderungen erfahren mußte, die in Schneidemühl gemacht worden sind, und vergleicht die unter den Slawen wirkende reformatorische Bestrebung mit der des Johann Huß, die ihr im Prinzipe so ähnlich sah.

Diese Bemerkungen über das Leipziger Glaubensbekenntniß müssen den Beifall eines jeden Unparteiischen gewinnen. Wir haben es freilich selbst von Protestanten tadeln hören, und zwar wegen seines Mangels an positivem Inhalte, aber wir können nicht umhin, den Standpunkt, von welchem dieses Urtheil ausgeht, als einen einseitigen und unprotestantischen zu bezeichnen. Dem Einzelnen muß es natürlich unbenommen bleiben, so viel Positives zu glauben, als sein Gefühl von ihm verlangt, aber die Gesammtheit kann doch mit keinem anderen Maße gemessen werden, als mit dem, das die Gegenwart eben historisch bietet. Wenn sich nun aber einmal nicht läugnen läßt, daß die Mehrzahl der denkenden Theologen und der gebildeten Laien einen großen Theil des früher allgemein gültigen Positiven thatsächlich aufgegeben hat, so folgt mit logischer Nothwendigkeit, daß die alle umfassende Formel um eben so viel erweitert werden muß, wenn man nicht Heuchelei oder Spaltungen hervorrufen will; die Fortgeschrittenen aber auf einem überwundenen dogmatischen Standpunkte zurückzuhalten, ist unprotestantisch. Wir stellen als protestantische Laien vom rein historischen und schlechthin vernünftigen Gesichtspunkte die Frage: Was folgt daraus, wenn Examinatoren, die oft selbst nicht an die symbolischen Bücher glauben, junge Theologen, von denen sie wissen, daß sie eben so wenig daran glauben, dennoch auf dieselben vereiden?

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Zu Düsseldorf gab ein reicher Kaufmann dieser Tage einem Handwerker, der seinem beim Spielen in den Rhein gestürzten Sohne das Leben gerettet hatte, zwei Thaler zur Belohnung, die der Empfänger sofort dem Kloster der barmherzigen Schwestern überwies. Tags darauf fiel ein Wachtelhündchen in den Rhein; der Eigenthümer gab dem Retter desselben einen Dukaten.

(Berlin.) Es ist in der That zu bewundern, mit welchem Eifer und auf welchen seltsamen Wegen der Pietismus für seine Zwecke zu werben sucht. So tragen jetzt unsere Pietisten häufig einen Brief bei sich „zu lesen für Jedermann", und sobald ein Gespräch in ihrer Nähe einen „sündlichen" Anstrich bekommt, ziehen sie ihn hervor und überreichen ihn dem Sünder. Auf der Siegelseite trägt diese Brief das Bild von Adam und Eva vor dem Fall, und darunter steht ein Vers, welcher ausdrückt, so war es, so hätte es bleiben und immer besser werden sollen. Oeffnet man die untere Hälfte des Briefs, so erblickt man am Stamme des Erkenntnißbaumes die Schlange und den Apfelbiß. mit einem Verse des Inhalts: „Das ist aus der Paradiesesseligkeit geworden; auch Du, armer Leser, bist der Herrschaft der Sünde und des Todes verfallen, aber verzage nicht, es giebt noch ein Mittel zu Deiner Errettung." Schlägt man ferner die obere Briefhälfte um, so gestaltet sich der Gipfel des Baumes zu einem Kreuz, an welchem Jesus hängt, und ein Vers dabei ladet die Sünder zum Heiland ein. Wird endlich der Brief geöffnet, so zeigt der obere ganz entfaltete Theil eine Ballscene „mit allem Ekel ihrer Lüge und Lust", die Inschrift sagt: „So füllen die verlorenen Söhne mit Trübern ihren Bauch; aber vielleicht bringt noch Eins Dich zur Besinnung, armer Leser!" Nun blättert man die letzte BriefFalte um, und um die bis an die Hüften stehen bleibenden Ballgäste fügen sich Todtengebeine, und es heißt: „Ihr Fleisch wird verwesen, also, daß sie noch auf ihren Füßen stehen, und ihre Augen in Löchern verwesen und ihre Zunge im Maule verwesen." Hier darf man wohl ausrufen: Welche Verzerrungen! Welche Scheußlichkeiten!

Eine neue Entdeckung lehrt, daß, wenn ein eingesätes Grasfeld mit Stroh, kleinen Zweigen oder Buschwerk leicht bedeckt wird, das Gras ungemein schnell heranwächst.

(Frankfurt a. M.) Freitag den 4. Juli, Morgens 11 ½ Uhr, werden im Saale des Mülhens'schen Hauses die Gebrüder Alexander und Nikolai Matwejisch aus Rußland bei ihrer Rückkehr von einer Kunstreise durch England, Frankreich und Italien ein Vokal- und Instrumental-Konzert geben, zu welchem Ein-

Digitized by Google

trittskarten à fl. 1. 20 kr. in der Musikalienhandlung von C. A. André und an der Kasse à fl. 1. 45 kr. zu haben sind.

Korrespondenz.

Worms, 29. Juni.

Mehrfache Stimmen haben sich auch im Journale verlauten lassen, wie sehr man allerseits am Rheine dafür sich interessire, Hrn. Pfarrer Kerbler für uns zu gewinnen. Wie stimmen auch in Worms aus ganzem Herzen diesem Lieblingswunsche der Frankfurter, Offenbacher, Wiesbadener, Kreuznacher und Saarbrücker Deutsch-Katholiken bei. Wer könnte sich entschlossenern Muthes, schärferen Geistes, edlerer Popularität rühmen, um mit Erfolg sich an die Spitze der Freunde der Bewegung zum Guten zu stellen, denn Hr. Kerbler! Mögen unsere Wünsche Erfolg haben!

Darmstadt, 2. Juli.

Der verehrte Geistliche der christkatholischen Gemeinde, Hr. Pfarrer Kerbler, dem so viele Herzen liebevoll zugethan sind, wird auf seiner gottgeweihten Berufsreise auch hier die unzweifelhafte Wahrnehmung machen, daß man den Sinn und die hohe Bedeutung seiner Mission für die Mit- und Nachwelt vollkommen begriffen hat. Für die würdige Begehung der ersten gottesdienstlichen Feier (morgen früh 8 Uhr) ist bereits von Seite des verehrlichen Vorstandes die nöthige Fürsorge getroffen worden. Eine zweite, für kommenden Sonntag, soll bereits in Aussicht genommen worden seyn, vorausgesetzt jedoch, daß es Hrn. Pfarrer Kerbler möglich sey, bis dahin hier verweilen zu können.

Mainz, 1. Juli.

Am Samstag Abend den 21. Juni kam dahier ein Mann von Lüttich mit dem Dampfboote an und kehrte in dem Gasthause zur alten Krone ein. Derselbe hatte in mehreren aus Weiden geflochtenen Körben 90 Stück gewöhnliche s. g. Ratzen-Tauben bei sich, welche er in Folge einer Wette am Sonntag den 22. Juni des Morgens um 6 Uhr dahier wegfliegen lassen sollte. Sämmtliche Tauben gehörten verschiedenen Einwohnern von Lüttich an und war eine jede derselben auf einer Feder des Flügels mit gedruckten Lettern gezeichnet. Die Wette ging dahin, welche von diesen Tauben zuerst wieder in Lüttich eintreffen werden. Da aber am besagten Morgen der Himmel sehr trübe gewesen, so zögerte dieser Mann mit dem Wegfliegenlassen dieser Tauben noch etwa eine Stunde, stellte sodann gegen 7 Uhr sämmtliche Körbe mit den Tauben vor dem Gasthause zur alten Krone auf dem großen sogenannten Kaufhausplatze auf, öffnete die Körbe alle auf einmal und sämmtliche Tauben machten sich auch alsbald auf und davon. Ob und wie viele von diesen Tauben in Lüttich wieder angekommen seyn werden, werde ich später anzeigen, da der Transporteur dieser Tauben versprochen hat, nächstens wieder mit einer ähnlichen Anzahl Tauben, die derselbe aber in Straßburg auffliegen lassen wird, hier durchzukommen und in dem Gasthause zur alten Krone einzukehren.

B.....d.

Frankfurt, 2. Juli.

Die Didaskalia vom 2. Juli bringt einen eingesandten Artikel über die von dem Unterzeichneten herausgegebene Broschüre: „Erinnerung an die Gründung einer deutsch-katholischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. und ihren ersten öffentlichen Gottesdienst; nebst Predigt des Herrn Pfarrer Kerbler", in welchem das Bedauern ausgesprochen wird, daß die Predigt des Letzteren nicht vollständig in derselben mitgetheilt sey. Es war dies indessen eine Ohnmöglichkeit, da Hr. Pfarrer Kerbler seine Kanzelredrn nicht niederzuschreiben pflegt, kein Stenographe zu Gebote stand, und — wie jener Aufsatz selbst zugesteht — wohl keiner der Zuhörer so kalt und ruhig blieb, um die ganze Predigt Wort für Wort wiedergeben zu können. Der Autor der obengedachten kleinen Schrift trachtete indessen redlich darnach, die Hauptmomente des Vortrags im Geiste des Redners seinen Lesern treu vorzuführen und bedauert nur, daß Einsender ihm nicht seine, der guten Sache gewiß sehr förderliche Hülfe freundlichst zugewandt. Was die Bemerkung betrifft: daß die Beschreibung des ganzen Gottesdienstes nur 7 Seiten, die Einleitung 18 Seiten umfasse, so ist dieselbe unrichtig und verfehlt. Denn erstens nimmt die Einleitung nur 2 Seiten (nicht 18 Seiten) ein; zweitens beweist der Titel, daß nicht allein für den öffentlichen Gottesdienst, sondern auch für die Gründung der Gemeinde eine Erinnerung geboten werden sollte; drittens endlich ist zwar der Gottesdienst allerdings als der Act der Weihe zu betrachten, demohnerachtet bleiben aber die Lossagung von Rom, so wie die Constituirung der Gemeinde gewiß nicht minder denkwürdige Thatsachen, deren historischen Verlauf ausführlich der Erinnerung aufzubewahren der Autor allerdings namentlich im Auge hatte. Da aber von der Gründung der Gemeinde bis zu ihrem ersten Gottesdienste vierzehn Tage verstrichen (in welchen Zeitraum drei wichtige Generalversammlungen fielen), da ferner durch die ausführliche Beschreibung derselben die Grundsätze der Gemeinde, der Geist, der sie beseelt und die Richtung, welche die Bewegung nahm, dargethan werden mußten, so ist es sehr natürlich, daß der Bericht über eine vierzehntägige Wirksamkeit eine größere Seitenzahl in Anspruch nehmen mußte, als die Relation über eine zwei Stunden dauernde gottesdienstliche Feier. — Wenn ferner der Einsender glaubt, „unsere individuellen Berührungspunkte bei einer Sache, die uns begeistert, müßten uns als das Wichtigste dabei erscheinen", so mag dies bei manchen Menschen allerdings der Fall seyn; Schreiber dieser Zeilen aber ist sich bewußt, eine reine Begeisterung für die Sache selbst im Busen zu tragen; so wie er von jeher und in allen seinen Werken bewiesen hat, daß er dem Fortschritt huldigt und alles lichtscheue Wesen und allen Eigendünkel verachtet. Was die „philosophische Darlegung" des Autors im Eingang des Werkchens betrifft, so ist dies allerdings seine rein-individuelle Ansicht, da die Broschüre lediglich von dem auf dem Titel deutlich genannten Unterzeichneten und reineswegs weder von der Gemeinde, noch von dem prov. Vorstande ausging, so daß der Unterzeichnete einzig und allein ihren Inhalt zu vertreten hat und denselben auch vertreten wird.

Heribert Rau.

Bereits über 200 Knaben sind in unserer Turnanstalt für den zum 6. Juli beabsichtigten Besuch des Feldbergs angemeldet, und es wächst diese Zahl noch täglich. Nehmen wir hierzu die in besonderen Zügen den Ausflug mitmachende Jugend, so wie die Theil nehmende Schuljugend der Nachbarstädte und setzen wir endlich mit gutem Grund voraus, daß auch das gereiftere Alter zahlreich vertreten seyn wird, daß auch die Gesang- und Turngesellschaften der Umgegend nicht fehlen werden, so berechtigt dies zu der Erwartung, daß der 6. Juli sich zu einem gleich heiteren, als erhebenden Festtage gestalten wird. Was aber dem ganzen Unternehmen erst den rechten Schwung und Glanz verleihen wird, ist unstreitig die bereits fest zugesagte Theilnahme des aus etwa 40 Mitgliedern bestehenden Bornheimer Instrumentalmusik-Vereins. Dieser Verein, so jung er noch ist, hat sich durch gediegene Leistungen bereits mehrfach ausgezeichnet. Durch zwei Chorale, ausgeführt am Sonntag Morgen, halb 8 Uhr, in der Nähe der Falkensteiner Kapelle, wird er den festlichen Tag auf eine würdige, dem religiösen Gefühle der Theilnehmer entsprechende Weise einleiten; auf dem Feldberge selbst wird er die Gesänge und Märsche der Jugend durch seine Mitwirkung unterstützen und endlich durch Ausführung einiger größerer Musikstücke den Freunden der Tonkunst eine angenehme Erheiterung und einen entsprechenden Genuß zu gewähren suchen. Wir dürfen uns Glück wünschen, Vereine zu besitzen, welche, wie dieser, keine Opfer und keine Mühen scheuen, um eine gute, die Veredlung des Volkes bezweckende Sache zu fördern. Mögen dann auch sich recht Viele bewogen finden, demjenigen Unternehmen, welches eigentlich im vorigen Jahre die erste Veranlassung zu jenen großeren Gebirgsausflügen war, und ohne welches regelmäßige Feste auf dem Feldberge immerfort mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben werden, nämlich dem Baue eines Obdaches dortselbst, ihre erneuerte Theilnahme zuzuwenden. Wie wir hören, werden am 6. Juli für gedachten Zweck an Ort und Stelle beliebige Gaben gesammelt.

Mainwasser-Wärme.

Den 2. Juli, Abends: 17 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 3. Juli. (Auf hohes Begehren): Alessandro Stradella, Oper in 3 Abth., Musik von Flotow.

Samstag, 5. Juli. Die Jüdin, große romantische Oper in 5 Abth., nach dem Französ. des Scribe, Musik von Halevy. (Gastrolle) Eudoxia: Fräul. Marie C. Bayini, herzogl. coburg-gothaische Hofopernsängerin.

Redakteur: J. v. Heller. — Druck und Verlag von Heller in Mainz.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 183. Samstag den 5. Juli 1845.

Bruderliebe.

(Fortsetzung.)

V.

Mit dem Beginn des kommenden Morgens verkündete ein starker Kanonendonner den Bewohnern von Hille den Anbruch der Schlacht von Minden. Engländer, Preußen, Hannoveraner und Hessen wetteiferten in Tapferkeit, um den Sieg über die Franzosen zu erringen. Auf dem rechten Flügel kämpften die Verbündeten um den Besitz des Dorfes Halem. Bei'm dritten Sturm ward es dem Feinde entrissen, der es bei seiner Flucht anzündete. Kein Bewohner desselben ließ sich während des Kampfes erblicken. Endlich jedoch, als der Feind ganz gewichen, streckte hier und da Einer seinen Kopf zu der Hausthüre heraus, und zuletzt, da sie glaubten, sicher zu seyn, wagten sie erst ihre Wohnungen zu verlassen. Zwei Soldaten brachten in demselben Augenblicke einen verwundeten Offizier, und verlangten ein Unterkommen für denselben. Ein nahstehender Bauer ließ sich nicht zwei Mal darum bitten, sondern öffnete sogleich seine Hausthüre, und bewirthete und pflegte den Verwundeten.

Nachdem die Wunden des Offiziers verbunden waren, und er sich wieder etwas gestärkt fühlte, suchte er mit seinem Wirth ein Gespräch anzuknüpfen.

„Euer Dörfchen hat viel Noth gelitten bei dieser Affaire," begann der Offizier.

„O, werther Herr," war die Antwort des Bauern, „jetzt läßt sich der Schaden noch nicht berechnen, das wird man erst später gewahr. Aber ich bin nur froh, daß Niemand von meiner Familie an Leben oder Gesundheit dabei gelitten hat. Arbeiten können wir Alle, und wenn uns Gott wieder eine reiche Aernte beschert, so werden wir auch nicht Hungers sterben."

„Wie stark ist Eure Familie?" fragte der Offizier in ergriffenem Tone.

„Wir sind unserer Neun," versetzte der Alte mit einem Seufzer.

„Und doch habt Ihr kein Bedenken getragen, mich in Eure Wohnung aufzunehmen?"

„Mein Haus ist eine Freistätte für jeden Unglücklichen. Haben wir auch gleich Nichts im Ueberflusse, so geht doch der Hungrige nie ohne Labsal von meiner Thür. So ereignete sich ein Vorfall," fuhr er etwas lebhafter weiter, „der mich noch in der Seele schmerzt. Ein Mädchen saß vor zwei Tagen draußen vor dem Dorfe unter der großen Linde; die Neugierde trieb mich zu ihr hin. Sie schien sehr matt und entkräftet, und sagte mir, daß sie eine lange Reise bestanden habe, nun aber nicht weiter könne, indem sie schwer erkrankt sey. Was war zu thun, ich konnte das arme Geschöpf nicht unter'm freien Himmel sitzen lassen, nahm sie daher zu mir in mein Haus, pflegte sie so gut, als es in meinen Kräften stand, und, Gott Lob! sie erholt sich mit jeder Stunde mehr."

„Ich bewundere Euch, lieber Alter," sagte der Offizier, der bisher mit Theilnahme zugehört hatte. „Und wer ist die arme Unglückliche, und woher kam sie auf ihrer langen Reise?"

„Ich habe sie um ihren Stand noch nicht gefragt. Mag sie seyn, wer sie will! Ich glaube jedenfalls Menschenpflicht erfüllt zu haben."

„Wohl habt Ihr das, mein Freund! Fahrt nur immer fort, Gutes zu thun, und Gott wird es Euch lohnen. Ich werde Euch jetzt verlassen, denn ich finde mich wieder gestärkt. Nehmt einstweilen diese Börse und lebt wohl!"

„O, nicht also!" sagte etwas empfindlich der Landmann. „Was ich that, war meine Pflicht; und dies lasse ich mir nicht bezahlen. Wenn Ihr aber Etwas geben wollt, so reicht es der armen Unglücklichen."

„Ihr habt Recht," fügte schnell der Offizier etwas verlegen hinzu. „Führt mich zu ihr."

Bereitwillig öffnete der Bauer eine Seitenthüre, und der Offizier folgte. Die Kranke erhob sich von ihrem Lager, sank aber bei'm Anblick der Eintretenden sogleich wieder mit einem Schrei auf dasselbe zurück.

„Um Gotteswillen, was ist Euch?" rief erschrocken der Hauswirth. „Sie ist ohnmächtig. Zu Hülfe! Frau, zu Hülfe!"

Er stürzte hastig zur Thüre hinaus, holte etwas Essig und bestrich damit ihre Schläfe. Der Offizier stand während dessen, einer Bildsäule ähnlich, unbeweglich still. Endlich drängte sich ein schwerer Seufzer aus seiner Brust. Mitleidig blickte er die arme Verlassene an, und sagte mit gebrochener Stimme:

„Elise! — Muß ich Dich so wieder finden?"

Bei dem Namen „Elise" schien neuer Lebensgeist in sie gekommen zu seyn, denn sie schlug ihre matten, aber schönen Augen wieder auf, und ihr bleiches Antlitz lächelte wehmüthig. Endlich sprach sie, kaum vernehmbar:

„O, mein Theodor, ich bin sehr elend, und dies durch Deinen unnatürlichen Bruder."

„Hat er Dich betrogen? War er Deiner Liebe unwerth?" fragte Theodor düster.

„Meiner Liebe? Wie das, mein Theodor? — O Gott! mir scheint, auch Du bist hintergangen."

„Du warst ihm also nicht freiwillig gefolgt?"

„Freiwillig? O, mein Geliebter, wie konnte ein solcher Gedanken in Dir aufkommen? Geraubt hat mich der Schändliche, und trotz meinem Bitten und Flehen schleppte er mich nach einem entlegenen Theil Italiens. Das Furchtbarste, was nur ein Mensch erdulden kann, habe ich ertragen; gleich einem Wurm krümmte ich mich zu seinen Füßen; ich umklammerte verzweiflungsvoll seine Kniee, und beschwor ihn bei dem Andenken seiner Mutter und bei allen Heiligen; umsonst! Ich wurde verlacht. Drohend setzte er

Digitized by Google

mir den Dolch auf die Brust, und ich mußte ihm folgen. So kamen wir endlich in Italien an. Erst da, wo er seine geraubte Beute in Sicherheit glaubte, gestand er mir seine Liebe. Haß! ewiger Haß! war es, was ich ihm antworten konnte. Und so verging wieder eine Zeit, woran ich mich mit Schauder erinnere. Endlich gelang es mir durch Hülfe eines guten Mädchens, welches Antheil an meinem Schicksal genommen hatte, und die Schwester des Italieners war, bei dem ich gleichsam eingekerkert gewesen, die Flucht zu ergreifen. Beide Männer gingen einsmals miteinander auf die Jagd, und ich benutzte die Gelegenheit. Dank, tausend Dank dem edlen Mädchen, die mich so kräftig unterstützte, und die mir stets eine liebe Freundin war!"

„Ich wanderte fort, ohne zu wissen wohin; manche Nacht mußte ich unter'm freien Himmel zubringen, und meinen Lebensunterhalt vor den Thüren erbetteln. Weit, sehr weit war ich schon gegangen, unnennbare Mühseligkeiten hatte ich erduldet, als mich auch noch ein heftiges Fieber überfiel, das eine natürliche Folge meiner allzugroßen Anstrengungen gewesen ist. Ich konnte nicht mehr weiter; ich mußte mich niederlassen und geduldig in mein Schicksal fügen. O, in diesem Augenblick wäre ich gerne gestorben; tausend Mal habe ich den gütigen Schöpfer um diese Wohlthat angerufen, allein umsonst; er hatte es anders beschlossen. Diesen Mann sandte er mir als einen rettenden Engel in meiner höchsten Noth. Er nahm mich auf in sein Haus, pflegte mich, und — o meine Dankbarkeit gegen ihn — — — —"

„Stille, stille, Jüngferchen!" unterbrach sie der Bauer. „Ihr wißt, daß Euch das viele Reden zu sehr anstrengt, und es Euch auch ausdrücklich verboten ist; daher folget meinem Rath und verhaltet Euch ruhig."

Theodor war durch die Erzählung Elisens mächtig erschüttert. Er machte sich die bittersten Vorwürfe über seine Leichtgläubigkeit, und bat sie, ihm zu vergeben. Er sagte ihr, auf welche Weise es seinem Bruder gelungen sey, ihn von ihrer Liebe zu dem Nichtswürdigen zu überzeugen, und erstaunte nun darüber, wie sie Beide das Opfer eines ruchlosen Menschen waren. Sie hatten sich wechselseitig so Vieles mitzutheilen, daß ihnen die Stunden wie Minuten vergingen. Die Dämmerung brach allmählig herein, und Theodor hatte nun an den Abschied zu denken, indem er noch vor Abend zur Armee zurückkehren mußte. Er gab Elisen Geld, und bat den Wirth, seine Geliebte wie bisher aufs sorgsamste zu verpflegen; dann verabredete er mit Elisen, daß sie nach ihrer Genesung in die Heimath zurückkehren solle. Um aber nicht mehr in die Gewalt ihres Oheims zu kommen, so beschloß sie, sich bis zu Theodor's Ankunft bei einer Freundin verborgen zu halten. Nach langer stummer Umarmung und mit Thränen, die Wiedersehen und Trennung zugleich galten, schieden sie bewegt.

(Fortsetzung folgt.)

Die apostolisch- (deutsch-) katholische Kirche in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Der „Semeur" fährt fort: „Der neuen Kirche ist es glücklich gelungen, in zwei außerordentlich wichtigen Punkten die Gefahren zu vermeiden, welche ihr aus der herrschenden Richtung unseres Jahrhunderts erwuchsen.

Erstens hat sie bei der Abfassung ihres Glaubensbekenntnisses nur das reine Evangelium zu Grunde gelegt. Kein philosophisches System hat hineingespielt, sondern die heilige Schrift allein ist einmüthig als Regel angenommen worden.

Zweitens haben alle Berathungen, alle Gemeinden bis jetzt der weltlichen Macht die höchste ehrerbietige Achtung bewiesen. Weit entfernt, auf die Umtriebe der Kommunisten einzugehen, hat die neue Kirche bei jeder Gelegenheit ihren festen Entschluß ausgesprochen, dem Herrscher unerschütterliche Treue und Gehorsam zu bewahren. Und bei den Mißhelligkeiten, welche zwischen dem römischen Hofe und den protestantischen Regierungen Deutschlands bereits entstanden waren und noch zu entstehen drohen, freut sich die neue Kirche um so mehr, daß sie keine Verpflichtungen weiter gegen Rom hat und in ihrem Unterthanen-Verhältniß gegen ihre angestammten Fürsten nicht mehr gestört wird."

Aber dennoch sind die Deutsch-Katholiken des Kommunismus beschuldigt worden. Der „Semeur" weiß es und begegnet der Anklage vortrefflich: „Die Deutsch-Katholiken", sagt er, „haben recht gethan, daß sie diesen Vorwurf zurückwiesen. Denn kein Mann von Ehre und Gewissen hört eine Verläumdung an, ohne seine Stimme zu seiner Rechtfertigung zu erheben, zumal wenn die Verdächtigung für die Religion selbst so traurige Folgen haben kann. Die Personen, von denen diese Anklage ausgegangen ist, sind von den Jesuiten beherrscht, mithin intolerant, und zwar gegen die neuen Katholiken weit mehr als gegen die alten Protestanten. Die Intoleranz aber hat zu allen Zeiten und unter allen Regierungsformen Sorge getragen, die Verläumdung vorauszusenden, um nicht gar zu niedrig und zu ehrlos zu erscheinen. Wenn auch die Jesuiten noch so geschickt sind, die einfachsten Grundsätze von Recht und Unrecht umzukehren, so gibt es dennoch im menschlichen Gewissen Etwas, was sich gegen die bloße und reine Intoleranz auflehnt. Man fürchtet, den Anderen, man erröthet, sich selbst zu bekennen, daß man religiöse Ueberzeugungen verfolgt, daß man sich herausnimmt, den freien Verkehr des Geschöpfes mit seinem Schöpfer zu unterdrücken. Man muß also einen Umweg suchen, Mittel ausfindig machen, um sich selbst und die Anderen zu täuschen. Diese Mittel findet man in der Verläumdung. Man bürdet seinen Gegnern Verbrechen auf, und unter dem Deckmantel dieser selbstfabrizirten Verbrechen vernichtet man den gehaßten Glauben."

„Dies Verfahren ist schon von den Heiden reichlich angewendet worden, und die röm. Curie hat ihren Weg getreulich fortgesetzt. Es ist ein merkwürdiges, aber noch weit mehr ein trauriges Studium, zu sehen, wie die Verketzerer, die Henker der Religionen, jederzeit die Kunst verstanden haben, gerade diejenige Beschuldigung zu erfinden und zu verbreiten, die zu einer bestimmten Zeit die größte Wirkung hervorbringen mußte. In den ersten Jahrhunderten wurden die Christen vorzüglich der Majestätsbeleidigung und der Auflehnung gegen die Kaiser bezichtigt: das war ein vortreffliches Mittel, diese Despoten zur Errichtung von Schaffoten anzureizen. Die Kaiser waren damals allmächtig und auf sie mußte man wirken. Zu den Zeiten der Albigenser, in einem frommen und abergläubigen Jahrhunderte, wurden die Sektirer des mittäglichen Frankreichs schrecklicher Gotteslästerungen und abscheulicher Gottlosigkeiten von den Päpsten angeklagt: ein prächtiges Mittel, um einen Kreuzzug von Würgern aufzubringen. Im sechszehnten Jahrhunderte schrieb der heilige Vater nach Deutschland, Frankreich und den übrigen Ländern, daß die Protestanten alle Unterschiede des Ranges und der Stände aufheben wollten: das war eine Adresse an den Adel und die Parlamente, und man weiß, wie ihr, namentlich in Frankreich, geantwortet ward. Heute hat sich der Text der Predigt verändert, die Treulosigkeit der Intoleranten aber ist dieselbe geblieben. Da der Glaubenseifer sehr mittelmäßig und lau geworden ist, da der Adel und die Obrigkeiten nur noch eine beschränkte Gewalt ausüben, muß man sich an die besitzende Klasse richten, um zu Gunsten der Verfolgung die Stütze der öffentlichen Meinung zu gewinnen; sie sucht man jetzt zu erschrecken, indem man die neuen Katholiken des Kommunismus beschuldigt, und mit Hülfe dieses Schreckes hofft man die antirömischen Ideen bequem zu unterdrücken."

Digitized by Google

„Die Berechnung ist schlau: sie ist von den Jesuiten gemacht. Wir hoffen aber doch, daß sie vor den offen daliegenden Handlungen und Erklärungen der deutsch-katholischen Kirche zusammenfallen wird. Auch Diejenigen, welche Rom treu geblieben sind, können sich nicht lange täuschen lassen. Man konnte wohl die Völker täuschen in jenen Zeiten der Rohheit, als die Presse noch nicht bestand, als die Verbindungen zwischen den verschiedenen Provinzen desselben Landes schwer und selten waren: aber wäre es auch heute noch möglich?"

„Wenn übrigens die neue Kirche Deutschlands berufen ist zu dulden, so wird sie es ohne Zweifel mit männlicher Beharrlichkeit thun; sie wird sich erinnern, daß die Wahrheit stets Opfer fordert, und sich nur unter Schmähungen und Verfolgungen von Seiten ihrer Feinde Bahn bricht. Welche edle und heilige Sache hat nicht ihre Märtyrer gezählt? Man wäre unwürdig, die Wahrheit zu besitzen, ja man würde sie selbst nicht besitzen, wenn man nicht den Muth hätte, sich für sie zu opfern."

Diese Befürchtung ist nun, für Preußen wenigstens, aufgehoben, und wir werden sogleich sehen, welche Anerkennung die weise Verordnung unseres Monarchen auch in Frankreich gefunden hat.

„Es ist übrigens gut", fährt der „Semeur" fort, „die Verläumdungen in Frankreich zur Sprache zu bringen, mit denen die junge Kirche jenseits des Rheins verfolgt wird. Wenn sich nämlich bald, wie wir es wünschen, durch Namen und Wissenschaft hervorragende Männer an die Spitze einer ähnlichen Bewegung stellten, wenn sie sich gerade von Rom losjagten und auf der Grundlage des Evangeliums ein neues Glaubensbekenntniß entwürfen, wenn sie endlich zusammenträten, um Gott auf eine Weise zu verehren, die ihnen am meisten mit der christlichen Offenbarung überrinzustimmen schiene, so wird man wahrscheinlich nicht von dem falschen Prinzipe einer vorgängigen Erlaubniß Gebrauch machen, um ihnen ihr Recht zu verweigern. Man wird nicht wagen, im Angesicht des erstaunten Europa zu erklären, daß Frankreich in Hinsicht auf religiöse Freiheit unter Preußen, Sachsen, Belgien, der Schweiz und England stehe. Das wäre eine zu große Schande, ein zu großer Vorwurf, eine zu feige Nachgiebigkeit gegen die Priesterpartei. Aber man kann voraussehen, daß die Verläumdung wüthend über die neuen französischen Katholiken herfallen würde. Man würde die konservative Partei gegen sie aufreizen, von Radikalismus, von Demagogie schreien. Und wer weiß? irgend ein Kultusminister könnte sich heuchlerisch zum Echo der hinterlistigen Lügen des Jesuitismus machen, und man würde das Stichwort des öffentlichen Wohles vorhalten, um die neue Kirche, zumal wenn sie zahlreiche Anhänger fände, zu beschränken und zu unterdrücken. Wie wissen recht gut, weß die Priesterpartei fähig ist, und was sie einer politischen Macht auferlegt, die schwach genug ist, um ihre Gunst zu betteln. Aber die muthigen Bekenner werden nicht zagen, werden nicht vor der Erfüllung ihrer erhabenen Pflichten zurückweichen; und die Meinung der Nation, das ist unsere feste Ueberzeugung, wird Denen mächtig zu Hülfe kommen, die, der Religion des Mittelalters entsagend, in ihrem Bekenntnisse das Christenthum und den Geist der Neuzeit, die Bedürfnisse des Gewissens und der Gesellschaft vereinigen werden."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 1. Juli.) Ich habe Ihnen heute in der Kürze ein betrübendes Ereigniß mitzutheilen. Der Hofsänger Vetter, einst eine Zierde der Leipziger und Darmstädter Bühnen, hat sich gestern Abend 10 Uhr bei Berg, eine halbe Stunde von hier, im Neckar ertränkt. Ein pecuniärer Verlust, welchen er in der letzten Zeit bei einem Anverwandten hier erlitten haben soll, vielleicht auch eine wenig beglückende Häuslichkeit, erzeugten bei ihm schon seit mehreren Wochen einen gegen seine sonstige Heiterkeit auffallenden Trübsinn und bestimmten ihn ohne Zweifel zu dem traurigen Entschluß, den er vollführte. Noch gegen 9 Uhr am Abend saß er, theilnehmend und ruhig, im Kreise von Freunden; eine Stunde später hatten ihn diese für immer verloren! Hr. Vetter nimmt den Ruf eines im bürgerlichen Leben unbescholtenen Mannes mit ins Grab.

(Vom Rhein, 30. Juni) Am 3. Juli werden es fünf und zwanzig Jahre, daß Dr. Diesterweg in Berlin als Seminardirektor aufs rühmlichste thätig gewesen ist. Mit welcher anregenden Frische, Lebendigkeit, Kraft und Humanität derselbe auf Lehrerbildung und Schulwesen gewirkt hat, und noch in gleich jugendlicher Rüstigkeit fortwirkt, ist jedem in seinem Fache fortschreitenden Lehrer, namentlich jedem Elementar-Schulmanne bekannt. Seine vielfachen und allgemein anerkannten Verdienste bedürfen nicht erst der Belobung; in Anerkennung derselben aber haben Diesterweg's ehemalige Seminarzöglinge, so wie seine vielen Freunde in den Rheinlanden eine Adresse an denselben abgefaßt, an welche sich ein liebevolles Erinnerungszeichen knüpfen soll, begleitet von einer Baarsendung, welche ausschließlich die jüngst von Diesterweg ausgegangene „Pestalozzi-Stiftung" zum Zwecke hat, und die Gründung derselben nach Kräften unterstützen soll. (Köln. Z.)

Der bereits früher in diesen Blättern erwähnten, bei Bindernagel in Friedberg erscheinenden Predigt-Parallelen für die christlichen Feste, Feiertage und heiligen Zeiten u. s. w. von Pf. Gollhard zu Dortelweil, zweite Lieferung, S. 91 — 193, enthaltend Neujahr und Passionszeit, und gleich der ersten durch eine bis jetzt unerreichte Fülle und Gediegenheit des Inhalts sich auszeichnend, wurde vor kurzem an alle Buchhandlungen versandt. Nach dem öffentlich ausgesprochenen, eben so kompetenten als gehörig motivirten Urtheile des hochwürdigsten nass. evang. Landesbischofs Dr. Heydenreich sollte dieses vielseitig anregende und belehrende Werk in keiner Predigerbibliothek fehlen.

(Mannheim.) Einer Bauersfrau aus unserer Nachbarschaft wurde kürzlich, als sie eben mit Kirschen hier zu Markte war, eine unerwartete, aber um so größere Freude zu Theil. Es trat nämlich ein korpulenter Mann von 36 — 38 Jahren, in feiner Kleidung, mit goldener Uhrkette und goldenen Ringen ausgestattet, zu ihrem Korbe, und fragte sie nach dem Preis ihrer Kirschen; als sie ihm solchen nannte, bemerkte er, sie wären zu theuer, worauf sie ihm entgegnete: „Ach, ein reicher Herr, wie Sie, der so schöne goldene Ringe trägt, wird doch nicht handeln wollen, versuchen Sie nur ein Mal meine Kirschen, sind sie nicht süß?" — „O ja, liebe Mutter!" antwortete der Fremde, und es folgte eine Erkennungs-Scene, die die Herzen aller Umstehenden in eine freudige Rührung versetzte und glücklicher als manche rührende Scene auf der Bühne augenblicklich ein großes und empfängliches Publikum hatte. Der „reiche Herr" war nämlich ein Sohn dieser Bauersfrau, der vor 18 Jahren als Bäckergesell in die Fremde gegangen war, und nun, an Jahren, Geld und Körper-Umfang reicher geworden, seine Mutter auf dem Kirschenmarkte überraschte. —

(Bamberg, 28. Juni.) Unsere Staatsregierung hat, wie man hört, den Plan, in den drei Universitätsstädten des Königreichs große Irrenanstalten zu errichten, und bei der bevorstehenden Ständeversammlung wird wahrscheinlich diese wichtige Angelegenheit den Kammern schon vorgelegt werden. Uebrigens ist in Erlangen eine solche Irrenanstalt im Bau begriffen und der Vollendung nahe.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Aus dem Odenwalde, 28. Juni.

Vor kurzem lasen wir im „Frankf. Journal“ und später wiederholt in der „Didaskalia“ eine Handlung der Unduldsamkeit, die sich die katholische Geistlichkeit in Kaiserslauteen gegen den verstorbenen Advokat-Anwalt Koller dadurch hatte zu Schulden kommen lassen, daß sie dem Letzteren, einem Katholiken, das Begräbniß nach katholischem Ritus versagte. Wir freuen uns, dagegen melden zu können, daß die katholische Geistlichkeit in hiesiger Gegend aufgeklärtere Begriffe von Toleranz zu haben scheint. Als Beweis hierzu dient die am vergangenen Montage (d. 23. Juni) in der katholischen Kirche zu Erbach von dem dasigen kathol. Pfarrer gehaltene feierliche Seelenmesse für die unlängst verstorbene erlauchte Frau Gräfin Sophie zu Erbach. Die Frau Gräfin war eine Protestantin im ächten, edelsten Sinne des Wortes, und der Tribut der Liebe und Ehrerbietung, der ihr noch im Tode von einer andern Confession gebracht wurde, fand bei Allen, die jener gottesdienstlichen Handlung beiwohnten, begeisterten Anklang. Es wäre doch auch allerdings endlich einmal Zeit, die Ansicht geltend zu machen, daß wenigstens über dem Grabe der Streit der Confessionen ruhen möchte, und daß, wenn Gott bereits die unsterbliche Seele abgerufen hat, der Mensch nicht noch die arme, sterbliche Hülle heradzuwürdigen suchen sollte. Ist ja doch in einem Kampfe nicht die Waffe, womit man kämpft, des Streites Ursache und Zweck, sondern der Gegner, der die Waffe führet und ihr gleichsam Leben gibt: — wie kann so der todte Leib noch zur Rechenschaft gezogen werden wegen einer Angelegenheit, wofür nur der Geist verantwortlich ist? — Man erzählt, daß jene Römerin aus Rache des großen Redners Zunge noch im Tode mit Nadeln durchstochen habe. Ach! der Geist, der diese Zunge mit göttlichem Hauche, mit solch' hinreißender Kraft beseelt hatte, war schon längst entflohen und mochte wohl lächeln über die ohnmächtige Wuth einer rohen Hand. Wollt ihr die Geister bekämpfen und überwinden, so dürft ihr nicht physische Gewalt, nicht Verdächtigungs- oder Verdammungssprüche anwenden, sondern Waffen des Geistes, — Gründe, — auf Wahrheit beruhende, mit Klarheit und Humanität vorgetragene Gründe. Läugnen können wir es übrigens nicht, daß das verschiedene Benehmen des katholischen Klerus an den beiden oben genannten Orten bei jedem unbefangenen Beobachter eigenthümliche Gedanken hervorruft. Dort wird einem Katholiken, einem geachteten Manne, Das, was er mit Recht verlangen kann, entzogen; hier wird dasselbe einem Protestanten freiwillig gegeben. Hängt dieses Entziehen oder Gewähren nur von jedesmaliger Willkür ab? Ist in jenem Benehmen die Einheit und Consequenz zu erkennen, welche die katholische Kirche als ein Wesentliches ihres Principes rühmt? Gewiß ist es, jene beiden Fakta stehen vor uns; den motivirenden Zusammenhang erkennen wir nicht.

Soolbad zu Münster am Stein bei Kreuznach.

Das hiesige Soolbad ist zwar lange bekannt und durch bedeutende Kurerfolge hat es seit Jahren den Ruf großer Heilkraft bewährt, aber dennoch ist es weniger benutzt, als dasselbe es verdiente. Für Diejenigen, denen es mehr um Zerstreuung auf Reisen und um das Treiben der großen Welt zu thun ist, als um ihre Gesundheit, für Diese wird es angemessen seyn, wenn sie einmal ähnliche Bäder besuchen wollen, sich in die großartiger eingerichteten Bäder zu Ischl u. s. w. zu begeben; wem aber ein ruhiges gemüthliches Stilleben mehr zusagt, als das Wogen und Treiben der großen Welt und wer die Wiedererlangung der Gesundheit mit geringen Kosten zu erzielen strebt, dem wird das hiesige Soolbad gewiß gefallen, da dasselbe in Bezug auf Wirksamkeit der Bäder keiner ähnlichen Badeanstalt nachsteht, ja viele in manchen Beziehungen übertrifft. Besonders ältern Leuten und Kindern, die sich im Geräusch der großen Welt unbehaglich befinden, bietet Münster ein wahres Asyl dar, da die Lage desselben eine höchst anmuthige und die Umgegend reich an hübschen Ausflügen ist. Das hiesige Soolbad gewährt folgende Heilmittel: 1) Eine 23° R. warme Jod-, Brom- und eisenhaltige Sool-Therme. Dieses Wasser schmeckt angenehm und erkältet vermöge seiner lauwarmen Temperatur den Magen nicht, daher ist dasselbe ganz besonders zum Trinken geeignet. 2) Soolbäder aus demselben Wasser bereitet, wovon getrunken wird; nach Umständen werden sie durch Zusatz von Mutterlauge wirksamer gemacht. Die Trink- und Badekur kommen gegen Scropheln, Rheumatismus, Gicht, Flechten, Hämorrhoiden u. s. w. zur Anwendung. 3) Die nahegelegenen Gradierwerke der Saline bieten denjenigen Kranken heilsame Spaziergänge dar, welche an Brust- und Lungenschwäche, asthmatischen Anfällen, Brustverschleimung, Anlage zur Schwindsucht und andern langwierigen Lungenkrankheiten leiden, da sie daselbst die mit Chlor, Jod, Brom und andern verdunstbaren wirksamen Substanzen geschwängerte Luft athmen, die gegen derartige Uebel so wirksam ist, daß die Arbeiter, welche stets bei diesen Werken beschäftigt sind, nie an dergleichen Krankheiten leiden. Für eine Anzahl guter Logis in Privatwohnungen, so wie für eine gut eingerichtete Restauration ist Sorge getragen. Aerztliche Hülfe finden die Kranken im Orte selbst.

Wildbad, 28. Juni.

Mit jedem Jahre wird unsere alte Heilquelle bekannter und besuchter. Ihr Ruf ist ein europäischer geworden, sonst würden nicht fast alle Nationen Europa's hier repräsentirt seyn. Wildbad's warme Quelle hat aber auch eine wundersam-belebende Heilkraft und unser Frankfurt sendet ihe in diesem Sommer weit mehr seiner Leidenden, als es früher der Fall war. Gewiß entspricht es auch dem allgemeinen Interesse, wenn ich bemerke, daß man von Frankfurt aus recht bequem über Mainz und Mannheim in kaum zwölf Stunden in Durlach oder Karlsruhe ist und von da mit einer regelmäßigen Wagenverbindung über Pforzheim des andern Tages in sechs bis sieben Stunden in Wildbad eintrifft. Bei der neuen Verbindung mit bequemen und eleganten Wagen hat sich wiederum Hr. Klumpp Sohn zum Bären dahier betheiligt, der auch Omnibusverbindungen nach Stuttgart und Baden unterhält und sich das Verdienst erworben hat, die regelmäßige Communication nach unserem Bade sehr zu erleichtern und, was die Hauptsache ist, zu sehr billigen Preisen. So zahlt die Person von Karlsruhe bis Wildbad nur 2 fl. 12 kr. mit allem Gepäcke. Hr. Klumpp Sohn hat hinter seinem so trefflich eingerichteten Gasthof zum Bären, der in gastronomischer Beziehung der Centralpunkt unseres Badelebens ist, unserer Frankfurter Küche nicht nachsteht und nur wenige Schritte von den Bädern entfernt ist, einen neuen Bau im vorigen Spätsommer aufführen lassen, dessen Zimmer in Bequemlichkeit und Eleganz jeder Anforderung entsprechen und sehr gesucht sind. Auch das Badhotel ist gut besetzt und täglich mehrt sich die Zahl der hier ankommenden Fremden. Ein Frankfurter.

Düsseldorf, 30. Juni.

Die Wiederherstellungsarbeiten des von den Franzosen 1798 eingeäscherten Theiles des Residenzschlosses haben begonnen. Mit dem Feste der Grundsteinlegung des Forthaues scheint man zögern zu wollen bis zue Ankunft der Majestäten in den Rheinlanden, welche für den Monat August in Aussicht gestellt ist. Unsere Liedertafel wird den Feiertag durch den Vortrag einer Festcantate verherrlichen. — Das Aufsehen, welches die K. Klassen'sche Zeichnung, die Karrikatur auf die apostolisch-allgemeine Kirche, erregte, ist noch bei weitem nicht verschwunden. Es ist zu bedauern, daß diesesmal ein so harmloser Mann wie K. Klassen dem allgemeinen Unwillen blosgestellt ist, wo die Aufmunterer und Förderer des Werkes sich in ihrer Schlauheit gedeckt haben und wohl in's Fäustchen lachen werden.

Offenbach a. M., im Juni.

In unserer industriellen Stadt ist neuerdings ein auf die Bäckerei tief einwirkendes Werk entstanden. He. G. Wilhelm nämlich, schon rühmlich bekannt durch Einrichtung sparender Feuerungsanlagen, hat einen eisernen Backofen erbaut, welcher mit jedem Brennmaterial geheizt werden kann und bei einer Ersparniß von mehr als der Hälfte des Brennmaterials vollkommen gute Waare liefert. Möchten die Besitzer von Backöfen auf diese wichtige Holz ersparende Einrichtung ihr Augenmerk richten und zur allgemeinen Einführung dieser Backöfen die Hand reichen!

Mainwasser-Wärme.

Den 3. Juli, Abends: 17 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 5. Juli. Die Jüdin, große romantische Oper in 5 Abth., nach dem Französ. des Scribe, Musik von Halevy. (Gastrolle) Eudoxia: Fräul. Marie C. Basini, herzogl. coburg-gothaische Hofopernsängerin.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 184. Sonntag, den 6. Juli 1845.

Bruderliebe.

(Fortsetzung.)

VI.

Die Schlacht war geschlagen; Ferdinand ließ den Feinden bis Minden nachsetzen. Die Franzosen hatten bedeutende Verluste erlitten, die Verbündeten dagegen nur wenige ihrer Krieger verloren. Die Folge des Kampfes war der Rückzug der Feinde, und daß der Herzog von Braunschweig sein Heer nach Hessen und in die westphälischen Bisthümer verlegen konnte.

Elise war unterdessen von ihrer Krankheit ziemlich genesen; ihre Wangen rötheten sich von neuem, und sie sehnte sich nach dem Augenblicke, der sie wieder in ihre geliebte Heimath und in die Arme ihres Theodor's bringen sollte. Allein dies konnte, der ärztlichen Aussage zufolge, noch nicht stattfinden; sie mußte erst wieder neue Kräfte sammeln, kräftige Speisen zu sich nehmen, und täglich eine oder auch zwei Stunden die frische Luft genießen. Dies befolgte sie denn auch pünktlich.

Eines Morgens, der Himmel war sehr heiter und verkündete einen schönen Tag, bereitete sich Elise vor, einen Spaziergang nach einem nahgelegenen Wäldchen zu unternehmen. In etwas wehmüthiger Stimmung trat sie ihren Spaziergang an; allein kaum hatte sie das Dorf hinter ihrem Rücken, so genoß sie den herrlichsten Anblick der Natur und wurde heiterer. Majestätisch hob sich die Sonne hinter den Bergen hervor, und ein sanfter Morgenwind wehte sie erquickend an. Als sie an die Stelle kam, wo sie vor zwei Monaten hülflos sich dem Tode nahe wähnte, da ergriff sie eine tiefe Rührung, und eine Thräne glänzte in ihrem hellen Auge, wie ein Thautropfen auf frischem Grün, der sich im Sonnenglanz spiegelt. Ein tiefer Seufzer entstieg ihrer Brust, indem sie die Stelle wieder verließ, welche für sie ewig unvergeßlich seyn mußte. Sie ging noch eine Strecke weiter, und beschäftigte sich mit dem wonnigen Gedanken, wie glücklich sie seyn würde, wenn sie ihren geliebten Theodor jetzt an ihrer Seite haben und mit ihm, Arm in Arm, die Fluren durchwandeln könnte. Doch plötzlich wurde sie aus ihren angenehmen Träumen durch eine Erscheinung aufgeschreckt, die ihr Innerstes erschütterte. Ein Mann in schlechter Kleidung trat aus dem nahen Buschwerk und schritt hastig auf sie zu.

„Dank der glücklichen Stunde!" rief er, indem sich auf seinem bleichen Gesichte eine Mischung von Freude und grimmiger Bosheit zeigte. „Endlich habe ich Dich zufällig gefunden," fuhr er triumphirend fort, „nachdem ich schon zwei Monate Dich vergeblich suchte!"

Elise zitterte heftig und rief mit bebender Stimme:

„Was wollt Ihr?"

„Dich!" war die Antwort. „Dich allein! lebend oder todt!"

Elise konnte sich kaum mehr aufrecht halten, als sie, bei dieser furchtbaren Aeußerung, der Gestalt in's Angesicht sah.

„Hinweg!" rief das hülflose Mädchen, „hinweg! Ist das Maß Deiner Schandthaten noch nicht voll? Hattest Du mich nicht elend genug gemacht? Abscheulicher Bösewicht! Wirst Du mich denn überall verfolgen? Was habe ich Dir zu Leide gethan?"

Georg v. Wellenroth, denn dies war die Erscheinung, schlug ein gellendes Gelächter aus.

„Du," sagte er zähneknirschend, „hast mir nie Etwas zu Leide gethan? Ei, ei! sieh doch das unschuldige Lamm. Zehnfach gab sie mir den Tod, und nun fragt sie noch, ob sie mir Etwas zu Leide gethan! Nein, Schlange, hier ist für Dich kein Entrinnen mehr! Alles habe ich Deinetwegen geopfert, Eins aber mir aufbewahrt, das uns Beide auf immer vereinen soll!"

Mit diesen Worten zog er einen Dolch aus seinem Rocke, und trat näher zu Elisen, welche sogleich vor ihm auf die Kniee niederfiel.

„O," rief das zitternde, leichenblasse Mädchen, „ist denn nicht ein Funken Mitleid in Deiner Brust? Ist jedes menschliche Gefühl in Dir erstickt? Hast Du kein Erbarmen mit mir, die ich Dir nie ein Leid zugefügt?"

„Narrenspossen!" rief der Verruchte, und faßte das zarte Mädchen an der Brust.

„Erbarmen!" schrie die halb Ohnmächtige, „Gott vergebe Dir Deine Sünden!"

„Er möge Dir die Deinigen vergeben!" knirschte der Bösewicht und zückte den Dolch, um sie zu durchbohren.

In dem Augenblick aber, als er den Arm erhob, donnerte eine tiefe Stimme: „Halt, Halunke!" Schnell ließ er sein Schlachtopfer los, blickte um sich, und sah zwei preußische Parteigänger hinter den Bäumen hervortreten, welche ihn sofort festnahmen.

„Wir haben Dich belauscht, und Du hast daher kein Wort zu Deiner Rechtfertigung zu sagen!" sagte einer der Soldaten, indem er dem todtenähnlichen Mädchen beisprang. Er suchte sie durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel wieder vollkommen in's Leben zurück zu rufen. Mit weinenden Augen dankte sie für die wunderbare Rettung ihres Lebens, und erzählte kurz, was den Mörder zu dieser That bestimmt hatte. Man sah deutlich auf den Gesichtern der edlen Krieger, wie sie mit Mühe ihre Thränen unterdrückten. Als Elise ihre Erzählung geendet hatte, dankte sie nochmals, und bat sich die Namen ihrer beiden Lebensretter aus, damit, wenn sie dieselben vielleicht nicht mehr sehen sollte, sie doch wenigstens ihre Namen in dankbarer Erinnerung bewahren könne.

Georg wurde, trotz seines Widerstrebens, in's Lager geführt, wo alsbald Gericht über ihn gehalten wurde, welches ihn zum Tode verurtheilte, nicht allein wegen seines beabsichtigten Mordversuches, sondern auch, weil man Briefe bei ihm vorgefunden hatte, welche ihn als Spion bezeichneten.

Digitized by Google

Es war ein schöner Septembermorgen, als man eine Abtheilung Soldaten erblickte, die den zum Tode verdammten Delinquenten nach dem Richtplatze eskortirten. Kaum angekommen auf demselben, so folgte ihnen auch schon ein Adjutant, welcher dem Kommandeur der Abtheilung eine Depesche überbrachte. Keiner der Krieger konnte sich das plötzliche Erscheinen des Adjutanten enträthseln; jedoch mußte etwas Außerordentliches vorgefallen seyn.

Es währte nicht lange, so sah man in der Ferne einige Offiziere zu Pferd, welche in vollem Galopp daher sprengten. Staunen ergriff die Soldaten alle, als sie in einem der herannahenden Offiziere den Obristen ihres Regimentes erkannten. Auf dem Richtplatze erschienen, stieg der Obrist vom Pferd und befahl, man solle ihm den Verurtheilten vorführen. Nachdem dieses geschehen, begann der Obrist:

„Dein Name ist Georg v. Wellenroth?"

„Ja," antwortete derselbe, den Blick starr an den Boden geheftet.

„Deine Familie ist mir bekannt," fuhr der Obrist fort. „Du hast einen braven Vater, der wohl die Kunde von Deinem tragischen Ende nicht überleben wird."

„O, Gott!" seufzte er, statt zu antworten.

„Kam dies Wort über Deine Lippen?" fragte der Obrist.

„Wohl sprach ich es aus dem Innersten meiner Seele. O, ich bitte Euch, hört auf mit Euren Fragen; denn nie habe ich mehr Reue gefühlt, als in diesem Augenblicke, da ich vor Euch stehe! Eure Gegenwart flößt mir ein Etwas ein, was ich nicht zu nennen vermag: Eure Worte dringen wie Dolchstiche in mein Herz, und ich wollte in diesem Augenblick gern mein Leben aushauchen, wenn ich alle meine Thaten ungeschehen machen könnte."

„Aber warum kam die Reue nicht früher?"

„Jugendlicher Leichtsinn und schlechte Rathgeber waren die Quelle meines Unglücks."

„Man hat Dich eines Verbrechens beschuldigt, welches Du an einem Frauenzimmer zu begehen im Begriff warst. Wer war diese Person? Was hat sie Dir gethan, daß Du Dich so schrecklich an ihr rächen wolltest?"

„O, habt Erbarmen!" rief der reuige Sünder, indem er vor dem Obristen niederfiel, „und gebt Befehl, daß diese Männer ihre Kugeln auf mich abfeuern; denn nicht würdig bin ich, mehr auf dieser Erde zu leben. Jenes Mädchen ist schuldlos und rein, wie das Licht der Sonne! Meine unedle Liebe verschmähte sie, und dies entflammte mich zur Rache, die ich aber bitter bereue."

„Du hattest auch einen Bruder?" fragte der Obrist mit Nachdruck.

„Ihr seyd sicher gekommen, noch ein Mal vor meinem Ende die Bilder aller Derjenigen an mir vorüber ziehen zu lassen, welche ich unglücklich machte. Auch er ist ein Opfer meines unerhörten Leichtsinns; ich bin sein Mörder. O, könnte ich in diesem Augenblicke mit meinem Leben das seine erkaufen, ich würde freudig die Hand küssen, welche den Todesstreich nach mir führt. Aber umsonst, die Todten stehen nimmer auf."

„Wenn er aber noch lebte?" fragte der Obrist.

„Ich würde nicht eher ruhen, bis ich seine Verzeihung erhalten hätte, dann wollte ich gerne sterben."

„So? Glaubst Du, Dein Bruder würde so thöricht seyn und Dir verzeihen, um sich abermals von Dir betrügen zu lassen?"

„O, ich kenne ihn genau! Edelmuth war immer eine Eigenschaft, die ihn zierte. Und ich glaube sicher, wenn er meine aufrichtige Reue sehen würde, er könnte mir seine Verzeihung nicht versagen. Auch er kennt mich genau; er weiß, daß mein Herz von Natur nie schlecht war, es wurde nur durch den Umgang mit schlechter Gesellschaft verdorben."

Der Obrist, welcher nun seine Rührung nicht länger verbergen konnte, sagte mit bebenden Lippen:

„Wenn Du wahrhafte Reue fühlst, so sollst Du Dich in mir nicht geirrt haben; hier reiche ich Dir die Hand zur Versöhnung!"

Georg, mächtig ergriffen, fiel ohnmächtig zu Boden. Staunend sahen die umstehenden Soldaten einander an. — Georg, welcher allmählig aus seiner Ohnmacht wieder erwachte, bat seinen Bruder tausend Mal um Verzeihung, und Theodor vergaß Alles, weil er sich mit der Hoffnung schmeichelte, seinen Bruder für die Welt wieder zu gewinnen, und einen guten Menschen aus ihm zu machen. Mit Freude theilte er ihm mit, daß er bereits schon vorher, ehe er wußte, ob er je seine Unthaten bereuen würde, um seine Begnadigung angehalten und sie erwirkt habe; er solle hieraus sehen, wie ein Mensch handeln müsse; man solle nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Georg war durch diese Handlungsweise so mächtig erschüttert, daß er seinem Bruder um den Hals fiel und bitterlich weinte.

Der Obrist gab nun Befehl zum Abmarsch. Als sie im Lager angekommen waren, fanden sie die Soldaten zechend in ihren Zelten; Alles war fröhlich und guter Dinge. Man erzählte sich von bestandenen Kriegsabenteuern und sehnte sich allgemein, der Ruhe überdrüssig, nach neuen Beschäftigungen. Theodor war mit seinem Bruder Georg allein und ermahnte ihn nochmals, seinem Leichtsinne zu entsagen und nun ein besserer Mensch zu werden; für die Verzeihung seines Vaters wolle er Sorge tragen. Georg konnte wenig antworten, er war von der außerordentlichen Großmuth und Herzensgüte seines Bruders so mächtig erschüttert, daß er nur weinen konnte; und eben diese Thränen waren für Theodor die sicherste Bürgschaft seiner aufrichtigsten Reue.

(Schluß folgt.)

Des Burschen Scheiden.

Es tönt ein ernstes Scheidelied,
Der Bursch' hinaus zur Fremde zieht;
Es leitet ihn die Freundesschaar,
Der Scheidende wohl werth ihr war.

Und Allen reicht der Bursch' die Hand,
Doch hat den Blick er weggewandt;
Im Aug' ihm eine Zähre hing,
Als wenn ein Stück vom Herz ihm ging.

„Denk' unserer in Freud' und Schmerz!"
Ruft nach ihm manches Bruderherz.
„„Lebt wohl, gedenket an den Freund!""
Der Bursche spricht's und — still er weint.

Herab die stille Zähre rinnt:
„So treue Freund' ich nirgends find',
„Und grüne Thäler, stille Höh'n,
„Wo werd' ich sie so traulich seh'n!

„Wohl kälter fern die Sonne scheint,
„Doch bald das Wiedersehen eint." —
Der Bursche denkt's; Berg auf, Berg ab
Er leicht nun trägt den Wanderstab.

V....l. M.

Digitized by Google

Die apostolisch- (deutsch-) katholische Kirche in Frankreich.

(Schluß.)

Zu der Kabinets-Ordre, welche den Deutsch-Katholiken freie Religionsübung gestattet, bemerkt dasselbe Blatt, nachdem es dieselbe seinen Lesern in ihrem vollständigen Inhalte dargelegt und seine Freude über diese Wendung der Dinge ausgesprochen hat: „Diese Ausnahme (daß die deutsch-katholischen Priester keine Ehe einsegnen dürfen) erklärt sich von selbst; denn eine öffentliche bürgerliche Handlung kann nur von Staatsbeamten gesetzlich vollzogen werden, zu ihnen aber gehören die Priester einer nicht vom Staate anerkannten Kirche nicht. Statt nun den König von Preußen, der bei dieser Gelegenheit eine so große Weisheit und eine so vorurtheilsfreie Achtung vor den Rechten des Gewissens gezeigt hat, um die offizielle Anerkennung und Bestätigung ihrer Kirche anzugehen, und dadurch für ihre Geistlichen die Erlaubniß zur Vollziehung gewisser Handlungen zu erhalten, die prinzipiell in den Geschäftskreis keiner Kirche gehören, werden die Deutsch-Katholiken wohlthun, wenn sie im Gegentheil die Regierung dahin zu bestimmen suchen, daß für das ganze Königreich diese Handlungen der Kompetenz der Geistlichkeit entzogen und ausschließlich den bürgerlichen Behörden übergeben werden."

Es ist dies derselbe Uebelstand, dessen wir schon neulich einmal gedachten, als wir von dem Napoleonischen Konkordate sprachen. Er greift augenblicklich zu tief in das gesammte Verwaltungswesen ein, als daß ihn die Kabinetsordre hätte sogleich mit beseitigen können, im Gegentheile sieht man deutlich, wie er sich den edlen und liberalen Gesinnungen des Gesetzgebers selbst hemmend in den Weg gestellt hat. Wir wollen hoffen, daß auch er bald seine Erledigung finden werde; denn Geburt und Tod sind Ereignisse und das Ehebündniß eine Handlung des bürgerlichen Lebens, mit bürgerlichen Folgen, schlagen also in das Gebiet der bürgerlichen Behörden, denen mithin folgerichtig auch die Führung der Register darüber zusteht. Die geistliche Weihe des Ehebündnisses ist von der bürgerlichen Vollziehung desselben vernünftigerweise eben so verschieden, als die Anerkennung des Kindes als Christen durch die Taufe von seiner Anerkennung als Staatsbürger durch die Eintragung in die Register des Staates. Durch die Vermischung dieser beiden ganz verschiedenartigen Dinge hat sich nun das seltsame Ergebniß herausgestellt, daß der deutsch-katholische Priester die höhere Religionshandlung, die Taufe (ein Sakrament), vollziehen darf, während ihm die niedere, die Copulation (die auch von dem bei weitem größeren Theile der Deutsch-Katholiken nicht als Sakrament betrachtet wird), untersagt ist. Wie viel Unheil die Civilehe in den berüchtigten Streitigkeiten über die gemischten Ehen erspart haben würde, brauchen wir nicht des breiteren auszuführen.

Doch auch äußerlich fängt die Bewegung an, sich in Frankreich zu zeigen. Wir lesen darüber Folgendes: „Die Nachrichten, welche wir aus verschiedenen Gegenden des Landes erhalten, entsprechen unseren Erwartungen und zeigen offenbar, wie sehr das Volk des Aberglaubens und des Priesterjoches müde und geneigt ist, die Religion des Evangeliums zu erfassen, wenn es ihm geboten wird. Wir sind überzeugt, daß sich auch bei uns eine große Erschütterung vorbereitet, und man kann schon voraussehen, daß sie, je nach den dafür in Thätigkeit gesetzten Werkzeugen, einen doppelten Charakter tragen wird. Der protestantische Proselytismus bevölkert bereits die reformirten Kirchen; der freiwillige Antiromanismus, der seine Bewegung nicht von außen her erhält, sondern in sich selbst findet, wird wahrscheinlich wie in Deutschland seine besondere Form und seine eigenen Kirchen erhalten. Wir haben Grund zu glauben, daß sich auch ehrenwerthe Geistliche der neuen Bewegung in beiden Richtungen anschließen werden: Herr Tribler, Vicar von St. Michael, einer der drei Parochieen von Dijon, hat ihnen so eben ein muthiges Beispiel gegeben, indem er dem Bischof seine Abdankung eingereicht hat. Er hat die Beweggründe, die ihn bestimmen, sich von der römischen Kirche zu trennen, in einem Briefe dargelegt, der so eben durch den Druck veröffentlicht worden ist, und in welchem er die schwere Pflicht zu erfüllen gewußt hat, sich gegen die Irrthümer der Kirche, die er verläßt, zu erklären, ohne auch nur einen Augenblick die Rücksichten zu vergessen, welche ihm seine früheren Beziehungen zu dem Bischofe von Dijon auflegten. Herr Trivier hat am vergangenen Sonntage zu Dijon dem protestantischen Gottesdienste beigewohnt."

Mannichfaltigkeiten.

Nach uns zugegangener Mittheilung hat der Baritonist Pischek London verlassen, nachdem derselbe in der Hauptstadt Albions Gold und Ehre in reichem Maße geärntet. — Auch die deutsche Sängerin Fräul. v. Ruplin hat dort sehr freundliche Aufnahme gefunden und in mehreren höheren Cirkeln mit vielem Beifall gesungen. Ihre einnehmende Persönlichkeit und ihr schönes Gesangstalent haben ihr sogar Eingang in die Salons der Königin, der Herzogin von Kent u. a. verschafft. Fräulein von Ruplin wird ihre Rückreise durch die Rheingegenden antreten. — Die junge Sängerin Fräulein Oswald, von der Stuttgarter Hofbühne, hat in München mit Beifall gastirt. — Wie wir vernehmen, ist Esser's neue Oper: „Die beiden Prinzen", von der Direktion der Frankfurter Bühne zur Aufführung angenommen. — Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky wird am 14. d. M. die neue Oper von Balfe: „Die Haimonskinder", gegeben werden, deren leichter und gefälliger Melodienfluß sehr gerühmt wird. — In den ersten Tagen des nächsten Monats wird der für unsere Bühne neu engagirte Hr. Bräuer, vom Bremer Stadttheater, in Frankfurt eintreffen.

(Köln, 29. Juni) Wie bereits früher gemeldet, haben Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich 8000 fl. zum Kölner Dombau verabreicht. Der Vorstand des Central-Dombau-Vereins zu Köln hat als Danksagung für dieses hochherzige Geschenk eine Dank-Adresse an Se. Majestät den Kaiser in seiner Versammlung am 20. d. M. angenommen und unterzeichnet.

(Breslau.) Laut Allerhöchster Kabinetsordre vom 4. Juni c. ist dem Portepeefähnrich Grafen Geßler des 1. Cuir.-Regiments als einzigen noch lebenden Urenkel des Feldmarschalls Grafen Geßler, welcher Chef dieses Regiments war, und am genannten Tage vor hundert Jahren in der Schlacht bei Hohenfriedberg die Cavallerie so ruhmvoll anführte, in ehrendem Andenken an denselben der Charakter als Seconde-Lieutenant Allergnädigst beigelegt worden.

Frau v. Montgolfier ist zu Paris im 111 Lebensjahre gestorben. Die Verstorbene war die Gattin des Erfinders der Aerostatik, welcher am 5. Januar 1745 zu Vidalontes-Annonai geboren wurde, wo er auch im Jahre 1783 den ersten Versuch mit dem Luftschiffe, oder der nach ihm genannten „Montgolfiere" machte.

In der großen Oper zu Paris wurden am 27. Juni Meyerbeers „Hugenotten" zum 167. Male gegeben.

(Für Freunde der Naturwissenschaft) Es hat der durch die Entdeckung der Fossil-Knochen von Eppelsheim bekannte Pfarrer Pauli zu Kettenheim in Rhein-Hessen auf's neue eine wichtige Entdeckung gemacht. In den Sandsteinbrüchen von Nack, einem Dörfchen im Kreise Alzey, finden sich die Fußstapfen von

Digitized by Google

Quadrupeden der Urwelt, welche von den in Hilburgshausen entdeckten sehr abweichen. Durch die Güte des Müllers J. Kröhler von Wahlheim gelangte er in den Besitz von Mauersteinen, auf welchen diese Fußstapfen sich deutlich dargestellt finden. Um sich eine Vorstellung von der Größe dieser früheren Bewohner unseres Planeten verschaffen zu können, mag die Nachricht dienen, daß die Fußzehen zum Theil vier Zoll Darmstädter Normalmaß breit sind und die Nägel an einzelnen drei Zoll messen. Da dieses Thier von dem Chieotherium bedeutend abweicht, so hat er ihm den Namen Megapous gegeben, bis nachgewiesen ist, daß diese Fußstapfen einem schon bekannten Thiere der Urwelt angehören. Sobald es seine anderweitigen Geschäfte erlauben werden, will er eine nähere Beschreibung davon in einer naturhistorischen Zeitschrift bekannt machen.

(Breslau, 29. Juni) Im Stadtblatte für Lüben und Steinau theilt ein Herr August Kolbe mit, daß sein Sohn wegen Versäumung des Nachmittags-Gottesdienstes von dem Lehrer mit Stockschlägen um den Kopf bestraft worden sey. Der an den Lehrer gerichtete Aufsatz schließt mit den Worten: „auch mögen Sie entschuldigen, wenn ich meinen Kindern den Umgang mit evangelischen Ihrem Befehle zuwider anrathe!"

Der beim Baden im Staeenberger See verunglückte Maler Julius König aus Dresden, ein Protestant, ist auf den katholischen Kirchhof des romantischen Dorfes Aufkirchen am See beerdigt worden. Der katholische Pfarrer des Orts empfing nicht nur die Leiche am Eingange des Friedhofs und sprach über das Grab den kirchlichen Segen, sondern er hatte auch dem verunglückten christlichen Bruder einen Ehrenplatz angewiesen und ihn auf den Theil des Kirchhofs begraben lassen, der für das Begräbniß der katholischen Geistlichen bestimmt ist. Ein heller Stern gilt dem hellen katholischen Pfarrer. Gehet hin und thut deßgleichen.

(Posen, im Juni.) Eine sonderbare Eigenthümlichkeit bietet ein Menschenmarkt, der hier gehalten wird, dar. Die gesammte dienende Klasse polnischer Abkunft nämlich vermiethet sich immer von Johannis ab auf ein Jahr, und kommt dann zur Abschließung eines neuen Dienstverhältnisses nach Posen, wo alle Diejenigen, die einen neuen Dienstherrn suchen, sich an einer bestimmten Stelle unsres großen Hauptmarktes versammeln und hier vom Morgen bis zum Abend ihre Personen zur Schau stellen, bis sie einen neuen Herrn auf ein Jahr gefunden haben. Dies thun insbesondere Bediente, Kutscher, Köche, Gärtner, Wirthschafter, Wirthschafterinnen ꝛc. Die Herrschaften, welche dergleichen Individuen suchen, begeben sich nun auf diesen ächten Sklavenmarkt, besehen sich die Personen von oben bis unten und von allen Seiten, lassen sich die Dienstatteste vorzeigen und schließen sodann neue Contracte ab. Für den Psychologen ist eine Wanderung über unsern Menschenmarkt gewiß höchst interessant, zumal die Leute durchweg heiter und lebendig sind, denn das Unwürdige eines solchen Verhältnisses fühlt der Slawe noch nicht.

Korrespondenz.

Leipzig, 2. Juli.

Unsere Zeitschriften sind jetzt um zwei vermindert worden. Das Wochenblätte: „der deutsche Courier", welchem der Locomotiven-Held und ein Hr. v. Corvin-Wiersbitzki ihre eigenthümliche Wirksamkeit zugewendet, ist unterdrückt worden. Man nennt die Tendenz als den Grund. Eines eigen verschuldeten, nicht so gewaltsamen Todes sind „die Rosen" von R. Heller entschlafen. Das Schicksal hat den allzu gutmüthigen, braven Dr. Herloßsohn und seinen „Kometen" damit geeächt. Die „Rosen" wurden nämlich, als Herloßsohn dem Verleger derselben seinen Kometen aus guten Gründen wegnahm, in der gemeinsprculativen Absicht vom Verleger begonnen, Herloßsohn's Abonnenten für den Kometen zu kapern. Die „Rosen" haben es nie über 200 Abnehmer gebracht. — Die neueste Nummer 27 von Kuranda's „Grenzboten" enthält ein treffliches Genrebild: „zum ersten Mal bei den Assisen." Da spricht in einem ganz alltäglichen Falle die unüberwindliche Macht der Wahrheit für die öffentliche und mündliche Rechtspflege.

Nürnberg, 30. Juni.

Am 27. d. Mts. hat sich hier eine seltene Todesart ereignet. Die Gattin eines in Achtung stehenden Beamten war nämlich mit dem Auftragen des Abendessens beschäftigt. Sie nahm den Schörsendeaten aus der Röhre, nahm davon ein Stückchen zum Verkosten in den Mund (was, wie man vermuthete, sehr heiß gewesen seyn mag) und wahrscheinlich mag dieses sie in die Zunge gebrannt haben; sie verschluckte das ganze Stückchen, was sich in der Luftkehle spreitzte, und da sie Luft nicht mehr athmen konnte, so war sie schon in drei Minuten verschieden. Alle sogleich mannigfaltig angewandte Mittel blieben fruchtlos; der Gatte ist ganz untröstlich, da beide Eheleute gut mit einander lebten. — Ungeachtet die Früchte allenthalben, wie man vernimmt, vielversprechend auf den Feldern prangen, so wollen doch die hohen Getreidepreise bei vielen Zufuhren in hiesiger Schranne nicht weichen, was besonders für den Handwerksmann und die Fabrikleute sehr empfindlich ist. Wo liegt hier der Hase im Pfeffer? Gegen den wucherischen Holzhandel ist die königl. Regierung von Mittelfranken sehr lobend eingeschritten; immer jedoch sind die Holzpreise ungewöhnlich hoch! Bereits haben Kaufleute Lager von Steinkohlen und Torf errichtet und angekündet. Unsere vielen Fabriken, Brauereien ꝛc. verbrauchen ungeheure Massen Holz und so haben wir in der ersten Zeit wenig Hoffnung zu billigern Preisen, besonders da noch immer der Kanal von Kehlheim hieher nicht fahrbar ist. — Unser rühmlichst bekannter Künstler Burgschmidt hat den Guß von Beethoven's Statue glücklich vollendet; der Nichtkenner, wie der Kenner ist über die Kunst erstaunt, da an diesem Denkmal durchaus nichts zu tadeln ist. Demnächst wird die Beethoven-Statue über Frankfurt a. M. an den Bestimmungsort Bonn abgesendet werden. Diesen Abend ist ein hiesiger achtbarer Bürger plötzlich irre geworden. Derselbe war mit dem Nervenfieber behaftet und in seinem Paroxismus eilte er in der Unterhose, ein Stilet und zwei tüchtige Hölzer in den Händen haltend, vom Zimmer herab in die Straße bis zum Rathhaus. Bis man seiner habhaft werden konnte (er ist ein starker, großer Mann), hatte er mehrere Personen beschädigt; dieser brave Mann, Fabrikant Sch—e, wird allgemein bedauert.

Homburg v. d. Höhe, 2. Juli.

Während der gegenwärtigen Saison wurde unser Kurort mit dem Besuch folgender hohen Herrschaften, welche sämmtlich ihr Absteigquartier im Gasthaus „zum hessischen Hof" genommen, beehrt und zwar von Sr. kaiserl. Hoh. dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, von Sr. königl. Hoh. dem Kurfürsten von Hessen, von Sr. königl. Hoh. dem Kurprinzen und Mitregenten von Hessen, von Sr. Durchl. dem Prinzen von Schwarzburg-Rudolstadt, von Sr. Durchl. dem Prinzen von Bernhard zu Sachsen-Weimar und von Sr. Durchl. dem Prinzen Bernhard zu Solms-Braunfels. Nach der heute erschienenen Kurliste beträgt die Anzahl sämmtlicher Kurgäste 785.

Mainwasser-Wärme.

Den 4. Juli, Abends: 21 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 5. Juli. Der Liebestrank, komische Oper in 2 Abth., aus dem Italienischen, Musik von Donizetti. (Gastrolle) Adina: Fräul. Marie E. Basini, herzogl. coburg-gothaische Hofopernsängerin.

Sonntag, 6. Juli. (Zum Erstenmale): Der Graf von Irun, romantisches Schauspiel in 5 Abtheil., aus dem Französischen von W. Friedrich.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 185. Montag, den 7. Juli 1845.

Die Neuerer.

Von

Wilh. Wagner.

Verlästert mir die Neu'rer nicht zu sehr,
Daß sie nicht stets das rechte Maß euch halten!
Wo kämen dann die rüst'gen Kämpfer her,
Wollt jede Kraft methodisch sich entfalten?
Bedächt'ge fördern nicht den Gang der Zeit;
Wer Beff'res will, der muß es kräftig wollen.
Wollt ihr den Elementen dort im Streit,
Wollt ihr dem Frühling, wann er Sturm bringt, grollen?

Verlästert mir die Neu'rer nicht zu sehr,
Weil einen Schlagbaum kühn sie überspringen!
Sie setzen sich gen alten Zwang zur Wehr,
Sie wollten sich dem Geistesdruck entringen;
Sie sind es, die der Welt das Licht gebracht
Und die der Freiheit Banner stets getragen.
Wollt ihr den jungen Tag, der froh erwacht,
Wollt ihr den Knospentrieb im Lenz beklagen?

Verlästert mir die Neu'rer nicht zu sehr!
Ein edler Most muß brausen und muß gähren.
Der Jugend wird ein ängstlich Prüfen schwer;
Ein frei Entfalten müßt ihr gewähren.
Sie will Verbess'rung; darum zürnt ihr nicht,
Wenn auch der Becher einmal überschäumet!
Ihr Alten mit dem grämlichen Gesicht,
Habt ihr denn nie geschwärmt und nie geträumet?

Verlästert mir die Neu'rer nicht zu sehr!
Morsch wird das Alte, Neues muß entstehen.
Das ist der Zeiten wechselnder Verkehr;
Die Welt ist rund, die Kugel muß sich drehen.
Eins paßt für diese, Eins für jene Zeit.
Sonst Klostermauern, goth'sche Kirchenräume,
Sonst Geistesdruck und Unterwürfigkeit,
Jetzt Eisenbahn und freie Glaubensträume!

Bruderliebe.

(Schluß.)

VII.

In dem Schlosse des alten Grafen von Wellenroth, welches bisher verödet und wie ausgestorben dagestanden hatte, wurde es auf ein Mal lebhaft. Man sah Vorbereitungen treffen zu einem Feste, welches Theodor und Elisen zu Ehren unter wenigen, aber treuen Freunden gefeiert werden sollte.

Theodor war bereits mit Urlaub seines Königs bei seinem alten Vater angekommen. Er glaubte denselben erst versöhnen zu müssen; allein er fand bei seinem Erscheinen einen überglücklichen, durch die unvermuthete Wiederkehr seines Sohnes bis zu Thränen gerührten Vater. Das plötzliche Verschwinden seiner beiden Söhne hatte den greisen Mann tief betrübt; er freute sich deßhalb um so mehr, daß er wenigstens einen derselben wiedersah, der sich zugleich durch Muth und Tapferkeit so bedeutend ausgezeichnet hatte. Er mußte ihm von seinen Kriegsthaten erzählen, und dabei wurde der Alte so lebendig, als wollte er selbst noch eine Batterie mit erstürmen. Kurz, der lebensmüde Greis schien vor Freude wieder ganz jung werden zu wollen.

Endlich nahte die Zeit heran, in welcher das Fest beginnen sollte. Nach und nach stellten sich die Gäste ein, und bald waren die Plätze der Tafel sämmtlich besetzt. Theodor saß dem alten Grafen zur linken und Elise zur rechten Seite, dies hatte der Alte so angeordnet. Elise mußte nun, nachdem das Mahl beendet war, ihre Schicksale erzählen; dies hatte sich der Vater vorbehalten. Sie begann, und während dessen blieb kein Auge unter den Anwesenden thränenleer; Alle wurden tief gerührt. Als sie geendet hatte, nahm Theodor das Wort, und suchte durch einen lebhaften Vortrag die Gesellschaft wieder in eine andere Stimmung zu versetzen. Da ihm dies vollkommen gelungen war, so leitete er das Gespräch auf einen Gegenstand, welcher für ihn von höchster Wichtigkeit war. Er erzählte, jedoch als ganz andere Personen angehend, die Schandthaten seines Bruders. Als er mit seiner Erzählung zu Ende war, gab jeder der Gäste seinen Abscheu zu erkennen gegen einen Menschen, welchen Theodor so schrecklich geschildert hatte; sie glaubten nicht, daß ein Mensch je fähig seyn könnte, gegen seinen Freund so zu handeln.

„Und doch ist es so," versicherte Theodor. „Doch hören Sie weiter. Sie sollen, da die Sache eigentlich mich betrifft, Alles wissen. Eines Morgens erfuhr ich im Lager, daß ein Spion erschossen werden sollte. Ich erkundigte mich nach dessen Namen, und hörte, daß es mein Gegner sey. Ich bestieg eiligst mein Pferd und eilte nach dem Richtplatze, wo ich ihn in's Verhör nahm. Er erkannte mich nicht, weil er in mir diese Person nicht vermuthete. Alle Fragen hörte er mit Gelassenheit an, und bezeugte dann eine solche wahrhafte Reue, daß ich ihm meinen Namen nannte und verzieh. Diese Scene so wiederzugeben, wie sie

Digitized by Google

sch wirklich zugetragen hat, müssen Sie mir erlassen; denn ich vermag es nicht. So viel ist gewiß, daß Jeder, dem ein menschlich Herz im Busen schlägt, meine Handlungsweise billigen würde, wenn er Zeuge dieses Auftrittes gewesen wäre."

Eine feierliche Stille herrschte im Kreise. Endlich erhob sich der silbergelockte Greis und sagte mit Würde:

„An dieser Handlung erkenne ich meinen Sohn. Dem Reuigen Gnade! war immer mein Wahlspruch gewesen, und ich freue mich sehr, mein Sohn, daß Du Dir dieselben Grundsätze zu eigen gemacht hast."

Theodor war entzückt über die Aeußerungen seines Vaters, und fuhr mit Lebhaftigkeit fort:

„Und nun muß ich gestehen, daß ich meinen Freund wieder wie ehemals mit dem ganzen Feuer aufrichtiger Freundschaft liebe. Ich habe ihn sogar eingeladen, an dem heutigen Feste Theil zu nehmen; allein er glaubt in mir auch den Vater beleidigt zu haben, und weigerte sich daher, zu erscheinen."

„Wozu Das?" fragte der Vater mit Nachdruck. „Hast Du ihm aus dem Grunde Deines Herzens vergeben, so sey er meiner Verzeihung gewiß. Ich bitte Dich daher, mein Sohn, ihn nochmals, und zwar in meinem Namen, hierher zu bescheiden."

„Augenblicklich, mein Vater," sagte Theodor, und eilte zur Thüre hinaus. Seinem Diener, welcher schon vorher unterrichtet war, gab er einen Wink, worauf dieser sich alsbald entfernte. Theodor ging zurück, und bat Elise, einen Augenblick zu ihm zu kommen. Er führte dieselbe in ein Nebenzimmer, und theilte ihr kurz den Zusammenhang seines Planes mit. Elise wurde blaß, aber gerührt von der Großmuth ihres innigstgeliebten Theodors, und da sie selbst ein edles Herz besaß, so willigte sie bald in die Wünsche ihres theueren Geliebten. Sie bat sich jedoch aus, bei dem ersten Auftritte nicht gegenwärtig seyn zu müssen, und dies billigte Theodor um so mehr, da er vermuthete, der Eindruck würde zu heftig auf ihre zarten Nerven wirken. Er ließ sie daher allein in diesem Zimmer zurück und eilte zu den Gästen. Nachdem er seinen Platz eingenommen, waren alle Blicke erwartungsvoll auf die Thüre gerichtet. Endlich meldete ein Diener den Fremden — Georg v. Wellenroth stürzte herein und lag zu den Füßen seines Vaters. Wer vermag die Gefühle eines Greises zu beschreiben, der sich in solcher Lage befindet; wer die Empfindungen in Worte zu kleiden, die sich in diesem Augenblick seiner Seele bemeistern? Sprachlos lag der Greis im Lehnstuhl; er schien mit sich selbst zu kämpfen, denn alle Rückerinnerungen wurden in seiner Seele wach. Staunend sahen die umstehenden Gäste auf die Gruppe, und keiner wagte, die feierliche Stille zu unterbrechen. Theodor ergriff endlich das Wort, und es gelang ihm, den Vater mit dem Sohne zu versöhnen.

„Und nun," sagte Theodor zu seinem Bruder, „sollst Du auch von Derjenigen Verzeihung erhalten, die am meisten von Dir zu erdulden hatte."

Er öffnete das Nebengemach und führte Elise heraus. Georg zitterte bei ihrem Anblick heftig; er wurde todtenbleich und wankte nach einem nahstehenden Stuhle. Elise trat zu ihm, und reichte ihm die Hand zur Versöhnung.

„Bin ich werth dieser himmlischen Güte?" sagte Georg mit zitternden Lippen. Dieser Engel reicht mir die Hand zuerst zur Versöhnung, und ich habe ihn so tief verletzt, so schwer beleidigt. Nein, ich bin nicht würdig, mehr auf dieser Erde zu leben." Er wollte weiter reden, aber ein Thränenstrom verhinderte ihn daran. Mitleid sah man auf den Gesichtern der Umstehenden, und Jeder gab sich Mühe, den leidenden Georg wieder aufzuheitern; allein es blieb erfolglos. Er nahm zwar Antheil an dem Feste, aber eine tiefe Schwermuth lag in seinem ganzen Wesen; überhaupt trat von nun an nur selten ein Lächeln auf seine Wangen, er blieb stets in sich verschlossen, suchte aber fortwährend durch gute Handlungen seine begangenen Fehler wieder gut zu machen, wodurch er sich bald die Achtung Aller erwarb.

Das Fest endigte erst spät; die Gäste schieden mit freudigem Herzen, und wünschten Theodor und Elise Glück zu ihrer baldigen Verbindung. Des Vaters Einwilligung und Segen hatten sie bereits empfangen, aber dessen ungeachtet war ihr Ziel noch nicht vollkommen erreicht; denn der alte William Jonson suchte ihre Verbindung mit aller Macht zu hintertreiben, und da nach damaliger Sitte, indem er Vaterstelle bei Elisen vertrat, seine Einwilligung unumgänglich nothwendig war, so hatten die beiden Liebenden noch einen harten Kampf zu bestehen. Theodor sah, daß alle Vorstellungen bei dem Alten nichts fruchteten, und leitete deßhalb einen Prozeß ein, welcher sich jedoch sehr in die Länge zog. Der hartnäckige Jonsen würde auch nicht nachgegeben haben, wenn ihm nicht plötzlich der Tod seinen Willen genommen hätte. In seinem Nachlasse fand sich's, daß Alles, was William im Besitz gehabt, ursprünglich Elisens Vater gehört hatte. Das, was er mitgebracht, war längst vergeudet, indem er, was man später erst erfahren, insgeheim ein sehr schwelgerisches Leben führte. Nun stand Theodor und Elise Nichts mehr im Wege, und es währte auch nicht lange, so sah man das schöne Landgut Jonson's glänzend beleuchtet; denn man feierte ihre Vermählung.

J. P. Schlachter.

Sinniges aus Darmstadt.

(Darmstadt, 4. Juli) Am Abend des zweiten Juli eröffnete Hr. Dr. Duller als Vorstandsmitglied der hiesigen deutsch-katholischen Gemeinde die Vorbereitung derselben zu ihrem ersten Gottesdienst mit folgenden Worten: „Am Vorabend vor einem für unser ganzes Leben bedeutungsvollen Tage überrascht uns auf's allerfreudigste ein sehr werthes Liebeszeichen unserer theuren evangelischen Mitchristen und Mitbürger, begleitet von folgendem Schreiben:

„An den provisorischen Vorstand der „deutsch-katholischen Gemeinde zu Darmstadt. Mit der lebhaftesten Theilnahme haben viele evangelische Bewohner „Darmstadt's die Betheiligung einer Anzahl ihrer katholischen „Mitbürger an dem großen Werke der Glaubensreinigung begrüßt; denn sie erkannten hierin einen Schritt zu dem wahrhaft christlich religiösen, wahrhaft sittlichen und wahrhaft nationalen Ziele einer Glaubenseinigung, einem Ziele, „welches seit Jahrhunderten fruchtlos erstrebt worden und dessen Erreichung nunmehr möglich geworden ist. Erkennen „ja doch unsere katholischen Mitbürger und Mitchristen, welche „muthig den ernsten, bedeutungsvollen, folgereichen Schritt „gethan haben, dieselbe Grundfeste des christlichen Glaubens „wie wir, den unerschütterlichen Felsen des Evangeliums, auf „welchem sich eine im ächten Geiste Christi wahrhaft allgemeine Kirche erhebe; erkennen wir ja doch in dem ganzen Streben der deutsch-katholischen Christen dasselbe Prinzip christlicher Liebe, christlicher Eintracht, christlichen Friedens, welchem wir huldigen.

„Erfüllt von dieser Liebe, reichen wir Ihnen freudig die „Bruderhand, und bitten Sie, in der Liebesgabe, welche wir „Ihnen hiermit überreichen, ein Symbol unserer Gesinnungen „zu erblicken, welches unsere Lebenszeit überdauere!

„Möge der Himmel das hohe und reine Werk nicht blos in „unserer theuren Vaterstadt, sondern auch im ganzen lieben deutschen Vaterlande zur Ehre seines Namens und zum wahrhaften Heile unserer edlen deutschen Nation fort und fort „gedeihen lassen.

Digitized by Google

„Wir begrüßen Sie mit wahrer Achtung und treuer Bru-
„derliebe als Ihre evangelischen Mitbürger."

Darmstadt, 2. Juli 1845.

„Diese Sprache", fuhr Hr. Dr. Duller fort, nachdem er das vorstehende bedeutungsvolle Schreiben vorgelesen und auf den Altar gewiesen, wo Kelch, Patene, Hostiengefäß und Kanne, sämmtlich von Silber sehr geschmackvoll gearbeitet, die Liebesgabe der evangelischen Mitbürger, aufgestellt waren, „diese Sprache kommt vom Herzen, sie dringt zum Herzen; diese Sprache redet den Geist, in dem wir Gott anbeten, den Geist der Liebe; diese Sprache tönt den Geist, der unserer Sache den weiteren Impuls gegeben, den nationalen, den deutschen Geist, den Geist, der segnend und belebend über unserem Vaterland, Fürsten und Volk, schwebt und schweben möge! Bedeutungsvoll ist die Wahl der Liebesgabe. Die christlichen Brüder bringen uns, die wir im Begriffe sind, uns vorzubereiten, zum ersten Mal das heilige Abendmahl so, wie es Jesus Christus eingesetzt, in beiderlei Gestalt zu genießen — die lieben christlichen Brüder und Mitbürger bringen uns nicht bloß die Patene, nicht bloß das Gefäß zur Aufbewahrung der Hostien, sondern auch den Kelch, den Kelch, der uns so lange vorenthalten gewesen! Erwägen wir die volle Bedeutung dieser Liebesspende! Von einem Brote essen, aus einem Kelche trinken wir nun Beide, — Protestanten, die nicht mehr gegen uns, nur gegen römische Gewissens- und Geistesverknechtung protestiren, und — Katholiken, die sich frei gemacht haben von Roms Herrschaft, nach dem Spruch: die Wahrheit wird euch frei machen. Frei durch die Wahrheit, sind wir nun Eins durch die Liebe, und wollen's auch bleiben, frei und treu, einig, Brüder, Christen, die keine Parteibezeichnung mehr trennen soll, die kein Haß mehr in zwei Lager scheidet, deutsche Christen, die ein von Rom freies, ein großes, einiges, herrliches Vaterland haben und mannhaft vertheidigen wollen gegen alle List und Gewalt der Römlinge und Jesuiten! Gott hat uns beigestanden, er wird auch ferner bei uns seyn. In diesem Gefühl ergreifen wir, tief gerührt und mächtig erhoben, die dargebotene Bruderhand unserer evangelischen Mitchristen; wir schlagen fest unsere Rechte in die ihrige und rufen laut: Dank euch, herzlichen Dank, ihr lieben evangelischen Brüder, ihr innigst geliebte Mitbürger! Laßt uns beisammen bleiben und nie, nie von einander weichen in der Liebe, in der Treue! Segne euch Gott, der Urquell der Liebe, für alle Liebe, die ihr uns beweist! Und das wird Gott geben, daß euer schöner Verheißungsspruch wahr werde, diese eure Liebesgabe möge unsere Lebenszeit überdauern. Ja sie möge es! sie wird es! gewiß — deß waltet Gott, und wir müssen dafür ringen und ausharren — unsere Enkel und eure werden aus diesem Kelche, welchen Liebe uns beut, Liebe und Eintracht trinken, und alle Kraft der Begeisterung, der Treue, der sittlichen Größe und unvergänglichen Herrlichkeit daraus gewinnen. Das möge Gott geben und darum bitten wir ihn! Und Er wird es geben! Er wird das Werk herrlicher durchführen!"

Nach diesen Worten trat, begleitet von den beiden anderen Vorstandsmitgliedern, den Herren M. Göbel und J. G. Leuthner, der Herr Pfarrer Kerbler aus der Sakristei zum Altar an die Seite des Herrn Dr. Duller, welcher also fortfuhr:

„Liebe Gemeinde! So haben unsere theuren evangelischen Brüder uns ausgerüstet mit den Gefäßen für den Tisch des Herrn. Aber nachdem wir ihnen gedankt, danken wir auch dafür, daß wie einen edlen, würdigen Priester in unserer Mitte begrüßen, den glaubensmuthigen, gottbegeisterten Mann des Wortes und der That, der, keine Mühen und Beschwerden achtend, im wahren apostolischen Geiste unermüdet wirkend, auch unserer Bitte gerne willfahrt hat, auch zu uns gekommen ist, um uns beim guten Werke zu stärken und zu leiten." Die Hand des Hrn. Pfarrers Kerbler fassend, fuhr Hr. Dr. Duller tief bewegt fort: „O liebe Gemeinde! Seit dies mein Herz schlägt, hat es nie so freudig geschlagen, und nie wieder wird es so freudemächtig schlagen, als in diesem Augenblicke, da ich an der Seite eines Mannes stehe, der sein ganzes Leben begeistert einsetzt für die Sache des Lichts und der Wahrheit, für die große Sache des Glaubens und der Sittlichkeit, für die Sache der deutschen Nation! Hier steht er, liebe Gemeinde, zu uns gekommen auf unsere Bitte, unsere Sehnsucht nach einem geläuterten Gottesdienst, unsern Durst nach dem heiligen Abendmahl zu stillen. Deutschland kennt ihn mit Recht als deutschen Priester! Es ist Herr Pfarrer Kerbler!" — — Es war ein schöner Augenblick, und wenige Augen blieben trocken, da ihnen die Bedeutung der Liebesgabe evangelischer Brüder im Herzen aufging; in der That, die sinnig gewählte Gabe bezeichnet das Streben der Gegenwart und die Aussicht in die Zukunft, das Streben nach einem wahrhaft christlichen Frieden und nach einer wahrhaft deutschen Einigkeit. Tiefergreifend war die Feier des ersten Gottesdienstes, welche am 3 Juli stattfand, und des Morgens um acht Uhr begann, um halb elf Uhr endigte, und deren Bedeutung durch eine Taufe erhöht wurde. Am Altare saßen Abgeordnete oder Angehörige der Schwestergemeinden Offenbach (Hr. Pirazzi), Frankfurt, Alzey, Wörrstadt, Wiesbaden u. s. w., und in ächt christlicher Eintracht die würdige hirsige evangelische Geistlichkeit. Die deutsch-katholische Gemeinde hat den Hrn. Pfarrer Kerbler, zwei Andenken anzunehmen. Das erste ist ein sehr geschmackvoll gearbeiteter goldener Ring, in welchem das Siegel der Gemeinde (ein Anker, dessen Griff ein Kreuz, in der Mitte des Kreuzes ein flammendes Herz und vor dem Anker die aufgeschlagene heilige Schrift), sowie die Worte: „Herrn Pfarrer Kerbler die deutsch-katholische Gemeinde zu Darmstadt am 3. Juli 1845." Er wurde Hrn. Pfarrer Kerbler mit folgenden Zeilen überreicht:

Es läßt sich Ring an Ring der alten Kette,
An der uns hielt die röm'sche Tyrannei;
Nicht länger mehr! Rings schaffen um die Wette
Die Muth'gen, bis der letzte Ring entzwei.

Doch eine and're Kette wird geschlungen
Von Gottes Hand; schon fügt sich Glied an Glied,
Und freudig schallt beim Werk von allen Zungen
Ein allen Herzen gleichverständlich Lied:

„Ein Hirt soll seyn und eine Heerd' auf Erden",
Und Friede herrsche, wo der Haß gethront,
Und Gottes Reich soll schon hienieden werden,
Darin des Menschen Sohn bei Menschen wohnt.

So sey der Ring nicht bloß zerschlag'ner Zeichen;
Er sey des neuen Liebesbund's Symbol,
In dem sich Freie treu die Hände reichen
Zum Sieg des Lichts für ihrer Brüder Wohl!

Dir aber, der mit voller Kraft des Lebens
Den Ring gesprengt und Glied zu Glied gefügt,
Dir sey ein Ring das Zeichen Deines Strebens,
Daß Licht durch Muth und Muth durch Treue siegt.

Auch sag' ich Dir, der Du an heil'ger Stätte
Zum großen Bund des Glaubensheer's uns schaust:
Wir sind durch Dich ein Ring der Liebeskette,
Wie Du auch fern uns Deine Lieb' bewahrst.

Das zweite sinnige Andenken ist ein Fesstar in Sammt und Gold gebundenes Album der hiesigen Gemeinde, in welches jedes Gemeindemitglied seinen Namen einzeichnete. Auf einem Blatte die-

Digitized by Google

ses Albums ist eine schöne Ansicht Darmstadt's (in Farben), von der Rosenhöhe aus aufgefaßt, wie eben die Sonne aus Wolken bricht, darunter schrieb das Vorstandsmitglied, Hr. Leuthner: „Und es ward Licht!" Die Ausschmückung des Saales ist das Verdienst des wackeren Gemeinderaths Hrn. Holzmüller! — — Möchte Hr. Pfarrer Kerbler, der uns morgen verläßt, in unsere Mitte wiederkehren, und hier, wo sinnige, gute, edle Herzen schlagen, dauernd weilen!

Mannichfaltigkeiten.

Der „Ungar" schreibt: In den Spalten der „Nemz. Ujsag" sucht ein Vater seine geraubte Tochter. Wir lesen daselbst: „Mit blutendem Vaterherzen giebt der Gefertigte hiemit kund, daß am 31. Mai d. J., vor Tages Anbruch, in der Stadt Homonna (zempliner Comitat) der med. Dr A. N., mit Hülfe seines gleichgesinnten Genossen, nachdem er meine sechzehnjährige Tochter Theresia zu sich gelockt und ihr mit einem Dolche gedroht, sie mit Gewalt geraubt und entführt hat. Der genannte Räuber-Doktor soll, dem Vernehmen nach, meine Tochter in Pesth oder Debreczin zu verbergen gesonnen seyn. Ich erlaube mir darum, alle betreffenden Beamten und Vorsteher geziemend zu ersuchen, zur Auffindung meiner Tochter den zu diesem Zwecke von mir Entsendeten hülfreiche Hand zu bieten, und falls sie aufgefunden würde, aus den Klauen ihres Räubers zu befreien und hierher zurück zu senden; den Mädchenräuber aber, gegen den die Kriminal-Untersuchung hier bereits eingeleitet ist, zu ergreifen, und auf meine Kosten an die Behörde des löblichen zempliner Comitats unter strenger Bewachung eskortiren lassen zu wollen. So geschehen Homonna, den 2. Juni 1845. Andreas Spek, Apotheker in Homonna."

(Frankfurt, im Juli. — Eingef.) Hr. Hermann Raunheim von hier, lithographischer Zeichner in Paris, ehemaliger Schüler des Städel'schen Kunstinstituts, erhielt von Sr. Majestät dem Könige der Franzosen, als Beweis der Anerkennung seiner außerordentlichen Leistungen, die goldene Medaille erster Classe.

Korrespondenz.

Göttingen, 3. Juli.

Die Zeitungsnachricht, welche auch in Ihr geschätztes Blatt übergegangen ist, daß unsere Stadt auf den langersehnten Besuch ihres Königs verzichten müsse, weil Se. Maj. „zu leidend" sey, hat in diesen Tagen eine thatsächliche Widerlegung erhalten, welche überzeugender als jede amtliche Berichtigung gewirkt hat. Der König ist hier gewesen, und seine überraschende Ankunft hat nicht nur jede Besorgniß, die über seine Gesundheitsumstände herrschen konnte, durch den bloßen Anblick seiner jugendkräftigen Rüstigkeit zerstreut, sondern auch die Erwartungen, welche sich seit Jahren an diesen Besuch geknüpft hatten, auf eine Art erfüllt, die über seine Gesinnungen gegen Stadt und Universität unsere Tage auch nicht dem leisesten Zweifel mehr Raum lassen kann. Es war sein erklärter Wille, daß keinerlei vorbereitete und berechnete Empfangsfeierlichkeiten sich zwischen den Herrscher und sein Volk eindrängen sollten. Deßhalb wußte die überwiegende Anzahl der hiesigen Einwohner kaum, daß der König sich auf seinem Jagdschlosse zu Rothenkirchen befinde, als derselbe plötzlich vorgestern Nachmittags gegen drei Uhr zu Pferde mit einem sehr geringen Gefolge zum entgegengesetzten Thore der Stadt herein kam und in einem Gasthofe abstieg, dessen Zimmer erst am Morgen unter einem fremden Namen für ihn in Bereitschaft gesetzt worden waren. Hier musterte er zuvörderst das unter seinen Fenstern aufgestellte Jägerbataillon der hiesigen Garnison, und begab sich darauf alsbald zu Fuße in Begleitung des unermüdlichen Curators der Universität, Ministers v. Stralenheim, nach der Bibliothek, in deren geräumigen Sälen die academische Körperschaft versammelt war und deren beträchtliche Erweiterungen im letztverwichenen Jahre auch zunächst von ihrem hochherzigen Urheber in Augenschein genommen zu werden verdienten. Eine zahlreiche Volksmenge, deren neugieriges Staunen durch die Wahrnehmung der heiteren und herzlichen Stimmung des erlauchten Greises bald in ungeheuchelte Theilnahme und Verehrung überging, wogte durch die Straßen und unter ihrem Jubelrufen setzte der König fortwährend zu Fuß seine Besichtigung der academischen Anstalten fort, von welchen namentlich das zoologische Museum in seiner mehr als das Doppelte betragenden Vergrößerung, das neugegründete physiologische und physikalische Institut und das neue Universitätsgebäude als redende Zeugen des wahren und warmen Eifers ihres königlichen Rectors für die Blüthe seiner Universität alle Ungunst vorübergehender Umstände überdauern werden. In der freundlichen und würdig geschmückten Aula des neuen Universitätsgebäudes, in deren geschmackvollen Anordnung sich namentlich auch unser unvergeßlicher Otfried Müller ein schönes Denkmal gesetzt hat, empfing der König am folgenden Morgen auch die übrigen geistlichen und weltlichen Behörden der Stadt und Umgegend und gab dadurch zugleich den Studirenden Gelegenheit, ihm ihre Huldigung darzubringen, indem sie in schnell entworfenem Festzuge mit den Fahnen, welche bereits bei Gelegenheit des Jubiläums die einzelnen Landsmannschaften geführt hatten, den Ankommenden erwarteten und dann unter ehrerbietiger Begrüßung an ihm vorbeizogen; hieran aber reihete sich von neuem der Besuch der academischen Anstalten, der Gemäldesammlung und des Museums der Gypsabgüsse, die seit vorigem Herbste gleichfalls in einem Flügel des neuen Universitätsgebäudes eine würdige Aufstellung gefunden haben, des erst vor zwei Jahren durch bedeutenden Ankauf erweiterten botanischen Gartens, der beiden Kliniken, von welchen die eine auch erst unter der gegenwärtigen Regierung in Folge der Berufung des Professors Dr. Fuchs errichtet worden ist, des vor drei Jahren neu erbauten chemischen Laboratoriums u. s. w., und welchen günstigen Eindruck die reichen Erfolge seiner Liberalität auf das Gemüth des Königs gemacht hatten, zeigte sich namentlich bei dem improvisirten Mittagsmahle, welches die Vorsteher sämmtlicher Institute nebst dem Prorector und den sonstigen Behörden der Stadt und Universität an der königlichen Tafel vereinigte. Zahlreicher Gnadenbeweise gegen Einzelne nicht zu gedenken, zu deren Aufzählung buchstäblich der Raum fehlen würde, brachte der Monarch der Stiftung seines hohen Vorfahren einen Trinkspruch, der Allen, welche ihn zu hören das Glück hatten, unvergeßlich seyn wird: wie er schon am vorhergehenden Tage den versammelten Professoren geäußert hatte, so wiederholte er auch hier, wie er die Frequenz der Universität für eine Modesache achte, welche keinen gültigern Maßstab ihres wahren Werthes enthalte, sobald nur die vorhandenen Mittel zum wahren Nutzen der Wissenschaft und Jugendbildung verwendet und von der studirenden Jugend selbst gewissenhaft benützt würden, und hiermit verband sich für Lehrer und Schüler eine unbedingte Anerkennung der wissenschaftlichen, wie der disciplinarischen Haltung des Ganzen, welche der Universität um so erfreulicher seyn mußte, als sie sich bewußt seyn kann, dieses Resultat durch keinerlei vorschriftsmäßige Strenge erkünstelt, sondern im Gegentheil der jugendlichen Entwickelung innerhalb der gebührenden Gränzen den freiesten Spielraum gelassen zu haben.

(Schluß folgt.)

Mainwasser-Wärme.

Den 5. Juli, Abends: 21 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 6. Juli. (Zum Erstenmale): Der Graf von Irun, romantisches Schauspiel in 5 Abtheil., aus dem Französischen von W. Friedrich.

Dienstag, 8. Juli. Große Opernvorstellung in vier Abtheilungen. 1. Die Nachtwandlerin. (Erster Act.) Amine: Fräul. Marie C. Basini, herzogl. coburg-gothaische Hofopernsängerin. II. Die Puritaner. (Duett im zweiten Act.) III. und IV. Der Barbier von Sevilla. (Scenen aus dem ersten und zweiten Act). Rosine: Fräul. Marie C. Basini.

Redakteur: J. L. Deinet. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 186. Dienstag, den 8. Juli 1845.

Die gute alte Zeit *).

Es war ein windiger kalter Septembertag im Jahre 1729, wo dunkle Regenwolken tief und schwer gefüllt über den Nachmittagshimmel zogen, als ein langer, ernsthaft blickender Mann über die alte Zugbrücke am Festungsgraben in Berlin ging, welche gerade dort stand, wo jetzt ein freier schöner Platz zwischen dem Palast des Königs und der Westseite des Zeughauses sich befindet. Wo das Opernhaus steht und die Universität, war ein Tannenwald, der über den Opernplatz hinaus die Gegend der Behrenstraße und den Anfang der Linden einnahm, welche damals bei weitem nicht so lang waren, wie jetzt. Die Kurfürstin Dorothea hatte die Bäume wohl mit eigener Hand gepflanzt, aber manche waren nicht weiter gewachsen; auch hatte man Straßen angelegt, rechts und links, und was unvollendet geblieben, hatte der prachtliebende König Friedrich der Erste nachzuholen gesucht. Es ging aber damals so, wie jetzt, man spekulirte und projektirte, suchte neue Vortheile, und vernachlässigte das Nächste. So wuchsen die Häuser da und dort aus dem Boden, und die Einwohner vermehrten sich bedeutend; es waren aber noch immer viel zu wenige für den großen Raum, obgleich die Stadt mehr als hundertausend zählte, während kaum achtzig Jahre vorher der dreißigjährige Krieg nicht zehntausend übrig gelassen hatte. Zwischen den einzelnen schönen Häusern in den Straßen der Friedrichs- und Dorotheenstadt standen daher elende Baracken und lange Zaunwände; unter den Linden, wo jetzt Paläste in Reihen stehen, zogen niedere Häuser hin, schiefhängend, lückenhaft, Kneipen der gemeinsten Art, in welchen Gesindel und Schifferknechte sich lustig machten. Nach dem Flusse zu war ein Sumpf, durch welchen Knüppeldämme und Beckbrücken führten, und über das Palisadenthor am Ende der Linden streckte der Wald seine hohen Bäume herein und schüttelte die nassen Blätter auf den einsamen Wanderer, der seinen Fuß in die wenig betretenen Gänge setzte. Sturm und Regen schienen jedoch keinen Eindruck auf jenen zu machen. Er rückte den Hut ein wenig tiefer in die Augen, als er sich zwischen dem Gebüsch befand, steckte die Hände in die Taschen seines alten Rockes, der nach der Zeitsitte lang und breit genug war, um ihn fest einzuhüllen, und ging mit großen Schritten, ohne Eile, den Kopf tief gebeugt, in der Dämmerung weiter, als er plötzlich durch ein kräftiges „Halt!" aus seinem Nachdenken gestört wurde. Wie er aufsah, erblickte er einen Mann vor sich, der sein dickes spanisches Rohr gegen ihn ausstreckte und es dann sinken ließ, um sich darauf zu stützen. — Sein Hut, sein grüner Rock mit blanken Knöpfen, seine gelben hirschledernen Handschuhe und die weit heraufgezogenen Stiefel kündeten einen wohlhabenden Bürger an. Sein Gesicht aber, das ernsthafte, stolze und harte Züge hatte, und der rauhe befehlende Ton, mit dem er seine Fragen stellte, schienen einem Beamten eigen, der im Gefühl seiner Macht so zu thun gewohnt war.

„Was hat Er hier einsam herumzulungern?" sagte er. „Wer ist Er? Hat Er nichts Besseres zu thun? Kann Er nicht arbeiten?"

„Wenn's an's Fragen ginge," erwiederte der Spaziergänger ärgerlich, „so könnte ich ganz Dasselbe Ihm antworten. Wer ist Er denn, daß Er sich erlaubt, mir hier den Weg zu versperren?"

„Oho! oho!" rief der grüne Herr, indem er jäh auflachte und befremdlich verwundert that. — „Will Er mir sagen, was ich darf und nicht darf? Kennt Er mich nicht?"

„Nein. Auch habe ich keine Lust, Seine Bekanntschaft zu machen."

„Er ist ein Grobian," sagte der Andere heftig, aber er sagte es weit milder als vorher. „Steh' Er still. Ich bin der Wildmeister hier im Thiergarten, und habe ein Recht, zu fragen, wer Er ist. Wird der Herr nun antworten oder nicht?"

„Was kann's Ihm nutzen oder schaden?" versetzte der große Mann, „und wenn Er's weiß, was kann's mir helfen? — Wildmeister!" fuhr er ingrimmig fort, „das ist auch so ein Posten, ehrliche Leute zu placken und die Hände selbst in den Schoß zu legen. Fasanenmeister, Wildmeister, Kellermeister, Küchenmeister, Gott weiß es, das Geschmeiß ist hier zu Hause, schmaust und und zecht vom Morgen bis in die Nacht, bestiehlt seinen Herrn, lügt und betrügt, schwänzelt und scharwenzelt, und weiß nicht vor Hochmuth, wo aus noch ein."

„Er ist wohl ein Schulmeister oder gar ein Schwarzrock?" sagte der Wildmeister, den Eifernden bedächtig anblickend.

„Ich machte mir nichts daraus, wenn ich's wäre," versetzte der mit dem langen Rock. „Wenn Er's aber durchaus wissen will: ich bin der Lieutenant Rädel."

„Ein Lieutenant!" rief der Wildmeister erstaunt, indem er einen Schritt zurück trat. „Was, zum Henker! groß genug ist Er, und den Körper hält Er auch gerade, wie es einem Soldaten zusteht, aber das hätte ich dennoch nicht in Ihm vermuthet. Wie kommt Er denn in den alten grauen Rock?"

„Wie kommt Er denn in den neuen grünen?" erwiederte der Lieutenant barsch. „Ich habe keinen andern, Er wird freilich wohl mehrere haben. Meine Schuld ist es nicht, aber Jeder in seiner Art, und wer von Glück nichts weiß, wessen Antheil Kummer und Sorge ist, der muß froh seyn, wenn ein alter grauer Rock um seinen Leib sitzt, was alle Mal besser ist, als gar keiner."

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus Mügge's neuesten Novellen. Dritter Band. Hannover, 1845. Verlag von C. F. Kius. Unter den zahlreichen Erzeugnissen der neuesten Novellistik sind die hier angezeigten als besonders anziehend und durch Inhalt wie durch Form gleich ausgezeichnet hervorzuheben. Die hier mitgetheilte Novelle haben wir nur darum ausgewählt, weil sie die kürzere ist.

Digitized by Google

Die Feier des thüringischen Kriegerfestes zu Kahla.

Am 22. Juni c. begingen die alten Krieger Thüringens zu Kahla, einem altenburgischen Städtchen, unweit Jena, das Erinnerungsfest an die entscheidende Schlacht bei Belle-Alliance. Dreißig Jahre sind bereits verflossen, seit Deutschlands Männer und Jünglinge, vom heiligen Feuer der Vaterlandsliebe erglüht, für Vaterland und Freiheit ihr theures Blut verspritzten. Jene glorreichen Kämpfe sind es, welche mit Flammenschrift im Buche der Geschichte glänzen und von welchen noch die spätesten Nachkommen mit Begeisterung sprechen werden. Von jener Zeit datirt sich eine neue Epoche für Deutschland; denn der Geist der Freiheit, der damals die Kraft der deutschen Männer stählte, wurzelte fest in den Gemüthern und pflanzte sich fort. Nach der Wiedergeburt Deutschlands war es, als ob gleichsam ein neues Leben über dasselbe gekommen sey; das Interesse an den vaterländischen Angelegenheiten erwachte mehr als je; eine bessere Einrichtung der Volksschulen stellte sich als Bedürfniß heraus; eine geläuterte Bildung drang bis tief in die untersten Schichten des Volkes, und so kam es, daß es allmählig heller sehen und edler denken lernte. Dieser Drang nach Freiheit erhielt durch die Julirevolution eine noch größere Anregung, und als einige Jahre später Frankreich eine drohende Stellung Deutschland gegenüber annehmen zu wollen schien, da regte sich unter dem Volke der verschiedenen deutschen Staaten auch der Geist der Einheit, und Becker's Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben rc.", tönte wieder von West nach Ost, von Süd nach Nord. Seitdem hat Deutschland recht erfreuliche Beweise von seinen Bestrebungen gegeben, und ob man auch dem Vorwärtsschreiten des Zeitgeistes oftmals hemmende Fesseln anzulegen sich bemühte, so waren diese doch lange nicht stark genug, die Bewegungen des kräftigen Burschen zu hemmen. Wär's möglich gewesen, so hätte man den losen Buben wohl schon längst aus Deutschlands Gränzen hinausgewiesen; aber, wo weilt er, der Geist der Zeit, wo ist er zu finden? Niemand weiß es; er umschwebt uns Alle, ohne daß wir ihn sehen; er ist gleichsam der Alte Ueberall und Nirgends.

Dieser immer jugendlich, immer unter andern Formen und Gestaltungen auftauchende Geist der Zeit war es auch, welcher in Thüringen das Fest der alten Krieger in's Leben rief. Es war im Jahre 1835, wo man das Andenken an die bedeutungsvolle Schlacht bei Belle-Alliance zum ersten Mal in größerem Kreise feierte, was seitdem alle Jahre geschehen ist. Zur Begehung dieser Feier wählte man jedes Mal einen andern Ort, und so ist es gekommen, daß in diesem Jahre Kahla dazu ausersehen wurde. Auf eine schon lange vorhergegangene freundliche Einladung von Kahla's Bürgern trafen daher an dem genannten Tage Morgens 8 Uhr Abtheilungen alter Krieger aus den Städten Weimar, Jena, Altenburg, Meiningen, Rudolstadt, Apolda, Neustadt, Weida u. a. O. auf der kleinen Insel bei Kahla, dem sogenannten Gries, ein, wo sie mit Böllersalven und einem vielstimmigen Willkommen freudig begrüßt wurden. Hier hatten sich auch bereits die Studirenden aus Jena eingefunden, und nachdem sich die Züge gehörig geordnet hatten, erfolgte um neun Uhr mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel der Einzug in das festlich geschmückte Städtchen. Unter lauten Jubelgrüßen erreichte die, mit grünen Reisern gezierte alte Kriegerschaar den geräumigen Marktplatz, wo sich eine große Menschenmenge aus der Nähe und Ferne, nebst den alten Kriegern des Städtchens und den uniformirten Schützencorps aus Kahla und Orlamünde versammelt hatten. Hier wurde die gegen 800 Mann starke alte Kriegerschaar von dem Festcomité im Namen der gesammten Bürgerschaft auf das herzlichste empfangen und der Hr. Stadtrath Löwer legte nun in einer längern Rede die hohe Bedeutung des Festes dar, welche von dem Nadlermeister Fr. Martini aus Weimar, dem Hauptführer des Corps, durch folgende Worte erwiedert wurde:

„Hochgeehrte Herren! Verehrte Bürger Kahla's! Sie haben uns heute gestattet und kamen uns mit der freundlichsten Einladung entgegen, um das Erinnerungsfest jener heiligen Kämpfe in Ihren Mauern auf würdige Weise zu begehen; abermals ist dieses ein Beweis, daß es keine Gränzen in unserm geliebten deutschen Vaterlande gibt, daß wir ein einig Volk sind und bleiben wollen; daß aller Unterschied in den einzelnen Völkern mehr und mehr schwinden und der Name „deutscher Mann" in und außer unserm Vaterlande die höchste Achtung gewinnen möge. Wir Alle wollen unsere Kräfte anstrengen, um dieses schöne Ziel je eher, je lieber zu erreichen. — Wir, die alten Krieger Weimar's, und Die, welche sich uns angeschlossen haben, kommen mit den freudigsten Gefühlen zu Ihnen her; wir bringen Ihnen deutschen Sinn und deutsche Brudertreue mit; denn, dies sagte uns längst schon unser Inneres, daß Sie uns mit denselben Tugenden, worin sich unsere geliebten theuern Brüder noch immer auszuzeichnen suchen, entgegen kommen werden. Und so segne ich denn im Namen Aller diesen heilig-hehren Tag, und rufe mit gehobenem Blick zu Dem hinauf, der da alle Völker führet und regiert:

„Sieh' herab, du Mächtiger, von deinem Throne, segne uns diesen Tag, es ist ein Tag des Herrn, es ist dein Tag; du ließest uns an ihm Das erringen, was dem Leben des Deutschen so eng verwebt ist: die Freiheit! Erhalte sie uns, Allgütiger, und gib uns Kraft, sie stets zu wahren und zu schützen! Segne uns, Allmächtiger, segne dein deutsches Volk! — Nun zu Euch, meine Mitkämpfer in jenen heißen Tagen; zu Euch, meine theuren Kameraden! Schließet Euch an uns, auf daß wir Alle Eines sind in Freud und Leid, in Spiel und Ernst; offene Arme erwarten Euch und die Herzen Eurer Freunde schlagen Euch mächtig entgegen. Vereinigt Euch mit uns zu einem Corps von deutschen Männern, die da Alle standen wie eine feste Mauer, wo es die Freiheit von fremder Knechtschaft zu erringen galt; gebet Euch hin der reinen Freude, vergesset aber dabei nie, daß Ihr der Würde des Mannes, die von allen fremden Völkern an den Deutschen so sehr gerühmt, so hoch geachtet wird, nichts vergebt, und seyd stets eingedenk unserer Parole, welche heißt: Ruhe! Ordnung! Einigkeit!"

Diese Rede wurde mit einem allgemeinen Lebehoch aufgenommen und von dem Hrn. Stadtrath Löwer aus Kahla auf das freundlichste erwiedert. Alsdann stellten sich die alten Krieger in Reih' und Glied und es erschienen nun Kahla's weißgekleidete, das Haar mit Blumen und Kränzen geschmückte Jungfrauen, welche dem Corps eine, mit eigenen Händen gestickte weiße Fahne überreichten, wobei die Tochter des Hrn. Stadtrathes Fischer eine kurze Anrede hielt, den Männern dankend, daß sie in jenem heiligen Kampfe Blut und Leben gewagt, um das theure Gut der Freiheit wieder zu erringen. Nachdem auch diese sinnigen Worte von dem obengenannten Sprecher auf angemessene Weise erwiedert worden waren, begab sich der Zug in die nahe, ebenfalls schön decorirte Kirche zum Gottesdienst. Während hier die sämmtlichen elf Fahnen der verschiedenen Corps um den Altar aufgepflanzt wurden, ertönte unter Orgelklang und Instrumentalmusik ein herzerhebendes Lied, worauf der dasige Hr. Superintendent eine auf das Fest bezügliche Predigt hielt. Obschon die Räume des Gotteshauses in allen seinen Theilen mit Andächtigen überfüllt waren, so ging die kirchliche Feier doch ohne Unfall vorüber und es bewegte sich hierauf der Zug der alten Krieger wieder nach dem Marktplatze, wo nun, da die Mittagszeit unterdessen herangekommen war, die Kahla'schen Bürger sich beeiferten, ihre Gäste mit nach ihren Wohnungen zu nehmen, um sie daselbst gastlich zu bewirthen. Nachdem man hier sich gelabt und neue Kräfte gesammelt hatte, ertönte um 3 Uhr der Generalmarsch; die alten Krieger versammelten sich nun wieder auf dem Markte, und begaben sich von hier aus in militärischer Ordnung nach dem Gries, wo ihnen ein freier Trunk Bier verabreicht wurde. Unter schattigen Linden bildeten sich nun hier verschiedene Gruppen, und es gewährte einen

Digitized by Google

eigenthümlichen Anblick, wie alte Kampfgenossen nach langen Jahren sich wieder fanden, und, Brust an Brust gedrückt, sich den Bruderkuß ertheilten; wie da ihr Auge flammte, wenn sie in der Erinnerung vergangener Zeiten schwelgten, und wie Wehmuth das Auge umflorte, wenn sie der heimgegangenen Kameraden gedachten. Als jedoch die gegenseitigen Mittheilungen einsylbiger zu werden anfingen, da ertönten, von Instrumenten begleitet, Kriegs- und andere Lieder; es vergaß sich der Schmerz, und man vergnügte sich bis zum Abende, wo endlich das Signal zum Aufbruch gegeben wurde. Mit den heißesten Dankesworten für die freundliche Aufnahme und gastliche Bewirthung der Bürger Kahla's trennte man sich endlich, und dieser Abschied war abermals eine wahrhaft rührende Scene. Küsse und Händedrücke wechselten, und hier und da sah man wohl auch im Abendschimmer eine Thräne glänzen; denn Mancher von ihnen mochte fühlen, daß sie sich schwerlich hier, gewiß aber dort, im großen Hauptquartier wiedersehen würden.

So endete eine Feier, die kein Unfall getrübt, kein Zwist gestört hatte. In der That, es war ein schönes, ein bedeutungsreiches Fest, das in der Erinnerung noch lange fortleben wird. Als Festort für das nächste Jahr soll Erfurt erwählt worden seyn. Möchte auch dort eine gleiche Theilnahme sich bethätigen, möchten auch dort die Bewohner zeigen, daß sie Brüder eines deutschen Stammes seyen, damit Eintracht und Frohsinn des Tages Weihe sey.

F. S.

Mannichfaltigkeiten.

(Tübingen, 27. Juni.) Die in Stuttgart hingerichtete Giftmischerin Rudhart soll in ihren letzten Stunden gebeten haben, man möge ihren Körper nicht zur Anatomie nach Tübingen bringen, wie dies gebräuchlich, sondern irgendwo begraben. Allein schon gestern Nachmittag kam derselbe hier an, und stand auf der Anatomie in einer hölzernen Truhe zur Schau da. Auch hier, wie bei der Hinrichtung in Stuttgart, spielte die Neugierde des weiblichen Geschlechts die Hauptrolle!

Was die Felsbergerangelegenheit betrifft, so ist diese nunmehr doch so weit vorgerückt, daß die erforderlichen Bauplätze abgesteckt und unter den betreffenden Ansprechern auch bereits verloost worden sind, so daß diesen wenigstens die Möglichkeit zur successiven Uebersiedlung nun gegeben ist. Auch mit den erforderlichen Wuhrarbeiten ist dieses Frühjahr begonnen worden, wegen eingetretenen hohen Wasserstandes können jedoch dieselben bis im Spätherbst nicht fortgesetzt werden.

(München, 1. Juli.) Die colossale Büste Jean Pauls ist bereits aus Stiegelmayrs Erzgießerei nach Wunsiedel abgegangen, wo sie vor des großen Dichters Geburtshaus aufgestellt werden soll.

(Paris, 2. Juli.) Der alte Kammerdiener Napoleons, Constant (Wairy), ist am 30. Juni in Breteuil, 67 Jahre alt, gestorben.

Die altenburger Stände haben 65 — 70,000 Thaler für Vollendung begonnener und Anlegung neuer Chausseen und 65,000 Thaler für Herstellung eines neuen Marstallgebäudes bewilligt.

(Köln. Ztg.)

(Aschaffenburg, 4. Juli.) Gestern Mittags 1 Uhr hatten wir im Schatten 25° Wärme (Reaumur), in der Sonne 37°; 31° ist Hühnerbrut, 32° Blutwärme, 35° hitzige Krankheit.

In Böhmen schlug am 14. Juni der Blitz während eines Gewitters fünf Mal in den Marktflecken Weleschin (Budweiser Kreises) ein, an mehreren Punkten zugleich zündend. Die Flammen griffen mit furchtbarer Wuth um sich, in kurzem waren 41 Häuser (der ganze Flecken zählt nur 102) und 27 Scheunen eingeäschert. Nur 13 Gebäude waren versichert. Ein Mädchen und ein Knabe erstickten in den Flammen.

(Berlin, 1. Juli.) Der hiesige zoologische Garten zählt jetzt 114 Säugethiere, 98 Vögel und 17 Amphibien, welche exotische Thiere sich alle in einem gesunden Zustand befinden. Gedachter Garten bildet jetzt hier einen Sammelplatz der Fremden und Einheimischen.

Wie wir erfahren, wird in einer Frankfurter Verlagshandlung ein Unternehmen vorbereitet, das bei den Katholiken Deutschlands gewiß großen Anklang finden wird, nämlich ein Conversations-Lexikon, von tüchtigen Gelehrten in katholischem Geiste bearbeitet.

Die größte Camelie, die man kennt, besitzt eine Dame bei Liverpool. Sie ist 15 Fuß hoch, hat einen Umfang von 63 Fuß und der Stamm mißt 10 Zoll im Durchmesser. Im vorigen Februar trug sie siebentausend Blüthen, die weiß und gefüllt sind.

Die Pariser Astronomen bezeichnen als ein sehr merkwürdiges Ereigniß die bedeutende Verrückung, welche nach ihren seit einiger Zeit angestellten Beobachtungen in der Milchstraße stattgehabt hat.

Korrespondenz.

Göttingen, 2. Juli.

(Schluß.)

Auch die Stadt und ihre Bewohner, welche durch Schmückung ihrer Häuser, abendliche Beleuchtung u. s. w. ihre Gefühle gegen den ersehnten Landesvater an den Tag gelegt hatten durften sich keines geringern Ausdruckes der königlichen Zufriedenheit erfreuen: Vergessen alles Vergangenen, war das erste Wort, womit der König die Huldigung des Oberbürgermeisters erwiederte, und dieses Gepräge trug denn auch jeder Zug seiner öffentlichen Erscheinung, worunter ganz besonders der Besuch des schönen Volksgartens zu zeichnen ist, welchen die Thätigkeit eines vielfach verdienten hiesigen Bürgers, des Baurommissärs Rohns, auch erst seit einigen Jahren auf der Höhe des frühee nur durch seine Kahlheit berühmten Hainbergs hervorgezaubert und durch diese Benutzung des schönsten Aussichtspunktes der Stadt eine neue Zierde verschafft hat: hier weilte der König wohl eine Stunde lang in der Mitte seiner treuen Bürger, die ihn mit jubelndem Hoch empfingen, theilte ihren Labetrunk, und kehrte erst spät zur Stadt zurück, wo bald ein imposanter Fackelzug, aus den Reihen der jüngern Bürgerschaft gebildet, dem schönen, auch durch das Wetter in seltenem Maße begünstigten Tage die Krone aufsetzte. Welche weitere Früchte diese großartige Ueberraschung für Göttingen tragen wird, läßt sich heute, wo der König erst seit wenigen Stunden abgereist ist, noch nicht ermessen; für die Universität verlautet jedoch schon so viel, daß der Verlust des geschätzten Lehrers der Entbindungskunde, Hofraths v. Siebold, der eine lockende Einladung nach Würzburg erhalten hatte, abgewendet, die Berufung eines Universitätspredigers in nahe sichere Aussicht gestellt und der Bau eines umfassenden Hospitals beschlossen ist, dessen Einzelheiten der König selbst mit sachkundiger Bestimmtheit vorgezeichnet hat, und für die Stadt werden die Wirkungen der allgemeinen Amnestie auch in engerem Kreise schon von selbst fühlbar werden. Doch auch abgesehen von einzelnen Wohlthaten bleibt das Ereigniß als solches in seinen Folgen ein ganz unberechenbares, indem es die letzten Reste der Scheidewand, welche das unselige Mißverständniß früherer Jahre zwischen König und Volk gestellt hatte, hinweggeräumt und beide Theile einander in dem wahren Lichte gezeigt hat, unter welchem es unmöglich ist, daß keine aufrichtige, herzliche Eintracht Platz greifen sollte: dem Könige ein treuergebenes, biederes für das kleinste Zeichen freundlicher Aufmerksamkeit dankbar empfängliches Volk, an dem aber auch der größte Beweis seiner Huld und seines Vertrauens

Digitized by Google

nicht unwürdig verschwendet seyn wird; dem Volke einen ächt deutschen König, der trotz der dauernden Gewöhnung an ein fremdes Idiom seinen Stolz darein setzt, die Sprache seiner Unterthanen zu reden, und der sich der Erhabenheit seiner Stellung stark genug bewußt ist, um bei aller Festigkeit seines Charakters der Liebe seiner großen Familie auf halbem Wege entgegen zu kommen, und je weniger Vorbereitungen es bedurft hat, um dieses Zusammentreffen zu vermitteln, desto dauerndee wird sein Nachhall in allen Gemüthern seyn, während künstlich meditirte Festlichkeiten gewöhnlich mit der Ausführung selbst das Ende ihrer Wirkungen erreichen.

Wiesbaden, im Juni.

Auch bei uns zeigt es sich, welche segensreiche Folgen es hat, wenn die Industrie unterstützt wird und wenn der Handwerksmann darauf rechnen kann, für Schönes, Gediegenes und Gutes Absatz zu finden. Noch vor kurzem war es leider Mode, Alles im Auslande zu kaufen, und es wurde diese Manie oft theuer bezahlt; aber das ist nun Gottlob anders geworden. Wie bekannt, hat unsere allverehrte verwittwete Frau Herzogin königl. Hoh. in der Nähe des Kursaals ein Palais bauen lassen und hat nur Inländer und inländische Arbeiten genommen. Nun zeigt es sich, was unsere Handwerksleute leisten können, denn es sind in obigem Palais Arbeiten, welche getrost auf jeder Kunstausstellung figuriren könnten. Es befinden sich dort z. B. aus der Werkstätte unseres wackeren Bildhauers Geeth Arbeiten, besonders Rahmen, welche früher mit schwerem Gelde und vielem Zeitaufwande aus weiter Ferne herbeigeschafft werden mußten. Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie sich das Atelier dieses Künstlers, welcher leider mit Manchem zu kämpfen hatte und der verkannt wurde, täglich vergrößert, denn wir sehen nun Gebälke, Büsten und Goldrahmen aller Kaliber darin. So hat er seit kurzem das Brustbild unserer leider allzu früh verstorbenen Frau Herzogin kaiserliche Hoh. aufgestellt; er hatte fast keine Mittel dazu, als ein Portrait, welches ihm ein Gönner dazu geliehen, und doch ist es so natürlich treu getroffen, daß Jedermann die unvergeßliche hohe Verblichene auf den ersten Blick erkennt. Dieses Werk dürfte bald an geeignetem Orte aufgestellt werden. Ferner darf ich die Arbeiten unseres Schreinermeister Leisring, Löw und Feiedeich nicht vergessen; sie lieferten Ausgezeichnetes. Auch muß ich der Gebrüder Wattee erwähnen, aus deren Werkstätte lackirte Holzgegenstände kommen, die alle Holzarten auf's täuschendste nachahmen. Da nun unser Gewerbverein bald kräftig und öffentlich auftreten wird, so wird es zur Ehrensache eines jeden Nassauers, sein Geld im lieben Vaterlande zu lassen. Ehre, wem Ehre gebührt, besonders Denen, welche Künste und Wissenschaften unterstützen und dazu keine Mühe scheuen. A. B.

Bacharach, 5. Juli.

Wenn unter den Brieftauben, die, wie eine Korrespondenz aus Mainz dieser Tage berichtet, am 23. ver. Mts. daselbst aufgelassen worden sind, sich eine befunden hat, welche das Zeichen „129 (Sumsmer)" roth gestempelt auf einer Feder des rechten Flügels getragen, so hat deren Besitzer, falls deren Fluge eine Wette zu Grunde lag, solche — verloren. Am 23. v. Mts. bemerkte der Oeconom Hr. A., als vorzüglichster Schütze in der ganzen Gegend bekannt, einen eine Taube verfolgenden Raubvogel. Wie jeder ächte Waidmann dem schwächern Geschöpfe beisteht, gedachte auch Hr. A. dem raubgierigen Verfolger eine Ladung zu. Schon war aber das arme Täubchen in die Klauen des Habichts gerathen; doch mit der Hen. A. eigenthümlichen Geschicklichkeit wußte er, das schwächere Thierchen schonend, das stärkere zu erlegen; beide fielen zu seinen Füßen niedee: der Habicht von Rehposten durchbohrt, das Täubchen aber von seinem Feinde so zugerichtet, daß es auch bald verendete. Bei näherer Betrachtung ließ die gestempelte Federe vermuthen, daß sie einer Brieftaube gehöre, obgleich selbige kein Briefchen bei sich führte, welches inzwischen bei dem statt gehabten Anfalle auch in das hohe Korn herabgefallen seyn könnte. Die etwaigen Eigenthümer fraglicher Taube können bezeichnete Feder bei der Expedition dieses Blattes, welcher Referent solche einsendet, in Augenschein nehmen lassen. — Die seit vier Tagen wieder eingetretene Hitze kommt unsern Weinstöcken eben noch zur rechten Zeit. Der blühenden Trauben liebliche Düfte erfüllen die Luft; noch einige Tage warmes Wetter und diese difficile Periode der Entwickelung des Stockes ist glücklich überstanden. Gegen Erwarten hat der strenge Winter nicht so nachtheilig auf den Weinstock eingewirkt, als man wohl fürchten mußte, und wenn der durch die längere naßkalte Witterung möglicherweise erscheinende Heuwurm die kaum verblühten Beerchen nicht heimsucht, dürfen neue Hoffnungen den gebeugten Winzer beleben. Es ist aber auch wirklich Zeit, wenn der unermüdliche Weinproducent endlich seine Mühen einmal belohnt sieht, denn die vielen aufeinanderfolgenden Mißjahre des Weinstocks haben äußerst nachtheilig auf denselben eingewirkt; aber nicht ein gutes Weinjahr vermag denselben wieder auf die Beine zu helfen; es müßten sich die 40er Jahre des letzten Säkulums auch in unserm Jahrhundert wiederholen und uns ein 1846er, 47er, 48er und 1849er wachsen, wie er vor hundert Jahren erhebtet wurde, wo man z. B. den 1748er einen „königlichen" Wein hieß, wenn der Wohlstand unserer Thäler wieder so blühend werden sollte, als er es vor der Zollvereinigung war. ——

Mädchenschmuck.

Aus dem „Sammler."

Wißt ihr, ihr Mädchen, was so lieblich euch kleidet,
Reizender noch als Purpur und Gold?
Um was selbst Cytheee'nch Holde beneidet,
Um was man stets Achtung und Liebe euch zollt?
Dies ist ein Blümchen, nicht Jeder bekannt:
Stille Bescheidenheit wird es genannt.

Wißt ihr, ihe Mädchen, was euch sehr schmücket,
Was schöner noch, strahlt als Edelgestein;
Was obendrein minder die Stirne euch beücket
Als Ketten und Nadeln und Diamantreih'n?
Es ist eine Perle von köstlichem Werth:
Sittsamkeit heißt sie, von Allen geehrt.

Wißt ihr, ihr Mädchen, was euch so schön zieret,
Was heller noch glänzt als Silber und Band,
Wodurch ihr die Herzen auf ewig regieret,
Was schätzbarer ist, als Flitter und Tand?
Das, was vor Allem den Vorzug noch hat?
Es ist die Unschuld in Wort und in That.

Und dann um diese, unschätzbar vereinet,
Schlingt ihr zum Bunde die Anmuth herum,
Schlägt fühlend das Herz, wo Unglück still weinet,
Ist hülfreich die Hand, ihr That bleibet stumm,
Dann habt ihe den Schmuck, der Jeden entzückt;
Ein solch Geschmeid mehe als Alles euch schmückt.

Albert Pappenheim.

Mainwasser-Wärme.

Den 6. Juli, Abends: 23 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 8. Juli. Große Opeenvorstellung in vier Abtheilungen. I. Die Nachtwandlerin. (Erster Act.) Amine: Fräul. Marie C. Basini, herzogl. coburg-gothaische Hofopernsängerin. II. Die Puritaner. (Duett im zweiten Act.) III. und IV. Der Barbier von Sevilla. (Scenen aus dem ersten und zweiten Act). Rosine: Fräul. Marie C. Basini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 187. Mittwoch, den 9. Juli 1845.

Die gute alte Zeit.

(Fortsetzung.)

„Da hat Er Recht," rief der Wildmeister, „und auf die Farbe kommt's nicht an, das Kleid macht auch den Mann nicht, aber ich merke es, Er wird so ein abgedankter Mensch seyn, der nicht weiß, was er machen soll, nichts zu beißen, nichts zu brechen, Familie wohl auch, und höchstens einen Gnadenthaler oder so etwas. „Wie? hab' ich Recht?"

„Nur zu Recht," versetzte der Lieutenant seufzend. „Ich habe gedient, mit dem Sponton, im Regimente Anhalt, bis ich im Feldzuge in Pommern einen steifen Arm bekam. Wurde ausrangirt, sollte ein Mal angestellt werden, und hungere noch darauf."

„Hat Er sich denn nicht gemeldet?" fragte der grüne Mann. —

„Gemeldet? Hundert Mal! aber ein armer Teufel ohne Connaissancen, ohne einen Weg über die Hintertreppe, da wird's nichts."

„Da hätte Er sich an den König wenden sollen."

„An den König? Als ob ich's nicht gethan hätte! Abgewiesen, an's Kriegskollegium geschickt, da lernt man warten und fluchen."

„Fluchen muß Er nicht," sagte der Wildmeister ernsthaft; „es hilft zu nichts und ist gotteslästerlich. Er muß sich noch ein Mal an den König wenden."

„Es hilft Alles nichts," rief der Lieutenant, „und bei dem am wenigsten. Er ist ein Knicker, dreht den Groschen zehn Mal um, ehe er ihn aus der Tasche holt, und so ein alter lahmer Soldat, wie ich, hat für ihn keinen Werth."

„Er ist ein Narr, Lieutenant!" versetzte der Wildmeister, „es ist nicht wahr, was Er da sagt. Der König kann nicht Jedem helfen, aber einen alten Kameraden läßt er nicht in der Patsche sitzen, wenn er weiß, es thut noth."

„Ja, wenn ich ein Schwein wäre," rief der Lieutenant boshaft lachend, „daß er's schießen und an die Juden verkaufen könnte, da würde er schon nach mir ausblicken. Haben will er, aber nichts geben. Er ist vom Stamme Nimm; lobt ihn, wie Ihr wollt, ich kenne ihn besser."

„Ihr seyd ein ungerechter Mann, Freund," versetzte der Vertheidiger des Monarchen. „Weil's Euch schlecht geht, darum seyd Ihr ein Raisonneur geworden."

„Ein Raisonneur!" sagte der Lange. „Freilich, so nennen sie Alle, die um der Wahrheit willen nicht schweigen können, oder denen der Kummer am Herzen sitzt. Was sagte ich, was ungerecht wäre? Er schaufelt's Geld zusammen in seiner Schatzkammer, wo es Berge hoch liegt, knappt's ab, wo es irgend geht, spart, mag's herkommen, wo es will, und fragt nichts darnach, ob arme Leute darben und verkümmern."

„Was wißt Ihr denn davon, Lieutenant, ob er das thut, und warum er das thut?" erwiederte der Wildmeister zutraulich. „Ihr könnt's nicht einsehen, wie viel Geld der König nöthig hat, was er braucht, oder was seine Nachkommen brauchen. Sparsamkeit muß seyn, die hat der Fürst und der Bettler nöthig. Ein Verschwender ist ein Taugenichts, Jeder muß suchen, was er hat, zu mehren und Anderes dazu zu erwerben; wer Das nicht thut, der ist selbst schuld, wenn er darben muß."

„Aha," versetzte Rädel spöttisch, „deswegen sitzt er wohl auch und malt schlechte Bilder, holländische Landschaften, und verkauft sie den Juden, die sie in's Ausland bringen, wo sie als Curiositäten einen hübschen Handel damit treiben und ihn auslachen."

„Donnerwetter!" rief der Wildmeister, indem er seinen Spanier wie zum Schlagen faßte und eine zornige Röthe sein Gesicht überflog, „jetzt halt' Er sein Maul!" — Im nächsten Augenblick aber ließ er den Stock sinken und fuhr beruhigter fort: „Ich kann's nicht hören, wenn man auf den König raisonnirt, der's, Gott weiß es! gut mit Allen meint, wenn sie nur thun, was er befiehlt; aber ich will Ihm etwas sagen: Erzähl' Er mir seine Geschichte, und so wie ich Gelegenheit habe, mit dem allergnädigsten Herrn zu sprechen, was wohl bald geschehen kann, will ich ein gut Wort für Ihn einlegen."

„Was ich zu sagen habe, ist schnell gethan," versetzte der Lieutenant. „Rädel heiß' ich, bin seit einem Monat mit einer Frau und zwei Kindern aus Preußen hieher gekommen, und um nicht die armen Würmer verhungern zu lassen, habe ich demüthig gebeten, bei der Kriegskanzlei mir ein paar Bogen zum Abschreiben zu geben."

„Bogenschreiber!" fiel der Wildmeister mit sichtlichem Abscheu ein. „Pfui Teufel!"

„Es ist freilich keine Arbeit für einen Offizier," sagte jener, „aber," — hier senkte sich seine rauhe Stimme, und zitterte leise — „Hunger thut weh! Und wenn Er Kinder hat, Herr, Kinder, die Er liebt, ein armes Weib; die mit Ihm leidet und schweigt, deren blasses Gesicht aber jeden Morgen wie ein aufgeschlagenes Buch vor Ihm schwebt, dessen Buchstaben wie Flammen in Sein Herz brennen, dann wird Er mich verstehen. Ich wollte gern arbeiten, gern, wie sauer es mir auch wird, aber in den letzten Tagen habe ich nichts zum Schreiben bekommen können, und seit gestern" —

„Nun, was seit gestern?"

„Haben wir nichts zu leben," sagte der Lieutenant.

Es entstand eine Pause zwischen den Beiden, die der Wildmeister damit ausfüllte, daß er seinen Rock aufknöpfte, aus der Tasche seines Beinkleides eine große gestrickte Börse hervorzog, auf welche er einige zweifelhaft wagende Blicke, und dann einen langen, prüfenden auf seinen Begleiter warf, der, eine Röthe der Angst oder der Scham in seinen vergrämten Zügen, die Augen

Digitized by Google

fest auf den Boden richtete, während sein Ohr das Geldgeklimper hörte.

„Kamerad," sagte der Mann im grünen Rock mit zutraulichem Tone, „Ihr erzählt mir da eine schlimme Geschichte, und ich habe wohl Lust, Euch zu helfen, das heißt, versteht mich wohl, Euch eine kleine Summe zu leihen, bis es ein Mal besser geht."

„Es geht doch niemals besser," murmelte der Lieutenant vor sich hin.

„Ah, Narrenspossen!" rief der Wohlthätige, „es wird besser werden, und dann zahlt Ihr mir das Geld wieder; wird's nicht besser, nun meinetwegen, so mag es verloren seyn. Haltet die Hand auf, ich will es Euch hineinzählen, und paßt auf! wenn Ihr genug habt, sagt es."

Der arme Lieutenant that fast maschinenmäßig, was der Wildmeister wollte. Ein Zittern der Freude fiel in seine Brust, seine Augen wurden naß und trübe; er dachte an seine einsame Wohnung, an die dunkle, enge Treppe, wie er da hinaufkommen würde, in die niedere Stube, und die Kinder, die blasse Frau!

„Nun," sagte der Wildmeister, „wie ist es? Ihr habt zwar eine recht hübsche, große, breite Hand, aber da: dreiundzwanzig, vierundzwanzig, mehr gehen nicht hinauf, und daran habt Ihr auch wohl für's erste genug, Kamerad! Wie?"

„Mein Gott!" rief der Lieutenant, indem er auf das Geld starrte, „es sind ja holländische Dukaten!"

Der Grüne lachte ganz erfreut hell auf, schlug einen Knoten, und senkte seine lange Börse in die Tasche. — „Steckt ein, steckt ein!" rief er, und schlug den Lieutenant auf die Schulter, „und nun macht, daß Ihr nach Hause kommt, daß die Kinder zu essen bekommen. Wo wohnt Er denn, Kamerad?"

„In der Bischofstraße, dicht an der Ecke des Marktes," sagte der Lieutenant.

„Fort also, so geschwind Er kann! Mein Geld werde ich mir fordern, wenn es Zeit ist, und an Ihn denken werde ich auch; Er soll von mir hören, Lieutenant Rädel; werde mich informiren über Ihn und für Ihn sprechen. — Oho! oho! es giebt spitzbübisches Gesindel genug, Betrüger und Schufte überall, aber ich will sie schon fassen, will sie schon molestiren." — Dabei ging er den Gang hinab und entfernte sich von dem Lieutenant, der noch immer nicht recht wußte, was er thun und lassen sollte. — Plötzlich aber stand der Wildmeister still und kam zurück. „Hör' Er, Lieutenant, noch Eins," rief er schon von weitem: „Sein Wort darauf, daß Er keinem Menschen Etwas von der Affaire sagt. Käme sonst Mancher, wollte Geld von mir haben; und noch Eins, wovor ich Ihn warnen wollte. Raisonnire Er nicht, nicht über den Staat und nicht über den König! Der versteht keinen Spaß; und einen Hals hat Jeder nur; aber Stricke giebt's genug, und sind nicht theuer. Also still, versteht Er mich? ganz still! Geh' er jetzt nach Hause und ess' Er sich satt, einem Hungrigen ist Manches zu verzeihen. Was?" — Er lachte, hob seinen Stock drohend auf, und ging rascher als vorher davon, ohne sich weiter umzusehen.

Der Lieutenant wollte ihm nachlaufen, ihm danken, aber er wußte nicht, wie es kam, es war ihm unheimlich um's Herz bei aller Freude. Der Wildmeister hatte etwas in seinem Wesen, welches das herzliche Wort auf der Lippe zerbrechen konnte. Eine Furcht faßte den Beschenkten an, es könne Alles eitel Lug und Trug seyn. Er zog die Dukaten rasch aus der Tasche, ob jetzt etwa Kohlen oder Steine daraus entstanden seyen, doch es waren und blieben holländische Dukaten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Dem. Jahn vom Kasseler Hoftheater, die auf der hiesigen Bühne bis jetzt als Chonchon (die neue Fanchon) und Margarethe von Western (Erziehungsresultate) aufgetreten ist, hat nicht nur den lebhaftesten Beifall in diesen Leistungen erhalten, der sich namentlich durch wiederholten Hervorruf kund gab, sondern auch durch ihr einfaches, sinniges und elegantes Spiel den Ansprüchen einer strengeren Kritik genügt. Wir glauben sie als eine jener jugendlichen Berufenen bezeichnen zu dürfen, die in dem feineren Lustspiel, wo die Anmuth der Mittelpunkt der Darstellung ist, zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

(Stargard, in Pommern, 26. Juni.) In diesen Tagen ist hier Aufklärung über einen merkwürdigen Kriminalfall erlangt worden, welcher längere Zeit nicht nur die Aufmerksamkeit des hiesigen Publikums in Anspruch nahm, sondern auch in weiteren Kreisen große Theilnahme erregte. Es war am 12. Oktober 1840, als der hiesige Kaufmann D. auf dem Wege nach Stettin im Wagen erdrosselt und der Baarschaften, welche er scheinbar mit sich führte, beraubt gefunden wurde. Da sich die Vermögens- und Geschäftsverhältnisse des Verstorbenen in trauriger Verfassung erwiesen, so vermutheten Viele eine Selbstentleibung. Allein die Art der Erdrosselung, die Lage, in welcher der Leichnam mit fest auf den Rücken gebundenen Händen gefunden wurde, die scheinbare Beraubung widersprachen einem solchen Verdachte in dem Grade, daß die Gerichte einen Raubmord annahmen und darauf lange Zeit inquirirten. Es stellte sich jedoch kein Resultat heraus. Die Gothaer Lebensversicherungs-Bank, bei welcher der Verstorbene mit 10,000 Rthlr. versichert war, konnte nicht umhin, die Zahlung zu leisten. Jetzt hat sich der Bevollmächtigte dieser Anstalt hier eingefunden, um den Gerichten den Beweis zu liefern, daß D. sich selbst entleibt hat, und die Versicherungssumme, welche sich bis auf einen geringen Betrag noch in gerichtlicher Verwahrung befindet, zu reklamiren. Er ist im Besitze eines eigenhändigen Briefes des Verstorbenen, worin sich dieser über sein Vorhaben und die Motive desselben ausspricht. Es geht daraus hervor, daß sich D. vornehmtich aus dem Grunde hinopferte, um seine Familie durch Zuwendung der Versicherungssumme in eine bessere Lage zu versetzen, als sie nach Ausbruch des Konkurses zu erwarten hatte. Nach jener Urkunde, welche alle Zeichen der Aechtheit an sich trägt, hat D. sich an einem Pfahle aufgehängt, ist hierauf verabredetermaßen von einem Freunde abgeschnitten und in die Lage gebracht worden, in der man ihn fand und die darauf berechnet war, den Fall als eine gewaltsame Ermordung erscheinen zu lassen. Ein von dem Verstorbenen beschriebenes und mit dessen Unterschrift versehenes Blatt enthält für den Freund eine genaue Anweisung, wie er die Leiche behandeln solle. Der Name dieses Freundes ist herausgeschnitten und noch nicht zu ermitteln gewesen.

Die Pariser Polizei hat wieder ein heimliches Spielhaus (bei einer Mme. Dedeker) aufgehoben. Sie fand einige 30 Personen an den grünen Tischen. Die anwesenden Damen wollten sich zum Fenster hinausstürzen, was glücklicher Weise verhindert wurde. Nur die Wirthin ist verhaftet worden.

(Wildbad, 3. Juli.) Bei der wiederum eingetretenen sehr heißen Witterung — und diese ist uns in unserem Gebirgsthal sehr willkommen — nimmt die Zahl der hiesigen Kurgäste rasch zu, und das Badeblatt, das die Lokalliteratur vertritt, zählt schon fast achthundert Nummern. — Der geheime Rath Schlosser ist gestern von Heidelberg hier eingetroffen. Der k. preuß. Gesandte am großh. bad. Hofe, Hr. Obrist von Radowitz, wird noch einige Zeit hier verbleiben. — Unter den Tagesfragen wird auch hier der Fortschritt der deutsch-katholischen Sache lebhaft besprochen und mit

Digitized by Google

großem Interesse verfolgt, während die hier weilenden Preußen der von Ihstein-Hecker'schen Angelegenheit nicht gern gedenken. — Zu beklagen ist es, daß wir selbst die Frankfurter Zeitungen — und besonders findet sich Ihr Journal hier vor — über Stuttgart erhalten, während sie über Karlsruhe und Pforzheim fast vierundzwanzig Stunden früher hier eintreffen könnten. Man will die badischen Transitgebühren umgehen. Dagegen ist zwischen hier und Frankfurt ein direkter Briefverschluß.

(Speyer.) Zur Ausschmückung des hiesigen Kaiserdoms mit Frescomalereien werden gegenwärtig mehrfache Vorbereitungen getroffen. Der ganze Riesenbau ist mit unterirdischen Abzugsgräben umgeben worden, um dem Regenwasser einen Abfluß zu verschaffen, und dadurch die Mauern des Domes vor Feuchtigkeit zu sichern. In der nächsten Woche sollen auch bereits die Gerüste im östlichen Theile desselben (den Chören) aufgeschlagen werden.

Die Censur in Neapel ist so strenge, daß kürzlich ein Buch verboten wurde, welches von der Kohlenbrennerei handelte, weil die Behörden glaubten, es beziehe sich auf die Carbonari.

Die Kaukasusbäder sollen den Taunusbädern eine starke Konkurrenz eröffnen; den russischen Damen werden sie als unvergleichliche Schönheitsmittel angepriesen und den Herren macht man das Reisen ins Ausland immer schwerer. Um die Kaukasusbäder der Aristokratie bequemer zu machen und zugleich den inneren Verkehr zu erleichtern, läßt der Kaiser in den Steppen Stationen mit europäisch eingerichteten Gasthöfen anlegen, wo die Reisenden alle Bequemlichkeiten des Petersburger Lebens wieder finden. Tausende Beamte, sowohl bürgerliche als militärische, haben im vorigen Jahre diese Bäder besucht. Man hofft in diesem Jahre die Zahl der Gäste sich verdoppeln zu sehen, wenn es den Tscherkessen nicht einfällt, ihnen Hindernisse in den Weg zu legen.

(Brüssel, 27. Juni.) Schon seit 1838 besteht eine Hülfskasse für die Arbeiter an der Eisenbahn; es fehlte ihr aber an einer gehörigen Organisation. Ein heute im „Moniteur" erschienener Bericht des Staatsbauten-Ministers an den König gibt nun die Grundlagen einer lobenswerth organisirten neuen Pensions- und Unterstützungskasse für die Eisenbahn-Arbeiter. Nur 2 pCt. ihres Gehaltes werden ihnen zu diesem Behufe abgezogen werden. Dazu aber sollen kommen: Ertrag der Erlaubnißscheine zur Circulation innerhalb der Stationen, Ertrag der Erlaubnißscheine innerhalb der Stationen, Affichen für Privatinteressen anheften zu dürfen, Ertrag von Verkauf von Tabellen der Abreisestunden, der Transporttarife und dgl. m., Subsidien und — was der Minister schon für sein Budget von 1846 in Aussicht stellt — eine stehende Dotation von Seiten des Staates, auch wohl Geschenke und Legate von Privatpersonen, dann Gehaltsabzüge wegen Urlaub, Abwesenheit oder Disciplinarstrafe und endlich — aber erst nach 10 Jahren — die Zinsen eines Reservefonds. Diesen sollen bilden: 1) der Baarbestand der bisherigen Hülfskasse, 2) ein Zehntel aller Einnahmen der Kasse, 3) die Hälfte des bei jedem Jahresschlusse vorhandenen Baarüberschusses. Angewandt kann dieser Reservefonds nur werden in außerordentlichen Unglücksfällen oder für Maßregeln, die im Interesse aller Betheiligten sind, wie z. B. Gründung eines Bettes im Hospital, Ausstattung eines besondern für die Eisenbahn-Arbeiter bestimmten Hospitals, zu dem der Staat ein Gebäude herzugeben vom Minister aufgefordert wird. Nach einigen Bestimmungen über die zur Verwaltung dieser Kasse zu ernennende Kommission, über die Veröffentlichung der Operationen derselben, setzt dann der Bericht die Art der Hülfsleistung und Pensionirung auseinander.

(Fortschritte der Civilisation in Griechenland.) Die Stadt Athen nimmt zu an wissenschaftlichen und philanthropischen Stiftungen aller Art. Mit dem Museum der Akropolis ist eine Nationalbibliothek verbunden worden, welcher die Könige von Preußen und Neapel wahrhaft königliche Geschenke übersendet haben. Die Zozimas, die Barbakis, die Kaplanos haben fast eine Million Drachmen für die Einrichtung eines griechischen Seminares hergegeben. Der reiche Sinas läßt auf eigene Kosten ein Observatorium bauen und mit den nöthigen Instrumenten versehen. Jeder will nach Kräften zum materiellen und moralischen Wohle des Vaterlandes beitragen. Die Familie Jonidis hat 60,000 Drachmen zusammengeschossen und der Universität zu Preisvertheilungen und Stipendien übermacht. Die griechischen Kaufleute in Triest, Odessa und Smyrna bestreben sich eben so eifrig als die in Athen, durch Stiftungen aller Art die Rückkehr der Wissenschaften in ihr gemeinschaftliches Vaterland zu befördern.

Der Fluß Po in Italien führt eine solche Menge Wasser von den Alpen in die lombardische Ebene hinab, daß er die Ostseite derselben bald ganz überschwemmen würde, wenn er nicht zwischen zwei gewaltige Dämme eingezwängt wäre. Diese Dämme waren schon vor den Römerzeiten angelegt. Sein Lauf innerhalb derselben ist beträchtlich höher als die umliegenden Felder und Dörfer. Der Riesendamm selbst erhebt sich 2½ Fuß über den bekannten höchsten Wasserstand und hat oben, wo er durch Uferland geschützt ist, 18, wo er aber unmittelbar vom Strom bespült wird, 25 Fuß Breite. Die strengsten Maßregeln sind ergriffen worden, um diese Schutzwehr wirksamer zu machen. Kein Vieh darf an dem Damm weiden, kein Baum darauf gepflanzt werden. Erreicht der Wasserstand eine bestimmte Höhe, so eilen sogleich alle Beamte auf ihre Posten und jede zweckdienliche Maßregel wird ergriffen, einen Durchbruch der Dämme zu verhindern.

Der Volksschriften-Verein zu Stuttgart hat in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits 600,000 Exemplare seiner Schriften verbreitet.

Der bisherige Direktor der Gewerbschule in Nürnberg, Dr. Männich, geht als Direktor des berühmten von Fellenberg'schen Instituts nach Hofwyl in der Schweiz.

Korrespondenz.

Aus Rheinhessen.

Die Richtung der Mainz-Ludwigshafener Eisenbahn betreffend.

Die Concession für den Mainz-Ludwigshafener Schienenweg von Seiten der königl. baierischen Regierung ist erfolgt, und mit Sicherheit darf wohl baldiger Genehmigung dieses höchst nützlichen Unternehmens auch von Seiten der großh. hess. Staatsregierung entgegengesehen werden. Die Wünsche Aller sind hierin übereinstimmend; eine Verschiedenheit der Ansichten besteht aber bezüglich der Richtung, welche der Bahn von Mainz nach Worms gegeben werden soll; ein Theil will die Bahn unmittelbar am Rheine hin geführt sehen, ein anderer verlangt, daß solche die Provinz durchschneide und so diese mit in das Eisenbahnnetz aufnehme. Bei widersprechenden Wünschen ist man mit Recht geneigt, auch ein widersprechendes Interesse voranszusetzen; hier würde man, dieser Vermuthung folgend, in einen offenbaren Irrthum verfallen, und es ist nicht schwer, nachzuweisen, daß das klare Interesse der Provinz Hand in Hand geht mit dem der Actiengesellschaft der Städte Mainz und Worms und dem des Staates. Daß der Zug der Bahn durch die sehr bevölkerte reiche Provinz einen bedeutend höheren Ertrag geben wird als jener längs des Rheines, kann einer näheren Ausführung kaum bedürfen; es genügt die Betrachtung, daß eine Bahn, welche unter sonst gleichen Verhältnissen von zwei Seiten Zufluß erhalten kann, mehr benutzt werden wird, als eine solche, welcher auf einer Seite dieser Zufluß abgeschnitten ist durch einen schiffbaren Strom, der zudem eine den Ertrag schmälernde Concurrenz herbeiführt. Es wird aber im ersten Falle nicht die durchschnittene Provinz Rheinhessen allein die Bahn alimentiren, die benachbarten Theile der baier. Pfalz und Rhein-

Digitized by Google

preußen werden dem Unternehmen sehr bedeutend zinsbar werden. Man wird uns die begründete Bemerkung entgegensetzen, daß neben dem höheren Ertrage auch die höheren oder geringeren Anlagekosten bei Bestimmung der Richtung in Betracht zu ziehen seyen. Nur Wahrscheinlichkeiten können bis jetzt hierüber gegeben werden und wir bescheiden uns, eine bestimmte Behauptung aufzustellen; wir bestreiten aber auch jedem Anderen das Recht, eine solche geltend zu machen, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil die nöthige Maßregel, um zu einer wohl basirten Ansicht zu gelangen, genaue Nivellirung und Aufnahme des Terrains, noch nicht zur Ausführung gekommen ist; jene Techniker, welche im Auftrage des prov. Comité's sich einer flüchtigen Besichtigung unterzogen, werden am wenigsten geneigt seyn, das Resultat der so gemachten Beobachtungen als irgend definitiv maßgebend gelten zu lassen. Wahrscheinlich ist es aber, daß die höchstens 6¼ Stunden betragende größere Längenausdehnung der Bahn durch die Provinz bezüglich des Kostenaufwandes viel mehr als aufgewogen werde durch die Nothwendigkeit der längs des Rheines auszuführenden Kunstbauten (Tunnels, Viaducte, namentlich hohe Dämme auf mehrere Stunden langen Strecken); Techniker, deren Ansicht wir allerdings sehr hoch achten, welche die Richtung längs des Rheines wünschen (je höher der Kunstsinn, desto lebhafter in der Regel der Wunsch, Schwierigkeiten durch die Kunst besiegt zu sehen oder selbst zu besiegen), haben sich zwar dahin ausgesprochen, daß der Bau der Bahn durch die Provinz einen Mehraufwand von 3 — 400,000 fl. in Anspruch nehme; dagegen stellen andere Sachkenner, und darunter ein in diesem Fach sehr ausgezeichneter Mann, die Behauptung auf, daß die Bahn längs des Rheines wegen der ungeheuern Wasserbauten um mehr als eine Million theuerer werde. Nehmen wir nun aber auch an, die erstere Ansicht komme der Wahrheit am nächsten, so wäre diese Mehrausgabe kein Opfer, gegenüber dem unverhältnißmäßig höheren Ertrage, und die Actionäre würden zu denjenigen seyn, wenn das ganze Kapital zur Hälfte sich so gut rentiren würde, als die Mehrausgabe. Jedenfalls ist die Sache schon in dieser Beziehung wichtig genug, um eine Entscheidung in's Blaue hinein auszuschließen, und das prov. Comité dürfte schwerlich auf den Dank derjenigen Actionäre, die eine definitive Kapitalanlage und nicht nur einen vorübergehenden Actienhandel bezwecken, rechnen, wenn es ohne vorausgegangene genaue technische Untersuchung auf das Wahlrecht bezüglich der Richtung der Bahn verzichtet hätte; das Programm für die Actienzeichnungen spricht nur von einer Bahn von Mainz über Worms nach Ludwigshafen, und wenn in einer früheren (eigentlich bedeutungslosen) Einladung die Bahn im Allgemeinen als eine Bahn längs des Rheines bezeichnet ist, so hört sie, stellenweise 3 Stunden vom Rheinufer entfernt geführt, so wenig auf, diesen Namen zu verdienen, als dies bei der Straßburg-Basler-Bahn der Fall ist.

(Schluß folgt.)

Oberstein, Diöcese Trier, 26. Juni.

Eine große Anzahl von Tractätchen werden gegenwärtig in unserer Diöcese an die Katholiken ausgetheilt und verbreitet. Das Werkchen ist betitelt: „Der neue Kometstern mit seinem Schweife, oder Johannes Ronge und seine Briefträger, abgezeichnet vom Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit." Ich habe das Machwerk gelesen und mich weidlich daran ergötzt. Neben den größten Gemeinheiten sieht man hier einen Unsinn gehäuft, wie ihn nur selten menschliches Gehirn zusammenzutragen vermag. Der Raum ist hier zu klein, um viele Details anzuführen, also nur Weniges: Ronge z. B. nennt der geistreiche Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit einen „verrückten Gesellen", einen „Johannes Rinaldo", und vergleicht ihn mit „Schinderhannes" (vermuthlich weil der Name schon der römischen Curie panischen Schrecken verursacht, wie weiland der Name Schinderhannes den Juden); seine Anhänger nennt er „Fastnachtsnarren, Bauchdiener und Lumpen", die Religion der Deutsch-Katholiken ist ihm gleich der des „Viehes im Stalle, die, ein Schneehaufen, beim Beginne des Frühlings in Koth sich verwandeln werde", und allen Denen, die es nur im entferntesten mit den Deutsch-Katholiken halten, spricht er kurzweg Sinn, Verstand und Ehrgefühl ab. — Schlauer Weise ist dem Lutherismus nebenbei indirektes Lob gespendet, und wird auch unter Anderem beifällig von ihm erzählt, er habe weit mehr Katholisches an sich, als „die faulen, brandigen Glieder, die der Alleinseligmachenden untreu geworden." — Ronge und den übrigen deutsch-katholischen Priestern werden alle erdenkliche Laster aufgebürdet; am lächerlichsten aber klingt es wohl, wenn dieselben der Fleischeslust und der Hoffart bezüchtigt werden. — In den Händen des von Vorurtheilen befangenen, von gleisnerischen Worten umgarnten, ohne eigene Ueberzeugung und ohne eigene Einsicht handelnden und denkenden Volkes mag dieses Machwerk der Finsterlinge gute Dienste leisten: die Vernünftigen aber wird es bald anekeln, und diese, das wollen wir vertrauensvoll hoffen, werden die Mehrheit bilden. — Schließlich kann ich nicht umhin, die Lectüre dieses interessanten Werkchens allen Denjenigen zu empfehlen, die an Hypochondrie oder Melancholie leiden, denn wie Spreu vor dem Winde wird der schwarze Dämon, der ihre Gemüther umstort hält, weichen müssen vor den Erschütterungen des Zwergfells, die unausbleiblich das Gefolge bilden dieses kurzweiligen Geistesproductes des gemüthlichen Verfassers des Kalenders für Zeit und Ewigkeit.

F. H.

---

† Bad Homburg, 7. Juli.

Se. k. Hoh. der Prinz von Preußen ist zum Besuche seiner Gemahlin, der Prinzessin, unter dem Namen eines Grafen von Lingen hier eingetroffen und wird, dem Vernehmen nach, einige Zeit hier verweilen. Während im vorigen Jahre um diese Zeit nur 1000 Fremde hier waren, nennt die heutige, vor uns liegende Kurliste 1477 Personen, wonach die durch einen Druckfehler entstandene Mittheilung, wonach nur 785 Fremde hier seyn sollen, zu berichtigen ist. — Nächsten Freitag wird der Tenorist Klein unter Mitwirkung mehrerer künstlerischer Notabilitäten ein großes Konzert im Kursaale geben. — Die Zahl der hohen, hier anwesenden fürstlichen Häuser ist so groß, daß man Homburg ein wahres Fürstenbad nennen kann. Auch Se. Hoh. Prinz Emil von Hessen verweilt als Badegast hier.

Wetzlar, 1. Juli.

Am 13. d. feiert der hiesige erste Männergesangverein in Verbindung des Gesangvereins zu Gießen, Weilburg und Braunfels, so wie der Paradiesgesellschaft zu Gießen, des geselligen Vereins zu Weilburg und des Cäcilienvereins von hier das erste Gesangfest des Lahnbundes. Die von sämmtlichen Sängern unter Mitwirkung einer vollständig besetzten Musik gemeinschaftlich aufzuführenden drei Gesangstücke, so wie die außerdem von jedem Verein einzeln vorzutragenden Pieçen enthält das Festprogramm. Gegen 10 Uhr Vormittags werden die verehrlichen Sänger von den Mitgliedern des Comité's feierlich empfangen und am Rathhause vom ganzen Verein mit Musik und Gesang begrüßt. Um 11 Uhr wird die Probe, darauf ein gemeinschaftliches Mittagsmahl und präcis 4 Uhr der Festzug in das Festlokal stattfinden. Um 9 Uhr beginnt der Ball. Freunde der Tonkunst und des geselligen Vergnügens ladet hiermit ergebenst ein

Das Comité.

Offenbach, 7. Juli.

Die Vergnügungsorte in unserer gewerbsthätigen Stadt vermehren sich mit der Ausdehnung derselben, indem die thätige Einwohnerschaft nach treu vollbrachtem Tagwerke auch gern ein Stündchen der Erholung widmet. Deshalb war es eine lobenswerthe Idee des Hrn. Gastwirths Kühnlein, in seinem Locale zur „goldenen Hand" einen sinnig eingerichteten Sommertempel zu erbauen, der, wenn auch hinsichtlich des Umfangs dem Berliner gleichnamigen Etablissement nachstehend, doch seinem Zweck, vor der heißen Sonnenhitze Schutz zu gewähren, vollkommen entspricht und am 5. d. unter angemessenen Feierlichkeiten eröffnet und zahlreich besucht wurde, welcher Zuspruch dem thätigen Eigenthümer auch fernerhin erhalten bleiben möge!

Mainwasser-Wärme.

Den 7. Juli, Abends: 24 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 8. Juli. Große Opernvorstellung in vier Abtheilungen. I. Die Nachtwandlerin. (Erster Act.) Amine: Fräul. Marie C. Basini, herzogl. coburg-gothaische Hofopernsängerin. II. Die Puritaner. (Duett im zweiten Act.) III. und IV. Der Barbier von Sevilla. (Scenen aus dem ersten und zweiten Act). Rosine: Fräul. Marie C. Basini.

Mittwoch, 9. Juli. Der Weiberfeind, Lustspiel in einem Act, von R. Benedix. Hierauf: Der verwunschene Prinz, Schwank in 3 Abth., von J. v. Plötz. (Gastrolle) Evchen: Fräul. Jahn, vom kurfürstl. Hoftheater zu Kassel.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 188. Donnerstag, den 10. Juli 1845.

Die gute alte Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Wildmeister war über alle Berge, und der arme freudenvolle Vater lief nun, was er konnte, zum Thore hinein, über die Sumpfstellen ohne Auswahl, über die Brücken, durch den Lustgarten bei den Orangenhäusern vorüber, und es war noch heller Tag, als er am neuen Markt anlangte, wo er plötzlich durch einen gewaltigen Lärm und einen Haufen drängender schreiender Menschen aufgehalten wurde. Ehe er sich's versah, war er mitten darunter. Er wand sich durch das Volk, wie es ging, um drüben nach seiner Wohnung zu kommen, aber endlich stand Kopf an Kopf, und er hatte lange zu fragen, was der Auflauf bedeute, ehe er rechten Bescheid erhielt. Endlich drehte sich ein Mensch nach ihm um in einer Arbeitsjacke, einem Schurzfell und einem abscheulich häßlichen Gesicht, über dessen niederer Stirn ein Wald von brennend rothen Haaren saß. „Was es hier giebt, lieber Herr?" sagte er, „ich glaube, es wird nichts Gutes. Sehen Sie da drüben das Haus?"

„Die neue Wache?" versetzte der Lieutenant.

„Freilich, die neue Wache," rief der Rothhaarige, „da haben sie eben ein paar treue Seelen eingesperrt, lieber Herr, die sollen heraus, darum sind wir hier und haben sie begleitet. — Kennen Sie die Petrikirche da unten hinter'm Schloßplatz, die läßt der König bauen, und will, sie soll fertig seyn, so geschwinde wie möglich."

„Ja, das will er. Da hat er Recht," erwiederte Rädel.

„Freilich hat er Recht," schrie der kleine Kerl, „das ist es ja eben, aber da sind wir nun alle, Maurer und Zimmerleute, ich bin ein Maurer, lieber Herr, und Niemand von uns soll blauen Montag machen. Arbeiten sollen wir, so lange es Tag ist."

„Wenn's der König will und wenn er's bezahlt, könntet ihr es wohl thun."

„Freilich könnten wir's thun, aber sie wollen ja nicht," schrie der kleine Kerl kläglich, „schlagen Jedem Arm und Bein entzwei auf der Herberge, der die Kelle anrührt. Blauer Montag ist gewesen, so lange die Welt steht. Kreuz Element, sie schreien und wollen nicht, haben sich zusammengerottet, alle Gesellen, und da ist nun der Kommandant gekommen, redet zu, wie es eine gute Obrigkeit thut, aber sie wollen nicht, wollen partout nicht."

„Da fürchte ich, wird er Gewalt gebrauchen."

„Freilich wird er Gewalt gebrauchen," sagte der Rothhaarige ganz kleinmüthig, „aber sie haben sich das Wort gegeben, die ganze Brüderschaft. Er kann reden, was er will. Ach Gott! ich habe so eine Ahnung, daß es uns schlecht geht, und mir mit."

„So mach', daß Du fortkommst, dummer Kerl," sagte der Lieutenant, lachend über die Grimassen.

„Ach, freilich, wie gern thät ich's, lieber Herr. Ich liefe den Augenblick, aber sie haben sich ja das Wort gegeben, Alle für einen Mann zu stehen, und ich könnte nicht wieder auf die Herberge kommen; Keiner würde mit mir arbeiten, ich behielte kein ganzes Gebein, wenn ich ausrisse."

In dem Augenblick drängte sich ein Offizier zu Pferde in den Kreis, ein kleiner dicker General mit rothem Gesicht, das vor Anstrengung und Aerger bläulich aufgeschwollen war. „Ich sag's Euch zum letzten Mal," schrie er halb heiser schon vom Reden, „ich, der Kommandant, Caspar Otto von Glasenapp. Wollt Ihr Vernunft annehmen oder nicht, Ihr Ochsenzeug? Der König hat's befohlen, und wer den Befehl nicht befolgt, dem soll's schlecht bekommen! — Kinder, hört, was ich Euch sage, Canaillenbrut! wollt Ihr jetzt gehen und arbeiten, oder soll ich Euch Alle in's Hundeloch schmeißen lassen?"

Seinen Worten folgte eine tiefe Stille, aber Keiner antwortete. Hinter der Masse der Arbeiter stellte sich jedoch eine Reihe Soldaten auf, schied diese von dem neugierigen Volke, theilte Püffe aus, wo dies nicht schnell genug wich, und stieß auch den kleinen Rothhaarigen zurück, der gegen den Lieutenant taumelte, sogleich aber vorsprang und zu dem Korporal, der ihn so rauh behandelt, mit aller Hitze sagte: „Ich will dabei seyn, Kreuz Element, ich will auch dabei seyn, blauer Montag soll leben! — Platz da! und nicht gestoßen, Herr!"

Der große Soldat drehte sich um und faßte den Knirps bei'm Kragen. „Was, Du muckst noch?" schrie er. „Gehörst Du auch zu der Bande?"

„Freilich gehöre ich dazu," sagte der Ergriffene, unerschrocken zappelnd, während seine Zähne klapperten. „Ich will mein Recht haben, es lebe das gute alte Recht!"

Der Korporal streckte die Hand zwischen zwei Soldaten, und öffnete so eine Gasse, durch die er den Maurer in den Kreis stieß. „Wart'," rief er, „Dein Recht soll Dir werden, morgen soll der Profoß —" Der Rest ging verloren, denn die Gesellen schrieen plötzlich alle: „Es lebe das alte gute Recht! blauer Montag! wir wollen nicht arbeiten, es ist unser Recht, keine Hand gerührt, Brüder!"

„Marsch mit den Halunken!" rief der Kommandant, „in's Loch! Wir wollen Euch schon den blauen Montag versalzen, Ihr faulenzendes Pack."

Die Soldaten drängten die ganze Genossenschaft zusammen und bemächtigten sich ihrer. Ein paar leisteten unter den Kolbenstößen einen ohnmächtigen Widerstand, die Meisten aber ergaben sich willig sofort in ihr Schicksal, und noch an dem Wachtthore hörte man sie schreien, daß kommen möge, was da wolle, nicht einen Hammer würden sie anrühren, denn Recht müsse Recht bleiben.

Das Volk umher hatte größtentheils Partei für die Arbeiter ergriffen. Mit Geschrei und Spott verfolgte es die Soldaten, aber der Respekt war doch so groß, daß Niemand anders als mit der Zunge Antheil nahm; und wie es so zu geschehen pflegt, es bilde-

Digitized by Google

ten sich Gruppen, die über das Recht oder Unrecht der Sache stritten, gute Rathschläge zum besten gaben, vorsichtig erwogen, was nun kommen werde, was die Gewerke machen würden und was der Kommandant oder gar der König; endlich aber verliefen sie sich und gingen nach Hause. Lieutenant Rädel hatte das längst gethan. Kaum bewegte sich der Zug der Gefangenen, als er eilig sich durch die Volkshaufen drängte und mit großen Schritten durch die enge Gasse über den Kirchhof seiner Wohnung zueilte. Mit Herzklopfen stieß er die alte eisenbeschlagene Thür auf, nahm auf der dunkeln Treppe immer drei Stufen mit Einem Male, und achtete es nicht, daß er den Kopf fast zerstieß, als er, ohne sich gebückt zu haben, in's Zimmer trat.

Der arme Lieutenant blieb stehen, als er drinnen war und seine Frau in der tiefen Dämmerung am Fenster sitzen und nähen sah. Es ward ihm weh um's Herz, und doch schwoll das Glück innen; er wußte nur noch nicht recht, wie es zu Tage brechen könnte. „Guten Abend, Sophie," sagte er; „zum Henker, was machst Du da? Man sieht die Hand kaum, und Du regierst die Nähnadel? Ein Paar Augen hat man nur; wenn Du blind geworden bist, was machen wir dann?"

„Es ist für die Nachbarin, die Bäckerfrau, eine Haube," erwiederte die Frau sanft. „Licht ist theuer. Sprich leise, Du weckst die Kinder auf, sie sind eingeschlafen, ich gönne es ihnen. Die Bäckerin hat mir ein Brod gegeben, mit dem Beding, ihr die Haube heut noch zu liefern. Da habe ich eine schöne Suppe bereitet, und für Dich noch etwas aufbewahrt."

(Fortsetzung folgt.)

Der Winterpallast im Annathale.

Als die Glocken das Fest der Ostern verkündigten, lag endlich der alte Winter im Sterben. Und die Vögel im Walde freuten sich darüber, und die Blumen unter der Erde lachten heimlich mit einander, daß nun auch sie bald das Fest der Auferstehung feiern würden nach dem langen Winterschlafe. Nur die Menschen machten verdrießliche Gesichter, denn

„Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Wolkschlang' lind und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde scheucht."

Und sie hatten sich doch lange nach dem Frühling gesehnt. Aber daß sein Herold gerade zum Feste ankommen mußte, das war ihnen nicht recht. Das Wetter war aber auch wirklich in der besten Laune, alle Feiertagsfreuden zu verderben:

„Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl"

besonders in den abhängigen Straßen der guten Stadt Eisenach.

Auch der Erzähler gehörte zu jenen Unbilligen, die mit der uns vom Frühling bereiteten Festtagsüberraschung unzufrieden waren. Wenn ich am Fenster stand und hinaussah in das tolle Wetter, wie der Regen den weißen Mantel des alten Grobians einweichte, — wie der Wind mit vollen Backen sich wie unsinnig im Schnee wälzte und daran leckte, daß der Weiße drüben an den Bergen schwarz wurde vor Aerger, — wie die Bäume unwillig die letzte Berührung des Winters abschüttelten, und überall offene Empörung ausgebrochen war gegen den eisgrauen Despoten: dann rieb ich mir freilich vor Freude die Hände; aber das ging vorüber, wie die Sonnenblicke, die dann und wann einen Versuch machten, durch die dicken Wolkenmassen zu dringen.

So war der Tag fast vergangen, als es mich endlich nicht länger im Zimmer litt. Der Regen hatte etwas nachgelassen, und ich schlug den Weg in das romantische Marienthal ein. Der letzte Rest übler Laune über den verdorbenen Tag schwand gar bald beim Anblick der imposanten Felsenmassen und den schönen Baumgruppen, die sich scharf und malerisch auf den noch weißen Thalwänden abzeichneten. Unbekümmert um das Wetter, um den Sturm, der brausend durch die Wipfel der Buchen und Tannen ging, wanderte ich thalauf, gewann die Höhe des „gehauenen Steines", wo die Straße nach Wilhelmsthal durch die Felsen führt, und war schon im Begriffe, umzukehren — denn ich war über eine halbe Stunde weit von der Stadt, und die Nacht war nicht mehr fern — als mich eine rechts vom Wege ab nach der Tiefe führende Spur im Schnee verleitete, ebenfalls hinabzusteigen. Als ich einige Hundert Schritte weit durch den Wald abwärts gegangen war, gelangte ich an eine Art Gletscher, d. h. eine mit Eis überzogene ziemlich schroffe Thalwand, über die zu gehen mit einiger Gefahr verbunden schien. Hier hörten auch die Fußtapfen auf, die mich bisher geleitet hatten. Ich witterte ein Abenteuer, denn jenseits des Eisberges gähnte ein Felsenschlund aus der Tiefe mir recht einladend entgegen. Mit einigen Sätzen war ich unten, wo es wieder eben fortging — versteht sich — bis an die Knie im Schnee. Ich war noch nicht im Annathale gewesen, aber hier mußte es seyn der Beschreibung nach. Ich stand in einer Art Wolfsschlucht, die nach hinten durch Felsen geschlossen schien. Ein in den Felsen gehauenes riesenhaftes A beseitigte meine Zweifel über das Annathal; aber seltsam und störend kam es mir vor, es in dieser Wildniß zu erblicken. Ich dachte nicht anders, als das ganze Alphabet würde nachfolgen wie im ABC-Buche, damit die liebe Jugend auch im Walde die leidige Schule nicht vergessen möge. — Aber, welch' ein Anblick bot sich mir jetzt dar! Ungeheure Felswände — wo ich auch hinsah —, rechts in einer Seitenschlucht ein tosender Wasserfall, der sich durch Eis und Schnee seinen Weg bahnte; umgestürzte Bäume lagerten quer über die Schlucht, Brücken bildend für den kecken Wanderer, — oben über den Felsen reckten alte Eichen und Buchen wie drohende Wächter ihre knorrigen Arme über den Schlund, unter den Füßen brausendes Wasser: die Lection aus dem ABC-Buche war vergessen, vergessen war das Wetter und die einbrechende Nacht, nur ein Gedanke beherrschte mich: weiter vorzudringen. Die Schlucht wurde enger; doch ging ich weiter durch den hohen, noch harten Schnee. Noch einige Schritte, und ich stand inmitten eines Eispallastes, umgeben von hohen krystallenen Säulen, hinter welchen die eisigen Mauern des Hintergrundes saphirblau durchschimmerten. Oben bäumten sich alte Stämme über die Tiefe, und lange, dünne Eiszapfen hingen von ihnen herab, gleich den Kronleuchtern eines Prachtsaales, während die überhängenden Zweige, mit weißem Duft und Glatteis überzogen, sich zu einer hohen Kuppel wölbten, die den düstern winterlichen Himmel fast abschloß. Ich habe die Gletscher des Montblanc gesehen und die um die Jungfrau und den Ortles lagern, — aber ich habe Das nicht gesehen, was ich hier sah. Mögen jene Staunen erregen durch ihre riesigen Massen und Schaudern durch ihre Furchtbarkeit und entsetzliche Oede, — der Winterpallast im Annathale ist schöner, denn er läßt sich erfassen; er stellt ein scharf begränztes Bild dar, er verliert sich nicht in's Unendliche, wie jene.

(Schluß folgt.)

Sommerfest auf dem Feldberg,
am 6. Juli.

Wenn über die Ebenen und Thäler ein schwüler Dunstkreis sich verbreitet, wenn in der Sonne brennender Gluth die Frucht des Feldes reift, wenn die Tage lang und die Nächte kurz, da ist es wohl seyn auf den Höhen, wo eine kühlere Luft weht, in dem bewaldeten Gebirg, wo die Natur dem müden Wanderer schattige Hallen bereitet hat. Da zieht denn auch die Höhe des Feldbergs

Digitized by Google

mehr denn sonst die Freunde der Natur und unseres lieblichen Taunusgebirges mit wunderbarer Kraft an und gerne ergreifen sie irgend eine günstige Veranlassung, gerne folgen sie irgend einem freundlichen Winke, um sich dort oben, wo die weite Fläche für viele Tausende froher Menschen Raum bietet, zu Tausenden zu versammeln. So im Jahr 1844 am 23. Juni, so auch wieder in diesem Jahre am 6. Juli, wo einige wenige Hindeutungen unseres Ravenstein, den wir als den Schöpfer jener schönen festlichen Zusammenkünfte zu betrachten haben, hinreichten, heuer eine noch größere Masse von Menschen nach jener hervorragenden Bergfläche hin in Bewegung zu setzen, und gleichsam als wolle der Himmel selbst jene Erstlinge werdender Volksfeste in seinen Schutz nehmen, so lächelte er auch dieses Mal in ungetrübter Heiterkeit und die Strahlen der Sonne, im vorigen Jahre auch auf der sonst luftigen Höhe brennend genug, wirkten heuer mit milderer Gewalt.

Etwa 6- bis 7000 Menschen mochten um die Mittagsstunde gleichzeitig den Feldberg bedecken; also etwa 1000 mehr als im vorigen Jahre; ein gutes Zeichen für die wachsende Theilnahme an jenem Sommerfeste. Man will indeß bemerkt haben, daß die Zahl der anwesenden Gäste aus Frankfurt geringer als 1844 gewesen sey soll, während aus dem Herzogthum Nassau deren weit mehr als das erste Mal eingetroffen seyn dürften. Waren bei dem vorjährigen Feste die Turnspiele erwachsener Leute ein vorherrschendes Moment und stand dabei die Idee für Begründung eines Feldberghauses in erster Linie, so waren es dieses Mal die Turnübungen von etwa 350 Knaben, die sich von Frankfurt, Hanau, Mainz u. s. w. eingefunden hatten, und jene schöne Idee fand nur verhältnißmäßig geringe Vertretung. Gesang und Musik dürfen bei einem Volksfeste nicht fehlen; in ersterer Beziehung bot das vorjährige, in letzterer Beziehung das diesjährige Fest einen größeren Genuß. Mit wunderbarer Ausdauer verherrlichte der Bornheimer Instrumental-Musik-Verein die Turnspiele, trug er später einige gewählte Stücke vor, und als er endlich zum Schluß einige Tänze aufspielte, da setzte sich das anfänglich etwas schüchterne Landvolk in Bewegung und bald wirbelten zahlreiche Paare im Kreise. Was sich hier in größerem Maßstabe ergab, das wiederholte sich bald da, bald dort in kleinerem; überall Tanz, Musik und Gesang an den Standorten der verschiedenen Dorfschaften. Speise und Trank überall die Fülle; aber überall Vorherrschen des deutsch-gemüthlichen sittlichen Elementes bei unverkennbarem Einfluß des allmählig sich auch auf den Dorfschaften bildenden Vereinslebens. Einzelne Ausbrüche von Rohheit, auf die wir leider für's erste bei so großem Zusammenflusse von Menschen, wo nicht jedes Mal beim Trunk das rechte Maß eingehalten wird, noch immer gefaßt seyn müssen, und die auch hier in der späteren Nachmittagsstunde (wo ein Bäckerbursche aus Friedrichsdorf bei Gelegenheit eines Streites verwundet wurde) und gegen Abend (wo vermuthlich auf Anstiften eines gereizten Gegners ein Förster überfallen und hart mitgenommen wurde) zum Vorschein kamen, vermochten die allgemein herrschende gute Stimmung nicht zu stören. Mit wahrer Beruhigung und Freude hat man wahrgenommen, daß auch die betreffenden Behörden jener guten Stimmung und dem vorherrschenden Sinne für Ordnung und Zucht das verdiente Vertrauen schenken; denn es waren, so viel man bemerken konnte, keinerlei oder nur die unumgänglich nöthigen polizeilichen Maßregeln getroffen.

Mit einer ernsten, der Sonntagsfeier entsprechenden Musik hatte das Fest in der Nähe der Falkensteiner Kirche, wo sich die theilnehmende Jugend versammelt und aufgestellt hatte, begonnen; mit einem weithin sichtbaren Feuerwerk, welches einige zu diesem Behufe auf dem Berge zurückgebliebene Turner anzündeten, wurde es würdig beendet. Der größere Theil der aus Frankfurt und Sachsenhausen betheiligten Knaben war, in Reisegesellschaften eingetheilt, schon Abends zuvor um 5 Uhr nach dem Gebirge ausgerückt; ihnen folgten noch andere Sonntag früh nach.

Der Auszug geschah in vorgeschriebener bester Ordnung, der Rückweg war in das Belieben der einzelnen Reisegefährten, beziehungsweise der Führer gestellt. Es will zwar verlauten, es habe sich Einer oder der Andere dabei verlaufen. Möglich wohl, aber doch nur durch eigene Schuld als Folge leichtsinniger Entfernung von der Fahne. Ueberhaupt verliert sich hoffentlich immer mehr die unbegründete Furcht vor den Anstrengungen größerer Gebirgspartien, je häufiger sie werden und je mehr man sich an Ort und Stelle davon überzeugt, daß diese Furcht im Grunde nur eingebildet ist.

Noch haben wir mit Anerkennung der schönen Uebungen zu gedenken, welche etwa 50 erwachsene Turner nach Beendigung des Knabenturnens ausführten. Was aber das vorher verkündete bengalische Feuer, welches am Samstag Abend auf der Falkensteiner Burg hat abgebrannt werden sollen, betrifft, so haben wir vergeblich darauf gewartet; es scheint mißglückt zu seyn. (Nach uns zugekommenen weiteren Mittheilungen hat dasselbe — jedoch wegen des eingetretenen Gewittersturmes um etwa eine Stunde verspätet — gegen halb 11 Uhr stattgefunden.)

So viel für jetzt; vielleicht übernimmt es ein Geübterer, die Einzelnheiten dieses schönen, für alle Anwesenden denkwürdigen Festes näher zu schildern.

Mannichfaltigkeiten.

(Mannheim, 7. Juli.) Wir haben einen traurigen Vorfall zu berichten, der sich gestern Abend in der hiesigen Schwimm- und Bade-Anstalt ereignet hat. Ein junger Mann, aus Stuttgart gebürtig und hier konditionirend, ist ertrunken; nachdem derselbe bereits zwei Mal in das große Bassin der genannten Anstalt vom Schwungbrette gesprungen war, kam er nach dem dritten Sprunge — der ihm somit ein wirklicher Salto mortale wurde — nicht mehr zur Oberfläche des Wassers, und noch ist sein Leichnam nicht gefunden worden.

(Baden, 4. Juli.) Gestern Abend wurde ein Stör eingebracht, der über 250 Pfund wiegt. Er ist im Rhein bei Germersheim gefangen.

Korrespondenz.

Aus Rheinhessen.

(Schluß.)

Wir haben die weitere Behauptung zu rechtfertigen, daß die Richtung durch die Provinz im speziellen Interesse der Städte Mainz und Worms liegt. Bezüglich der fremden Reisenden haben beide Richtungen gleichen Werth, und es wird Niemand glauben, vielweniger aussprechen wollen, daß ein größerer Zeitaufwand von etwa 9 Minuten auch nur einen Einzigen von Benutzung der Bahn abhalten werde; die Waaren betreffend, sind diese 9 Minuten auch nicht von der kleinsten Bedeutung. Ist es aber gleichgültig für die Städte Mainz und Worms, namentlich für die erstere, in rascheren und unberechenbar häufigeren Verkehr mit den Bewohnern der Provinz zu kommen? Mag auch der Großhändler wenig Gewicht darauf legen (und auch er hätte darin Unrecht, denn der größere Absatz des Kleinhändlers bleibt nicht ohne Rückwirkung auf den Großhandel), so vergesse man nicht, daß — wenn von dem Vortheil für eine Stadt die Rede ist — das Interesse des Großhandels, der Spedition nicht allein in die Wagschale fällt; der Gewerbsmann, der Kleinhändler, die Wirthe ꝛc. haben auch ihre Ansprüche und uns scheint die so kräftig aufblühende Industrie mehr Rücksicht zu verdienen, als die gerade durch das Eisenbahnnetz zur Werthlosigkeit herabsinkende Spedition. Wer aber will bezweifeln, daß durch die Möglichkeit, in 15 — 30 Minuten in der Stadt zu seyn, die Bewohner der Provinz dieser unberechenbar häufiger zugeführet werden, und wer weiß es nicht, daß diese Besuchee immer mehr oder weniger wohlthätige Spuren in den Kassen der Verkäufer, der Wirthe ꝛc. zurücklassen? Die Richtung längs des Rhei-

Digitized by Google

nes würde diese Vortheile nicht — oder nur in unendlich kleinerem Maße bringen; die Wasserstraße hat den Uferbewohnern längst geboten, was den Bewohnern der inneren Provinz durch die Eisenbahn werden soll. Nicht so mit Händen greifbar, aber doch eben so gewiß ist, daß einer Handelsstadt das höhere Aufblühen der sie umgebenden und mit Handelsproducten reichlich versehenen Landestheile von hohem Interesse seyn muß, und daß kluge Vertreter des Handels einer solchen Stadt die Gelegenheit, dieses Aufblühen zu fördern, nicht gleichgültig mit Füßen treten werden. Es ist ferner nicht unbekannt, daß der Staatsregierung ein Gesuch um Concessionirung einer Eisenbahn von Mainz nach Kaiserslautern vorliegt; daß die Herrichtung der alten Kaiserstraße als Schienenweg, die dadurch fortgeführte direkte Verbindung mit Paris für Mainz und Worms von großer Wichtigkeit ist — wird uns wohl nicht bestritten werden; dieses Unternehmen würde durch die hier verfochtene Richtung der Ludwigshafener Bahn wesentlich gefördert, indem die nach Kaiserslautern zu bauende Strecke dadurch um 6 Stunden verkürzt würde, die Herbeiführung dieser weiteren Eisenbahn wäre, namentlich für Mainz, schon eines Opfers werth; und — es bedarf keines Opfers, nur eines Entschlusses nach ruhiger Ueberlegung. Alle diese, sicher nicht unbedeutenden Vortheile der Richtung durch die Provinz für die Städte Mainz und Worms können nicht in Abrede gestellt werden; welche weitere Vortheile kann die Richtung längs des Rheines bieten, die nicht zugleich auch in der ersten begründet sind? Wir haben uns redlich, aber vergebens bemüht, einen solchen aufzufinden. Auch das Interesse des Staates haben wir als betheiligt hervorgehoben. Wir wollten dadurch nicht auf allgemeine staatsöconomische Rücksichten hindeuten, welche der Richtung durch die Provinz das Wort reden; dieses Interesse liegt näher. Offenbar hat die Eisenbahn längs des Rheinufers keine Rückwirkung auf die Provinz im Gegensatz zur Stadt Mainz; sie würde eine Mainzer, keine Provinzial-Eisenbahn seyn; die Stadt Mainz, nicht die Provinz, welche gleichzeitig andere Wünsche vorgetragen, würde damit beschenkt. Die jenseitigen Provinzen haben eine Eisenbahn aus Staatsmitteln gebaut bekommen, die Provinz Rheinhessen trägt gleichzeitig dazu bei; wie wollte man bestreiten, daß Recht und Billigkeit ihr einen gleichen Anspruch gestatten? — Müßten die Vertreter derselben nicht für Pflicht halten, bei jeder Gelegenheit diesen Anspruch geltend zu machen und zu verfechten? Und würde man am Ende, wenn nicht diesem Andrängen, doch der Gerechtigkeit nachgebend, den Bau einer Eisenbahn durch das Herz der Provinz ausführen müssen? Durch die Bestimmung, daß die Mainz-Ludwigshafener Bahn die auch in jeder anderen Beziehung vorzüglichere Richtung durch die Provinz einzuschlagen habe, würden alle Anforderungen beschwichtigt und das Interesse der Stadt Mainz wäre gleichzeitig mit dem der Provinz gewahrt. △

Kreuznach, 7. Juli.

Die Angelegenheit unserer deutsch-katholischen Gemeinde erregt auf erfreuliche Weise ein immer größeres Interesse und für den Freund des geistigen Fortschrittes ist es eine wohlthuende Erscheinung, wie die hiesige Bürgerschaft ihren gesunden und kräftigen Sinn auch hierbei bethätigt. Während ein aus der Mitte der Bürger gewähltes Comité es übernommen hat, Beiträge zu sammeln, deren Ertrag zur Besoldung eines Geistlichen und eines Lehrers bestimmt ist und schnell namhafte Summen eingetragen haben, wetteifern Frauen und Jungfrauen, ihr reges Interesse für die große Sache ebenfalls durch die That zu bekunden. Die Idee, für die neue Gemeinde und für die Bestreitung ihrer Bedürfnisse zu arbeiten, wurde sofort allgemein getheilt. So sind denn Hunderte von Händen in freudiger Bewegung, zu diesem Zweck Handarbeiten zur Verloosung zu liefern.

Von der Lahn, 28. Juni.

Hier und da ist jetzt wieder die Rede davon, Knabenconvicte als Pflanzschulen für katholische Geistliche zu errichten. Man will dadurch nicht blos dem noch immer in vielen Gegenden fühlbaren Mangel an Klerikern abhelfen, sondern hebt auch noch besonders hervor, wie wünschenswerth, ja wie nothwendig es sey, Diejenigen, welche sich dem geistlichen Stande widmen, frühe schon an die eigenthümlichen Anforderungen dieses Standes zu gewöhnen und überhaupt ihrer künftigen Bestimmung gemäß zu erziehen. Soviel nun auch von dieser Seite her für eine solche Einrichtung zu sprechen scheint, so sollten doch unsere deutschen Regierungen, ehe sie dazu ihre Einwilligung geben, auch von der andern Seite her in sorgfältige Erwägung ziehen, wie höchst beklagenswerth das Loos vieler solcher Knaben ist, die in diese Seminarien aufgenommen werden, und welch ein nachtheiliger Einfluß daraus für den katholischen Priesterstand selbst hervorgeht. Es sind meist die Knaben armer Eltern, die durch Fähigkeit und gutes Betragen das Auge der Geistlichen auf sich ziehen. In einem Alter, wo sie über sich selbst zu verfügen noch völlig außer Stande sind, werden diese ihren Eltern abgenommen, und nun außer aller Verbindung mit den Ihrigen zu einem Stande erzogen, dessen ernste Anforderungen, dessen vielumfassende Pflichten sie noch gar nicht kennen und für den sie aus freier Wahl sich vielleicht nie entschieden haben würden. Treten sie in ein reiferes Alter, so sind sie mehr oder weniger gebunden theils durch Rücksichten auf ihre Familien, theils durch Pflichten der Dankbarkeit, endlich auch wohl dadurch, daß sie für einen andern Lebensberuf sich nicht vorbereitet haben. Sie werden, ohne daß es gerade den Namen hat, aber doch in der That gezwungene katholische Priester. Und was ist die Folge davon? Die edleren Naturen bemühen sich, alle Obliegenheiten des Standes, dem sie nun einmal angehören, mit Gewissenhaftigkeit zu erfüllen; allein wie Viele empfinden es dabei immer bitter, daß sie um einen Theil ihres Lebensglückes, ohne daß man auch nur ihre Zustimmung verlangt hat, betrogen worden sind! Wie Viele zerfallen dadurch mit der Welt und mit sich selbst, und bringen ihr Leben unter Fesseln hin, die sie wider Willen tragen! — Andere, weniger edlen Herzens, ziehen sich kalt und mit einer gewissen Feindseligkeit in sich selbst zurück, suchen Entschädigung in der Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihrer Herrschsucht, wie denn solche und ähnliche Leidenschaften gerade da am mächtigsten aufkommen, wo der Mensch des täglichen innigen Verkehrs mit andern entbehrt, wo der wohlthuende, zu gegenseitiger Milde und Liebe erweckende Einfluß eines christlich-geordneten Familienlebens fehlt. Von Denen, die, den fleischlichen Lüsten nachgebend, in ein wüstes, sittenloses Leben versinken und vor Gott und ihrem Gewissen mit den ihnen aufgezwungenen widernatürlichen Verhältnissen sich entschuldigen, soll hier gar nicht die Rede seyn, obgleich auch ihre Zahl gewiß nicht gering ist. Diese Erwägungen sind es, die in dem Einsender immer ein schmerzliches Gefühl hervorrufen, so oft von geistlichen Knabenseminarien die Rede ist. Wir haben alle Sclaverei unter uns abgethan; wir ehren und achten die Menschenrechte, und der Staat erkennt seine Verpflichtung, dieser Rechte zu schützen; aber wird hier nicht eins der heiligsten Menschenrechte, hinsichtlich des künftigen Berufes über sich selbst zu bestimmen, verletzt, und zwar in einer Weise verletzt, die nicht blos das Individuum hart bedrückt, sondern auch in Beziehung auf das Gemeinwohl offenbar nachtheilig wirkt! — Möchten darüber doch Andere, Einsichtsvollere — bestätigend oder widerlegend — ihre Ansichten freimüthig aussprechen; möchten es insbesondere wackere katholische Geistliche selbst thun; ihrer eigenen Kirche könnte es ja nur erwünscht seyn.

Wicker bei Hochheim, 6. Juli.

Unsere Trauben haben gut ge- und verblüht, und wir sehen ihrer freudigen Entwickelung in froher Erwartung entgegen. — Das Korn, die Zierde unseres Feldes, ist seiner Reife nahe und der Kohlsamen fällt bereits unter der scharfen Sichel des rührigen Schnitters. Recht gut wäre für unsere Sommergewächse ein gedeihlicher Regen. Sollten wir diesen aber nur durch ein schädliches Gewitter erhalten können, so leisten wir gerne Verzicht. Doch Dank sey der Vorsehung, daß sie uns einen Wohnort angewiesen, welchem, seiner Lage wegen, selten Gewitter schädlich werden. Seit 1818 brachten sie uns keinen Schaden; möge es auch forthin geschehen! — Am 4. d. brach in dem uns nahe liegenden volkreichen Flecken Flörsheim Feuer aus und in wenigen Stunden lagen eine große Scheune mit Nebengebäuden in Asche. Es sollen etwa 500 Malter Früchte und eine große Quantität Heu verbrannt seyn. H.

Mainwasser-Wärme.

Den 8. Juli, Abends: 24 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 9. Juli. Der Weiberfeind, Lustspiel in einem Act, von R. Benedix. Hierauf: Der verwunschene Prinz, Schwank in 3 Abth., von J. v. Plötz. (Gastrolle) Evchen: Fräul. Jahn, vom kurfürstl. Hoftheater zu Kassel.

Donnerstag, 10. Juli. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Redakteur: C. v. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 189. Freitag, den 11. Juli 1845.

Die gute alte Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Lieutenant lachte laut auf und schlug beide Arme um die Frau, die zu ihm gekommen war. Er küßte sie und schrie wie besessen: „Was Suppe, was Bäckerfrau, was Licht, was Nähnadel! Laß die Kinder aufwachen, sie sollen essen; und Du, arme, gute Sophie, Du sollst Deine Augen nicht verderben, nein, das sollst Du nicht! Ich habe einen Vertrag gemacht mit einem Wildmeister, mit einem Kobold, mitten im Walde, mit dem wilden Jäger meinetwegen, der plötzlich aus der Erde kam, oder aus der Luft, oder aus einem hohlen Baume, und wieder verschwand, was weiß ich, ich weiß es nicht! Aber was thut's, er hat geholfen und wird weiter helfen, mich empfehlen zum Dienst bei Hofe, und das wird er gewiß thun, weil er sein Gold wieder haben will."

„Allmächtiger Gott!" rief die Frau zurücktretend, „was ist mit Dir geworden, Rädel? Du warst immer ein besonnener, nüchterner Mann mitten in aller Prüfung; wer hat Dich zum Trunk verleitet? Oder hat der Schmerz über unser Elend gar Deinen Verstand verwirrt? Besinne Dich doch, besinne Dich doch!" — Sie schüttelte seinen Arm.

„Ich bin so besonnen, wie ich nur seyn kann," sagte der Lieutenant, weit ruhiger werdend, „die Freude macht mich nur berauscht. Aber hier sieh!" Er zog aus der Tasche die Dukaten, und nun nahm er die Frau auf seinen Schoß und erzählte ihr den ganzen Hergang, bis beide in dem Gefühl ihrer bitteren Noth und der Hülfe, die ihnen so plötzlich gekommen, das ganze Entzücken empfanden, das unerwartetes Glück über den Geplagten bringt.

Es wurde auch sogleich Anstalt gemacht, den Segen zu benutzen und zu sehen, ob die Goldstücke ächt seyen. Fleisch, Butter und allerlei Waaren wanderten in die Küche, wo das Feuer auflohderte, der Kaufmann hatte sich über den neuen Dukaten höchlichst verwundert und mit besondern Blick die Frau Lieutenantin betrachtet, aber doch gern dabei die kleine Rechnung aus dem Schuldbuch gestrichen. Ein ganzer Haufen Geld lag nun auf dem Tisch, und die armen Kinder tippten neugierig, ängstlich mit den Fingern darauf, und klatschten in die kleinen Hände, als der Vater das Gold klingen und umwirbeln ließ; aber sie wurden noch weit lustiger, als ein weißes Tischtuch, ob es auch an mancher Stelle geflickt war, auf die Platte gelegt wurde, als nun gar zwei Lichter kamen, und dann die Teller und Messer, und endlich das dampfende Fleisch, Kartoffeln, Butter, Bier, lauter Herrlichkeiten, die sie im voraus schon mit den Augen lüstern musterten und gewandt ihre Fragen und Worte zu stellen wußten, bis die Mutter noch mehr heraus rückte, und bis endlich nichts mehr Platz hatte, und doch noch das Verlangen wach war. — Es war ein glücklicher Abend für die arme Familie, der bis tief in die Nacht fortgesetzt wurde; denn die Aeltern hatten viel zu reden, viele Plane zu machen für die Zukunft, viele Luftschlösser aufzubauen, und wie sie das Geld anlegen wollten; was zu kaufen wäre für die Kinder und für sich selbst; was dringend sey und was überflüssig. Dazwischen aber spielte der grüne Wildmeister seine Rolle auch weiter, wie ein hülfreicher Zauberer, und der Lieutenant ließ es sich nicht nehmen, daß er ein Wesen gehabt habe, dem man wohl zutrauen könnte, er hielte Wort; übrigens aber sey er zähe, wie ein Teufel, mit den Dukaten gewesen, und wäre es auch nur darum, so würde er schon sehen, daß er ihm diene; seiner Sache sey er gewiß.

Mit solchen schönen Hoffnungen schliefen sie ein, und erwachten am nächsten Morgen mit keinen geringeren, was den meisten Sterblichen nicht passirt; denn Hoffnungen halten selten den Kampf aus mit den Zweifeln, den blassen Gespenstern, die geheimnißvoll mit ihnen geboren werden und immer größer wachsen, immer dunkler sich vor die rosenfarbig schimmernden kleinen Hoffnungsengel drängen; düstere Schatten, in denen das Licht erstirbt, noch ehe es in Wahrheit Nacht geworden.

Lieutenant Rädel ging aus, und kam belastet wieder mit allerlei Eingekauftem. Die Kinder wurden bekleidet, die Mutter war bedacht: sogar einen Fischbeinrock, eine Haube mit Silberborten und Handschuhe von schwarzem Filet hatte der zärtliche Gemahl erstanden; nur für sich allein hatte er Nichts gethan.

„Der Rock geht noch," sagte er, „er ist rein und ganz, Stiefel und Hut sind im besten Stande, ich könnte dem Könige so aufwarten; aber das Herz geht mir vor Lust über, daß die Kinder nun zu neuen Monturen gekommen sind, und Du, meine gute Sophie, nicht minder Dich sehen lassen kannst, wie es einer ehrbaren Frau zukommt. „Und daß Ihr's wißt," fuhr er fort, „heut wird spazieren gegangen. Das Wetter ist schön, wir wollen Alle hinaus in den Thiergarten, da sollt Ihr die Stelle sehen, wo der Grüne plötzlich vor mir stand, und vielleicht kommt er wieder zum Vorschein, dann können wir ihm Alle danken, so recht von Herzen. Das wird mir leicht werden, wenn ich Euch anschaue, und so hart er aussieht, es wird ihm doch auch charmiren; denn wie ich von Weib und Kindern sprach und deren Noth, da sah ich wohl, wie's ihn angriff."

In der Nachmittagszeit wurde das große Vorhaben richtig ausgeführt. Die ganze Familie in den neuen Gewändern stolzirte die Straße hinab und über den neuen Markt, in dessen Mitte zwischen den Fässern, Körben und Buden der Galgen seine langen Arme drohend ausstreckte, betrügerischen Händlern und jeder Art von Missethätern zur Warnung, die sich aber freilich zu allen Zeiten nicht davon eben sonderlich schrecken ließen. Bis vor wenigen Jahren hat dort in der Marktmitte ein Galgen mit Halseisen und allerlei Henkerzierrath gestanden, obgleich seit Menschengedenken Keiner mehr daran gehenkt wurde. Ich erinnere mich nur, daß er schwarz und weiß angestrichen war, daß bei unseren Knabenspielen die

Digitized by Google

Halseisen zur Belustigung gebraucht wurden, und daß an seinem einzigen dünnen Arm zwei entsetzliche Sudelbilder angenagelt worden, die mit gebundenen Händen, den Strick um den Hals, zwei Offiziere darstellten, welche in der Kriegszeit zu den Franzosen übergegangen waren. Damals aber war der Galgen ein düsterer alter Pfeiler, der sechs eiserne gewichtige Arme ausstreckte, welche nicht selten voll Früchte hingen, die nur der Henker mit seinem Messer pflückt. Ein Gitter zog sich um den schauerlichen Platz, der viel Entsetzliches gesehen, von den Tagen an, wo man hier die dreißig Juden auf Scheiterhaufen, etagenweise, verbrannte, und oben auf der Spitze den Kesselflicker, der ihnen die geweihte Hostie verkauft, welche sie mit Nadeln durchstochen und angespieen hatten, bis auf Lippold, den Zauberer und Hofjuden Joachims des Zweiten, der auch an dieser schrecklichen Stelle auf dem Rade starb, und so durch alle die grausamen, wilden Zeiten und strengen Regimente hinab, bis zum Tage, von dem wir reden. Das Söhnchen des Lieutenants blieb neugierig stehen, sah die Fetzen von den Stricken an, mit denen oben am Pfeiler der Wind spielte, und sagte zu seinem Schwesterchen: „Siehst Du, Martha, hier bringen sie die armen Sünder her mit gebundenen Händen, und hängen sie auf. Und wer ein Mal da sterben soll, den ruft der Galgen, sagt die alte Susanne, wenn er vorbei geht, darum bleiben die Bösewichte auch hübsch weit davon."

In dem Augenblick fegte der Wind heftig über den Platz. Die Halseisen unten an ihren Ringen schlugen klirrend zusammen, oben aber streifte der Wirbel den Strick von dem eisernen Arm, drehte ihn in die Luft, und schleuderte ihn dicht vor die Füße des Lieutenants, der ihn unmuthig mit dem Fuße fortstieß.

„Was schwatzt der Junge!" sagte er, und sah zu dem Todesgerüst auf. „Es ist wohl Mancher da gestorben, dessen schuldlos vergossen Blut noch jetzt zum Weltenherrn um Rache schreit; manch Anderer aber ist auf Eiderdunen sanft und selig eingeschlummert, der tausend Mal Strick und Rad werth war. Dummes Zeug mit dem Wahrzeichen! Wie lange wird's dauern, ehe die Menschen aufhören, sich wie die Bestien zu behandeln?"

(Fortsetzung folgt.)

Ernst Moritz Arndt. *)

Es steht im lieben deutschen Land
Ein Eichbaum wunderprächtig;
Er ist wohl nah' und fern bekannt;
Er ist so groß und mächtig;
Den alten Stamm, so schlank und stark,
Durchdringt noch frisch gesundes Mark
Und des Baumes gewalt'ge Zweigen
Sich schirmend über Deutschland neigen.

Der Baum ist nicht im Sonnenschein
Stark, groß und alt geworden,
Manch' Ungewitter schlug herein
Aus Osten und aus Norden;
Und ob die Art oft angelegt,
Er hat sich dennoch nicht bewegt
Von der Wurzel bis zum Gipfel —
Nur im Zorne geschüttelt den Wipfel.

Der Deutschen heil'ge Eiche hat
'ne Krone von grünen Blättern,
Ein Freiheitsbrief ist jedes Blatt,
Geschrieben mit gold'nen Lettern.
Wohl oft vertrauet er dem Wind
Ein Blatt an, um es pfeilgeschwind
In die Gauen Deutschland's zu führen:
Das heilige Feuer zu schüren!

Es prangt der schmucke deutsche Baum
An des St. Gotthard's Strome;
Er ragt so kühn zum Sternenraum
Gleich einem Freiheitsdome!
Doch froh kann nicht die Freiheit seyn,
Nur klagend zieht sie bei ihm ein,
Wie ein Wild, gejagt zum Ermatten,
Sich lagert in des Baumes Schatten!

Du lebst und webst, o deutscher Gott!
Du rauschst in dem Eichenbaume,
Mach' du zu Ende deutscher Spott!
Was ist's mit dem deutschen Traume? —
O, weit're Herr! durch's deutsche Reich,
Wie Schwertes Klang, dem Donner gleich,
Daß der alten Eiche noch werde
Eine freie deutsche Erde!

K. S.

*) A. d. Düsseld. Z.

Der Winterpallast im Annathale.

(Schluß.)

Machte das Ganze einen wunderbaren Eindruck, so waren die Einzelnheiten nicht minder schön. Die schlanken Eiszapfen waren wohl 20 Fuß und darüber. Unten meist in eine scharfe Spitze auslaufend, bisweilen aber nahe am Boden wieder säulenartig verdickt, waren sie oben, wo sie von überhangenden Felsen und den Wurzelstöcken der Bäume ausgingen, vielleicht über einen Fuß dick. An manchen Stellen waren die Felsen so gleichförmig mit Eis überzogen, daß ihre Umrisse dadurch nicht verborgen wurden; ja oft konnte man das grüne Moos darunter sehen, als wäre es helles Wasser. An andern Stellen hatte das Eis eine rothe Färbung, von der thonigen Erde, über die das Wasser gelaufen, oder es schimmerte in's Grüne oder Blaue. Die Felswände der Schattenseite waren stellenweise frei von Eis; dann bildete aber die frische Tapete von Moos und Flechten, die sie überzog, einen wunderbaren Kontrast zu der winterlichen Oede. Alle Abstufungen von Grün waren darein gewebt, und an jedem Blättchen hing ein Wassertropfen. — Ich ging weiter aufwärts durch die Schlucht. Sie ist zuweilen so eng, daß nur eine Person durchgehen kann; zur Zeit aber war sie durch das Eis so zusammengedrängt, daß ich das Oberkleid zurücklassen mußte, um durchzukommen. Endlich konnte ich nicht weiter, denn der Ausgang war förmlich mit Eis zugewachsen. Doch sah ich noch drei bis vier solche saalförmige Erweiterungen, deren Wände meist mit Eis überzogen waren.

Noch manches Mal ging ich in das Annathal, so lange der Winterpallast noch stand. Nun ist der Mai über die Berge gegangen, und sein Hauch war grün: aber in's Annathal ist er nicht gekommen. Er schauderte zusammen, als er darüber hinzog; denn noch weilte der Geist des alten Winters darin und bewachte die Eisblöcke und die zertrümmerten Säulen seines gesunkenen Schlosses und hauchte den Wanderer kalt und grimmig an, der sich hingewagt. Es ist dem alten Herrn hart angekommen, diesmal das schöne Thüringen zu verlassen und fortzuziehen in sein Sommerschloß auf der Höhe der Alpen; aber es hat nichts geholfen. Das Grün der Buchen hat sich mit jedem Tage näher an das Annathal gewagt; neugierige Anemonen und vorwitzige Gräschen sind bis an den Rand der Schlucht gekrochen und haben sich nickend hinüber gebogen und es weiter erzählt, daß der Winter fort ist;

Digitized by Google

und so hat auch endlich die vorsichtige, die Tücke des Winters fürchtende Eiche nicht länger gezaudert, die Fahne des Frühlings auch im Annathale aufzupflanzen. Schon haben sich junge Damen — Sommervögel mit zarten Füßchen — bis an das A gewagt, und sie werden auch B sagen und so weiter vordringen, bis sie auf der „hohen Sonne" K — nämlich Kaffee zur Wirthin sagen. —

Wer könnte das Annathal im Gewande des Sommers in seiner wunderbaren Mannichfaltigkeit, mit seiner üppigen Vegetation schildern? Wär' ich ein Dichter — ich könnte es nicht! Wär' ich ein Maler — ich versuchte es nicht! Aber sehen kann es Jeder, der helle Augen hat und gesunde Füße. Die schönsten Wege führen durch die Schlucht und von da weiter nach allen Seiten viele Stunden weit, durch prachtvolle Buchenwälder, durch frische wasserreiche Felsenthäler und über schroffe Abgründe zu lustigen Höhen, wo die überraschendsten Fernsichten über Thüringen und das Hessen- und Frankenland die geringe Mühe lohnen. Aber nur wenige Fremde kennen die reich ausgestattete Gegend. Sie sind schon befriedigt, wenn sie die alte ehrwürdige Wartburg gesehen haben, und ahnen nicht, welche Fülle von Schönheiten das dort gesehene weite Panorama in seinen versteckten Falten birgt.

Wenn von den herrlichen Umgebungen Eisenach's die Rede ist, so kann nicht unterlassen werden, auch Derer zu gedenken, die sie so zugänglich gemacht haben, daß sie fast ohne Anstrengung und völlig gefahrlos zu genießen sind; es sind die großherzogl. Ober-Forstbeamten, namentlich Herr Oberforstrath König. Aufgemuntert und unterstützt durch den Schönheitssinn der Glieder des regierenden Fürstenhauses und die Bewohner Eisenachs, werden noch alljährlich neue Anlagen und Pflanzungen gemacht. Und so wird der Genuß der hier so freigebigen Natur auf eine Art begünstigt, wie es wohl in wenigen Gegenden der Fall seyn möchte. H. F.

Mannichfaltigkeiten.

Der Seminar-Direktor Dr. Diesterweg in Berlin hat unterm 3. Juli einen Aufruf: „An Deutschlands Lehrer", erlassen, worin es unter Anderm heißt: „Der 12. Januar 1846, der Tag, an welchem vor hundert Jahren Johann Heinrich Pestalozzi geboren wurde, dieser recht zum Segen gewordene Tag, darum ein wahrer Freuden- und Ehrentag, besondees für die Lehrer, denen er geistiger Vater, Erzieher und Vorbild gewesen ist und es noch für Jahrhunderte bleiben wird — er nahet. Nimmer können wir des Tages und des Mannes jemals vergessen. Denn wer der Liebe lebt und in der Liebe bleibt, der lebt und bleibt in Gott und in der Menschen Herzen und Gedächtniß. Darum bedarf es keiner Ermunterung zur Feier dieses Tages, „„wir können nicht anders."" Also nicht davon, ob, sondern nur davon, wie wir ihn würdig feiern, kann die Rede seyn. Was er, der Unvergeßliche, wollte, es ist uns ein theures Vermächtniß. Was ihm nicht gelang, es wird uns gelingen, und was wir thun, sey zu seines Namens Gedächtniß und zum Preise Dessen, der ihn uns gegeben! — Er wollte vorzugsweise Waisenkindern die Thränen von den Wangen trocknen, sie zu Menschen bilden, er wollte der Vater, der Freund, der Erzieher der Unglücklichen und Verlassenen werden. — Auf, Volksschullehrer, Volksfreund, bethätige deinen Dank gegen Heinrich Pestalozzi dadurch, daß du Theil nimmst an der Pestalozzi-Stiftung — nicht ein Denkmal aus Stein und Erz, nur ein lebendes Denkmal ist seiner würdig —, der Pestalozzi-Stiftung, die sich erheben soll innerhalb Deutschlands Gränzen, ein Beweis der Dankbarkeit der Nachwelt, zum ewigen Segen für die Kinder, wie für Erziehung und Bildung! Ich weiß es, des Volksschullehrers Börse birgt nicht gewichtiges Geld, aber über ein Scherflein hat er zu verfügen. Keiner fehle in dieser Dankerweisung, wenigstens keiner auf deutscher Erde! Ich sage es offen, weil ich es denke und empfinde: Solche Scherflein segnet Gott, er segnet sie vor allen andern; der Segen, der sich von den Pfennigen der hunderttausend deutschen Lehrer über des Vaterlandes Waisen verbreiten wird, er wird mehr als hundertfältige Frucht bringen.*) Nennet, Freunde, Brüder, mir Eure Namen! Mit Eifer werde ich — glücklich, solchem Unternehmen meine Kräfte zu widmen — dieselben dem Buche einverleiben, in welchem die Wohlthäter der Pestalozzi-Stiftung verzeichnet stehen sollen, zur dankbaren Erinnerung für die Enkel. Nie wird wiederkehren für Euch und mich solche Gelegenheit zur Vereinigung der Volksschullehrer in der Förderung eines durch einen Mann aus unserm Stande beabsichtigten Werkes. Ist aber der Name und der Geist dieses Mannes nicht fähig, die Volksschullehrer Deutschlands zu einigen und sie über landsmannschaftliche, confessionelle und andere Verschiedenheiten zu erheben; dann muß der große Gedanke einer wenigstens geistigen Einheit — — — der Bewohner unsers Vaterlandes für ein hohles Phantom, für einen wüsten Traum oder gar für einen Köder für Gimpel erklärt werden. Verschone uns der Genius des Vaterlandes und der Pädagogik mit dieser Erfahrung! So laßt uns denn würdig, d. h. lebendig im Herzen und durch eine That feiern den Tag und das Jahr der Geburt Heinrich Pestalozzi's!!"

Zu Ramsgate wurde neulich ein Bursche von 15 Jahren, welcher ein Paar Leuchter im Werthe von 2 Shill. gestohlen hatte, zu halbjähriger Zwangsarbeit verurtheilt und außerdem noch bestimmt, daß er im letzten Monate seiner Strafzeit öffentlich auf einem Platze der Stadt gegeißelt werden solle. Dies Erkenntniß hat zu Ramsgate, wo seit 50 Jahren keine öffentliche Geißelung mehr vorkam, große Entrüstung erregt, und die angesehensten Einwohner haben sich zur Einberufung einer Bürgerversammlung vereinigt, worin gegen die Vollziehung der angedrohten Geißelstrafe protestirt und eine deßfallsige Bittschrift an die höhere Behörde berathen werden soll.

Alexander von Humboldt ist gegenwärtig fleißig mit einer eigenen französischen Uebersetzung seines vielbesprochenen Werkes „Kosmos" beschäftigt, bei welcher Aebeit der berühmte Gelehrte, da das Werk durch und durch deutsch gedacht ist, mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. In Frankreich hegt man die irrige Ansicht, daß Hr. von Humboldt seine Werke ursprünglich in französischer Sprache ausarbeite und dann in's Deutsche übersetze; es verhält sich aber in dieser Beziehung gerade umgekehrt.

Es ist wahrhaft betrübend, wenn man jetzt das Intelligenzblatt von Arnstadt liest. Denn da heißt es von Sonnabend zu Sonnabend: „Behufs der Tilgung rückständiger Gefälle sollen Häuser, Kühe, Ziegen u. s. w. verkauft werden." Was soll aus solchem armen Volke werden, wenn sie aus ihrer dürftigen Hütte um 1 oder 2 Thaler willen durch einen Anschlag und Verkauf verdrängt werden! Und laufen denn durch solche Bekanntmachungen und Mittel den armen Leuten nicht noch Kosten auf, die wohl vier bis sechs Mal mehr, als die geklagte Schuld an das Land, betragen? (Dorfz.)

Das Kinderballet der Mad. Weiß hat sich aufgelöst; einige Zweige davon haben sich bereits in Nürnberg eingefunden und geben dort Gastrollen.

(Stuttgart, 1. Juli.) Hr. v. Balzac, der sich einige Wochen in Kannstatt recht wohl befunden hat und namentlich sehr

---

*) Die preußischen Posten befördern alle Geldsendungen, auch die kleinsten! franco, wenn auf dem Begleitzettel bemerkt ist: „Angelegenheiten der Pestalozzi-Stiftung, frei nach der Ordre vom 5. Mai 1845. An den Seminar-Direktor Diesterweg in Berlin."

Digitized by Google

häufig in Gesellschaft des Grafen Wilhelm und des Hofraths Dingelstedt gesehen wurde, ist heute wieder nach Paris zurückgekehrt. Wie es heißt, scheidet er nur sehr ungern von dem freundlichen Badeorte.

Eine schreckliche Katastrophe hat das Dorf Carmbarocien, zwei Stunden von Toulouse, heimgesucht. Dreißig Häuser sind durch das plötzliche Steigen des Flusses Sonelle eingestürzt, welcher in Folge des Regens 6 Metres über den gewöhnlichen Wasserstand sich erhoben hatte. Ein Einwohner, der sein bedrohtes Haus nicht verlassen wollte, wurde durch den Einsturz zerschmettert. Ein Greis wurde durch einen Wandschrank gerettet, der ihn vor dem stürzenden Gebälke geschützt hatte. Durch den Muth einiger entschlossener Männer, die auf dem Flusse mehrere Menschen aus ihren Wohnungen retten wollten, wurden mehrere Menschenleben bewahrt.

(Pfalz.) Laut Nachrichten von unserm Haardgebirge entwickelt sich die Traubenblüthe bei der gegenwärtigen ungemein heißen Witterung auf's rascheste und günstigste. Auch sind weit mehr Trauben vorhanden, als man bei dem theilweisen Erfrieren der Rebstöcke und der neulichen schlimmen Witterung erwartete. Die Aussichten auf den nächsten Herbst haben sich sonach wesentlich günstig zu gestalten begonnen.

(Mainz, 6. Juli.) Die Vorlesungen über Phrenologie, welche Hr. Dr. Scheve hier seit einigen Wochen hält, erregen ungewöhnliches Interesse; besonders anziehend waren seine Erklärungen der Seelenvermögen und Gefühle und sein Vortrag über Idealität; in einer spätern Vorlesung wird er einen sehr wichtigen Theil seiner Wissenschaft, jenen der Anwendung der phrenologischen Kenntnisse auf die Erziehung behandeln, auf den wir Alle, welche selbst Kinder haben, oder denen die Erziehung von Kindern obliegt, aufmerksam zu machen nicht verfehlen wollen. Das Auditorium ist sehr zahlreich, vielleicht über 100 Personen, worunter die Mehrzahl unserer Aerzte und anderer hochgestellten Beamten. Auch einige Damen folgen mit augenscheinlichem Interesse den Vorträgen. Die Vorlesung über Anwendung der Phrenologie bei der Erziehung wird, wenn wir wohlunterrichtet sind, künftigen Samstag oder den darauf folgenden Mittwoch statt haben.

(Würzburg, 9. Juli.) Bei dem in vergangener Nacht stattgehabten Sturme und Gewitter wurde auch die noch im Bau begriffene Sängerhalle zum größten Theile niedergeworfen.

Korrespondenz.

Kassel, Ende Juni.

In Nro. 158 d. Bl. wird in einer die diesjährige Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten betreffenden Korrespondenz aus Darmstadt die Ansicht und die Hoffnung ausgesprochen, daß die Vorstände der Real- und höhern Bürgerschulen ihren Plan aufgeben würden, eine ganz gesonderte Versammlung zu veranstalten. Wir wissen nicht, ob die Hoffnung des Darmstädter Korrespondenten außer seiner Ansicht noch andere Stützen hat. So viel scheint uns aber gewiß zu seyn, daß eine solche Ansicht und Hoffnung nur von Jemanden ausgesprochen werden kann, der weder die Geschichte der Entstehung des Philologen Vereins, noch dessen Statuten, noch seine Entwickelung in den bisher abgehaltenen Versammlungen irgendwie kennt, und der insbesondere ganz unbekannt ist mit dem in der dritten Sitzung der 1839 zu Mannheim stattgefundenen Versammlung gefaßten Beschlusse, wodurch der Antrag des Direktors Louis aus Heidelberg, „daß der Verein auch die höhern Bürgerschulen zugleich vertreten möchte", als mit den Statuten desselben unvereinbar verworfen wurde. Allerdings ist auch den Lehrern an Realschulen, als wissenschaftlich Gebildeten, die Theilnahme an den Philologen-Versammlungen gestattet, das ist aber etwas ganz Anderes, als Vertretung der Realschule. Wie sehr auch Zerstückelung wissenschaftlicher Bestrebungen in vielen Fällen zu beklagen ist, so sehr liegt es doch in dem wohlverstandenen Interesse der Real- und höhern Bürgerschulen, daß Die, welche daran arbeiten, vorerst eine besondere Vereinigung schließen, um, ohne fremdartigen und zerstreuenden Einflüssen hingegeben zu seyn, ihre eigenthümlichen Angelegenheiten zu berathen. Später wird es Zeit seyn, Fragen aufzuwerfen, die jetzt zu früh kommen würden, und die geeignet seyn könnten, von vornherein und bevor noch die projectirte Vereinigung selbst geschlossen ist, die Ansichten und Bestrebungen zu spalten, was wohl nicht in der Absicht des Darmstädter Korrespondenten liegen wird, dessen Ansicht im 13. und 14. Hefte der in Leipzig erscheinenden „Pädagogischen Zeitung" ausführlichere Widerlegung finden wird.

Von der Bergstraße, 1. Juli.

Obwohl der mancherlei entgegenstrebenden Verhältnisse wegen es auch in hiesiger Gegend nicht leicht ist, Sängervereine in kleineren Städtchen und Orten zu Stande zu bringen, wozu noch die Mühseligkeit für den Lehrer zu rechnen, daß er fast alle Mitglieder solcher Vereine ganz von unten auf im Gesange heranzubilden hat; so sehen wir doch allmälig gute Früchte aus derartigen Bestrebungen erwachsen. In dieser Beziehung war der vorgestrige Tag für Freunde des Gesangs ein recht freundlicher, indem am Nachmittage desselben sich drei Singvereine, von Zwingenberg, Alsbach und Eberstadt, mit ihren Lehrern, den Herren Leuchter, Lofekam und Kratz, auf den Ruinen der Burg Bickenbach (gewöhnlich Alsbacher Schloß genannt) zu einem Feste versammelten, welches von Tausenden aus der Umgegend besucht war. In von Laub umzogenen, mit schönen Fahnen geschmückten Wagen fuhren die Vereine von Eberstadt und Alsbach, unter Musikbegleitung und Böllersalven, Nachmittags in Zwingenberg ein, worauf die Fahnenweihe des Vereins dieses Städtchens durch Hrn. Lehrer Leuchter mit eindringlichen Worten und Gesang des ganzen Chors vorgenommen wurde. Musik voran, bewegte sich alsdann der Zug zu genannter Burgruine, wo nach vielen Liedern der einzelnen Vereine vom Gesammt-Chor das heißische Nationallied gesungen wurde. Wer nicht große Erwartungen mitbrachte, konnte sich befriedigt finden, und mußte wohl den Wunsch haben, daß auch in vielen andern Orten, wo gleiche Vereine bestehen könnten, solche in's Leben treten und somit endlich allenthalben ein besserer moralischer Sinn in Bezug auf Gesang sich zeigen und die schlechten Gassenhauer aus dem Munde des Volkes verschwinden möchten. Hr. Lehrer Leuchter hat, wie wir vernehmen, bisher unverdrossen alle Schwierigkeiten, die sich ihm Seitens Unverständiger in den Weg gestellt, durch Unterstützung wahrer Volksfreunde zu überwinden gewußt, und auch das erwähnte Fest in Anregung gebracht, was zur Erweckung des Selbstgefühls der Sängervereine wesentlich beitragen wird. Derselbe Lehrer ist in anderer Hinsicht, als Schulmann, nicht weniger thätig, und hat bereits in erweiterten Kreisen Anerkennung gefunden. Seine Vorschriften (Darmstadt bei Frommann) für die obere Klasse in Volksschulen, worin er gediegene Sentenzen aus klassischen Schriftstellern, statt der Sätze aus den Realien und über Orthographie, vorlegt, so wie seine Sammlung von beliebten Volksliedern für Landschulen und das Leben, mit Melodieen in Ziffernschrift (bei demselben Verleger) bekunden ihn als einen Mann, dem die Sittenreinheit des Volkes am Herzen liegt. Er ist es auch, der zu Errichtung einer Volks-Lesebibliothek in Zwingenberg ermunterte, welche, vor nicht langer Zeit begonnen, bereits nahe an 200 Bände zählt.

Mainwasser-Wärme.

Den 9. Juli, Abends: 21 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 10. Juli. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Samstag, 12. Juli. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. (Gastrolle) Graf v. Eberbach: Hr. Fernau, vom Theater zu Rostock.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 190. Samstag den 12. Juli 1845.

Die gute alte Zeit.

(Fortsetzung.)

Der philosophische Herr unterbrach seine Betrachtungen, die er mehr vor sich hinmurmelte, als an seine Begleiter richtete, um einen Gruß zu erwiedern, der ihm durch das Gitterfenster des Stockhauses in der Wache zugesandt wurde, an der sie eben vorüber gingen. Hinter den Eisenstäben stand der kleine häßliche Maurer mit dem brandrothen Haar, der gestern bei dem Aufstande sich so redelustig, friedfertig und als braver Kamerad bewiesen hatte. Er machte seinem Bekannten einen tiefen Diener, indem er zugleich ein klägliches Gesicht schnitt und heftig mit den Schultern zuckte. — „Was hab' ich gesagt, lieber Herr?" rief er. „Hab' ich's nicht gesagt? Freilich hab' ich's gesagt. Es wird uns Alle ein bischen schlecht gehen. Nun sitzen wir hier im Loche, und meine alte Mutter sitzt zu Haus, das alte Weib, und heult. Ich kann's doch aber nicht ändern." —

„Werdet Ihr denn nicht losgegeben?" fragte der Lieutenant theilnehmend.

„Freilich werden wir losgegeben!" rief der häßliche Kerl. „Wir fürchten uns nicht; alle Menschen geben uns Recht, und es ist auch Recht. Blauer Montag ist so gut wie Sonntag. Der liebe Gott hat ihn eingesetzt. Müssen denn arme Leute, wie wir, sich nicht doch genug placken und schinden, und haben kaum das liebe Leben. Wenn's der König hört, wird er schon sagen: laßt sie los, und wird den Soldaten die Jacken ausklopfen, die uns so unbarmherzig geprügelt haben."

„Aber das kann noch länger dauern, als Ihr denkt," sagte Rädel gutmüthig lächelnd.

„Freilich kann's länger dauern," erwiederte der Rothhaarige kläglich leise, „das ist es ja eben. Und das alte Weib sitzt zu Hause und hat nichts zu beißen und zu brechen."

Der Lieutenant fuhr in die Tasche, suchte hin und her, und zog endlich die Hand wieder heraus. Er zuckte ungewiß, sah Frau und Kinder an, als überlegte er, ob es derentwegen recht sey, was er thue; plötzlich aber steckte er die Finger durch das Gitter, und ließ einen seiner blanken Dukaten in die grobe Tatze des kleinen Kerls gleiten. „Freund," sagte er, „ein Mann, den ich nicht kenne, hat mich beschenkt, und es soll vielleicht so seyn, daß ich eben nichts Anderes habe, als das Gold hier. Nehmt's und gebt's der alten Frau, daß sie nicht hungert; wenn Ihr aber danken wollt, so dankt nicht mir, sondern dem unbekannten Wohlthäter, der mich damit bedacht hat."

Der Maurer hatte das Wenigste wohl recht gefaßt. Er sah das Goldstück an, und schrie dem Forteilenden nach: „Gottes Segen über den Wohlthäter, grüßen Sie ihn vieltausend Mal, lieber Herr, und das alte Weib soll für ihn beten, so lange sie lebt." —

„Macht fort, macht fort!" sagte der Lieutenant zu den Kindern, „wir haben einen weiten Weg bis zu den Zelten, und wenn Ihr die Hirsche sehen wollt, so müssen wir noch ein gut Stück marschiren. Aber, Ihr armen Schelme!" fügte er mitleidig hinzu, „ich glaube, wir haben kein Geld, um einzukehren. Muß mir der Kerl auch kommen mit seiner alten Mutter, und ich hatte Nichts als . . . Du wirst schelten, Sophie, aber es ging nicht anders."

Die blasse, freundliche Frau drückte ihm mit einem stummen entzückten Lächeln die Hand. „Du guter Mann," sagte sie, „Du weißt, wie die Noth dem Armen thut. O! der Arme ist immer mildthätiger als Der, welcher Elend nicht kennt, und Du hast ganz und gar ein Kinderherz, so weich und milde, obwohl Du ein Kriegsmann gewesen bist."

„Oho!" sagte der Lieutenant lachend, „wo es noth thut, rauh und stolz oder grob zu seyn, da fehlt es mir auch nicht. Hätte ich den Wildmeister nicht so mächtig angeschnauzt, er würde Nichts herausgerückt haben. Fuchswild hatte mich der Gedanke gemacht, daß ich nichts thun könne, um Brod für Euch zu schaffen. Darum jammert mich der arme Kerl so da in der Wache, welcher der alten Mutter auch nicht helfen kann. Es ist ein Unsinn von den Maurern, daß sie auf ihre alten Handwerksgebräuche so streng halten. Sie sollten's wohl bedenken, daß mit großen Herren schlecht Kirschen essen ist, aber Recht haben sie doch. Wenn sie nicht wollen, müßte man's achten, weil's altes Herkommen ist, und sie halten ja sonst so viel auf allen alten Plunder. Aber die Mächtigen wollen nur ihren Willen. Gewalt ist mehr als alles Recht, und es ist eine schlimme Zeit, Frau, wenn man's so mit alten Geschichten vergleicht, die in der Chronica stehen, wo jeder Mann ein freier Mann war, wo Recht gesprochen wurde in der Gemeinde. Das kostete nichts, und war für Jeden da. Niemand war so hoch und so reich, daß er seine Mitmenschen unterdrücken und das Gesetz ihn nicht erreichen konnte. Jetzt ist es anders, daß Gott erbarme!"

„Still, still!" sagte die Frau begütigend, „ich habe immer Furcht, wenn Du so redest, weil die Menschen doch sind, daß nichts daran zu ändern ist; wie es ist, so muß man's lassen, damit man nicht in Schaden kommt. Vielleicht wird's ein Mal besser für unsere Kinder, oder deren Nachkommen. Laß uns Gott bitten, daß er uns glücklich macht, wie es eben seyn kann. Und da liegen ja die Zelte schon; einkehren können wir auch und vergnügt seyn, denn hier in meiner Tasche stecken noch ein paar Groschen, und ein Zweigroschenstück sogar; also wollen wir den Tag recht froh feiern und genießen, was uns beschceert ist."

Der Lieutenant war's gern zufrieden. Er steckte seine lange Pfeife an, gelben Knaster darin, kein schlechtes Sandkraut, und dampfte ganz behaglich, bis sie alle vor den schlechten Holzbuden standen, Zelte genannt, die damals schon eine Reihe von Kaffeehäusern bildeten. König Friedrich der Erste hatte diese Wirthschaften anlegen lassen und sehr begünstigt, denn je mehr da wa-

Digitized by Google

ren, desto mehr Steuer erhob er zu seinen kostbaren Bauten, namentlich zum Schloßbau, dem ungeheuren Steinklumpen, der dem ganzen Lande der Stein des Anstoßes war. — Wer Kaffee trinken wollte oder Chokolade, oder Tabak rauchen, oder eine Perücke tragen oder seidene Strümpfe, oder in einem Wagen fahren, mußte eine Steuer erlegen und einen Schein lösen. Die Perücken waren alle gestempelt, und die Zollbeamten konnten auf den Straßen gleich Untersuchung anstellen. Wer eine ungestempelte Perücke trug, dem wurde sie fortgenommen; er mußte kahlköpfig nach Hause wandern und obenein Strafe zahlen.

Hier nun in diesen Holzhütten; dicht am Flusse, dessen Ufer von Wiesen und Wald eingefaßt, und dessen trübe Fluth mit Nachen und Gondeln bedeckt war, war eine Menge Menschen mit Bier- und Kaffeetrinken, Kegelschieben und allerlei ergötzlichen Gesprächen belustigt. Man kannegießerte damals, wie jetzt, nur etwas leiser und schüchterner. Die Bürger in den langen blauen Röcken und dreieckigen Hüten schüttelten die Köpfe über die Auftritte von gestern. Man sprach von Eingriffen in's uralte Gewerbwesen, schimpfte auf die Soldatenwirthschaft, fluchte und steckte ängstlich die Köpfe zusammen, als ein paar Polizeidiener vorüber gingen. Man ballte die Fäuste, das heißt aber, in der Tasche, und Jeder sorgte dabei, so viel als möglich, für seine Haut und seinen Ruf, als den eines vorsichtigen und ehrbaren Mannes.

Der Lieutenant vertrieb sich mit seinen Kindern die Zeit höchst angenehm durch Rauchen, Weißbiertrinken, Spazierengehen, auch sogar durch das Füttern der Hirsche und Rehe, die damals in den wilden Gehegen des Thiergartens zu ganzen Rudeln zu finden waren, und endlich machte eine Wasserpartie den Beschluß des kostbaren Tages, der viel zu früh für die Familie endete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Puseyiten.

Bei der häufigen Erwähnung des Puseyism dürfte es manchen Lesern erwünscht seyn, einige nähere Notizen über diese Lehre und deren Urheber zu erhalten:

Pusey (sprich Pjusy), Kanonikus an der Christ-Kirche, und Professor der hebräischen Sprache zu Oxford, stammt aus einer altadeligen englischen Familie, und ist im Jahre 1800 geboren. Er erlangte seinen Ruf als Vertreter einer das protestantische Element aufgebenden, ja bestreitenden und gegen die Reformatoren polemisirenden und der katholischen Kirche sich sehr nähernden Richtung in der englischen Hochkirche (Puseyismus). Den dieser Richtung Angehörigen (Puseyiten) mißfiel besonders das Sectenwesen in England und sie leiteten das Uebel aus der in der Reformation entstandenen Freiheit, daß Jeder selbst die Bibel lesen und sie ohne eine kirchliche Auslegungsnorm auslegen könne, her, und vindicirten der Kirche, der und deren Institutionen sie überhaupt wieder mehr Macht und Einfluß gewinnen wollten, allein das Recht, die Bibel auszulegen. Dazu wollen sie die Wiederanerkennung der Tradition, zugleich auch das Fasten und die Kirchenbuße, ja die Messe und ihr ganzes Ceremoniell wieder eingeführt wissen, greifen auch die Suprematie der Königin an und erklären die Vereinigung der kirchlichen mit der weltlichen Gewalt als unbiblisch, unternehmen Excommunicationen u. dergl. Der Anfang des Hervortretens der Puseyiten geschah seit 1833 durch die Herausgabe der Zeittractaten, woher die Puseyiten auch Tractarianer (Tractarians) und der Puseyismus tractarianischer Controvers heißt. Diese Tracts sind Abhandlungen von Pusey, Palmer, Bowden, besonders John Henry Newmann, Ward, Oakley, Perceval, Thorndike, Keble und Anderen, theils Abdrücke von allgemein anerkannten Urkunden der Kirche, theils Auszüge und Bearbeitungen von ältern Schriften, die sich über das ganze Gebiet der historischen, dogmatischen und praktischen Theologie verbreiten. Diese Tracten waren bis 1841 auf 90 gestiegen, wo nach dem Erscheinen von Newmanns Remarks on certain passages of the thirty nine articles, worin die Grundsätze entwickelt wurden, nach denen die englische und römische Kirche in Einklang gebracht werden sollte, der Bischof von Oxford wünschte, daß sie ferner nicht mehr erschienen. Früher einzeln herausgekommen, sind sie nun in fünf Bänden gesammelt worden. Ihr Zweck war, die wahren Kirchenprincipien neu zu beleben, nämlich die, daß nicht die Predigt der Haupttheil des Gottesdienstes seyn sollte, sondern die Sakramente, als die Quelle göttlicher Gnade, und daß das apostolische Amt in sich eine Kraft hat, welche sich über die ganze Kirche erstreckt, wenn sie durch gläubiges Gebet erstrebt wird. Sie lehren: Rechtfertigung ist etwas Progressives, obgleich Alle im Stande der Gnade sind, sind doch Einige in höherem Grade rechtschaffen, angenehm und wohlgefällig, d. h. haben mehr von dem über sie ausstrahlenden Gnadenlicht Gottes. Denn die Rechtfertigung ist ein in uns durch den Geist, nicht ein für uns durch den Erlöser zu Stande gebrachtes Werk. Sie behaupten beim Abendmahl, daß zwar die Substanz von Brod und Wein bleibt, daß aber der wahre Leib und das wahre Blut allezeit in dem Sacrament ist, und daß Beides dem Vater als ein Versöhnungsopfer dargebracht wird. Nur dem Common prayer book, als einem Werk von ächt katholischem Ursprung, schreiben sie Auctorität zu; dagegen das Buch der Homilien nehmen sie nicht als authentische Interpretation der 39 Artikel an, diese selbst als zu kurz und minder genau abgefaßt, wollen sie im katholischen Sinne ergänzt wissen; z. B. wenn es heißt: der Papst hat keinerlei Jurisdiction in England, so soll damit blos die factische, nicht die Rechtsfrage entschieden seyn. Die Puseyiten haben sich schon einen großen Anhang verschafft; zumeist unter den Studenten in Oxford, daß diese ihre Mißbilligung über die Vorträge anderer im protestantisch-anglicanischen Sinne lehrenden Docenten durch Zischen und Schreien kundgaben. Das Volk suchten sie dadurch zu gewinnen, daß sie, um die Ständegleichheit in der Kirche herzustellen, die Abschaffung geschlossener Stühle vorschlugen und die Heiligentage wieder eingeführt wissen wollten, damit die arbeitende Classe mehr Ruhe und Muße bekäme. Noch hatte die Hochkirche, außer der Unterdrückung der Tracts, nichts gegen den Puseyismus unternommen, vielleicht weil sie meinte, daß sie durch diese Richtung selbst an Einfluß, Macht und Ansehen gewinnen werde: da aber viele Puseyiten entschieden genug waren, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, sondern ganz zur katholischen Kirche überzugehen, so wurde die anglikanische Kirche doch aufmerksamer, um so mehr, da es von Pusey hieß, auch er sey katholisch geworden, und er doch noch seinen protestantischen Lehrstuhl besaß. Zu dem Gerücht von Pusey's Uebertritt hatte eine Predigt Veranlassung gegeben, worin er die Transsubstantiation beim Abendmahl gelehrt haben sollte. Diese Predigt diente einer 1843 von der Universitätsbehörde zu Oxford niedergesetzten Prüfungscommission zur Grundlage; sie fand allerdings darin zahlreiche Abweichungen von der Lehre der Hochkirche, weßhalb Pusey's Lehre verdammt und ihm selbst das Predigen im Bereich der Universität Oxford auf zwei Jahre untersagt wurde.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 5. Juli.) Die Einwohner unserer Stadt sind in sehr gereizter Stimmung wider die Studenten, des Gänsemarsches wegen, und es hat bereits allerlei heftige Auftritte, Verhaftungen und Untersuchungen deßhalb gegeben. Der Gänsemarsch wird in späteren Nachtstunden auf den Straßen und Promenaden ausgeführt und besteht darin, daß sich eine möglichst lange Reihe einzeln hinter einander gehender Personen an irgend einen Menschen anschließt, der eben noch draußen anzutreffen ist, alle seine Bahnen nachgeht und die Bewegungen des Vordermannes schweigend, aber pünktlich nachahmt. Aengstliche Leute sind schon so sehr dadurch erschreckt worden, daß sie plötzlich einen Zug von Gestalten hinter sich gewahrten, von dem kein Loskommen möglich war, der seinem Opfer schleichend, hüpfend, springend in allen Windungen folgte, stehen blieb, wenn der unfreiwillige Anführer Halt machte und in Galopp nachstürzte, wenn er sich durch rasche Flucht zu retten suchte. Der Gänsemarsch ist wohl neuerdings auch etwas unartig geworden und hat sich nicht mehr mit der stillen, schattenhaften Nachfolge begnügt. Kurz, die nichtakademische Bevölkerung hat sich darüber mit den Studenten entzweit, es hat Anklagen in öffentlichen Blättern und vor den Behörden gegeben, die Studenten haben, um ihr gutes Recht zu beweisen, bei Tage einen Gänsemarsch in Fiakern gefahren, sie wollen ihn nächstens reiten — und erst das Feuer auf der Gasbereitungsanstalt hat den ziemlich allgemeinen Aerger der Bürger etwas beschwichtigt. Bei diesem Brande waren nämlich die Arbeiter anfangs sehr schüchtern, indem sie Gasentladungen befürchteten. Die Studenten eilten herbei, griffen ohne Umstände herzhaft zu, waren die Eifrigsten unter den Löschenden — und unter ihrer Schaar erkannte man gerade mehrere Häuptlinge des vielfach angefeindeten Gänsemarsches. Das hat etwas versöhnend gewirkt. — Wir haben heißes, trockenes Wetter und den klarsten Himmel. Die Wärme steigt im Schatten auf 25 — 28 Gr. Reaumur. Alle Früchte des Gartens und des Feldes stehen hoffnungsvoll. Ein Komet aber, den die Herren Jahn und Noth auf unserer Sternwarte am 3. Juli Morgens entdeckt haben wollen, hat sich in eine Lufterscheinung aufgelöst.

Das 25jährige Lehrerjubiläum des Seminardirektors Diesterweg in Berlin, des Hauptträgers des preußischen Volksschulwesens seit einem Vierteljahrhundert, wurde am 3. Juli gefeiert. Die Lehrer seines Seminars übergaben ihm eine dort und in der Seminarschule gesammelte Summe von hundert Thalern als Beitrag zur Errichtung der landwirthschaftlichen Waisenerziehungsanstalt in Pestalozzi's Sinne, und einen silbernen Pokal. Deputationen des eigens für diesen Tag gewählten Festkomité's, dann der Lehrervereine, des jüdischen Waisenhauses ꝛc. brachten zu obigem Zweck die Summe von 714 Thalern. Die Anrede hielt Direktor Ranke. Eine Deputation der in Berlin studirenden Ungarn und Siebenbürger überreichte ebenfalls einen werthvollen silbernen Pokal. Nachmittags versammelte sich im Tivoli eine Gesellschaft von ungefähr 400 Personen aus allen Ständen um den Jubilar. Um 8 Uhr wurde an sechs Tafeln gespeist.

Der „North American" meldet, daß das Gebäude der Academie der schönen Künste zu Philadelphia am 11. Juni, dem Vernehmen nach durch die Ruchlosigkeit eines Brandstifters, ein Raub der Flammen wurde. Fast alle in der Gallerie aufgestellten Kunstschätze, worunter viele werthvolle Gemälde und antike Bildsäulen, so wie Statuen von Canova ꝛc. sind vernichtet oder so sehr beschädigt und verunstaltet worden, daß sie fast unkenntlich sind.

Die Familie der Frangipani ist eines der wenigen italienischen Geschlechter, welche ihre Abkunft mit einiger Sicherheit auf altrömische Ahnen zurückführen, nämlich auf die Anicier. Bekanntlich gab es auch eine römische Familie Cotta. Die Gemmingen sollen von den Geminius abstammen. Nach Justi endlich leitet die Familie Boineburg ihre Abkunft von den römischen Fabiern ab. Nämlich Faba heißt die Bohne.

„Zeus" prophezeiht folgende vermuthliche Witterung im Juli: 1) Vom 1. bis 14. — Aufheiterung und Wärmezunahme bis 4.; dann Gewitter, Regen oder doch Abkühlung vom 5. bis 8. (der Herr „Zeus" oder sein Famulus werden an den Tagen 5., 6., 7. und 8. Juli genug Abkühlung gefunden haben), wieder hell und wärmer bis heiß vom 9. bis 14. 2) Vom 15. bis 3. August. — Gewitterhaft und zu Regen geneigt vom 15. bis 17., dann heitere und heiße Witterung bis 21. oder 22., darauf Regen und Donner bis 27., endlich wieder warm und heiter bis zum 3. September. Im Allgemeinen: Der diesjährige Juli ist an heißen Tagen nicht arm, doch wird durch windige und gewitterhafte Tage mit Regen die Hitze und Trockenheit unterbrochen und ohne zu große Nässe gemäßigt. Wir erwarten demnach keinen durchgängig heißen und trockenen, aber auch keinen kalten, nassen Juli.

Vor 14 Tagen ungefähr fand in Salerno eine Hinrichtung statt. Die Hingerichteten hatten bei Ravello (oberhalb Amalfi und Atrani) ein Kind ermordet, weil ihnen dieß der Aberglaube behufs der Hebung eines vermeintlichen Schatzes vorgeschrieben! —

Bei Pompeji, ganz in der Nähe des bekannten sogenannten „Soldatenquartiers", ward eine herrliche Entdeckung gemacht, nämlich die einer neuen Nekropolis, so daß späterhin neben der bekannten südwestlichen Gräberstraße eine südlich an das (damalige) Meeresufer hinabführende zu betrachten seyn wird.

Korrespondenz.

Speyer, 6. Juli.

Der Verfasser der nachstehenden Zeilen glaubt dem „Artikel von „Mainz, 28. Juni" in Nro 179 der Didaskalia gegenüberstellen zu müssen, daß der preuß. Freiwillige Hr. Kr., der im 40. Regimente sein Militärjahr diente und es am nächsten 1. Aug. beendet haben würde, und, wie das Regimentscommando selbst sagt — und zwar doch wohl nach gründlich gepflogener Untersuchung — „bei Ausübung einer edlen That" sein Leben verlor, einer der bravsten und charaktervollsten jungen Leute war. Stets rechtschaffen, rein von Gesinnung und dem Rechte zugethan, stets Vertheidiger jedes Angegriffenen, oft selbst, wenn er wußte, daß dieser wohl Schuld auf sich habe, immer schonend urtheilend, wurde er von seinen Oberen geachtet und von allen seinen Mitschülern auf dem hiesigen Gymnasium, das er vor einem Jahre absolvirte, aufrichtig und herzlich geliebt. Dagegen wurde und mußte ihm öfter der Vorwurf gemacht werden, daß er nur zu rasch, zu schnell, wo es galt, etwas Gutes auszuführen, sich der That hingab, ohne lange zu überlegen, ob sie möglich sey — was öfter ihm Verdruß zuzog. Und eben diese Eigenschaft brachte ihm den Tod. — Unmöglich ist es dem Verf. Dieses, zu glauben, daß Kr. im Gespräche mit G. geäußert haben solle: „er sey seines Lebens müde und werde sich in's Wasser stürzen." Kr. war ein lebensfroher junger Mann, Liebling seiner Eltern, — [illegible]zel der guten Mutter, und wußte, daß ihm eine schöne Zukunft im Civildienste seines Vaterlandes, in den er nach Beendigung seiner Militärzeit, also in sechs Wochen, eintreten sollte, bevorstand. Seine Verhältnisse waren, wie es in seiner Lage schon nicht anders seyn konnte, höchst geregelt. Das momentane Lästige des Militärdienstes, wenn es ihm lästig war, konnte bei so naher Beendigung unmöglich jene Todesgedanken bei ihm hervorrufen. Nun

Digitized by Google

war aber bei jenem Gespräch auch noch sein älterer Bruder, der in einer angesehenen Handlung zu Mainz conditionirt, zugegen. Würde der nicht dergleichen Aeußerungen dem jüngeren Bruder verwiesen haben? Er, der ebenfalls sein Militärjahr kaum, und zwar mit aller Belobung, vollendet hatte, würde er ihn nach solchen Aeußerungen verlassen haben, um früher nach Hause zu gehen, als die andern Drei aufbrechen wollten, oder vielmehr als G. und der Rathsaccessist L—r? Denn Hr. Kr. wollte mit seinem Bruder gehen und blieb nur auf Zureden der beiden Andern. So lange daher jenes Gespräch nicht durch den Bruder und den Hrn. L. constatirt ist, halten wir es für durchaus unwahr. — Oder — ließ am Ende G. solche Aeußerungen hören? Kr. hatte dazu gar keinen Grund. Hatte ihn etwa G.? — G. war Geschäftsmann. Der Vers. jenes Artikels in Nro. 179 der Didaskalia sagt zwar: „Soviel scheint sicher, daß G. an einen Selbstmord nicht dachte; er war nichts weniger, als trübsinnig und seine Verhältnisse der Art, daß er damit vollkommen zufrieden seyn konnte." — Wie aber, wenn es sich durch polizeiliche Erhebungen herausstellte, daß G. doch wohl im Ganzen mehr ausgegeben als eingenommen, daß er eine bedeutende Summe für Andere eingenommen, davon aber den größten Theil Sonntags vorher der Bank zu Wiesbaden (oder Homburg) gelassen und nun in Verlegenheit war, am folgenden Tage die Zahlung zu leisten, an dem Tage, wo auch seine Familie wieder vollzählig wurde? — Wir wollen daher „die wohlgespickte Börse und das Portefeuille mit Wechseln" einstweilen dahin gestellt lassen. Wird es nöthig werden, so muß der unglückliche Vater des Kr. darauf bestehen, daß die Untersuchungsacten der Polizei, wie des Regiments abgedruckt werden. Zur Schonung der Ueberlebenden, hochachtungswerther Familien, wünschen wir, daß dies nicht nöthig sey. Laßt die Todten ruhen! Aber auch deshalb nichts Unwahres, Verläumdendes auf den Einen oder den Andern geworfen. Unglücks genug! — Von dem unglückseligem Factum auf der Brücke kann allein Hr. L. berichten. Seine Aussagen lauten dahin: Er sey bis an die Brücke mitgegangen und dort eines Geschäfts wegen stehen geblieben, während G. erklärt, noch den Kr. auf die Brücke zu begleiten. G. und K. seyen etwa dreißig Schritte gegangen gewesen, als er einen Plump gehört und als er hingesehen, habe er den Dunkeln, G., nicht mehr gesehen. K., in der Uniform, mit Säbel, weißen Beinkleidern und Handschuhen angethan, habe einen Augenblick gestanden, dann einige große Schritte an das Geländer gethan und sich über dies hinübergeschwungen, dem G. nach. — Wir schenken dieser Erzählung vollen Glauben; das Nachspringen, um G. zu retten, ohne lange zu bedenken, ob an der Stelle des Rheins und also angethan zu retten möglich war, entspricht ganz vollkommen dem Charakter K's. „Den mußt du retten", erfüllte seine ganze Seele und so dachte er nicht mehr an sich; an die Gefahr, in die er sich selbst stürzte. Ob G. ein guter Schwimmer war, wissen wir nicht, daß aber K. es war, das wissen wir. Oft genug haben wir ihn hier im Rhein und über den Rhein mit großer Gewandtheit schwimmen sehen. Die Militärschwimmschule zu Mainz wird das gleichfalls bezeugen. — Kr. also wurde das Opfer einer edlen That. — Wenn der Vers. jenes Artikels aus Mainz vom 28. Juni die Ermordung und Beraubung Reef's in Parallele zieht, so müssen wir gegen eine solche Verdächtigung, die Hrn. L., den Lebenden, mehr trifft, als K., unseren ganzen Unwillen aussprechen. Gewiß wird Hr. Rathsaccessist L. dem Inhalt jener Korrespondenz begegnen, wie sich gebührt. Kr. bedarf für Alle, die ihn kannten, keiner Vertheidigung in dieser Beziehung. Wir würden es als eine Versündigung an seinen Manen ansehen, verlören wir darüber ein Wort. — K's. Leiche wurde am 21. früh in Oestrich, ohne daß an derselben die geringste Beschädigung zu bemerken war und ohne daß, wie die Finder aussagten, Geldeswerth sich vorfand (?), gelandet. Am Abend bekam der unglückliche Vater, von seinem älteren Sohne schnell nach Mainz geholt, davon Nachricht. Andern Morgens mit dem Frühesten war er an Ort und Stelle, den geliebten Sohn noch einmal zu sehen. Leider war er aber schon am Abend des 21. beerdigt worden, ohne daß aus gesundheitspolizeilichen Rücksichten (im Wasser erhalten sich die Leichen) es hätte geschehen müssen. Warum wurde die Bestattung von der nassauischen Behörde so beeilt? Der junge Mann trug in der Uniform des 40. preuß. Regiments und in den Auszeichnungen der Freiwilligen seinen Paß an sich. Warum machte man nicht davon die Anzeige dem Regimente, das, wie allgemein bekannt ist, in Mainz und Castel, also nur wenige Stunden entfernt, garnisonirt, um eine legale Anerkennung herbeizuführen? Die, wenn es irgend möglich ist, wenigstens nach hiesigen Gesetzen und doch auch wohl nach nassauischen? — statt finden muß. Wäre die Anzeige geschehen, so hätte der tiefbetrübte Vater noch einmal seinen Sohn gesehen und sein Schmerz wäre vielleicht in Etwas gelindert worden, wenn er durch die ehrenvolle Bestattung zu Castel von Regiments wegen sich überzeugt hätte, daß auch beim Regiment man seinen Sohn in Ehren gehalten habe. Und eine solche Bestattung wäre — nach der Versicherung des Hrn. Commandeurs — dem Hrn. K. geworden. Einer That, welche jene Mainzer Korrespondenz dem Frühgeschiedenen andichten will, hielten ihn also auch seine Vorgesetzten nicht fähig. Und das auch beruhige die trauernden, braven Eltern, wie alle Freunde des edlen, schönen jungen Mannes. Mr.

Wiesbaden, 8. Juli.

Bei dem diesmal um einige Wochen verspätteten Eintritt der schönen Jahreszeit konnte es nicht fehlen, daß auch der Beginn der Badesaison bei uns, wie an andern Badeorten etwas später erschien. Seit Anfang dieses Monats haben sich die hiesigen Hotels einer zahlreichen Frequenz zu erfreuen und viele derselben sind überfüllt. Nach der am 5. Juli ausgegebenen Kurliste Nro. 16 ist die Anzahl der hier anwesenden Kurgäste bereits auf 4760 und der Passanten auf 7214 gestiegen. Diese offiziellen Zahlenverhältnisse werden am besten beweisen, daß es unsern Heilquellen an Besuchern und Verehrern nicht mangelt. Bei der gegenwärtigen Ausdehnung unserer Stadt und der Masse von Wohnungen in den vielen hiesigen Gast-, Bade- und Privathäusern sind unsere Kurgäste und Fremden so vertheilt, daß die Menge derselben nicht auffällt, wie dies an kleineren Orten der Fall ist, wo man die Fremden auf einem kleineren Raume zusammengedrängt findet. Dieser starke Besuch unserer Thermen ist um so erfreulicher, als in den letzten zwei Jahrzehnten die Concurrenz außerordentlich gestiegen ist und wir jetzt im lieben Vaterlande von Heilquellen aller Art so zu sagen überschwemmt sind, wozu noch die neu entstandenen Kaltwasser-Heilanstalten und der mehr als je in Aufnahme stehende Gebrauch der Flußbäder kommt. Die Besitzer der hiesigen Gast- und Badehäuser scheuen weder Mühe noch Kosten, um unserem geehrten Kurpublikum alle Bequemlichkeiten zu bieten und demselben seinen hiesigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Während die Hotels ersten Ranges, wie die „Jahreszeiten", „der Adler", „Hotel Dürringer", „Rose" u. a. an geschmackvoller Einrichtung und Comfort nichts zu wünschen übrig lassen und an ihren Tafeln, wobei die im Kursaal im ersten Rang mitgenannt werden muß, den Anforderungen der Gastronomie vollkommen Genüge leisten, unterlassen auch die andern Etablissements nicht, Preiswürdiges und Befriedigendes zu gewähren. Die heutige Concurrenz erlaubt es Keinem, zurückzubleiben und bei diesem Wetteifer gewinnt das Publikum, während die Unternehmer manches Opfer bringen müssen, welches den gewünschten Vortheil nicht abwirft. Ein wesentlicher Vorzug des hiesigen Badeortes bleibt immer derjenige, daß man hier Alles beisammen findet von dem größten Luxus bis zur bescheidensten Einfachheit und daß man für wenig Geld einen gesunden Mittagstisch haben, wie auch für hohen Preis fürstlich speisen, daß man schlicht und bürgerlich wohnen, wie auch in einem stolzen Prunkgemache sich einmiethen kann. In jeder Beziehung ist für die Bedürfnisse aller Stände gesorgt und Jeder kann sich hier nach seinen finanziellen Verhältnissen einrichten. Die schönen Umgebungen der Stadt und der durch die Eisenbahn und die Dampfschiffe erleichterte Verkehr geben Gelegenheit zu anziehenden Promenaden und Landpartieen und die bewährte Heilkraft unserer Thermen bedarf keiner Anpreisung. Somit sehen wir einer täglich frequenter werdenden Saison entgegen und wird sich auch diesmal Wiesbadens alter Ruf für uns und unsere Gäste erfolgreich bewähren.

Berichtigung.

In dem Korrespondenzartikel aus Rheinhessen in Nro. 187 der Didaskalia ist durch einen Druckfehler die Differenz der Bahnlinie durch die Provinz gegen jene am Rhein hin mit 6 Sst., statt $^6/_4$ oder $1^1/_2$ Stunde angegeben, welches man zu berichtigen bittet.

Mainwasser-Wärme.

Den 10. Juli, Abends: 21 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. Juli. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., Musik von Loetzing. (Gastrolle) Graf v. Eberbach: Hr. Fernau, vom Theater zu Rostock.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 191. Sonntag, den 13. Juli 1845.

Die „freie" Schweiz. *)

Hast du die ewigen Alpen geseh'n
Strahlend mit silbernen Kronen?
Fühltest du wohl der Begeisterung Weh'n
Hoch von den heiligen Thronen?
Sahst du wie Purpur die Firnen erglüh'n
Und sie dann wieder verbleichen?
Kreis'ten die Adler der Freiheit nicht kühn
Ueber den stolzen Bereichen?

Horch! von der Matten smaragdenem Grün
Tönet der schmelzende Reigen!
Fröhliche Senner mit glänzenden Küh'n
Jodelnd die Almen besteigen;
Drunten im Thale, von Tannen bekränzt,
Freundliche Dörfer sich heben,
Dort, von krystallenen Seen umglänzt,
Schlösser und Städte voll Leben!

Aber auch Klüfte, vom Sturme durchbraus't,
Drohende Klippen voll Tücke,
Wo es dem schwindelnden Wanderer grauf't
Ueber der teuflischen Brücke;
Schäumende Ströme mit donnerndem Fall,
Stürzende Felsenkolosse,
Und der Lawinen zermalmender Ball,
Eisiger Riesen Geschosse!

Hast du die friedlichen Menschen geseh'n,
Bliebst du darunter nicht gerne?
Kannst du das Heimweh des Schweizers versteh'n,
Weilt er vom Vaterland ferne?
Springt nicht der Freiheit urheiliger Quell
Dort aus den Brüsten der Erde?
Schoß nicht dort oben der wackere Tell
Keck den Tyrannen vom Pferde?

Bahnte der tapfere Winkelried
Dort nicht der Freiheit die Gasse? —
Ach! seit der letzte der Helden schied,
Wich ja die Treue dem Hasse!

Wo die begeisternden Quellen so rein
Sprüh'n aus geweihetem Grunde,
Schlichen verkappte Gesellen sich ein,
Finsterer Meister im Bunde.

Ja, wie der schwüle, betäubende Föhn,
Wehten von Rom sie herüber,
Und um die lächelnden Triften und Höh'n
Wob sich ein Himmel, ein trüber!
Da, wo die Adler sich Horste gebaut,
Nisten der Dämmerung Eulen,
Und wo die Lämmer gelagert so traut,
Wölfe die Thäler durchheulen.

Da, wo die Riesen verklungener Zeit
Schritten von Berge zu Berge —
Unter Gezänken und kleinlichem Streit
Hausen engherzige Zwerge!
Kräftige Männer wohl gäb's noch genug,
Recht und Verfassung zu retten,
Hemmten nur nicht im verbrüderten Zug
Sie jesuitische Ketten!

Horch! zur Revolte von Thurme zu Thurm
Jammern die Glocken zusammen!
Und der Walliser entfesselter Sturm
Rast aus Geschützen und Flammen!
Bürger mit Bürgern in wüthendem Krieg,
Weiber und Kinder in Waffen,
Aber die Führer zum leidigen Sieg,
Ach, sind fanatische Pfaffen!

Ha, wie die Rhone, von Blute so roth,
Wälzte die tosenden Fluthen!
Wie, zu besiegeln des Wahnes Gebot,
Prasselten Dörfer in Gluten!
Wendet den Blick zum Luzerner Kanton
Und seinen Geistesverwandten,
Seht, welche Früchte der Religion
Brachten die Petrigesandten!

Wie! und die Männer, sie nennen sich frei!
Während um ihre Gedanken
Fester und fester der Klerisei
Wuchernde Schlingen sich ranken?
O, wohin führst du, Helvetia's Geist,
Deine veriirten Colonnen?
Wenn sie die Sense der Zwietracht zerreißt,
Wird dir die Freiheit gewonnen?

*) Als Probe aus der demnächst erscheinenden Sammlung der Gedichte von A. Schnezler.

Digitized by Google

Reicht euch noch einmal zum Bunde die Hand,
Schweizer, als Eidesgenossen!
Und mit der Einheit allmächtigem Band
Haltet euch wieder umschlossen!
Scheucht der Gespenster umlagernde Macht
Von den entheiligten Firnen,
Weh! sonst verliert sich in ewige Nacht,
Was euch noch blieb von Gestirnen!

Die gute alte Zeit.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen trat der Ernst des Lebens in sein Recht. Lieutenant Rädel fand, daß es die höchste Zeit sey, nicht etwa zu warten, bis die Geigen vom Himmel fallen würden, oder, mit anderen Worten, die kleine Baarschaft im Nichtsthun zu vergeuden, mit der Hoffnung, daß der wohlthätige Wildmeister wieder erscheinen und mehr bringen solle. Er hielt es für seine Pflicht, sich, wie bisher, zu bemühen und nach dem Kriegskollegio zu wandern, um zu sehen, ob er nicht wieder etwas zu schreiben erhalten könne.

Heute glückte es ihm auch ganz besonders. Wie er in die Kanzlei trat, fand er einen Adjutanten aus der Kommandantur, einen Major, der aus alter Zeit sich seiner erinnerte und mit Freundlichkeit anhörte, was er erbat.

„Mein lieber Rädel," sagte er, „es thut mir zwar leid, daß Ihr hier um Lohn schreiben sollt; wenn Ihr aber etwas von der Federfuchserei versteht, so habt Ihr Recht. Es laufen viele Pensionirte jetzt umher, die nicht wissen, was sie thun sollen. Das Geld ist knapp, und die Arbeit dazu. Ein Dienst wäre freilich am besten, aber damit sieht es windig aus, und wenn Ihr nicht etwa hohe Bekanntschaft habt" —

„Daß Gott erbarme!" sagte der Lieutenant. „Ich habe lange auf dem Lande und in der entfernten Stadt herumgekrebst, seit ein paar Wochen bin ich erst hier, kenne Niemanden, der mir eine Hoffnung geben könnte."

Hier fiel ihm der Wildmeister ein, aber er schwieg, weil er sein Wort darauf gegeben hatte.

„Wenn aber der Herr Major aus alter Bekanntschaft etwa für mich sprechen wollte, so . . . ."

„Was denkt Ihr, Lieutenant!" rief der Major. „Auf Parole! da ist nichts zu machen. Ich sage Euch, man hat zu thun, wenn man dem allernächsten Freunde mal einen kleinen Gefallen erzeigen will, so paßt der König uns auf die Finger. Weiß nicht, wo das noch hinaus soll mit der Welt. Alles überfüllt, die Menschen werden sich noch unter einander auffressen; Jeder will haben, und Keiner bekommt genug, kurz es wird alle Tage schwieriger, für rechtschaffene Leute etwas zu thun; darum müßt Ihr sehen, wo Ihr durchkommt. Wenn Ihr aber schreiben wollt, so will ich wohl dafür sorgen: ist's nicht hier, ist's auf der Kommandantur. Sagt mir, wo Ihr wohnt, will an Euch denken."

Der Lieutenant zog aus seiner ledernen Brieftasche einen Zettel hervor, auf welchen er mit langen deutlichen Buchstaben Namen und Wohnung geschrieben hatte.

„Gut," sagte der Major, der die Adresse in seine Rocktasche steckte. „Ihr sollt von mir hören. Sobald es Etwas giebt, werdet Ihr mir einfallen, und den Namen will ich eintragen lassen" Somit ging er fort, und ließ seinen Bekannten erfreut zurück, der sich gar nicht sonderlich viel daraus machte, als der Vorsteher der Kanzlei ihm erklärte, zu schreiben gäbe es jetzt nichts, auch könne er für's erste nicht auf Beschäftigung rechnen, bis die Manöverzeit wieder komme.

„Hol' Euch Dieser und Jener!" murmelte Rädel, „ich komme nicht wieder. Verhungern könnte ich mit Weib und Kind, wenn ich darauf warten wollte; aber gut, daß ich den Major fand, er wird besser sorgen, und was den Wildmeister betrifft . . . nun, wer weiß! der denkt gewiß jederzeit an sein Geld, und kann mich zum Hegemeister oder so dergleichen machen lassen."

Er ging ganz vergnügt nach Hause, erzählte von seinem glücklichen Treffer, und lebte den ganzen Tag von Hoffnungen, ja, er träumte sogar davon bis an den hellen lichten Morgen. Es war ihm, als träte der Major herein, nähme ihn bei der Hand und riefe: „Alter Kamerad, Euer Glück ist gemacht! kommt mit mir, ich habe für Euch gesorgt; wie in Abraham's Schoß werdet Ihr künftig aufgehoben seyn, und Seine Excellenz der Herr Kommandant . . ." hier schlug der Lieutenant plötzlich die Augen auf, richtete den Kopf in die Höhe und sagte: „Bei meiner armen Seele! ich glaube, es klopft an der Thür. O! nicht doch, ich habe geträumt."

Er legte sich zurück, fuhr aber sogleich wieder empor, denn ein tüchtiges Klopfen war es ohne Zweifel, das jetzt die morschen Bretter bewegte.

„Wer da?" rief der Lieutenant.

„Wohnt hier der ehemalige Lieutenant Rädel?" fragte eine Stimme draußen.

„Der wohnt hier," versetzte der Gefragte.

„Nun, so öffnet die Thür," sagte die Stimme.

Rädel sprang aus dem Bett, warf den Rock über, beruhigte seine Frau in der Kammer, zog den Riegel fort und machte die Augen weit auf, als er einen Offizier in Uniform, Schärpe, Degen und Ringkragen vor sich sah.

„Sie sind der Lieutenant Rädel?" fragte der junge Herr.

„Der bin ich."

„So ziehen Sie sich schnell an, und folgen Sie mir."

„Wohin?" fragte Jener.

„Zu Seiner Excellenz dem Kommandanten, General von Glasenapp. Ich habe ein Fuhrwerk unten, Sie werden keine Umstände machen."

„Umstände?" sagte der Lieutenant, indem er das zauberhafte Entsetzen mäßigte, das ihn wahrscheinlich blaß gemacht hatte, „nicht im geringsten. In wenigen Augenblicken bin ich bereit."

Er lief in die Kammer und hielt sich an dem Bettpfosten fest. „Sophie," sagte er, „ich weiß noch immer nicht recht, ob ich nicht noch träume, ob's denn wahr ist, ob ich wirklich solcher Glückspilz geworden bin. Wie ich schlafe, erscheint mir der Major und ruft mich zum Kommandanten, wo ich wie in Abraham's Schoß gebettet werden soll, und eine Minute später ist der Traum in Erfüllung gegangen. Was sagst Du dazu, ich bitte Dich, was sagst Du?!"

„Wenn's nur wirklich zum Glück ist!" flüsterte die Frau ängstlich.

„Was kann's denn seyn?" rief der Lieutenant. „Leb' wohl, und wenn Du mich wieder siehst, sey gefaßt, etwas Unerhörtes zu vernehmen. Ich weiß selbst noch nicht, was, aber es muß Etwas seyn, das Dein ganzes Herz ergreift, das wir nie vergessen können."

Der Offizier schien unruhig an der Thür zu warten, durch die er jetzt hineinblickte und zur Eile mahnte. Mit der größten Freundlichkeit folgte ihm Rädel die Treppe hinunter. Unten stand ein Wagen, sie stiegen ein, und der Lieutenant ärgerte sich fast über seinen einfoldigen Begleiter, der gar nicht in sein freundliches, dringendes Gefrage einstimmen wollte. An der Kommandantur stiegen sie beide aus, und jetzt sah Rädel erst, daß hinten auf dem Wagentritt ein Soldat gestanden hatte, der einen Säbel an der Seite trug, nun die Thür öffnete und hinter den beiden Herren schloß. Im Flur des Hauses stand eine ganze Wache, ein Piquet, Gewehr bei'm Fuß, und wozu dies in aller Frühe hier war, konnte

Digitized by Google

er durchaus nicht errathen. Er fragte den Offizier danach, der zum ersten Male den Mund aufthat, und mit einem sonderbaren Lächeln sagte: „das wird der Herr sogleich erfahren; beliebe der Herr nur hier hinein zu treten.“ Bei diesen Worten öffnete er eine Flügelthüre, an der rechts und links Schildwachen standen, und Lieutenant Rädel trat in einen Saal, in dessen Hintergrunde an einem grünen Tische der Kommandant saß, umringt von einem halben Dutzend Offizieren, unter denen sich auch der Major befand.

Der Lieutenant kannte den Kommandanten sogleich von der Aufruhr-Scene auf dem neuen Markt. Er machte daher eine tiefe respektvolle Verbeugung, hob dann lächelnd den Kopf auf, und nickte seinem Bekannten, dem Major, zu, der aber mit dem strengsten Ernst diesen Gruß gar nicht beachtete. Was soll denn Das heißen? fragte sich Rädel betroffen; aber aha! sagte er zu sich, er ist im Dienst, da gilt keine Freundschaft. — So trat er denn näher, bis der Kommandant seinen Zeigefinger ausstreckte, sich aus dem Polsterstuhl aufrichtete und mit seiner knarrenden Stimme fragte: „Er heißt Rädel?“

„So ist mein Name, Excellenz,“ erwiederte er.

„Ist das der Lieutenant Rädel, Major?“ fragte die Excellenz nun den Offizier, der daneben stand.

„Das ist er,“ sagte dieser. „Ich traf ihn gestern auf der Kriegs-Canzlei, wo er mich anredete, und erkannte ihn wieder. Er hat im Regimente Anhalt gedient, wo er verabschiedet wurde wegen Steifheit des linken Arms. Er gab mir einen Zettel, auf welchem sein Name und seine Wohnung standen, die ich sonst nicht gewußt haben würde. Ich versprach ihm, mich seiner zu erinnern und für sein Fortkommen sorgen zu helfen; dabei konnte ich freilich nicht denken . . .“ Er schwieg und zuckte die Achseln.

„Daß es so schnell gehen würde,“ rief der Lieutenant. „Mein Herr Major, ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll.“

„Still! still!“ rief der Kommandant, mit einer finstern Falte auf der Stirn. „Ist das Alles so wahr und richtig, wie es der Major angiebt?“

„Vollkommen richtig, Excellenz,“ versetzte Rädel.

„Capitain von Wangenheim, hat man nach den genauen Recherchen bei der Polizei keinen andern Mann dieses Namens aufgefunden?“

Der Offizier, der den Lieutenant herbegleitet hatte, trat vor und sagte: „Es findet sich in den Registern auch nicht ein Einziger, der den Namen Rädel führt. Auch der Lieutenant Rädel war nicht bekannt, da derselbe erst seit kurzer Zeit hier ist, und ohne den Zettel, welchen er glücklicherweise gestern abgab, würde man die Befehle Seiner Majestät beanstanden müssen.“

Die Befehle Seiner Majestät! Eine dunkle Röthe trat auf das bleiche Gesicht des Lieutenants. Der König wußte also von ihm, der Wildmeister hatte gesprochen, wäre es möglich, so schnell — eine Anstellung — eine Versorgung! — Die Glieder flogen ihm fieberhaft. Er dachte an Frau, Kinder, Zukunft; er hätte Freudenthränen weinen mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Züge aus H. Pestalozzi's Leben.

In der sehr empfehlenswerthen Schrift: „Zum Gedächtniß Heinrich Pestalozzi's. Von Diesterweg, Kalisch und Maßmann. Zum Besten der Pestalozzi-Stiftung. Berlin, 1845. Vossische Buchhandlung“ (15 Sgr.) werden (auf S. 38 f.) zwei Züge erzählt, welche eine weite Verbreitung verdienen.

1) „Im Jahre 1814 hatte Pestalozzi unserm Könige Friedrich Wilhelm III. in Neufchatel die Aufwartung zu machen. Er war krank, sehr krank. Aber ich (Kalisch) glaube, diese Krankheit erklären zu können. Den Schweizern, wie auch nicht selten den amerikanischen Republikanern, imponirt die monarchische Gewalt der Fürsten mehr als Denen, die unter ihnen zu wirken und zu walten gewohnt sind. Sie denken sich, durch den Gegensatz bestimmt, die Macht der Fürsten, die dem Näherstehenden von vielen Seiten her, wenn nicht gesetzlich, doch factisch als bedingt erscheint, schlechthin als eine unbedingte, Alles verschlingende Machtvollkommenheit. In dieser Vorstellung war auch Pestalozzi befangen. Diese und der Gedanke, wie viel darum von diesen wenigen Minuten abhinge, überwältigte ihn, so daß er unterwegs ohnmächtig wurde. Das konnte ihn entschuldigen, wenn er nicht erschien; er durfte nur umkehren, und Ramsauer, sein Begleiter, rieth dazu; er drang in ihn. — „Nein, schweig davon!“ rief Pestalozzi. „Ich muß den König sehen und sollte ich sterben. Wenn durch meine Gegenwart auch nur ein einziges Kind besser unterrichtet wird, bin ich belohnt.“ — Die Audienz lief übrigens ohne weiteren Unfall und zu gegenseitiger Zufriedenheit ab.“

2) „Ergötzlicher und sehr bezeichnend ist ungefähr um dieselbe Zeit der Verlauf eines anderen hohen Besuchs. Ich erzähle nach Pestalozzi's gelegentlichen Aeußerungen aus meiner Erinnerung; für das Thatsächliche also bürge ich nicht. — Während des Krieges suchte Pestalozzi, ich glaube in Basel, den Kaiser Alexander auf, den Selbstherrscher aller Reußen! Sie können sich vorstellen, wie ihm auf diesem Wege die Kniee gewankt haben. Aber die Leutseligkeit Alexander's, der freundliche Empfang stellte ihn sogleich dem Kaiser gegenüber wieder fest auf seine Füße. Im Eifer für die Sache vergaß er Rang und Abstand und Person. Handelte es sich doch um nichts Geringes! — An der Spitze von Millionen Seelen, die in Unwissenheit und Leibeigenschaft nach Licht und Freiheit schmachten, rückt er nach seiner vertraulichen Weise, Auge in Auge zu sprechen, gegen den wohlwollenden Monarchen vor. Alexander weicht; er dringt ihm nach auf Schritt und Tritt, bis der Rückzug am andern Ende des Zimmers zum Stillstand kommt. Nun kann ihm der Kaiser nicht mehr entgehen, und schon hat Pestalozzi die Hand gegen ihn ausgestreckt, um ihn beim Knopf zu fassen, als eine unwillkürliche Bewegung des Kaisers ihn plötzlich über sein Manöver aufklärt. Er hat die Geistesgegenwart, seinen Griff nach der Hand des Kaisers zu dirigiren, um sie zu küssen. Der Kaiser aber kommt ihm zuvor, umarmt ihn auf das herzlichste, und küßt ihn, wie ein Sohn den Vater.“

Mannichfaltigkeiten.

(St. Gallen.) Sonntags den 15. Juni wurde an der Ziegelbrücke zu Schännis das Ehrendenkmal des durch rastlose Thätigkeit und Edelmuth der Gesinnungen ausgezeichneten, um sein ganzes Vaterland hochverdienten, verewigten Staatsraths Joh. Konrad Escher von der Linth eingeweiht. Ueber 3000 Menschen aus dem Sarganserlande, See- und Gasterbezirke, namentlich aber aus dem Kanton Glarus strömten herbei. Nur eine Idee beseelte alle Anwesenden, nämlich die erhabene Idee der Dankbarkeit und Liebe gegen einen Mann, der für mehr denn 20,000 Menschen auf Jahrhunderte so große Wohlthat verbreitet.

(Stuttgart, 9. Juli.) Nach längerer Regenzeit, die dem Getraide, das zu fallen begann, schädlich zu werden drohte, und die beginnende Heuernte, so wie auch die Traubenblüthe verzögerte, ist seit zehn Tagen beständige Hitze eingetreten. Wir hatten hier Mittags 2 Uhr im Schatten den 5. und 6. d. M. 27 Grad Reaumur, den 4. 28 Grad, den 3. und 8. 29 Grad; am 7. erreichte die Hitze 30½ Grad — eine bei uns höchst seltene Höhe. Nach beinahe 60 Jahre zurückgehenden Aufzeichnungen war

Digitized by Google

die größte Hitze hier am 18. Juli 1793 31½ Gr.; im gleichen Monat noch mehrere Male 30 — 30½ Gr. In dem fruchtbaren Jahre 1811 hatten wir lange, gleichmäßig anhaltende Wärme von 20 — 25 Gr.; doch stieg die Hitze in jenem ganzen Sommer nie über 25 Grad. Im Jahre 1818 erreichte die Hitze am 24. Juli 26½, am 25. 28 und am 26. 27 Grad.; am 6. und 8. Juli 1819 29½ Gr.; am 14. Juli 1832 29½ Gr.; am 13. Juli 1834 30½ Gr.; am 17. Juni 1839 28¾ Grad.

Das „Bien public" veröffentlicht folgenden edlen Zug: Am 4. Juli befanden sich zu Paris mehrere Männer auf einem schwachen Gerüste. Der gefährliche Boden, überlastet von Materialien und Holz, brach und riß im Falle die Arbeiter mit fort, mit Ausnahme von zweien, welche die Zeit hatten, sich an einem halb zerbrochenen Balken anzuklammern. Die beiden Unglücklichen fühlten ihre Stütze sich beugen. „Johann", sagte der Eine, „wir zwei sind zu viel, einer könnte Hülfe abwarten!" — „Dies ist wahr, Peter, wer wird sich aufopfern?" — „Ich habe vier Kinder", murmelte der erstere. — „Nun dann, lebe wohl, Peter!" erwiederte der zweite und ließ sich, indem er einen Blick zum Himmel wendete, fallen. Die Vorübergehenden, welche den verstümmelten Körper Johann's aufhoben, erfuhren erst später die erhabene Aufopferung dieses armen Arbeiters.

Ein Prozeß, der in Paris Aufsehen erregt hatte, kam neulich vor dem Assisenhofe der Seine zur Entscheidung. Der polnische Obrist Krosnowski hatte mit seinem Schwager Paul Herve, der überhaupt mit seiner Familie zerfallen war, leidenschaftliche Auftritte gehabt, und bei einer Begegnung auf der Straße eines Tags, am 18. Nov. v. J., hatte jener eine Pistole abgedrückt, dieser war mit der Peitsche auf ihn losgestürzt, und der andere hatte ihm noch einen Pistolenschuß nachgeschickt. Darüber war der Obrist unter der Anklage des Mordversuchs vor die Assisen gestellt worden. Die Herren Wolowski und Philipp Dupin führten seine Vertheidigung, Hr. Cremieux war als Sachwalter der Civilpartei im Namen des Schwagers aufgetreten, welcher, Offizier, durch Verschwendung und Schuldenmachen sich den Unwillen der Mutter zugezogen hatte, auf deren Seite der Schwiegersohn war, daher er von dem Sohn beschuldigt wurde, er wolle die Schranken zwischen ihm und seiner Familie unübersteiglich machen, was die ungemeine Erbitterung zwischen beiden herbeiführte. Bei der Gerichtsverhandlung waren viele Polen anwesend, und Hr. Wolowsko machte lebhaften Eindruck, als er, den Charakter Krosnowski's als eines tapfern Offiziers und Mannes von Ehre schildernd, also schloß: „Nein, Krosnowski ist kein Meuchler. Der Meuchelmord ist in Polen unbekannt. Nie hat er die Annalen meines edlen und unglücklichen Landes befleckt. Im Angesicht der Unterdrückung hat Polen die Hingebung seiner Söhne zur Vertheidigung seiner Unabhängigkeit aufgerufen, nie sich mit dem Dolch des Meuchelmörders bewaffnet. Es hat viel gelitten, und doch könnte der Kaiser Nicolaus zu Fuß und ohne Wachen die Straßen unserer Städte durchschreiten. Er mag dort Helden und Märtyrern begegnen, Mördern nie." Graf Krosnowski wurde freigesprochen.

Zu Versailles wurden vor kurzem die dort im Kerker sitzenden Gefangenen Abends in das neue neben dem Justizgebäude erbaute Zellengefängniß geschafft. Es waren ihrer dreißig und zwei erst kürzlich zum Tode verurtheilt worden; jeder wurde in eine besondere Zelle gebracht. Der neue Bau hat drei Stockwerke und jedes derselben enthält zwanzig Zellen, in welche durch eine sechs Fuß über dem Kopfe des Gefangenen angebrachte Oeffnung Luft und Licht Zugang haben. Außen läuft eine Gallerie, worin die Gefangenwärter sich befinden, an welche sich die Gefangenen wegen etwaiger Bedürfnisse zu wenden haben. In jeder Zelle befinden sich eine Hängematte und ein Stuhl. Zu dem Gebäude gehört ein Hof, der in zehn dreieckige Räume getheilt ist, wo die Gefangenen sich täglich eine Stunde ergehen dürfen.

Bei dem Lager von Oued-Zerga in Algerien hielten unlängst eine Anzahl französischer Soldaten eine Löwenjagd. Der verfolgte Löwe ward tödtlich verwundet; ehe man ihn aber vollends umbringen konnte, stürzte er sich noch auf seine Angreifer und zerfleischte einen der Soldaten so furchtbar, daß er am folgenden Tage starb.

Die Konzerte des Hrn. H. Léonard finden statt am 16ten dieses in Wiesbaden und am 18ten in Homburg. In beiden wird Hr. Graf von Stainlein mit seinem schönen Talent auf dem Violoncello dem Konzertgeber zur Seite stehen.

Korrespondenz.

Marburg, 6. Juli.

Die Feier des Sängerfestes (19., 20., 21. Juli) naht heran und die Vorbereitungen zum Empfange sowohl der besonders Geladenen, wie aller Herrngesehenen werden immer regsamer und umfassender. So wie das Tagesgespräch Alles, was nicht die „drei Tage" betrifft, zurückweist, so verflichtigt und concentrirt sich auch das Bestreben jedes Einzelnen in dem allgemeinen Streben zum würdigen Empfang aller Gäste, zur freundlichen Aufnahme aller Kommenden. Ohne Hyperbel — ein Jeder glaubt, ein ihm besonders angehöriges Fest zu begehen und indem wir nachträglich zu einer schon im vorigen Monat stattgefundenen Veröffentlichung diese sich steigernden Bemühungen Marburg's noch einmal berühren, glauben wir nur eine Pflicht, zugleich auch gegen Die, welche von auswärts ihre Theilnahme bethätigen wollen, zu erfüllen. Schließlich werde das bereits Mitgetheilte auch dadurch ergänzt, daß in dem Konzert in der Katheralkirche (am 20. Juli Vormittags 11 Uhr) zum Vortrag kommen: Ouvertüre für großes Orchester, Hymne nach dem 23. Psalm (von Reißiger), Siegeslied der Kreuzfahrer (von C. Blum), Hymne: „Gott ist die Liebe" (von Schulz), Hymne (von Reithart) und das „Vater unser" (von Spohr).

Bingen, 10. Juli.

Ihr. kais. Hoh. die Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar sind heute, von Ems kommend, dahier eingetroffen und haben Höchstihr Absteigquartier im „Hotel Victoria" genommen. Höchstdieselben gedenken mehrere Tage hier zu verweilen, um die so sehr gesunde und schöne Umgebung von Bingen zu genießen.

Gelnhausen, 10. Juli.

Gestern, Morgens 2 Uhr, zogen mehrere Hochgewitter über Gelnhausen nach dem eine Viertelstunde entfernten Dorfe Heiz. Hier fuhr der Blitz, begleitet mit heftigem Donner, in das Dach der Wohnung des Ackerbauers Noll, von da in das Wohnzimmer und tödtete denselben in der Entfernung von drei Schritten seiner Familie. Von da fuhr er durch den untern Stock in die Stube, wo er ein Fenster zersplitterte.

Mainwasser-Wärme.

Den 11. Juli, Abends: 17 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. Juli. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. (Gastrolle) Graf v. Eberbach: Hr. Fernau, vom Theater zu Rostock.

Sonntag, 13. Juli. Bruderzwist, oder: Die Versöhnung, Schauspiel in 5 Abtheil., von Kotzebue.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 192. Montag, den 14. Juli 1845.

Die gute alte Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Kommandant stand inzwischen ganz auf, steckte den Degen an die Seite, räusperte sich, ergriff dann ein Papier, das vor ihm lag, auf welches er einen langen Blick, einen zweiten auf den erwartungsvollen Kandidaten warf, und murmelte Etwas vor sich hin, was Rädel nicht verstehen konnte, was aber wie: kaum glaublich oder unerhört! klang. — Welches kaum glaubliche, unerhörte Glück war ihm zugedacht? — Sein scharfes Auge suchte in der Schrift zu lesen; er hatte jedoch von der Kunst, leicht und schnell zu schreiben sowohl, wie Geschriebenes im Fluge aufzufassen, eben nicht allzuviel fortbekommen; wäre er jedoch auch viel gewandter darin gewesen, als er war, er würde sich diese dicken langen Linien ohne Grundstriche, ohne Absatz, ohne Worttrennung, welche entsetzlich schief von einer Seite des Blattes zur andern liefen, schwerlich zu enträthseln vermocht haben.

„Lieutenant Rädel," sagte der Kommandant, „kennt Er Seine Majestät, unsern allergnädigsten Herrn?"

„Ich habe nicht das Glück, Excellenz, erwiederte der Lieutenant voller Erwartung.

„Kann Er sich auch nicht erinnern, wodurch Seine Majestät auf Ihn aufmerksam geworden seyn kann?"

Der Lieutenant schwieg einen Augenblick, und war nahe daran, vor solchem hohen Vorgesetzten die Wahrheit zu gestehen, daß der Wildmeister wahrscheinlich von ihm gesprochen habe. Er gedachte jedoch wiederum an sein gegebenes Wort und sagte: „daß er durchaus nicht wisse, wer ihn bei Seiner Majestät empfohlen haben könne."

„Wer Ihn empfohlen haben kann?!" rief der Kommandant, und er sah ihn dabei so starr und wunderbar an, daß ein unwillkürliches Zittern durch seine Adern lief. „Ja, wenn Er es nicht weiß, ich weiß es nicht; aber besser wäre es für Ihn, Derjenige hätte sich unterweges . . . . doch was kann es Alles helfen!" unterbrach er sich selbst mit rauher Stimme. „Es thut mir leid, Rädel, Ihm zu eröffnen, daß . . . kann Er lesen, kann Er Geschriebenes lesen?"

„Ja, Excellenz. Mein Vater war ein Geistlicher, ich lernte lesen und schreiben."

„So lese Er Das," sagte der General, „vielleicht bekommt Er noch etwas Anderes heraus, als alle meine gelehrten Offiziere und Schreiber."

Er reichte dem Lieutenant den Brief hin, auf dessen erster Blattseite fünf oder sechs Linien geschrieben waren, und darunter ein Name, das Einzige, was er im Augenblick erkannte, der Name des Königs. Es war des Monarchen Hand, ein eigenhändiges Schreiben, ein Cabinetsbefehl. Guter Gott! ein Befehl, der ihn und seine Zukunft betraf. Seine Hand zitterte, er konnte das Papier kaum halten. Aber wie entsetzlich schwer waren diese Züge zu entziffern! Er starrte eine Zeitlang hinein, ehe er die Anfangsworte finden konnte. Endlich hatte er diese, dann fand sich der Zusammenhang. Er las: „Ich ertheile Dir hiermit den Befehl, den Rädel festnehmen und ohne weitere Procedur" . . . er sah das Wort an, sah den Kommandanten an, die Offiziere, die sämmtlich ihre Augen auf ihn gerichtet hielten, und er legte todtenbleich den Brief auf die grüne Tafel und sagte: „Liebe Herren, treiben Sie mit mir keinen so furchtbaren Scherz. Ich bin ein armer Mann, aber ich habe Frau und Kinder, die nach dem Vater schreien, und es könnte mich wahnsinnig machen, wenn ich denken müßte, Sie wollten es noch weiter führen. Nein, nein! sagen Sie mir aufrichtig, was es damit für ein Bewenden hat."

Der Schweiß perlte in dicken Tropfen auf seiner Stirn; er versuchte zu lächeln, und maß mit schnellen, angstvoll rollenden Blicken die Umstehenden.

„Er hat es also gelesen? Er hat doch auch Seinen Namen erkannt?" sagte der General. „Es thut mir leid, Rädel, aber ich muß meine Pflicht erfüllen, und hier steht es: „den Rädel festnehmen und ohne weitere Procedur aufhängen zu lassen!"

„Aber warum? weshalb?" rief der unglückliche Lieutenant. „Ich verlange Gerechtigkeit! Ich verlange, mein Verbrechen zu wissen; ich verlange Verhör und Richterspruch!"

„Verlangen kann der Mensch sehr viel," sagte der dicke Herr achselzuckend, „und wenn es in meiner Macht stände, sollte es Ihm auch ganz gewiß gewährt werden. Aber hier steht es ja ausdrücklich: „ohne alle Procedur aufhängen zu lassen, und zwar ehe Ich komme. Friedrich Wilhelm."

Eine Todtenstille folgte der Vorlesung des Briefschlusses, bis der Kommandant die Uhr aus der Tasche zog und mit bedauerndem, halblautem Tone sagte: „Es ist beinahe sieben jetzt, fasse Er sich, wie ein Mann, Rädel; um neun Uhr kommt der König von Potsdam, dann muß die Execution vorüber seyn. Es hilft doch Alles nichts, und wenn Er sich das Haar ausrisse und die Augen dazu, gehenkt müßte Er werden, der König hat's befohlen! Wenn Er mein eigener Sohn wäre, es ginge nicht anders. Was ich irgend thun kann, Seine Lage zu erleichtern, will ich thun. Zwei Stunden hat Er Zeit, benutze Er die, und wenn Er einen Beichtvater haben will, so will ich Ihm den besten rufen lassen, der da ist."

„Meine Frau, meine Kinder!" sagte der arme Mann zitternd. „Ich kann's nicht glauben, ich kann's nimmermehr glauben! Es ist ja unerhört, einem Unschuldigen das Leben zu nehmen, ohne Gesetz, ohne Recht! Was that ich? Um Gotteswillen, sagen Sie mir, was that ich?!"

„Ich weiß es nicht," sagte der Kommandant; aber hier steht es: „Laßt den Rädel hängen!" und da hilft nichts; Mann, macht mir den Kopf nicht heiß! Fügt Euch als ein guter Unterthan in den Willen Eures Monarchen. Er muß am besten wissen, was

Digitized by Google

er thut; ich habe die Verantwortung nicht, ich vollziehe nur, was er mir aufträgt; das Uebrige mag er abmachen."

Der dicke Herr war sichtlich bewegt. Er war an Gehorsam so gewöhnt, wie ein Soldat des achtzehnten Jahrhunderts es nur seyn konnte, und doch regte sich in seiner Brust ein sonderbares Gefühl, als er den bleichen Delinquenten anschaute, der vergebens um Recht rief, vergebens seine gänzliche Unschuld betheuerte.

„So muß ich denn sterben," sagte Rädel mit verzweiflungsvollem Grimm, „weil ein Mensch es befiehlt, den ich nie gesehen habe! Meine Kinder! Sophie! es ist entsetzlich! ärger wie ein Hund sterben zu müssen, und Niemand fragt, ob's recht, ob's unrecht sey!"

„Kann Er sich denn gar nicht besinnen?" fragte der General. „Hat Er vielleicht unbesonnene Reden geführt, raisonnirt über das Regiment, oder gar über die Person Seiner Majestät, und hat Er einen geheimen Feind gefunden, der Das benützt hat, um es gelegentlich anzubringen und sich dabei beliebt zu machen?"

Da fiel dem armen Lieutenant der Wildmeister ein, und was er zu dem gesprochen. Er zitterte und erschrak, das Gewissen hämmerte in seinem Herzen; ja, das war es sicherlich! Der Wildmeister hatte ihn verrathen; er hatte mit seinem Höllengelde ihm sein Leben abgekauft; was thut so ein Mensch nicht des Vortheils wegen, um sich als eifriger Diener zu erweisen? Und der Mann sah böse aus, er lachte so sonderbar, in seinem Wesen lag so viel Unheimliches. — Hilf Gott! jetzt war der Schlüssel zu dem Geheimniß gefunden, jetzt sah der Unglückliche wohl ein, daß er rettungslos verloren sey.

„Nun, quäle Er sich nicht weiter," fuhr der General fort, als er den Kampf in den zuckenden Gesichtsmuskeln seines Gefangenen bemerkte; „denk' Er, es hat so seyn sollen, und wenn Er es auch wüßte, helfen würde es doch nichts."

„Es hilft nichts," sagte der Lieutenant mit plötzlicher Fassung, „Sie haben Recht, so will ich mich denn vorbereiten, wie ich kann. Als Soldat habe ich mehr als ein Mal dem Tode in's Auge gesehen, ich zittere nicht vor ihm; aber meine arme Familie! Lassen Sie sie rufen, Herr General, und geben Sie mir Zeit zu dem nöthigen Abschiede."

„Ich muß sagen, daß Er mich dauert," rief der Kommandant, „aber ich kann's nicht ändern. Ich werde Ihn nach der Marktwache bringen lassen; Seine Frau soll Zutritt haben, und ehe es die höchste Zeit ist, den Befehl des Königs zu vollziehen, soll Niemand Ihn molestiren. Geh' Er, Lieutenant Rädel, und find' er sich mit seinem Gott und mit der Welt ab."

Der Lieutenant verbeugte sich mit Anstand und ging hinaus. Hinter sich hörte er den alten Kommandanten gewaltig fluchen. „Millionen Element!" schrie er, „ich weiß nicht, was der arme Kerl da verbrochen hat, aber hart ist es, daß er so sterben soll, und doch muß er d'ran, es hilft Alles nichts. Sagt dem Prevoß, er soll seine Anstalten machen und säuberlich mit ihm verfahren."

Das war ein schlimmer Trost, den Rädel mit auf den Weg nahm. Er war aber wunderbar gefaßt. Er setzte sich gelassen in den Wagen, dies Mal stieg jedoch kein Offizier mit ihm hinein, sondern zwei Korporale, und zu beiden Seiten ritten sechs Dragoner, die ihn nach einer kurzen Fahrt in die Hauptwache lieferten.

(Fortsetzung folgt.)

Schloß Stolzenfels.

Das Schloß Stolzenfels, gegenwärtig zu einer königlichen Hofburg erhoben, verdient jetzt, wo es zu dem Empfange der hohen Gäste eingerichtet ist, welche in diesem Jahre die Rhein-Ufer besuchen werden, mit Recht seinen Namen. Die Lokalität gestattete nicht, viel Räumliches zu dem ursprünglich Gegründeten hinzuzufügen, weßhalb für das königliche Gefolge unterhalb des Schlosses in einer Schlucht eine zweite Burg erbaut wurde, welche von der Stadtseite (der koblenzer) die Ansicht bedeutend belebt und den bequemen Fahrweg auf die Höhe mit den dazu gehörigen Ueberbrückungen außerordentlich anziehend macht. Der Schloßhof, die Gärtchen und Mauerthürme sind theils an sich, theils durch die Aussicht, welche sie gewähren, äußerst reizend, und das Schloß selbst, die Zimmer der hohen Herrschaften prächtig und dem Aeußern gemäß mit Hausrath ausgestattet, der theils aus erworbenen alten Gereiden besteht, theils aus neuen, welche nach mustergültigen alten gearbeitet worden. An Gemälden, Kunstsachen, Alterthümern besitzt das Schloß einen bedeutenden Reichthum, hat einen mit Waffen geschmückten Rittersaal, der sehenswürdig ist, und neben diesem noch eine zweite Halle, die man Geschichtshalle nennen könnte, deren größerer Theil bereits durch Heinrich Stilke gefertigt worden, die aber erst im künftigen Jahre ganz vollendet seyn dürfte. Die Halle bietet in ihren drei spitzbogigen Seitenwänden sechs große Felder zu Bildern, an der vierten Fensterseite vier kleine Felder, welche allzusammen durch geschmackvolle, an die Architektur sich genau anschließende, organisch aus einander entspringende Arabesken eingefaßt und verbunden sind. Die vier kleineren Felder enthalten die Bilder der vier heiligen Ritter: Reinold, Martin, Gereon und Moritz. Die größeren Felder Geschichtsbilder, Bilder von Ereignissen, welche auf die Rheinlande Einfluß hatten, die über dieselben einen Schimmer wiedererweckender Herrlichkeit werfen, deren jedes einzeln dazu eine eigene Ritter- und Herrschertugend hervorhebt. Die Tapferkeit erblicken wir im Heldentode des blinden Königs Johann von Böhmen (Luxemburg) in der Schlacht bei Azincourt. Die Minne ist dargestellt durch den Empfang der Prinzessin Eliza von England am Rhein-Gestade. Die Königstochter, unter einem Baldachine einherreitend, von dem Gefolge ihrer Frauen begleitet, von volksthümlich gekleideten Mädchen mit Weihgeschenken empfangen, bildet einen zauberischen Gegensatz zum Helden Friedrich II., welcher sich, von seinen Rittern gefolgt, bewillkommnend an sie drängt. Die Treue ist bezeichnet durch den Opfertod Hartmann's von Siebeneichen, der in der Burg zu Susa, wo Friedrich I. auf der Flucht rasten will, als er von den italienischen Burgherren verrathen wird, sich in das königliche Bett legt und sich für den Gebieter ermorden läßt, während dieser, in den Mantel des Dieners verhüllt, die Rettung gelingt. Der treue Hartmann legt sich gegen des Kaisers Willen ins Bett, deckt sich mit dem Purpurmantel und stößt den Gebieter sanft zurück, welcher von anderen Dienern rasch bekleidet und zu einem Fenster zur Flucht gezogen wird. Der Gesang ist durch die Rheinfahrt Philipp's von Schwaben dargestellt. Der junge Herrscher und sein holdseliges Gemahl befahren in einer Gondel den Rhein; hinter ihrem Thronhimmel ist ein Gefolge von schönen Dienerinnen, Hofleuten und Schiffern bemerkbar, während vor ihnen die zeitgenössischen Sänger stehen. Wolfram von Eschenbach spricht so eben ein Gedicht, und die Fürstin hält den Kranz für ihn bereit. Hartmann von der Aue, Wittwolf, Gottfried von Straßburg, Walter von der Vogelweide sind in herrlichen Gestalten wiedergegeben; selbst der spukhafte Klingsohr nicht vergessen, dessen Bild in dem schönen Ganzen von treffender Wirkung ist. Die noch leeren Felder sollen die Darstellung der Gerechtigkeit und der Beharrlichkeit enthalten. Das Schloß Stolzenfels wird allein schon der Heldenhalle wegen ein besuchtes Heiligthum deutschen Volkes bleiben.

Mannichfaltigkeiten.

Unter den vielen Sammlungen für Freunde der Dichtkunst und der Deklamation ist eine der neuesten und zugleich reichhaltigsten

Digitized by Google

die von Ernst Littfas (Berlin, im Verlag von L. W. Krause). Sie ist bis zum 18ten Hefte erschienen und besonders auf die Unterhaltung in heiteren Gesellschaftskreisen berechnet. Gediegene Originalbeiträge, namentlich im komischen und humoristischen Genre, werden vom Herausgeber erbeten und anständig honorirt; zur Einsendung derselben fordert er deutsche Dichter auf. Die hier gebotenen Poesien sind von sehr ungleichem Werthe, mitunter ganz unbedeutende Stücke, haben aber den Vorzug, nur wenig bekannt und zum großen Theile ganz neu zu seyn, so daß also der Käufer nicht eine Waare erhält, die bereits in aller Welt Händen ist und nur in einer neuen Vervielfältigung auf mechanischem Wege erscheint. In dieser Beziehung hat die Sammlung von Littfas das Verdienst der Selbstständigkeit und den Reiz der Neuheit, weßhalb ihr auch ein starker Absatz geworden ist.

Th. Döring hat am 6. d. M. ein abermaliges und drittes Gastspiel in der Rolle des Franz von Moor auf der Berliner Hofbühne, welcher er demnächst als engagirtes Mitglied angehören wird, mit großem Beifall eröffnet.

Theophile Gauthier geht mit seinem Freunde Noel Parfait nach Afrika; jeder erhält vom Verleger Hetzel 10,000 Fr., um zu einem großen illustrirten Werke über Algerien den Text zu schreiben.

Man schreibt aus Brüssel vom 8. Juli: In Algier richten, den neuesten Nachrichten zufolge, die arabischen Heuschrecken, welche zu Milliarden einherziehen, die größten Verheerungen an. In einem Nu ist jede Spur von Grün verschwunden. — In Belgien haben dieses Jahr die Raupen eine ähnliche Verwüstung in vielen Strichen angerichtet, nicht blos in dem schönen Spaziergange (l'allée verte) zu Brüssel, sondern auch in den umliegenden Gärten. Auf dem Landgute eines Bekannten mußten die Arbeiter die Raupen mit Besen von den Obstbäumen herabfegen. Man tödtete dies Ungeziefer buchstäblich scheffelweise.

(Jesuitengelder.) Welche Geldsummen den Jesuiten und deren Affiliirten zu Gebote stehen, beweisen französische Blätter durch das neuerlich von den Augustinerinnen zum heiligen Herzen in der Rue de Sante zu Paris, in der Nähe des Observatoriums, gebaute Kloster, welches zwei bis drei Millionen Franken kostete. Die Frauen zum h. Herzen stehen unter der Leitung der Jesuiten.

In Bombay ist der reiche Parsi Carsetji Menockji im 83sten Jahre gestorben. Er hinterläßt 100 Kinder, Enkel und Neffen. „Er war", heißt es in seinem Nachrufe, „der Freund der Reichen, der Vater der Armen und gleichgeschätzt von Allen.

Englische Kapitalisten haben jetzt ein Eisenbahnnetz für Schweden und eine Eisenbahn durch Sardinien im Plane. Bald wird der ganze Erdkreis von den Aktienspielern als grüner Tisch behandelt werden.

Die Stadt Paris verbraucht jährlich im Durchschnitt eine Million Steren ($^1/_2$ Klafter) Brennholz zu einem Werthe von 15 Millionen Fr.; der Verbrauch an Brennmaterial in ganz Frankreich wird auf einen Werth von 500 Millionen Franken veranschlagt.

(Nürnberg, 10. Juli.) Gestern Morgen um 3 Uhr suchten zwei Weiber aus Mogeldorf in der Regnitz den Tod. Der Fall ist von psychologischer Seite zu merkwürdig, als daß wir ihn nicht ausführlich erzählen müßten. Eine ledige Person in den Dreißigen wohnt mit einer jüngeren, verheiratheten Bekannten in einem Hause. Der Mann der letzteren, wie es scheint von eifersüchtigem Verdacht getrieben, läßt beiden fortwährend eine harte Behandlung widerfahren. Die Zwistigkeiten, die Auftritte mehren sich von Tag zu Tag und bringen endlich die Weiber zu dem Entschluß, diesem gequälten Daseyn durch den Tod ein Ende zu machen. Mehrmals bereden sie sich über die Nothwendigkeit und die Ausführung ihres Entschlusses. Doch hängt die Aeltere, wie sehr sie auch das gleiche Schicksal zu freundschaftlicher Sympathie zwingt, noch mehr an dem Leben. — Vorgestern Abend endlich verlassen beide, durch eine neue Scene auf das Aeußerste gebracht, gemeinschaftlich das Haus. Sie bringen die Nacht auf einer Wiese in der Nähe der Regnitz zu. Mehrmals fahren sie aus dem Schlummer auf und besprechen von neuem die beschlossene That. Wie der Tag graut, um 3 Uhr, weckt die Verheirathete ihre Gefährtin. Jetzt, sagt sie, sey es die höchste Zeit. Doch die Andere schwankt. Sie will leben. Vorwürfe und die Erinnerung an das gegebene Wort bringen sie indeß zum Entschlusse. Da sie gemeinschaftlich sterben wollen, binden sie sich an Arm und Bein an einander und springen so verkettet in die Regnitz. Aber hier gewinnt die Lust zum Leben bei der Aeltern der beiden Unglücklichen wieder die Oberhand. Sie ruft um Hülfe und macht Anstrengungen, sich zu retten, welche jedoch die Verkettung mit ihrer widerstandslosen Gefährtin vereitelt. Zum Glück befinden sich bereits Arbeiter auf den nahen Feldern. Man eilt herbei und die Beiden werden aus dem Wasser gezogen, die Eine bereits bewußtlos, die Andere kaum noch den letzten Lebensfunken bewahrend. Indeß wird schnell die nöthige Hülfe gebracht und beide sind jetzt wieder außer Gefahr. (So viel aus zuverlässiger Quelle.)

(Nürnb. Kur.)

(Bamberg, 7. Juli.) So eben erfahren wir von einem räuberischen Einbruch, der in vergangener Nacht in das gräflich Schönborn'sche Schloß zu Pommersfeldern geschah, jedoch glücklich vereitelt wurde. Die Diebe, drei an der Zahl, waren in das Zimmer gebrochen, wo der reiche Schmuck der Gräfin aufbewahrt wurde, hatten hier die werthvollsten Gegenstände in Säcke gepackt und waren bereits auf dem Wege der Flucht, als sie von einem der Einwohner des Dorfes gewahrt und mit Hülfe der Herbeieilenden eingefangen und in festen Gewahrsam gebracht wurden. Einer derselben hatte sich bis auf eine Viertelstunde entfernt, wurde aber noch eingeholt. Ihrer Aussage nach sollen die frechen Räuber aus Fürth seyn und bei einem Besuche des Schlosses die günstige Gelegenheit ausgemittelt haben. Leider soll einer der Verfolger durch einen Streifschuß verletzt seyn; allein lebensgefährlich soll die Wunde nicht seyn. Angeblich wollten sich die Diebe von da nach Hirschaid begeben, um von dort mit der Eisenbahn weiter befördert zu werden.

(Bamberg, 8. Juli.) Die historischen Vereine von Oberfranken zu Bayreuth und Bamberg hielten gestern ihre jährliche Zusammenkunft zu Banz. Der erlauchte Besitzer dieses durch seine Geschichte, seine herrliche Lage und seine wichtigen Denkmale und geologischen Sammlungen gleich ausgezeichneten Schlosses, Se. königl. Hoh. der Herzog Maximilian in Bayern, der Protektor des historischen Vereins zu Bamberg, geruhte die Versammlung durch den herzoglichen Domainenrath Hoetzler im größern Familiensaale bewillkommnen und zu einem Festmahle nach beendigter Sitzung einladen zu lassen, welcher huldvolle Empfang mit lautem Lebehoch für den gastfreundlichen Gönner der Wissenschaften verdankt wurde.

(Aus der Wetterau.) Von Dr. F. L. Weidig's „Reliquien" ist jetzt bei Buchhändler Hoff in Mannheim die zweite Auflage erschienen, nachdem die erste schnell vergriffen war. Dieselben sind zum Besten der beiden Waisen des Verfassers erschienen, die beide noch sehr jung sind. Der Sohn Wilhelm befindet sich auf dem Gymnasium zu Wetzlar und die Tochter erfreuet sich einer trefflichen Erziehung von Seiten der Geschwister Weidig's. Da die Kinder vermögenslos sind und die von Bürgermeister Kü-

Digitized by Google

chel zu Butzbach zu ihrem Besten veranstaltete Sammlung nur einige Hundert Gulden ertragen hat, so wäre diesen Reliquien ein baldiger Absatz zu wünschen. Sie bestehen aus einer sehr guten Biographie, die aber das tragische Ende verschweigt, ferner siebenunddreißig Gedichten, welche sehr an Klopstock erinnern, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Form meist deutsch ist, indem Weidig den Reim dem griechischen Odenversmaße vorzieht. Dieser Sammlung sind drei Predigten beigefügt aus den Jahren 19, 23 und 34.

Die „Voss. Ztg." berichtet aus Potsdam: „Seit einiger Zeit findet die Prüfung eines in Simmering neu erfundenen Schießgewehrs statt, von dessen Wirkung man wunderbare Dinge erzählt. So sollen damit auf 1000—1200 Schritt sichere Kernschüsse gethan werden können und zwar bis siebenzehn Schuß in einer Minute."

Korrespondenz.

Worms, 8. Juli

Der zu Mainz unter Franz Sausen's Leitung erscheinende „Katholik" gibt in seiner Nro. 79 eine Berichtigung früherer Angaben über die Verhältnisse der deutsch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl mit dem Bemerken, daß er diese Berichtigung für eine wahre Gewissenssache halte, da er selbst von den ärgsten Feinden der Kirche nicht mehr berichten wolle als — die reine Wahrheit. Um dem Gewissen des „Katholiken" Gelegenheit zu geben, sich auch in Bezug auf andere ihm eingesandte (oder selbstverfertigte?) Berichte zu entlasten, mache ich ihn aufmerksam auf seinen Bericht über die hiesige „Kerblersfeier", wie er den hiesigen ersten deutsch-katholischen Gottesdienst liebevoll genannt hat, und worin es heißt, daß diese (die Kerbiersfeier) hier „total Fiasco gemacht, und man erst mehrere Tage nachher aus dem Frankfurter Journal ersehen habe, was eigentlich hier vorgegangen." Hrn. Sausen diene hierbei zu wissen, daß 1400 Menschen dem Gottesdienste mit anwohnten, daß Tausende das Local, worin er abgehalten wurde, umstanden, die zuletzt sogar sich nicht abhalten ließen, laut und freudig in den herrlichen Schlußgesang: „Großer Gott, wir loben dich!" miteinzustimmen; daß Allen, welche Zeuge der heiligen Handlung waren, diese in Wahrheit aus dem ächt-christlichen Geiste der Liebe zu Gott und zu den Menschen hervorgegangen erschien, welchen im Leben zu bethätigen der Deutsch-Katholizismus sich als Aufgabe gestellt hat, so daß selbst streng römisch-katholische Zuhörer ihre achtungsvolle Anerkennung auszusprechen sich gedrungen fühlten. Möge Hr. Sausen, der die Wahrheit so sehr liebt, es nicht minder für eine Gewissenssache halten, über den deutsch-katholischen Gottesdienst in Worms und Offenbach, worüber seine Korrespondenten ihn so ganz vorzugsweise mit Unwahrheit getäuscht zu haben scheinen, die nöthige Berichtigung nachzutragen, wenn er nicht anders nur solche Berichtigungen liebt, welche zu seinen Zwecken sich ausbeuten lassen.

---

†† Aus Rheinhessen, im Juli.

In der Nummer 74 der Wormser Zeitung endigte die Redaction einen interessanten confessionellen Streit, der sich seit einigen Wochen schon in diesem Blatte fortspann, mit den Worten: „Bis hierher und nicht weiter." Dieser Streit wurde, so nennt man wenigstens den Autor des Angriffs, von einem Lehrer an dem Wormser Gymnasium einige Tage vor der Ankunft des Hrn. Pfarrer Kerbler daselbst hervorgerufen, und mit ihm trat dann das vorsitzende Mitglied der Wormser deutsch-katholischen Gemeinde wohlgerüstet in die Schranken. Es ist bekannt, daß allenthalben unter den Römlingen der Name „Deutsch-Katholik" Uebelbefinden verursacht; so war auch wieder dieser Angriff allein nur auf den Namen gerichtet. Um kurz und wahr zu seyn, wird versichert, daß der erste Kämpe die Arena alsbald verstummend verließ und daß die Deutsch-Katholiken ihren guten Boden inne hielten. Ein römisch-katholischer Geistlicher von Worms griff nun etwas später, man sagt in Gemeinschaft mit einigen seiner Collegen in Mainz, den Gegenstand wieder auf; die Vertheidigung streute aber so vortreffliches Material aus ihrem Geschütze, daß die Gegner, die Ultramontanen, der Redaction für den gemachten Halt den besten Dank haben müssen, denn dadurch allein wurde seinem weiteren Verhaspeln vorgebeugt. Es ist von hoher Wichtigkeit, daß die jetzt schon bestehenden süddeutschen Gemeinden ungestumt einen recht erhebenden, belehrenden Gottesdienst zur Anschauung und öfteren Erbauung bringen, und deshalb werden wohl alle bisher gereichte Liebesgaben gute und nöthige Verwendung finden.

Aus der Wetterau, 7. Juli.

Die Vorbereitungen zu dem Heldenberger Sängerfeste sind ihrer Vollendung nahe. Ueberall verspürt man die freudigste Thätigkeit. Alles wirkt darauf hin, den Sängern und andern Besuchern einen angenehmen Aufenthalt und einen vergnügten Tag zu verschaffen. Die Theilnahme auswärts ist aber auch unerwartet groß. Bis jetzt haben über 500 Sänger ihre Mitwirkung zugesichert, und zwar die Gesangvereine von Assenheim, Bonames, Bornheim (Concordia und Liederkranz), Frankfurt (Liedertafel und Teutonia), Friedberg, Hanau (Frohsinn, Concordia und Tonblüthe), Niedererlenbach, Niederwöllstadt, Obereschbach, Ortenberg, Rödelheim (Concordia und Liederzweig) und Wilbel. — Auch der rüstigen Turnerschaar von Hanau hat sich das Fest zu erfreuen. Und so lassen denn die herrlichen Kräfte zu der frohen Hoffnung berechtigen, ein recht schönes, deutsches Zweigsängerfest zu erleben. Schließlich folge hier noch, daß der Empfang der Sänger Vormittags um 11 Uhr stattfindet. Nach der beliebigen Restauration in den Gasthäusern ist Probe im Schulhofe; darauf unter Musikbegleitung Festzug auf die mit Zelten versehene große Wiese an der Frankfurter Straße. Hier, auf dem eigentlichen Festplatze, werden alsdann 8 Chöre in 2 Abtheilungen aufgeführt. In den Zwischenpausen folgen Vorträge einzelner Vereine; Instrumentalmusik; Toaste ꝛc. — Volksbelustigungen, Feuerwerk und Ball beschließen die Festlichkeiten. — Möge der Himmel diesem Feste günstig seyn, und die Freuden Tausender nicht vereitlen!

Frankfurt a. M.

Konzert des Liederkranzes für die Mozartstiftung.

Die weiten freundlichen Räume der Mainlust werden im Laufe der nächsten Tage von dem kräftigen Chor unserer Männergesangvereine widertönen. Der Liederkranz beabsichtigt nämlich, nach dem Vorbild der letzten Jahre, auch in diesem Sommer ein großes Konzert für die Mozartstiftung in dieser Localität zu veranstalten. Mit freundlicher Bereitwilligkeit und mit regem Eifer für den schönen Zweck haben die übrigen Gesangvereine sich der Aufforderung des Liederkranzes sämmtlich wieder angeschlossen, und es ist bei der imposanten Masse und einem bereicherten und neuen Repertoir der aufzuführenden Chöre gewiß ein schöner Genuß zu erwarten. Die Proben werden bereits seit längerer Zeit eifrig abgehalten, und es wird bei der Gunst der Witterung die Aufführung Donnerstag den 17. d. stattfinden. Den bisher beobachteten Gang in entsprechender Weise zu variiren, und auch auf andere Weise für gute Unterhaltung des Publikums zu sorgen, ist für das Comité eine besonders angelegentliche Rücksicht gewesen und es wird in dieser Beziehung vorzüglich eine brillante Beleuchtung der inneren Räume der Mainlust, so wie die Abbrennung eines Feuerwerks eine entsprechende Abwechslung darbieten. — Möge ein lichter, heiterer Sommertag dem schönen Feste und seinem sinnigen Zwecke freundlich strahlen! Die Gunst des Publikums, das dem Wirken des Vereins schon so manchen frohen Genuß, so manche erhebende Erinnerung verdankt, wird sicherlich auch diesmal mit alter Liebe und mit lebendiger Theilnahme den stets regen und eifrigen Bestrebungen desselben sich fördernd zuwenden!

Mainwasser-Wärme.

Den 12. Juli, Abends: 17 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 13. Juli. Bruderzwist, oder: Die Versöhnung, Schauspiel in 5 Abtheil., von Kotzebue.

Montag, 14. Juli. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 193. Dienstag, den 15. Juli 1845.

Die gute alte Zeit.

(Fortsetzung.)

Als er ausstieg, drängten sich die gefangenen Arbeiter neugierig an die Eisenstäbe ihres Gefängnisses. Der Rothhaarige war auch dabei, und mit einem lustigen Hurrah! schwenkte er seine Mütze. — „Da ist der brave Herr," schrie er, „der bringt mir die Freiheit von dem unbekannten Wohlthäter! — Aber wie sieht er aus? Was soll denn das heißen?" fuhr er fort. „Ist er es denn? Freilich ist er's! — Was wollen denn die Soldaten da, und was hat der Profoß drüben an dem dreibeinigen Wegweiser zu thun?"

„Halt's Maul, Alle!" sagte der Wärter, der herein trat, „und seyd froh, daß Ihr hier trocken sitzt. Der da wird bald einen tüchtigen Sprung machen."

„Gehängt soll er werden?" fragte der kleine Maurer zaghaft entsetzt.

„Gehängt, wie man eine Gans hängt, das ist richtig," versetzte der Wärter.

„Du lieber Gott! was hat er denn gethan?"

„Was wird er gethan haben? Irgend was Schlechtes, geraubt, gestohlen?"

„O, der Spitzbube!" schrieen die Bursche, „das ist ihm recht."

Der kleine Rothhaarige fuhr mit der einen Hand in die Tasche, wo er den Dukaten hatte, und drückte ihn krampfhaft zwischen die Finger, mit der andern fuhr er über die Augen. „Es ist schlecht von ihm," murmelte er; „freilich haben sie Recht, wenn sie ihn hängen, aber . . . er wird doch nicht etwa sagen, daß er mir . . . Donnerwetter! ich wollte, es wäre schon mit ihm vorbei! aber freilich thut er mir leid. Aufhängen! es muß fürchterlich seyn, so aufgehängt zu werden."

Während dessen war der Verurtheilte in ein oberes Gemach gebracht worden, das für Gefangene besserer Art bestimmt war. Man ließ ihn allein. Mit starken, schnellen Schritten ging er in dem Gefängniß auf und ab. Der Wechsel seines Schicksals war zu groß und zu entsetzlich. Mit den freudigsten Hoffnungen hatte er sein Haus verlassen, und welch ein Wiedersehen mit Denen, die er über Alles liebte, stand ihm bevor; das war bitterer als der Tod, unerträglich peinigend, unerhört zu denken. Er faßte seinen Kopf mit beiden Händen; er sah zum Himmel auf, der blau und rein das Firmament umzog, es war ihm Alles wie ein Traum, aus dem er erwachen müßte. Mit wilden Blicken sah er umher, zum Fenster hinaus, und kehrte schnell zurück. Da stand der fürchterliche Pfeiler vor seinen Augen, da waren Menschen beschäftigt, da trieb sich gaffendes Volk umher, mit Geschrei, mit Gelächter, mit der stumpfsinnigen Neugier, die aus dem Entsetzlichen ein Schauspiel macht, und mit eben dieser Neugier erwarteten sie ihn, um das Ende seiner Qualen anzuschauen und befriedigt nach Hause zu gehen.

„Was habe ich gethan," rief er verzweiflungsvoll, daß dieß mein Loos seyn muß? Reicht die menschliche Macht so weit, einen Menschen aus dem Leben zu stoßen, einer geringen Beleidigung, eines unbedachten Wortes, einer Wahrheit willen, die mein bitterer Kummer mir auspreßte und die ein Elender benutzte, um mich zu verderben? — Entsetzlich! o, entsetzlich, daß zur rechtlosesten Willkür sich immer willige Hände finden, daß Knechtschaft und Stumpfsinn so groß geworden sind, zu tödten und zu morden, wenn der mächtige Herr gebietet, ohne zu fragen, ob ein Unschuldiger blutet! — Ach! arme Sophie, Du hattest Recht! Thorheit ist es, von einem entarteten Geschlecht Besseres zu erwarten. Andere Zeiten müssen kommen, wenn die Tyrannei keine Opfer mehr schlachten soll, andere, bessere Zeiten; aber, ach! was hilft es mir, daran zu glauben? Gott steigt nicht aus seinem Himmel, um mächtiger, als der Mächtige, der meinen Tod befiehlt, mich zu beschirmen. Er ist zu hoch, zu weit, und mir bleibt nichts, als die Rache, ihm zu befehlen."

Mit Mühe erzwang er eine Fassung, die ihn jeden Augenblick verlassen wollte, als jetzt die Riegel klirrten und Frau und Kinder hereintraten. Laut schluchzend warf sich die blasse Frau in den Arm ihres Gatten, der die ohnmächtig Erschöpfte zu dem harten Sessel trug, auf seine Kniee setzte, sie fest umschloß, und ihre Thränen mit den seinigen mischte. Die Kinder knieten an seinen Seiten und umklammerten sein Kleid. Ihre unschuldigen Augen starrten den Vater an; sie begriffen nicht das Furchtbare, das in dem Worte: Tod! liegt; aber auch der Seele des Kindes malen sich die unbekannten Schrecken der Ewigkeit; seine Angst, sein Kummer, sein Leid ist rührender, weil es aus der Hülflosigkeit des zarten Lebens dringt. Und wie sie mit den schwachen Händchen den Verurtheilten umfaßten, wie sie ihn mit Liebesnamen nannten und ihn baten, sie nicht zu verlassen, da ging der Profoß und der Wächter hinaus; sie konnten es nicht länger ansehen. Das Mitleid findet seinen Weg in das härteste Herz, und ein mitleidiger Henker und Kerkerknecht ist doch das Allertrübseligste und Albernste, was man sich denken kann.

Lange Zeit saßen die beiden Unglücklichen stumm; sie hatten keine Worte für ihr Elend. — Von Zeit zu Zeit blickte Rädel in die Augen Derer, die er auf immer verlassen sollte, als wolle er sich ihr Bild fest einprägen, und dann ließ er traurig den Kopf und Hand sinken und schmeichelte und drückte seine Kinder.

Nach einiger Zeit gewann er jedoch seine volle Fassung wieder. — „Ich sehe wohl ein," sagte er, „ich bin ein verlorner Mann, und alles Klagen und Jammern ist unnütz. Der Wildmeister hat mich verrathen, mag mein Blut über ihn kommen! Ich habe dem Menschen nichts gesagt, als daß ich vom Könige und dessen Hülfe nichts wissen wolle, daß er ein Knauser sey, daß er immer haben,

Digitized by Google

aber nichts geben wolle, daß er sogar für die Juden Bilder male, die er sich bezahlen lasse."

„O, mein Gott!" rief die arme Frau, „das hast Du gesagt? Wie konntest Du das wagen?"

„Es ist die Wahrheit," versetzte der Lieutenant trotzig, „und was ist denn Fürchterliches an meinem Frevel?!" — Er legte die Hand auf sein Gesicht und sagte leise seufzend: „Ich hätte freilich an Dich denken können, an meine Kinder, an den Zorn des Gewaltigen, an die rechtlose schlimme Zeit, aber es ist nun ein Mal geschehen, und nichts mehr daran zu ändern."

„Ich will hin!" — rief die Frau außer sich. „Ich will mich zu seinen Füßen werfen, ich will mit den Kindern vor ihm knieen, denen er den Vater nehmen will, und nicht eher aufstehen, als bis er erweicht ist. Es ist ein strenger Herr, wie sie sagen, jähzornig und unerbittlich, aber er hat doch auch Gottesfurcht, er ist fromm, und geht in die Kirche jeden Sonntag; jedes Jahr vier Mal zum Tisch des Herrn. Er wird es nicht thun können, er wird es gewiß nicht thun können!"

„Er wird es gewiß thun," sagte der Lieutenant. „Er ist nicht hier, er sieht und hört den Jammer nicht, den sein Wort erzeugt. O, kennten die Könige das Menschenelend, das ihr rascher Befehl oft hervorbringt, sie würden Manches unterlassen. Setze Dich zu mir, Sophie, ehe die Zeit vergeht. Weine nicht, höre mich an, ich habe Dir noch Manches zu vertrauen."

Mit fester Stimme und ruhiger Haltung machte er nun sein Testament. Er befahl der Frau, sie solle nach seinem Tode die Stadt verlassen, wo man mit Fingern auf sie zeigen würde. Leben solle sie in der Heimath und nicht verzweifeln, damit den Kindern eine Mutter bleibe. „Wie Du es machen willst," fuhr er dann trübselig fort, „weiß ich freilich nicht, aber Gott wird helfen, und wenn der Segen eines Sterbenden Glück bringt, dann wird er Dich begleiten, bis einst —" er konnte nicht vollenden — „bis irdisches Glück nicht mehr vonnöthen ist," sagte er leise.

(Fortsetzung folgt.)

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

Das weimarische Fürstenhaus zählt unter seinen Ahnen Männer, welche durch ihre Thaten in der Weltgeschichte ein unvergängliches Denkmal gefunden haben. Der hervorragendste unter ihnen ist unstreitig Bernhard der Große, der heldenmüthige Kämpfer und Beschützer des protestantischen Glaubens. Um das Andenken dieses Fürsten würdig zu ehren, traten vor längerer Zeit eine Anzahl Gebildeter aus dem weimarischen Lande zu einem Vereine zusammen und sammelten Beiträge unter sich, in der Absicht, jenem Glaubenshelden in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu errichten. Man hatte gewünscht, dieses von Sculptur aufführen zu können; da aber die eingegangenen Gelder dazu nicht hinreichend waren, so beauftragte der Verein den bekannten Historienmaler Marterſteig, einen geborenen Weimaraner, zu Paris, mit der Anfertigung eines Denkgemäldes. Dieses ist nun im vorigen Jahre vollendet und mehrere Tage öffentlich ausgestellt worden. Es stellt den glorreichsten Moment aus dem Leben des Helden, „die Uebergabe von Breisach", dar. Daß der Künstler dieser Aufgabe gewachsen war, hat er genügend dargethan. Ist auch das Gemälde, wie jedes andere Menschenwerk, nicht von allen Mängeln frei zu sprechen, so zeugt es doch von großer Schöpferkraft, von gründlichen Studien und von geschickter Führung des Pinsels. Die geschmackvolle Gruppirung, der sanfte Farbenton und die lebenvolle Bewegung, welche er seinen Figuren zu verleihen wußte, machen auf das Gemüth des Beschauers einen tiefergreifenden Eindruck. Das Bild, welches eine Breite von neunzehn und eine Höhe von vierzehn Fuß umfaßt, ist eine Zierde des großen Saales im neuerbauten Rathhause geworden. In ihm wird nicht nur das Andenken eines durch Religion, Tugend und Tapferkeit ausgezeichneten Fürsten verewigt, sondern der Künstler selbst und die Bürgerschaft, welche dadurch dem angestammten Fürstenhause einen abermaligen Beweis von Liebe und Anhänglichkeit gegeben, haben sich gleichzeitig durch dieses Kunstwerk ein Denkmal gestiftet, das noch den spätesten Nachkommen von der religiös-patriotischen Gesinnung ihrer Vorfahren Zeugniß geben wird. Da es vielleicht manchem Leser dieses Blattes angenehm seyn dürfte, die Geschichte jenes Helden näher kennen zu lernen oder sich solche noch einmal vorführen zu lassen, so versuchen wir, eine flüchtige Skizze seines thatenreichen Lebens hier mitzutheilen.

Der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, dem seine Zeitgenossen den ehrenden Beinamen „der Große" beilegten, war ein für seine Zeit höchst gebildeter, mit Geist und Muth begabter Mann. Er war der jüngste unter den acht Söhnen des Herzogs Johann von Sachsen und wurde geboren am 6. August 1604. Nach dem Tode seines Vaters, welcher schon ein Jahr nach der Geburt Bernhard's erfolgte, leitete seine Mutter Dorothea Maria, Tochter des Fürsten Joachim Ernst zu Anhalt, die Erziehung ihrer Kinder, und da sie eine sehr fromme, gottesfürchtige Frau war, welche die Religion höher, als Alles schätzte, so konnte es nicht fehlen, daß diese Eigenschaften auch auf Bernhard und seine übrigen Geschwister übergingen. Schon früh entwickelten sich die Fähigkeiten seines Geistes; der gelehrige Schüler ward der fürstlichen Lehrerin bald überlegen, und man war genöthigt, ihm in der Person des vielseitig gebildeten Geheimenrathes Hortleder einen andern Lehrer zu geben, mit dem er sich auch bald auf das innigste befreundete. Der reiche Schatz des Wissens dieses Mannes befriedigte die große Wißbegier des jugendlichen Fürsten, und er machte bald so außerordentliche Fortschritte, urtheilte oft so witzig und verständig über manche Dinge, daß der Lehrer sich oft nicht enthalten konnte, seine Bewunderung über die geniale Auffassungsgabe des jungen Mannes auszusprechen. Geschichte, Sprachkunde und Kriegskunst waren Gegenstände, mit denen er sich hauptsächlich beschäftigte. Einen vorzüglichen Genuß gewährten ihm aber die Erzählungen seines Lehrers von den Thaten des hörnern Siegfried und anderer tapferer Männer. Er lauschte ihnen Stunden lang mit der ungetheiltesten Aufmerksamkeit und wagte dabei kaum zu athmen. Oft schwellte die Freude seine Brust, wenn er hörte, wie ein Kämpe seinen Gegner mit tapferem Widerstande zu Boden streckte; seine Augen glänzten dann feuriger und auf seinem Gesicht waren in solchen Momenten seine Gefühle und Gedanken deutlich ausgeprägt. „Ich will auch so kühn und tapfer werden!" rief er dann und focht mit Händen und Füßen, als ob er den Feind schon vor sich habe. Der junge Bernhard war überhaupt sehr lebhaften Temperaments, und er würde oftmals ausgeartet seyn, wenn ihn die streng-religiöse Sitte seiner Mutter und das würdevolle Benehmen seines Lehrers nicht im Zaume gehalten hätten.

Ein wildstürmischer, thatendurstiger Geist gab sich in dem jungen Fürsten schon in frühen Jahren kund; als er daher, kaum 15 Jahre alt, auf die Hochschule nach Jena gesandt wurde, zeigte er so wenig Neigung, der ernsten Muse seine Huldigung darzubringen, daß er die akademische Laufbahn bald wieder verließ und zu den ritterlichen Uebungen seine Zuflucht nahm. Die beste Gelegenheit dazu fand er an dem Hofe seines Großoheims, des Herzogs Casimir zu Koburg, wo er eine Zeit lang verweilte und sich mit der Führung der Waffen vollkommen vertraut machte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Am Vorabend der Rabbiner-Versammlung.

Darf man auch ein Wörtchen sagen?
Hiob.

(Frankfurt, 14. Juli.) In der Mitte von Deutschland, welches das Herz Europa's genannt wird, in der alt-ehrwürdigen Stadt Frankfurt, haben sich nunmehr die deutschen Rabbiner versammelt, um Gericht zu halten über diejenigen Formen des Judenthums, aus denen der Geist gewichen. Dreimal zwölf Geschworne sind angemeldet, die entscheiden werden über Leben und Tod alter Institutionen, gerade so viel, wie, nach der Meinung der alten Rabbiner, nöthig sind, um die Welt zu erhalten. Diese Zahl schließt also ein gutes Omen ein, und erregt schon dadurch mehr Vertrauen als die, welche gegen die erste Rabbiner-Versammlung protestirt haben, da die Zahl 77 ohnehin nicht recht geheuer seyn soll. Wie die 77 größtentheils aus älteren Leuten bestehen, so erblicken wir unter den 36 lauter rüstige, im besten Mannesalter stehende Männer, die das Leben kennen und dessen Anforderungen, die Gegenwart und deren Bedürfnisse, die Zeit und deren Fortschritte. Die Jugend hat jetzt wieder gut zu machen, was sie einst vor vielen Jahrhunderten verfehlt hat. Auch jetzt kommen die gedrückten Stämme Israels zum herrschenden Genius der Judenheit, und bitten demüthig um Erleichterung ihrer Lasten. Dieser befragte erst seine Alten, welche ihm den Rath gaben, eine harte, gebieterische Antwort zu ertheilen, gerade eine solche, wie sie einst der thörichte Sohn des weisen Salomo gab. Nicht also die jungen Männer des Fortschritts. Mit sanften, milden Worten sprechen sie zum Volk, und sind bestrebt, seine Lasten zu erleichtern. Indem sie die Götzen des Wahnglaubens und der blinden Autorität von ihren angemaßten Thronen stürzen, stellen sie den lautren Gottesglauben wieder her, und reinigen den durch Anordnungen und Satzungen überfüllten und verunstalteten Religionstempel. Darum begrüßen wir freudigen Muthes die hiesige Rabbinerversammlung. Sie ist und bleibt ein denkwürdiges Ereigniß nicht bloß für Diejenigen, die es zunächst angeht, die Juden nämlich, sondern auch für alle Diejenigen, denen der Fortschritt, wo er sich auch zeigt, am Herzen liegt. Wir danken unseren Gästen zuvörderst für ihr bereits ausgesprochenes Streben, welches Verbesserungen zum Gegenstand hat. In welchem Grade und in welcher Ausdehnung diese dargeboten werden, thut vorerst nichts zur Sache. Genug, wenn die Idee des Fortschrittes festgehalten wird. Welche Verbesserungen die Versammlung auch beschließen mag, sie seyen im voraus dankbar angenommen, denn, wir sind Dessen überzeugt, sie sind der reinsten Absicht entsprossen. Und so rufen wir zum Schlusse mit dem Dichter:

Seyen denn auch wie Verkünder
Einer jüngern Brüderschaar,
Deren Bau und Wuchs gesünder,
Höher sey als unf'rer war!
Und ihr selbst seyd ja Vernünftige,
Die im Jetzt erschau'n das Künftige.
Die an junger Saat ergetzen,
Wie die Frucht einst wird besteh'n

Dr. B..r.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Schriftsteller aus dem Handwerksstand.) Der Drechslermeister Daniel Hirtz aus Straßburg hat unter dem Titel: „Des Drechlers Wanderschaft", ein Buch herausgegeben (Straßburg, bei Treuttel und Würtz), welches zwar in der literarischen Welt kein Aufsehen machen wird, wohl aber seinem Zwecke vollkommen entspricht. Es ist nämlich zur Lektüre für den Handwerksstand und für Volksbibliotheken bestimmt und erzählt im einfachen und schlichten Volkston von den kleinen Leiden und Freuden, Abenteuern und Begebnissen einer Wanderschaft durch Deutschland und Frankreich, beschreibt die Sitten und Gebräuche, sowie die Sehenswürdigkeiten der Länder und Städte und enthält die Resultate mancher Lebenserfahrung. Indem der Verfasser sein auf der Wanderschaft geführtes und recht reichhaltiges Tagebuch veröffentlicht, gibt er dadurch Denjenigen, welche Gleiches thun wollen, eine praktische Anleitung dazu, und gewiß wäre es wünschenswerth, wenn solche Erinnerungsbücher von Vielen geführt, wenn auch nur selten durch den Druck veröffentlicht würden. Das genannte Wanderbuch werden Leute aus dem Handwerksstande mit Nutzen und Vergnügen lesen und ist besonders Volksbibliotheken zu empfehlen. Schließlich Folgendes aus dem Vorworte des Verfassers: „Die Dampfschiffe und die Eisenbahnen unserer Zeit haben auf das Leben und Treiben der Handwerksburschen verändernd eingewirkt, und das Gemüthliche der Wanderschaft, das Angenehme der bescheidenen Fußreise verschwindet nach und nach immer mehr. Ob aber ein Geselle durch dieses schnelle Vorankommen auch gewinne, ist sehr zu bezweifeln. An wie manchem sehenswerthen Orte, an wie mancher historischen Merkwürdigkeit braust man jetzt stolz mit Blitzesschnelle vorbei, ohne sie oft nur eines Blickes, geschweige denn eines Besuches zu würdigen! Wie Manches kann blos flüchtig und ängstlich beschaut werden, damit man ja die bestimmte Zeit der Abfahrt nicht versäume! Vom köstlichen Ruhen unter einem schattigen Baume, vom freundlichen Gespräch und lustigen Gesang während der Wanderung, wo man gegenseitig Gedanken und Erfahrungen sich mittheilet und austauschet, vom Begegnen auf offener Heerstraße, worauf der Eine wieder dahin, der Andere dorthin pilgert, wird bald keine Rede mehr seyn; keine Rede mehr vom altherkömmlichen Fechten, vom Uebernachten in der Scheune eines gastfreundlichen Bauers; die Gesellen fliegen rasselnd an einander vorüber, „von einer Stadt zur andern", ohne die Dörfer zu berühren, ohne an dem niederen, rebenumlaubten Fenster des Landmannes anzuklopfen!"

(Paris.) Das Neueste in diesem Augenblick sind in Paris die prächtigen Aprikosen und Pflaumen, die aus Algier kommen. Leider sind sie sehr theuer; das Stück kostet 3 Franken.

Korrespondenz.

Mainz, 2. Juli.

Seitdem unsere Ludwigshafener Eisenbahnangelegenheit ihrer definitiven Entscheidung mit jedem Tage näher rückt und nun das Kapitel über Seyn oder Nichtseyn als geschlossen betrachtet werden kann, sieht man hier allgemein mit großer Ungeduld einer endlichen bestimmten Eröffnung von Seiten des Comité's entgegen, um so mehr, als es ziemlich bekannt ist, daß demselben vom hohen Ministerium bereits vor einiger Zeit Rescripte eingehändigt worden sind, welche sich über diese für unsere Stadt so wichtige Angelegenheit in sehr günstiger Weise verbreiten. Da man nun den Hauptzweck erreicht zu haben überzeugt ist, beginnt man nach und nach mehr in's Detail der Sache zu gehen und sich über die Art der Ausführung, so wie über die Personen, denen die obere Leitung der technischen Arbeiten übertragen werden soll, zu besprechen. Da werden denn wieder, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, die verschiedensten Wünsche laut und das Privatinteresse wird allenthalben zum Hebel mächtiger und weitverzweigter Machinationen. Wir sind weit entfernt, uns der undankbaren Mühe zu unterziehen und diesen verschiedenartigen Intriguen nachzuspüren; wir wollen die Sache nur ganz einfach von dem Standpunkte aus betrachten, den sich jeder Mainzer zur Feststellung seines Urtheils wählen sollte und der nichtsdestoweniger bei solchen Unternehmungen hier gewöhnlich aus dem Auge verloren wird. Es gilt allenthalben als feste Regel, daß man bei großartigen Unternehmungen, an die sich nicht nur das Wohl oder Weh, sondern die Existenz eines Landes, einer Provinz, oder auch nur einer Stadt knüpft, auch darauf

Digitized by Google

Rücksicht nimmt, daß deren Ausführung wo möglich auch den Einwohnern und Bürgern dieses Landes oder dieser Stadt übertragen werde, damit keinerlei Vortheil, welcher den Einheimischen aus der Sache erwachsen kann und den zu genießen sie das volle Recht haben, durch Fremde denselben entzogen werde. Dieser Grundsatz ist bisher wenig von uns beachtet worden, und wir wollen deshalb um so mehr darauf dringen, daß er wenigstens in Zukunft sich realisire, damit nicht wieder — wie man zu sagen pflegt — Fremde den Rahm abschörfen und die Einheimischen sich mit der wässerigen Milch drgnügrn müssen. Wir hören hie und da die Meinung äußern und lesen sie wohl auch in öffentlichen Blättern, es wäre vielleicht wünschenswerth, wenn der bekannte Ingenieur Hr. Denis die Oberleitung über den Bau unserer Ludwigshafener Eisenbahn zu übernehmen sich entschließen könnte. Wir haben alle Achtung vor Hrn. Denis und seinen Kenntnissen, müssrn aber gegen ein solches Ansinnen, komme es nun, woher es immer wolle, feierlichst und um der Ehre unseres Landes und Vaterstadt willen protestiren. Es wäre für diese letztere wahrhaftig eine Schande, wollte man abermals eine Gelegenheit undenützt vorübergehen lassen, bei der man durch die That beweisen könnte, daß auch das Großherzogthum Hessen, so wie die Stadt Mainz Männer besitzt, welche im Stande sind, ein solches Unternehmen in allen seinen Theilen vollkommen kunstgerecht auszuführrn, und zwar eben so gut wie die Taunusbahn, jedenfalls aber besser wie der Theil an den Hochheimer Weinbergen. Das Comité muß um seiner und seiner Mitbürger Ehre willen darauf hinarbeiten, einem Mainzer oder doch wenigstens einem hessischen Architekten die Oberleitung der Bahn zu übertragen und dadurch zu bewirken, daß auch die übrigen bei der Bahn nöthigen Techniker nicht wieder Fremde, sondern Einheimische seyen. Es fehlt an tüchtigen Männern hier durchaus nicht; wir haben nicht nöthig, uns nach Fremden umzusehen und unsere Mitbürger leer ausgehen zu lassen.

Mainz, 12. Juli.

Wie Ihnen schon bekannt, brach gestern Abend um 6¼ Uhr in dem Hause des Möbelfabrikanten, Hrn. Heininger, hinter dem Stadthause, ein sehr heftiges Feuer aus, welches gegen 9 Uhr durch die vereinten Anstrengungen der Bürgerschaft und des Militärs gedämpft wurde, obwohl noch die ganze Nacht durch gearbeitet werden mußte, um bei dem fortwährenden Glimmen der Balken ein Wiederanfachen der Gluthen zu verhindern. Bei diesem Anlasse können wir nicht umhin, unverhohlen zu erklären, daß unsere Lösch-Anstalten sich in einem mangelhaften Zustande befinden und daß hier durchgreifende Maßregeln in höchstem Grade nöthig sind. Schon bei dem im vorigen Jahre im Holei des rheinischen Hofes stattgehabten Brande stellte es sich zur Genüge heraus, wie dringend nöthig eine neue Lösch-Ordnung sey; allein es scheint, daß seitdem nichts geschah, um eine Aenderung in dieser Beziehung herbei zu führen. Wenn eine Besserung eintreten soll, so muß eine ganz neue Organisation statt finden, wobei man sich andere Nachbarstädte, besonders Frankfurt, zum Muster nehmen könnte. Man organisire ein förmliches Lösch-Corps aus den jungen Bürgern der Stadt, gebe jeder Spritze einen tüchtigen Führer, der die ihm untergebene Mannschaft leitet, setze über das ganze Corps einen Chef mit zwei Beigeordneten, welche denselben unterstützen, resp. im Verhinderungsfall ersetzen, und setze eine Commission ein, welche für den vollkommenen Zustand der Löschgeräthschaften zu wachen hat, und es soll bald anders seyn. Es ist dies nun der zweite Brand, bei welchem wir lediglich der ausgezeichneten Hülfsleistung der vereinigten k. k. österreichischen und k. preußischen Garnison, so wie der Gefälligkeit unserer Nachbarstadt Biebrich (deren vorzügliche Spritze stets eine der ersten auf dem Platze ist) es verdanken, daß die Stadt vor größerem Unglücke bewahrt wurde. — Da bei dem gestrigen Brande unser Stadthaus in Gefahr kam, erfuhr auch das Publikum zu seinem großen Erstaunrn, daß das Archiv der Stadt Mainz auf dem Speicher aufbewahrt wird, welche sonderbare Einrichtung wohl nirgends existiren dürfte.

Inauguration des Beethoven-Monuments.

Die Inauguration des Beethoven-Monuments wird am 11. August d. J. in hiesiger Stadt feierlichst begangen und damit ein dreitägiges Musikfest verbunden werden. Das unterzeichnete Comité beehrt sich, nachfolgend das Programm desselben bekannt zu machen. Bei der Auswahl und Zusammenstellung der Musikstücke war es leitender Grundsatz, daß Beethovens kunstschöpferische Thätigkeit nach allen ihren Hauptrichtungen hin bei diesem Feste vertreten werden müßte, und daß in den beiden Hauptkonzerten nur Werke seines Geistes zu Gehör gebracht werden dürften. Auf diese Weise wird nicht allein das bevorstehende Fest von einem hohen und seltenen Kunstgenuß begleitet seyn, sondern es wird auch damit die dem unsterblichen Meister bereitete Huldigung auf die würdigste und erhebendste Weise dargebracht werden.

Programm.

A. Am 10. August, als am Vorabend der Enthüllung.

Erstes Konzert,

unter Leitung des Hrn. Hofkapellmeister De Spohr.

1) Missa solennis Nro. 2 (in D). 2) Symphonie mit Chören (Nro. 9).

B. Am 11. August.

I. Vormittags um 9 Uhr: Feierliches Hochamt in der Münsterkirche mit Beethoven's Missa Nro. 1 (in C) unter Leitung des Hrn. Prof. Dr. Breidenstein.

II. Vor und nach der Enthüllung des Monuments: Festcantate von Fr. Liszt und Festchor für Männerstimmen von Breidenstein, unter Leitung der Componisten.

III. Abends.

Zweites Konzert,

unter Leitung des Hrn. Hofkapellmeister De. Liszt.

1) Symphonie Nro. 5 in C moll. 2) Klavierkonzert in Es. 3) Introduction nebst Nro. 1 und 2 aus „Christus am Oelberg." 4) Ouvertüre zu Coriolan. 5) Canon aus Fidelio. 6) Streichquartett. 7) Zweites Finale aus Fidelio.

C. Am 12. August,

Vormittags um 9 Uhr: Konzert der anwesenden Künstler, worin zum Schlusse die Ouvertüre zu Egmont.

Bonn, 8. Juli 1845.

Das Comité zur Errichtung des Beethoven-Monuments.

Charade.

(Zweisylbig.)

Die Erste möge euch umschweben,
Auf eurem ganzen Lebenspfad!
Sie wird euch Muth und Stärkung geben,
Wenn sich die Prüfungsstunde naht,
Doch wollt ihr dieses Alles finden,
Müßt ihr ein e mit ihr verbinden.

Schön ist's, wenn ich von meiner Zweiten
Hinab auf blüh'nde Thäler schau'.
Das Ganze ist seit alten Zeiten
Die Königin der Wetterau.
Man sieht durch seiner Bürger Mühen
Es jugendkräftig wiedrr blühen.

Ridda. G. Heberer.

Mainwasser-Wärme.

Den 13. Juli, Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 14. Juli. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth., Musik von Auber.

Dienstag, 15. Juli. (Zum Erstenmale wiederholt): Die Hausgenossen, Lustspiel in 3 Abth., von Zeiteles. Hierauf folgt: Die Landpartie nach Königstein, Lokal-Skizze in einem Act und 4 Tableaux.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 194. Mittwoch, den 16. Juli 1845.

Die gute alte Zeit.

(Fortsetzung.)

Nach einer langen Pause sagte Rädel endlich: „Ich habe zwar noch zwölf Dukaten von den vierundzwanzig, und diese könnten Dir in der Verlassenheit wohl nützen; aber sie würden wie Feuer in Deinen Händen brennen, als kämen sie vom Satan, der meine Seele dafür gekauft hat. Wenn's hier vorbei mit mir ist, so sollst Du thun, was ich Dir sage. Du sollst das Geld nehmen und den Wildmeister aufsuchen, dem sollst Du es geben und sagen, hier wäre sein Blutgeld wieder, die volle Hälfte; die andere würde er von mir bekommen, ich würde sie ihm bringen, ich selbst, und wenn es nicht möglich seyn könnte etwa, so sollte er sie haben, wenn wir uns wiedersähen! — Er soll sie haben, das sage ihm; ich würde kommen, das sage ihm auch. Er soll mich erwarten Tag und Nacht, bis die letzte Nacht kommt und der letzte große Tag, dann soll ein Höherer richten zwischen mir und ihm."

Wie der Lieutenant das sprach, stand er ernsthaft und hoch aufgerichtet, die Hand von sich ausgestreckt und in dem grauen blitzenden Auge prophetische Begeisterung.

Leise schaudernd sagte die Frau: „Ich werde nicht rasten und ruhen, bis ich den bösen Feind gefunden habe. Das Sündengeld will ich vor seine Füße werfen, und meine Stimme soll in sein Herz gellen, daß er den Ton nimmermehr verwinden kann" — da hielt sie plötzlich inne, und die Hände vor ihr Gesicht schlagend, taumelte sie mit einem Angstschrei zurück und schlug die Arme um den Hals ihres Gatten. „Ich lasse Dich nicht," schrie sie, „ich lasse Dich nicht, sie sollen uns Beide in den Tod führen!"

Von unten herauf wirbelten die Trommeln. Der Marktplatz war mit Soldaten umstellt, und nun kamen polternde Schritte die Treppe herauf, und laute rauhe Stimmen schallten darein. „So lebe wohl, meine Sophie, lebt wohl, meine Kinder!" rief der arme Lieutenant. „Barmherzigkeit! Macht das Scheiden mir nicht schwer!"

Er wandte das Auge zur Thür, sie ward heftig aufgerissen, und auf der Schwelle stand der General, begleitet von mehreren Offizieren.

Einen Augenblick blieb der dicke alte Herr dort stehen, und betrachtete die schmerzerfüllten Menschen, dann rief er hastig: „Trocknet die Thränen, oder weint vor Freuden, wenn Ihr weinen müßt. Rädel, Lieutenant Rädel, Er ist unschuldig! Er ist frei! — Es war ein Irrthum, Alles ein vermaledeiter Irrthum — Mohren Element! Der König hat ihn gar nicht gemeint. Er armer Schelm, Er war der Unrechte. — Puh! Das wäre eine schöne Geschichte geworden! — Element! ein ganz unschuldiger Kerl aufgehängt! Gut, daß der Cabinets-Sekretair kam, der Cabinets-Sekretair Sr. Majestät, Herr von Marschal, kommt direkt von Potsdam. Sag ich zu ihm: Wann kommt Se. Majestät, unser allergnädigster Herr, heut? — „Kann vor zehn Uhr nicht hier seyn," versetzte er. — Ist mir lieb, sag' ich, da kann ich den armen Teufel, den Rädel, noch eine Stunde länger leben lassen. — Fragt der Cabinets-Sekretair nach der Historie, ich erzähle sie ihm klipp und klar. Sagt der von Marschal: „Exzellenz, zeigen Sie doch ein Mal die eigenhändige Ordre, ich weiß nicht ein Wort davon, daß ein gewisser Rädel aufgehängt werden soll." Ich lasse die Ordre kommen, er sieht hinein und fängt an zu lesen. „Da hätten Sie ein schönes Malheur angerichtet, General!" schreit er: „das heißt gar nicht Rädel, es ist ja ein langer Strich dahinter, soll heißen Rädelsführer, und bezieht sich auf die Rebellen, die Maurer, die blauen Montag machen und nicht arbeiten wollen."

„Jetzt ging mir ein Licht auf," schrie der kleine Kommandant, „hatte an die Kerle, die hier unten sitzen, gar nicht wieder gedacht, hatte auch nicht vermuthet, daß Se. Majestät ihr Verbrechen so streng strafen, sondern Gnade vor Recht ergehen lassen würden. Aber jetzt bin ich froh, daß Ihr los seyd, Lieutenant Rädel, gratulire Ihm, ist mir eine Last von der Brust gefallen, puh! Kopf in die Höhe, Mann, könnt sogleich nach Hause gehen, oder zur Genugthuung den wahren Missethäter baumeln sehen, der in ein paar Minuten an demselben Strick hangen wird, welcher für Euch da drüben schon angeknüpft war."

Der Lieutenant hörte Alles mit dem Gesicht und dem Wesen eines im Schlaf Erstarrten an. Die Muskeln seines Gesichts fielen schlaff zusammen, seine Knice zitterten, er wollte sprechen und vermochte es nicht.

„Haltet ihn fest," rief der General. „Der arme Schelm! Die Freude ist zu groß. Setzt ihn in den Stuhl, holt Hülfe, holt den Feldscheer; er soll ihm eine Ader schlagen. Mordbomben Teufel! bringt ihn wieder zu sich! Ihr sollt ein Geschenk haben, Rädel, für die ausgestandene Angst; werde sehen, was ich für Euch thun kann. Bleibt hier, laßt Wein holen und stärkt Euch; werde für Alles sorgen."

So ging der kleine General hinaus, dunkelroth und pustend von der Anstrengung, und polterte mit möglichst eiligen Schritten die Treppe hinunter. Er war herzlich froh, daß der Mensch, mit dem er Mitleid fühlte, und der obenein ein alter Soldat war, unschuldig und frei befunden wurde. Mit Dem, der an dessen Stelle treten sollte, hatte es nichts auf sich. Es war offenbar ein gemeiner Kerl, zudem ein Aufrührer, an dem ein Exempel zu statuiren war; endlich aber war es der Befehl des Königs, ein weiterer Irrthum unmöglich, und der pünktlichste Gehorsam strenge Pflicht.

Die Gefangenen waren alle in der großen Wachtstube aufgestellt, wo der grimmige Kommandant unter sie trat, wie der Wolf unter die Heerde.

„Stellt euch Alle hierher," sagte er, „und hört zu, was ich zu sagen habe. Se. Majestät, unser allergnädigster König, hat

Digitized by Google

von eurer Meuterei gehört, aus meinem unterthänigsten Rapport von der Sache; er hat mir nun befohlen, den Rädelsführer aufhängen zu lassen. Jetzt gesteht, Halunken, wer hat die Verschwörung angezettelt; wer von euch ist der Rädelsführer?"

Ein tiefes Schweigen folgte dieser wenig einladenden Aufforderung. Die Maurer sahen sich gegenseitig mit scheuen Blicken an; der Ernst der Sache schien ihnen auch nicht gehörig einzuleuchten, gewiß aber hatten sie nicht Lust, einen Kameraden zu verrathen.

„Bursche," sagte der Kommandant, milden Tones, „seyd vernünftig! Nennt den Rädelsführer, der euch zu dieser Corruption gebracht hat; das ist Einer, der soll gerechterweise aufgehängt werden. Alle Andern erhalten dies Mal Pardon. Also, wer von euch Derjenige ist, der trete vor, wenn er ein Gewissen und Ehre im Leibe hat!"

Es trat aber keiner vor; nur eine schwache Stimme schrie aus dem Hintergrunde: „Wir sind Alle unschuldig, es hat's Keiner angefangen. Freilich sind wir unschuldig, daß Gott erbarm'! Es hat's Keiner gethan!"

„Wollt ihr mich chikaniren, ihr Böswichte?" schrie der alte Herr. „Wenn's Keiner gethan hat, so habt ihr's Alle gethan, und wenn nicht Einer der Rädelsführer ist, so seyd ihr Alle Rädelsführer. Heraus mit der Sprache! Bleibt ihr aber dabei, so werde ich mir Einen aussuchen und ohne weiteres dem Profoß übergeben." Es blieb aber so still wie früher, und nun war es mit der Geduld des Kommandanten zu Ende. Er sah mit zornigen Blicken in dem Kreise umher. Theils waren die Verbrecher junge stattliche Bursche, theils ältere Männer, Familienväter und kräftige Arbeiter. Es dauerte ihn doch, und die Wahl wurde ihm schwer, als er plötzlich hinter den breiten Schultern eines kräftigen Gesellen den kleinen rothhaarigen häßlichen Kerl entdeckte, der ängstlich sich dahinter verkrochen hatte.

(Schluß folgt.)

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Während Bernhard in Koburg den kriegswissenschaftlichen Studien seine ganze Aufmerksamkeit widmete, begann sich in Deutschland das Vorspiel eines Drama's zu entwickeln, dessen Folgen damals noch gar nicht abzusehen waren. Unerhörte Anmaßungen, Verfolgungen und harte Bedrückungen der Katholiken gegen die Protestanten bezeichneten die Anfänge eines Religionskrieges, dessen Schauplatz nothwendigerweise Deutschland werden mußte. Bernhard kehrte daher wieder nach Weimar zurück, um seinem Bruder Wilhelm bei seinen Werbungen für den Grafen von Mansfeld, welcher von dem Kaiser in die Reichsacht erklärt worden war, behülflich zu seyn. Sie gingen auch rasch von statten und bald hatte sich unter den Fahnen seines Bruders eine Schaar von 2000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern versammelt. Wilhelm stellte sich an die Spitze dieses Heeres und Bernhard begleitete es in der Eigenschaft eines Rittmeisters, um den heranstürmenden kaiserlichen Truppen unter dem Befehle Tilly's entgegenzurücken. Er zeigte schon hier den muthigen Helden.

An Jahren und Erfahrungen reicher geworden, war Bernhard zu einem tapferen Jünglinge herangewachsen, und die Natur hatte ihn mit mancherlei körperlichen Vorzügen ausgestattet. Stark und kräftig gebaut, hatte sein Wuchs zwar nicht die Gränze mittler Größe überschritten, aber mit rittterlichen Uebungen wohl vertraut, hatte er sich im Laufen, Reiten und Ringen eine solche Fertigkeit angeeignet, daß ihm hierin nicht leicht ein Anderer gleichkam. Er hatte ein wohlgeformtes, etwas bräunliches Gesicht, welches, von einer Fülle kastanienbrauner Locken beschattet, durch das Feuer seiner dunkeln, nicht allzu großen Augen ungemein belebt ward. Er sprach geläufig mehrere Sprachen, und da er mit einer Menge anderer wissenschaftlichen Kenntnisse auch einen militärischen Anstand und gute Sitten vereinigte, so war er bei Allen, die ihn kannten, wohl gelitten. Um sich jedoch in dem kriegswissenschaftlichen Fache noch mehr zu vervollkommen, begab er sich im Jahre 1623 nach Holland, wo sich unter dem Prinzen von Oranien, dem Schöpfer einer bessern Taktik, die beste der damaligen Kriegsschulen befand. Hier bereiste er die angesehensten Städte des Landes, besah die wichtigsten Festungen und befleißigte sich mit großem Eifer in der Belagerungskunde, worin die Niederländer sich damals vor allen Europäern hervorthaten.

Während er sich hier die Eigenschaften eines guten Feldherrn anzueignen suchte, wurden die Zustände Deutschlands immer bedrohlicher. Besonders war es Holstein, das von den Kaiserlichen hart bedrängt wurde. Da nun Bernhard, dem ein unthätiges Leben verhaßt war, im wilden Kriegsgetümmel am wohlsten sich befand, so entschloß er sich, unter Christian IV. Dienste zu nehmen. Er verließ daher die Niederlande 1625 und ging nach Dänemark, wo er zum Obersten über 1200 Mann ernannt wurde. Um einem Angriffe Tilly's zuvor zu kommen, überschritt Christian IV. mit seinem Heere die Weser und brach am 6. Juli über Oldendorf nach Hameln auf, wo ihm am 20. desselben Monats das Unglück begegnete, mit seinem Pferde vom Walle herab in einen tiefen Graben zu stürzen. Dieser Sturz verbreitete Schrecken und Muthlosigkeit unter dem dänischen Heere, weil man den König allgemein für todt hielt. Diesen Moment großer Verwirrung benutzte der feindliche Tilly, bemächtigte sich aller festen Plätze und Schanzen an der Weser, und überschwemmte endlich mit seinen räuberischen Schaaren das Herzogthum Braunschweig. Nur Nienburg's herzhafte Vertheidigung hielt ihn vom weitern Vordringen ab und rief die fliehenden Dänen wieder zum Kampfe. Die hartbedrängte Stadt bedurfte des Beistandes und Bernhard war einer der Ersten, welcher sein kleines Heer gegen den Feind führte und zur Entsetzung dieser Stadt wesentlich beitrug. Als bald darauf ein Waffenstillstand auf einige Monate abgeschlossen wurde, begab sich Bernhard zurück nach Weimar, um in einer zwischen seinem Bruder und dem Kurfürsten von Sachsen bestehenden Streitsache vermittelnd einzugreifen. Nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten eilte er jedoch wieder nach Dänemark zurück und kämpfte nun unter dem Markgrafen von Durlach. Die dänischen Waffen waren nicht sonderlich glücklich und das Heer hatte oft harte Verluste zu erleiden. Unüberlegte, mit Nachlässigkeit ertheilte Befehle hatten sogar 1627 solche Verwirrung unter den dänischen Truppen verbreitet, daß Schleswig eine Beute des Feindes wurde. Einige durch fehlerhafte Anordnungen verlorene Siege gaben dem König Veranlassung zu einer strengen Untersuchung gegen mehrere Anführer, wobei sich ergab, daß der Generalcommissär Neitzlav die meisten Nachlässigkeiten und sogar grobe Betrügereien begangen hatte, in deren Folge er zum Tode verurtheilt, vom König jedoch begnadigt und als ehrloser Mensch aus Dänemark verbannt wurde.

Dieser ruhmlosen Kämpfe müde, beschloß Bernhard, der überhaupt in dem dänischen Kriegswesen mancherlei Mängel erblickte, seinen Abschied zu nehmen. Er erhielt ihn auch mit den ehrenvollsten Zeugnissen seines Heldenmuthes und seiner kriegerischen Eigenschaften und begab sich abermals in seine Erblande. Hier hatte er bald denselben Feind zu bekämpfen, gegen den er bisher sein Schwert gebraucht hatte. Die Herzöge von Weimar waren nämlich am Hofe des Kaisers Ferdinand beschuldigt worden, eine genaue Verbindung mit seinen Feinden eingegangen zu haben, weshalb der Kaiser gegen das Herzogthum lästige und gewaltsame Maßregeln ergriff. Die nächste Veranlassung mag vielleicht in den freundschaftlichen Beziehungen der Herzöge und dem kaiserlichen General, Grafen von Merode zu suchen seyn, welcher über das kaiserliche Kriegsvolk in Thüringen und Sachsen gesetzt war und sich einige Zeit am Hofe zu Weimar aufhielt. Schon damals

Digitized by Google

liebte man am weimarischen Hofe die geselligen Vergnügungen. Die fürstlichen Brüder hatten unter sich einen geselligen Kreis gebildet, zu welchem auch zwei Prinzessinnen zu Anhalt und deren Oheim, Fürst Ludwig, der Aeltere, gehörten. Die Glieder dieser auserwählten Gesellschaft trugen altidyllische Namen, wie z. B. Bernhard sich Aristander nannte.*) In geistreicher und scherzender Unterhaltung suchten sie das Unglück der Zeit zu verschmerzen. Merode, in diesen Kreis gezogen, kam in ein trauliches Verhältniß zu den Fürsten Weimar's, welches Neidern und Feinden Gelegenheit gab, ihn und den Herzog Wilhelm bei dem Kaiser verdächtig zu machen. Dies war der eigentliche Grund jener feindlichen Bedrückungen des Kaisers. Der Graf wurde plötzlich aus Thüringen nach Franken versetzt und seine Stelle von dem rauhen Collalto eingenommen, während Herzog Wilhelm aus mancherlei ihm drohenden Gefahren genöthigt war, sich einige Wochen hindurch zu Ichtershausen zu verbergen.

(Fortsetzung folgt.)

Victor Hugo und sein schlimmes Abenteuer.

(Paris, 10. Juli) Die dramatische Muse scheint seit längerer Zeit Victor Hugo den Rücken gekehrt zu haben; vor einigen Jahren ist ihm ein Trauerspiel (Die Burggrafen) mißlungen, seit einigen Tagen unterhält sich die Pariser Gesellschaft ausschließlich von einem mißlungenen Lustspiele desselben Dichters. Wie dieses Stück heißt oder heißen wird, weiß ich nicht; hierüber scheint weder der Dichter noch das Publikum sich bis jetzt entschieden zu haben; aber nach Dem, was ich davon gehört, kann ich Ihnen folgende Analyse mittheilen. Die Personen des Stückes sind: Hr. Biard, der berühmte Maler, durch seine ausgezeichneten Seelandschaften besonders bekannt; Mad. Biard, seine Frau; Hr. Victor Hugo, Pair von Frankreich, Mitglied der französischen Akademie und „Dichter ohne Gleichen"; Hr. M. A., Polizeicommissär des zehnten Stadtbezirks von Paris. Die Handlung spielt während sechs Monaten theils im Hause des Hrn. Victor Hugo, theils im Hause des Hrn. Biard, gegen das Ende des Stückes jedoch und besonders in der Schlußscene fortwährend im Hause des letzteren. Der Dichter sündigt also selbst dann, wenn er die Hauptrolle im Stücke spielt, gegen die von den französischen Classikern so streng beobachtete aristotelische Einheit der Zeit und des Ortes. Victor Hugo, ein Bewunderer der Werke Biard's, überträgt seine Bewunderung auf dessen Frau, ein in der That schönes, reizendes Geschöpf von 23 bis 25 Jahren; Mad. Biard, eine Freundin und Bewunderin der Mad. V. Hugo, überträgt ihre Bewunderung und bald ihre Freundschaft auf deren Mann, den „Dichter ohne Gleichen"; in dieser bedenklichen Wahlverwandtschaft bleibt Hr. Biard allein kalt und frei und verehrt in Mad. V. Hugo nur die Tugenden, die sie als Weib und Mutter auszeichnen und ihr allgemeine Achtung verschafft haben. Bei dieser Wahlverwandtschaft war es natürlich, daß Mad. Biard den Salon des Herrn V. Hugo jedem andern vorzog und dieser nirgends sich heimischer fand, als bei seinem Freunde Biard; eben so war es natürlich, daß Hr. Hugo im Salon des letzteren vor allen Andern der Frau seines Freundes, als der Dame des Hauses, den Hof machte; minder natürlich, oder wenigstens mit den über den Anstand herrschenden Begriffen minder vereinbar, war es, daß der Dichter, wenn Mad. Biard seinen Abendcirkel besuchte, alle anderen Damen vernachlässigte, wie gefesselt an der Seite dieser Dame blieb und überdies in einem so lauten Tone und in doch so lebhafter Weise sich mit ihr unterhielt, als wollten sie eine besondere Gesellschaft in der Gesellschaft ausmachen. Gegenseitige Anziehungen der Art werden in Paris nicht ohne Schonung behandelt, doch nur so lange, als sie nicht zur Schau getragen werden; sobald sie aber diese Gränze überschreiten, verfallen sie der verdienten Rüge und Kritik. Hr. Biard, der seine Frau diesen Folgen nicht aussetzen wollte, machte sie aufmerksam darauf, widersetzte sich überdies entschieden, wenn sie in den Fällen, wo er sie zu begleiten verhindert war, allein in den Salon der Mad. Hugo fahren wollte. Jene Vorstellungen und diese Einsprache gaben zu lebhaften Wortwechseln Anlaß, die jedoch auf die eben so eigensinnige als schöne Frau wenig Eindruck machten, und die Saison allein, die alle Abendcirkel schließt, entzog das eben so beharrliche als auffallende tête à tête den Bemerkungen der Beobachter. Dagegen wurden seitdem die Besuche, welche der Dichter dem Künstler machte, so häufig, daß dieser, wahrscheinlich ohne weitere Absicht, sich veranlaßt sah, jenem zu bemerken, er sey auf einige Zeit in seiner Werkstätte so sehr beschäftigt, daß es ihm unmöglich sey, ihn zu empfangen. Der Dichter nahm den entschuldigenden Vorwand an, kam jedoch zuweilen auf gut Glück, und tröstete sich für die Abwesenheit seines Freundes mit der Gegenwart von dessen Frau. Zufälliger Weise kam Hr. Biard zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde nach Hause, und fand seinen Freund und seine Frau in einer sichtbaren Verlegenheit, so daß er selbst in Verwirrung gerieth, die Thüre des Zimmers, worin die Verlegenen waren, verschloß, und nach einem Polizeikommissär schickte, um sich bei ihm Rath zu holen. Als diese Gerichtsperson angekommen war, und ihre dreifarbige Schärpe um sich geworfen hatte, erklärte sie Hrn. Biard, in dem vorliegenden Falle könne er nichts Besseres thun, als die Frau und den Freund verhaften zu lassen. Der Künstler pflichtete dieser allerdings profanen Ansicht bei, und der Polizeikommissär schickte sich bereits an, was seines Amtes ist, zu thun, als der Dichter bemerkte, das Gesetz könne über ihn, ohne vorgängige Bewilligung der Kammer, deren Mitglied er sey, keine Gewalt üben; der Kommissär mußte sich somit begnügen, blos die Madame Biard nach der Polizeipräfektur zu geleiten, wo sie noch immer in Verwahrung ist, während der Held des Stückes, auf den Rath des Präsidenten der Pairskammer, Frankreich verlassen hat. — An diesem Lustspiele tadelt man zunächst die Schlußscene, die der Dichter als solcher und noch mehr als Held um jeden Preis hätte vermeiden müssen; nicht minder aber wirft man ihm vor, das Stück entbehre aller Originalität, denn die Festung, die Viktor Hugo während 6 Monaten zu erobern sich abmühte, sey, wie man versichert, schon früher von einem Literaten erobert worden, der in Deutschland durch seine oberflächliche Beurtheilung der deutschen Literatur bekannt ist.

Nachschrift, vom 11. Juli. Victor Hugo, der in Gefahr war, wegen eines unerlaubten Verhältnisses mit der Frau des Malers Biard einen Prozeß vor seinen Collegen vom Pairshof zu bestehen, hat gestern Pässe genommen und ist auf drei Monat nach Spanien gereist. Biard hat seine Klage zurückgenommen.

*) Röse: Biographie des Herzogs Bernhard der Große. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir; ein Werk, das wegen seiner umsichtigen und wahrheitsgetreuen Bearbeitung allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Mannichfaltigkeiten.

Die Liebhaber der Wasserspazierfahrten und des Fischfangs zu Paris haben kürzlich die 403te Wiederkehr des Geburtstages von Christoph Columbus gefeiert. Es waren 400 Gäste versammelt. Die Zwerge, die das Gedächtniß eines Riesen — durch Essen — feiern!

Digitized by Google

(Berlin, 12. Juli.) Unser Hoftheater bereitet noch im Laufe dieses Monats die Darstellung eines neuen Schauspiels von Gutzkow: „Der dreizehnte November", vor. Da aber auf den 13. November der Geburtstag der Königin und zugleich der Sterbetag der Königin-Mutter fällt, so wird dies Drama hier den Titel: „Der dritte November" führen.

Prießnitz, der an Erfahrungen immer reicher wird, wendet nur noch bei wenigen Kranken das Schwitzen, statt dessen aber nasse, ausgewundene Leinentücher an, in welche der Patient gewickelt und dann mit wollenen Decken und Betten bedeckt wird. Nachdem die Reaction erfolgt und der Körper gehörig warm geworden ist, welcher Zustand nach Verlauf einer halben bis einer ganzen Stunde eintritt, wird der Kranke in das Bad gebracht. Prießnitz hat gefunden, daß dieses sehr einfache Verfahren die Hauptthätigkeit und Ausscheidung des Krankheitsstoffes eben so und besser befördert, als das zuweilen angreifende Schwitzen, und er sieht seine Bemühungen mit dem schönsten Erfolge gekrönt.

Korrespondenz.

Köln, 8. Juli.

Die Trierer und Elberfelder Zeitungen bringen jetzt öfter Berichte aus Köln, die, etwas schmackhaft und pikant gehalten, hier, wie gemeiniglich im Leben, ihre häufige Opposition, aber auch nicht weniger vor dem ruhigen Beobachter Billigung finden. So wird jeder Humanitätsfreund mit uns das neue „Gefängniß-Zellen-System" mit Abscheu von sich stoßen und darin eine architectonisch construirte Aqua tofana erblicken, wodurch die bemitleidenswerthen Opfer in kürzester Frist zu Wahn- und Stumpfsinn gebracht werden und dem Grade mit offenen Augen entgegensehen. Eine andere Korrespondenz, daß ein hiesiges Handlungshaus mit „1½ Millionen Thaler" zu fallliren scheine, hat zu wechselseitigen Herausforderungen veranlaßt, jedoch scheint den Kölner Kämpen jedes Argument zu fehlen, um auf die Fragen der sonst klatschenden Elberfelderin genügende Antwort ertheilen zu können. — Die „Beethoven-Monuments-Zank-Angelegenheiten" scheinen in den Zeitungen ruhen zu wollen, und man thut wohl daran, zuvörderst nach Kräften Hand an's Werk zu legen und nicht eher das Ei zu dekrittein, ehe das Huhn ein solches gelegt hat. — Die Hitze hat ihren höchsten Grad erreicht, und sollte es einem reisenden oder einheimischen Virtuosen einfallen, jetzt ein Konzert zu veranstalten, so dürfte es ein „Kapellmeister Taubert'sches Konzert" werden, zu dem man neulich in Berlin die Straßenjungen durch Gendarmen einladen ließ, um, wenn auch nicht eine gespickte Kasse, doch wenigstens ein Auditorium zu haben. Die Theaterdirektion erfährt dieses täglich, indem sie vor leeren Bänken hier in den Sommermonaten spielt und trotz aller Titel und Paradepferde kein Publikum in den Musentempel hineinzulocken vermag. Der Direktor Spielberger will es demnach versuchen, ob sich nicht ein Theater im Freien à la Thalia-Theater in Hamburg rentiren könnte, und hat das im Rheine liegende Eiland „Werthchen" zu diesem Behufe in Pacht genommen. — Von den Klaviervirtuosen, deren Anzahl Legio heißt, ist augenblicklich ein Russe von Ruf in unsern Mauern und hatte Ref. Gelegenheit, solchen in den Salons der Pianoforte-Fabrik Eck u. Comp. zu hören. Es ist Hr. Alexandre Billet, ein Freund Liszt's, aber kein donnernder unbegreiflicher Tastentödter, wie dieser, sondern mehr ein würdiger Repräsentant der alten gediegenen Schule, worin Field, Dussek, Hummel ꝛc. so Glanzvolles geleistet haben, ohne je zu den Phantastereien und Abnormitäten des modernen Spiels sich zu versteigen. Bei Hrn. Billet's Rückreise nach Rußland dürfte er Frankfurt passiren und dem kunstverständigen Publikum nicht unwillkommen seyn; da Hr. Prudent noch in frischem Andenken steht, so fände sich leichtlich Stoff, die verschiedenen Genre's vergleichend neben einander zu bringen und für das Classische, wie Romantische bündige Belege vorzuführen.

Würzburg, 13. Juli.

Ich theile Ihnen mit, daß der Unfall, welcher unsere im Aufbau begriffene Gesangshalle betroffen, für das Fest selbst keine wesentliche Folge nach sich ziehen wird. Der Bau einer neuen Halle ist bereits in Angriff genommen, wird frühzeitig genug beendet werden, um das Fest zur angekündigten Zeit halten zu können. Es ist dieses das Ergebniß der mit aller Energie zusammen greifenden Werkleute und des aufopfernden Eifers der Mitglieder hiesiger Liedertafel.

---

† Bad Homburg, 15. Juli.

Die Concurrenz unserer Zeit wirkt in alle Lebensverhältnisse ein, und auch die Bäder, die früher einfach nur den Heilzwecken huldigten, müssen jetzt gegenseitig alle möglichen Anstrengungen machen, allen erdenklichen Comfort aufbieten, um die leichtbewegliche veränderliche Menge anzuziehen. So sind viele Bäder, die früher nur einfach durch die Heilkraft ihrer Quellen, durch die Schönheit ihrer Umgebung und durch ländliche Reize gewirkt, Luxusbäder geworden und blendende Carossen, stolze Reiter und eine feine Aristokratie bewegen sich in den Straßen, wo früher nur der friedliche Landmann und der behagliche Bürger anspruchslos gewandelt. Doch ist es thöricht, wenn bestehende Renommeen älterer Bäder sich durch neue Emporkömmlinge beeinträchtigt glauben; die Erde ist ja groß und der Menschen viele, dem Einen gefällt es da, dem Andern dort, und es können viele Etablissements, viele Bäder glänzend und reichlich nebeneinander bestehen. Die Concurrenz schadet nie und trägt Leben und Bewegung in das sonst eintönige und prosaische Einerlei des Tagestriebes. So ist unser Bad in die Höhe gekommen und nimmt jetzt einen schönen und würdigen Rang in der Reihe seiner Taunusmitschwestern ein, ohne diese zu beeinträchtigen. Es können ja viele recht gut neben einander bestehen und wir mißgönnen keinem das Längstbesessene und nehmen für uns gleiche Duldung in Anspruch. — Unsere Gesellschaft in Homburg besteht in diesem Jahre vorzugsweise aus der Elite der feinsten Aristokratie und glänzende Namen aus der Reihe der deutschen Fürstengeschlechter, so wie der höchsten Diplomatie zieren unsere Badeliste. Unsere heutige Kurliste nennt 2080 Kurgäste, dazu kommen noch ohngefähr 2800 Passanten und Durchreisende und man hat einen Begriff von dem lebendigen Treiben, das hier herrscht. Der gefeierte Schriftsteller Varnhagen v. Ense weilt seit einigen Tagen hier. Er besucht schon seit mehreren Jahren unser Bad, wo er im Freundeskreise still und anspruchslos lebt. In einer glänzenden Réunion musicale im Kursaale, der die meisten hier anwesenden Notabilitäten beiwohnten, weihte der talentvolle Pianist Eduard Rosenhain aus Frankfurt einen prachtvollen Flügel (Erard) durch sein seelenvolles Klavierspiel ein. Rosenhain's Klavierspiel ist edel und brillant und mit Recht wird er den bessern Pianisten zugezählt. Der eben so tüchtige und bekannte Künstler Eliason, dessen ausgezeichnet schönes Violinspiel Rosenhain begleitete, erntete ebenfalls rauschenden Beifall. Eliason spielte mit einer Reinheit, einer Elegance, einer Ruhe und Sicherheit, die allgemeine Anerkennung fand und der Beifall war häufig und laut. Die Composition, die er gewählt, zeichnete sich durch Effect und Gediegenheit aus und bot Gelegenheit, den Künstler im glänzendsten Lichte zu zeigen. — Das wirklich vom ganzen Kurpublikum stets mit Lob genannte Orchester des Hrn. Garde trug die Ouverture zu Egmont von Beethoven, so wie die Ouverture zu Weber's Oberon mit vieler Präcision und Sicherheit vor und auch ihm wurde lauter Beifall zu Theil. Die übrigen mitwirkenden Künstler trugen durch den Vortrag schöner Lieder zur Abrundung des Ganzen kräftig bei und allgemein befriedigt verließ man die gewählte Soirée, die an die Frankfurter so berühmten Musenmsabende erinnerte.

Auflösung der Charade in Nro. 193:

Friedberg.

Mainwasser-Wärme.

Den 14. Juli, Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 15. Juli. (Zum Erstenmale wiederholt): Die Hausgenossen, Lustspiel in 3 Abth., von Zeiteles. Hierauf folgt: Die Landpartie nach Königstein, Lokal-Skizze in einem Act und 4 Tableaux.

Mittwoch, 16. Juli. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Wohn.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 195. Donnerstag, den 17. Juli 1845.

Die gute alte Zeit.

(Schluß.)

„Holla!" rief der Kommandant, „Profoß greift mir den Burschen da, und hängt ihn auf! Ihr Andern aber nehmt ein Beispiel daran, und das sage ich Euch, Alle kommt Ihr ohne Gnade an den Strick das nächste Mal, wenn Ihr Euch einfallen laßt, Ihr Canaillen, die Befehle des Königs nicht zu respektiren! vorwärts marsch! hängt den Kerl auf!"

„Ich? ich?!" schrie der unglückliche Maurer in Todesangst, wie der Profoß und seine Gehülfen ihn ergriffen. „Ich bin unschuldig, allergnädigster Herr! freilich bin ich unschuldig! Ich habe gemußt, partout gemußt!"

„Still!" sagte der Profoß, „Du bist der Rechte. Du hast zuletzt noch geschrieen: Es lebe der blaue Montag! und die Anderen angereizt, es nachzuthun."

„Siehst Du, Bursche," sagte der Kommandant erfreut, daß seine Weisheit den Rechten gefaßt, „so kommt es! — Rothhaarige hat Gott gezeichnet! das ist schlechtes Volk. — Bist auch häßlich wie die Sünde, schielst mit beiden Augen, pfui Teufel! — Kerl, es ist gut, daß Du dabei bist, braucht keiner von den Andern heran."

„Ich habe nichts gethan, nichts gethan!" heulte das arme Geschöpf, und hob bittend die Arme auf.

„Fort mit ihm," rief der General. „Profoß, thue Er seine Schuldigkeit!"

Ein durchdringendes Wehgeschrei folgte dem Kommandanten wieder die Treppe hinauf, wo er im Zimmer am Stuhle des Lieutenants einen Chirurgen beschäftigt fand, der dem Ohnmächtigen wirklich eine Ader geschlagen hatte.

„Wie geht's ihm?" fragte er.

„Ganz ohne Gefahr," versetzte der Wundarzt. „Es ist blos von der Angst und der plötzlichen Freude. — Es ist kein Spaß," sagte er lächelnd, und blickte nach dem Fenster hin, „die Gewißheit zu haben, so einen Gang zu machen, und dann plötzlich, wenn man bereitet dazu ist, Freiheit und Leben zurück zu empfangen."

„Da hat Er Recht," versetzte der General gleichfalls lachend, „es ist aber immer besser, man erschreckt sich und muß zur Ader lassen, als man erschreckt sich nicht und wird aufgehenkt."

Seine weiteren Worte wurden von einem dumpfen Trommelwirbel unterbrochen, nach dessen Ende er seinen Hut abnahm, die Hände faltete und mit halblauter Stimme murmelte: „Gott sey der armen Seele gnädig!" — Alle Anwesenden hatten Dasselbe gethan, nun aber stülpte der General den Hut wieder auf und fuhr ohne weitere Aufregung fort, zu sprechen: „Es war ein häßlicher, rothhaariger Kerl, der da seinen Lohn empfangen hat; ich bin froh, daß die Sache abgethan ist, und werde jetzt meinen Rapport machen, wobei ich Ihn nicht vergessen werde, Lieutenant Rädel. Auch hoffe ich, wie gesagt, Ihm nützlich zu seyn, und, wenn es möglich ist, Ihm ein kleines Schmerzengeld zu verschaffen."

Er würde wahrscheinlich noch länger gesprochen haben, wäre nicht ein Mann von ungeheurer Länge, in grünem, mit Gold besetztem Rock, und um die Hüften einen breiten Gurt, in dem ein Jagdmesser stak, hereingetreten. Der Riese reichte bis an die Decke, und der Kommandant machte ein verwundertes Gesicht bei seinem Anblick. Es war einer der Leibjäger des Königs, der bei dem strengen Herrscher in ganz besonderer Gnade stand, und zu manchen Kommissionen benutzt wurde.

„Was bringt Er denn, mein lieber Leibjäger Wachs?" sagte der General freundlich.

„Ich suche den Lieutenant Rädel," erwiederte der Jäger.

„Da sitzt er," sagte der Herr von Glasenapp.

„Der König," sprach Wachs, indem er sich vor den Lieutenant stellte, „befiehlt dem Herrn, sogleich vor ihm zu erscheinen. Wenn die Familie etwa hier ist, soll sie ihn begleiten.

„Was hat das zu bedeuten, Wachs?" fragte der General verlegen.

„Weiß es nicht," versetzte der Leibjäger. — „Der Herr ist heut nicht bei Laune," fuhr er dann lächelnd und vertraulich fort, „möchte Niemanden rathen, der etwa einen Schwupper gemacht hat, heut bei ihm zu erscheinen. Der Cabinets-Sekretair von Marschal hat einen mündlichen Bericht gemacht über die sonderbare Verwechslung, die dem armen Manne fast das Leben gekostet hat. Er will ihn nun selbst sprechen."

„Konnte auch wohl still seyn, der Cabinets-Sekretär!" murmelte der Kommandant, „werde aber heut nicht bei Sr. Majestät erscheinen. — Lieutenant Rädel," fuhr er fort, „Er muß zum Könige. Fürcht' Er sich nicht; der König ist ein gerechter Herr, wie streng er auch seyn mag. Sag' Er, daß Er auch den Befehl gelesen und Seinen Namen darin erkannt hat."

„Ich fürchte mich nicht," versetzte der Lieutenant, und stand auf. „Hart geprüft, wie ich es bin, und bereit, vor Gottes Thron zu treten, werde ich auch dem König in die Augen sehen und sagen, was ich zu sagen habe."

Sie gingen und folgten dem Leibjäger, der vorausschritt und Bahn durch die Menschenmenge machte. Schaudernd wandte der Lieutenant seine Blicke von der menschlichen Gestalt, die an dem eisernen Arme des Galgens in der Luft schwebte. Er stützte sich zitternd auf seine Frau. Der Leibdiener sagte tröstende Worte, half ihnen in den Wagen, der wenige Schritte davon hielt, hob die Kinder hinein und setzte sich dann zu ihnen. Bald fuhren sie vor dem Palais des Königs vorüber und seitwärts einbiegend in den Hof, wo sie ausstiegen, und eine Treppe hinauf durch mehrere Zimmer geführt wurden, die mit so einfachen Geräthen versehen waren, als wohne hier kein mächtiger Fürst, sondern ein

Digitized by Google

Bürger, von dessen Wohlhabenheit mehr die weitläufige Wohnung, als die bequeme Einrichtung Zeugniß giebt. — Weiß lackirte Polstersessel, mit rothem Damast überzogen, standen nur in einem Gemach, dessen Täfelung und Goldleisten das Audienzzimmer ankündigten; in den andern waren die allgemein üblichen Stühle mit Binsengeflecht vorhanden, oder auch bloße Holzschemel, ein paar Tische mit Marmorplatten, Spiegel, die aus viereckigen Stücken zusammengesetzt waren, eine schwere, große Uhr, deren lauter Schlag die Stille umher durchdröhnte, und ein Kamin mit glänzender Einfassung, an der ein Lehnstuhl stand mit Rollen, vor welchem ein kleiner Teppich lag. — Hier warteten sie, Frau und Kinder warfen ängstliche Blicke umher und auf das lebensgroße Bild an der Wand, das streng auf sie nieder sah. Es stellte einen Herrn im grünen Rock dar, der die Hände auf den Stock gestützt hatte. Das fleischige Gesicht mit herabhangenden Backen trat weit hervor, und von ganz eigenthümlichem Blick waren die scharfen, hellen Augen. Der Lieutenant sah gar nicht hin. Finster heftete er seine Blicke auf den Boden und überdachte, was er thun und lassen müsse. Da ließen sich schwere, feste Tritte im Nebengemach hören. Die Thür ward rasch geöffnet, und auf der Schwelle stand das lebendige Original des Bildes an der Wand, ganz so, wie es dort auf der Leinwand gemalt war.

„Herr Gott, der Wildmeister!" rief Rädel, indem er ihn erblickte.

„Hilf Himmel!" fiel die Frau zitternd ein, „es ist der König!"

„Die kennt mich besser, als Er, Kamerad," sagte der Monarch, indem er näher trat. „Es ist Ihm schlecht gegangen, wie ich gehört habe, Er wäre beinahe aufgehängt worden; das hat Er sich zu Herzen genommen, aber ich will ein Pflaster auf seine Wunde legen."

Der Lieutenant war wohl einen Augenblick heftig erschrocken, dann aber wurde sein fahles Gesicht dunkelroth und lebendig, er fühlte Etwas in seiner Brust, das mächtiger war, als die Furcht vor dem Gewaltigen. „Majestät," sagte er, „ich bitte um Pardon. Aber, mag's Pflaster seyn wie es will, ganz heilen wird die wunde Stelle nicht. Als Wildmeister haben Sie mich grob genannt, ich kann mir aber nicht helfen, die Wahrheit muß heraus. Die Qual und Todesangst, die ich ertragen, kann mir nichts ersetzen, und so ohne Procedur umzukommen, ohne Verhör, ohne zu wissen, was man verbrochen, halten's zu Gnaden, das ist türkisch, aber nicht christlich. Weil der Befehl nicht ein Mal verständlich deutsch geschrieben war, der einen Menschen an den Galgen bringen soll, muß ich mir einbilden, der Wildmeister habe mich schändlich verrathen, wenn ich vielleicht ein Wort im Vertrauen gesagt, und der König darauf in seinem Jähzorn befohlen, man solle mir Alles nehmen, was ich habe — das Leben!"

Die Frau faßte bittend angstvoll den Arm ihres Mannes, und sagte zitternd. „Um Gotteswillen! willst Du Dich noch ein Mal unglücklich machen?"

„Laß ihn, laß ihn!" sagte der König mild, „er hat so viel ausgestanden, daß er sich Luft machen muß; aber jetzt hör' Er auf. Nehm' Er, was Ihm begegnet ist, als eine Strafe für Seine losen Reden und Seinen Kleinmuth, und dank' Er Gott, daß es sich so glücklich gewendet hat."

„Für mich, ja," sagte der unerschütterliche Rädel, „für mich hat der barmherzige Gott seine schützende Hand erhoben, aber statt meiner hat man einen armen Teufel gehängt, der so unschuldig war wie irgend Einer. Weil er rothes Haar hatte und häßlich war, darum mußte er der Rädelsführer seyn, und die alte Mutter, die er ernährte, kann nun an den Thüren betteln und die Gerechtigkeit auf Erden preisen."

Mit einer heftigen Bewegung stampfte der König mit dem Fuß auf den Boden und warf dem kühnen Sprecher einen Blick zu, der diesen verstummen machte.

„Es geschieht nichts Ungerechtes in meinem Staate," rief er. „Gott der Herr weiß es, wie ich darnach strebe, aber —" hier brach er in seine Lieblingsworte aus — „fiat justitia, pereat mundus!" Das versteht Er nicht. Recht muß Recht bleiben, und wer nicht gehorcht, wer nicht das Gute erkennen will, der muß mit eisernen Ruthen gezüchtiget werden."

Er ging rasch durch das Zimmer, dann kam er zurück und blieb vor dem Lieutenant stehen. „Ihm ist Unrecht geschehen, ja, das sage ich Ihm, Sein König, aber gewiß nicht mit meinem Willen. Im Gegentheil, ich hatte es gut mit Ihm vor, weil Er mir dreist in die Augen sehen konnte, wie ich es verlange. Jetzt sage Er mir, was ich für Ihn thun soll. Bitte Er sich eine Gnade aus."

Der Lieutenant richtete sich hoch auf. „Die Gnade, die ich mir ausbitte", sagte er, „ist die, daß Ew. Majestät hier die zwölf Ducaten von mir zurücknehmen, die andern zwölf habe ich nicht mehr; ich will sie aber erstatten, weil ich noch lebe. Dem Wildmeister wollte ich sie geben am Throne des Allmächtigen, wo er Rechenschaft ablegen sollte für mein unschuldig vergossenes Blut. Weiter habe ich nichts zu bitten."

Der Fürst sah den armen, heftig bewegten Mann lange und schweigend an. „Er ist ein Narr!" sagte er dann; „Er hat Frau und Kinder, und wenn Er nicht für die etwas Besseres zu bitten hat, so will ich es in Seiner Stelle thun. Er verläßt morgen Berlin; Er ist aus Preußen, dahin geht Er zurück, und Er kann sehen, daß ich es gut mit Ihm meine, denn die haben es am besten, die am weitesten von mir sind. Er soll Reisegeld haben, ich werde es Ihm auszahlen lassen. Da in seiner Heimath soll Er angestellt werden, bei der Accise, oder so dergleichen, das ist für das Unrecht. Uebrigens nehme Er sich vor dem Raisonniren in Acht; einmal ist Er so davon gekommen, es könnte aber nicht immer so gehen. Was die zwölf Ducaten betrifft, die behält Er. Bewahre Er sie, und sage Er seinen Kindern, wenn Er sie ihnen zeigt, sie sollen Gott vor Augen haben und niemals auf schlechten Wegen wandeln, denn der Ihm die Ducaten gegeben, der dulde keine Schelme, keine Faullenzer und keine Widerspenstigen. Ordnung und Gehorsam müssen seyn. Jetzt kann Er gehen."

Die arme Familie war entlassen, aber wie der König gesagt hatte, so geschah es. Am nächsten Tage schon erhielt Rädel von dem Kämmerer hundert Thaler, und als er nach Königsberg kam, fand er seine Anstellung bei der Accise schon vor. — Die Ducaten zeigte er oft seinen Kindern, erzählte den Enkeln auch gern, wie ihm einst geschehen, und sie erbten weiter, ein Zeugniß von der guten alten Zeit und deren Satzungen.

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Die Tyrannei des Generals Collalto gegen die Bewohner des Fürstenthums überstieg alle Gränzen. Er überließ den kaiserlichen Commissären unbedingte Freiheit, Kriegssteuern auszuschreiben, oder die vorhandenen zu erhöhen; nebenbei wurden von seiner räuberischen Mannschaft die gräuelhaftesten Ausschweifungen verübt, ohne jemals dafür bestraft zu werden. Alle Bitten und Verwendungen an den Kaiser um Linderung dieser Drangsale waren vergebens. Ferdinand vermehrte sogar die Drangsale der protestantischen Reichsfürsten durch das bekannte Restitutionsedict vom 6. März 1629, nach welchem die Protestanten alle seit 74 Jahren im Besitz gehabten geistlichen Güter und Stifter herausgeben und wieder an die Katholiken abtreten sollten. Diesem widerrechtlichen Ansinnen widersetzten sich die protestantischen Fürsten. Am kräftigsten protestirte dagegen Gustav Adolph, König von Schweden. Er glaubte um so größere Ursache zu haben, sich in die Angelegenheiten Deutschlands zu mischen, da der Kaiser ohne Urtheil und Recht

Digitized by Google

nicht nur die mit ihm verwandten Herzöge von Mecklenburg geächtet und aus ihren Landen vertrieben, sondern sich auch gegen die böhmischen Unterthanen die größten Ungerechtigkeiten schuldig gemacht hatte, so daß es schien, als ob er entschlossen sey, die Protestanten gänzlich zu unterdrücken. In Böhmen waren nicht weniger als 30,000 Familien zur Auswanderung gezwungen, sondern auch alles protestantische Eigenthum, vielleicht zwanzig bis dreißig Millionen an Werth, war auf Befehl des Kaisers in Beschlag genommen worden. Der Zustand der deutschen Fürsten war beklagenswerth; sie selbst waren ein Spielball der kaiserlichen Willkür geworden, während ihre Länder den ungezügelten kaiserlichen Horden und ihrer schrankenlosen Habgier preisgegeben waren. In wenigen Jahren hatten des Kaisers Feldherren zwanzig Millionen von Brandenburg, zehn Millionen von Pommern und sieben Millionen von Hessen erpreßt.

Ein allgemeiner Krieg war unter solchen Umständen unvermeidlich. Gustav Adolph traf daher nicht nur Vorbereitungen zur Werbung eines Heeres in Deutschland, sondern er sandte auch seinen Hofmarschall Dietrich von Falkenberg an mehrere Höfe protestantischer Reichsfürsten und ließ sie zu einem gemeinschaftlichen Bündniß einladen. Er versprach ihnen die Wiederherstellung ihrer Rechte und Freiheiten, wie sie vor dem Ausbruche des Krieges gewesen waren, und sicherte ihnen die Beschirmung ihrer Lande und der Eroberungen, welche sie in den Ländern der Liga und deren Verbündeten machen würden; dagegen verlangte er die unumschränkte Leitung des Kriegswesens, die Aufnahme seiner Person und seines Heeres in ihren Ländern und Festungen, sobald es die Noth erheischen würde, und endlich die Errichtung eines Heeres von wenigstens 10,000 Mann. Dieses Unternehmen fand unter den bedrückten Fürsten lebhafte Theilnahme, und der heldenmüthige Schwedenkönig baute um so sicherer auf den Sieg der guten Sache, da auch das katholische Frankreich, an dessen Spitze damals der allesvermögende Kardinal Richelieu stand, ihm mit den vortheilhaftesten Anerbietungen entgegen kam.

Unter den protestantischen Reichsfürsten war Herzog Bernhard einer der Ersten, welcher sich freiwillig dem König Gustav Adolph anschloß. Beide waren sich durch ihre Thaten schon bekannt. Gustav hatte sich durch seine Heldenthaten in Polen bereits den Ruf eines ausgezeichneten Feldherrn erworben, indem er durch die Umsicht und das energische Verfahren bei der Einnahme mehrer festen Plätze fast in ganz Europa als solcher berühmt geworden war. Bernhard's Tapferkeit in den dänischen Kriegen war dem König ebenfalls nicht entgangen, und er hatte schon damals gewünscht, den vielversprechenden jungen Fürsten unter seinen Fahnen kämpfen zu sehen.

Während die Werbungen in allen Fürstenthümern Deutschlands, so auch in Weimar, eifrig betrieben wurden und die Mannschaften truppweise herumlagerten, geschah es, daß Bernhard, welcher eines Tages eine Schlittenfahrt von Weimar nach Jena unternommen hatte, von zwei Reitern auf offener Landstraße angefallen wurde. Mit dem Ausrufe: „Wo hinaus?" setzte der Eine dem Herzoge sein Pistol auf die Brust, um eine Ritterzehrung von ihm zu erpressen. Bernhard schlug seinem Gegner das Gewehr mit großer Unerschrockenheit aus der Hand und antwortete: „Du Hundsfott! was darfst Du darnach fragen! Wenn ich ein Rohr bei mir hätte, so wollte ich Dich vom Pferde schießen." Er sprang aus dem Schlitten und überwältigte mit Hülfe seiner beiden Diener den Soldaten, der andere Gesell wurde ebenfalls entwaffnet, und als Beide den Herzog erkannten, fielen sie vor ihm nieder und baten um Gnade, mit der Versicherung, ihn nicht erkannt zu haben. „Euch ist eben so wenig", erwiederte dieser, „vergönnt, andere Menschen auf der Straße anzugreifen." Sie wurden nach Kapellendorf geführt, und, nach erfolgtem Geständnisse, dort erschossen. Die Zügellosigkeit der Soldaten, selbst im Lande ihres Herrn, war damals so groß, daß bei Vollziehung des richterlichen Urtheils Sicherheitswachen aufgestellt werden mußten, weil mehrere Reiter Miene machten, die Verbrecher zu befreien.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eröffnung der deutschen Rabbiner-Versammlung zu Frankfurt.

Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu seyn.
Goethe.

(15. Juli.) Heute morgen um neun Uhr fand die feierliche Eröffnung der zweiten Rabbiner-Versammlung im Andachtssaale der hiesigen Realschule statt, nachdem die erste bekanntlich im vorigen Jahre zu Braunschweig gehalten ward. Es war ein recht glücklicher Gedanke der Rabbiner, diesmal Frankfurt zum Vereinigungspunkte zu wählen, da diese Stadt durch ihre günstige Lage, durch ihre herrlichen Anstalten jeglicher Art, durch ihre theologischen und literarischen Capacitäten, so wie durch die hohe Intelligenz und Bildung ihrer Einwohner ganz besonders zu solchem Zwecke geeignet scheint. In der That hätten die Rabbiner nicht leicht ein empfänglicheres und dankbareres Publikum, als das hiesige ist, gefunden. Mit der liberalsten und doch anspruchloser Gastfreundlichkeit ist man den Rabbinen entgegengekommen. Wie man jedes Verdienst, wo es auch herkommt, hier zu schätzen weiß, so finden auch unsere Gäste diejenige Anerkennung und Aufmerksamkeit, die sie verdienen. Ja, die Ehre, die man ihnen erzeigt, erhält doppelten Werth durch die Stellung, welche die hiesige israelitische Gemeinde sowohl in Bezug auf ihre Schwestern, als auch an und für sich einnimmt.

Hoch ist das Verdienst anzuschlagen, welches sich die Rabbiner durch den Besuch der Versammlung erworben, und groß ist das Opfer, das sie dabei bringen, und dies nicht allein deßwegen, weil Manche derselben aus weiter Ferne kamen, und Zeit und Mühe dem heiligen Zwecke weihten, sondern auch weil sie durch die bloße Theilnahme an der Rabbiner-Versammlung nicht selten sich der Verdächtigung, Anfeindung und Verketzerung der Altgläubigen aussetzen. Es kann nicht genug gewürdigt werden, daß diese geistlichen Häupter der Gemeinden freiwillig ihren Nimbus ablegten, sich der früher nie bestrittenen Autorität begaben, und offen und ehrlich eingestanden, daß die Religion, wie sie bis jetzt dieselbe lehrten, und der Gottesdienst, wie sie ihn bis heran leiteten, nicht mehr dem intelligenten Bewußtseyn und dem reinen Gefühle der heutigen Israeliten entsprechen, und daher beide der Sichtung, Läuterung und Verbesserung bedürfen. Zu diesem Behufe hatten sich nun von den sechsunddreißig angemeldeten dreißig Rabbiner und Prediger eingefunden, von denen die meisten bereits bei der Versammlung zu Braunschweig anwesend waren. Unter denselben befinden sich Namen guten Klanges. So bemerkte man unter den Anwesenden den gelehrten Holdheim, den tüchtigen Geiger, den beredten Salomon, den gewandten Kirchenrath Meyer, den verdienstvollen Jost, den Redakteur des viel gelesenen „Israeliten" Dr. Heß, den würdigen Frankel und den durch die Herausgabe der „allgemeinen Zeitung des Judenthums" bekannten Dr. Philippson. Ueberhaupt gewährte die Versammlung durch ihre edle Haltung und ihr würdevolles Benehmen einen recht wohlthuenden Eindruck. Ein zahlreiches Publikum, zu welchem auch ein anmuthiger Kranz von Damen gehörte, wohnte den Verhandlungen bei. Diese bewegten sich vorerst nur um allgemeine Formalitäten. Hr. Rabbiner Stein von hier eröffnete als Präses des Comité's zur Abhaltung der zweiten Rabbiner-Versammlung diese durch eine passende Rede und ein Gebet, worauf er einen Bericht abstattete über die Wirksamkeit der Commission, und dann zur

Digitized by Google

Wahl des Präsidenten, Vicepräsidenten ꝛc. schreiten ließ. Mit weisem Takte wählte die Versammlung durch Stimmenmehrheit Hrn. Stein zu ihrem Präsidenten. Nachdem mehrere, in beifälligem und ermunterndem Tone abgefaßte Adressen verschiedener Gemeinden verlesen waren, wurde eine vom Berliner Reformverein eigens abgesandte Deputation eingeführt, deren Haupt, Hr. Dr. Stern, im Namen jenes Vereins eine Adresse verlas, die in männlichen, begeisterten und herzlichen Worten ihre Hochachtung gegen die Rabbiner-Versammlung, zugleich aber auch den Wunsch aussprach, daß dieselbe sich mit ihm oder vielmehr den Laien überhaupt zu einer Synode vereinigen möchte, um das Judenthum mit Erhaltung seines eigentlichen Grundwesens zu reinigen, zu erheben und zu kräftigen. Mit dieser herrlichen, auch schön vorgetragenen Rede wurde die erste Zusammenkunft geschlossen.

Somit wäre nun der Anfang gemacht, und wären Verhandlungen eröffnet, die von tiefem, weitgreifendem Einfluß auf die Judenheit seyn werden. Mag diese auch im Verhältniß zur übrigen Bevölkerung Deutschlands ein kleines Häuflein bilden, so bleibt dieses Ereigniß nichtsdestoweniger für jeden sinnigen Beobachter der Zeit eine schöne und bedeutungsvolle Erscheinung. Und wenn deren Folgen auch blos auf das Gebiet des Judenthums beschränkt blieben, so müßte man sie dennoch aus voller Seele willkommen heißen, und wird man dabei unwillkürlich an Rückert's schöne Worte erinnert:

Möge Jeder still-beglückt
Seiner Freuden warten:
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Dr. Bihr.

Korrespondenz.

Kreuznach, 10. Juli.

Eine Bewegung von unendlicher Wichtigkeit, populär, wie seit den Freiheitskriegen keine andere, und ganz unberechenbar in ihren Folgen, hat fast ganz Deutschland ergriffen und überschreitet hin und wieder schon die Gränze, um auch die Nachbarländer zu erfassen. Diese Bewegung — wir meinen natürlich den Versuch einer neuen Reformation des Katholizismus — ist um so bedeutender, als er einer weit größeren Intelligenz im Volke begegnet und auch, weil er eine mächtige Stütze in dem verwandten, tiefgekränkten Protestantismus findet. Tiefgekränkt nennen wir aber den Protestantismus, weil in jüngster Zeit der Streit über die gemischten Ehen, selbst in Ländern, wo die Akatholiken die große Mehrzahl bilden, eine ungerechte, für letztere durchaus nachtheilige Erledigung gefunden, weil überhaupt die Anmaßung der Römlinge sich neuerdings in drückender Weise geltend gemacht hatte und der religiös-politische Fortschritt Deutschlands sich immer bedrohlicher von hierarchischer Tücke und Fanatismus beschränkt sah. Daher der jauchzende Beifallsruf der Protestanten bei Erscheinung des Deutschkatholizismus, derselben Protestanten, die zu Hermes', Hommer's und Spiegel's Zeiten ohne allen Groll gewesen waren. Es ist ein Walten der Nemesis in dieser Erscheinung; die Römlinge selber haben das schwere Ungewitter heraufbeschworen. — Unter den Männern, welche an der ewigdenkwürdigen Bewegung in rastlosem Eifer mitgearbeitet, nenn' ich hier Einen, den bisher die öffentlichen Blätter zu würdigen versäumt. Es ist Hermann Josef Aloys Körner, Lehrer an der blühenden Realschule zu Elberfeld, gegenwärtiger Chef des Vorstandes der Deutschkatholiken in jener Stadt, welcher Gemeinde sich nicht wenige Filiale in den benachbarten Städten des Bergischen und Westphalens, größtentheils in Folge seiner Thätigkeit, angeschlossen haben. Als Schneidemühl zuerst hervortrat, war er es, der eine von Protestanten und Katholiken unterzeichnete Adresse mit nicht unerheblichen Geldbeiträgen zu Stande brachte; er war es, bei dem die ersten elf Glieder der jetzt ziemlich bedeutenden Gemeinde am 15. Februar der neuen Kirche beitraten. An der Ausarbeitung der Glaubensbekenntnisse und Kirchenverfassungen, welche aufgestellt wurden, hatte er wesentlichen Antheil. Inhaltsvolle Aufsätze in der Elberfelder Zeitung haben ihn zum Verfasser. In der Broschüre: „Warum nicht mehr römisch-katholisch? Ein Sendschreiben an alle römisch-katholischen Christen von H. J. A. Körner, Katholik" (Elberfeld bei J. Bädeker 1845) wies er in energischer Kürze die Krebsschäden der römisch-katholischen Kirche auf das treffendste nach. Zu dem Leipziger Concil war er als Abgeordneter gewählt worden, verzichtete aber zu Gunsten seines Freundes Hockelmann, der ebenfalls eine Hauptstütze des Deutschkatholizismus in jener Stadt ist und den er wegen der hinreißenden Gluth seines Glaubens für besonders geeignet hielt, ein heilsames Gegengewicht gegen die rationalistischen Elemente des Concils zu bilden. Körner war es auch, der Licht's Berufung besonders betrieb und diesen würdigen Mann durch eine unter sehr schwierigen Umständen unternommene Reise nach Trier und Leiwen (frühere Pfarre Licht's) gewann. Er ist es, der noch gegenwärtig, bei den unzureichenden Kräften des bejahrten Seelsorgers, bald in Elberfeld, bald in den Filialgemeinden für ihn eintritt und seine ihm so sparsam zugemessene Muße in vielfach heilbringender Weise für die gute Sache, oft einen großen Theil der Nacht opfernd, verwendet. Körner ist ein Mann von reichen Talenten, ein Mann von Energie und Charakter, der glaubensmuthig in die Schanze gesprungen, während die übrigen katholischen Beamten, ein ungnädiges Stirnrunzeln von oben scheuend, dem Schlachtruf der Wahrheit ihr Ohr verschließen. Die öffentlichen Organe des römischen Katholizismus vom Rheine haben ihn — zu schwach, um ihm ehrlichen Widerstand zu leisten — mit Schmähungen überdeckt; sie waren gemein genug, ihm die Niedrigkeit seiner Jugend vorzuwerfen. Er war, ehe er sich den Wissenschaften widmete, Schmiedegesell gewesen, hat sich aber jetzt, abgesehen von seiner großen amtlichen Tüchtigkeit, in unausgesetzter Anstrengung einer allgemeinen Bildung bemächtigt, die selbst der philosophischen Grundlage nicht entbehrt. So fahre denn fort, du treuer Kämpfer, für die gute Sache zu wirken! Wenn einst die Geschichte die Namen Derer aufzeichnet, welche die neue Reformation bewirkt haben, wird sie auch den deinen nicht verschweigen dürfen. Sie wird dich dann nicht einen Schmiedegesellen, wohl aber vielleicht einen Schmiedemeister nennen, der mit seinem Hammer die morschen Reste des Mittelalters zusammen geschlagen, um ein neues schönes Gebäude aufzuführen. Ich habe vor wenigen Tagen in eurem kleinen Gotteshause zu Elberfeld gesessen, habe tieferschüttert deine starken Worte vernommen. Habe Dank dafür! Stärke dich Gott inmitten zahlreicher Feinde zu weiterem Schaffen, und mögen euere Werke immer reichere Früchte bringen!

Mainz, 12. Juli.

In unserer Rheinstadt findet keine der schönen Künste mehr Pflege, als die Musik, und im traulichen Familienkreise, wie bei öffentlichen Festveranlassungen hört man Sang und Klang erschallen. Unter den hiesigen Bildnern im Bereiche der Tonkunst nimmt Hr. Musikdirektor Esser eine erste Stelle ein, indem er nicht nur die unter seiner Leitung stehenden Vereine mit eben so viel gründlicher Kenntniß, als mit Liebe zur Sache leitet, sondern auch stets dahin zu wirken bemüht ist, daß die Musik in ihrer edeln und veredelnden Tendenz und in ihrer höheren Bedeutung gepflegt und gefördert werde. Was Hrn. Esser's Verdienste als Componist betrifft, so sind diese den Freunden der Tonkunst bereits wohl bekannt. Um so erfreulicher war es uns, zu vernehmen, daß Hrn. Esser's neue Oper: „die beiden Prinzen" von der Direktion des Frankfurter Stadttheaters zur Aufführung angenommen worden ist. Hr. Esser gehört zu den bescheidenen, ihr Talent nicht überschätzenden und allen Coterien fern stehenden Künstlern. Wenn neuerlich in diesen Blättern über den Andrang von deutschen Operncompositionen, womit unsere Bühnendirektionen überhäuft werden, geklagt und über den geringen Erfolg der meisten derselben berichtet wurde, so sind diese Klagen und unerquicklichen Resultate allerdings begründet und wahr; doch bleibt es eben so wahr, daß man darum nicht in's Extrem verfallen und alle Opern von neuern deutschen Tonsetzern unbedingt zurückweisen und verwerfen darf. Hier gilt das alte treffliche Sprüchwort: „Prüfet Alles und das Beste behaltet." In der Voraussetzung, daß die Frankfurter Theaterdirektion nach diesem Grundsatz verfahren hat, dürfen wir erwarten, daß in Esser's beiden Prinzen uns ein gediegenes und werthvolles Tonwerk vorgeführt werde, dessen Aufführung wir mit Vergnügen entgegen sehen.

Frankfurt a. M., 16. Juli.

Wegen andauernder ungünstiger Witterung ist das vorläufig angekündigte Konzert auf der Mainlust bis auf weitere öffentliche Anzeige ausgesetzt.

Mainwasser-Wärme.

Den 15. Juli, Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 196. Freitag, den 18. Juli 1845.

Zwei Ohrfeigen.

Von Kathinka Zitz.

I.

Das Schaltjahr 1740 brachte den Rheingegenden einen außerordentlich harten Winter mit; der Weinstock erfror gänzlich, und unsägliches Elend verbreitete sich unter den Armen. Aber was die Einen zur Verzweiflung trieb, erfüllte die Andern mit Lust und Freude, denn als ein strenger Nordwind über die schneebedeckten Felder zu blasen begann, ging der Rhein so stark mit Eis, daß die Müller ihre Mühlen, und die Schiffer ihre Schiffe in aller Eile salviren mußten. Bald stellte sich das Eis fest, so daß nicht allein Fußgänger über den zugefrornen Rhein gehen, sondern schwer beladene Wagen mit Holz und Wein darüber fahren konnten; und als nun noch ein tüchtiger Schnee dazu fiel, da gab's viel Jubel für Diejenigen, die sich schon vorbereitet hatten, mit ihren gezierten Schlitten eine lustige Fahrt zu beginnen. Wie es sich von selbst versteht, so machte der hohe Adel zuerst eine Tour durch die Hauptstraßen, mit Trompeten und Pauken voran; den folgenden Tag veranstalteten die in Mainz studirenden Juristen ebenfalls eine Schlittenfahrt, wobei sie eine Judenhochzeit vorstellten, und ein treffliches Musikantenchor bei sich hatten, das gar lustige Weisen aufspielte. Aber auch dabei ist es nicht geblieben; sondern, da Jedermann gar großes Wohlgefallen an dieser ersten Mummerei gehabt, so kamen die Juristen acht Tage darauf abermals in einer noch größeren Anzahl in fünf-und-vierzig Schlitten gefahren, und agirten eine Bauernhochzeit; auch stellten sie die verkehrte Welt durch einen Modenschlitten vor, den der Mann herumführen sollte, den aber die Frau regierte. Dabei liefen die Mainzer, wie auch noch heut zu Tage bei ähnlichen Gelegenheiten, in großen Haufen über das Eis nach Castel, setzten sich in die Wirthshäuser, wo sie Kaffee mit Bubenschenkel zu sich nahmen, oder Bratwürste aßen, und dem Weine tapfer zusprachen. Die Castelер Junggesellen kamen sogar auf den Einfall, einen Tanz auf dem Eis aufzuführen, und setzten einen Hammel als Preis aus für den glücklichsten Tänzer. Da nun die Kälte noch immer mit der größten Strenge anhielt, so ward ein Wirthshaus auf dem Eis aufgeschlagen, in welchem man rothen und weißen Wein verzapfte. Die Bendermeister machten ein Faß auf dem Rhein, das über acht Fuder hielt, und als es auspolirt und auf das schönste geziert war, ward es mit Musik von dem Rhein in das Schloß gebracht, wo die Altmeister Audienz bei dem Kurfürsten bekamen, dem sie ihr Faß mit so tiefer Reverenz präsentirten, daß es gnädig aufgenommen ward. Nachher führten sie das Faß noch durch die ganze Stadt, wobei denn Jedermann verspürte, daß sich die Bender recht brüderlich gehalten hatten.

Die Hofbenderknechte hatten indessen ein Lager von grünen Zweigen auf das Eis gelegt, und eine weiße und rothe Fahne darauf gesteckt, und fertigten nun ebenfalls ein künstliches Ovalfaß, das sie zu Ende Hornungs vollendeten, und auf Fastnacht unter Lust und Fröhlichkeit nach Hof brachten, wo es dann nicht an Wein fehlte. Auch die Stadtbenderknechte hatten gemeinschaftlich ein Faß auf dem Rhein gezimmert, das so künstlich war, daß es ohne Reif neun Fuder halten sollte, und das sie, nachdem sie es durch die Stadt gefahren, in die drei Saulöpfe brachten. Auch ein freies Scheibenschießen ward auf dem Eis veranstaltet, wozu die hohen Herrschaften schöne Gaben zu Gewinnen spendirten. Den ersten Preis trug ein Jäger, den zweiten ein Jurist und den dritten ein Bürger davon. Auch Spiele aller Art waren auf dem Eis zu sehen; als aber die Fastnachtstage vorüber waren, wurden die Thore am Rhein verschlossen, und mit Ernst befohlen, obgleich das Eis noch sehr fest stand, daß kein Spiel und keine Lustbarkeit mehr darauf stattfinden dürfe, wegen der angehenden Fastenzeit; Jedermann sollte fein am Land bleiben, gute Werke thun, und den lieben Gott nicht mehr betrüben, damit die ganze Welt nicht durch die anhaltende Kälte gestraft werde; denn aus allen Landen kamen die betrübendsten Nachrichten, und sowohl auf freiem Feld, als in Häusern und Ställen waren Menschen und Vieh erfroren gefunden worden, weil die Kälte einige Tage lang einen so hohen Grad erreicht hatte, daß die Wölfe aus dem Wald in die Straßen der Städte kamen. Erst im halben März nahm die Kälte ab, und ein anhaltendes Regenwetter stellte sich ein; und als nun am 19ten das Eis brach, da richtete es, trotz der unterhalb des Krahnens erbauten Eisbrecher, so großen Schaden an, daß es Ketten zerriß und Mauern umstürzte, und der Rhein schwoll durch den fortdauernden Regen so stark an, daß er gewaltsam in die Stadt hinein drang, und man in vielen Straßen mit Schiffen fahren mußte. Große Theuerung entstand, und der nun folgende schlechte Sommer vernichtete auch die geringsten Erwartungen. Der Kurfürst war zwar bemüht, dem großen Elend möglichst zu steuern, aber seine Macht und sein guter Wille reichten hier nicht mehr aus.

Damals saß Philipp Karl von Elz auf dem kurfürstlichen Stuhle von Mainz. Er war ein sehr gottesfürchtiger Herr, und hing mit großer Liebe an seiner Familie; darum mußte auch nach dem Tode seines Vaters, der kurtrierischer Erbmarschall war, seine hochbetagte Mutter, eine Freiin Schenk von Schmidtburg, zu ihm nach Mainz ziehen, und Hof daselbst halten. Auch hatte er das jüngste Söhnlein seines Bruders, des Stammherrn, der von Kaiser Karl VI. in den Grafenstand erhoben worden war, zu sich genommen, und mit aller Liebe, wie seinen eigenen Sohn, erzogen. Der junge Lotharius war denn auch zum wohlgearteten Jüngling geworden, der sich aber selber wie ein kleiner Kurfürst gerirte, und sich durch eine ungemeine Vorliebe für den höchstseligen König Ludwig XIV. von Frankreich auszeichnete, den er sich in allen Dingen zum Vorbild nahm, und bei jeder Gelegenheit nachzuahmen suchte. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Vorgängen fiel Tilly mit seinen plünderungssüchtigen Schaaren in Thüringen ein und hauste auch hier mit gewohnter Grausamkeit, bis ihn endlich die Nachricht von dem Uebergange Gustav Adolph's über die Elbe nach dem Norden rief. Das Vorrücken des Schwedenkönigs war auch für Bernhard das Signal zur Abreise. Auf unsichern und gefahrvollen Umwegen gelangte er in das schwedische Lager bei Werben an der Elbe, wo er von dem König sehr freundlich aufgenommen wurde. Die Absicht seiner Reise war eine mündliche Unterredung mit dem König von Schweden über die Anordnungen, welche gegen das Andringen der Kaiserlichen getroffen werden sollten. Da aber Tilly bereits dort angekommen war und auf das verschanzte Lager der Schweden sehr stürmische Angriffe unternahm, so erwachte der Geist kriegerischer Thätigkeit in Bernhard; freiwillig stellte er sich unter den Befehl des Generals Baudissin und zeichnete sich gleich bei dem ersten Treffen durch seine Verwegenheit aus. Bis an die geschlossenen Reihen der Feinde vorgedrungen, hatte sein General das Unglück, gefangen zu werden. Als er dies sah, stürzte er sich tollkühn unter die feindlichen Schaaren, um seinen Führer zu befreien. Es gelang ihm auch mit großer Lebensgefahr, nachdem ihm das Pferd, welches ihn trug, und ein anderes, das er eben zu besteigen im Begriff gewesen, getödtet worden war. Gustav ertheilte ihm darüber einen sanften Verweis, belohnte aber seine Tapferkeit damit, daß er ihn zum Obersten seines Leibregiments zu Pferde ernannte. Mit diesem Range bekleidet, kehrte er nach Weimar zurück. Hier erfuhr er, daß die Heeresabtheilung in das hessische Gebiet einbrechen und den Landgrafen, welcher sich ebenfalls für die Sache der Protestanten erklärt hatte, züchtigen wolle. Ohne sich die nöthige Ruhe zu gönnen, eilte er sogleich nach Kassel, stellte sich hier an die Spitze von 3000 Mann Fußvolk und vier Fahnen Reiter mit vier Kanonen und rückte muthig gegen den Feind. Er schlug ihn zurück, eroberte Fritzlar und zwang mehrere Städte auf dem Eichsfelde zur Unterwerfung. Dann eroberte er die Abteien Hersfeld und Fulda, ließ sich hier eine Brandschatzung von sechzigtausend Gulden zahlen und führte noch überdies dreißig mit Beute beladenen Wagen mit sich fort.

Mittlerweile war der König von Schweden bis Halle vorgedrungen, hielt hier eine Unterredung mit dem Herzoge Wilhelm von Weimar in Bezug auf die schleunige Einnahme von Erfurt und begab sich dann mit seinem Heere über Querfurt nach Sömmerda, wo ihn der Herzog Bernhard mit der erfreulichen Nachricht von der Erstürmung Erfurts überraschte. In dieser Stadt erfolgte eine weitere Besprechung des Bündnisses der protestantischen Fürsten mit Gustav Adolph, und dieser gab von neuem die Zusicherung, „die Herzoge, bis der Zweck des Bundes erreicht worden wäre, in Schutz zu nehmen, Jeden, der sie befehden wolle, für seinen Feind zu erkennen und alle feindliche Angriffe auf ihr Land abzuwehren. Er versprach ferner, die ihnen zuständigen Kriegsgeräthschaften nach beendigten Feindseligkeiten zurückzugeben, verlangte aber die oberste Leitung im Kriegswesen."

Die Fürsten willigten in diese Bedingungen und Gustav übertrug nun die Führung des Heerhaufens in Thüringen dem Herzoge Wilhelm, setzte ihm aber einen schwedischen Residenten bei, was von den sächsischen Fürsten auch auf schwedischer Seite geschah. In Gemeinschaft mit dem Schwedenkönig zog nun Bernhard über Arnstadt, Ilmenau, durch den Thüringer Wald nach Franken, wohnte der Einnahme von Königshofen und Schweinfurt bei und wirkte bei der Erstürmung des Schlosses Marienberg thätig mit. Das Blutbad bei dieser Eroberung war fürchterlich, denn die ganze Besatzung, bestehend aus fünfzehnhundert Reitern, und eine Menge Mönche und anderer Personen, welche darin Schutz gesucht hatten, büßten sämmtlich mit dem Leben. Die Beute, welche hier gemacht wurde, war außerordentlich groß und wurde größtentheils dem Heere überlassen.

Das schwedische Heer breitete sich nun wie eine unheildrohende Gewitterwolke über Franken aus und wurde durch seine unmenschlichen Ausschweifungen und Gräuel der Schrecken der Einwohner. Eine Stadt und eine Feste nach der andern fiel in die Hände der siegenden Schweden, denn wo sie erschienen, hatte der Ruf von ihrer Grausamkeit die Herzen der Kämpfenden schon zittern gemacht. Nachdem Gustav in Begleitung Bernhards am 17. Nov. 1631 in der freien Reichsstadt Frankfurt einen prachtvollen Einzug gehalten hatte, zog Letzterer, die Vorhut des schwedischen Heeres führend, erobernd in das Rheingau ein, um die Spanier aus ihrer Stellung zu vertreiben. In dieser Absicht beschloß der König bei Stockstadt den Uebergang über den Rhein, welcher bei ziemlicher Kälte in der Nacht vom 4. zum 5. Dezember auch bewerkstelligt wurde. Mit Hülfe eines Nierfteiner Schiffers war man in den Besitz von zwei großen Fahrzeugen gelangt, auf welchen tausend Mann Fußvolk, jedoch nur dreihundert Mann auf einmal, übergesetzt wurden. Zum Wahrzeichen an dieses denkwürdige Ereigniß wurde später an der Stelle, wo dies geschah, ein Denkmal errichtet. Die Schweden eroberten nun wieder mehrere wichtige Punkte, und nachdem auch Mainz und zu gleicher Zeit Worms ihre Thore geöffnet hatten, trennte sich Bernhard von dem König und fiel mit einem kleinen Haufen muthvoller Krieger in die Unterpfalz ein.

Das Kriegsglück begünstigte die Waffen des protestantischen Heeres; überall wich vor ihnen der Feind zurück, wozu die Nachricht von dem Blutbade bei der Einnahme des Schlosses Marienberg nicht wenig beigetragen haben mochte. Auch Bernhard verfolgte siegreich seine Bahn; Frankenthal, Speyer und Germersheim waren bereits in seine Hände gefallen und der bedeutenden Feste Mannheim bemächtigte er sich durch List. Er erschien nämlich am 29. Dezember 1631 noch vor Tagesanbruch mit dreihundert Mann vor ihren Thoren, gab sich und die Seinigen für geschlagene und verfolgte kaiserliche Krieger aus, und verlangte schleunig eingelassen zu werden. Die List gelang; er drang ein. Dritthalbhundert Spanier wurden niedergehauen und die Deutschen gefangen genommen. Die Beute war beträchtlich.

Die strenge Kälte im Januar des Jahres 1632 hatte Frankreich zur Vermittelung eines vierzehntägigen Waffenstillstandes veranlaßt. Diese Zeit benutzte der König von Schweden zur Berathung des ferneren Operationsplanes. Bernhard erhielt nun den Befehl über das Fußvolk und der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld ward zum General der Reiterei ernannt; beide Heere aber wurden unter die Leitung des Reichskanzlers Oxenstierna gestellt. Da aber zwischen Bernhard und Birkenfeld oft Zwistigkeiten obwalteten, worüber sich Oxenstierna beim Könige bitter beschwerte, so rief dieser den Herzog von Weimar von der Rhein-Armee in das königliche Hauptlager nach Oberschwaben und setzte an seine Stelle den Feldmarschall Horn. Hier war Bernhard bis über die Hälfte des Jahres mit der Dämpfung von Unruhen beschäftigt, welche besonders unter den Bauern ausgebrochen waren. Kaum waren hier die Widerspenstigen durch harte Züchtigungen zur Ruhe gebracht, als den Herzog neue Empörungen an die Ufer des Lech riefen, wo die Bauern die schwedischen Besatzungen entweder aus den Städten verjagt, oder auf das gräuelhafteste niedergemetzelt hatten. Zur Verhütung solcher übermüthigen Handlungen schien es nothwendig, ein warnendes Beispiel aufzustellen, und da in Friedberg die ärgsten Gräuel an den Schweden verübt worden waren, so sprengte man die Thore dieser Stadt mit Petarden, führte Weiber und Kinder ins freie Feld, machte die Besatzung bis auf den letzten Mann nieder, gestattete den racheschnaubenden Kriegern mehrere Tage zum Plündern und verwandelte diese Stadt endlich in einen Aschenhaufen. Diese Scene bewirkte, daß kurz darauf Landsberg freiwillig die Thore öffnete und den Herzog um Gnade

Digitized by Google

hat. Weniger bereitwillig zur Uebergabe zeigte sich dagegen Füssen. Die Besatzung bot den muthigsten Widerstand. Der Herzog ließ daher am 17. Juli Sturm laufen und befeuerte durch sein Beispiel den Muth seiner Streiter. Endlich ward die Mauer erstiegen und die Besatzung streckte das Gewehr. Bei dieser Erstürmung hatte eine Kanonenkugel ihm das Pferd unter dem Leibe niedergeschmettert.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 11. Juli.) Die traurige Lage der Dorfschullehrer in hiesiger Umgegend scheint man höheren Orts noch wenig zu berücksichtigen. Neulich kam in dem zwei Meilen von hier gelegenen Dorfe Mehrow der Fall vor, daß der Prediger Lücke dem ihm untergeordneten Schullehrer dessen jährliches Einkommen von 46 Thalern auf 32 Thaler aus dem Grunde beschränkte, weil in diesem Jahre nicht so viele Kinder die Schule besuchen, als in den früheren Jahren. Dies Motiv hat genannter Seelenhirt für tristig gefunden und den armen Schullehrer, der für eine Frau und zwei Kinder zu sorgen hat, damit zu beschwichtigen gesucht.

Mehrere auswärtige Zeitungen, namentlich die Augsb. Allg. Zeitung, enthielten im vorigen Jahre Mittheilungen über die bemerkenswerthen Ereignisse des Majors Tscheglowsky, der, nach einer 52jährigen Verbannung in Sibirien, im Jahre 1842 von Sr. Maj. dem jetztregierenden Kaiser völlig begnadigt, im 107ten Lebensjahre die weite Reise aus Irkutks nach Petersburg, und zwar, seiner Dürftigkeit wegen, fast ganz zu Fuß, nur von seinem Sohne begleitet, unternahm, um seinem erlauchten Wohlthäter zu danken. Im Februar 1843 in Petersburg eintreffend, hatte er mehrere huldvolle Audienzen bei Sr. Maj. dem Kaiser und der kaiserlichen Familie, ward von ihnen, so wie von vielen anderen hohen Herrschaften, reich beschenkt, und beschloß darauf die Rückkehr in die ferne Heimath, woran er indeß durch Krankheit und zunehmende Altersschwäche verhindert wurde. Vor einigen Tagen ist nun dieser Major Tscheglowsky im 109ten Lebensjahre gestorben und, auf kaiserlichen Befehl, auf Staatskosten, mit allen militärischen Ehren, auf dem Kirchhofe des St. Alexander-Newsky-Klosters beerdigt worden.

Am 29. Juni führte in Posen die über alle Maßen drückende Hitze das Phänomen herbei, daß selbigen Tages Nachmittags, meist nach 4 Uhr, mehrere Personen, man spricht von 7, vom Schlage gerührt wurden; einer derselben, ein Kaufmann, sogar an der erzbischöflichen Tafel. Mehrere der Getroffenen sind in Folge des Anfalls gestorben.

Einen sonderbaren Contrast bildete dieser Tage ein Schiff (Victor) im hamburger Hafen, das bei 28 und 30 Grad Hitze mit einer großen Ladung Eis befrachtet wurde. Eine neue Spekulation, daß nämlich ein Kaufmann (Wamosy) von hier aus ganze Blöcke Eis — an denen im verflossenen Winter kein Mangel war — nach Rio Janeiro schickt, und damit ein gutes Geschäft zu machen gedenkt. Die Eisschichten sind sorgfältig in Holzspäne verpackt, und, um mit einer Klappe zwei Fliegen zu fangen, geht gleichzeitig in dem zum Eiskeller umgewandelten Schiffe eine Ladung Butter, Schinken, Fleisch, Anschovis ꝛc. dahin ab.

Aus Toulouse schreibt man vom 8. Juli. Am 6. d. wurde die Diligence zwischen Revel und Toulouse zu Saint-Orens durch eine Windhose in die Luft gehoben und ungefähr 20 Metres weit fortgeschleudert. Eine Dame erhielt eine Wunde, in deren Folge man genöthigt war, ihr ein Bein abzunehmen.

Die „Revue de Paris" hört zu erscheinen auf. Ihren Titel behält sie sich aber als Eigenthum vor, weil sie später wieder hofft in's Leben treten zu können

(Nürnberg, 11. Juli.) Heute Morgens ist das Beethoven-Monument auf dem Kanal von hier nach seinem Bestimmungsorte abgegangen.

Mad. Donnerwetter heißt jetzt die zweite Sängerin am Amsterdamer Theater. Dem. Donner, die sich unlängst mit dem ersten Liebhaber an derselben Bühne, Hrn. Wetter, verheirathete, hat nämlich diesen nach neuester Theatermode zusammengesetzten Namen angenommen, will aber dessen ungeachtet nicht recht einschlagen!

In Zarskoje-Selo bei St. Petersburg starb am 8. Juni der Gastwirth an der „Eisenbahn", Carl Volck aus Augsburg gebürtig (früher sehr bekannt und beliebt als Oberkellner im „weißen Schwan" in Frankfurt a. M.) im zweiundvierzigsten Jahre an wiederholten Schlagflüssen. Er hinterläßt eine Gattin und zwei Kinder.

(Berlin.) Ein Theil unserer Schauspieler wird nach Koblenz abgehen, um bei den stattfindenden Festlichkeiten mitzuwirken.

Korrespondenz.

Berlin, im Juli.

Am 2. d. hatte hier wiederum der große Damenverein, welcher sich vor einem Monat zur Unterstützung der hiesigen deutsch-katholischen Gemeinde gebildet hat, seine zweite vierwöchentliche Generalversammlung. Derselbe ist nun bis zu einer Zahl von 150 Mitgliedern, meist aus den höheren Ständen, angewachsen. Die Resultate des Wirkens, für welches sich mehrere ältere Damen insofern entschieden haben, als sie, anstatt Handarbeiten zu liefern, nur Geldbeiträge in ihren befreundeten Kreisen sammeln wollen, haben sich bereits so erfreulich herausgestellt, daß eine einzelne Dame schon diesmal eine nicht unbedeutende Summe einreichen konnte. — Der Ablieferungstermin der von den einzelnen Mitgliedern anzufertigenden Arbeiten ist auf den 1. October d. J. festgesetzt und am 15. desselben Monats soll die Ausstellung der Arbeiten beginnen. Der Verein hat Hrn. Fleischinger, in dessen Hause auch die Zusammenkünfte gehalten werden, zu seinem Säckelmeister erwählt. Der vorsitzende Hr. M., welcher verabredeter Maßen vierwöchentlich einen Vortrag halten wird, sprach diesmal über die Förderung der Schulen, für deren Unterstützung der Verein besonders thätig seyn will. Der erstere machte unter Anderm besonders darauf aufmerksam, wie ein schöner Beruf des Weibes es sey, die jungen empfänglichen Gemüther der Kinder für die Schule vorzubereiten. Es müsse sich die neue Kirche zur besonderen Aufgabe machen, in den Schulen nicht ausschließlich den Verstand, sondern viel mehr noch das Herz und Gemüth der Kinder zu bilden. Der erstere finde in dem letzteren seine Basis; er selbst könne ohnehin im späteren Leben eine größere Reife erlangen, bleibe aber immer nur eine dürre Pflanze, so lange ihm das Herz nicht einen fruchtbaren Boden biete. Diesen Boden vorzubereiten und ihn für das Wachsthum der Pflanze geeigneter zu machen, das sey besonders der Beruf des Weibes, nach dieser Seite hin könne es sein segenreiches Wirken bethätigen. Das glückliche Gedeihen der jungen Gemeinden beruhe vorzüglich in der Gründung von guten Schulen; hier müßten die zarten Gemüther das Urchristenthum in seiner Reinheit und Frische empfangen, um es für das spätere Leben der geräuschvollen Welt zu bewahren. Aus den Schulen also sey erst das größere Heil und Wachsthum der neuen Gemeinden zu erwarten ꝛc. In der darauffolgenden Debatte, die sich nun unter den Vereinsgliedern entspann, machten sich schon interessante Persönlichkeiten geltend; besonders wurden dabei einige Damen, die auch auf dem literarischen Gebiete bisher nicht ohne Namen geblieben, zu unwillkürlichen Leiterinnen. So wird also den Vereinsmitgliedern ein Aus-

Digitized by Google

tausch ihrer Ideen nicht unlieb seyn können, der bei näherem Bekanntwerden der einzelnen Debattirenden unter einander nicht ohne schöne Folgen für die Zukunft seyn dürfte.

Marburg, 13. Juli.

Unser am 19., 20. und 21. d. M. zu begehendes Gesangfest wird in Bezug auf treffliche Ausführung noch um ein Bedeutendes gewinnen, indem 14 Mitglieder der kurfürstl. hessischen Hofkapelle zu Kassel (unter welchen sich der durch sein ausgezeichnetes Talent hinlänglich bekannte Hr. J. J. Bott, erster Zögling der Mozartstiftung zu Frankfurt, befindet) das Orchester durch ihre Mitwirkung verstärken werden. Ferner hat der kurfürstl. hess. Hoftheatersänger Hr. Föppel seine Theilnahme an unserem Feste zugesagt und wird derselbe das Konzert durch den Vortrag einer Arie verherrlichen. An Hrn. Hofkapellmeister Dr. Spohr ist eine Einladung betreffs des Festes ergangen und es steht zu erwarten, daß er derselben entsprechen werde. Unter diesen Umständen darf man mit Gewißheit erwarten, daß bei den vielen trefflichen Mitteln und der großen Anstrengung, welche man auf die befriedigende Ausführung des Ganzen allseitig verwendet, unser Fest in einer Weise gefeiert werden wird, welche unserer Stadt nur zur höchsten Ehre gereichen dürfte, so wie sich denn auch die ausgezeichnete Theilnahme des auswärtigen Publikums dadurch bekundet hat, daß schon jetzt in den hiesigen Gasthäusern die zahlreichsten Anmeldungen von Fremden stattgefunden haben.

Aus der baierischen Pfalz, 12. Juli.

Das Pfälzer Musikfest wird, wie wir brieflich berichtet sind, in diesem Jahre weder in Edenkoben, noch anderwärts gefeiert werden! Es scheinen Schwierigkeiten, deren wir in einem früheren Schreiben gedachten, nicht überwunden zu seyn. Den Localvereinen ist jedoch hierüber noch keine offizielle Anzeige zugekommen. Die Besitzer der Gasthöfe daselbst, unter welchen letzteren auch das Hotel „Louis Völker" mit seiner reizenden Gartenwirthschaft, in der ein Panorama mit 70 Städten und Dörfern uns anlacht, durch Eleganz und treffliche Bedienung sich auszeichnet, erboten sich, zur Erbauung eines Festlocales ein Bedeutendes beizutragen und die Säle unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Die Nichtabhaltung wird überhaupt vielfach bedauert, besonders da uns der Genuß von Händel's großartigem „Samson" in der freundlichen Stadt Edenkoben zu Theil werden sollte. — Jüngsthin hatten wir in Landau Gelegenheit, eine Ouverture von einem einheimischen Künstler, G. Wiesling, Schüler des berühmten A. B. Marx aus Berlin, von dem bei gedachtem Musikfeste ein größeres Instrumentalwerk zur Aufführung bestimmt war, zu hören. Erstere Composition hat uns namentlich durch die Frische und Gesundheit der darin herrschenden Gedanken, so wie durch die oft sehr originelle Instrumentation angesprochen. Ein mehrmaliger Applaus des Auditoriums, erhöht durch einen Tusch des Orchesters, gereicht dem hoffnungsvollen Componisten, dessen Vater sich um die Kirchenmusik schon Verdienste erworben hat, zur Ehre. Auch als Klaviervirtuose hat derselbe bei dieser Gelegenheit verdienten Beifall sich erworben.

Baden, 14. Juli.

Der hiesige Kurort hat sich eines so vorzüglichen Rufes in dem civilisirten Europa zu erfreuen, daß auch dieses Mal die gebildetsten Nationen unseres Welttheils hier zahlreich repräsentirt werden. Deutsche aus der Nähe und Ferne, Schweden Franzosen, Engländer, Holländer, Belgier, Italiener und auch Russen verkehren in bunter Mischung durcheinander und bilden das Gros des Kurpublikums, welches seine Vorposten bis nach Lichtenthal vorgeschoben hat. Die gestern ausgegebene Kurliste vom 12. d. gibt eine Uebersicht aller gegenwärtig hier anwesenden fremden Familien und einzelnen Personen, deren Gesammtzahl 1313 beträgt. Literarische Notabilitäten, außer den hier festhaften, ist mir jetzt noch keine andere vorgekommen als der Poet Herwegh, der vierzehn Tage lang hier anwesend war und vorgestern abgereis't ist. Ob er vielleicht nach Rom gereis't ist, um sich dort neuen Stoff zur Apostrophirung des heiligen Stuhles zu suchen? Schwerlich. Man würde ihn vielleicht in der Engelsburg für längere Zeit willkommen heißen. Das Gemach, worin der bekannte Graf Cagliostro nach seiner langen unruhevollen Erdenpilgerschaft ausruhete, soll sich noch in gutem wohnlichen Zustande befinden. — Die Tanzpartieen in dem Conversationshaus haben vorgestern mit dem ersten bal paré begonnen, der nicht so zahlreich besucht war, als man zum Anfange hätte erwarten sollen. Für die etwaigen Entbehrungen in den Kurbelustigungen vom vorigen Samstag leistete uns dagegen der gestrige Sonntag reiche Entschädigung. Bei ziemlich günstiger Witterung hatte sich das Kurpublikum in den glanzvollen Sälen des Conversationshauses und in seiner vorderen Umgebung, unter den Hallen und auf dem von schönen Alleen durchkreuzten freien Raume versammelt, theils der Ruhe hingegeben, theils auf und ab lustwandelnd bei dem Klange angenehmer Musik, welche die Musiker des Karlsruher Cavallerie-Regiments machten. Mit dem Eintritt der Nacht erwartete die Gesellschaft ein anderer musikalischer Kunstgenuß, und zwar in dem großen Saale des Conversationshauses, wo unter der Direktion von A. Pecini eine Reihe trefflicher Stücke in kunstgerechter Weise aufgeführt wurden. Damit jedoch, nach den Begriffen vieler Kurgäste, der Unterhaltung des Tages keinerlei Reiz fehle, waren durch die zuvorkommende Güte des Hrn. Benazet in den Seitensälen drei Spieltische aufgestellt, welche fast den ganzen Tag über bis an den späten Abend stark frequentirt waren. Die Glücksgöttin mit der Hoffnung im Bunde übt eine so magische Kraft auf die Mehrzahl der Menschen aus, daß es kein Wunder ist, wenn man in den Bädern so vielen Opfern der Spielsucht begegnet, die durch die Erfahrung nimmer geheilt werden können. Die Hazardspiele (ohne ihnen nur im entferntesten das Wort reden zu wollen) scheinen fast zu den nothwendigen Uebeln der Kurorte zu gehören. Vielleicht kommt die Zeit, wo sie aufhören und wo man etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen weiß. Dies wäre eine eines Politikers würdige Aufgabe, die vorerst noch unaufgelöst bleiben dürfte. Abgesehen davon kann man in Wahrheit sagen: es gibt doch nur Ein Baden, und wer diesen Kurort nicht gesehen hat, der hat noch eine bedeutende Lücke in seiner Kenntniß deutscher und anderer Bäder auszufüllen. D.

Frankfurt a. M., 10. Juli.

Das Feldbergsfest, das im heutigen Blatte einen Berichterstatter gefunden hat, hat im ganzen Publikum so großen Anklang gefunden, daß wir uns gerne der Hoffnung überlassen, es werde auch im nächsten Jahre von Hrn. Ravenstein oder der Commission zur Erbauung eines Hauses auf dem Feldberg ein solches vorbereitet werden. Für die recht baldige Erstehung eines Hauses hörten wir da oben manchen Wunsch laut werden, und obgleich die Mittel dazu noch viel zu wünschen übrig ließen, so war man doch allgemein der Meinung, daß immerhin Etwas damit zu erschaffen sey, das dem Taunusfreunde eine sichere Zufluchtsstätte gegen Sturm, Regen, Hitze oder Kälte darbiete. Hoffentlich haben die eingesammelten Festkostenbeiträge dem Bau einen namhaften Ueberschuß zugewendet, so wie es denn auch wünschenswerth ist, daß der genannten Commission noch recht viele Beiträge zufließen, um auch diese Höhe, gleich den anderen bedeutenderen unseres deutschen Vaterlandes, würdig mit einem Hause zu schmücken, wozu die Stadt Frankfurt und die viel bewohnte Umgegend die Mittel bald geschaffen haben sollte. Das Bedürfniß eines sicheren und bequemen Obdaches wird alljährlich schon dadurch dringender, weil bald die nach Reifenberg dicht am Feldberg herführende Chaussee auch den Damen und Nicht-Touristen auf eine mühelose Art gestatten wird, die herrliche Rundsicht zu genießen.

Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erste zu seyn, wünscht Jedermann;
Wohl Dem, der sich selber zügeln kann!
Die Zweite spendet ihm reich dann Glück
Und reuelos blickt er auf sie zurück.
Der Fleischer ist immer dem Ganzen noch gram,
Weil, wenn es erschienen, manch' Kunde nicht kam.

N. Jost.

Mainwasser-Wärme.

Den 16. Juli, Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 17. Juli. Er muß auf's Land, Lustspiel in 3 Abth., nach Bayard und de Valli, von W. Friedrich.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Roßm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 197. Samstag den 19. Juli 1845.

Zwei Ohrfeigen.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

II.

Zu Mainz im fürstlichen Schloßgarten, was heut zu Tage der Schloßplatz ist, saß unweit der Bildsäule der Jagdgöttin Diana eine junge Dame, deren hohe Frisur a la Fontange und deren reiche Kleidung sie als zum Hofstaate der Mutter des Kurfürsten gehörend bezeichnete. Sie ließ die Blicke sehnsüchtig über alle Wege schweifen, und schien irgend Jemand zu erwarten, so daß sie auch kaum auf das Geplauder des hübschen Mädchens achtete, das vor ihr kniete, und ein Heer bunter Blumen geschmackvoll in einem mit feuchten Grund gefüllten Körbchen ordnete.

Die junge Dame war Helene von Beauvillier, die Mündel des Oberjägermeisters von Candolle, der, früher ein Liebling des Regenten von Frankreich, in den letzten Zeiten seiner Macht es sich einst einfallen ließ, dieselbe Göttin anzubeten, welcher sein Herr opferte. — Da ließ ihm seine königliche Majestät die Wahl zwischen der Bastille oder einer mehrjährigen Reise in fremde Länder, und er wählte das Letztere, und nahm seine Verwandte und Mündel mit sich fort. Er wußte im Grunde nicht recht, wo er ein neues Vaterland suchen sollte, als er auf der Karte von Europa das Kurfürstenthum Mainz entdeckte, das ihm bisher unbekannt gewesen; denn seine geographischen Kenntnisse erstreckten sich nicht weiter, als von Paris bis Versailles. Er ließ sich bei Hofe vorstellen, und da er das Glück hatte, als Franzose dem jungen Lotharius zu gefallen, der damals nur noch ein Knabe war, so dankte er es seiner Fürsprache, daß er im kurfürstlichen Jagdwesen angestellt ward, und nach und nach bis zum Oberjägermeister stieg; und als Helene erwachsen war, ward sie unter die Hofdamen der Mutter des Kurfürsten aufgenommen.

Das schöne Mädchen, das die Blumen ordnete, und nicht aufhörte, pikante Anekdötchen von allen Personen, die zum Hofe gehörten, zu erzählen, war Hannchen, die Tochter des Hofgärtners, die auch gemeinhin nur die kleine Post genannt ward. Schon ihre Großmutter war Hofgärtnerin gewesen, und zur Zeit ihrer Großmutter hatten die jungen Herren die Gewohnheit gehabt, den jungen Damen Blumensträuße zu überschicken; natürlich mußte sie ihre Großmutter überbringen. Später, zu Zeiten ihrer Mutter, kamen die jungen Herren auf den Einfall, kleine Briefchen in die Blumen zu verbergen, und da das ihr Gewicht nicht bedeutend vermehrte, so fuhr ihre Mutter fort, sie hinzutragen. Jetzt schickten sie zwar keine Blumen mehr, aber noch immer kleine Briefchen ... und es war noch immer Mode, diese durch die Hofgärtnerin zu überschicken; daher Hannchen denn alle Herren und Damen kannte, überall Zutritt hatte, Alles wußte, was vorging, und es auf eine naive drollige Art zu erzählen verstand.

Helene hatte ihre Freude an dem anmuthigen Mädchen, und mochte es gerne um sich leiden. Sie erinnerte sich noch immer, mit welcher Angst sie nach Deutschland gekommen war, von welchem sie sich so falsche Begriffe gemacht hatte ... wie groß war daher ihre Ueberraschung, als sie den Hof von Frankreich in Mainz wiederfand, wohlverstanden im Kleinen ... mit seinen Sitten und Gebräuchen, und selbst mit seiner Sprache, denn es gehörte zum guten Ton bei Hofe, französisch zu sprechen; auch kamen die Moden direkt aus Paris, und die Mutter des Kurfürsten, obgleich in manchen Stücken eine sehr strenge Dame, behandelte sie doch mit großem Wohlwollen. Helene würde sich vollkommen glücklich gefühlt haben, wären nicht zwei Dinge gewesen. Sie liebte nämlich einen jungen Offizier von der kurfürstlichen Leibwache, den Lieutenant von der Leyen; da aber keine Hoffnung zu einer Verbindung da war, der Oberjägermeister dem Lieutenant auch jede Hoffnung rein abgeschnitten hatte, so hatte dieser bei dem Kurfürsten um einen mehrjährigen Urlaub nachgesucht und um die Erlaubniß, in den Orden von Malta eintreten zu dürfen, denn in Bekämpfung der Ungläubigen wollte er seine Liebe zu vergessen suchen, oder den Tod finden. Mehrere Söhne zu Grunde gerichteter Familien, Spieler, die Alles verloren hatten, trostlose Liebhaber, kurz, lauter verzweifelte Menschen hatten sich zu demselben Zwecke vereinigt, und in den nächsten Tagen sollten Alle in einem eigens zu diesem Zwecke gemietheten Schiffe nach England abseegeln, und sich von dort nach Malta begeben. Der zweite Grund von Heleneus Betrübniß war aber, daß sich ihr Vormund selbst um ihre Hand bewarb, und daß er als Vormund seine Werbung als Freier ganz ungemein begünstigte. Hatte auch Helene Niemand zum Vertrauten ihrer Liebe gemacht, so war Hannchen doch schlau genug, zu errathen, wie die Sachen standen; und als der Zufall jetzt den jungen Offizier mit Helenen im Garten zusammen führte, zog sie sich mit ihrem Blumenkörbchen in eine nahe Laube zurück, lieh aber Allem, was vorging, ein aufmerksames Ohr.

Der Lieutenant dankte dem Himmel für dieses Zusammentreffen. Helene spielte die Ueberraschte, doch konnte sie sich nicht enthalten, ihm Vorwürfe zu machen, daß er dennoch, trotz ihren Bitten, abreise.

„Ach!“ erwiederte er mit einem tiefen Seufzer, „muß ich denn nicht? muß ich nicht büßen für meine Kühnheit? Denn ich war ein Thor, daß ich als Edelmann ohne Vermögen, als Offizier, der kein anderes Eigenthum als seinen Degen hat, es wagte, die Augen auf Sie, mein gnädiges Fräulein, die Verwandte des Grafen von Candolle, des Günstlings des jungen gnädigen Herrn, zu erheben.“

Helene litt schmerzlich während dieser Rede; sie sprach kein Wort, aber sie hob die Hände mit einem bittenden Blick zu ihm auf.

„Mein Wahn dauerte nicht lange,“ fuhr er fort; „denn als ich, mehr auf Ihren Rath, als auf meinen Stolz hörend, meine

Digitized by Google

Wünsche Ihrem Vormund vertrug, wußte er mich durch Spott und Impertinenz schnell zur Vernunft zu bringen. Da ich nun erfuhr, daß eine Flotte zu Malta gesammelt wird, um die Seeräuber zu bekämpfen, so entschloß ich mich, Theil zu nehmen an einem Kriege, aus welchem Wenige von uns zurückkehren werden, und der mir mindestens einen ruhmvollen Tod verspricht."

Helene zerdrückte ein paar Thränen, doch als er fortfuhr, ihr zu erzählen, daß er am nächsten Morgen, vielleicht noch am heutigen Tage abzureisen gedenke, da ihm seine Kriegsequipage bereits zugestellt worden, zu deren Bezahlung er noch einige wenige Grundstücke verkauft hatte, die er im Rheingau besaß, und daß er eben auf dem Wege zu dem Hofwechsler begriffen sey, der das Geld dafür empfangen hätte — tausend Dukaten — womit er seine Gläubiger befriedigen wollte, so glitt plötzlich ein fast unmerkliches Lächeln der Zufriedenheit über ihr schönes Gesicht, und als er nun Abschied von ihr nahm, sagte sie ihm mit ziemlich ruhiger Fassung Lebewohl.

Hannchen konnte sich von ihrem Erstaunen nicht erholen, daß sie ihn gehen lasse, ohne ihn zurück zu halten, und nicht ein Mal besonders bewegt schien über seine Abreise.

„Er wird nicht reisen," sagte Helene, indem sie das Mädchen bei der Hand nahm, die sie heftig drückte.

„Nicht!" rief Hannchen sehr erstaunt.

„Würde ich dann so ruhig, fast fröhlich seyn, wenn er reisen würde," rief Helene im überwallenden Gefühl, indem sie das Mädchen zur Vertrauten ihrer heiligsten Empfindungen machte. „Sieh, ich bin zu stolz auf meinen Einfall, um ihn länger verschweigen zu können. Das Geld, das er holen will, um seine Kriegsequipage zu bezahlen, wird er nicht bekommen."

„Nun?"

„Die Tochter des Hofwechslers ist meine beste Freundin . . . sie hat ihrem Vater Alles vertraut, und dieser wird ihm das Geld heute nicht auszahlen. Von der Leyen hat zu zahlen versprochen . . . ich kenne seine Redlichkeit, sein Ehrgefühl . . . er wird Mainz nicht verlassen, ohne diese heilige Schuld berichtigt zu haben, wird warten bis morgen, bis übermorgen . . . . unterdessen segelt das Schiff ab und er bleibt. Begreifst Du jetzt, warum ich nicht weine, sondern froh bin?"

(Fortsetzung folgt.)

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Der König, ermüdet durch die unbedeutenden, sich oft wiederholenden Kämpfe, wünschte, endlich den Feind einmal zu einer offenen Feldschlacht zwingen zu können. Waldstein aber, welcher wußte, daß ihm sein Gegner an geistiger Größe vielfach überlegen war, vermied sorgfältig jede Gelegenheit. „Es sind Schlachten genug geliefert worden", sagte er; „jetzt ist es Zeit, einer andern Methode zu folgen." Dabei hatte er mit seinen Batterien auf einem Berge in der Gegend von Nürnberg eine sehr vortheilhafte Stellung eingenommen. Der Berg, auf dessen Gipfel der Feind ausgebreitet lag, trug seinen Namen von dem alten Schlosse Altenburg, die Höhe selbst war abschüssig, mit Bäumen und Gebüsch bewachsen, und außerdem durch Gräben und Verhaue unzugänglich gemacht. Nur auf einer Seite des Berges, nach dem Burgstall hin, konnte ein Angriff, aber nur Regimenterweise, versucht werden, wo aber die Angreifenden den Wirkungen des schweren Geschützes ausgesetzt waren. Gustav achtete nicht auf die Vortheile der feindlichen Stellung und wagte am 24. August 1632 den Angriff gegen den Rath seiner Generale. Er führte sein Heer an den Fuß des Berges und breitete es auf der Ebene in unabsehbaren Schlachtlinien aus. Um 10 Uhr des Morgens eröffneten sechzig Stück schweren Geschützes den Kampf; er dauerte bis spät in die Nacht. Der Verlust auf schwedischer Seite war ungeheuer, ohne daß Waldstein aus seiner Lage vertrieben werden konnte. Die Leichen der Schweden waren zu Bergen angewachsen; dies verstärkte ihren Muth nur noch mehr, und während auf der einen Seite die Geschütze Tod und Verderben verbreiteten, versuchte Bernhard auf der andern Seite den Berg zu erstürmen. Dieser bildete eine einzige Dampfwolke; kaum vermochte man die Bäume zu erkennen, nur das Blitzen der Feuerschlünde diente den Stürmenden zur Leuchte. Bei dem ersten verzweifelten Anlauf wurde dem Herzog das Pferd niedergestreckt; er bestieg ein anderes, stürmte seiner Schaar voraus und erstieg glücklich den Gipfel. Hier würde er Wunder gethan haben, hätte er Geschütz mit sich führen können. Er behauptete seinen Posten, in der Hoffnung, das Geschütz nachschaffen zu lassen. Da diese Absicht aber während der Nacht durch Regenwetter vereitelt worden war, so verließ er seine Stellung und zog sich mit dem vereinigten Heere über die Rednitz in das befestigte Lager zurück. Gustav soll über den fehlgeschlagenen Sieg und über die großen Verluste des Heeres sehr niedergeschlagenen Sinnes gewesen seyn.

Kurz nach dieser ernsten Begebenheit theilte Gustav sein Heer. Er selbst wollte an der Spitze der einen Hälfte Bayern wieder erobern, das zwei Monate vorher durch Bernhard's schleunige Abberufung verloren worden war, während der Herzog beauftragt wurde, an der Spitze der andern Hälfte nach Thüringen zu eilen, um den General Pappenheim an der Einäscherung der vorzüglichsten Städte zu verhindern, mit denen er bereits begonnen hatte. Mittlerweile wurde jedoch der Kurfürst Johann Georg hart von den Kaiserlichen bedrängt und flehte die Schweden um Hülfe an. Bote auf Bote eilte, um dem Herzog die Gefahr zu hinterbringen, in welcher der Kurstaat schwebte. Er beschleunigte nun seinen Marsch und brannte vor Begierde, seinen Vetter von den lästigen Gästen zu befreien. Schon war er im Begriff, über den Wald nach Thüringen vorzudringen, als ihn ein Befehl des Königs überraschte, vor seiner Ankunft Nichts zu unternehmen. Den Herzog befremdete das Benehmen des Schwedenkönigs so sehr, daß, als am 23. Oktober Beide in Arnstadt zusammen trafen, die gegenseitige Begrüßung kalt und mit Vorwürfen begleitet war. Der Herzog soll dabei so in Harnisch gerathen seyn, daß er den Kommandostab niedergelegt und nicht mehr als Diener der schwedischen Krone, sondern als verbündeter Reichsfürst behandelt zu werden verlangt habe. Indeß scheint eine Aussöhnung zwischen beiden Fürsten bald wieder erfolgt zu seyn, denn schon einige Tage darauf, als Bernhard von Erfurt aufbrach, um den Nachzug Pappenheim's zu verfolgen, überreichte ihm der König bei seinem Abschiede zum Andenken einen kostbaren Diamanten. Er führte seine Schaaren durch die goldene Aue über Freiburg nach Naumburg, wo am 1. Nov. auch der König eintraf. Auf die Nachricht von Gustav's Ankunft war hier das Volk in Schaaren herbeigeströmt, um den Helden des Jahrhunderts anzustaunen. Sie umringten ihn mit lautem Jubel, man fiel vor ihm auf die Kniee nieder und stritt sich um das Glück, die Scheide seines Schwertes, den Saum seines Kleides zu berühren. Der König schien schon hier von einer bangen Ahnung erfüllt zu werden; er fühlte sich durch die niedrigen Schmeicheleien schmerzlich gekränkt. „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott macht?" sagte er zu seinen Begleitern. „Unsere Sachen stehen gut, aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen, und diesem thörigten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug offenbaren!" Mit diesen Worten sprengte er eilig über den Markt und zum Jakobsthore hinaus in das vor der Stadt verschanzte Lager der Schweden.

Der Herzog von Friedland, fest entschlossen, die Winterquartiere in Sachsen zu behaupten, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, rückte den Schweden bis Lützen entgegen. Pappenheim da-

Digitized by Google

gegen wollte über Halle, durch Westphalen nach Köln gehen, wo man seiner Hülfe bedurfte. Krum hatte Gustav davon Nachricht erhalten, so schickte er den Aemtern Thüringens den Befehl zu, durch das bewaffnete Landvolk dem Feinde alle Zugänge versperren zu lassen, er selbst brach am 5. Nov. mit seinem Heere bei Naumburg auf und ging nach Weißenfels. Dort wandte er sich links und stieß bei dem Dorfe Boserne auf zwanzig Geschwader Kroaten, welche den Paß über die Rippach vertheidigten. Gustav warf den Feind zurück und nur die einbrechende Nacht schützte vor weiteren Feindseligkeiten.

Der nächste verhängnißvolle Morgen brach an. Er fand beide Heere sich gegenüber in Schlachtordnung aufgestellt. Ein undurchdringlicher Nebel hatte sich über die weite Ebene verbreitet und verzögerte den Angriff bis zur Mittagsstunde. Vor Beginn der Schlacht feierte der fromme König von Schweden seine Andacht. Er selbst sank vor der Front auf die Knie; das ganze Heer that dasselbe und stimmte ein religiöses Lied an, das von der Feldmusik begleitet wurde. Dann stieg der König zu Pferde und musterte seine Truppen. Vor der Front befand sich das Geschütz. Das Fußvolk bildete die Mitte und ward von dem General Brahe befehligt; die Reiterei war zu beiden Seiten aufgestellt. Herzog Bernhard führte die deutsche Reiterei auf dem rechten, der König selbst die schwedische auf dem linken Flügel. Gegen 11 Uhr zertheilte sich der Nebel; die Sonne brach durch und warf ihr goldnes Licht auf die Felder, welche mit dem Blute des Königs und dem von mehreren Tausend tapfern Streitern getränkt werden sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die „Frankfurter gemeinnützige Chronik" enthält in ihrer neuesten Nummer eine ausführliche und aus guten Quellen geschöpfte Beschreibung des Treffens bei Setz am Rhein. Zur Feier des Erinnerungstages der letzten Waffenthat des Frankfurter Contingent-Bataillons am 26. Juni 1815 begingen die hiesigen Veteranen am 26. v. M. ein schönes und freudiges Fest im Gartenlokale der „Neuen Anlage". Von einem großen Theile derselben wohnten die Frauen und erwachsenen Kinder bei, sowie viele Gäste das Vergnügen hatten, Zeuge der Herzlichkeit und Freude zu seyn, mit welcher die alten Waffengefährten ohne Ansehen des Standes und Ranges sich brüderlich begrüßten. Sinnig war die Anordnung des Festes: am Portale wehte eine kolossale Fahne mit den Frankfurter Farben; am Eingange des Saales prangte ein Transparent, den Tag des Gefechtes bezeichnend; im Hintergrunde das Stadtwappen mit den Kriegsemblemen; Fahnen und Laubgewinde schmückten die Wände des Saales. Während dem heitern Mahle wurde von einem Veteranen in wohlgesetzter Rede Hohem Senate ein Toast ausgebracht, welchen Böllerschüsse und ein dreimaliges Hoch begrüßten. Eben so wurden verschiedene Toaste: den alten Kameraden, deutscher Eintracht ꝛc.; den anwesenden Damen u. a., mit lautem Jubel aufgenommen. Es herrschte die fröhlichste Stimmung unter allen Anwesenden und man erhob sich erst dann von der Tafel, als das schön arrangirte Feuerwerk begann, um während desselben den Speise- zu einem Tanzsaal umzuwandeln. Die Morgensonne leuchtete freundlich den Heimkehrenden, welchen dieser Tag unvergeßlich bleiben wird. Große Freude erregte der von freundlicher Hand einem Gaste zur Mittheilung übergebene Plan des Gefechtes nebst dem Bericht über dasselbe, gezeichnet und verfaßt von dem beim Gefechte selbst gewesenen fürstl. isenburgischen Hrn. Lieutenant v. Gehren.

Die Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure, und Derer, welche Interesse an den verschiedenen Bausächern nehmen, wird dieses Jahr in Halberstadt gehalten. Die Tage der Versammlung sind der 21. und 24. August. — Kunstgenossen, Kunstfreunde, Buch- und Kunsthandlungen ꝛc. ꝛc. werden ersucht, zu der beabsichtigten Ausstellung Zeichnungen, Modelle, Kupferwerke und Bücher zu liefern. Hierüber und über Vorträge, welche etwa Theilnehmer zu halten gedenken, bittet man, vorher Anzeige an den Geschäftsführer (Dr. Puttrich in Leipzig) einzusenden.

(Alfeld, im Hannover'schen, 6. Juli.) Als am gestrigen Abend ein Knecht mit einem Wagen, auf welchen sich zwei Knaben gesetzt hatten, um ihn abzuspülen, in die Leine fuhr, gerieth er mit demselben in eine Tiefe. Der Maurergeselle und Soldat im Einbecker Jäger-Bataillon, Heinrich Voß, eilt herbei, stürzt sich in's Wasser, schwimmt zum ersten Male hin, und rettet den einen Knaben, welcher in der größten Gefahr sich an dem Leiterbalken des Wagens festhielt; schwimmt zum zweiten Male hin, und rettet den andern Knaben; schwimmt zum dritten Male hin, und rettet den Knecht, und schwimmt zum vierten Male hin, und versucht auch noch die Pferde zu retten, was jedoch, da diese nicht frei zu machen waren, ihm nicht mehr gelang.

(Königsberg, 6. Juli.) In seinem Vortrage unterscheidet Ronge sich vortheilhaft von Czerski, dessen lamentabler Kanzelton eher tiefste Zerknirschung und geistige Erschöpfung als reformatorische, thatlustige Entschlossenheit anzeigt. Ronge's Ton ist frisch, feurig, aggressiv, wie der Charakter seiner Rede.

In jetziger Zeit — bemerkt Alphons Karr in der „Patrie" — sind die Armen an der Tagesordnung, und man hat angefangen, höchst gerechte und vernünftige Forderungen zu ihrem Besten zu stellen, von denen aber das Allerwenigste in Erfüllung gegangen ist. Ich meinestheils habe es durchgesetzt, daß das Brod jetzt nach dem Gewichte verkauft wird, wobei den Bäckern das Betrügen mindestens etwas erschwert wird; aber nicht durchzusetzen vermochte ich, daß der Bäcker, der dem armen Arbeiter ein halb Pfund Brod stiehlt, gerichtlich ganz so schuldig befunden werde wie der Arbeiter, der dem Bäcker ein halb Pfund Brod stiehlt. Der Arbeiter heißt in einem solchen Falle „Dieb", wird zu langer Gefangenschaft und mitunter sogar zu Galeerenstrafe verurtheilt, wenn er, um das Brod zu nehmen, eine Fensterscheibe zerbrach und die Straßenlaternen bereits angezündet waren; der Bäcker dagegen, der dem Armen das Brod stiehlt, kommt mit einer Geldbuße und im Wiederholungsfalle mit einigen Stunden Gefängniß davon, und seine Handlung heißt blos — contravention!!

(Frankfurt a. M.) Nächsten Montag den 21. d. M. findet endlich das schon seit längerer Zeit in Aussicht gestellte, aber durch mancherlei störende Repertoir-Verhältnisse immer verhinderte Benefiz des Hrn. Chrudimsky statt. Zu demselben wird die neue Oper des französischen Komponisten Balfe: „Die Haimonskinder", deren leichter und gefälliger Melodieenfluß gerühmt wird, zum ersten Male gegeben. Den Inhalt des Textes bildet nicht der alte Sagenstoff, sondern eine moderne und, wie wir vernehmen, heitere Intrigue. Da Hr. Chrudimsky zu den mit Recht beliebten und fortwährend für den ungestörten Gang unseres Theater-Institutes eifrig wirkenden Mitgliedern der Oper gehört, so bedarf das genannte Benefiz keiner weitern Bevorwortung, um der Beachtung der Theaterfreunde empfohlen zu seyn.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Darmstadt, im Juli.

Sie wissen es und Ihr geschätztes Blatt hat es bereits in einem sinnigen Aufsatze seinen Lesern mitgetheilt, daß sich auch hier eine neukatholische Gemeinde gebildet und im Verlaufe der jüngsten Zeit ihren ersten feierlichen Gottesdienst gehalten hat; eine Feier, worüber sich, so wie über die Anwesenheit des Hrn. Pfarrer Kerdler in Darmstadt ein ultramontanes Blatt in dem baierischen Nachbarlande in einem Korrespondenzartikel von hier aus ganz im Geiste solcher Organe ausgelassen hat. So wird von einem zunftlosen Barbatorikus *) die Zierde des Mannes heruntergenommen und, mit edlem Seifenschaum vermischt, in den Koth geworfen. Doch seine Mühe ist vergebens! Was er vertilgen wollte, bricht nur um so voller mit verdoppelter Kraft hervor — zwar ein profaner Vergleich, aber gewiß so treffend, als einer seyn kann. Noch vor wenigen Wochen hätte hier Niemand an die Gründung einer neukatholischen Gemeinde geglaubt. Die Verhältnisse sind von der Art, daß sich Jeder scheute, den Anfang zu machen. Die Stimmung eines großen Theils der Höhergestellten ist entschieden dagegen, wenn gleich sich in ihrem Innern die Ueberzeugung erhebt, daß Vernunft und Aufklärung noch keine edlere Reform hervorgebracht haben. Wie überall, ging auch hier die erste Bewegung von dem Volke aus, und achtbare Männer aus dem Bürgerstande waren es, welche die reine Ueberzeugung des Herzens frei bekannten und sich von der Herrschaft des Papstes lossagten. Ueberhaupt hat sich unter den Mittelständen aller Confessionen die freudigste Theilnahme an diesem Ereigniß kund gegeben, und selbst die Juden haben gezeigt, daß der Geist der Fortbewegung zum Bessern nicht spurlos an ihnen vorübergeht. Man hätte nicht glauben sollen, daß diesem Unternehmen mehr Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden, als selbst in Ländern, wo der katholische Glauben überwiegender ist, als bei uns. Die einflußreichsten Männer beurtheilten die neue Bewegung auf das ungünstigste und bemüheten sich, dagegen einzunehmen. Jede Neuerung wird mit mißtrauischen Augen angesehen. Es ist so bequem, am alten Schlendrian festzuhalten. Man weiß, was man hat, aber nicht, was die zeitgemäßeste Reform an dessen Stelle setzen kann. Es sind bei dieser Gelegenheit Gerüchte in Umlauf gekommen, welche auf einmal die ganze Popularität Derjenigen vernichteten, die man sonst so hoch verehrte. Man schadet sich daher immer selbst am meisten, wenn man Andern zu schaden sucht. Unbedachtsame Aeußerungen von Geringschätzung sollten bei einer Bewegung nicht vorkommen, die aus den heiligsten Gefühlen des Volkes für Religion, Menschen- und Vaterlandsliebe hervorgegangen ist; noch weniger sollte man sie verdächtigen und zu ihrer Unterdrückung beitragen wollen. Möchten doch jene einflußreichen Männer, die so nahe um den Thron des geliebten Fürsten stehen, beherzigen, was Zschokke in seiner „Gründung von Maryland" dem Lord Baltimore zur Zeit der Reformation in England i. J. 1632 in den Mund legt: „Die heutigen, durch Meinungsstreit entstandenen Uebel und Verwirrungen, zum rohen, mörderischen Fanatismus gesteigert, müssen allerdings als Folge der wissenschaftlichen Fortschritte Europa's und der dadurch bewirkten größeren Aufklärung der Nationen betrachtet werden. Es mußte dazu kommen, sobald die Völker zum Selbstdenken gelangten. Aber die der höhern Bildung entsprechenden Verbesserungen hätten ohne Gräuel zu Stande kommen können. Daß diese eintraten, daran sind Kurzsichtigkeit, stolzer Eigensinn und Ueberschätzung eigener Weisheit von Seiten unserer Geistlichkeit, besonders des römischen Hofes, und unserer Minister und Fürsten allein Schuld. Sie kannten den Geisteszustand und das Bedürfniß der Unterthanen nicht. Sie träumten, das menschliche Geschlecht wie ein Erbgut bewirthschaften zu können; nur Befehle geben, nur drohen zu müssen, um Alles in's alte Gelenke zurückzuschrecken. Sie irrten in der Ansicht der Völker. Diese hatten aufgehört, Maschinen zu seyn. Unsere Großen kannten die Gewalt der Meinungen nicht. Sie beförderten wider ihren Willen den Sieg durch die Mittel, welche den Untergang derselben bewirken sollten. Sie handelten so kurzsichtig, so unbesonnen und zeitlos, wie die Fürsten zur Zeit des ersten Christenthums, als sie dieses ausrotten wollten. Darum ward ihnen das gleiche Schicksal. Ich habe immer zu milden Maßregeln gerathen. Nichts bleibt unterm Monde ewig einerlei. Es entwickelt sich Alles zum Besseren und Höheren; aber wozu, wohin? Das ahnet kein Sterblicher. Bischöfe, Fürsten und Minister sind einzelne, ohnmächtige Personen, wenn die Völker nicht mehr mit ihnen, oder sie nicht mehr mit den Völkern gehen wollen. Kein Hof ist stark, er halte es denn jederzeit mit der Mehrheit des Volkes." —

*) Der Aufsatz soll nämlich von einem ehemaligen und jetzigen Heilgehülfen herrühren.

Wie sehr man sich auch auf den Höhen der Menschheit gegen die neue Reform sträubt und ihr falsche gefährliche Motive anzuschuldigen sucht, und die Fürsten dagegen einzunehmen, zuletzt wird man sich doch überzeugen müssen, daß Vernunft und Religion, wenn sie Hand in Hand mit einander gehen, nur veredelnd und beglückend auf die Menschheit wirken, und daß das aufgeklärteste, durch wahrhaft christliche Grundsätze geläuterte Volk zugleich auch das treueste und seinem Fürsten ergebenste ist.

Aus dem Großherzogthum Hessen.

Oft wird das Nachtheilige einer bestehenden Einrichtung von vielen Seiten her erkannt und eingesehen oder die Beseitigung eines Mißstandes Jahre lang gewünscht und für nöthig erachtet, ohne daß ein Schritt zur Abhülfe gethan oder doch wenigstens der privatim wohl vielbesprochene Gegenstand einmal öffentlich zur Sprache gebracht würde und nicht selten ist es der Fall, daß gerade die nächstliegenden Steine des Anstoßes diejenigen sind, zu deren Beseitigung am wenigsten gethan wird. Einen solchen sehr nahe liegenden Stein des Anstoßes, der von vielen Seiten her und gewiß mit Recht als solcher angesehen wird, findet auch Einsender dieses in der im Großherzogthum Hessen bestehenden Einrichtung, die erledigten evangelischen Pfarreien Jahre lang unbesetzt und durch Vicare verwalten zu lassen, obschon die Zahl Derjenigen, die mit Sehnsucht einer Anstellung oder Weiterbeförderung entgegenharren, Legion ist. So sind dermalen im Großherzogthum Hessen wohl mehr denn 30 evangelische Pfarrstellen erledigt, viele schon seit Jahren, und während doch, der gesetzlichen Bestimmung gemäß, diese Stellen nach Ablauf eines halben Jahres wieder definitiv besetzt werden sollten — hoffen vergeblich junge Männer, welche bereits 7 — 8 Jahre und darüber als Vicare mit möglichst geringem Gehalt ihre Anstellungsfähigkeit bewiesen haben, eine definitive Anstellung zu erhalten; vergeblich sehen Andere, die nicht mehr im Stande sind, auf einer gering dotirten Stelle ihre Familie zu ernähren, einer Weiterbeförderung entgegen; die Pfarrstellen, wiewohl erledigt, zum Theil ausgeschrieben, bleiben unbesetzt. Welche gute Absicht man auch dabei haben mag; jedenfalls erscheint der Nachtheil, der daraus nicht allein den Candidaten und Pfarrern des Landes, sondern der gesammten evangelischen Kirche erwächst, zu bedeutend, als daß nicht Abhülfe dieser Einrichtung so bald als möglich zu wünschen wäre. Denn wenn es nicht zu läugnen ist, daß der Erdensmuth eines Mannes seine segensreiche Wirksamkeit bedingt, das endlose Warten auf eine Anstellung, auf die man mit Recht Anspruch machen zu dürfen glaubt, den Lebensmuth aber sehr schwächen muß, wenn ferner eben so gewiß ist, daß der Pfarrer segensreicher wirken kann in seiner Gemeinde, als der Vicar, namentlich wenn dieser, wie oft der Fall, ein auswärtiger Geistlicher ist, so ist leicht ersichtlich, daß das lange Offenstehen der Pfarreien, aus welchen Gründen es auch immer geschehen mag, das Wohl der evangelischen Kirche des Großherzogthums nur hindern und die Unkirchlichkeit, die ohnehin schon groß ist, nur befördern muß. Einsender dieses, ein Laie, dem das Beste seiner Kirche am Herzen liegt, spricht schließlich die zuversichtliche Hoffnung aus, die erleuchtete Staatsregierung werde einen Uebelstand um so schneller beseitigen, je mehr es am Tage liegt, daß die Nachtheile, die daraus erwachsen, groß und bedeutend sind. Möge diese Stimme nicht vergeblich sich vernehmen lassen, mögen Alle, die durch ihre Stellung dazu berufen sind, mögen die Stände des Großherzogthums einem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit schenken, der es in so hohem Grade verdient! Gewiß, sie würden sich den Dank Aller verdienen, denen das Wohl der evangelischen Kirche des Großherzogthums am Herzen liegt.

Mainwasser-Wärme.

Den 17. Juli, Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 19. Juli. Aleſſandro Stradella, Oper in 3 Abth. von Friedrich, Musik von Flotow.

Montag, 21. Juli. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky und zum Erstenmale): Die vier Haimonskinder, komische Oper in 3 Abth., aus dem Französischen der Leuven und Brunswick von Joseph Ritter v. Seyfried, Musik von M. W. Balfe Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 198. Sonntag, den 20. Juli 1845.

Zwei Ohrfeigen.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Helene trug dem Mädchen auf, zu der Tochter des Hofwechslers hinzueilen, und sich nach Allem zu erkundigen, was vorgefallen seyz einen Auftrag, den Hannchen sehr gerne übernahm. Doch eben, als sie forteilte, stieß sie auf den Grafen von Candolle, der sie beim Kopfe nahm und tüchtig abküßte; das Mädchen stieß einen lauten Schrei aus, machte sich los und lief davon; der Graf sah sich nicht ohne Verlegenheit seiner Mündel gegenüber, die er in der ersten Hitze nicht bemerkt hatte, und sagte unverschämt:

„Ich wette hundert Dukaten, Helene, daß Sie geglaubt haben . . . ich würde das kleine Ding da küssen?"

„Sie würden gewinnen, Vetter!" sagte Helene lächelnd.

„Sie haben es wirklich geglaubt?"

„Und wenn dem so wäre? . . . das Verbrechen wäre ja nicht so groß für einen Edelmann, der, wie man sagt . . . sein Leben damit zugebracht hat, alle Frauen anzubeten . . ."

„Und sie zu betrügen . . . das ist wahr."

„Sich mit den Männern zu schlagen . . . sagt man . . ."

„Und sie zu zeichnen . . . das hat seine Richtigkeit."

„Schulden zu machen . . . sagt man . . ."

„Und sie nicht zu bezahlen . . . das ist historisch. Liebes Kind, wenn man ein Portrait entwirft, so muß man es so ähnlich als möglich machen. Sie haben mich nun vom Kopf bis zu den Füßen geschildert; was mich aber in Erstaunen setzt, da Sie meine Fehler und Laster so genau kennen, ist, daß Sie einen Augenblick anstehen, mich zu heirathen.

„Das ist denn doch stark," rief Helene überlaut lachend aus.

„Parbleu, das ist richtig!" sagte der Graf, und den Ton plötzlich ändernd, fügte er hinzu: „Parbleu ist ein Ausdruck, den ich aus Versailles nach Mainz exportirt habe, und der hier großen Anklang findet." Dann in seine frühere Weise wieder übergehend, sagte er: „Die lockersten Subjekte geben die besten Ehemänner; je lustiger wir vorher gelebt haben, je solider sind wir nach der Hochzeit. Das war auch die Meinung meines ehemaligen Gebieters, des Regenten von Frankreich."

„Der Ihre Meinungen aber nicht immer theilte, da er Sie exilirt hat," entgegnete Helene malitiös.

Der Graf überhörte den Stich und sagte:

„Es gefällt mir ganz gut in der Verbannung; wir haben beide eine schöne Stellung bei Hofe; der junge Gnädige cherirt mich sehr, weil ich ihm von Frankreich erzähle, und doch das deutsche Bärenland lobe. Um unser Schicksal in dem Exil zu krönen, fehlt nichts als eine Heirath, welche Sie zur Gräfin von Candolle macht."

Helene machte ihm eine tiefe Verbeugung, erklärte ihm mit aller Hochachtung, daß sie sich sehr geehrt durch seine Bewerbung fühle, gestand ihm aber ganz aufrichtig, daß sie ihn nicht lieben könne.

„Erlauben Sie mir, darüber zu staunen," sagte der Graf mit Geckenhaftigkeit.

„Ich liebe einen Andern," fuhr Helene fort.

„Erlauben Sie mir, mich nicht sehr geschmeichelt zu fühlen. Ich habe Ihrem sterbenden Vater versprochen, Sie glücklich zu machen, und will meinen Schwur halten."

„Das werden Sie thun, indem Sie mich mit dem Lieutenant von der Leyen vereinigen."

„Wo denken Sie hin! Wenn ich das einem Andern übertrage, so bin ich es ja nicht, der Sie glücklich macht. Und dann ein simpler Lieutenant . . . . fi donc, das ist glänzendes Elend."

„Sie verwerfen ihn nur, weil er kein Vermögen hat," sagte Helene vorwurfsvoll.

„Vilain défaut," sagte der Graf. „Ich möchte alle meine Fehler nicht gegen diesen einzigen austauschen."

„Aber Herr von der Leyen ist aus gutem Hause," warf ihm Helene ein.

„Eine zu Grunde gerichtete Familie durch die Verschwendungssucht seines verstorbenen Vaters, den ich am französischen Hofe kennen lernte, als er mit einer mission diplomatique zu dem Regenten kam . . . Parbleu, er war ein charmanter Greis . . . aber er spielte, depensirte, und lieh aller Welt Geld . . . sogar mir. Der Unglückliche hat sich zu Grunde gerichtet."

„Aber wenn der Lieutenant nun durch die Fürsprache des jungen Herrn ein entsprechendes Amt erhielte," sagte Helene kleinlaut, und doch voll Hoffnung, „so hätten Sie dann keine Gründe mehr . . ."

Der Graf schlug heimlich ein Schnippchen; er gedachte schon dafür zu sorgen, daß er gar Nichts erhalten sollte, und so sagte er dann, einer direkten Antwort ausweichend:

„Nun, wenn er indessen kein Wort an Sie richten will . . . sonst heißt es, heraus mit der Fuchtel!"

Er war im Grunde eine drollige Haut von einem Vormunde; erst acht und dreißig Jahre alt, nicht muffig, sondern immer heiter, verbarg er seine Mündel nicht hinter Schloß und Riegel, sondern er stellte sie unter den Schutz seines Degens, und sagte zu jedem Galan: „Herr, sind Sie ein Edelmann, so bestimmen Sie Ort und Zeit, und die Schöne gehört dem Sieger."

Plötzlich kam der junge Graf Lotharius von Elz daher, ganz nach der neuesten Mode des Versailler Hofs gekleidet. Zwei Kammerherren folgten ihm nach, und voran schritt ihm rücklings ein Page, der ein offenes Buch vor ihn hin hielt, und im Gehen las der Graf:

„Als der große König das Fräulein von Lavalliere zum ersten Male sah — so wackele Er doch nicht so sehr hin und her," sagte er zu dem Pagen, und las dann weiter: „empfand er eine

Digitized by Google

wie . . . eine nie gekannte Verwirrung . . . eine Empfin . . . Parbleu, Herr Page," rief er zornig, als er plötzlich den Grafen erblickte, und, augenblicklich eine heitere Miene annehmend, diesen sowohl als seine Nichte auf das huldreichste begrüßte.

„Ich fürchte Eure Gnaden zu stören," hob der Oberjägermeister mit einer devoten Verbeugung an.

„Keineswegs," sagte der Graf. „Ich war im Begriff, mich zu meiner Großmutter zu begeben, und las ein wenig im Gehen . . ."

„Les amours de Louis XIV. et de . . ." fragte der Oberjägermeister.

„Oui . . ." erwiederte Lotharius, und zu dem Pagen gewendet, sagte er: „Mache Er doch ein Eselsohr an die nie gekannte Verwirrung, und bestrebe Er sich ein ander Mal, sich im Gehen nicht so sehr zu bewegen." — Hierauf entließ er sein Gefolge unter dem Vorgeben, daß er mit dem Oberjägermeister zu reden hätte; auch Helene wollte sich mit einer Verbeugung entfernen; Lotharius suchte sie eifrig und mit Ausspendung vieler galanten Worte zurück zu halten; doch ihren Dienst als Ehrendame vorschützend, fand sie eine vollgütige Entschuldigung, und verschwand zwischen den Bäumen.

Lotharius sah ihr nach, bis sie hinter den künstlich geschnittenen Taxushecken verschwunden war, und sagte dann halblaut, gleichsam, als befürchte er von einem unberufenen Lauscher gehört zu werden, zu dem Oberjägermeister:

„Freund, welch eine Verwirrung entsteht in meiner Seele bei'm Anblick dieses liebenswürdigen Mädchens! Gewiß, es giebt nichts Herrlicheres als ein schönes Weib."

„O, doch!" warf ihm der Oberjägermeister ein.

„Und was denn?" fragte Lotharius gespannt.

„I nun, zwei Weiber, Euer Gnaden!" gab er ihm lachend zur Antwort.

Der Graf mußte unwillkürlich mitlachen, und sagte dann:

„Graf, es war mir Bedürfniß, Ihn zu sehen; Er weiß, daß ich mich nur bei Ihm glücklich und behaglich fühle . . . denn Er allein ist geistreich, heiter und liebenswürdig."

Der geschmeichelte Graf verbeugte sich bis zur Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Mit dem begeisternden Ausrufe: „Gott mit uns!" eröffneten die Schweden den Kampf. Schon bei dem ersten Anlauf eroberten die Schweden die feindliche Batterie, warfen zwei Brigaden nieder und erschütterten die dritte, als der Herzog von Friedland erschien und sein weichendes Fußvolk wieder zum Stehen brachte. Nun entstand ein mörderischer Kampf, denn man griff zum Schwert und zur Lanze und focht Mann gegen Mann. Ueberwältigt von der Menge, weichen endlich die ermatteten Schweden zurück, und die schon eroberte Batterie geht wieder verloren. Als Gustav davon benachrichtigt wurde, sprengte er auf seinem flüchtigen Rosse gerade auf den Ort zu, wo die Bedrängniß seines Fußvolkes am größten war. Sein kurzes Gesicht brachte ihn aber den feindlichen Linien zu nahe; es erreichte ihn das mörderische Geschoß und er stürzte vom Pferde. Kaum hatte der Herzog Bernhard die Kunde von diesem Unglück vernommen, so eilte er herbei, um den Tod seines königlichen Freundes zu rächen, zu siegen oder zu sterben. Sogleich stellte er die Ordnung auf dem rechten Flügel wieder her, sprengte durch die Glieder der Schlachtordnung und rief ihnen zu: „Ihr Schweden, Ihr Finnen, Ihr Deutsche! Euer und unser Verfechter der Freiheit ist todt! Für mich ist das Leben kein Leben mehr, wenn ich seinen Tod nicht rächen soll. Wohlan denn! greift unverzagt den Feind an, und wer beweisen will, daß er den König lieb gehabt habe, der thue es jetzt. Folgt mir und fechtet als ehrliche, tapfere Soldaten. Gott mit uns!"

Dadurch angefeuert, begann der mörderische Kampf von neuem und dauerte bis spät in die Nacht. Die Schweden siegten. Der Verlust von beiden Theilen waren 9000 Todte und viele Verwundete. Der Lohn des Sieges bestand in der Beute allen feindlichen Gepäckes, Kriegsbedarfs und in sechzehn Stück Geschützes.

Durch eine wunderbare Fügung des Geschickes war demnach dem Herzog Bernhard die Rolle zuertheilt worden, welche er nun in dem dreißigjährigen Kriege zu spielen bestimmt war. Muth, Umsicht und unerschütterliche Anhänglichkeit an den evangelischen Glauben waren hauptsächlich die Triebfedern, welche ihn von Sieg zu Siege führten. Nachdem er Tags darauf den königlichen Leichnam nach Weißenfels geleitet und von hier nach Wittenberg hatte bringen lassen, von wo derselbe mit großem Gepränge nach Schweden begleitet wurde, brach er am 17. Nov. nach Rochlitz auf, vertrieb die Kaiserlichen aus Chemnitz und Freiberg und verlegte sein Hauptquartier nach Altenburg.

Nach mehrmaligen Verhandlungen zwischen Bernhard und seinem Bruder Wilhelm zu Erfurt und Jena, welche bezweckten, daß Bernhard die Führung des deutschen Heeres an Wilhelm abtreten sollte, wozu er sich aber unter keiner Bedingung verstand, marschirte endlich das schwedisch-deutsche Heer im Februar 1633 wieder nach Franken, eroberte hier Bamberg, Würzburg und Höchstadt, wo Alles, was bewaffnet war, niedergehauen und letztere Stadt selbst ihres Widerstandes wegen eingeäschert wurde. Von hier begab sich Bernhard nach den Ufern der Donau, zerstörte Landsberg und ging über Augsburg nach Neuburg, welche Stadt sich am 13. April freiwillig ergab. Hatte der Herzog bisher öfter mit Intriguen zu kämpfen gehabt, so begegnete ihm hier etwas Schlimmeres; denn als er Neuburg bezogen hatte, versagte ihm das Heer den Dienst, eine Erscheinung, welche bisher noch niemals vorgekommen war, und die ihren Grund in einer Verschwörung hatte. Den gemeinen Soldaten und Offizieren waren nämlich früher gewisse Antheile an den Eroberungen zugesichert worden, welche Versprechung aber seit längerer Zeit unerfüllt geblieben war. Durch die Uneinigkeit der Reichsfürsten war sogar Geldmangel eingetreten, in Folge dessen dem Heere weder der Sold regelmäßig ausgezahlt, noch auch Lebensmittel in hinreichender Menge geliefert worden waren. Diese Umstände veranlaßten allgemeine Unzufriedenheit unter den Truppen, welche dadurch noch verschlimmert wurde, daß die beiden Obersten Pfuel und Mitzlar, derselbe, welcher aus Dänemark als ehrlos verbannt und später in Bernhard's Dienste getreten war, sich zu Wortführern der aufrührerischen Partei aufgeworfen hatten. Diese beiden Männer hatten es durch ihre Zungenfertigkeit dahin gebracht, daß die meisten Offiziere hohen und niedern Grades zusammen traten und sich verschworen, Alle für Einen und Einer für Alle zu stehen, und den Degen nicht eher zu ziehen, bis sie wüßten: „Wem sie dienten, wem zu Nutz die Eroberungen gemacht, wann sie die rückständige Löhnung erhalten würden, und ob sie in Zukunft nicht nur der pünktlichen Zahlung des Soldes, sondern auch des versprochenen Genusses der Eroberungen versichert werden könnten, damit sie nicht, wie bisher, wider ihre Ehre und ihr Gewissen, von Raub und Erpressungen zu leben genöthigt wären."

Diese mit gebieterischen Worten abgefaßte Erklärung und der verweigerte Gehorsam des Heeres machte einen peinlichen Eindruck auf den Herzog. Dadurch aber nicht furchtsam gemacht, trat er unerschrocken und festen Muthes in die Mitte seiner Krieger und erklärte ihnen, daß, abgesehen von der rauhen Sprache, in welcher die Beschwerdeschrift abgefaßt worden sey, ihre gerechten Forderungen dennoch erfüllt werden würden, weßhalb er auch bei dem Reichskanzler die nöthigen Schritte bereits eingeleitet habe. Diese mit gewohnter Milde gesprochenen Worte beruhigten die Unzufriedenen und das Heer bezeigte ihm durch enthusiastische Ausrufun-

Digitized by Google

gen seine Anhänglichkeit und Ergebenheit. Er benutzte diese Stimmung, brach aus Neuburg auf und ging mit dem größeren Theile des Heeres über die Donau, erbeutete auf einem Streifzuge nach Ingolstadt bis Regensburg mehrere Hundert Stück Vieh und zwang das feste Schloß Willibaldsburg bei Eichstädt am 3. Mai zur Uebergabe. Durch die reiche Beute aller Art, welche hier gemacht und den Kriegern überlassen wurde, schien die Zufriedenheit der Truppen wieder hergestellt. Der Herzog mochte aber doch kein volles Vertrauen haben, denn er bat die sämmtlichen Reichsfürsten nach Frankfurt zu einer Versammlung, um daselbst mehrere Punkte in Ordnung zu bringen. Die Versammlung kam zu Stande. Hauptzweck derselben war, das Verhältniß der Abhängigkeit oder Unabhängigkeit zwischen Deutschland und Schweden festzustellen. Demnächst verlangte Herzog Bernhard den Besitz des Herzogthums Franken und äußerte unverhohlen das Verlangen nach der obersten Feldherrnwürde bei den Bundesheeren, damit er die Macht habe, sein Heer zu belohnen und zu bestrafen. Dabei brachte er auch die Noth und die Uebelstände zur Sprache, welchen das Heer in der letzten Zeit ausgesetzt gewesen war, und unterstützte seine Angaben mit Gründen. Die Ursachen dieser Beschwerden fielen der Verwaltung des Reichskanzlers Oxenstierna zur Last. Der stolze Schwede wurde aber darüber so sehr entrüstet, daß er dem Fürsten mit Absetzung drohte. Dieser aber soll unerschrocken und mit verächtlicher Miene geantwortet haben, daß ein deutscher Reichsfürst mehr zu sagen hätte, als zehn schwedische Edelleute. Oxenstierna schlug ihm die verlangte militärische Würde ab, belehnte ihn aber mit dem Herzogthum Franken, mit Ausnahme der beiden Festungen Würzburg und Königshofen, welche sich Schweden bis zur Herstellung des Friedens vorbehielt. In Folge des Lehnbriefes, welcher am 10. Juli zu Heidelberg ausgefertigt wurde, schloß der Reichskanzler am 14. desselben Monats eine Erbeinigung unter dem Namen eines ewigen Bündnisses mit Bernhard ab, das mit mancherlei Verpflichtungen gegen die schwedische Krone verknüpft war.

(Fortsetzung folgt.)

Abschied von der Rabbiner-Versammlung.

(Frankfurt, 18. Juli.) Drei Tage wahren, ächten Hochgenusses habe ich in Eurer Mitte verlebt, hochwürdige Herren, und scheide mit dem Bedauern, daß es meine Verhältnisse nicht gestatten, den ferneren Berathungen beizuwohnen zu können. Ich scheide ungern von Euch, weil mit einer bessern Meinung, mit einer tiefern Achtung von und vor Euch und Eurem gottgefälligen Bestreben. Der Orthodoxie angehörend, hätte ich mich beinahe irre machen lassen durch das Geschrei Derjenigen, die ich die Indifferent-Orthodoxen nennen möchte, weil sie gleichgültig viele Gebräuche der Religion, in welchen auch für sie schon längst kein Leben und keine Bedeutung mehr ist, üben; gleichgültig aber auch sind für die erhabensten Lehren der Religion. Ich bin gekommen — ich gestehe es offen — um Eure Gesinnungen, Euer Bestreben zu beobachten, um zu sehen und zu hören, ob und in wiefern der Vorwurf, den man Euch macht, daß Eure Reformbestrebungen das Judenthum untergraben und erschüttern, gegründet sey, und gehe zurück in meine Heimath mit dem freudigen Bewußtseyn, mit der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß Ihr die Stützen, die Säulen Israels seyd und seiner göttlichen Lehre; daß Ihr „die Zionswächter" seyd und daß Diejenigen, welche das göttliche Licht der Religion dem Volke vorenthalten, entziehen, die Wächter der Finsterniß, der Nacht („die Nachtwächter") sind. Euer Ernst, Eure Begeisterung für die Religion, Euer Bestreben, in den abgestorbenen Religionskörper wieder Leben zu bringen, um den Geist zu erhalten, wie ich dies in Eurer ehrwürdigen Versammlung mit Vergnügen überzeugt wurde; Euer einstimmiger Ausspruch, daß Ihr auf dem positiv-historischen Boden des Judenthums stehet; meine Wahrnehmung, daß Ihr auch die Tradition in diesem Begriffe einschließet und festhaltet, und bei Euren Berathungen auch die Werke nachschlaget, in welchen sie niedergelegt ist; besonders auch die freudige Erfahrung, die ich in verschiedenen achtbaren Kreisen gemacht, daß durch Euer würdiges Benehmen und Bestreben auch die Gleichgültigsten zu uns zurückkehren und für unsere gute, heilige Sache begeistert und wieder gewonnen werden: — das Alles erfüllt mein Herz mit wahrer Freude, und hiermit schließe ich Euch und Euren Bestrebungen mich an, mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all' meinen Kräften, weil ich überzeugt bin, daß Ihr die Orthodoxen, Ihr die Frommen, Ihr die Aechtgläubigen, Ihr die Männer seyd, wie sie Moses wählte: „Männer der Kraft, Männer der Gottesfurcht, Männer der Wahrheit, die den Eigennutz hassen."

Möge der Herr Euch und Eure Bemühungen segnen und die Gemüther zuführen, wie das meinige nun dafür eingenommen und erfüllt ist. Z.

Mannichfaltigkeiten

Die Bilder und Träume aus Baden und der Umgegend von Hippolyt Schreiber (Karlsruhe bei A. Bielefeld) enthalten poetische Beschreibungen der dortigen Naturschönheiten, anziehende Schilderungen von Ausflügen, Berg- und Waldpartien und einige recht anmuthig geschriebene Novelletten. Die Lektüre dieses freundlichen Albums wird den Freunden jenes berühmten Kurortes eine leichte und angenehme Unterhaltung bereiten, und ihnen einen Theil jener Zeit abkürzen helfen, mit welcher ein Badegast nicht sonderlich zu geizen hat.

Bei dem Konzerte am Vorabend der Enthüllungsfeier des Beethoven-Monuments in Bonn wird Kapellmeister Spohr dirigiren. Man erwartet auch Hrn. Habeneck, Direktor des Pariser Musikkonservatoriums.

(Berlin, 11. Juli.) Wie es mit dem Besitz der Häuser hier steht, dürfte daraus zu entnehmen seyn, daß vor kurzem ein Haus, welches in dem Feuerkassenwerth von 22,000 Thalern abgeschätzt ist, für 7000 Thaler gerichtlich versteigert wurde. Zu bemerken ist, daß gedachtes Haus in einer entlegenen Gegend sich befindet und solche Subhastationen hier gar nicht selten vorkommen.

(Bremen, 15. Juli.) Der Olbers-Verein hat in einer General-Versammlung vom 11. Juli beschlossen, es dem Künstler Steinhäuser in Rom zu übertragen, das Standbild Olbers für den Verein zu liefern. Eben so wurde beschlossen, daß die Ausführung nicht in Erz, sondern in Marmor stattfinden solle.

Die in der Klinger'schen Kunsthandlung in Nürnberg zum Gebrauch in deutschen Schulen und höheren Lehranstalten angefertigten Erdgloben werden durch königl. bayerisches Ministerialrescript vom 1. Juli sämmtlichen Schulbehörden zur Anschaffung nach Maßgabe der vorhandenen Mittel empfohlen.

Die Mittheilung von D. W in Durlach liegt zur Rücknahme bereit.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Alzey, 15. Juli.

In Begleitung mehrerer Mitglieder der deutsch-katholischen Gemeinde zu Wörrstadt und der zu seinem Empfange dahin geeilten hiesigen Deutschkatholiken und protestantischen Reformfreunde traf Hr. Pfarrer Kerbler am 8. Juli bei uns ein, um am folgenden Tag den ersten Gottesdienst der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde abzuhalten. Mit bereitwilligem Entgegenkommen hatte der evangelische Kirchenvorstand den Gebrauch der Kirche zu diesem Zwecke zugesagt; da aber eine höchste Ministerialverfügung solches verbietet, so wurde der Gartensaal des Gasthauses zum Kaiser zu dieser Feierlichkeit auf eine derselben entsprechende Weise hergerichtet. Am frühen Morgen und schon Tags zuvor waren eine Menge Fremder, insbesondere auch aus der nahen Rheinpfalz dazu eingetroffen; die deutschkatholischen Gemeinden von Worms, Kreuznach und Wörrstadt waren durch Deputationen vertreten und um 7 Uhr Morgens begann der Gottesdienst, dem außer einer großen Zahl Deutschkatholiken über 1000 Römischkatholiken und Protestanten beiwohnten. Die Räumlichkeiten waren für eine so große Versammlung sehr beschränkt; dennoch herrschte die größte Ruhe und eine musterhafte Ordnung. Unter Mitwirkung der Liedertafel wurden mehrere Lieder und namentlich das letzte: „Großer Gott, wir loben dich ꝛc." von der ganzen Versammlung mit wahrer Begeisterung gesungen. Die Predigt des Hrn. Pfarrer Kerbler machte auf sämmtliche Anwesenden einen erhebenden Eindruck, der noch verstärkt wurde durch eine zum Herzen sprechende, wahrhaft ergreifende Rede, die derselbe unmittelbar vor dem heiligen Abendmahl an die Versammlung hielt. Etwa 80 Deutschkatholiken wurde nun das Abendmahl gereicht, eine Trauung erfolgte dann, und die Anwesenden trennten sich mit dem Gefühle, welches selbst die Widersacher der neuen Bewegung auszusprechen sich nicht erwehren konnten, daß der Gottesdienst ein würdiger, Herz und Verstand befriedigender gewesen sey. — Nachmittags um 1 Uhr fand das dem Hrn. Pfarrer Kerbler gegebene Festessen statt, bei welchem mehr als 250 Personen aller Confessionen, aus Hochachtung und Liebe für diesen würdigen Streiter für Wahrheit und Licht, sich vereinigt hatten. Mehrere Toaste wurden ausgebracht, die zwei ersten, von Mitgliedern des Vorstandes der deutschkatholischen Gemeinde dahier, auf Se. königl. Hoh. unseren allverehrten Großherzog. auf Se. königl. Hoh. unseren Erbgroßherzog und alle Glieder unseres geliebten Fürstenhauses, in welche alle Anwesenden aus vollem Herzen einstimmten. Es erhob sich hierauf der evangelische Decan, Hr. Pfarrer Fitting dahier, und brachte in kräftiger Sprache dem verehrten Gaste, Hrn. Pfarrer Kerbler, ein Hoch. Dieser Toast, würdig der Gesinnungen eines dem geistigen Fortschritte huldigenden Mannes, wurde mit Enthusiasmus aufgenommen. Hr. Pfarrer Kerbler brachte dankend den Bürgern von Alzey, die sich der heiligen Sache so warm und von ganzem Herzen angenommen, ein Hoch aus. Noch eine Reihe anderer Toaste folgte, in welche näher einzugehen der Raum dieser Blätter nicht gestattet, und ich spreche gewiß nur die Gedanken aller Anwesenden aus, wenn ich sage, daß die Feier auf eine Weise vor sich ging, würdig des Zweckes, durch welchen sie veranlaßt wurde. Am 11. Juli wurde dem Hrn. Pfarrer Kerbler von den beiden hier bestehenden Gesangvereinen, denen sich viele Bürger aller Confessionen anschlossen, ein Fackelzug gebracht und dabei mehrere Gesänge ausgeführt. Auf das dem Hrn. Pfarrer Kerbler ausgebrachte Hoch, welches von circa 1000 Anwesenden ausgebracht wurde, erschien derselbe unter der Thüre seiner Wohnung und, dankend für die ihm gewordene Theilnahme, ermahnte er zur gegenseitigen Duldung und Liebe, und brachte in seiner gewohnten einfachen, natürlichen und das Gemüth ergreifenden Sprache ein Hoch auf die Einigkeit und Eintracht unter allen Menschen. So schlossen zwei Tage, die noch lange im Gedächtnisse Vieler, namentlich der Alzeyer, fortleben werden. Am 12. Juli verließ uns Hr. Pfarrer Kerbler, um den 13. den Gottesdienst der deutschkatholischen Gemeinde zu Wörrstadt zu leiten, aber nicht, ohne uns die Hoffnung zurückzulassen, daß er bald wiederkehren werde.

Höchst, 18. Juli.

Durch die schon mehrere Jahre hergestellte Eisenbahnverbindung mit Frankfurt, Mainz und Wiesbaden ist unser jährliches Kirchweihefest zu einer Art Berühmtheit gelangt: dasselbe wird jetzt in der Regel ungemein stark aus der ganzen Umgegend, besonders aber von Frankfurt aus und durch die vergrößerte Frequenz des nahen anmuthigen Bades Soden, besucht. Bei günstiger Witterung erwartet man sich auch an dem, nächsten Sonntag hier stattfindenden Kirchweihfesttage zahlreiche Gäste. Hoffentlich werden die hiesigen Wirthe auch bemüht seyn, für gute Getränke und Speisen Sorge zu tragen. Das nahe Unterliederbach gibt den Beweis, daß gute Wirthschaftlichkeit auch zahlreiche Gäste herbeizieht. Hr. Wagner im „Nassauer Hof" daselbst hat dafür, wenigstens bei den Frankfurtern, das Renommé längst gewonnen, weßhalb auch sein das Ländliche mit dem städtischen Comfort vereinigendes Etablissement sich eines zahlreichen Zuspruchs erfreut und auch künftigen Sonntag wieder den Vereinigungspunkt vieler Kirchweihgänger abgeben dürfte.

Bornheim, 17. Juli.

Der hier bestehende Musikverein, welcher noch neulich durch seine thätige Beihülfe zu den Vergnügungen des Feldbergfestes sich allgemeines Lob erwarb, feierte gestern in dem schön illuminirten und mit passenden Transparenten geschmückten Loos'schen Garten sein Stiftungsfest. Die ausgeführten Tonstücke erzeugten nicht nur die ungewöhnlichen Fortschritte, welche der Verein seit der kurzen Zeit seines Bestehens gemacht hat, sondern gaben auch dem Direktor Hrn. Feri vollgültiges Zeugniß seiner sehr geübten und talentvollen Leitung. Der Auswahl der executirten Pieçen muß um so mehr vollkommener Beifall gezollt werden, als dieselben geeignet waren, mehr durch ein ruhiges harmonisches Spiel günstig auf das Ohr zu wirken, als durch Geräusch und Spektakel Effekt zu erregen, was früher öfters geschah und die gute Meinung über die Leistungen des Vereins beeinträchtigte. Wir wünschen dem Vereine, der den Musikfreunden schon so manchen genußreichen Abend bereitet und mehrfach zu mildthätigen Zwecken mitgewirkt hat, ein ferneres gutes Gedeihen als schönsten Lohn seiner ausdauernden Anstrengungen. H.

Offenbach, 15. Juli.

Am gestrigen Abend hatte uns Hr. v. Horar, der für den nächsten Winter die hiesige Bühnendirektion übernommen, einen schönen Genuß bereitet in einer von ihm arrangirten musikalisch-dramatischen Soirée. Bei dem dramatischen Theile derselben zeichnete sich vornämlich Fräul. A. Kappet aus Darmstadt und Hr. v. Horar durch gelungenes Spiel aus, während anderntheils die angenehme Stimme und gute Schule der großh. hess. Hofsängerin Fräul. M. Neukäuffler bei dem Vortrage einiger Gesangstücke von Donizetti und Rossini den vollsten Beifall fand. Allgemein bedauert wurde, daß der treffliche Violinist Hr. H. Wolff von Frankfurt an dem Konzerte Theil zu nehmen verhindert war; dagegen wurden die Freunde der Musik durch das vorzügliche Clavierspiel der Fräul. Orth von Darmstadt überrascht. Ein Concert von Hauff, welches oirte Schwierigkeiten zu überwinden bietet, spielte sie mit einer Leichtigkeit und Präcision, wie man sie nur an Meistern auf dem Piano zu hören gewohnt ist. Ihr Anschlag ist elegant und nicht ohne Kraft, und bei der größten Sicherheit versteht sie es, dem Instrumente die Töne rein und mit voller Fülle zu entlocken.

Auflösung der Charade in Nro. 196:

Freitag.

Mainwasser-Wärme.

Den 18. Juli, Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 19. Juli. Alessandro Strabella, Oper in 3 Abth. von Friedrich, Musik von Flotow.

Sonntag, 20. Juli. (Neu einstudirt): Der gespenstische Barbier, oder: der Rothmantel, Volksmährchen von Musäus; für die Bühne bearbeitet in 4 Abth., von A. v. Kotzebue.

Montag, 21. Juli. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky und zum Erstenmale): Die vier Haimonskinder, komische Oper in 3 Abth., aus dem Französischen des Leuven und Brunswick von Joseph Ritter v. Seyfried, Musik von M. W. Balfe. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 199. Montag, den 21. Juli 1845.

Zwei Ohrfeigen.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Die Lectüre des amours de Louis XIV.," fuhr der Graf fort, „hatte mich mit melancholischen Gedanken erfüllt, die ich zerstreuen muß. Ich habe Ihm bereits gesagt, daß Louis XIV. mein Held, mein Vorbild ist. Im fünften Jahre war er König von Frankreich . . . ich war kaum zwei Jahre und einige Monate alt, als mein Vater in den Grafenstand erhoben ward."

Der Oberjägermeister brach in einen höchst zweideutigen Husten aus, um das Lachen zu verbergen, das er kaum bemeistern konnte. Der Graf fuhr gutmüthig fort:

„Diese Aehnlichkeit der Verhältnisse war ein Lichtstrahl für mich. Ja, rief ich aus . . ."

„Als Ew. Gnaden zwei Jahre und einige Monate alt waren?"

„Nein, etwas später. Ja, rief ich aus, ich werde in die Fußtapfen des großen Königs treten."

„Bis jetzt haben Ew. Gnaden Wort gehalten."

„Es ist wohl möglich," sagte Lotharius mit sehr bescheidener Miene, „ich will nicht gerade nein sagen. Ich danke Ihm, Graf, ich danke. Aber die Frauen," fügte er nach einer Weile hinzu, „die Frauen, mon ami! . . . Eine Lavallière! eine Montespan! eine . . ."

„Ja, hier hat die Aehnlichkeit ein Ende," fiel ihm der Graf mit kläglichem Ton in die Rede.

„Ach!" fuhr der Jüngling mit einem tiefen Seufzer fort, „seit meinem fünfzehnten Jahre träume ich von nichts als Liebschaften und Galanterien . . . ich wollte mich als Schäfer verkleiden und in Balletten tanzen . . ."

„Gerade wie Ludwig XIV."

„Aber meine Großmutter, die streng und despotisch ist, wie Anna von Oestreich . . ."

„Schon wieder eine Aehnlichkeit."

„Verbietet mir, die Augen zu ihren Ehrendamen zu erheben, und befiehlt ihnen, die ihrigen in meiner Gegenwart niederzuschlagen. Er weiß, daß man die Absicht hat, mich mit einer Gräfin Stadion zu vermählen; ich kenne sie noch nicht, aber sie soll schön seyn wie der junge Tag . . ."

Der Oberjägermeister verzog das Gesicht, denn er wußte, daß die fragliche Dame häßlich war wie die Nacht.

„Dabei verfolgt mich der Neid," fuhr Lotharius wohlgefällig fort; „mein Oheim hat mir die Herrschaft Stromberg als Eigenthum geschenkt, mit hoher und niederer Gerichtsbarkeit, so daß ich das Recht habe, hängen zu lassen, wen ich will . . . Aber ich soll das Recht nicht haben, ein Weib zu lieben! O Louis XIV!" . . . rief er schmerzlich aus, und setzte dann auf ein Mal entschlossen hinzu: „Mais je me revolte à la fin."

Der Graf suchte ihn durch halb gemüthlichen, halb spöttischen Zuspruch zu beruhigen, aber der ein Mal wild gewordene Jüngling rief höchst aufgeregt:

„Oui, parbleu!" und dann plötzlich den Ton ändernd, sagte er ganz geduldig: „Hör' Er, Candolle . . . écoute, mon ami!"

„So viel Gnade," erwiederte dieser, sich tief verbeugend.

„Ja, ich heiße Ihn Du," fuhr der junge Elz mit Hingebung fort, „ich heiße Ihn wahrhaftig Du . . . ich duze Dich."

Der Oberjägermeister neigte sich wo möglich noch tiefer, und machte das submisseste Gesicht von der Welt.

„Ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen," sagte jetzt Lothar mit überaus wichtiger Miene: Aber wenn Du es mißbrauchst . . . entends tu bien . . . tu est mon favori, je t'aime de tout mon coeur, aber ich würde mich in der schmerzlichen Necessität befinden, meinen Oheim zu veranlassen, Dich köpfen zu lassen, wenn Du plauderst."

„Gut," erwiederte Candolle lachend, „jetzt bin ich gewarnt . . . es kommt nur darauf an, sich zu verständigen. Nun, mein Gnädigster."

„Wohlan!" sagte Lotharius geheimnißvoll, „jeden Abend, wenn man mich in meinen Gemächern verschlossen und mit ernsten Geschäften beschäftigt wähnt . . . entschlüpfe ich durch eine geheime Thüre . . ."

„Bah! . . ."

„Stille! . . ." rief der junge Graf ängstlich, indem er ihm die Hand auf den Mund legte. „Ich eile hieher in den Schloßpark . . . stelle mich auf die Lauer, und belausche die Hofdamen, die geheimnißvolle Abendpromenaden machen. In einen Mantel eingehüllt, ahnen sie nicht, daß ich es bin, sondern sie halten mich für einen Pagen oder einen jungen Offizier, und da . . ."

Der Graf wandte sich ab, um zu lachen; dann aber rief er dem jungen Helden ein lautes Bravo zu.

„Tu m'approuves?" fragte dieser ganz freudig.

„C'est très bien, ventrebleu!"

„Eh, oui, ventrebleu," rief Lotharius. „Sieh doch, diesen Ausdruck kannte ich noch nicht. Und er wiederholte: Ventrebleu! ventrebleu! Plötzlich aber nahmen seine Gedanken wieder die frühere Richtung, und er fragte sehr ernst: „Du wirst mich auch gewiß nicht verrathen?"

„Soyez tranquille," fiel ihm Candolle lebhaft ein. „Sie haben eine Art, einem das Geheimniß anzubefehlen . . ."

„Du bist doch ein charmanter Mensch, Candolle," sagte der Jüngling, ganz entzückt über seinen Freund.

„Das haben mir die Frauen zuweilen gesagt."

„Die Frauen," rief Lotharius mit einem unterdrückten Seufzer, „glücklicher Schelm . . . Du kennst sie, Du!"

„Ein wenig."

„Du mußt viele am französischen Hofe zurückgelassen haben?"

„Viele."

Digitized by Google

„Aber Du sollst sie nicht regrettiren! Was wünschest Du? was verlangst Du?"

„Gar nichts," war des Grafen kurze Antwort.

„Steht Dir das Amt des Oberjägermeisters nicht mehr an? Willst Du Minister seyn?"

„Non pas. Es ist angenehmer, Jagdhunde als Menschen zu regieren. Ich will Oberjägermeister bleiben."

„Will Du Geld, um Deine Schulden zu bezahlen?"

„Merci! . . . Das würde von meiner Gewohnheit abweichen, und ich würde mich selber nicht mehr erkennen."

„Nun, was willst Du denn?"

„Da mir der gnädige Herr erlauben, um eine Gnade nachzusuchen, so nehme ich mir die Freiheit, ihm einen jungen Mann zu empfehlen."

„Einen Verwandten?"

„Nein."

„Einen Freund?"

„Einen Freund meiner Mündel . . . der ihr mehr zu werden strebt."

„Ich verstehe," sagte Lotharius mit einem feinen Lächeln, das seinem hübschen Gesichte ungemein wohl stand.

„Es sind drei Stellen bei Hofe vakant," fuhr der Oberjägermeister fort, „und er wünscht sehr . . ."

„Nun, fiel ihm der Jüngling schnell in's Wort, „welche wünschest Du für ihn?"

„Alle drei, mein Gnädigster!" erwiederte Candelle.

Der junge Graf trat erstaunt einen Schritt zurück, und sah den Bittsteller mit großen Augen an.

„Wie!" rief er aus, „wie kann er denn drei Stellen zugleich bekleiden?"

„Pas de tout," erwiederte der Oberjägermeister hastig. „Ich bitte, ich beschwöre Ew. Gnaden, dahin zu wirken, daß alle diese Aemter meinem Protegé verweigert werden."

Lotharius lachte überlaut, und fragte nach dem Namen dieses glücklichen Günstlings, worauf ihm Candelle den Lieutenant von der Leyen nannte, und ihm erklärte, daß dieser Helene liebe, er aber gesonnen wäre, sie, gleich einem alten Komödienvormund, für sich selber zu behalten.

„Cependant," fügte er hinzu, „werden Sie es glauben? sie detestirt mich . . ., mich . . ., den liebenswürdigsten Mann am Hofe . . . versteht sich, nach dem jungen gnädigen Herrn. Wenn er also kein einträgliches Amt erhält, so kann er keine Ansprüche mehr auf Helenens Hand machen."

Das sah Lotharius wohl ein, und versprach seinem Lieblinge, Alles beizutragen, um seine Wünsche zu erfüllen. Plötzlich aber fiel ihm ein, daß er sich bei seiner Großmutter hatte ansagen lassen, die ihm seiner Zögerung wegen zürnen könnte; er setzte sich daher eiligst in Bewegung, um das Versäumte nachzuholen. Doch kehrte er noch ein Mal um, um dem Oberjägermeister zu sagen, daß er ihn zu seinem Vertrauten machen würde, im Falle ihm ein Abenteuer auf seinen nächtlichen Wanderungen zustoßen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise glaubte der Reichskanzler den Herzog für immer an das Interesse der schwedischen Krone gefesselt und den Ehrgeiz desselben eben sowohl gezügelt, als dessen Eifersucht gefahrlos gemacht zu haben. Allein die Verweigerung der obersten Feldherrnwürde und die listige Entziehung mehrerer in seinem Lande gelegenen Güter hatte in dem Herzen Bernhard's Zündstoff zur Unzufriedenheit genug zurückgelassen. Auch Frankreich mochte das ihm widerfahrene Unrecht eingesehen haben, denn kurz nach dem abgeschlossenen Bündnisse bot ihm der Marquis von Feuquieres im Namen Königs Ludwig XIII. einen Jahrgehalt an. Bernhard aber antwortete: „Sagen Sie Ihrem Könige, daß das Verlangen, ihm einst besser zu dienen, als es jetzt geschehen kann, das einzige Hinderniß ist, sein Anerbieten anzunehmen, und daß mein Wort zu jeder Zeit mit 20.000 Mann unterstützt werden wird."

Am 17. Juli 1633 wurden die Landstände, Beamten und Unterthanen des fränkischen Herzogthums ihrer bisherigen Pflichten gegen die schwedische Krone entbunden und Bernhard als ihr neuer Landesherr eingeführt. Als solcher wurde er auch von dem Stadtrathe zu Würzburg in glänzendem und feierlichem Gewande empfangen und begrüßt. Am Tage darauf fand die Huldigung statt. Die Feierlichkeit begann mit einem protestantischen Gottesdienst im Dome, dann machte der Donner des Geschützes das Ereigniß den Bewohnern des Landes bekannt. Bei dieser Gelegenheit überreichte der Stadtrath von Würzburg dem Herzoge einen kostbaren Pokal nebst drei Eimern alten Frankenweins; den Boden der Fässer schmückten die Wappen des Herzogs und der Stadt Würzburg. Bernhard nahm das Geschenk freundlich an und dankte mit folgenden Worten: „Indem mir die Vorsehung dieses Herzogthum gegönnt hat, wird die Beförderung seiner Wohlfahrt zu jeder Zeit meine vorzüglichste Sorge seyn; ich werde nicht wie ein Fürst, sondern wie ein Vater an demselben handeln; dagegen hoffe ich von Euch, gegenwärtige Versammlung, daß Ihr Euch als getreue, fromme und gehorsame Unterthanen beweisen werdet." Der festliche Tag endete mit einem Gastmahle, wobei auch die Arbeiter an den Festungswerken nicht vergessen wurden. Sie erhielten auf des Herzogs Befehl fünf Fässer Wein nebst weißem Brote. Die Münzen, welche Bernhard als Herzog von Franken schlagen ließ, trugen, wie die unter Gustav Adolph geprägten, das Bildniß des Weltheilandes.

Bernhard übertrug die unmittelbare Verwaltung des Landes seinem Bruder Ernst. Obgleich nun dieser auch die größte Thätigkeit, Einsicht und Uneigennützigkeit bewies und auf die Wohlfahrt der Unterthanen stets Bedacht nahm, so zeigten sich doch bald Spuren von Unzufriedenheit unter dem katholischen Theile der Bevölkerung und Alles deutete auf heimliche Umtriebe zum Umsturze der Regierung hin. Der umsichtige Herzog Ernst entdeckte die gefährliche Geschäftigkeit der empörungslustigen Franken seinem Bruder. Dieser ermittelte und bestrafte die Rädelsführer ihrem Vergehen gemäß und warnte die Uebrigen durch eine wohlmeinende Verordnung. Mittlerweile waren zwischen dem Reichskanzler und dem Herzog Wilhelm, dem Generalissimus des deutschen Heeres, Mißverständnisse zum Ausbruch gekommen, in deren Folge die oberste Feldherrnwürde diesem abgenommen und dem Herzog Bernhard übertragen wurde, was aber zwischen den fürstlichen Brüdern zu mancherlei Zwistigkeiten führte. Die Uebertragung dieser Würde war Bernhard um so erwünschter, da unter den Truppen abermals große Unzufriedenheit über die leeren Versprechungen sichtbar wurde. Des Herzogs ernstlichste Sorge war daher, die Versprechungen des Heeres zu erfüllen. Die Offiziere erhielten nun Güter und Herrschaften als freies unmittelbares Erblehen des heiligen römisch-deutschen Reichs, von dessen Ertrage sie die Zahlungen an ihre Untergebenen künftig bestreiten mußten. Die Uebergabe der verschenkten Grundstücke wurde entweder sogleich vollzogen, oder, wenn Hindernisse bei dem einen oder dem andern obwalteten, einstweilen durch einen Schein versichert. Der Werth derselben ist zu vier Millionen und neunmalhunderttausend Thaler angeschlagen worden. Dagegen mußte sich Jeder von ihnen verpflichten, die Bedingungen des Heilbronner Bundes zu erfüllen und stets den Befehlen des Reichskanzlers gehorsam zu seyn. Aber nicht nur den Offizieren, sondern auch dem vierundzwanzigtausend Mann starken Heere wurde bei einer am 9. Aug. über dasselbe veranstalteten Musterung eine eidliche Verpflichtung auf die schwedische

Digitized by Google

Krone und den Heilbronner Bund abgenommen, womit auch die Auszahlung einer bedeutenden Summe Geldes verbunden war, welche der Herzog im Namen des Bundes zu Augsburg ausgewirkt hatte.

Als diese Angelegenheit völlig in Ordnung gebracht war, zog er an der Spitze des nun befriedigten Heeres an die Donau, vertrieb hier den Feind aus einigen Stellungen, und wandte sich dann nach Schwaben, um den Andrang des Feindes auf Würtemberg abzuwehren. Indeß machte ein vierwöchentlicher Waffenstillstand allen Feindseligkeiten ein Ende. Man glaubte in ihm den Vorboten eines dauerhaften Friedens zu erkennen. Allein die übermäßigen Ansprüche des Friedländers vereitelten diese Hoffnung, und führten den Bruch der Verhandlungen herbei. Die Feindseligkeiten begannen wieder von neuem. Der Herzog eilte nach Baiern, und unternahm am 3. November 1633 einen Sturm auf Regensburg; die Stadt ergab sich, und Bernhard hielt an der Spitze seiner tapfern Regimenter am 5. seinen Einzug. Ein feierliches Dankfest in der evangelischen Kirche krönte am folgenden Tage das Werk des Siegers durch einen andächtigen Gottesdienst, worauf ihm der Stadtrath einen Pokal mit tausend Dukaten überreichte. Die katholischen Güter wurden eingezogen, der Bischof, die Prälaten und Ordensgeistlichen, welche aus eigenen Mitteln 400 Mann unter der Besatzung gehalten hatten, in Verhaft genommen und erst dann wieder freigelassen, als die Geistlichkeit eine ihr auferlegte Kriegssteuer von 100,000 Rthlr. entrichtet hatte. Man sagt, daß dieses Verfahren, sowie die Plünderung des bischöflichen Palastes und der katholischen Kirchen die Geistlichen und Mönche veranlaßt habe, unter den Truppen ihrer Partei eine Verschwörung gegen das Leben des Herzogs anzuzetteln. Diese Umtriebe wurden jedoch noch zeitig genug entdeckt, weshalb dem ganzen Clerus, mit Ausnahme weniger Geistlichen, und den Bürgern seines Glaubens aufgegeben wurde, die Stadt zu räumen. Gegen achthundert Geistliche und Bürger verließen daher Regensburg an einem Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sprachstreit.

Nachdem die hier versammelten Rabbiner mehrere Tage eifrig und gewissenhaft ihren Berathungen obgelegen und nunmehr eine kleine Pause gemacht haben, wollen wir jene in einem kurzen Ueberblick zusammenfassen und in einer kleinen Skizze unseren Lesern darlegen.

Es denkt sich gewiß Niemand eine Synagoge, ja nicht einmal einen Juden, ohne in seiner Vorstellung das Hebräische damit zu verbinden. Und dennoch ist, wie sich jetzt herausgestellt hat, die Kenntniß dieser Sprache bei den heutigen Israeliten so rar geworden, daß bei weitem der kleinste Theil sie noch versteht. Kein Wunder, daß von allen Seiten das Verlangen nach deutschem Gottesdienst und Gebet laut wurde. Aus diesem Grunde ist schon im vorigen Jahre eine Commission ernannt worden, welche über die Nothwendigkeit der hebräischen Sprache Bericht erstatten sollte. Diese Commission hat nun die Erklärung abgegeben, daß, obgleich keine gesetzlichen Vorschriften für die Beibehaltung der hebräischen Sprache vorhanden seyen, es dennoch aus Akkomodation an die vorhandenen Verhältnisse rathsam erscheine, diese Sprache in einigen wenigen Gebeten beizubehalten. Ueber diesen Antrag entspann sich nun eine Debatte, welche in so fern sehr interessant war, als sie Aehnlichkeit mit der Zeitfrage hat, ob die lateinische und griechische Sprache für die gelehrten und gebildeten Stände noch nothwendig oder entbehrlich sey. Wie die Humanisten und Realisten sich einander gegenüber stehen, so traten auch hier zwei Parteien einander entgegen. Wenn auch außer einem Einzigen Niemand die gesetzliche Nothwendigkeit der hebräischen Sprache anerkannte, so war ein Theil der Versammlung eigentlich nur deßwegen für dieselbe, weil man glaubte, sie im Volke erhalten zu müssen, und dies wieder aus dem Grunde, weil nur aus der hebräischen Ursprache die wahre religiöse Erkenntniß und Empfindung geschöpft werden könnte, gerade wie Thiersch et consortes nur aus den sogenannten klassischen Sprachen unmittelbar ächte und wahre Humanität und Bildung herleiten zu können glauben. Indeß erklärte sich die Majorität für die Nicht-Nothwendigkeit der hebräischen Sprache beim Gebete. Obgleich man ihr nun die Ehrwürdigkeit nicht absprach, hat man sich dennoch geweigert, ihr ferner das Prädikat der ausschließlichen Heiligkeit und vorzugsweisen Anwendbarkeit beim Gottesdienste zuzuerkennen. Indem also die geistlichen Führer der Judenheit die hebräische Sprache ihres Adels entkleideten und in einen Rang mit den übrigen stellten, haben sie sich auch des Restes aller jener Prärogativen begeben, die zu urgiren man ihnen hier und da noch zum Vorwurf machte.

Ueberhaupt zeigten die ganzen Verhandlungen, die bei offenen Thüren gehalten wurden, daß die leuchtende Sonne der Gegenwart auch durch das Gebiet der Judenheit ihren glänzenden Meridian gezogen.*)

Dr. B..r.

Mannichfaltigkeiten.

(Die sieben und siebenzig sogenannten Rabbiner und die Rabbinerversammlung. Von A. Adler, Mitglied der Rabbinerversammlung zu Braunschweig (und Frankfurt). Mannheim, in der Beusheimer'schen Buchhandlung.) Diese Schrift enthält 1) Sendschreiben an die sieben und siebenzig. Von A. Adler. 2) Offener Brief, als Antwort auf vorstehendes Sendschreiben. Von K—m. 3) Offene Erwiederung auf K—m's offenen Brief. Von A. Adler. Wer in dem Verfasser des „Sendschreibens" einen der tüchtigsten und gesinnungvollsten Wortführer der Reform des Judenthums erkannte; wer seinen eben so treffenden und körnigen, als aus gründlicher Forschung, gepaart mit einem tiefen religiösen Gefühl, hervorgegangen Aeußerungen in der gegenwärtigen Rabbinerversammlung seinen vollen Beifall zollte, ja den Redner liebgewinnen mußte: der wird die „offene Erwiederung", welche den Hauptinhalt der vorliegenden Schrift ausmacht, mit dem lebhaftesten Interesse lesen, und für den eben so gelehrten als bescheidenen Kämpfer für die Sache der Wahrheit und der Religion noch mehr Verehrung und Liebe gewinnen. Wir empfehlen daher diese Schrift Allen, die der gegenwärtigen Bewegung im Judenthum mit Theilnahme folgen, und über die Reform und deren Gegner gründliche Belehrung suchen.

Nach der Ankündigung des Constitutionnel soll der ewige Jude im Laufe des nächsten Monates mit dem zehnten Bande beschlossen und auf eine eben so überraschende als wahrhaft dramatische Weise zu Ende geführt werden. Trotz der unverkennbaren Schön-

*) Diesen öffentlichen Sitzungen über die wichtigsten Angelegenheiten der israelitischen Religion und Kirche mit deren Streben nach Fortschritten und Reformen wohnen auch viele achtbare christliche Bürger Frankfurts mit der größesten Theilnahme bei. Und warum? Gehalten in dem dazu sehr passenden Andachtssaale der israelitischen Realschule, bieten sie (außer dem allgemeinen Interesse an der jüdischen Reformangelegenheit) auch ein, dem Frankfurter noch ganz fremdes, neues Moment der Oeffentlichkeit dar; er lernt dort den hohen Werth der Oeffentlichkeit kennen; er staunt darüber, wie über die schwierigsten Fragen in Sachen der Religion, der Gottesverehrung, über Abschaffung zeitwidriger Gebräuche in der schönsten Ordnung öffentliche Diskussionen mit Feuer, mit Ernst, aber auch mit der gebührenden Bescheidenheit geführt werden können, und fragt sich vergebens, warum eine solche Oeffentlichkeit nicht auch in anderen Dingen hier hergestellt werden kann und mag?

Die Red.

Digitized by Google

heiten, deren dieser moderne Roman so viele enthält, ist doch gewiß der größte Theil seiner Leser recht froh darüber, endlich aus einer Folterkammer entlassen zu werden, in welcher die ein Mal angeregte Neugierde auf manche harte Probe gestellt worden ist. An einem zehnbändigen Roman 14 Monate lang, heute ein paar Seiten und morgen wieder ein paar lesen und stets dafür sorgen zu müssen, daß man im Zusammenhange bleibe, und bei'm Schluß den Anfang nicht vergessen habe, dies ist keine Kleinigkeit; und nur ein Pariser Feuilleton durfte es wagen, der civilisirten Welt so Etwas zuzumuthen. Eugen Sue's Talent kann Niemand in Abrede stellen, aber eben so wahr ist es auch, daß die Lektüre seines ewigen Juden keine erquickliche genannt werden kann.

Die Londoner Zeitungsausträger haben es weiter gebracht, als die deutschen Zeitungsschreiber; jene halten nämlich alljährlich ein großes Festmahl, bei welchem es sehr lustig hergehen und dem am 9. Juli d. J. eine Anzahl von 800 Individuen beigewohnt haben soll.

Das Sängerfest zu Philippseich am 13. Juli 1845.

Jeder wahre Vaterlandsfreund wird mit Vergnügen die Wahrnehmung machen, daß der so oft angefochtene deutsche Volksgeist immer höheren Aufschwung nimmt. Das beweisen die jedes Jahr in allen Gauen unseres Vaterlandes stattfindenden gemeinsamen Feste, das beweisen die verschiedenartigsten Vereine, welche, zur Hebung des Volkes in moralischer, in physischer Beziehung gebildet, Sinn für's Schöne und Gute zu verbreiten und die deutsche Kraft zu wecken und zu stählen bemüht sind. Gesang und Turnübungen sind es, die zu diesem Zwecke sehr erfreulich wirken, und ohne Sang wird in Deutschland kaum mehr ein Fest, begangen. Daeum haben ihn auch die Edelsten unseres Geschlechtes von jeher cultivirt und die ältesten und gebildetsten Völker sprechen mit Begeisterung von ihren Sängern. Wer fühlt sich nicht in höhere Regionen versetzt, wenn ein kräftiger Männerchor Gott, Vaterland, Liebe und Hoffnung besingt? — Das am 13. Juli a. c. gefeierte Fest, dessen Gründer die Sängervereine „Harmonie" aus Darmstadt und „Polyhymnia" aus Offenbach sind, war erhebend. Das Herz erfreut es gewaltig, wenn man das Nützliche und Gute so wie an diesem Tage gedeihen sieht. Sr. Erlaucht dem Hrn. Grafen zu Ysenburg-Philippseich gebührt die größte Anerkennung für die außerordentliche Zuvorkommenheit, die Höchstdieselben bei dieser Gelegenheit an den Tag legten. Ein großer Verehrer der Musik, gaben Höchstdieselben nicht allein die Bewilligung zur Benutzung des schönen Wäldchens bei Philippseich, sondern ließen auch Anordnungen zur besseren Bequemlichkeit der Sänger und Turner auf eigene Kosten treffen, welche allgemeinen Beifall erhielten und dem Zwecke ganz und gar entsprachen. Verabredetermaßen langten die Sänger um halb drei Uhr in einem langen Wagenzuge an, die Darmstädter von der Süd- und die Offenbacher von der Nordseite. Auf 56 buntgeschmückten Wagen defilirten die Darmstädter Sängee am gräflichen Schloßhofe vorüber, während die treffliche Musik des großherzogl. Chevaurlegersregiments Märsche blies. Außerordentliche Ueberraschung gewähete es, daß die Eröffnung des Zuges ein Locomotiv vorstellte, das duech sein Pfeifen und Schwirren Alles ergötzte. Das eigentliche Fest nahm seinen Anfang Nachmittags drei Uhe mit einem wohlgeordneten Zug der Sänger und Turner in den Schloßhof, wo sich dieselben der hochgräflichen Familie vorstellten und hierauf im Namen Sr. Erlaucht von Hrn. Kammerrath Fröhlich begrüßt wurden. Wahrhaft ergreifend war der Moment, in welchem die „Harmonie" der „Polyhymnia" eine Fahne zum Zeichen des Bruderbundes überreichte. Von da ging der Zug mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel in das nahe Wäldchen, das kaum die aus der Nähe und Ferne herbeigeströmte Menschenmenge faßte. Es mögen sich wohl an 6000 Personen eingefunden haben. Nachdem Alles Posto gefaßt, die Fahnen aufgepflanzt waren und die Sänger, ihre Dirigenten in der Mitte, sich aufgestellt hatten, erschienen auch Se. Erl. mit der ganzen hochgräflichen Familie und alsbald wurde das Zeichen zum Beginne des Festes gegeben. Das schöne Lied: „Brüder, reicht die Hand zum Bunde" eröffnete eine Reihe von Gesangstücken, welche mit hoher Vollendung vorgetragen wurden, und in den Pausen entwickelten die Offenbacher Turner bei ihren Vorstellungen viel Kraft und Fertigkeit. Erst der Anbruch der Nacht gab das Zeichen zur Trennung. Die Sänger und Turner zogen in der vorigen Ordnung in den Schloßhof zurück, wo noch mehrere Chöre gesungen wurden. Worte des Dankes, beim Abschied von den Präsidenten der beiden Gesellschaften Sr. Erl. dem Hrn. Grafen gebracht, endigten in einem weitschallenden Lebehoch für das hochgräfliche Haus. Hierauf nahmen die Sänger gegenseitigen Abschied und zogen in der Ordnung, wie sie gekommen, wieder von dannen. Die Nachklänge dieses schönen Festes werden in der Brust eines jeden Theilnehmenden gewiß noch lange und freudig nachhallen. Möchten ähnliche Feste brüderlicher Zusammenkunft öfters stattfinden und möchte hierdurch der deutsche Geist- und Gemeinsinn immer schöner erblühen!

Mainz, 18. Juli.

Die Mainzer Zeitung vom 13. d. enthielt einen anonymen Artikel, worin der schlechte Zustand der hiesigen Löschanstalt beim jüngst stattgehabten Brande ziemlich offen desprochen wurde. Auf die Aufforderung des hiesigen Hrn. Bürgermeisters, der darin eine Injurie gegen die städtischen Behöeden sehen wollte, und deshalb mit einer Klage drohte, gab sich der Verfasser sogleich öffentlich zu erkennen. Man erwartet nun hier allgemein mit Spannung, ob der Hr. Bürgermeister seine Drohung verwirklichen und wie in diesem Falle das Urtheil ausfallen wird. Mögen übrigens unsere Löschmaterialien recht bald in einen besseren Zustand versetzt werden, damit sie bei ferneren Unglücksfällen nicht wieder zum Amüsement des Publikums, sondern zur kräftigen Abwehr des Feuees dienen!

Frankfurt, 18. Juli.

Durch die löblichen Bestrebungen der dahier versammelten Rabbiner steht dem Synagogenkultus eine bedeutende Verbesserung bevor, nämlich die Einführung deutscher Gebete. Dieser Gegenstand wurde bei der Berathung von dem anwesenden Publikum mit Recht sehr beifällig aufgenommen, denn obgleich unserem Schöpfer das Gebet, wenn es nur aus reinem Herzen fließt, in jeder Sprache lieb ist, so sagt uns doch ein Gebet, das wir verstehen, weit mehe zu und erhöht unsere Andacht. Duech die Einführung deutscher Gebete können auch sehr viele unserer bis jetzt noch üblichen hebräischen Gebete, die weder den Grundlehren der heiligen Schrift, noch der Zeit und den Verhältnissen entsprechen, auf die seelichte Weise ausgemerzt werden. Eine Merkwürdigkeit unserer Zeit bleibt es immerhin, daß, während die christliche Kirche, z. B. in London, ihren Kultus in wohlverstandenem, gediegenem Hebräisch übt, wir Israeliten dieses kostbare Erbstück unserer Väter bei unseeem Gottesdienst verschmähen. — Die Sache würde weniger bedenklich seyn, wenn nicht unsere heiligsten Güter, die in diesem Schacht verborgen liegen, und ohnehin schon sehr verkannt worden, durch Beseitigung der heiligen Spaache um so weniger zu Tag gefördert würden. Man hegt das gerechte Vertrauen, die Herren Rabbiner werden ihr Hauptaugenmerk zunächst auf unsere Hauptangelegenheiten, von denen die würdige Erkenntniß des „Heiligen in Israel" obenan steht, richten, und dann werden von diesem Baustamm alle nichtssagenden Angelegenheiten, wie z. B. Nro. 26 der allgem. Ztg. d. J. der gegenwärtigen Rabbinerversammlung mehrere vorlegt, als unnütze Späne von selbst abfallen.

D. S.

Mainwasser-Wärme.

Den 19. Juli, Abends: 18 Grad. W. Gerlach, Schwimmeister.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 20. Juli. (Neu einstudirt): Der gespenstische Barbier, oder: der Rothmantel, Volksmährchen von Musäus; für die Bühne bearbeitet in 4 Abth., von A. v. Kotzebue.

Montag, 21. Juli. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky und zum Erstenmale): Die vier Haimonskinder, komische Oper in 3 Abth., aus dem Französischen des Leuven und Brunswick von Joseph Ritter v. Seyfried, Musik von M. W. Balfe. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 200. Dienstag, den 22. Juli 1845.

Zwei Ohrfeigen.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

III.

Der Lieutenant von der Leyen war indessen bei dem Hofwechsler gewesen, ohne nur einen einzigen Dukaten von ihm erhalten zu haben. Er konnte ein solches Verfahren nicht begreifen, und zerbrach sich vergebens den Kopf, was wohl die Ursache einer solchen Verzögerung seyn könnte. Da ihm aber durchaus daran gelegen war, sich augenblicklich Geld zu verschaffen, so mußte er auf andere Mittel bedacht seyn, und nach einigem Bedenken eilte er zu dem Oberjägermeister von Canvolle, setzte ihn von seiner Verlegenheit in Kenntniß, und mahnte ihn, daß sein verstorbener Vater ihm einst in Frankreich fünfhundert Louisd'ors geliehen habe, um deren sofortige Rückzahlung er ihn nun dringend ersuchte.

Der Oberjägermeister ließ ihn ruhig ausreden, und sagte dann kalt:

„Es war unnöthig, daß Sie sich deshalb bemüht haben."

„Wie so?" rief der Lieutenant.

„Sie kennen mich also nicht, mon cher," sagte der Graf lachend, und fügte dann ernst hinzu: „Es ist eine allgemeine Regel bei mir, mich meiner alten Schulden nie zu erinnern, und die neuen stets veralten zu lassen. Doch bitte ich Sie, zu glauben, daß Sie Nichts verlieren werden . . ., nach meinem Tode . . . werden alle meine Gläubiger in meinem Testamente stehen. Nur," schloß er lachend seine Rede, „nur werden sie so gedrängt seyn, daß es ihnen verteufelt unbequem zu Muthe seyn wird."

„Gut denn, mein Herr," erwiederte der Lieutenant lächelnd, „so werde ich also warten."

„Auf meinen Tod?" rief der Oberjägermeister. „Sie sind zu gütig; aber warten Sie denn, so lange als nur möglich."

„Wollen Sie mich entschuldigen," sagte von der Leyen ironisch. „Um Sie an die Schuld zu mahnen, bedurfte es der dringenden Nothwendigkeit, meine Kriegsequipage bezahlen zu müssen, um noch heute abreisen zu können. So aber . . ."

Er empfahl sich und wollte gehen. Dieses letzte Argument veränderte aber auf ein Mal die Ansichten des Oberjägermeisters, der ihn nun bei'm Arme zurückhielt und hastig fragte:

„Sie wollen also Ihre Kriegsequipage damit bezahlen?"

„Freilich."

„Um sich fort zu begeben?"

„Nach Malta."

„Um die Seeräuber in Afrika zu bekriegen? . . . Ah! mais c'est bien différent! . . . ich schulde Ihnen tausend Louisd'ors."

„Nur fünfhundert," warf ihm der Lieutenant ein.

„Nein, tausend, wegen der Interessen," rief Canvolle heftig; „denn Derjenige, bei dem es Gewohnheit ist, das Kapital nicht zurück zu geben, der muß hundert vom Hundert zahlen."

Der Lieutenant wollte Einwendungen machen; aber dem Oberjägermeister war nun Alles daran gelegen, ihn zu bezahlen, um seiner los zu werden. Er wollte ihn nicht aufhalten auf dem Wege zum Ruhme, noch seine afrikanischen Lorbeern schon im Keime abschneiden, und zog den Lieutenant mit sich fort, um augenblicklich die erste Schuld zu tilgen, die er noch in seinem Leben bezahlt hatte.

Helene kam jetzt bleich und entstellt aus einem benachbarten Kabinet, wo sie Alles mit angehört hatte. Jetzt hielt sie Alles für verloren, und sie verwünschte den bösen Geist, der ihren Vormund antrieb, gegen seine Gewohnheit eine Schuld zu bezahlen. Sie weinte lange, endlich aber ermannte sie sich und sann auf andere Mittel, um den Mann ihres Herzens zurück zu halten. Jetzt glaubte sie eine unfehlbare Auskunft gefunden zu haben; der Lieutenant hatte ihre Handschrift noch nie gesehen; sie eilte daher an den Schreibtisch, und entwarf mit so festen Zügen, als sie es nur vermochte, folgendes Billet:

„Herr Lieutenant, wenn Sie ein Mann von Ehre sind, so werden Sie sich heute Abend um acht Uhr im Schloßgarten, an der Bildsäule der Diana, einfinden."

Eben, als sie die Aufschrift machte, trat Hannchen ein, und fragte naseweis, wem sie das Briefchen bringen sollte. Helene erschrak zwar im ersten Augenblick, doch war ihr die Botin höchst willkommen, und sie trug ihr auf, diesen Brief in den Saal der Leibwache zu tragen, und ihn dem ersten besten Soldaten für den Lieutenant von der Leyen zu übergeben, sich aber ja nicht merken zu lassen, von wem er herrühre, indem er in Ungewißheit über den Schreiber bleiben sollte. Wie erschrak sie aber, als jetzt ihr Vormund mit einem sehr vergnügten Gesichte eintrat, weil er den Lieutenant bezahlt hatte. Doch dieses Gesicht verlängerte sich bedeutend, als er seine Mündel im Verkehr mit der kleinen Briefträgerin sah. Hannchen näherte sich ihm langsam, und erwartete mit Resignation den Kuß, ohne welchen sie nie bei ihm durchkam; aber nur mit dem Papiere beschäftigt, das sie in der Hand hatte, ließ er sie dies Mal frei durchgehen, und das Mädchen entfernte sich, fast geärgert über diese Unterlassungssünde der üblichen, ihren Reizen gezollten Aufmerksamkeit.

Auch Helene wollte sich zurückziehen, allein der Graf hielt sie zurück. Der Brief, den Hannchen in der Hand gehabt, ging ihm im Kopf herum; er suchte Zeit zu gewinnen, um zu erfahren, was es damit für eine Bewandtniß habe, und schlug ihr daher vor, sie auf den Ball zu führen, den der Minister an diesem Abend gab; doch Helene lehnte es unter dem Vorwande ab, daß sie Dienst bei des Kurfürsten Mutter habe, welche derartige Feste niemals zu besuchen pflegte.

„Heute Dienst?" sagte der Graf mißtrauisch, „es ist ja Montag . . . und die Reihe ist nicht an Ihnen."

Digitized by Google

„Ich habe mit einer Freundin getauscht," schützte Helene nicht ohne Verlegenheit vor.

Der Oberjägermeister wollte die Oberhofmeisterin um Urlaub für sie bitten, allein sie lehnte auch dieses Anerbieten mit aller Bestimmtheit ab, indem sie vorgab, daß der Dienst vor Allem gehen müsse, und entschlüpfte ihm dann mit leichten Schritten.

(Fortsetzung folgt.)

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Ungeachtet ein strenger Winter im Anzuge war, ließ Bernhard seinen Kriegern doch wenig Rast. Er verließ Regensburg am 8. November, nahm den Marsch den beiden Donauufern entlang und eroberte Straubing. In dieser Stadt fand man große Vorräthe an Salz, Getreide und andern Gütern, die auf vier Tonnen Goldes geschätzt und nach Regensburg in Sicherheit gebracht wurden. Auch Deckendorf fiel am 14. Nov. in die Hände der Schweden. Die herrliche Donaubrücke war zwar von dem Feinde zerstört worden, dies hinderte Bernhard aber nicht, auf Schiffen das jenseitige Ufer zu erreichen. Dabei wurde das Fahrzeug, welches den Herzog trug, mit solcher Heftigkeit von den Fluthen gegen das Joch der zerstörten Brücke geworfen, daß es unterzugehen drohte. Alle in dem Schiffe befindlichen Personen zitterten; nur Bernhard, ein zweiter Julius Cäsar, blieb standhaft und rief dem erschreckenen Schiffer muthig zu: „Schiffmann, erschrick nicht, fahr' fort und trau' dem lieben Gott, der wird uns nicht verlassen!" Das Schiff kam glücklich drüben an. Cham, Burglengenfeld, Velburg und andere an der böhmischen Gränze gelegenen Plätze öffneten nun der Reihe nach dem Herzog die Thore; hierauf züchtigte er die unruhigen Bauern an der Donau und ließ 2000 Widerspänstige von ihnen niederhauen. Den Herzog Friedland erwartend, welcher im Anzug seyn sollte, lagerte er sich mit seinen kampflustigen Schaaren bei Straubing an den beiden Ufern der Donau. In dieser Stellung überraschte ihn in der Nacht vom 29. zum 30. November der kaiserliche Truppenführer Werth und vernichtete fast ein ganzes Regiment. Bernhard zog sich hierauf nach Regensburg zurück, wo er einen Theil des Winters zu verbringen beschloß.

Größer als jemals waren die Wirren des dreißigjährigen Krieges zu Anfang des Jahres 1634. Oxenstierna, eifersüchtig auf Bernhard's selbstständige Handlungen in der Besitznahme von Regensburg, suchte ihn nicht nur daraus zu entfernen, sondern glaubte auch, ihm in der Person seines Schwiegersohnes, des Feldmarschalls Horn, einen Gehülfen aufdringen zu müssen, der ihn streng überwachen und seine eigenmächtigen Handlungen in gehörigen Schranken halten sollte. Diese Absicht wurde aber zum Theil durch Umstände vereitelt, welche im kaiserlichen Heere sich ereigneten und den Begebenheiten einen neuen Wendepunkt geben zu wollen schienen. Zwischen dem Kaiser Ferdinand II. und seinem Feldobersten, dem Herzog von Friedland, war ebenfalls Mißtrauen eingerissen und hatte das gute Einvernehmen geschwächt, welches zwischen Beiden bisher bestanden hatte. Im Vertrauen auf seine kriegerischen Fähigkeiten hatte der Friedländer nicht immer die Befehle des Kaisers zur Richtschnur seiner Handlungen genommen, worin Ferdinand einen strafbaren Ungehorsam erkennen zu müssen glaubte. Diese Zerwürfnisse benutzte Frankreich und suchte den Herzog durch glänzende Versprechungen von seinem Kaiser abwendig zu machen. Richelieu schickte deßhalb am 22. Januar einen Unterhändler an ihn ab und ließ ihm **eine Million** Livres jährlich bieten zum Unterhalt für vierzehn bis fünfzehn Tausend Mann, wobei er ihm noch überdies den Besitz derjenigen Staaten sicherte, welche er inne hatte, wenn er sich entschließen könnte, sein bisheriges Verhältniß mit dem Kaiser aufzulösen und ihn öffentlich zu befehden. Friedland scheint nicht abgeneigt gewesen zu seyn, diesen lockenden Vorschlag anzunehmen; wenigstens suchte er von dieser Zeit an die Truppen gegen das vernachlässigte Benehmen des Wiener Hofes aufzuregen und die Offiziere durch falsche Vorspiegelungen in sein Netz zu locken. Er sagte, daß unter solchen Umständen das Heer zu Grunde gehen müsse, ohne daß sie, die Offiziere, die mindeste Aussicht auf Entschädigung oder Belohnung ihrer Strapatzen hätten. Durch schlaue Reden hatte er es so weit zu bringen gewußt, daß am 2. Februar fünfzig Obersten und Offiziere höhern Ranges sich an Eidesstatt schriftlich verbanden, ihn nicht zu verlassen, ihr Gut und Blut für sein und des Heeres Beste zu opfern und die Eidbrüchigen mit dem Schwerte zu verfolgen. Im Besitz dieser Zusicherung der ihm ergebenen Offiziere, wollte er sich vorerst zum König der Böhmen erheben und dann selbst die Nachricht dem Kaiser nach Wien bringen, als er am Abend des 15. Febr. zu Eger überfallen und mit mehreren seiner Freunde ermordet wurde. Dieses Ereigniß brachte große Verwirrung in das kaiserliche Heer; Bernhard benutzte diesen Moment und brach mit seinen Truppen in Böhmen ein. Er überzeugte sich jedoch bald, daß die friedländischen Krieger dem Kaiser noch ergeben waren; er hielt es daher für das Beste, zumal da er sein Truppencorps nicht stark genug glaubte, sich wieder zurückzuziehen.

In dem kaiserlichen Heere war seit dem Tode des abtrünnigen Feldherrn Ordnung und Friede wieder zurückgekehrt, während zwischen Bernhard und dem Reichskanzler die Macht der Eifersucht immer sichtbarer hervortrat. Verdrießlich über die auffallende Begünstigung des Generals Horn, welche seine unverdiente Zurücksetzung nur um so greller hervortreten ließ, beschloß er einen entscheidenden Schlag. Er nahm die bei Bamberg stehenden Regimenter, verband sie mit Courville bei Nürnberg und Dinkelsbühl und überschwemmte mit ihnen, gleichsam feindlicher Weise, die dem Hornischen Heere zum Unterhalt angewiesenen Districte Schwabens; Rothenburg, Dinkelsbühl, Nördlingen, Bopfingen, Aalen, Hall, Gemünd und andere Orte an der Tauber bis an die obere Donau wurden in Besitz genommen und manche derselben mit Plünderung und Gewaltthaten jeglicher Art heimgesucht. Als Horn, damals in Oberschwaben, davon Nachricht erhielt, eilte er schleunigst herbei, und es kam zwischen ihm und Bernhard zu Ulm zu heftigen Auftritten, wobei sich selbst die anwesenden Offiziere beleidigender Ausdrücke gegen den Feldmarschall erlaubt haben sollen. Besonders wurde die Frage aufgeworfen, wer von ihnen eigentlich zu befehlen hätte, und mehrere der Offiziere sollen gedroht haben, ihre Regimenter wegzuführen, sobald ihnen nicht der Herzog Bernhard zum General vorgesetzt würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Theilnehmenden am großen Würzburger Sängerfeste.

(Würzburg, 19. Juli.) Folgendes ist das Verzeichniß der Sänger von den verschiedenen deutschen Liedertafeln, die unser bevorstehendes großes Gesangfest besuchen werden: 1) Liederkranz von Ansbach 26 Theilnehmer. 2) Gesangverein von Auf der Specke 23. 3) Liedertafel von Altdorf 14. 4) Liedtf. von Augsburg 40. 5) Liedtf. von Au bei München 1. 6) Liedtf. von Aschaffenburg 17. 7) Gesangv. von Bruck 13. 8) Liedtz. von Bamberg 55. 9) Gesangv. von Brückenau 5. 10) Liedtf. von Burgsinn 16. 11) Gesangv. von Burgbernheim 12. 12) Liedtz. von Bayreuth 12. 13) Singverein von Bayersdorf 8. 14) Liedtf. von Cöln 2. 15) Männergef. von Cöln 8. 16) Liedtz. von Calw 1. 17) von Coburg 8. 18) Gesangv. von Culmbach 8.

Digitized by Google

19) Liedkz. von Dresden 4. 20) Liedtf. von Emskirchen 7. 21) Liedkz von Ellwangen 7. 22) Akad. Gesangv. von Erlangen 25. 23) Liedtf. von Erlangen 20. 24) Liedtf. von Eschau 8. 25) Männergesangverein von Erbach 4. 26) Liedkz. von Frankfurt a. M. 23. 27) Liedertafel von Frankfurt a. M. 14. 28) Orpheus von Frankfurt a. M. 8. 29) Musikal. Verein von Freihwangen 21. 30) Liedtf. v. Fürth 18. 31) Gesangv. v. Gaysa und Bacha 9. 32) Liedtf. v. Georgenthal 4. 33) Liedtf. v. Hildburghausen 40. 34) Frohsinn v. Hanau 21. 35) Liedtf. v. Jena 1. 36) Sängerv. v. Königshofen im Grabfeld 17. 37) Musikal. Verein v. Kitzingen 12. 38) Sängerverein v. Kitzingen 61. 39) Liedtf. v. Kissingen 23. 40) Liederkz. v. Kunzestau 18. 41) Liedtf. v. Langenzenn 9. 42) Gesangv. v. Lohr 27. 43) Liedtf. v. Langfurt 34. 44) Liedtf. v. Lindenau bei Heldburg 2. 45) Liedtf. v. Meiningen 28. 46) Sängerv. v. Mergentheim 12. 47) Singv. v. Markterlbach 7. 48) Musik- und Gesangv. v. Marktbreit 31. 49) Sängerv. v. Marktbreit 24. 50) Gesangv. v. Marktlenkertsheim 4. 51) Liedtf. v. Miltenberg 19. 52) Bürgersängerzunft v. München 4. 53) Liedtf. v. München 23. 54) Liedertafel v. Mainz 16. 55) Gesangv. von Marktoppesheim 16. 56) Mozartv. in Nürnberg 32. 57) Singv. v. Nürnberg 30. 58) Gesang. v. Neckarsulm 4. 59) Gesangv. v. Nördlingen 8. 60) Liedtf. v. Neustadt a. d. A. 28. 61) Liedtf. v. Ostheim v. d. Rh. 46. 62) Gesangv. v. Prichsenstadt 13. 63) Liederkz. v. Rüdenhausen 17. 64) Gesangv. v. Rentwertshausen im Grabfeld 18. 65) Gesangv. v. Römhild 6. 66) Liedtf. v. Semmerhausen 24. 67) Männerchor v. Suhl 8. 68) Liedkz. v. Suhl 13. 69) Männergesangv. v. Schweinfurt 47. 70) Männergesf. v. Schleusingen 25. 71) Liedkz. v. Selb 8. Vereinigte Schlesw-Holst. Liedtn. Sängervereine: 72) von Tönning, 73) von Kiel, 74) von Augustenburg, 75) von Eckernförde, 76) von Schleswig, 77) von Eyderstadt, 78) von Flensburg, 79) von Altona, 80) von Neumünster, 81) von Oldenburg, zusammen 30. 82) Liedertafel von Schwabach 22. 83) Musikv. von Schwäbisch-Hall 14. 84) Gesangv. von Schmiedefeld 11. 85) Gesangv. von Tann 5. 86) Gesangv. von Bischofsheim a. d. Tauber 6. 87) Liedert. von Uffenheim 25. 88) Gesangv. von Uffenheim 22. 89) Cäcilienv. von Vorchheim 10. 90) Liedert. von Weickersheim 30. 91) Gesangv. von St. Wendel 21. 92) Liedert. von Wertheim 59. 93) Gesangv. von Windsheim 15. 94) Männergesf. von Wien 8. 95) Würzburger Liedertafel 100. Sänger, welche sich der letzten angeschlossen haben: Schullseminar zu Würzburg 100, Lehrer zu Lindflur 4, Lehrer zu Arnstein 4, Sänger zu Heidingsfeld 14, Sänger von Schweinfurt 8. — Die Gesammtzahl aller mitwirkenden Sänger beläuft sich sonach auf 1725.

Mannichfaltigkeiten.

In einem Schreiben aus Victoria auf Hong-Kong vom 9. März in der „Augsb. Allg. Ztg." heißt es: Stapelwaaren chinesischer Einfuhr sind hauptsächlich Wollen- und Baumwollenzeuge, amerikanische Hauszeuge und englische Baumwollenmanufacturen. Man hegt große Hoffnung, auch das europäische Festland werde eine Absatzquelle hier finden; besonders dürften sich die sächsischen groben Tücher, wenn gut assortirt, mit großem Nutzen verkaufen lassen. Auch für feine Glas- und Messerschmiedewaaren, für spanische gestreifte Leinwand, Tuche für Kleider, weiße wollene Bettdecken wird Deutschland einen schönen Absatzweg haben und zweifelsohne der Zollverein aus dem Berichte des Commerzienraths Grube sehr werthvolle Nachweisungen erhalten. Dieser durch seinen überlegenen Verstand und seine Urtheilsfähigkeit zu einer für den Handel so hochwichtigen Sendung ungemein geeignete Mann ist jetzt auf der Rückreise nach Indien und von dort nach Europa begriffen.

Der Amazonenstrom soll auf Betrieb von Bolivia durch eine Expedition von der Mündung bis zum Fuße der Kordilleren durchforscht werden. Neben dem wissenschaftlichen Interesse ist das merkantilische hierbei im höchsten Grade betheiligt, da Bolivia zur Gewinnung eines neuen Handelsweges durch seine Lage gezwungen ist. Der Wasserweg um das Kap Horn beträgt 4000 Lieues, dagegen trägt der Amazonenfluß große Fahrzeuge 500 Stunden landeinwärts, wenn es gelingt, die Hindernisse auf einer Strecke von 60 Stunden von Madeires aufwärts zu überwinden.

Literatur.

Nassau in seinen Sagen, Legenden, Geschichten und Liedern von Alois Henninger. Wiesbaden, Druck und Verlag von A. Scholz.

Ueber die Bedeutung, den Werth und die poetische Anmuth von Sagen und Legenden ist schon so viel gesagt worden, daß jedes weitere Wort darüber als überflüssig erscheinen muß. Im Allgemeinen stimmen wir jenen Lobreden bei und stellen nicht in Abrede, daß diese Erinnerungen und Nachklänge aus vergangener Zeit ihren Reiz behaupten, besonders für jugendliche Leser und für Gemüther, welche sich gerne in's Gebiet der Traumwelt versenken. Da indessen die alten Sagen und Legenden aller Oerter einander sehr ähnlich sehen und sich mehr oder minder um dieselben Motive drehen, da man ferner aus den bereits im Druck erschienenen einzelnen Bearbeitungen oder Sammlungen derselben eine alexandrinische Bibliothek bilden und ein paar Menschenalter mit deren Lectüre verbringen könnte und da endlich unsere Zeit aus dem Stadium der poetischen Träumereien herausgetreten ist und sich mehr näher liegenden Interessen zugewendet hat, — so wäre es wohl wünschenswerth, daß man dergleichen Sammlungen nur wenig vermehren oder doch nur eine Auswahl des Besten und des wahrhaft Schönen etwa noch bieten möchte, wie dies z. B. der Günther durch seinen deutschen Sagenschatz versucht hat. Die vorliegende Sammlung von Alois Henninger mag für die Sagen- und Legendenfreunde im Herzogthum Nassau nicht ohne Werth seyn, da sie Alles zusammenstellt, theils in neuen Bearbeitungen, theils mit Benutzung von vorhandenen. Das Ganze wird in drei Bänden, dessen erster erschienen ist, umfassen: 1) den Taunus und die Maingegend, 2) den Rhein und das Rheingebirg, und 3) die Lahn und den Westerwald, und also aus mehreren Hunderten von größeren und kleineren Gedichten bestehen. Bei dieser Masse des Inhalts und bei dem sehr ungleichen, in der Mehrzahl aber nicht bedeutenden Werthe der einzelnen Stücke wollen wir Andern die kritische Beurtheilung des Werkes um so mehr überlassen, als wir den Vorzug der Vollständigkeit dem der Schönheit lieber untergeordnet gesehen hätten. Das Ganze kostet 3 Thaler pr. Cour. und an Druck und Papier ist von der Verlagshandlung nicht gespart worden, um die Sammlung in geschmackvoller Ausstattung erscheinen zu lassen.

Korrespondenz.

Jena, 16. Juli.

In den ersten Tagen des April ging von hier an die deutschen Katholiken eine Adresse ab, verfaßt von dem Candidaten des Predigtamtes Schröter und bedeckt mit mehreren Hundert Unterschriften aus allen Ständen; auch war ein Scherflein zum Baue der neuen Kirche beigefügt. Am 14. d. M. erhielten wir von dem Vorstande der deutschkatholischen Gemeinde in Leipzig eine Antwort, die freilich durch Umstände sich verspätet, aber durch ihre herzliche und kräftige Sprache eine um so größere Freude bereitet hat, namentlich durch die feste Versicherung der freudigsten Bereitwilligkeit zu den theuersten Opfern für die zweite Reformation der Kirche in unserm Vaterlande. Wir lassen deshalb Adresse wie Antwort folgen: „Euch, deutsche Katholiken, in Nord und Süd, in Ost und West des Vaterlandes, unseren brüderlichen Gruß! Ein heiteres Morgenroth ist angebrochen, verheißungsvoll für Christus Reich, wie für Deutschlands Volksthum! Sein heller Schein leuchtet in unsere Herzenskammer und weckt uns auf vom Schlafe und ruft uns zu

Digitized by Google

frischerer, freudigerer Arbeit im Weinberge des Herrn und am Herde des Vaterlandes. Sogleich unter seinem ersten Strahle frohlockten wir; aber immer mehr schwillt unsere Brust von Hochgefühlen. Wir preisen Gott, der die Menschenherzen lenkt wie Wasserbäche, daß er Euch den hohen Muth, den heiligen Eifer, die geweihte Kraft verleiht, die Ketten jener hochmüthigen Herrschaft über die Gewissen zu zerreißen. Schon sehen wir unter dem Schirme und Schutze deutscher Regierungen, welche das theuerste Gut, Glaubens- und Gewissensfreiheit, hochschätzen, eine freie deutsche Nationalkirche erstehen. Den Grund wenigstens habt Ihr, Brüder von Schneidemühl, Breslau, Berlin, Leipzig und Dresden, sicher gelegt. Eurem ermuthigenden Beispiele folgt man bereits vom Strande der Ostsee bis zum Ufer des Bodensee's. Die lang ersehnte glückliche Stunde hat geschlagen. Mögen ihre ernst und laut mahnenden Schläge an der Nordsee so wenig wie am adriatischen Meere verhallen! Mögen sie dringen in dir Herzen vom Rheine bis zur Weichsel! Das unsere Fürbitte; unser Dank aber, daß wir durch Wort und That bekräftigen, wie mächtig Ihr uns angespornt habt durch Euren Vorgang, das Werk der Reformation fortzusetzen, damit unser dreihundertjähriges Bekenntniß vom todten Papiere in's volle, wirkliche Leben trete, das Bekenntniß von der Gemeinde der Gläubigen als dem heiligen Priesterthum und von dem Geiste der Schrift als dem allein lebendig machenden. Christus Geist ist ja, wie auch Eure Symbole durch ihre Fassung bezeugen, der Most; die Dogmen nur die Schläuche. Fassen wir also den Most in neue Schläuche, so werden wir sie beide mit einander behalten. „Denn der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit" (2. Kor. 3, 17). Er stärke und regiere Euch, in ihm feiert den Auferstehungstag, wie Die, welche sich hier Eure Brüder nennen! Jena, am Ostermorgen 1845."

Die Antwort des Vorstandes der deutschkatholischen Gemeinde zu Leipzig auf vorstehende Adresse lautet: „Wenn, wie Ihr, geliebte Brüder, mit Recht sagt, ein schönes Morgenroth in unsere Herzen scheint und wir uns des herrlichen milden Lichtes freuen, das einen noch schöneren Tag verkündet, was ist dann geeignet, unsere Freude zu erhöhen? Was Anderes, als wenn ein trauter Freund, das Herz voll Liebe, Theilnahme und redlicher Gesinnung, uns entgegentritt, uns die Hand bietet und uns verspricht, des Tages Freude und Lust mit uns zu theilen, sie zu erhöhen durch seine Gegenwart und bei uns zu weilen mit treuer Liebe bis zum späten Abend. So, geliebte Brüder, tretet Ihr uns entgegen in dem goldenen Morgenroth einer neuen Zeit! Wir fassen beglückt Eure Hand und danken mit Euch vereint dem Herrn der Tage, der uns diesen Morgen gab, uns erweckte aus einer bangen Nacht dumpfer Knechtschaft und Glaubenszwanges und uns einen schönen Tag, einen Tag des Lichtes und des Friedens verheißt. — Wenn der Schritt, zu welchem Gewissen und Bildung uns gleich dringend aufforderten, noch einer Rechtfertigung bedürfte, so fänden wir dieselbe gewiß in der Zustimmung und Theilnahme so vieler edler Männer von nah' und fern; und wären wir nicht entschlossen, an die Sache unserer Ueberzeugung alle Kräfte des Leibes und der Seele, Gut und Blut, wenn es nöthig, zu setzen, um jedes etwa aufsteigende Hinderniß zu besiegen, der begeisternde Zuspruch der Besten unseres Volkes müßte unsern Muth entflammen und uns anspornen zu treuem Ausharren auf der betretenen Bahn. Aber sind wir auch eben so fest von der Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit unseres Schrittes überzeugt, als entschlossen, fortzugehen auf der Bahn, welche uns der Lenker der Menschen- und Völkerschicksale gezeigt, so ergreifen wir doch beglückt Eure dargebotene Bruderhand und schöpfen neuen Muth aus dem freudigen Bewußtseyn, daß das Streben nach Gewissensfreiheit und Einigung der getrennten Bekenntnisse auf der sichersten und unerschütterlichsten Grundlage: auf der gebildeten öffentlichen Meinung unseres Vaterlandes ruht. Deshalb danken wir Euch auf's innigste, aus vollem freudigem Herzen für Euren begeisternden Zuruf und werden, so weit es unsere Kräfte gestatten, stets streben, die hohe Meinung zu rechtfertigen, die Ihr von uns hegt. Auch für das beigefügte Geschenk sagen wir unsern verbindlichsten Dank. Möge die Zeit nicht mehr fern seyn, wo jede Bekenntnißschranke in unserem Vaterlande schwindet und die heilige Verheißung der Schrift: „Es soll Ein Hirt seyn und Eine Heerde" — in Deutschland zur Wahrheit wird. Mit dem herzlichsten Brudergruße zeichnet

Leipzig, den 11. April 1845.

Der Vorstand der deutschkatholischen Gemeinde."

Wetzlar, 17. Juli.

Unser Sängerfest ist am 13. d. M. abgehalten worden. Morgens 10 Uhr wurden die auswärtigen Vereine: Gesangverein von Weilburg, geselliger Verein von daselbst, Gesangverein von Giessen, Gesangverein von Braunfels, von dem Festcomité an der Gränze unseres Stadtgebietes empfangen, und zogen auf Wagen durch unsere, mit Blumenkränzen, Laubgewinden, Ehrenpforten, Ehrensäulen, Fahnen und Standarten mit passenden Inschriften ꝛc. verzierten Straßen zum Rathhause auf den großen Marktplatz, woselbst sich der gleichfalls eingeladene hiesige Cäcilienverein noch anschloß, und wurden daselbst von dem hiesigen Gesangverein durch Vocal- und Instrumentalmusik begrüßt. Leider wurde dieser Act durch einen Gewitterregen theilweise gestört. Nach diesem wurde die Generalprobe abgehalten und dann zum Festmahl geschritten. Nachmittags 4 Uhr begann bei herrlichem Wetter der Festzug durch die ganze Stadt zum Festlocal, dem Hinkel'schen Garten, woselbst von 5 — 8 Uhr das Konzert statt fand, welches außerordentlich besucht war und sehr günstig ausfiel. Nach Beendigung des Konzertes folgte der Festball für die Sänger im Hinkel'schen und Büßer'schen Garten. So wurde denn das Fest, ohne durch den geringsten Unfall gestört, beendet, und unter den Montags früh scheidenden Sängern herrschte nur eine Stimme der Zufriedenheit. Mit Freude sieht Alles dem künftigen Feste des Lahnbundes, das nach dem gefallenen Loose zu Braunfels stattfinden soll, entgegen.

J. B.

Wiesbaden, 17. Juli.

Eine interessante Episode unter den uns in gegenwärtiger Saison gebotenen Genüssen bildet das Konzert, welches gestern Abend der belgische Violinspieler Léonard im hiesigen Kennionssaale veranstaltete. Derselbe verbindet mit einer bewunderungswürdigen technischen Fertigkeit einen trefflichen Bogenstrich und höchst elegantes Spiel; sein Vortrag in den Gesangsstellen ist wirklich großartig. Bei diesen Vorzügen konnte dem Virtuosen der lauteste Beifall nicht entgehen. Den Konzertgeber unterstützten der Graf Ludwig v. Stainlein und Fräul Marie Basini, herzogl. coburgische Kammersängerin. An einen Grafen, der noch nicht lange aus den aristokratischen Kreisen in die oft sehr undankbare Künstlersphäre getreten ist, dürfen nicht zu große Kunstforderungen gemacht werden; aus diesem Gesichtspunkte muß daher das beifällig aufgenommene Violoncellspiel des Grafen beurtheilt werden. Fräul. Basini, im Besitz einer klangvollen Sopranstimme, sang mit Beifall eine Romanze von Weigl und später eine Arie aus Bellini's Puritanern, bei welcher ein tieferes Eindringen in den Geist der italienischen Gesangschule zu wünschen blieb. War auch die Zuhörerschaft des Konzerts nicht besonders zahlreich so bestand sie doch größtentheils aus der Elite der hier anwesenden Kurfremden; unter ihnen befand sich Se. königl. Hoh. der Prinz von Preußen. — Ein geistreiches Intermezzo in den Konzerten bildet an andern Abenden der von Dr. Scheve aus Heidelberg im hiesigen Reunionssaale eröffnete Cyclus von Vorlesungen über Phrenologie und naturwissenschaftliche Seelenlehre. Diesen interessanten Vorlesungen, welche sich durch einen klaren, verständlichen und anziehenden Vortrag auszeichnen, schenkt ein ziemlich zahlreicher Zuhörerkreis die verdiente Aufmerksamkeit. Da sich Dr. S. auch den phrenologischen Untersuchungen der Schädel seiner Zuhörer und Zuhörerinnen auf Verlangen unterzieht, so dürfte dadurch wohl noch manche unangenehme Entdeckung herbeigeführt werden und man hier und da über das Resultat der Untersuchung nicht sonderlich erfreut seyn.

Mainwasser-Wärme.

Den 20. Juli, Abends: 18 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 21. Juli. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky und zum Erstenmale): Die vier Haimonskinder, komische Oper in 3 Abth., aus dem Französischen des Leuven und Brunswick von Joseph Ritter v. Seyfried, Musik von M. W. Balfe. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 22. Juli. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Graf von Irun, romantisches Schauspiel in 5 Abtheil., aus dem Französischen von W. Friedrich.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 201. Mittwoch, den 23. Juli 1845.

Zwei Ohrfeigen.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

IV.

Es dämmerte bereits, als der Oberjägermeister, um seine Mißstimmung zu vertreiben, noch einen Spaziergang durch den Schloßgarten zu machen beschloß. Mancherlei Grillen schwirrten ihm durch den Kopf; doch war er wenigstens froh, des Lieutenants entledigt zu seyn, den er bereits in seinem Schiffe und auf dem Weg nach Malta wähnte, als er in Gedanken einen andern Spaziergänger beinahe umgerannt hätte, und zu seinem Schrecken von der Leyen in ihm erkannte. Dieser hatte Helenens räthselhaftes Billet erhalten, und nicht gesäumt, als Mann von Ehre der Aufforderung Folge zu leisten. Noch hielt er den Brief in der Hand, und als er gerade in der Nähe der Bildsäule der Diana mit dem Grafen von Candolle zusammen traf, so war er im Zweifel, ob nicht dieser vielleicht der Schreiber wäre; doch bald verwarf er diesen Glauben wieder; und als dieser ihn fragte, wie es komme, daß er noch in Mainz wäre, fuhr er heftig mit dem Billet in die Tasche und sagte:

„Ich hatte bereits Abschied von meinen Freunden genommen, als mir ein Soldat ein . . . das heißt eine Nachricht überbrachte, die mich einige Stunden länger aufhalten wird."

„Es handelt sich also um eine ernste Sache."

„Um eine sehr ernste Sache," erwiederte von der Leyen, indem er sich leicht verbeugte, und sich in eine Laube setzte, wo er sich abermals in Vermuthungen verlor, wer ihm wohl das Billet geschrieben haben könnte.

Der Oberjägermeister schritt indessen mit großen Schritten, wie ein zorniger Kampfhahn, auf und nieder. Er zweifelte nicht länger, daß Helene dem Lieutenant ein Stelldichein gegeben habe, und betrachtete das als Trotz, als eine Beschimpfung gegen ihn. Jetzt hatte er eine Gelegenheit gefunden, mit dem Lieutenant anzubinden, der keck genug gewesen war, ihm das erhaltene Billet unter die Augen zu halten, und gleichsam vor seiner Nase zum Stelldichein zu gehen. Er beschloß also, ihm eine tüchtige Lektion zu geben, als Hannchen athemlos gelaufen kam und nach Helenen rief. Der Graf hielt sie im Laufe auf; sie wehrte sich zappelnd in seinen Armen und suchte sich frei zu machen; allein er küßte sie nicht, sondern gebot ihr stille zu seyn, und sie von der Laube wegziehend, in welcher der Lieutenant saß, sagte er halblaut zu ihr:

„Du weißt doch, wo der Saal der Leibgarde ist?"

Das Mädchen sah ihn mit großen sich verwundernden Augen an und nickte.

„Du kennst auch den Hauptmann von Hunolstein," fuhr er fort.

„Freilich," erwiederte die Kleine geschwätzig, „er ist ein langer dürrer Mensch, der einen rothen Schnurrbart hat."

„Geh' zu ihm . . . und sage ihm leise . . . aber ihm ganz allein . . ." Er zögerte einen Augenblick, dann setzte er entschlossen hinzu: „daß ich diesen Abend Jemand eine Ohrfeige geben würde . . . und daß ich ihn morgen früh mit Tagesanbruch erwarte."

Hannchen zögerte . . . sie fürchtete, der Oberjägermeister wolle sich mit dem Hauptmann schlagen; da er sie aber zur Eile drängte, so sagte sie kleinlaut:

„Ist das Alles, was mir Ew. Gnaden zu sagen haben?"

„Parbleu!" rief er ungeduldig, „so mach doch, daß Du fort kommst."

Hannchen schüttelte den Kopf und murmelte im Gehen vor sich hin:

„Es ist aus, er küßt mich nicht mehr . . . Er ist krank . . . er ist ganz gewiß krank."

Der Oberjägermeister suchte sich jetzt ein Versteck, von welchem aus er seine emanzipirte Mündel beobachten konnte, indessen der Lieutenant noch immer brütend in der Laube saß. Bald glaubte er, es müsse hier ein Mißverständniß obwalten . . . er war sich bewußt, Niemand beleidigt zu haben, wußte auch Niemand, der ihm feindlich gesinnt war; doch konnte er sich nach diesen Zeilen nicht entfernen. Sobald er merkte, daß sich der Graf zurückgezogen hatte, trat er aus der Laube hervor, und suchte in der Dunkelheit die Bildsäule der Diana; sich an dieselbe lehnend, wollte er erwarten, was da kommen sollte, und sich dann unverzüglich einschiffen, denn er hatte nur mit großer Mühe einen Aufschub von zwei Stunden von seinen Reisegefährten erhalten können.

Helene hatte einen Halbmantel über ihr weißes Gewand geworfen, und war, ihrem Vorhaben getreu, in den Park geeilt; aber zum Unglücke kam sie dem Grafen Lotharius in den Weg, der sich auf die Jagd nach Abenteuern begeben hatte, und sich überglücklich fühlte, als er eine Dame ganz allein daherkommen sah. Er beschloß, um jeden Preis eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen, und folgte ihr mit schnellen Schritten nach. Helene gerieth in Angst, als sie sich von einem Unbekannten verfolgt sah; sie verlor sich in ein kleines Irrgewinde, und von der Dunkelheit begünstigt, gelang es ihr, ihrem Verfolger einen Vorsprung abzugewinnen, so, daß sie ganz athemlos an der von ihr bezeichneten Stelle anlangte. Hier hatte sie wenigstens die Freude, zu sehen, daß ihre List gelungen war, denn auf dem weißen Marmor der keuschen Göttin zeichnete sich ein dunkler Gegenstand ab, in welchem sie ihren Geliebten vermuthete. Sie hustete.

„Wer da?" rief der Lieutenant, ohne sich zu bewegen.

In diesem Augenblick gab ihm Helene eine derbe Ohrfeige und duckte sich mit Blitzesschnelligkeit hinter die Bildsäule, und während der Lieutenant mit dem Ausrufe: Elender Schurke! in die Nacht dahin stürmte, um seinen Beleidiger zu erhaschen, flüchtete sie weiter, und lief dem jungen Lotharius gerade in die Arme, der fröhlich aufjauchzte, aber in demselben Augenblick von dem hinzutretenden Oberjägermeister, der den Lieutenant in ihm vermuthete,

Digitized by Google

eine so kräftige Ohrfeige erhielt, daß es ihm vor den Augen funkelte. Er stieß einen heftigen Schrei aus, und rief: „Halt, Unverschämter!“

Dem Oberjägermeister erstarrte das Blut, als er an der Stimme den jungen Grafen erkannte; er floh entsetzt davon. Der Lieutenant, der auf ihn stieß, verfolgte ihn eine Zeitlang, ohne ihn erreichen zu können. Lotharius seinerseits hielt sich den Backen und schlich sich beschämt in seine Gemächer zurück. Erst nachdem alle Tritte längst verhallt waren, wagte sich Helene wieder hinter dem Gebüsche hervor, hinter welches sie sich in jenem Augenblick der allgemeinen Verwirrung geflüchtet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Oxenstierna, entrüstet über die Verwirrung und Gefahr, welche Bernhard verursacht hatte, rief nun eine Bundesversammlung zu Frankfurt zusammen und klagte Bernhard des willkürlichen Einbruchs in Schwaben an. Bernhard stellte sich unaufgefordert und entschuldigte dieses eigenmächtige Verfahren durch den drückenden Mangel, welcher den Untergang seines Heeres bedroht habe. Auch wurde dabei über die Feldherrnfrage verhandelt. Da aber hierüber die Meinungen sehr verschieden waren und Oxenstierna unablässig für die Wahl seines Schwiegersohnes bemüht war, so glaubte man, um Bernhard, die deutsche Reichssäule, der gemeinsamen Sache nicht zu entfremden, diese Frage lieber unentschieden zu lassen, obschon der größte Theil der Mitglieder des Bundesrathes geneigt war, die Würde eines Generalissimus dem Herzog von Weimar zu übertragen. Um aber das Heer nicht wiederholt dem Mangel an den unentbehrlichsten Bedürfnissen preiszugeben, wurden Bernhard beträchtliche Summen angewiesen, damit er das Nöthige zu seiner Zeit selbst beschaffen konnte. Nicht ohne Unwillen kehrte der Herzog am 4. Mai von Frankfurt nach Würzburg zurück, wo er nun ungesäumt Anstalten um Abhülfe der Noth traf, dann sein Heer zusammenzog, um es nach Regensburg zu führen, das von den feindlichen Truppen immer mehr bedroht wurde.

So standen die Sachen, als Ferdinand, König von Ungarn und Sohn des Kaisers, ein junger, thatkräftiger Mann, welcher Friedland's Nachfolger geworden war, mit 25,000 Mann im Anzuge nach Regensburg war, entschlossen, sich unter den Mauern dieser Stadt zu begraben oder dieselben zu übersteigen. Davon benachrichtigt, brach Bernhard eilig auf und erschien am 20. Mai vor der Reichsstadt. Sogleich führte er seine Reiter und Musketiere durch Donaustauf auf das jenseitige Ufer, wo der Feind stand, und bemeisterte sich des dort befindlichen Weinberges zur Aufstellung des schweren Geschützes. Der König von Ungarn, welcher hinter dem Galgenberge lag, erschrak über die unerwartete Ankunft seines Gegners und pflanzte seine Kanonen auf die Höhe, um den Weinberg zu beschießen. Aus den Feuerschlünden beider Heere erhob sich nun eine fürchterliche Kanonade, und im Thale entspann sich ein mörderisches Gefecht, das mehrere Stunden lang dauerte. Inmitten dieses heißen Kampfes, welcher von beiden Seiten große Verluste zur Folge hatte, fiel auch der tapfere Generalmajor Courville von einer Kugel durchbohrt an der Seite des Herzogs. Der unerschütterliche Held deutet auf das Blut des Gefallenen, und treibt seine Streiter zum verzweifelten Kampfe, zur Rache an. Aber der Abend sank herab und er mußte der Uebermacht weichen. Er zog sich in die Stadt zurück. Am nächsten Morgen hatte Ferdinand die verlassene Stellung der Weimaraner eingenommen und bestrich nun von dem Gipfel des Weinberges herab die Stadt Regensburg. Himmel und Erde bebten von dem weithin hallenden Donner der Geschütze; an allen Orten und Enden schlugen die mörderischen Kugeln nieder, ohne aber großes Verderben anzurichten.

Da jedoch Bernhard die Unmöglichkeit des Entsatzes einsah und noch überdies durch die längere Gegenwart seines Heeres eine Hungersnoth zu befürchten war, so verstärkte er die Besatzung noch durch zwei Regimenter, und zog ab, um sich mit dem General Horn zu vereinigen und für Herbeischaffung von Mitteln des Unterhalts und der Vertheidigung zu sorgen. Die Vereinigung erfolgte am 2. Juli bei Augsburg. Die Gefahr, Regensburg zu verlieren, war groß. Das 22,000 Mann starke vereinigte Heer beschleunigte daher seine Märsche, mußte sich aber mühsam einen Weg durch die vom Feinde bewachten Städte bahnen, um Nahrungsmittel zu erkämpfen. Der Heerzug ging daher nur langsam von statten. Man nahm Aichach und Freising und erstürmte am 12. Juli Landshut. Eben hielten die siegreichen Weimaraner den Einzug in diese Stadt, als auch der feindliche General Altringer herbeieilte und in der Stadt ein schreckenvolles Blutbad anrichtete, das von tobenden Feuerflammen beleuchtet wurde. Altringer mußte aber mit den Seinigen fliehen, wollte über die Isar setzen und fand hier, von einer Kugel getroffen, in den Wellen seinen Tod.

Nach einer unerklärbaren Zögerung in dieser Stadt brach das vereinigte Heer erst am 20. Juli von Landshut auf, während der Generalmajor Lars Kaggo schon am 16. genöthigt gewesen war, Regensburg zu übergeben. Er hatte sich wie ein Verzweifelter gewehrt, und erst als siebenmalhunderttausend Kanonenschüsse und vierhundertfünfundsechzig Ausfälle waren gethan, sieben Stürme abgeschlagen und achttausend Feinde getödtet worden, sah er sich aus Mangel an Kriegsbedarf gezwungen, die ihm anvertraute Stadt dem Feinde abzutreten. Auf diese betrübende Nachricht blieb dem vereinten Heere nichts übrig, als auf der Straße, auf welcher es gekommen war, wieder zurückzukehren. Nach einem durch verheerende Gewitter und starke Regengüsse erschwerten Marsche erreichten die abgematteten Truppen am 27. Augsburg. Als man hier durch Ueberläufer erfuhr, daß das kaiserliche Heer nach Böhmen zurückgegangen wäre, trennten sich die beiden Heerführer. Horn ging den Lech aufwärts den Spaniern entgegen, Herzog Bernhard abwärts, um Donauwörth zu retten. Hier stieß er unerwartet auf die gesammte feindliche Macht, welche die Stadt umlagerte, und er überzeugte sich nur zu bald, daß die falschen Gerüchte ausgesprengt waren, um zu täuschen. Der Herzog wandte sich hierauf nach Lauingen, schlug dann auf der Höhe des rechten Donauufers, zwischen Günzburg und Leirheim, sein Lager auf, wo am 6. August auch Horn wieder zu ihm stieß, dessen Heer nur noch fünftausend streitfähige Krieger zählte, indem es durch Krankheiten und Hunger ungemein geschwächt worden war. Bernhard benachrichtigte den Reichskanzler von dem schlechten Zustande der Armee und bat um schleunige Hülfe, aber vergebens.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rabbiner-Versammlung als Kammer.

Die Menschen würden über Nichts in der Welt einig seyn, wenn sie noch über Nichts in der Welt gestritten hätten. Lessing.

In jeder Kammer gibt es bekanntlich, abgesehen von den Unentschiedenen und Schwankenden, zwei Parteien, die der Conservativen und Liberalen, oder die der Ministeriellen und Oppositionellen u. s. w. Man sollte daher annehmen, daß auch in der Rabbiner-Versammlung sich immer zwei Seiten einander entgegenständen und sich gegenseitig bekämpften. Allein dem ist nicht so. Schon von vornherein bekannte sich die ganze Versammlung einerseits als der Ider des positiven geoffenbarten Judenthums, andererseits als

Digitized by Google

der Nothwendigkeit zeitgemäßen Fortschrittes huldigend. Aber wie in ersterer Hinsicht innerhalb des Glaubens und der Wissenschaft die verschiedensten Modifikationen und Nüancirungen der Ansichten angetroffen werden, so ist auch in letzterer Beziehung das Maß verschieden, nach welchem die einzelnen Mitglieder Veränderungen und Reformen festsetzen und sanktioniren zu dürfen glauben. Die Meinungen sind also hier nicht nach Parteien, sondern gewissermaßen grade und stufenweise von einander abweichend. Der Stand der Rabbiner-Versammlung im Allgemeinen ist ein mild und versöhnend reformistischer, indem die starr conservativen Gegner entweder nicht erschienen sind, oder sich bald wieder entfernt haben. Wenn gleich vorzüglich praktischen Zwecken zugewendet, so kann es begreiflicher Weise nicht fehlen, daß durch die ausgesprochenen Resultate und durch deren Begründung und Erörterung gewisse Grundsätze und Maximen als angenommen und feststehend zu Tage treten. Die Versammlung steht nicht an, dem Gefühle und Bewußtseyn der Gegenwart Namen und Ausdruck zu geben, und fürchtet sich nicht, mit kräftiger Hand die Decke wegzuziehen, hinter welcher der schaffende Geist der Zeiten sein Werk vollendet hat. Nach diesem feststehenden Prinzipe behandelt die Versammlung die ihr vorliegenden Fragen, wobei besonders die weise und rücksichtsvolle Mäßigung zu rühmen ist, womit sie die sich ergebenden Consequenzen in's Leben hinein verfolgt. So weit ist die Versammlung, wenigstens der überwiegenden Majorität nach, einig. Aber dennoch könnte man innerhalb der fortschreitenden Richtung zwei verschiedene Modalitäten derselben annehmen, ich meine die theoretische und praktische. Die Versammlung besteht zwar aus Rabbinen, d. h. praktischen Seelsorgern, und aus Predigern, und sollte also solche Themata, die kein unmittelbar praktisches Interesse haben, nicht vor ihr Forum ziehen, oder, wenn herangezogen, schnell beseitigen. Und gerade, weil wissenschaftlich theologische Fragen, die eher vor eine gelehrte Fakultät als vor ein geistliches Concil gehören, nicht zeitlich genug aus der Debatte geschieden wurden, hat sich diese in Bezug auf die erste Frage über die Gebühr verlängert. Damit soll aber nicht der subtilen Zerstückelung der Fragen und der kleinlichen Vertheilung des Redestoffes das Wort geredet werden. Hr. Dr. Geiger, welcher heute als Vicepräsident ausnahmsweise die Verhandlung leitete, zeigte, wie man im Stande ist, geschickt und klug den Strom der Debatten zum Ziele zu lenken, wenn man anders dasselbe kennt, und den Willen hat, es zu erreichen. Auch in der heutigen Sitzung, in welcher die Messiasidee verhandelt wurde, ist schön, edel und gehaltvoll gesprochen worden, wie überhaupt die Versammlung Redner besitzt, welche jeder Kammer zur Zierde gereichen würden. Wenn indessen die Redner in der Kammer darauf hinarbeiten, ihre Anhänger zu ermuthigen, die Gegner einzuschüchtern und die Zweifelhaften und Ungewissen für sich zu gewinnen, so muß natürlich in unserem Falle, wo die einzelnen Glieder ihre festen, selbstständigen Meinungen haben, des Redens Zweck ein anderer seyn. Da hier, wo das Urtheil schon fertig ist, eigentlich nicht Ueberzeugung, noch weniger Ueberredung erzielt wird, so enthalten die Reden blos noch die mehr oder weniger entwickelten Motive der Abstimmung. Und da zeigt sich denn der Unterschied der Theoretiker und Praktiker. Während die ersteren die Frage in's Gebiet der Theologie hinüberziehen und sie den schwankenden Wellen der theoretischen Ansichten und Muthmaßungen preisgeben, stellen sich die Praktiker auf den sichern Boden des Lebens, und halten sich an das Bewußtseyn in ihnen und an die Wirklichkeit außer ihnen. Obgleich man nun auch den ersteren ein edles Streben und einen guten Willen nicht absprechen kann, so muß man im Interesse der guten Sache es doch wünschen, daß die letzteren, die die eigentlichen Repräsentanten der Gemeinden sind, durchdringen und in den einzelnen Fragen siegen mögen.

Dr. Bihr.

Mannichfaltigkeiten.

Im Verlag der literarischen Anstalt in Frankfurt a. M. sind wieder zwei neue Bücher erschienen, die nicht ermangeln werden, vielseitige Beachtung zu finden. Das eine derselben sind die Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer, ehemaliger kurmainzischer Ingenieur-Oberstlieutenant, sodann im Dienste der französischen Republik, herausgegeben von H. König, welche besonders in den Rheingegenden mit lebhaftem Interesse gelesen zu werden geeignet sind, und das andere ist: Petschorin, oder ein Duell im Kaukasus, aus den hinterlassenen Papieren eines russischen Offiziers, herausgegeben von Lermontoff, dessen Inhalt ein auf Wahrheit beruhendes höchst anziehendes Gemälde bildet. Beide Bücher werden wir näher besprechen. — In demselben Verlage erscheinen demnächst von K. Gutzkow's Werken der 3., 4. und 5. Band, wovon der 3te ein ganz neues Geistesprodukt des Verfassers enthalten wird. — Auch ein hinterlassenes und bis jetzt noch nicht gedrucktes Werk von Jean Paul, der Papierdrache, befindet sich unter der Presse, und enthält nach den uns bekannt gewordenen Proben Vieles von hohem Werthe. — Endlich wird noch in diesem Jahre der erste Band der Aesthetik von Professor Vischer in Tübingen erscheinen, und das Ganze wird aus drei Bänden bestehen. Von diesem neuen wissenschaftlichen Handbuch eines in der literarischen Welt mit Auszeichnung genannten Gelehrten läßt sich mit Recht etwas Vorzügliches erwarten. — Die genannte Verlagshandlung hat bis jetzt den rühmlichen Grundsatz festgehalten, nur literarische Erzeugnisse von wahrem Werthe und von befähigten Autoren zu Tag zu fördern, und die Masse des Vorhandenen nicht durch gehaltlose Produktionen zu vermehren. Wir haben zwar der Bücher unendlich viele, aber der guten können und werden wir nie zu viel haben; auch bringt jede Zeit neue Menschen, neue Erfahrungen und Gedanken und neue Leser, warum sollte sie nicht auch neue Bücher bringen?

(Aus dem Kreise Großgerau, 12. Juli.) Der bei dem Gewitter in der Nacht vom 8. auf den 9. d. Mts. um Mitternacht eingefallene Blitzstrahl in die Viehstallung auf dem Hof Sensfelden hat einen sehr bedeutenden Schaden verursacht. Dem Pachter Peter Nickel tödtete der Blitzstrahl 12 Stück Vieh, nämlich 7 in der Milch stehende Kühe, 2 Fasselochsen und 3 Rinder; ein tragbares Rind erlitt bedeutende Beschädigung. Außerdem verbrannten: der im Stallboden befindliche Heuvorrath von beiläufig 150 Centner, mehrere Hühner, Kleidung und Bettung der Knechte, Stallgeräthschaften, Pferdegeschirre rc., und von dem in der Nähe des Stalls aufgesetzten Holz ungefähr 4 Stecken und 200 Wellen. Der Stall ist bis auf den Grund abgebrannt.

Der Namen eines während seines Lebens viel bedrängten und oft verkannten Mannes soll zu einer Ehre gebracht werden, die man seinem Verdienste schuldig ist. Sicherem Vernehmen nach wird auf der Frankfurter Bühne die Oper des genialen und früh verstorbenen Femy — Der Raugraf — nach der Messe neu einstudirt und aufgeführt, ein Tonwerk, dessen vorzügliche Schönheiten so gewiß nach dem Tode seines Meisters Anerkennung finden werden, als sie bei Lebzeiten desselben Neid und ungünstige Verhältnisse nicht aufkommen ließen.

(Leipzig, 12. Juli.) Die böhmischen Bäder ziehen auch in diesem Sommer viele Kurgäste an, und Teplitz behauptet dabei namentlich seinen alten Ruf. Schon zu Anfang dieses Monats waren 1178 Partien dort eingezeichnet. Wir aber sehen hier täglich auf unsern Eisenbahnen nicht blos aus den Nachbarländern, sondern auch aus weiter Ferne dahin noch Viele nachströmen.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Aus der Wetterau, im Juli.

So eben legen wir eine merkwürdige literarische Novität bei Seite: „Ein kurzes Wort an die Denkenden in Deutschland über die gegenwärtige religiöse Bewegung, nebst einem Blick auf die Behauptungen des großherzogl. Hofgerichtsrath Dr. Kraft darüber. Von Leopold Schmid, Doctor der Theologie und Philosophie, Lehrer beider an der Universität Gießen und Ritter des großh. hess. Ludwigsordens." — Wir haben es gelesen, dieses 26 Seiten lange, „kurze Wort", — und der Verstand steht uns still! — Noch nie hat die Lectüre einer philosophischen Abhandlung in der Weise auf unser Denkvermögen eingewirkt. Was uns einigermaßen beruhigt, ist, daß wahrscheinlich zur Auffassung des tiefen Sinnes dieser apokalyptischen Abhandlung ein eigen façonnirter Verstand gehört und daß man sich mit Hrn. Prof. S. auf den Standpunkt katholischer Weltanschauung erheben muß. Hr. Prof. S. wird, der im Vorwort gegebenen Versicherung nach, auch wenn sich Hr. Hofgerichtsrath Dr. Kraft mit dem vorhin Gesagten nicht beruhigt (was aber könnte denn diesen beunruhigen? nicht einmal die Bemerkung Seite 24: „nachdem Hr. Hofgerichtsrath dieses Urtheil verkündigt, entließ er die Römischkatholischen unter einem Fußtritt in Gnaden mit dem Behütgott — in Rabenschaar! Jesuitenbrut!" — —), nicht noch durch etwas Weiteres, als das Vorliegende, das denkende Publikum in Deutschland beunruhigen. Er thut wohl daran, das Andere z. B. der Redaction des Mainzer „Katholiken" zu überlassen. Diese steht auf dem Standpunkte katholischer Weltanschauung. Sie versteht es meisterhaft, mit Prügeln drein zu schlagen. Aber am Treffen fehlt's. Sie drückt die Augen zu und dann schlägt sie drein.

Offenbach a. M., 18. Juli.

In der vorletzten Sitzung des Vorstandes und der Aeltesten der hiesigen deutsch-katholischen Gemeinde wurde der Beschluß gefaßt, dem Hrn. Hofgerichtsrath Dr. F. Kraft in Gießen für seine mannichfache Verdienste um die Sache des Lichts und der religiösen Aufklärung, und besonders für sein den Gemeinden zu Offenbach, Wiesbaden und Worms gewidmetes Werkchen: „Eine andere Betrachtung der neuesten kirchlichen Ereignisse, insbesondere der deutschkatholischen Kirchenverbindung, aus dem Standpunkte des Rechts und der Politik", eine Dankadresse zugehen zu lassen. Die Adresse ist am 16. d. Mts. dem Hrn. Dr. Kraft zugefertigt worden, und lautet, wie folgt:

> „Wer Arges thut, der hasset das Licht, und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestrafet werden. Wer aber die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden; denn sie sind in Gott gethan." (Johannes, 3. 20, 21.)

„Hochverehrter Mann! Daß der hehre Geist der religiösen Aufklärung, welcher jetzt frisch und lebensmuthig unsere deutschen Gauen durchweht, und der bereits für viele Tausende zum Geiste der Erkenntniß geworden ist; daß dieser sowohl ächt christlich-religiöse, als wie deutsch-nationale Geist von der römischen Hierarchie als ein Geist der Hölle und des Verderbens verschrieen und mit allen Kräften bekämpft werden würde, war vorauszusehen, und darf uns nicht wundern. Sollen sich doch Mitglieder des römisch-katholischen Klerus ganz ungescheut dahin ausgesprochen haben: „daß sie von der Dummheit der Völker leben müßten", — und leben will Jeder. — Daß aber auch ein Staatsmann, ein deutscher Staatsmann, seine Stellung gegen das Volk, die über den Parteien seyn muß, so weit vergessen konnte, um in dem Kampfe mit der römischen Hierarchie selbst zum Parteimann zu werden; seine Pflichten gegen seinen Fürsten und Herrn so sehr verkennen konnte, um dem Prinzipe einer fremden Autorität im Staate das Wort zu reden, — das war nicht vorauszusehen, und nimmt uns in der That und mit Recht Wunder. Wir sind deshalb auch viel lieber geneigt, zu glauben, daß die Schrift: „Betrachtung der neuesten kirchlichen Ereignisse aus dem Standpunkte des Rechts und der Politik. Von einem rechtsgelehrten Staatsmann", aus der Feder eines verkappten, in römischem Solde stehenden Jesuiten geflossen, als daß sie das Geistesproduct eines deutschen Staatsmannes sey. — So schmerzlich dergleichen Erscheinungen nun auch für uns und alle Freunde des Lichts und der Aufklärung seyn mögen, so bewirken sie doch in der Regel gerade das Gegentheil von Dem, was sie bewirken sollen. Sie wecken Geister auf, die für die Sache des Rechts und der Wahrheit in die Schranken treten und mit der hell und weit leuchtenden Fackel der Wissenschaft und der göttlichen Vernunft die Werke der Finsterlinge zerstreuen gleich Spreu vor dem Wind. Ein solcher Geist des Lichts und der Wahrheit sind auch Sie für unsere heilige Sache, hochgeehrter Mann; deß haben Sie öfter Zeugniß gegeben vor der Welt; deß haben Sie Zeugniß gegeben in Ihrem, den deutsch-katholischen Gemeinden zu Offenbach, Wiesbaden und Worms gewidmeten Werkchen: „Eine andere Betrachtung der neuesten kirchlichen Ereignisse, insbesondere der deutsch-katholischen Kirchenverbindung, aus dem Standpunkte des Rechts und der Politik." Gegenüber den Finsterlingen, die da „das Licht hassen" haben Sie der Wahrheit die Ehre gegeben. Wer aber die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden; denn sie sind in Gott gethan. Wir wissen Ihnen unsere Gefühle des Dankes und der Verehrung nicht besser und würdiger auszudrücken, als indem wir vorstehende Worte unseres göttlichen Lehrers auf Sie anwenden, und wir bitten Sie, hochgeschätzter Mann, unsere Dankesausdrücke mit derselben tief empfundenen Innigkeit und Wahrheit hinzunehmen, als sie von uns gegeben sind. Bewahren Sie unserer heiligen und nationalen Sache für und für Ihre wirksame Theilnahme; wir sehen dann vertrauensvoll der Zukunft entgegen. Denn ein Werk, welches in den heiligen Büchern des Evangeliums wurzelt, von der göttlichen Vernunft und dem nationalen Selbstgefühl Triebkraft und Nahrung empfängt, und von der Wissenschaft gepflegt und beschirmt wird, kann niemals untergehen; es muß endlich siegen.

Die Vorstandsglieder der deutsch-kathol. Gemeinde.

Valentin Kertell. Joseph Pirazzi.
Joseph Köstler. Jean Pirazzi."

---

† Bad Homburg, 20. Juli.

Ih. Herrl. die Frau Herzogin von Cleveland ist, von Ems kommend, hier eingetroffen und wird hier einige Wochen verweilen, um das Bad zu gebrauchen. Außerdem ist der geheime Rath Dr. Harleß aus Bonn hier angelangt. Prof. Schönlein ist bereits wieder abgereist. Von Fremden von Distinction, die im Laufe der Woche eintrafen, nenne ich Ihnen den Generallieutenant Adam, Mitglied des Cabinet privé Ih. Maj. der Königin von England, die Fürstin Narischkin, den Bischof Dr. Kaiser aus Mainz ꝛc. — Die Konzerte häufen sich hier. Außer den schönen Konzerten von Klein und Léonard, die bereits stattfanden, werden wir den renommirten Pianisten Alexander Billett nächsten Freitag den 25. hören. Billett hat in Paris diesen Winter im italienischen Theater großen Beifall erregt, worüber sich die französische Kritik sehr günstig ausgesprochen. In dem Konzert des belgischen Virtuosen Léonard, dessen brillantes Violinspiel überall die ungetheilteste Anerkennung findet und der mit Recht den Meistern auf diesem Instrumente beigezählt wird, hörten wir auch den gediegenen Pianisten Schoch und den Grafen v. Stainlein. Dieser, welcher der Kunst mit wahrer Liebe ergeben ist und auch bereits Proben seines Compositionstalentes abgelegt hat, bewährte sich heute wiederum als tüchtiger Violoncellist und sowohl sein geschmackvoller Vortrag, wie auch sein präcises Spiel gewannen verdiente Würdigung. Dem genannten Konzerte wohnte auch Felix Mendelssohn-Bartholdy mit seiner Familie bei. — Am Sonntag war der Fremdenandrang hier so stark, daß man nur mit Mühe Platz fand und auf den Straßen ein Gedränge war, das an große Städte erinnerte. Ih. königl. Hoh. die Prinzessin von Preußen wird dem Vernehmen nach diese Woche nach Stolzenfels abreisen. Die Prinzessin Wilhelm ist noch immer sehr leidend.

Mainwasser-Wärme.

Den 21. Juli, Abends: 18 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 22. Juli. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Graf von Irnn, romantisches Schauspiel in 5 Abtheil., aus dem Französischen von W. Friedrich.

Mittwoch, 23. Juli. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 202. Donnerstag, den 24. Juli 1845.

Zwei Ohrfeigen.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

V.

Bei den vier Personen, mit welchen wir uns zuletzt beschäftigt haben, herrschten ganz verschiedene Stimmungen. Lotharius wollte am folgenden Morgen keinen Menschen vor sich lassen; er hatte in aller Frühe ein lange Konferenz mit seiner Großmutter gehabt, und ließ gleich darauf den Oberjägermeister rufen, der, nach einer schlaflosen Nacht voll Angst und Unruhe, jetzt mit wahrer Verbrecherangst zu ihm hin ging, und in der Furcht, erkannt worden zu seyn, einer exemplarischen Strafe für seinen an dem Liebling des Kurfürsten verübten Frevel entgegen sah. Auch Helene war unruhig, aber auch voll Freude über das Gelingen ihrer List; schon am frühen Morgen hatte sie den Lieutenant gesprochen, der bleich und entstellt, wie ein ruheloses Gespenst, durch die Räume des Schlosses eilte, und in jedem männlichen Wesen seinen Beleidiger ahnte. Die Alleen des Parks hatte er wie ein Unsinniger durchrannt, ohne klüger als zuvor zu seyn. Vor Jedem, der ihm begegnete, blieb er stehen, und prüfte alle Gesichter, in der Hoffnung, daß ein Blick, ein Lächeln Derjenigen verrathen würde, den er suchte. Hundert Mal war er im Begriff, den Leuten zuzurufen: „Sind Sie es, Herr! sind Sie es?“ aber er sah nur kalte unbewegliche Gesichter, während ihm das Blut kochte und der Kopf brannte.

Mit heißer Schamröthe auf den Wangen, hatte er Helenen den ihm widerfahrnen Schimpf erzählt, und daß er diese Schmach noch nicht hatte rächen können. Er wollte, er mußte das Blut seines Beleidigers haben. Nach einiger Zeit beschloß er, zu dem Kurfürsten zu eilen, sich zu dessen Füßen zu werfen, und ihn zu beschwören, Befehl an den Polizei Direktor ergehen zu lassen, damit ihm dieser in seinen Nachforschungen behülflich wäre; aber er ward abgewiesen. Nun eilte er zu dem jungen Grafen von Elz, um dessen Vermittlung anzuflehen; aber auch hier ward er nicht angenommen, und während er noch da stand und unmuthig durch das Fenster blickte, sah er den Oberkammerherrn mit gefurchter Stirne in dem Schloßgarten umher wandeln. Wie ein Pfeil schoß er hinunter, denn es fiel ihm ein, daß dieser vor einigen Tagen großen Anstoß an einem Scherze genommen hatte, der ihm entschlüpft war; er mußte sehen, ob er nicht etwa Derjenige wäre, der ihn beschimpft hatte, und legte einen hohen Schwur ab, daß ihn dann weder seine Oberkammerherrnstelle, noch sein großer Einfluß vor seiner Rache schützen sollte.

Indessen hatte sich der Oberjägermeister angekleidet, um dem Rufe des jungen Grafen Folge zu leisten. Er öffnete langsam die Thüre seines Zimmers, und erschien so bleich und niedergedrückt vor Helenen, daß diese fast vor ihm erschrak; denn in dem ängstlichen Zustande, in welchem er sich befand, erkannte er sich fast selbst nicht mehr.

„Seine Erlaucht hat schon zwei Mal nach Ihnen geschickt,“ sagte Helene.

„Ah! mon Dieu! zwei Mal,“ erwiederte er; „ja, ich weiß das. Und Sie soupçonniren nicht, was der liebe Graf mir zu sagen haben kann?“

„Wie sollte ich? . . . Aber ich sah ihn, als er zu seiner Großmutter ging, und da schien er mir finster und bestürzt zu seyn.“

„Nicht wahr, er war sehr roth?“ fragte Candolle, und setzte dann in Gedanken hinzu: „mindestens auf der einen Seite.“

„Nein,“ antwortete das Fräulein, „er war bleich, fast so bleich wie Sie.“

„Wie ich?“ sagte der Oberjägermeister verwirrt.

„Aber, mein Gott! was ist Ihnen denn?“ fragte Helene verwundert, denn nachdem sie dem Lieutenant eine Ohrfeige gegeben hatte, war sie durch die vorhergehende Verfolgung des Unbekannten schon verwirrt, und diese Verwirrung nahm noch zu, als sie dem Grafen in die Arme lief, den sie weder erkannte, noch bemerkte, daß er von dem Oberjägermeister mit gleicher Münze bezahlt worden war.

„Was mir ist?“ sagte dieser. „Je nun . . . ich glaube, daß die Luft dieses Landes meinem Temperament nicht zusagt. Sehen Sie, Helene, es war ein dummer Einfall von mir, nach Mainz zu gehen.“

„Ei,“ rief Helene erstaunt, „gestern waren Sie ja noch so froh darüber . . . fanden das hiesige Klima so gesund und zuträglich.“

„Keineswegs . . . das Klima ist entsetzlich! . . . es erstickt mich.“

„Sie fanden die Nächte so schön und angenehm.“

„Sprechen Sie mir nicht von den Nächten,“ rief er heftig, „sie sind so abscheulich und dunkel, wie die ewige Finsterniß . . . man sieht keine Hand vor den Augen . . . vermag einen armen Lieutenant nicht von einer gräflichen Erlaucht zu unterscheiden. Gleich auf der Stelle möchte ich fort.“

Er begab sich auf den Weg zu dem Grafen; aber es war ein wahrer Armensündergang für ihn. Er hatte zwei Schlachten mitgemacht, hatte ein halbes Dutzend Zweikämpfe und Händel mit wenigstens fünfzehn Ehemännern gehabt, welche seine ihren Frauen erzeigte Aufmerksamkeiten nicht billigten . . . aber niemals hatte er empfunden, was er seit dem vorigen Abend empfand . . . seit jenem fatalen Irrthum.

Die Unterredung mit dem Grafen war für den Oberjägermeister eine höchst peinliche. Mit jedem Worte fürchtete er, entdeckt worden zu seyn, und jede Wendung des Gesprächs war ein Dolchstich für ihn. Indessen hatte ihn der junge Graf nur um Rath fragen wollen, und entließ ihn mit dem Auftrage, den Polizei-

Digitized by Google

Direktor zu ihm zu bestellen, und überhaupt Nichts unversucht zu lassen, um den frechen Uebelthäter zu entdecken.

Durch Helenens Vermittlung gelang es dem Lieutenant von der Leyen, bald darauf bis zu dem jungen Grafen zu dringen, der ihn unwillig anfuhr, und sich auf seinen gegebenen Befehl berief, Niemand sprechen zu wollen.

„Ich weiß das, gnädiger Herr," sagte der Lieutenant sehr bewegt . . . „Allein was mich zu Ew. Erlaucht führt, ist so ernster Natur . . ."

„Ich habe keine Zeit, Ihn anzuhören," erwiederte Lotharius ärgerlich. „Ich habe Geschäfte . . . Privatgeschäfte."

„Haben Sie die Gnade," fuhr von der Leyen dringender fort. „Wenn Sie hören werden . . ."

„Ich will Nichts wissen," rief der Graf, indem er auf die Thüre zuschritt.

„Es handelt sich hier um die Ehre . . . erfahren Ew. Gnaden, daß gestern Abend in der Dunkelheit ein unwürdiger Angriff im Schloßgarten statt fand."

Lotharius ward aufmerksam.

„Die schmachvollste Beschimpfung ward ausgeübt . . . und der Feige ergriff die Flucht, nachdem er . . ."

„Stille!" rief Lotharius, indem er auf ihn zueilte, ihn auf die Seite zog, und mit leiser Stimme hinzufügte: „Er sagte also, daß gestern . . ."

„Ja, gestern im Schloßgarten."

„Es ist richtig," dachte der Graf.

„Um acht Uhr," hob der Lieutenant wieder an. „Bei der Bildsäule der Diana . . ."

Lotharius hörte seine eigene Geschichte, und fragte den Lieutenant, woher er Alles wisse.

„Das fragen Sie mich?" erwiederte dieser. „Sehen Sie denn nicht, daß ich es selber bin . . ."

„Er!" rief der Graf, indem er erschrocken zurück wich.

„Und daß ich geschworen habe . . ."

„Bleib' Er mir vom Leibe, Herr," rief der Graf, der seinen Mann gefunden zu haben glaubte. Doch konnte er sich der Frage nicht enthalten: „Nun, was hat Er denn geschworen?"

„Mich zu rächen . . . ihn zu tödten," erwiederte von der Leyen heftig.

„Ihn zu tödten . . ." stieß Lotharius entsetzt heraus. „Komm' Er mir nicht zu nahe . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Die Stellung des Reichskanzlers den deutschen Reichsfürsten gegenüber, von denen einige, aus Haß gegen ihn, den Einflüsterungen Frankreichs Gehör gegeben hatten, war niemals schwieriger gewesen, als jetzt. Es wurde deßhalb abermals eine Bundesberathung zu Frankfurt veranstaltet, um wo möglich die Mißverständnisse auszugleichen und sich gegenseitig zu verständigen. Indessen schien man sich beredet zu haben, den Einfluß des mächtigen Schweden in den Angelegenheiten des deutschen Reiches zu schwächen und ihn ihren Wünschen gefügiger zu machen. Die Gesandtschaft des Herzogs Wilhelm von Weimar erklärte daher im Namen der Bundesmitglieder, daß, wofern Schweden nicht nach ihren Wünschen handeln würde, sie die ansehnlichsten Plätze gegen eine bedeutende Summe Geldes an Frankreich abtreten und sich unter dessen Schutz begeben würden. Oxenstierna, einen nachtheiligen Vergleich fürchtend, übertrug daher den Franzosen das Directorium im Kriegswesen vom Rhein bis an die Weser und Elbe gegen die jährliche Zahlung von einer Million Livres, er selbst aber behielt sich vor, Norddeutschland mit Einschluß des sächsischen Kurstaates im Zaume zu halten und den Krieg daselbst zu leiten. Dadurch bekamen die damaligen Angelegenheiten eine andere Wendung, und fast alle Reichsfürsten waren mit dem Ergebnisse dieser Bundesberathung zufrieden gestellt.

Während die Stände hier lebhaft discutirten, ward Nördlingen von dem König von Ungarn hart bedrängt. Herzog Bernhard, davon unterrichtet, beschloß, der belagerten Reichsstadt zu Hülfe zu eilen. Er brach deßhalb sein Lager am 9. Aug. an der Donau ab, verstärkte sein Heer mit dem Landvolke des Markgrafen von Baden-Durlach und des Herzogs von Würtemberg und marschirte mit Horn nach Bopfingen und Dinkelsbühl, wo man sich auf einer waldigen Anhöhe verschanzte. Mittlerweile war die Noth zu Nördlingen auf's höchste gestiegen, von welcher Bernhard theils durch Boten, theils durch Feuerzeichen von den Thürmen benachrichtigt wurde. Der Herzog versprach Hülfe, Horn aber rieth, von diesem Entschlusse abzustehen. „Wir haben Regensburg verloren gehen lassen", sagte da Bernhard zu den umstehenden Offizieren, „die Donauufer sind vom Feinde überschwemmt, der Main und Rhein bedroht, und wenn wir das bedrängte Nördlingen nicht retten, so werden wir den Ständen verdächtig und es ist um unsern Ruhm geschehen." Demungeachtet aber hielten Horn und mehrere Offiziere dies Unternehmen für viel zu sehr gewagt, als daß sie mit Bernhard's Ansichten einverstanden seyn konnten. Aber die Aufforderungen der belagerten Nördlinger wurden immer dringender und schon seit fünf Tagen hatten die Soldaten keinen Bissen Brot bekommen. Diese Nachrichten gingen dem Herzog sehr zu Herzen und er rief entschlossen: „Wir müssen schlagen; ich habe der bedrängten Stadt Hülfe versprochen, und ich muß mein fürstliches Wort halten!" Horn machte fortwährend Einwendungen dagegen. Der Herzog aber, welcher die meisten Offiziere auf seiner Seite hatte, beachtete sie nicht, erklärte vielmehr, auf seinem Entschlusse zu beharren.

Nach einem feierlichen Gottesdienste brach das Heer auf. Bernhard drang mit Ungestüm durch das enge Thal, schlug die kaiserlichen Kürassierregimenter zurück und griff, nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen zur Erstürmung eines stark verschanzten Berges, in der Dunkelheit der Nacht einen von 500 Mann besetzten Wald an, trieb den Feind hinaus und sicherte sich hier eiligst gegen Ueberfälle. Inzwischen langte auch Horn hier an und suchte den Herzog vergebens von einem Treffen abzubringen, das für sie unglücklich ausfallen müsse. Bernhard aber, dessen Truppen ebenfalls schon für einen Kampf vorbereitet waren, entgegnete wiederholt: „Wir müssen schlagen. D'rum, Ihr Herren, habt guten Muth, wir werden unter dem Beistande Gottes Ehre und Lob erlangen!"

Der 27. August brach an. Der dämmernde Morgen fand das vereinte Heer unter Bernhard und Horn auf den Knien im Gebet. Nach vollbrachter Andacht ertönte die Losung: „Gott mit uns!" und das Treffen begann. Aber schon der erste Angriff fiel für das deutsche Heer ungünstig aus und der Rückzug mußte mit Verlust zweier Standarten und vieler Todten angetreten werden. Dadurch aber nicht entmuthigt, befahl der Herzog die Erstürmung der feindlichen Schanzen, welche in Gestalt eines dreiblätterigen Kleeblatts erbaut und schwer zu ersteigen waren. Das Unternehmen glückte; der Kampf war hartnäckig und blutig und die Sieger eroberten zwei Standarten, zwei Fahnen und drei Halb-Karthaunen. Schon nahm man von den eroberten Schanzen Besitz, schon glaubte man Sieger des Tages zu seyn, als das zurückgelassene Pulver sich entzündete, wodurch tausend Mann in die Luft gesprengt und Schrecken und Verwirrung unter den eindringenden Truppen verbreitet wurde. Die Spanier nahmen ihren Posten wieder in Besitz und konnten, aller Anstrengung des verbündeten Heeres ungeachtet, nicht wieder daraus vertrieben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Lied der Stabilen.

Ich hab' vor wenig Stunden
Ein Schutzrecept erfunden
Für alles Völkerglück,
Und halt' es nicht zurück:
Mein Spruch ist: Bleibt stabil,
Das ist der Menschheit Ziel!

Man hört von den Chinesen,
Sie lernten nie das Lesen,
Doch rühmt man weit und breit,
Wie sehr sie sind gescheit;
Sie quälten nie sich viel,
Warum? Sie sind stabil.

Das soll ein Deutscher merken
Und sich in Ruhe stärken,
Daß er zu weit nicht geht,
Nein! lieber stille steht:
Ja, Deutschheit, bleib' stabil,
Dann bist du schon am Ziel!

Wozu denn stets kopfüber,
Als hätten wir das Fieber?
Man ruft: Voran! voran!
Und stürzt sich in dem Wahn,
Man sey zu weit zurück,
Wie toll — in's Mißgeschick.

Wir haben sich're Proben,
Daß uns're Zeit verschroben
Nur schmiedet Plan um Plan;
Was ist damit gethan?
Weil allzu schnell man lebt,
Verliert man das Concept.

Im Schlafrock bleibe Jeder
Und greife nie zur Feder!
Die Federfuchserei
Bringt stets ein faules Ei:
Sitzt unverrückt im Nest,
Dann ist doch Etwas fest!

Wofür denn Bücher schreiben?
Beim Alten laßt uns bleiben!
Denn längst ist ausgedacht,
Was Jeden glücklich macht!
Wer immer bleibt stabil,
Erspart den Federkiel.

Warum die Völker bilden,
Die zahmen, wie die wilden?
Sie treiben's doch verkehrt.
Man hat es längst gehört:
Nicht vorwärts! Nein, stabil!
Man schwatzt und hatzt zu viel!

Voran? welch' ein Gequäle
Für jede sanfte Seele!
Uns gilt der Status — quo;
Man weiß doch Wie und Wo. —
Bleibt, Völker, bleibt stabil!
Das ist der Menschheit Ziel!

Kreuznach. J. C. Nänny.

Zollvereinssache.

In der deutschen Zollvereinssache herrscht gegenwärtig ein arger Principienstreit: Schutzzölle oder keine, ist die gegenseitige Losung. Der mächtigste Vereinsstaat scheint sich gegen die Erhöhung der Einfuhrgebühren, die andern Staaten scheinen sich dafür erklärt zu haben, und offenbar ist die öffentliche Stimme im Allgemeinen auf Seite der letzten. Wir gehören (sagt die Speyerer Ztg.) keineswegs zu Denen, welche das unbedingte oder auch nur das bedingte Prohibitivsystem (hohe Zollsätze) lieben; nicht zu Denen, welche die Interessen der Consumenten für nichts achten. Wir glauben im Gegentheile, daß freier Handel mit der ganzen Welt das Ziel des Strebens seyn sollte. Aber gerne geben wir zu, daß, eben um zu diesem Ziele zu gelangen, zu Retorsionsmitteln gegen das uns von sich abschließende Ausland gegriffen werden muß Denn wie die Dinge nun einmal factisch stehen, werden die andern Länder ihre Mauthen gegen uns wenigstens vorerst nicht freiwillig aufheben. So lange sie unsere Producenten nun von ihren Märkten mehr oder minder verdrängen, befinden wir uns im Falle der Nothwehr, — wir müssen das Gleiche gegen ihre Producenten thun, um sie zu billigern Grundsätzen zu zwingen. In dieser Beziehung ist es denn allerdings nöthig, daß wir namentlich ihre Fabricate ansehnlich besteuern, namentlich auch deßwegen, um einer inländischen Industrie Zeit und Kräfte zu selbsteigenem Erstarken zu verschaffen, in der Art, daß diese in der Folge ohne solche Begünstigung bestehen könnte; — denn bedürfte ein Industriezweig immer solcher Krücken, so wäre es allerdings besser, er bestünde gar nicht bei uns. Wie die Dinge stehen, hört man gegen solches Verlangen nach Schutzzöllen immer nur das entgegenstehende Interesse der Consumenten einwenden. — Aber ist dieser Einwand im vorliegenden Falle auch nur von vorn herein stichhaltig? Der That nach — nein! Mit Recht entgegnet der Verfasser einer unlängst erschienenen Schrift hierauf Folgendes: Bekanntlich sind die ausländischen Consumtionsartikel, so gerne man auch von den Interessen der Consumenten spricht, in unserm Vereinstarif sehr hoch belastet; ja, der Zoll von denselben macht ungefähr 80 Procent der gesammten Zolleinnahme aus. Die vier Hauptartikel allein (Kaffee, Reis, Tabak und Zucker) bringen nach Maßgabe der Jahre 1841 bis 43 einen jährlichen Zoll von 12,511,433 Thalern ein. So kann die Frage also nur noch eine finanzielle seyn. Die finanzielle Rücksicht aber muß der volkswirthschaftlichen nachstehen. Der nöthige Staatsaufwand muß freilich überall gedeckt werden; aber es handelt sich — ist die Frage auf diesen Punkt gebracht — nur davon: auf welche Weise jene Deckung am zweckmäßigsten geschehen kann? Und da wird Niemand ernstlich behaupten mögen, es sey die hier vertheidigte Art auch die beste!

Mannichfaltigkeiten.

Eine der schönsten Zierden der malerischen Umgebungen von Wiesbaden sind die Ruinen des alten Sonnenberg, nach welchem vom Kursaale aus und an der Dietenmühle vorüber ein freundlicher und schattiger Weg führt. Sonnenberg bildet einen Lieblingsspaziergang der Einheimischen und Fremden. Dieser romantisch gelegenen Ruine, an welche sich denkwürdige Erinnerungen knüpfen, hat der bekannte Dichter Drärler-Manfred ein entsprechendes und geschmackvoll ausgestattetes Gedenkbuch gewidmet (Siegen und Wiesbaden bei Friedrich). Es enthält nicht nur Dasjenige, was aus dem Gebiete der Sagen und der Geschichte aus Sonnenberg's Vergangenheit uns überblieb, und in poetischem Glanze aus dem Dunkel entschwundener Zeiten uns entgegenblinkt, sondern

Digitized by Google

es schildert auch die Naturschönheiten der Oertlichkeit, und zwar in einem Cyklus von zehn größeren Gedichten, die durch Inhalt und Form den gebildeten Leser anzuziehen vermögen. Mancher von Wiesbadens zahlreichen Kurgästen wird gewiß gerne ein so freundliches Erinnerungsbuch sich aneignen, so wie dessen Lektüre dem Einheimischen seinen nachbarlichen Sonnenberg noch lieber machen wird.

(Würzburg, 21. Juli.) Immer noch laufen Anmeldungen zum Besuche des Gesangfestes hier ein. Die Vorbereitungen zum Feste, lebhaft und mit Liebe betrieben, nehmen einen raschen Gang. Bald wird man zur Dekoration der Halle schreiten können.

(Düsseldorf, 21. Juli.) Die Düsseldorfer Lehrer-Conferenz hat ihrem Stifter und Mitgliede, dem Direktor Diesterweg in Berlin, zu seiner Jubelfeier in einer Adresse gratulirt und sich an der von ihm in's Leben gerufenen Pestalozzi-Stiftung durch einen Geldbeitrag betheiligt.

Im „Bonner Wochenblatt" vom 20. Juli wird gewünscht, daß zu den in mehr oder weniger sichtbarlich thätiger Wirksamkeit schon bestehenden Commissionen, als da sind: „Bau-, Musik-, Friedensstiftungs-, Konzertdirektor-Ermittelungs-, Decorations-, Bekrittelungsabwehr-, Redactions-, Stylverbesserungs-, Einquartirungs-, Unordnungs-, Geldherbeischaffungs-, Geburtshausbestimmungs"-Commissionen baldigst noch hinzugewählt werden möge eine „Beethoven-Denkmals-Empfangsfeierlichkeits-Commission". — Es war bekanntlich Kotzebue, der die „Deutschen Kleinstädter" geschrieben hat.

„Warum ist der Selbstmord ein Laster?" wurde ein Knabe gefragt. Er erwiederte nach einigem Bedenken: „Weil er der Gesundheit schadet."

Korrespondenz.

Wertheim, 19. Juli.

Ein schöner Zufall erhöhte gestern dahier die Feier des Geburtsfestes des in Heubach residirenden durchlauchtigen Fürsten-Carl zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg. Nach Beendigung der in ohngefähr 90 Gedecken bestandenen Mittagstafel im Löwensteiner Hofe dahier versammelte sich nämlich Nachmittags die Gesellschaft, welcher sich nun auch die Damen in schönem Kranze beigesellt hatten, in dem zu gedachtem Gasthofe gehörigen, diesem gegenüber liegenden Garten am Maine, um unter geselliger Unterhaltung und ergötzendem Genusse der hieher berufenen schönen Würzburger Bürgermilitärmusik den nahen Abend und mit ihm den noch viel Vergnügen verheißenden Festball abzuwarten. Da wurde zufällig in einer der verschiedenen Gruppen einer im Frankfurter Journal enthaltenen Anzeige von Bamberg erwähnt, worin die dort statt gefundene feierliche Begrüßung der von Nürnberg aus der Werkstätte des rühmlich bekannten Meisters Burgschmiet kommenden erzenen Büste Beethoven's beschrieben ist, und darauf aufmerksam gemacht, daß dieses zu Wasser an seinen Bestimmungsort nach Bonn gehende Kunstwerk nun wohl täglich auch Wertheim passiren könne. Und siehe! was ist das für ein Schiff, das in diesem Augenblicke, das einzige nah und fern, ernst und still von des Maines Fluthen daher getragen wird? — An einem erhöht stehenden Gegenstande auf dem Schiffe erkennt man grüne Kränze. „Das ist Beethoven's Büste!" tönt es aus Aller Munde und wie von Einem Gedanken, Einem Gefühl bewegt, erheben sich alle Hände und winken den Schiffern, beizufahren. Dies geschah augenblicklich, und so hatten auch wir dahier die Freude, den Manen des unsterblichen Meisters der Töne unsere tiefgefühlte Huldigung zu weihen. Da viele Mitglieder der hiesigen Liedertafel sich unter der zahlreichen Gesellschaft befanden, so wurde sogleich die Liedertafelfahne herbeigeschafft und mit Musik auf das Schiff getragen. Nachdem vierstimmiger Männergesang die Büste begrüßt und manch' zarte Damenhand mit eilig herbeigebrachten Blumen das kalte Erz geschmückt hatte, sprach unser tüchtiger Redner, Hr. Pfarrer Wallraff, welcher sich gleichfalls in der Gesellschaft befand, tief ergreifende Worte. Nur wahrer, inniger Begeisterung für die großen Verdienste, den Ruhm eines als Künstler und Mensch so hoch hervorragenden Mannes wie Beethoven verdanken wir diese schöne improvisirte Rede. Ihr folgte wieder Gesang und ein ebenfalls von Hrn. Pfarrer Wallraff dem die Büste begleitenden Sohne des wackeren Nürnberger Meisters Burgschmiet, Namens seines abwesenden Vaters, auf sinnige Weise dargebrachter Toast endigte diese herrliche Fest-Episode, die uns immer in freundlicher Erinnerung bleiben wird.

Heidenbergen, 16. Juli.

Es ist erfreulich zu sehen, wie aller Orten die Sängerfeste Veranlassung sind, eine große Masse Volkes ohne Unterschied des Standes froh zu vereinigen. Städte und Dörfer bieten hierzu Gelegenheit und so war denn auch in unserem Heidenbergen der Wunsch laut geworden, eine Sängervereinigung in unserer Nähe zu haben und uns bei einem Volksfeste mit Tausenden zu erfreuen. Der Componist Hr. Heinrich Reed aus Frankfurt, der so gerne und bereitwillig derartigen volksthümlichen Unternehmungen seine Unterstützung zu Theil werden läßt, hatte auf unser Ansuchen die Leitung des Festes übernommen. So sahen wir denn am 13. d. Mts. von nah' und fern muntere Sängerschaaren mit buntgeschmückten Wagen und flatternden Fahnen unserem Orte nahen und sich zum Einzug ordnen. Hanau allein schon rückte mit klingendem Spiel und etwa 150 Sängern an. Gegen 12 Uhr zogen die Sänger, ungefähr 500 an der Zahl, unserem Dorfe entlang. Freudig begrüßt und freundlich grüßend von der einen, wie von der andern Seite, waren wir Zeuge eines Jubels, der unter einem Zusammenströmen von Tausenden in seiner Veranlassung ergreifend auf das Gemüth wirkte. Nach abgehaltener Probe und eingenommenem Mittagsmahle setzte sich der Zug nach dem Festplatze in Bewegung. Die Gesänge wurden in zwei Abtheilungen vorgetragen. Bei der Zuneigung, welche die Sänger Hrn. Reed bewiesen und die denselben eben so als Direktor begeisterte, ließ sich nur ein so treffliches Resultat erwarten, dessen wir Zeuge waren. Belustigungen mannichfacher Art wechselten mit einander, und wir hoffen und wünschen, daß alle Theilnehmer befriedigt unser Sängerfest verlassen haben. Ihnen allen unsern herzlichsten Dank, so wie insbesondere dem Direktor des Festes, Hrn. H. Reed, dem man Beweise der Liebe und Achtung in so lauten Acclamationen zu erkennen gab und der sich durch seine schönen Liedercompositionen um den deutschen Volksgesang bereits nicht unbedeutende Verdienste erworben hat.

Frankfurt a. M., 23. Juli.

Das bereits angekündigte Konzert des Liederkranzes zum Besten der Mozartstiftung findet morgen, Donnerstag den 24. d., auf der Mainlust statt unter Mitwirkung der Liedertafel, des Orpheus, des Arion, des Liedervereins von Sachsenhausen und des Hermanns-Vereins. Zur Aufführung kommen Compositionen von Zöllner, A. Schäffer, W. Speyer, Quilling, Reissiger, Marschner, Mendelssohn, Derhum und Kalliwoda. Die Mainlust wird um 4½ Uhr geöffnet. Die Gesänge beginnen um 7 Uhr. — Bei ungünstiger Witterung wird das Konzert Freitag den 25. d. stattfinden.

Mainwasser-Wärme.

Den 22. Juli, Abends: 18 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 23. Juli. (Auf Begehren zum Erstenmale wiederholt): Die vier Haimonskinder, komische Oper in 3 Abth., aus dem Französischen des Leuven und Brunswick von Joseph Ritter v. Seyfried, Musik von M. W. Balfe. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 24. Juli. Nathan der Weise, ein dramatisches Gedicht in 5 Acten, von Lessing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Kohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 203. Freitag, den 25. Juli 1845.

Zwei Ohrfeigen.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Lotharius lief eiligst nach der Thüre des Vorzimmers, und befahl in großer Aufregung, alle Thüren zu schließen; als er den Oberjägermeister im Vorzimmer erblickte, rief er ihn herbei, und befahl ihm mit fast kreischender Stimme, sich des Lieutenants zu bemächtigen, der da stand, und nicht wußte, was er zu dem wunderlichen Benehmen des Grafen sagen sollte.

Als Candolle zu gehorchen zögerte, flüsterte ihm der Graf zu, daß dieses ja der Mensch sey, den sie suchten. Nun war die Reihe zu staunen an dem Oberjägermeister; doch hielt er es der Klugheit gemäß, hier keine weitere Erklärungen herbeizuführen, sondern den jungen Mann ungesäumt auf die Schloßwache zu führen. Aber von der Leyen war nicht gesonnen, sich wie ein gebundenes Lamm zur Schlachtbank führen zu lassen: er widersetzte sich dieser ungesetzlichen Festnehmung; ein Wort gab das andere, und so kam es denn heraus, daß er bei der Bildsäule der Diana nicht der Schläger, sondern der Geschlagene gewesen. Lotharius stand wie eine Salzsäule, denn er war doch fest überzeugt, eine Ohrfeige empfangen, und der Oberjägermeister war eben so fest überzeugt, nur eine einzige gegeben zu haben; und der Lieutenant war wie vom Donner gerührt, als er erfuhr, daß der Graf sich über dieselbe Beleidigung zu beklagen hätte, wie er selbst; Lotharius gebot ihm Schweigen, dann sagte er heftig:

„Aber alsdann, was will Er, was verlangt Er von mir?"

„Durch Dero Fürsprache die Mittel, Denjenigen zu entdecken, der mich . . ."

„So waren es denn zwei?" rief Lotharius ausbrechend. „Uebrigens," fuhr er fort, „sind das Seine Sachen, Herr, ich habe genug mit den meinigen zu thun; wende Er sich an den Kurfürsten." Und leise sagte er dem Oberjägermeister in das Ohr: „da er es nicht ist, so muß es wohl ein Anderer seyn."

Das mußte Candolle zu seinem Leidwesen zugestehen, und als sie der Graf jetzt entließ, um mit dem Polizei-Direktor zu sprechen, der ihm eben gemeldet ward, begleitete der Oberjägermeister den Lieutenant durch die Gänge des Schlosses und sagte:

„Wie, mon cher . . . Sie hatten ein gleiches Geschick mit dem Grafen? . . . Ah ça! so hat es denn gestern Ohrfeigen geregnet! Es ist zwar nicht zum Erstaunen, daß man die Flucht ergriff, als man seine Erlaucht erkannte . . ."

„Aber," fiel ihm der Lieutenant in das Wort, „wenn ich einen Feind habe, wer hindert ihn, sich zu erkennen zu geben?"

Candolle lachte vergnügt in sich hinein. Mochten sie doch beide suchen. Der Graf hatte ihn nicht erkannt, und war weit von der Vermuthung entfernt, daß er es gewesen seyn könnte. Warum sollte er auch gerade auf ihn verfallen, da ihn Niemand gesehen hatte, und nicht der geringste Beweis gegen ihn vorlag. Schon glaubte er gewonnen Spiel zu haben, als ihm plötzlich Hofgärtners Hannchen aufstieß und ihm zurief:

„Endlich finde ich Sie; ich habe Sie schon seit gestern Abend gesucht."

„Mich?" fragte der Oberjägermeister wohlgemuth.

„Um Ihnen Bericht von meinem Auftrage zu erstatten."

„Von welchem Auftrag?"

„Nun, Sie wissen wohl . . . an den Hauptmann von Hunolstein."

Der Oberjägermeister machte einen Sprung, als wenn er in ein Wespennest gegriffen hätte, und rief angstvoll: „Hast Du ihm gesagt . . ."

„Nicht das Geringste," erwiederte Hannchen, „denn ich habe ihn nicht gefunden. Er war auf sein Landgut gefahren."

Der wiederaufathmende Oberjägermeister schlang beide Arme um sie, und küßte sie einige Male mit großer Herzlichkeit. Als er sie wieder los ließ, glaubte sie ihm zum Danke etwas Köstliches sagen zu müssen, und versicherte ihm, daß der Hauptmann dennoch Alles erfahren würde, denn sie hätte seine Frau, seinen Bruder und seinen Oheim zu Hause getroffen, und diesen Alles ausgerichtet."

Candolle glaubte des Todes zu seyn, denn der Oheim des Hauptmanns war niemand anders als der Polizei-Direktor, und um das Unheil vollständig zu machen, sagte das geschwätzige Mädchen weiter:

„Ich habe ihnen also gesagt, sie möchten dem Herrn Hauptmann sagen, daß Sie seiner als Sekundant bedürfen, da Sie gesonnen wären, gestern Abend um acht Uhr Jemand eine Ohrfeige zu geben."

„Eine Ohrfeige," rief der Lieutenant, der schon einige Schritte voraus war, jetzt aber wieder umkehrte, und vor Aufregung zitterte. „Herr, Sie werden mir Rechenschaft geben."

Hannchen konnte nicht begreifen, was den Lieutenant plötzlich anwandelte; sie hätte für ihr Leben gerne das Weitere erfahren, aber der Lieutenant trieb sie fort, und dann grade auf den Grafen zugehend, sagte er fest:

„Also Sie waren es, Herr, der mich beschimpfte."

Erst wollte der Oberjägermeister Ausflüchte machen; plötzlich aber überlegte er, da man doch jetzt wisse, daß er eine Ohrfeige gegeben habe, so sey es klug, die des Lieutenants auf seine Rechnung zu nehmen, indem er dann nicht mehr für diejenige verantwortlich wäre, welche der Graf von Elz empfangen hatte. Zudem hatte er sie anfänglich dem Lieutenant bestimmt, sie war nur an eine falsche Adresse gelangt; er gestand also entschlossen ein, daß er der Thäter gewesen. Der Lieutenant legte sogleich die Hand an den Degen; doch in dem frohen Gefühle seiner Rettung hielt ihm Candolle den Arm zurück und rief:

Digitized by Google

„Später, später soll es geschehen. Ich nehme indessen Ihre Aufforderung an."

Auf die Frage des Lieutenants, warum er sich ihm so lange verborgen habe, erwiederte er:

„Sie sollen Alles wissen. Ich bin Ihr Nebenbuhler."

„Das weiß ich. Weiter."

„Als ich gestern entdeckte, daß Sie von Helenen geliebt werden, hörte ich nur noch auf die Stimme meines Zorns, meiner Eifersucht . . . das Uebrige wissen Sie. Daß ich mich nicht früher zu erkennen gab, kommt daher, weil ich einen Sekundanten erwartete, wie Sie gehört haben, und als Fremder vor seinem Eintreffen kein Skandal machen wollte."

Von der Leyen wollte von keinem Aufschub hören; er forderte den Oberjägermeister auf, einen andern Sekundanten zu wählen, und ihn augenblicklich in die Festungswerke vor der Stadt zu begleiten.

Candolle war es zufrieden, war aber auch so entzückt von dem ehrenwerthen Benehmen des jungen Mannes, daß er entschlossen war, ihn nicht zu berühren, sondern sich von ihm verwunden zu lassen. Sie waren eben im Begriff, fort zu gehen, als ihnen Helene, die eben von der alten Gräfin kam, in den Weg trat, und an ihren erhitzten Gesichtern sah, daß hier etwas Besonderes vorgehe. Sie erfuhr denn auch von ihrem Vormund auf die erste Frage, daß er und sein Begleiter im Begriffe wären, sich einander umzubringen, da er dem Lieutenant am vorigen Abend eine Ohrfeige gegeben, und ihm Satisfaktion schuldig wäre.

Helene gerieth einen Augenblick außer Fassung; sie wußte nicht, woran sie war, da der Graf sich zu der Ohrfeige bekannte. Bald aber lächelte sie mit Zuversicht, und Beide in einen offen stehenden Saal winkend, sagte sie zu ihrem Vormunde:

„Da Sie, Herr Graf, der Urheber der Beleidigung sind, so können Sie uns auch wohl den Inhalt des Briefes mittheilen, welchen Sie gestern an den Lieutenant von der Leyen schrieben."

„Mais," rief dieser ungeduldig, „ich habe ihm gar nichts geschrieben . . ."

„Doch," fiel ihm der Lieutenant ein . . . „jene Ausforderung, jenes Stelldichein . . ."

„Nun freilich," sagte der Oberjägermeister verdrießt, „wenn man sich schlagen will, muß man sich ein Stelldichein geben. Kommen Sie, Lieutenant."

(Fortsetzung folgt.)

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Es war ein unglücklicher Tag für die reichsständischen Truppen. Sie wurden besiegt. Von der feindlichen Uebermacht gedrängt, in Unordnung gerathen, befahl der Herzog der Reiterei, sich zu retten. Er selbst war am Halse verwundet und Feldmarschall Horn und General Kratz gefangen genommen worden. Von den Kroaten verfolgt, floh Bernhard nach Kannstadt. Sein Generaladjutant, Christoph von der Grün, war auf der Flucht nach Neresheim zur Rettung des Gepäckes beordert worden. Aber kaum dort angekommen, ereilten ihn die Kroaten unter Isolani. Er sah voraus, daß er sich nicht halten konnte, deßhalb verbrannte er die geheime Kanzlei des Herzogs, und vertheilte die Kostbarkeiten seines Herrn unter die getreuesten Offiziere und Diener, damit sie nicht in die Hände des Feindes gerathen sollten. Er wurde jedoch über dieser Arbeit überrascht und es mußten den Kroaten überlassen werden: die goldenen und silbernen Geschirre, zwölf neue, mit Stickerei gezierte Sättel, mit eben so vielen Anzügen für Bernhard; ferner ein vergoldetes, mit Diamanten besetztes Degengefäß mit einem eben so werthvollen Gehänge, eine goldene Kette und eine kostbare Hutschnur und endlich ein mit seltenen Steinen ausgelegtes Stück Gold von der Größe und Stärke einer männlichen Hand. Außer zwei Diamanten, welche Grün behalten hatte, war Nichts gerettet worden. Es war nicht nur die ganze Infanterie vernichtet, sondern man hatte auch 4000 Wagen, 300 Cornete und Fähnlein, die ganze Artillerie nebst 1200 Pferden und 6000 Gefangenen dem Sieger überlassen müssen. Dieser hatte blos 1200 Todte, die Schweden zählten deren aber 6- bis 8000. Auch Grün hatte sich dem Feinde als Gefangener ergeben müssen. Mit den Gefühlen der bittersten Reue soll sich Bernhard nach der Schlacht der Uebereilung angeklagt haben, und doch, sagt man, würde sie eine glückliche Wendung genommen haben, wenn nicht bedeutende Fehler auf dem rechten Flügel, sey's aus Ungehorsam oder aus Nachlässigkeit der Offiziere, begangen worden wären. Indeß sammelte der Herzog die Trümmer seiner sieggewohnten Schaaren aus dem unglücklichen Kampfe, um mit ihnen neue Länder und neue Lorbeern zu erringen.

Der Zustand des protestantischen Heeres nach der Niederlage bei Nördlingen ließ das Schlimmste fürchten. Bernhard verlor jedoch den Muth nicht, sondern hoffte ehestens die tiefe Scharte wieder auszuwetzen. Bald verstärkte sich sein schwaches Heer durch 6000 Krieger, welche den Händen der Sieger entronnen waren, und da auch Frankreich schon früher 6000 Mann Hülfstruppen zugesichert hatte, um die es nun dringend angegangen wurde, so glaubte der Herzog bald wieder mit einem Heere von 20,000 dem Feinde die Spitze bieten zu können. Zum Unterhalt des Heeres mangelten aber gänzlich die Mittel. Es wurde daher zu Anfang des Septembers eine abermalige Bundesversammlung in Frankfurt abgehalten. Die Ansprüche, welche an sie gemacht wurden, waren groß. Der Herzog selbst erschien in dieser Versammlung und verlangte für seine Krieger Geld und Lebensmittel und für die Errichtung neuer Regimenter gute und sichere Waffenplätze. Die Bundesglieder befanden sich in einer verzweifelten Lage, ohne Mittel und ohne Muth. Die Kassen waren leer und die Speicher von allen Vorräthen entblößt, und doch lagerte ein wildes, hungerndes Heer vor den Thoren der Reichsstadt, um Das, was ihm fehlte, mit Gewalt zu erpressen. Die Umgegend war der zügellosen Raubgier der Truppen preisgegeben; es durfte sich Niemand aus Frankfurt in ihrer Nähe blicken lassen, ohne nicht der Plünderung und rohen Mißhandlungen ausgesetzt zu seyn. Mit wildem Geschrei verlangten sie Geld und Lebensmittel, was sie schon lange entbehren müßten, und man hatte große Mühe, sie von einem Einbruch in die Stadt abzuhalten, wo gerade Messe war. Der Drang der Umstände verlangte schleunige Hülfe; wenigstens eine halbe Million war erforderlich, um das Heer wieder in guten Stand zu setzen. Unter solchen Umständen nahm Oxenstierna seine Zuflucht zu einem barbarischen Mittel. Er wandte sich an die zur Messe anwesenden Kaufleute und an die reichen Bürger Frankfurts und verlangte von ihnen zweimalhunderttausend Reichsthaler als baaren Vorschuß, wobei er im Weigerungsfalle mit Beschlagnahme ihrer Waaren drohte. Diese Maßregel machte einen peinlichen Eindruck auf Einheimische und Fremde. Indeß weigerten sich die Kaufleute zur Erlegung dieser Summe, weil der Werth der noch vorhandenen Güter nicht so viel betrug, und der Reichskanzler mußte sich mit der Hälfte begnügen. Die Stimmung Frankfurts wurde von dieser Zeit an lau und sie kümmerte sich nur noch wenig um die Angelegenheiten des römisch-deutschen Reichs.

Bernhard gab nun einen Theil des erpreßten Geldes seinen Kriegern, während der andere zur Anschaffung von Kriegsbedarf und zur Wiederherstellung der Artillerie verwendet wurde. Weil aber damit nur ein kleiner Theil des rückständigen Soldes abgetragen werden konnte, so veranlaßte dies unter dem zügellosen Heerhaufen Unzufriedenheit und Widerspenstigkeit, die von Tage zu Tage bedenklicher wurde. Man war verlegen, wie und auf welche Weise man die Truppen zufrieden stellen und in welcher Gegend

Digitized by Google

man ihnen ein sicheres Winterquartier anweisen sollte. Endlich entschied sich die Mehrzahl für die Nähe von Mainz. Der Herzog ließ sogleich aufbrechen; das Heer lagerte sich im Rheingau und begann dort seine Räubereien von neuem. Da auch diese nicht mehr den erwünschten Erfolg hatten, die Nahrungsmittel im Allgemeinen aber immer spärlicher wurden, so verlangten die Krieger mit Ungestüm auf das linke Rheinufer geführt zu werden. Unwillig über die mangelhaften Anordnungen des Reichskanzlers, besonders aber um den Aufruhr unter den Truppen zu stillen, faßte der Herzog den eigenmächtigen Entschluß und führte seine Krieger über den Strom. Dort fanden sie zwar mehr Nahrung, aber eine unfreundliche Aufnahme. Einige Bundesstädte verschlossen den für sie bestimmten Regimentern die Thore und Speyer gab sogar Feuer auf die sich der Stadt nähernden Soldaten. Auch Kreuznach und Neustadt widersetzten sich der Einlagerung mit Gewalt, indem sie die Franzosen zu ihrem Schutze beriefen, um die Bundestruppen zu verdrängen.

(Fortsetzung folgt.)

Schloß Stolzenfels

wird in den nächsten Tagen seine hohe Burgherrschaft in sich aufnehmen. Im Anfang des August wird es durch den Besuch der Königin von England und ihres Gemahls, wie anderer königlichen und fürstlichen Personen, welche König Friedrich Wilhelm IV. hier empfangen will, einen weithinstrahlenden Glanz erhalten. Der Name der alten kurtrierischen Veste (welche, nach einer ziemlich festgestellten Annahme, durch den von 1242 bis 1259 das Erzstift Trier beherrschenden Arnold II., Grafen von Isenburg, erbaut seyn soll, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, jedoch schon früher, unter seinem Vorgänger Theodorich II., Grafen zu Wied, entstand) wird, durch das bevorstehende Zusammentreffen so vieler hohen Häupter, inner dem Beringe des nach des jetzt regierenden Königs Majestät Vorschrift so großartig wieder erstandenen Fürstenschlosses, weltbekannt werden. Zeitungen und öffentliche Berichte in allen Sprachen der Erde werden diesen Namen häufig wiederholen. Einige Wochen hindurch wird er der Hauptvisirpunkt der allgemeinen öffentlichen Neugier seyn. Die gespannte Aufmerksamkeit aller Stände, aller Meinungen wird sich dem dadurch vertretenen Motive des vorwaltenden Interesses zuwenden. Ohne möglichen Ereignissen auf irgend eine Weise vorgreifen zu wollen, läßt sich voraussehen, daß der erste Artikel, den man in allen öffentlichen Blättern liest, der den Stolzenfels betreffende seyn wird. Dieser zuversichtlichen Annahme entsprechend, theile ich Ihnen von heute an gedrängte Berichte über die in Rede stehende merkwürdige Burg mit.*) Die Lage der stolzen Königsburg, die mit vollem Rechte ihren Namen trägt, ist eigenthümlich schön. Auf einem gerundeten Waldhügel erhebt sie sich majestätisch über der langen Häuserreihe des Dorfes Kapellen, 1¼ Stunden oberhalb Koblenz. Ihr gegenüber mündet die braune Lahn in den hellgrünen Rhein, dessen Lauf man aufwärts bis jenseits Braubach, abwärts bis Vallendar überblickt. Die Höhe des Burghügels (Vorsprung des Dreieäcker-Berges) beträgt 260 Fuß über dem nahen Strome und 435 Fuß über dem Meere. Die abwechselnden und malerischen Relief-Formen der Höhen zu beiden Seiten und im Rücken des Schlosses erheben sich stufenweise bis zu dem 1050 Fuß hohen Kühkopf, dem weithinsehenden äußersten Gipfel des Hunsrückens, auf der schmalen Halbinsel zwischen dem Rheine und der Mosel. Gegenüber am rechten Ufer des ersten, und zu beiden Seiten der Lahn, verschränkt sich ein anderes, vielleicht etwas weniger pittoreskes, in historischer und mineralogischer Beziehung jedoch wichtiges Gebirge, über dessen breiten Rücken sich der bekannte Pfahlgraben, vom Feldberg bis zum Siebengebirg zieht. Die Ueberreste einer viel älteren, schon unter den Kelten entstandenen Wehrlinie, welche die Römer, von Julius Cäsar an, zur Vertheidigung ihrer ostgallischen Gränze verwendeten, bieten sich in Ringwällen, Rennwegen, größern und kleinern Kastellen, befestigten Wachtposten, Gräben und Wällen ꝛc. kaum eine halbe Stunde neben und hinter der Burg Stolzenfels. Hier ziehen sie sich, zunächst am Rheine, über die ganze Länge des Hunsrückens, von der Mosel bis zur Nahe. — Das erste Stolzenfels betreffende Ereigniß, welches man wohl als geschichtlich betrachten darf (weil nicht nur der Chroniken-Schreiber der Abtei Sayn desselben gedenkt, dessen auch in der Wormser Chronik, bei Gelegenheit der Sendung des berühmten kaiserlichen Hofrichters Peter de Vineis nach Koblenz, Erwähnung geschieht), ist der Empfang der schönen Isabella, Schwester König Heinrichs III. von England, und Verlobte des Kaisers Friedrich II. von Hohenstaufen, im Sommer 1235, auf dieser Burg, durch den Erzbischof Theodorich II. und die Abgeordneten vieler Fürsten und Städte am Rhein. Ist es nicht eine freundliche Erscheinung, daß ungefähr eben so viele Jahre nach der Wiedererstehung dieser Fürstenburg, als seit ihrem ursprünglich ersten Bau verstrichen seyn mochten, ihr jetziger königlicher Burgherr wieder eine englische Prinzessin, die Beherrscherin des mächtigsten Reiches der Erde, als Freund und Bundesgenosse hier begrüßt? Wie viele wechselnde, in das Leben der Staaten und Völker oft tief eingreifende Begebenheiten haben sich zugetragen während der 610 Jahre, welche den eben angedeutenden Zeitraum füllen? Das Verschwundene kann in denselben Formen zwar nicht wiederkehren, doch sind die Verkettungen der Geschichte so wunderbar und so einfach zugleich, daß häufig frühere Epochen mit ihren Wandlungen sich zu erneuern scheinen.

Der Stolzenfels erhielt im Besondern eine höhere Bedeutung dadurch, daß er den Erzbischöfen von Trier Gelegenheit bot, inner seinen Mauern hohe Gäste zu beherbergen, oder mit Gränznachbarn und deren Beauftragten sich in ihm zu begegnen, um durch mündlich traulichen Verkehr wichtige Angelegenheiten zu ordnen. Besonders glanzvolle Tage waren es für diese Burg, als unter dem mächtigen Balduin die Kurfürsten vor und nach den Wahlen deutscher Könige und Kaiser mehrmals in ihr sich versammelten. König Eduard III. von England, König Johann von Böhmen und Kaiser Karl IV. befanden sich 1346 unter den ausgezeichnetsten Gästen des Schlosses. Auch Pfalzgraf Ruprecht, der den 21. August 1400 auf dem Königstuhl bei Rhense zu Deutschlands Kaiser gewählt worden, besuchte, unmittelbar nach der feierlichen Handlung, mit seinem Sohne und dem jungen Grafen von Hohenzollern, seinem Neffen, den Stolzenfels, an dessen Fuße er von den Kurfürsten Werner von Trier, Johann II. von Mainz und Friedrich III. von Köln empfangen wurde.

*) Vergl. „Schloß Stolzenfels am Rheine.“ Beschrieben von Dr H. M. Mallen. Frankfurt am Main. Druck und Verlag von H. L. Brönner.

Mannichfaltigkeiten.

(Regensburg, 17. Juli.) In der Oberpfalz und im baierischen Walde darf sich der Landmann im heurigen Jahre eines so reichen und herrlichen Aerntesegens erfreuen, wie ein solcher vielleicht seit mehr als 50 Jahren nicht mehr erlebt worden ist. Auch in dem getreidereichen Niederbaiern, nicht mit Unrecht die Kornkammer Baierns genannt, steht die Winter- und Sommersaat in außerordentlicher Ueppigkeit, und verspricht einen Ueberfluß, der eine nachhaltige Wirkung auf die Getreidepreise äußern wird. Tritt nun, wie aller Anschein vorhanden ist, wieder warme und günstige Witterung ein, um der bereits seit anderthalb Wochen im Gange befindlichen Aernte einen raschen Verlauf zu geben, und die verschiedenen Getreidefrüchte gut in die Scheunen zu bringen,

Digitized by Google

so dürfen wir die heurige Aernte in quantitativer und qualitativer Beziehung als eine der gesegnetsten ansehen, und können mit dankerfüllten Herzen zum Himmel aufblicken, der unsere vielfachen Besorgnisse in Freude umgewandelt hat.

(Würzburg, 22. Juli.) Der Koburger Sängerkranz hat weiter 10, der Ebersberger Sängerverein weiter 2, der von Gerlachsheim 20 Sänger angemeldet. Die HH. Musikdirektor Julius Ott von Dresden und Kapellmeister Guhr von Frankfurt haben die an sie ergangene Einladung angenommen.

Frankfurter Theater.

In gegenwärtiger Jahreszeit, wo ländliche Ausflüge zu Fuß und zu Wagen, mit der Eisenbahn und den Dampfschiffen unsere Stadt, drionders an heiteren Sonntagen, gleichsam entvölkern und wo an diesen Tagen auf ein paar Meilen in der Runde Wald und Flur, Berg und Thal von wandernden Städtern belebt sind, da hat das Theater Alles aufzubieten, um nicht ganz in Vergessenheit zu gerathen, und auch von den durchreisenden Fremden wird es zu wenig besucht, als daß diese eine Ausgleichung herstellen könnten. Die Direktion unsres Theaters läßt es an guten Vorstellungen, neuen Einstudirungen und Novitäten nicht fehlen und muß sich mit dem Bewußtseyn ihrer Thätigkeit begnügen, wie unerheblich auch die finanziellen Ergebnisse sind. An den drei letzten Sonntagen gab man den „Grafen von Irun", „den Bruderzwist" und den „gespenstigen Barbier"; nur dem mittleren dieser Stücke wohnten wir bei, in welchem besonders die ausgezeichnete Darstellung des Hrn. Meck, dieses gediegenen Künstlers aus der guten alten Schule, den ungetheiltesten Beifall errang; auch die des Hrn. und der Mad. Weidner sprachen in gleichem Maße an. Das Stück gefiel, weil es aus dem Leben gegriffen ist und weil Natur und Wahrheit nicht veralten. Was man von Kotzebue's Dramen auch halten mag, die Bühne hat er verstanden und noch lange wird er sich auf derselben behaupten. — Am 21. d. M. gab man zum Erstenmal die Oper von W. F. Balfe: „die vier Haimonskinder". Die Aufnahme einer neuen Oper hängt, wie wir dies schon öfters bemerkt haben, von mancherlei Zufälligkeiten, momentanen Stimmungen und Launen des Publikums, Parteiumtrieben, so wie auch ganz besonders von der Art und Weise der Aufführung ab. Nur ein kleiner Theil des Auditoriums ist im Stand, über den Werth oder Unwerth einer dramatischen Composition, die es zum Erstenmal hört, mit sich in's Klare zu kommen und sein schwankendes Votum dreht sich um die sehr relativen Eindrücke und Begriffe von langweilig oder kurzweilig. Der Componist hat sich gleichsam einem Hazardspiel zu unterziehen und man darf ihm wohl Glück wünschen, wenn die Würfel günstig fallen. Ueber die neuen Haimonskinder scheint das Würfelspiel der launigen Volksgunst noch unentschieden und der Totaleindruck noch unbestimmt. Viele Nummern sprachen sehr an, während über andere und besonders beim Schlusse des zweiten und dritten Actes die Aeußerungen des Beifalls und des Mißfallens in offenbare Opposition geriethen; ob diese dem Tonwerke oder den Sängern und Darstellern galten, können wir nicht bestimmen. Text und Musik gehören übrigens zur leichteren Gattung der neueren französischen Schule. — Unser beliebter erster Tenorist Chrudimsky, zu dessen Benefiz die Oper gegeben wurde, erhielt die freundlichsten Beweise der Achtung und Anerkennung von Seiten des Publikums und führte seine Partie mit gewohnter Liebe zur Sache aus. — Näheres über die Novität demnächst.

Korrespondenz.

Berlin, 19. Juli.

Gestern Abend sahen wir zum Erstenmale ein neues Drama von Gutzkow, das hier unter dem Titel: „der dritte November" in Scene ging. Der Dichter nennt dies Werk selbst ein dramatisches Seelengemälde, und in der That ist mit dieser Bezeichnung die beste Kritik gegeben. In dem engen Rahmen von drei Acten entrollt sich uns ein Bild voll der tiefsten psychologischen Wahrheit, ein einfaches Gemälde der Verirrungen der menschlichen Seele, deren Katastrophe zugleich durch eine Reihe dramatisch wirksamer Ereignisse herbeigeführt ist. Die psychologische Nothwendigkeit nicht minder wie die ästhetische Form in einem vollendeten Dialog, einer spannenden Handlung und bewußt fortschreitenden Entwickelung ist vollkommen erreicht. Wir versuchen, aus dem wirksamen Ganzen hier die hauptsächlichsten Umrisse wiederzugeben. Lord Arthur Douglas und sein Vetter Sir Holiday sind in übermüthigen Jünglingslaunen nach Italien gereist, und Holiday hat seinen Vetter Arthur, den einzigen Erben von Douglas-Castle, dort von Genuß zu Genuß getrieben. Arthur's Gesundheit ward zerrüttet, — wenigstens glaubt er dies, und er beginnt Anfälle jener düstern Melancholie zu erleiden, die in so vielen Familien des neblichen Britanniens erblich ist. Als er nun auch erfährt, daß seine in England zurückgebliebene Geliebte Jenmoor einen Andern, einen alten Kommodore, geheirathet hat, verfällt er vollkommen in Spleen. Er reist ab, ohne seinen Verwandten weitere Nachricht zu geben; jede Spur von ihm ist verloren, man hält ihn für todt. Nach fünf Jahren, während deren Sir Holiday immer mehr Hoffnungen auf das Erbe seines Vetters gewonnen hat, erscheint der Verschollene auf seinem Schloß. Hiermit beginnt das Drama. Arthur ist im höchsten Stadium seiner krankhaften Blasirtheit oder Lebensverachtung; er glaubt sich körperlich und geistig aufgerieben. Gleich allen derartigen Melancholie-Kranken sucht er vor dem Spiegel in seinem Bild den Keim des Todes, und Tribie, der alte Hausmeister von Douglas-Castle, ist genöthigt, die Spiegel im Schloß wegzunehmen. Holiday, der um seine Hoffnungen betrogene Erbe, befestigt den Lebensüberdruß seines Vetters. Holiday ist kein „klassischer Bösewicht." Der Dichter hat ihn menschlich-wahr als einen Egoisten geschildert, der nur die Umstände benutzt. Holiday leiht Arthur auf dessen Verlangen seine Pistolen. Daß er Arthur zum Selbstmord benutzen will, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen, und doch lauscht er, „ob nicht ein Schuß falle." Der düstere, nebelige Novembermonat hat Arthur noch menschenscheuer als gewöhnlich gemacht, Tribie hat ihn von Jugend auf vor dem November als dem Unglücksmonat der Familie gewarnt, und Holiday erzählt ihm, in der Voraussetzung eines seltsamen Geheimnisses, von einem im Park versteckten verschlossenen Gebäude, welches die Aufschrift „Tempel des Friedens" und den Todestag von Arthur's Vater führt. Arthur lauscht auf Holiday's Zureden im Nebengemach, während dieser dem alten Tribie das Geheimniß entlockt. Tribie erzählt, daß in den Monat November der Todestag einer ganzen Reihe von Douglas Ahnen falle, welche alle in Trübsinn gerathet, und daß in jenem „Tempel des Friedens" am dritten November sich Arthur's Vater erschossen habe. Arthur, entsetzlich erschüttert, stürzt aus seinem Versteck; der treue Diener aber, zitternd vor Angst, lacht verzweiflungsvoll und stammelt: „Ein Mährchen! Sir Holiday hat sich ein Mährchen aufbinden lassen." Der dritte November ist angebrochen. Arthur, von unwiderstehlicher Macht getrieben, glaubend, daß er den Keim des Todes in sich trage und daß er seine Bestimmung erfülle, Arthur betritt in der Nacht mit Holiday's Pistolen den „Tempel des Friedens." Den weiteren, völlig motivirten Verlauf wollen wir hier nicht mittheilen, um dem Leser keine Ueberraschung zu rauben. Dies neue, außerordentlich wirksame Drama des fruchtbaren Dichters wird ohne Zweifel die Runde auf allen Bühnen machen. Gespielt wurde bei uns mit möglichstem Ensemble und sichtbarer Liebe zur Sache. Hoppé als Holiday war vorzüglich. Seine feine Charakteristik, ohne jede Uebertreibung, seine Sicherheit und stets wahrheitgetreue Auffassung erwarben ihm mit Recht den allgemeinsten Beifall. Hendrichs als Arthur war schwankender. Ihm fehlt die letzte Abrundung, das schaffende Studium, welches den Künstler macht. Seine Gestalten sind charakteristisch, bewußt. Doch kömmt ihm in den Augen des großen Publikums sein treffliches Organ und seine schöne Figur zu gute. Grade in der Rolle des Arthur hätten wir aber von ihm gewünscht, daß er weniger geschmacklose Eitelkeit in Aeußerlichkeiten gezeigt hätte. Charlotte v. Hagn als Jenmoor theilte mit Hrn. Hoppé den Ruhm des Abends. Das Drama fesselte das Publikum in hohem Grade bis zum Schluß. Mehrfach sprach sich während der Darstellung der lebhafteste Beifall aus; die Hauptdarsteller wurden am Schlusse gerufen.

Mainwasser-Wärme.

Den 23. Juli, Abends: 18 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 24. Juli. Nathan der Weise, ein dramatisches Gedicht in 5 Acten, von Lessing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 204. Samstag den 26. Juli 1845.

Zwei Ohrfeigen.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Candolle wollte von der Leyen mit sich fortziehen, aber Helene trieb ihn mit der Frage in die Enge, in welchen Ausdrücken das Billet abgefaßt gewesen sey. Er suchte Ausflüchte, antwortete nur mit Gemeinsätzen, und sagte endlich, daß eine Herausforderung keine Aehnlichkeit mit einer Einladung zur Mittagstafel habe; da sagte Helene zu des Lieutenants großem Erstaunen den Inhalt des Briefs Wort für Wort her, und als er in sie drang, reichte sie ihm triumphirend ein Papier hin, worauf geschrieben stand: „Das Schiff, welches die nach Malta bestimmten Kavaliere nach England bringen soll, ist um Mitternacht abgesegelt." Von der Leyen schlug sich vor den Kopf; allein da das gefürchtete Schiff fort war, und bei dem bedeutenden Vorsprung, den es hatte, nicht so leicht eingeholt werden konnte, so nahm Helene nicht länger Anstand, sich dem Lieutenant als vermeintes Feind zu nennen, und ihm Satisfaktion anzubieten. Der Oberjägermeister war konsternirt, daß das Mädchen so viel gewagt hatte, um den Geliebten zurückzuhalten. Der Lieutenant aber war vor Freude außer sich.

„Helene! . . . theures Fräulein!" rief er aus, „o! wenn Sie wüßten, was ich empfinde! Die Beschimpfung, die mich erstickte, war also nur eine eingebildete Schmach! . . . Kein Mann hat mich berührt," wandte er sich an den Oberjägermeister; „sie war es, sie!"

Candolle, der sich in einen Lehnstuhl geworfen hatte, sprang ungestüm wieder auf, und sagte grob:

„Ventrebleu! ich höre es wohl. Sie schreien es laut genug aus."

„Aber dann," sagte der Lieutenant, indem er plötzlich den Ton änderte, „dann war Derjenige, den Sie schlugen, der junge Graf."

Jetzt war die Reihe zu staunen an Helenen. Candolle beschwor den Lieutenant, zu schweigen, der triumphirend ausrief:

„Jetzt verstehe ich Alles; Sie wollten sich mit mir schlagen, um den Verdacht von sich abzulenken, den Grafen geohrfeigt zu haben."

„Mais point du tout!" rief der Oberjägermeister, indem er ängstlich hin und her trippelte. „Wie sollte es mir einfallen," schrie er überlaut, „mit diesem guten excellenten Grafen anzubinden, der ein Muster von Güte und Großmuth ist . . ."

In diesem Augenblick kam der Hoffourier, und kündigte dem Oberjägermeister an, daß er den Grafen, der ihn im Vorbeigehen sprechen wolle, in diesem Saale zu erwarten hätte. Candolle schickte dem Abgehenden einen halb unterdrückten Fluch nach. In seiner Verlegenheit stellte er sich wie ein Storch auf ein Bein, und zog das andere in die Höhe, und bat bald den Lieutenant, bald Helenen, ihm zu helfen. Eine Ohrfeige von einem Weibe ertheilt, mochte die Geberin auch alt und häßlich seyn, konnte keine bösen Folgen nach sich ziehen, und wäre fast eine Gunst zu nennen, wenn die Ausspenderin jung und schön ist . . . aber von einem Mann . . . Plötzlich gab ihm der Himmel eine Inspiration ein; er stieß einen Schrei aus, zog sein Taschentuch hervor und sagte flüsternd zu dem Lieutenant:

„Ich hab's; ich werde Sr. Erlaucht sagen, daß ich Sie hätte reizen wollen, um mich mit Ihnen zu schlagen, und daß wir uns geschlagen hätten. Wir haben uns geschlagen, Liebster, Bester! Vous avez vengé votre honneur! . . . Sie haben mich verwundet! mich, le plus beau tireur de France! . . . il me semble que je vous fais une part assez belle."

Er hatte indessen das Tuch zusammengeschlagen, dessen beide Enden zusammengeknüpft, es um den Hals geschlungen, und den Arm wie in eine Binde hineingelegt; und als er jetzt nahende Tritte hörte, stieß er den Lieutenant, der sich nicht zum Mitschuldigen einer Lüge machen wollte, trotz allen seinen Protestationen, an beiden Schultern vor sich her in ein anstoßendes Kabinet. Er hatte nicht mehr Zeit, Helenen Verhaltungsregeln zu geben, denn schon öffnete der junge Graf die Thüre, doch schlüpfte das Fräulein, ohne von ihm gesehen zu werden, hinter eine spanische Wand, die des Zuges wegen aufgestellt war.

Des Grafen Antlitz verkündigte nichts Gutes. Er näherte sich dem Oberjägermeister mit verhaltenem Zorn und sagte: „Was habe ich von dem Polizeidirektor erfahren müssen? Er hat dem Hauptmann von Hunolstein gestern sagen lassen, daß Er gesonnen wäre, Jemand eine Ohrfeige zu geben. Was ist an der Sache?"

Candolle gestand das augenblicklich zu, maß sich aber selbst jedes Unrecht bei, indem er vorgab, diese Ohrfeige ertheilt zu haben, um einen Feind zu provoziren. Er deutete an den Arm, den er in der Binde trug; beklagte sich, daß er im Zweikampfe übel zugerichtet worden; wimmerte gräßlich wegen der Schmerzen, die er zu leiden vorgab: doch, fügte er hinzu, sey die Wunde glücklicherweise nicht tödtlich, und er habe sie wohl verdient.

„Aber was bedeutet denn Das?" rief Lotharius ganz perplex. „Er ist mit dem Lieutenant von der Leyen von mir weggegangen?"

„Dem ich in Gegenwart Ew. Erlaucht doch nicht eingestehen konnte, daß ich es war, der ihm den . . . Backfisch gab. Doch so wie ich mich allein mit ihm befand, habe ich ihm Alles eingestanden; er riß mich fort auf den Wall; wir zogen von Leder, und . . ."

„Wie," sagte Lotharius mit großer Lebhaftigkeit, „also Seine Ohrfeige war von dem Lieutenant . . . während ich glaubte, Er hätte mich . . ."

„Grand Dieu!" rief der Oberjägermeister mit erheuchelter Bestürzung, „Erlaucht konnten glauben . . . Ah, comte, c'est affreux! nach einer solchen Inculpation bleibt mir Nichts übrig, als meine Pässe zu verlangen und aus dem Kurfürstenthum zu fliehen."

Digitized by Google

„Candolle! . . . mein Freund," tröstete ihn der leicht versöhnliche Graf von Elz, bat ihn, sich nur selbst an seine Stelle zu setzen, und zu bedenken, daß ihm der Polizeidirektor Beweise angeboten habe. Er wollte ihn auf der Stelle rufen lassen, um ihn zu überzeugen, aber der Oberjägermeister, dem der Himmel indessen einen Ausweg eingegeben hatte, hinderte ihn daran, und sagte mit vieler Bestimmtheit, daß er den Schuldigen, und zwar den wirklichen, bereits aufgefunden hätte, ohne der Polizei dabei zu bedürfen.

(Schluß folgt.)

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Noth und Entbehrungen aller Art steigerten die Zügellosigkeit und Raubsucht der wilden Krieger mehr und mehr, und die Vorgesetzten waren nicht im Stande, der aufgelösten Kriegszucht Schranken zu setzen. Im Bisthum Mainz hausten die schwedisch-deutschen Schaaren so fürchterlich, daß der Kurfürst Anselm Casimir sich entschloß, den König von Ungarn um Hülfe zu ersuchen. Er schrieb an diesen: „Die Schweden und deren Bundesgenossen verfahren in und um Mainz, wie im Rheingau, mit Morden, Sengen, Brennen, Knebeln, Forciren und andern Tyranneien, wie es von Heiden und Türken nie, geschweige von Christen gehört worden ist ꝛc." Deutschland überhaupt befand sich damals in einem höchst beklagenswerthen Zustande. Ein Zeitgenosse sagt darüber: „Im Reiche (Oberdeutschland) ging es damals erbärmlich zu. Schweden, Finnen, Lappen, Irländer und andere Völker wütheten auf der einen Seite, auf der andern die Kroaten, Kosaken, Polaken, Husaren, Spanier und Wallonen, ohne daß Jemand wußte, wer Freund oder Feind war. Wer Geld hatte, wurde eben so feindselig behandelt, als Derjenige, dem es mangelte. Die Martern wurden ohne Unterschied der Person und des Ortes, des geweihten und des ungeweihten, verübt. Die Eingeborenen befleißigten sich der Tyranncі, um die Meister zu übertreffen. Niemand suchte den Frieden von Herzen, sondern ein Jeglicher das Seine: Ehrsucht und Geldgier waren der Maßstab, der an alle Handlungen gelegt wurde. Der große Haufen litt wie das unvernünftige Vieh, das sich schlagen und raufen läßt, ohne sich nach Dem umzusehen, der es schlägt, und in seinem Sinne fortgeht, wie Leute, die von Bedrückungen trunken sind."

Der Grund von dieser zügellosen Widerspenstigkeit der Truppen lag hauptsächlich in dem Mangel am Solde, so wie auch in der sinkenden Autorität des Reichskanzlers, dessen Anordnungen von den Bundesgliedern getadelt und mit Vorwürfen und Schmähungen überhäuft wurden. Herzog Bernhard war daher nicht mächtig genug, diesem Unwesen mit Nachdruck entgegen zu wirken, wollte er nicht selbst Gefahr laufen, sein Leben von dem meuchlerischen Mordstahl einer wilden Soldateska bedroht zu sehen. Jeder aber, der ein menschliches Herz im Busen trug, mußte wünschen, daß den endlosen Ausschweifungen aufgelöster Kriegszucht endlich einmal ein Ziel gesetzt werde. Dies konnte jedoch nur durch große Summen Geldes geschehen, von dem die Bundeskasse gänzlich entblößt war. Diese Umstände benutzte Frankreich und suchte sich den deutschen Reichsfürsten mehr und mehr zu nähern. Auch den Herzog Bernhard, welcher seine Geringschätzung gegen den schwachen Bund und den Bundesrath den Marquis von Feuquieres merken ließ, suchte es auf seine Seite zu ziehen, indem es ihn wegen seines Feldherrntalentes mit vielen Schmeicheleien überhäufte, und nicht undeutlich zu erkennen gab, daß, wenn er auf Frankreichs Pläne einginge, kein Anderer als er den Oberbefehl führen dürfe.

Nach einer längern Unterredung mit dem Marquis von Feuquieres entschloß sich Bernhard, seine Truppen zum Gehorsam zurückzuführen. Er selbst verließ Mainz und begab sich in Begleitung mehrerer Offiziere nach den verschiedenen Lagerplätzen, wo er durch ernste Ermahnungen Zucht und Ordnung wieder herstellte, mit dem Hinzufügen, daß von nun an den Kriegern ihr Sold regelmäßig ausgezahlt werden würde. Um eine bleibende Wirkung zu erzielen, wurden am 22. Okt. 1634 zu Kreuznach neue Kriegsgesetze entworfen, nach denen Jeder, welcher sie nicht achtete, mit dem Tode bestraft werden sollte.

Mittlerweile hatte der Heilbronner Bund zwei Abgeordnete den würtembergischen Vicekanzler Jakob Löffler und den pfalz-zweibrückischen geheimen Rath Philipp Streiff von Lauenstein, zu einer Sendung nach Paris abgefertigt, um dem Hofe mancherlei Anerbietungen zu machen. Zuvörderst sollte Frankreich ersucht werden, „mit dem Hause Habsburg öffentlich zu brechen, und beim künftigen Frieden dahin zu wirken, daß die Glieder des Bundes ohne Ausnahme in ihren Besitzungen, Vorrechten und Freiheiten, sowohl kirchlichen als politischen, bleiben. Dafür versprachen sie, Breisach und alle Plätze im deutschen Reiche, welche die Franzosen mit oder ohne Hülfe des Bundes erobern würden, einräumen zu wollen bis nach abgeschlossenem Frieden, wo dieselben ohne Entschädigung Denen zurückgegeben werden müßten, welchen sie gehören, oder als Eigenthum zuerkannt werden dürften." Das zweite Gesuch betraf die Zahlung der rückständigen und der im November fälligen Hülfsgelder mit einem außerordentlichen Zuschusse von etlichen Tonnen Goldes, wofür man Frankreich außer Kolmar und Schlettstatt noch das ganze Elsaß, so weit es schwedische Waffen erobert hatten, und im äußersten Nothfalle auch Bonfeld einräumen wollte. Man verwarf jedoch ihre Forderung, mit dem Hause Habsburg zu brechen, als eine unzeitige, und zeigte sich eben so wenig geneigt, die benöthigten Hülfsgelder vorzustrecken, indem die bisher gezahlten Summen, einer frühern Uebereinkunft entgegen, den Truppen entzogen worden wären.

Ob übrigens Bestechungen oder die Noth der Umstände die Gesandten bestimmten, Handlungen zu begehen, die für die Bundesglieder von großem Nachtheil seyn mußten, ist unbestimmt. Gewiß aber ist, daß am 22. Oktober zu Paris der schmähliche Vertrag abgeschlossen wurde, in welchem sich Frankreich verbindlich machte, „zwölftausend Mann von deutscher oder anderer Nation unter den Befehlen eines zum Bund gehörigen deutschen Fürsten bei den Bundestruppen zu unterhalten, sowie zur Verstärkung derselben ein für alle Mal 500,000 Livres zu zahlen; es verweigerte aber, seine Heere diesseit des Rheins für die Bundesgenossen wirken zu lassen. Für diese unbedeutende Begünstigung erhielt Frankreich Sitz und Stimme im Bundesrathe und sein dem Bundesheer beigeordneter Generallieutenant gleiches Ansehen und gleiche Rechte mit dem Generalissimus der Verbündeten, ferner das Besatzungsrecht aller festen Plätze von Breisach auf dem rechten Rheinufer bis Konstanz hinauf nebst dem freien Gebrauche der Straßburger Brücke; jenseit des Rheines wurde ihm überlassen das ganze Elsaß und alle darin gelegene Festungen ohne Ausnahme bis zum künftigen Friedensabschlusse, während welcher Zeit die Besatzungen dem Bunde sowohl, als dem Könige verpflichtet seyn sollten. Auch verlangte Frankreich die Erhaltung der katholischen Religion in denjenigen Landen, welche seine Bundesgenossen erobert hatten, und behielt sich die Freiheit vor, alle Fürsten und Stände des deutschen Reichs in seinen Schutz zu nehmen, welche denselben suchen würden."

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Steiger an die Frauen und Töchter von Luzern.

(Luzern, 19. Juli.) Hr. Dr. Steiger hat aus seiner Zurückgezogenheit in Winterthur nachstehendes Danksagungs-Schreiben an die Frauen und Töchter von Luzern erlassen:

Digitized by Google

„Winterthur, 10. Juli 1845.

Verehrteste Freundinnen!

Wahrlich, ich habe mich nicht getäuscht! Wie im Feuer das ächte Gold sich bewährt, so die wahre Freundschaft in der Noth. Inmitten der größten Verfolgungen ab Seite geblendeter erbitterter Gegner hat mich weder die unerschütterliche Zuversicht auf eine Alles leitende Vorsehung, noch das feste Vertrauen auf die ausharrende Güte des menschlichen Herzens betrogen! Der größte Theil meiner Freunde, vor Allem aber mit seltener Beharrlichkeit haben Sie, verehrteste Frauen und Töchter von Luzern, mich in der peinlichsten Lage, in meiner größten Noth nicht verlassen! Während meine ergrimmten Feinde mich in Fesseln schlugen, in dunkle Kerker warfen, Todesurtheile über mein Leben verhängten, fünf Wochen lang das Todesschwert über meinem Nacken zückten, und endlich, um den Schein der Milde heuchlerisch zu retten, die unerhörte Barbarei ausüben wollten, mich vorerst durch religionsleere Priester zu einem Widerruf meiner heiligsten Ueberzeugungen zu bewegen, und nachher, also geschändet, meinen unversöhnlichsten Widersachern, den Jesuiten, auszuliefern, was denn noch als große Gnade dankbarst hätte anerkannt werden sollen, — während dieses Alles geschah, haben Sie, in so hoffnungsloser Zeit der Prüfung, mit mir das lebendige Vertrauen auf die Hülfe Gottes nicht aufgegeben, sondern, bald still in verborgener Kammer, bald auch laut im öffentlichen Tempel zum Himmel für meine Erlösung und Rettung gefleht, nicht achtend des übermüthigen Spottes elender Frömmler und Heuchler, der heutigen Schriftgelehrten und Pharisäer, die da im Wahne stehen, nur ihr Gebet dringe zum himmlischen Vater. Sehen Sie, unser Flehen ist erhört worden! Was unmöglich schien, das ist geschehen! Trotz der unendlichen Anstrengung meiner Feinde, die endlose Berathungen darüber anstellten, ob sie mich schnell tödten, oder unter langsamen Qualen, in einem heißen Lande, der Freiheit beraubt, mich wollten verschmachten lassen, trotz der festen Kerker mit künstlichem Schloß und Riegel, trotz der viersachen Wachen, welche Tag und Nacht das feuchte Gefängniß umlagerten, haben drei entschlossene Männer, von vaterländisch freiem Geiste erleuchtet, mich aus den Banden befreit, und aus dem Lande der Knechtschaft auf den freien Boden des schweizerischen Vaterlandes gerettet, auf daß ich lebe für meine Mitmenschen, auf daß ich wirke, so viel an mir ist, für die durch einen verschmitzten fremden Feind gefährdete Freiheit. Dank Ihnen Allen, Vornehmen und Geringen, Ihr Reichen und Armen! Sie haben Alle gleich edel meine Leiden empfunden, zum lauten Beweis, daß wir Alle gleich edel sind vor Gott, daß nicht Stolz auf Amt und Ehre, nicht Hochmuth auf alte Herkunft, das Herz der Menschen adelt, und daß nur reine Tugend, wahre Freundschaft, ächte Nächstenliebe und christlicher Sinn ohne Falsch und Heuchelei den wahren Herzensadel verleihen, der allein vor Gott gilt, und über das Grab hinaus ins Jenseits hinüberreicht, und Reichthümer gewährt, die nicht der Rost verzehrt, und nicht die Motten fressen. Gewiß, auch Ihre Hülfe hat mitgewirkt zu meiner Befreiung, wodurch das Leben neu mir ist geschenkt worden. Werden nun auch meine erbitterten Gegner im Namen der römisch-katholischen Religion und der jesuitischen Gerechtigkeit mir mein Vermögen rauben, und mein schönes Haus verkaufen, was liegt an all' diesen vergänglichen Dingen? Das schönste Kapital habe ich gerettet, mein Leben, meine Freiheit, meine, allen Unfällen trotzende Gesundheit, meine Kenntnisse, meinen Kredit! Ja, ich behaupte fortwährend, trotz der luzerner'schen Todesurtheile (so wenig Achtung genießt die jesuitische Justiz), meine Ehre, meinen guten Namen durch den größten Theil der schweizerischen Eidgenossenschaft, und weiterhin durch ganz Europa, selbst noch jenseits des atlantischen Oceans. Aber, verehrteste Frauen und Töchter von Luzern! Mit meiner Befreiung ist nicht Alles gewonnen. Noch schmachten sehr viele unschuldige Opfer in den luzerner'schen Gefängnissen, die härtesten Strafen gewärtigend: andere, zu Hunderten sind, und Tausende werden noch verurtheilt. Unbarmherzig, ja leidenschaftlich wüthen die luzerner'schen Behörden gegen ihre getreuesten Bürger, um dieselben, wenn möglich, alle politisch und ökonomisch zu vernichten, nicht einsehend, daß dadurch selbst die schönsten Kräfte des Staats zerstört werden. Auch diese vielen Leidenden empfehle ich Ihrer Theilnahme, Ihrem Gebete, Ihrer Hülfe. Sind die Schwierigkeiten für deren Erlösung auch groß, sie sind nicht unübersteiglich! Unser Geschichtschreiber Johannes Müller sagt sehr wahr: „der Mensch kann Alles, wenn er nur will," nur soll er sich selbst nicht aufgeben, und nie an Gottes Beistand verzweifeln. Selbstvertrauen und Gottvertrauen sind zwei gewaltige Mächte, welche unser Vaterland noch retten werden, vielleicht noch früher, als Viele wünschen mögen. Ich bringe Ihnen nochmals meinen wärmsten Dank dar! Ich hoffe, in besseren Zeiten, vor meinem Tode noch Ein Mal Sie alle wieder zu sehen! Es ist ja eine welthistorische Wahrheit, daß der Himmel die übermüthige Herrschaft des Unrechts, roher Willkür und Gewalt sehr oft nur darum auf schwindelnde Höhe führt, um sie zur Warnung Anderer desto anschaulicher vor aller Welt zu vernichten. Trifft ja auch der Blitz jeweilen nur die stolzesten Gebäude! Leben Sie alle recht wohl, ich verbleibe, wie stets, wenn auch von Luzern entfernt,

Ihr bereitwilligster
Jakob Robert Steiger
med. et chir."

Mannichfaltigkeiten.

(Urtheil über einen Verstorbenen.) Er war einer der größten Freiheitskämpfer, denn er kämpfte beständig gegen die — — Tyrannei seiner Frau.

Der Tenorist Perlgrund ist unter vortheilhaften Bedingungen nach beifällig beendigtem Gastspiel beim Hoftheater in Hannover engagirt worden.

Hendschel's topographisches Rhein-Panorama.

Schon vor länger als einem Jahre haben wir unsere Leser darauf aufmerksam gemacht, daß bei Carl Jügel dieses interessante Werk vorbereitet werde, dessen Erscheinung man demnächst entgegen sehen dürfe. Es hat länger damit gedauert, als wir erwarteten, allein was der durch seine treffliche Postkarte rühmlichst bekannte Verfasser unternimmt, ist stets so gediegen und vollendet, daß man wegen der Zeit nicht mit ihm rechten darf. Gut Ding will Weile haben; dieses alte Sprüchwort bewährt sich bei diesem eigenthümlichen Unternehmen ganz vollkommen. Es ist in der That merkwürdig, wie man in unserer heutigen, doppelt beflügelten Zeit nur darauf bedacht ist, Alles so einzurichten, daß der durch das Leben Eilende durch Nichts aufgehalten werde und Alles vorbereitet finde, was ihm nützlich oder angenehm seyn kann. Welcher Zurüstungen bedurfte nicht sonst die literarische Begleitung eines Rheinreisenden; von Schreiber's dickleibigem Führer bis zu den nöthigen Panoramen, Karten und Plänen war ein Drittheil des Kofferraums mit diesen zur Orientirung nöthigen Apparaten gefüllt. Das Alles ist nicht mehr nöthig; in einem höchst eleganten Grosoctavbande, dessen goldgepreßte Decke einen ganz stattlichen Eindruck macht, liefert unser tüchtiger praktischer Hendschel 1) eine von Ed. Duller sehr anziehend geschriebene historische Einleitung, die in gedrängter Kürze einen historischen Ueberblick der sämmtlichen Rheinlande enthält. 2) Alphabetisch geordnete Notizen über die interessantesten und wichtigsten Städte am ganzen Rhein von Schaffhausen bis Holland. 3) Den Dienst der sämmtlichen Dampfschifffahrt auf dem Rhein, dem Main, Neckar und der Mosel, so wie der sämmtlichen Eisenbahnen am Rhein, in Holland, Belgien und dem Elsaß. 4) Eine ganz vortreffliche Karte in zwei Abtheilungen und in großem Maßstabe, von Mainz abwärts bis Holland und von Mainz aufwärts bis Basel

Digitized by Google

und Schaffhausen, mit besonderen beigefügten Kärtchen der Nebenthäler, als die Ahr, Nahe, das Alsens- und Wuppertha, die Eisenbahn von Köln bis Aachen ꝛc. ꝛc., so äußerst speciell und detaillirt gearbeitet, daß auch jede Straße, Station und Entfernung, ja selbst die Punkte angegeben sind, wo den Reisenden eine schöne Aussicht erwartet. 5) Besondere, nicht minder spezielle Karten von Belgien und dem Lauf der Mosel von Koblenz bis Metz und endlich 6) Sieben und zwanzig äußerst niedlich und genau gearbeitete Städtepläne mit Angabe ihrer Hauptstraßen, Plätze und Sehenswürdigkeiten. — Das Alles zusammen genommen liefert in Wahrheit eine Art von Encyclopädie des gesammten Rheinstroms und erschöpft Alles, was dem in diesen Gegenden Reisenden nur irgend wünschens- und wissenswerth seyn kann. Und um welchen Preis wird das Alles dem Publikum geboten? Hier müssen wir dem Verleger in der That unser Compliment machen, denn daß alles Dieses um 4 fl. 30 kr. zu liefern möglich sey, haben wir bisher für unmöglich gehalten. Dieser Subscriptionspreis soll zwar Anfangs September auf 5 fl. 15 kr. oder 3 Thlr. erhöht werden, aber auch dann noch finden wir denselben im Vergleich zu anderen Werken ungewöhnlich billig, und wir wünschen von Herzen dem Verleger einen so großen Absatz, daß er dadurch entschädigt werden möge. Jedenfalls können Reisende in diese Gegend keinen zuverlässigeren und praktischeren Begleiter finden, als welchen wir denselben hiermit mit aller Gewissenhaftigkeit empfehlen.

Korrespondenz.

Usingen, im Juli.

Das erhabene Fest auf den heiteren Höhen unseres Taunus war eine höchst wohlthätige Unterbrechung unseres täglichen Stilllebens und da das diesjährige von dem am 23. Juni v. J. stattgehabten in Entwurf und Ausführung ganz verschieden war, so ergötzt es die Phantasie, beide mit einander zu vergleichen. Jedenfalls bleibt ihre humane und nationale Bedeutung für unser Volk sehr groß, indem sie den Sinn für das Großartige, Erhabene und Volksthümliche belebt haben, indem sie die Bildung und den Charakter des Volkes wie in einem Spiegel widerstrahlen und durch ihre freie, stolze Haltung den directen Gegensatz zur Kleinstädterei und ihrem erzwungenen Wesen bilden. Es scheint, daß durch das Gedeihen ächter Volksfeste Deutschland in den letzten zehn Jahren größere Fortschritte gemacht habe, als früher in ganzen Jahrhunderten. — Man fängt jetzt im Amte wieder mit dem Bergbau an, aber noch hat er Niemand reich, aber Viele arm gemacht, denn alle Bergwerke aus älterer Zeit im Weilthal ꝛc. sind verschüttet. Indeß berechtigt die Amaliengrube bei Elerberg zu guten Erwartungen und Hr. Obersteiger Claudy daselbst ist der festen Ansicht, daß in der Nähe des Dorfes Eschbach Braunsteinlager seyen, weil sich dort sogar über der Erde der trefflichste Braunstein reichlich vorfinde. Bei uns ist für dergleichen Unternehmungen kein Sinn, weshalb ich diesen Wink eines erfahrenen Bergmanns der Oeffentlichkeit übergebe. — Am 13. d. hielt der Gustav Adolfsverein in unserer Kirche seine Jahressitzung. Die Versammlung war aus Stadt und Land zahlreich besucht und die Resultate der bisherigen Bemühungen bewiesen, daß das Interesse des Publikums stets lebhaft ist. — Die Schauspielergesellschaft des Hrn. Rosenthal von Wiesbaden gibt auf dem Rathhause vielbesuchte Vorstellungen. Der Boden ist für solche höhere Genüsse bei uns gelockert und diese Gesellschaft verdient wegen ihrer Leistungen kräftige Ermunterung und Unterstützung. — Unsere Handwerker und Künstler harren auf das Zustandekommen des vielbesprochenen nassauischen Gewerbvereins wie die Belagerten auf Entsatz. Man fängt an, die desfallsigen neueren Nachrichten für Ironie zu halten, indem man von den Mitgliedern des Vereins gesprochen hat, deren er doch noch gar keine besitzt. Was ist ein Verein ohne Mitglieder? Auch spricht man von einem Vorstande, den Niemand kennt und der sich nicht unterzeichnet. Wahrlich, wenn dieses tragikomische Possenspiel, das die Ehre unseres Landes mit nichten fördert, für das Lachen zu ernsthaft ist, so ist es für das Weinen zu lustig, und indem wir dieser wichtigen Sache besseren Erfolg wünschen, bitten wir die auswärtigen Leser, diese Ansicht nicht für eine individuelle, sondern für eine allgemeine, von den sachkundigsten Industriellen unseres Landes getheilte zu betrachten.

Mainz, im Juli.

Es ist schon von mehreren Seiten her auf die Schwierigkeiten der von den deutschen Katholiken zu errichtenden Pfarrsysteme hingewiesen worden. So unverkennbar groß aber jene sind und eben so die erforderlichen Mittel zu ihrer Ueberwindung seyn müssen, so sahen wir diese Angelegenheit doch immer aus einem anderen Gesichtspunkte an, von welchem aus sie sehr vermindert erscheinen. Die jetzt bestehenden Kirchen, Schulen, Stiftungen und das ganze kirchliche Vermögen gehört nämlich doch unbestreitbar nicht dem römischen Papste, von dessen Gewalt die Deutsch-Katholiken sich lossagen, sondern, wo keine besondere Patronate bestehen, ausschließlich den deutschen Gemeinden. Wenn nun unter deren Gliedern einige oder viele in dem bisher angenommenen römischen Glaubensbekenntniß in Ansehung einiger oder mehrerer Lehren und in der Ordnung des Gottesdienstes Aenderungen und Berichtigungen treffen, oder, besser gesagt, Das öffentlich aussprechen, was in der Ueberzeugung von Tausenden schon längst vorhanden war: könnte und dürfte das auch für den gemeinschaftlichen kirchlichen Besitz entscheiden? Wir glauben das nicht, halten vielmehr dafür, daß diese Frage auf ähnlichem Wege, wie zur Zeit der evangelischen Reformation zur Entscheidung gelangen müßte. Haben und behalten z. B. nicht Kinder verschiedener Confession doch vor dem bürgerlichen Gesetze stets gleiche Rechte und Ansprüche auf das väterliche Erbe? Wer könnte in analogem Falle den deutschen Katholiken ihre rechtlichen Ansprüche auf das gemeinschaftliche kirchliche Besitzthum nehmen? Und weil manche Gegenstände desselben, wie zunächst die Kirchengebäude, untheilbar sind: wer könnte ihnen einen Anspruch auf den Mitgebrauch derselben streitig machen? Schön, billig und ächt christlich wäre es allerdings, wenn die betreffenden Gemeinden denjenigen ihrer Mitgliedern, welche aus innern Gründen in manchen Glaubenssätzen und Einrichtungen des Gottesdienstes von dem bisher Angenommenen abweichen, aus eigenem Antriebe die Fortbenutzung ihrer Gotteshäuser zusichern würden; aber muß ihnen das nicht auch auf dem Wege des Rechtes gestattet werden? Es wäre bei der jetzt hin und wieder eingetretenen Verhinderung der Benutzung evangelischer Kirchen sehr zu wünschen, daß confessionell-unbefangene Rechtsgelehrte diese wichtige Frage näher erörtern möchten. Dem römischen Bischofe gehört das deutsche Kirchengut nicht; darum kann auch, wer sich von dem Papste lossagt, sein Recht auf dasselbe nicht verlieren. Eben so wäre dann auch die verwandte Frage über die Nichtgestattung evangelischer Kirchen zum Gebrauche für katholische Christen, welche sich vom römischen Papste lossagen, noch mehr aus rechtlichem Gesichtspunkte zu erörtern. Niemand zieht in Zweifel, daß solche von evangelischen Gemeinden für römisch-katholische Christen eröffnet werden dürfen; im Gegentheil, man rühmt solche Beispiele der Toleranz öffentlich und sanctionirte den Simultangebrauch solcher Kirchen, die fast 200 Jahre in ausschließlich evangelischem Besitze waren. Sind die evangelischen Gotteshäuser da, wo keine Patronate bestehen, ausschließliches Eigenthum der evangel. Gemeinden, so mochten sie von letztern wohl auch zu jedem sie nicht profanirenden Zwecke, folglich dem Gottesdienste der deutsch-katholischen Mitchristen, aus dem Gesichtspunkte des Rechtes betrachtet, eröffnet werden dürfen und nur die Frage, ob ein öffentlicher oder Privat-Gottesdienst darin gehalten werde, würde, da jene noch keine anerkannte christliche Confession bilden (was sie eigentlich nicht wollten), von Seiten der Behörden in das Auge zu fassen seyn.

Boemheim, im Juli.

Auf Anregen zweier alles Gemeinnützige rastlos fördernder Männer, der Herren G. Buck und Joh. Hofmann I., hat sich am 28. April 1844 dahier eine Kranken-Unterstützungkasse für hiesige Einwohner gebildet, wodurch einem wahrhaft dringenden Bedürfniß in unserer Gemeinde abgeholfen worden ist. Die sehr zweckmäßig und klar abgefaßten Statuten, welche dieser Anstalt zu Grunde liegen, gewähren ihr eine solide Basis und es ist an einem fröhlichen Gedeihen nicht zu zweifeln, wenn der Geist, der die Stifter geleitet hat, fortwährend der herrschende bleibt. In der am 20. d. stattgefundenen zweiten Generalversammlung konnte die Verwaltung den Mitgliedern, deren Zahl fortwährend im Steigen begriffen ist, sehr erfreuliche Resultate vorlegen. Der Kapitalfonds ist bereits auf 400 fl. angewachsen. Nur höchst ersprießlich für die Anstalt kann es seyn, daß sich Hr. Hofmann auf den einstimmigen dringenden Wunsch sämmtlicher Anwesenden bestimmen ließ, die Stelle als Verwalter auf ein weiteres Jahr zu versehen.

Mainwasser-Wärme.

Den 24. Juli, Abends: 18 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 25. Juli. Johann von Paris, komische Oper in 2 Abth., Musik von Boieldieu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 205. Sonntag, den 27. Juli 1845.

Zwei Ohrfeigen.

Von Kathinka Zitz.

(Schluß.)

Lothar's Herz wallte fröhlich auf in der Hoffnung, sich nun rächen zu können; aber der Oberjägermeister sagte ihm, er müsse jeden Gedanken an Rache nicht nur aufgeben, sondern verzeihen. Lotharius sah ihn groß an, gestikulirte mit Händen und Füßen, und wollte sein Recht behaupten. Candolle hatte indessen seiner Mündel, die von Zeit zu Zeit hinter der spanischen Wand hervorlugte, allerlei Zeichen gegeben, ohne daß diese begreifen konnte, wo er hinaus wollte; er erbat sich dann geneigtes Gehör von dem Grafen und hob an:

„Von einem unbestimmten Verlangen nach einer abenteuerlichen Begegnung getrieben, begab sich Louis quatorze eines Abends in den königlichen Schloßpark von Versailles, und schloß dort eine der Ehrendamen der Königin Mutter in die Arme . . ."

Helene, welcher er fortwährend Zeichen machte, begriff seine Absicht jetzt vollkommen, und war gewillt, darauf einzugehen. Lotharius hörte ihm mit dem größten Interesse zu, und drängte ihn, weiter zu erzählen.

„Das Fräulein," fuhr Candolle fort, „das seinen Monarchen nicht erkannt hatte, wollte den Frechen zurückstoßen, und ihre Hand traf auf das Gesicht des ruhmbedeckten Königs . . ."

„Wäre es möglich? Aber weiter, weiter," drängte der ungeduldige Lotharius.

„Gestern," erzählte der Oberjägermeister weiter, „lief auch eine Hofdame Ew. Erlaucht leichsinnig in die Arme."

„Das ist wahr."

„Und sich erwehrend, hatte sie das Unglück . . ."

„Es war also eine Damenhand?" fragte Lotharius freudig.

Helene hielt sich ihr Taschentuch vor den Mund, um nicht laut aufzulachen. Der Oberjägermeister log weiter:

„Heute frühe kam das arme Kind zu mir, und vertraute mir ihr Vergehen unter tausend Thränen . . ."

„Und was hast Du ihr gesagt?" fragte der Graf hastig.

Und wieder seine Zeichensprache mit Helenen beginnend, während er mit dem Grafen sprach, erwiederte er diesem:

„Ich sagte ihr: Werfen Sie sich zu den Füßen dieses guten edelmüthigen Grafen, und sagen Sie ihm: Gnade für . . ."

„Gnade für Diejenige, die unglücklicher als schuldig ist," vollendete Helene, die indessen langsam herbeigekommen war, und sich vor Lotharius auf die Knie geworfen hatte.

Lotharius war nicht wenig verdutzt, als er erfuhr, daß ihm Helene die Ohrfeige gegeben hatte, doch schickte er sich an, sie aufzuheben, als ihm einfiel, den Oberjägermeister, der seine Mündel mit wahrhaft gerührten Blicken ansah, zu fragen, was der große König wohl bei ähnlicher Gelegenheit gethan hätte.

„Er hob die reuige Sünderin auf," flüsterte ihm Candolle leise zu.

„Stehe Sie auf, Fräulein von Beauvilliers," sagte der Graf laut.

„Er sah sie an und lächelte," fuhr Candolle fort . . .

Lotharius that, wie er sagte.

„Er lächelte höchst gnädig," sagte Candolle mit besonderem Nachdruck, und nachdem Lotharius sein Möglichstes gethan hatte, um auch höchst gnädigst zu lächeln, fuhr er fort: „und sagte dann gütig: Mademoiselle, vous nous devez une réparation."

„Mademoiselle, vous nous devez une réparation," wiederholte Lotharius wörtlich, und sah den Oberjägermeister fragend an, worauf dieser sagte:

„Und dann küßte er sie auf die Stirne."

Lotharius beugte sich nieder, und der zwanzigjährige Jüngling drückte zum ersten Male in seinem Leben mit zarter Verschämtheit einen Kuß auf eine weibliche Stirne.

„Und dann?" fragte er wieder.

„Und dann . . . und dann," erwiederte Candolle in komischer Verlegenheit, „dann war Alles vergessen."

Und so beschloß denn auch Lotharius, Alles zu vergessen, denn seine Beschimpfung war nicht mehr vorhanden. Er reichte daher seinem Freunde die Hand und sagte ihm, ob er mit ihm zufrieden wäre, als die Thüre des Seitenzimmers plötzlich weit aufgerissen ward, und der Lieutenant von der Leyen erschien. Fürchtend, daß er Alles verderben würde, eilte ihm der Oberjägermeister entgegen, und suchte ihn unter dem Vorwande hinaus zu drängen, daß der Graf jetzt Niemand empfangen wolle; aber Lotharius hieß ihn näher treten, und als sich Candolle in seiner Verwirrung davon schleichen wollte, gebot er auch diesem, zu bleiben, und sagte zu dem Lieutenant:

„Er hat sich also mit dem Oberjägermeister geschlagen?"

„Ich?" rief dieser; doch nach einem augenblicklichen Stillschweigen, während welchem er Candolle starr angesehen hatte, sagte er: „Ja, Ew. Erlaucht."

Der Oberjägermeister jauchzte in seinem Herzen; selbst Helene war froh, daß der Lieutenant ihren Vormund nicht Lügen strafte, und Lotharius setzte das angefangene Gespräch fort:

„Der Herr Graf erkennt," sagte er, „daß alles Unrecht auf seiner Seite war."

„Aber hat er auch hinzugefügt," fragte der Lieutenant, die Blicke immer starr auf Candolle geheftet, „daß er es auf eine edle Art wieder gut gemacht hat?"

„Wie so?" fragte Lotharius, und die beiden Andern horchten mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Erstens," fuhr der Lieutenant fort, „hat mir der Herr Graf die Wahl der Waffen gelassen."

„Das war sehr wacker von Ihm, Candolle," belobte ihn der Graf von Elz.

Digitized by Google

„Er ließ mir auch die Wahl meines Platzes auf dem Terrain.“
„Noch besser, Candolle.“

„Von mir verwundet, weil er es verschmähte, sich zu vertheidigen, hat er nicht gewankt, sondern mir großmüthig die Hand gereicht und gesagt: Lieutenant, lassen Sie uns Freunde seyn; und um unsere Versöhnung zu besiegeln, soll Helene . . . Ihre Gattin werden.“

„Permettez, permettez . . .“ fiel ihm hier der Oberjägermeister in die Rede, der bisher jedes seiner Worte durch eine bejahende Verbeugung oder durch eine sprechende Gebärde bestätigt hatte; aber von der Leyen ließ sich nicht irre machen.

„Sie hatten mir freilich Schweigen über diese Heirath, wie über das Duell auferlegt,“ sagte er scharf betonend. „Aber,“ fuhr er lachend fort, „da dieses Duell kein Geheimniß mehr ist, so braucht die Heirath auch keins zu seyn. Sie verstehen mich doch, mein Verehrtester.“

Der Oberjägermeister verstand ihn nur zu gut, er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, daher fügte er die Hände der beiden Liebenden mit ziemlich saurem Gesichte zusammen. Der Graf von Elz zeigte sich sehr erfreut über diese Verbindung, und sicherte dem Lieutenant seine Fürsprache bei dem Kurfürsten zu.

Von der Leyen erhielt bald darauf ein bedeutendes Amt in dem kurfürstlichen Jagdwesen, und als er seine schöne Braut in der reichen grün sammtnen, mit Gold gestickten Uniform zum Altar führte, ließ es sich Lotharius nicht nehmen, ihr als Ehrenkavalier zu dienen. Sechs Monate später starb er, der gute Jüngling, an den Kinderblattern, ohne der Nachwelt irgend eine Spur seines Daseyns zu hinterlassen; sein Oheim beweinte ihn schmerzlich; der Hof legte Trauer um ihn an, und Helene besuchte jährlich am Allerseelentag sein Grab, dessen kalten Marmor sie immer mit einem frischen Blumenkranz schmückte.

An Czerski.

(Aus der Magdeb. Ztg.)

O bleib' getreu! Willst Du den Bund zerstören,
Der drückend schwere Geistesfesseln brach?
Durch falsche Freunde laß Dich nicht bethören,
Verdunkle nicht den schönen, hellen Tag!

Nur Eintracht stärkt, nur ihr wird es gelingen,
Was unerschrock'ner Muth in's Leben rief,
Zum frohen, heißersehnten Ziel zu bringen,
Den Geist zu wecken, der so lange schlief.

Geschäftig sind argliſt'ger Feinde Zungen,
Und unsern Thaten folgt ihr Späherblick;
O halte fest, was wir bisher errungen,
Bleib' treu dem Licht, sink' nicht in Nacht zurück!

Was hilft's, um Form und leere Worte streiten?
Er, dessen Lehre uns vereinigt hält,
Uns Allen bleibt er und für alle Zeiten
Der Weltenheiland und das Licht der Welt!

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Ungeachtet der geringen Zugeständnisse Frankreichs wurde der erwähnte Vertrag von den meisten Bundesgliedern am 18. Dez. zu Worms, wo deshalb eine Versammlung stattfand, unterzeichnet. Einige andere aber protestirten gegen einen solchen Vertrag und Oxenstierna war darüber so sehr entrüstet, daß er die Abgeordneten mit den empfindlichsten Ausdrücken des Unwillens empfing und den Vicekanzler Löffler, als Urheber desselben, der schwedischen Dienste entließ. Er unterzeichnete den Vertrag eben so wenig, als Herzog Bernhard, welcher, weil Heidelberg von dem Feinde angegriffen wurde, diesen Vorwand benutzte und noch vor der Ratifikation des Vertrags die Versammlung verließ, angeblich, um dem bedrängten Heidelberg zu Hülfe zu eilen.

Der schon lange nach der ersten Befehlshaberwürde strebende Herzog hatte jedoch diesen Vorwand nur benutzt, um durch Unthätigkeit in den dringendsten Augenblicken gleichsam Das zu erzwingen, was man ihm zu geben sich schon lange geweigert hatte. Heidelberg war in Gefahr, von dem Feinde genommen zu werden. Statt aber dieser bedrängten Stadt hülfreichen Beistand zu leisten, führte er sein Heer auf das linke Rheinufer. Hier fanden die Soldaten, wie auch Bernhard gewußt zu haben schien, zerstörte Quartiere und geleerte Speicher, so daß das Heer, von Hunger getrieben, tausenderlei Unstatthaftigkeiten beging, sich mit den Franzosen in fortwährende Fehden verwickelte und ihnen unter Anderm sogar fünfzig Wagen mit Lebensmitteln wegnahm. Nach allen diesen Handlungen zu urtheilen, hatte es den Anschein, als ob Bernhard seiner Partei abtrünnig werden wollte. Wirklich benutzte der König von Ungarn, welchem die Lauigkeit des deutschen Heerführers ebenfalls nicht entgangen war, diese Unentschlossenheit des Herzogs und ließ ihm durch einen kaiserlichen Offizier die glänzendsten Anerbietungen machen. Er ließ ihm nicht nur eine Befehlshaberstelle über 20 bis 25,000 Mann nebst dem Besitze des Herzogthums Franken versichern, sondern versprach auch, ihm noch mehr zu gewähren, sobald ihm dies nicht genügen sollte. Der edelmüthige Fürst lehnte jedoch alle diese Anträge dankbar ab und weder Frankreich noch die deutschen Bundesgenossen vermochten seine wahren Absichten zu ergründen. Indeß näherte sich ihm Frankreich, das wohl einsah, daß es einen solchen Heerführer nicht von sich lassen durfte, von neuem, stellte 6000 Mann Franzosen unter seinen Befehl, und ersuchte ihn, mit seinem Heere Heidelberg zu entsetzen. Allein der Herzog schlug dieses Gesuch mit dem Vorwande aus, daß diese Mannschaft im Vergleich zu der des Feindes nicht stark genug sey, um damit etwas Entscheidendes ausführen zu können. Erst als ihm Frankreich 12,000 Mann anvertraut und ihm noch außerdem die Bürgschaft ertheilt hatte, daß, wenn er geschlagen, der König ihm eine andere Armee geben, wenn er gefangen würde, jener ihn in Freiheit setzen sollte, ließ er sich bewegen, den Auftrag zu übernehmen.

Unterdessen hatte sich auch die Wormser Versammlung entschlossen, dem Herzog von Weimar die Würde des Generalissimus anzubieten, was auch mit den Absichten Frankreichs übereinzustimmen schien. In dieser Absicht sandten die Bundesglieder den Herzog Eberhard von Würtemberg, den Grafen von Hohenlohe, den Grafen Johann von Nassau-Saarbrück und zwei Abgeordnete der Reichsstädte zu ihm in's Lager bei der Gustavsburg, um ihm das Generalat über die Bundestruppen unter der Bedingung anzutragen, „daß er Heidelberg und das Herzogthum Würtemberg befreien und das Heer ohne Genehmigung des Bundes nicht außerhalb der Gränzen Oberdeutschlands, d. h. der Bundesstaaten führen solle.“ Bernhard's Bestrebungen gingen aber nach größerer Unabhängigkeit. Er ging daher auf diese Bedingung nicht ein, sondern verlangte vielmehr unbeschränkte Gewalt über sämmtliche Bundestruppen mit Einschluß der Sorge über die Lebensmittel,

Digitized by Google

sowie auch über die Anstellung der Generale und Offiziere mit der Freiheit, sie zu belohnen und zu bestrafen. Eben so forderte er auch die Vollmacht, Kriegssteuern in Feindes Landen auszuschreiben und einzunehmen, sowie die Oeffnung aller Bundesplätze, so oft er deren bedürfen würde. Endlich sollte ihm der Bund einen gewissen jährlichen Gehalt, die Belohnung geleisteter Dienste und die Entschädigung bisheriger Unkosten gewähren, ohne Zumuthung, die Forderungen der Truppen aus seinem Beutel zu befriedigen.

Die Abgeordneten der Wormser Versammlung fanden diese Forderungen übertrieben, und da sie keine Vollmacht hatten, sie zu genehmigen, so reisten sie unverrichteter Sache wieder nach Worms zurück, hoffend, daß der Herzog seine Ansprüche mindern würde. Nachdem die Verhandlungen abgebrochen waren, führte dieser seine Regimenter bei Mainz über den Strom, um nach Heidelberg zu marschiren. Hier erfuhr er jedoch, daß ihm die französischen Marschälle unter der Führung des Obersten Abel Moda schon zuvorgekommen waren. Sie hatten das Schloß Heidelberg von den 6000 Belagerern bereits befreit. Diese hatten sich bei der unerwarteten Ankunft der Franzosen in Bestürzung und mit Verlust ihres Geschützes in die Stadt geworfen und erhielten am folgenden Tage freien Abzug.

Schon seit längerer Zeit gab sich in dem Benehmen der deutschen Reichsfürsten Eifersucht und Mißtrauen zu erkennen, wodurch jede gemeinsame Unternehmung gegen die Feinde verhindert wurde. Keiner traute mehr dem Andern, Keiner half mehr dem Andern, und der Bund schien mit Riesenschritten seiner Auflösung entgegen zu eilen. Dieser Mangel des Zusammenwirkens gab den feindlichen Truppen auch Gelegenheit zur Ausdehnung ihrer Macht. Die nächsten Folgen davon waren, daß die Kaiserlichen am 8. Januar 1635 des Schlosses zu Würzburg sich bemächtigten und am 14. Januar Philippsburg zur Uebergabe zwangen, wobei ein unermeßlicher Vorrath an Lebensmitteln und Kriegsbedarf in ihre Hände fiel.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Hamburg, 19. Juli.) Eine entsetzliche Mordthat ist hier im Anfang der Woche verübt worden. Ein Schuhmacher im besten Mannesalter wurde in seiner Behausung, welche gewaltsam geöffnet werden mußte, theilweise verkohlt im Bette gefunden, wo man ihn allem Anscheine nach erdrosselt hatte. Dann wurde der Körper wie das Zimmer mit Terpentinöl besprützt, und durch die Flammen hoffte man, das grauenhafte Verbrechen, welches von einem Diebstahl begleitet war, in undurchdringliches Dunkel gehüllt zu haben. Das Feuer kam indeß nicht recht zum Ausbruch, und so lag denn auch die Schauderthat mit allen ihren Umständen den Eingedrungenen, unter welchen sich die unglückliche Braut des Ermordeten befand, bald offen vor Augen. Schon am nächsten Tage hat die Polizei in der Vorstadt St. Pauli einen Menschen festgenommen, gegen welchen sich sofort die dringendsten Verdachtsgründe ergaben, und der, wie wir heute hören, die Unthat bereits eingestand. Der Erschlagene war ein unbescholtener Mann und sein Freund. Solche Beweise entsetzlicher Demoralisation in den untern Volksklassen sind, dem Himmel sey Dank, nicht häufig bei uns.

„Dreißig Jahre in Rußland, von Eduard Rudolphi. Zwei Bände. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1845. 8." — Anziehende Darstellung, scharfe Beobachtungsgabe, ungeheuchelte Wahrheitsliebe, 30jähriger Aufenthalt an Ort und Stelle, dies Alles mußte den Verfasser zur Lösung seiner Aufgabe in hohem Grade befähigen. Und doch bezweifeln wir, ob demselben diese Lösung in allen Stücken gelungen ist: denn wir finden statt jener ruhigen Stimmung und aller Parteilosigkeit, welche wir als erste Erfordernisse des Historiographen und Ethnographen voraussetzen, eine Gereiztheit, die sich nicht selten bis zum Widerwillen und Groll zu steigern scheint, und dem Mitgetheilten wohl oft genug den Reiz einer pikanteren Lektüre verleiht, ohne jedoch die Glaubwürdigkeit des Schriftstellers irgend zu fördern. In solcher Stimmung wird der Autor, bei aller Wahrheitsliebe, unwillkürlich und unbewußt zu Uebertreibungen und Entstellungen verleitet, und seine Schilderungen haben für den besonnenen Leser am Ende doch nur den Werth, welchen die Krankenberichte des — wenn auch Wahrheit liebenden — Hypochondristen für den Arzt haben. Wir wollen, um nur Ein Beispiel für das Gesagte anzuführen, an die (S. 115 u. folg.) naturhistorische Beschreibung der vierzehn Klassen erinnern. Dergleichen Witze mögen geistreich und ergötzlich seyn, allein des Ethnographen sind sie unwürdig. Den Standpunkt, von welchem Hr. R. seine Aufgabe aufgefaßt hat, halten wir für eine glückliche Wahl, und er selbst bemerkt in dieser Hinsicht sehr wahr: „Im Individuum und in der Familie spiegelt sich der Staat, in der Rechtspflege seine Moralität, sein Gewissen." Eine recht interessante Episode bildet die von einem Hrn. Collin dem Werke einverleibte Erzählung eines vieljährigen Rechtsfalles.

(Selters, 22. Juli.) In unserem benachbarten Vogelsberg haben sich in den heißen Tagen Anfangs dieses Monats elf plötzliche Todesfälle ereignet; während in dieser Gegend sonst nur von Verunglückten durch Erfrieren die Rede war, stieg die Hitze in den südlich und südwestlich gelegenen Thälern des Gebirgs bei gänzlicher Windstille bis zu 37° R. (natürlich in der Sonne) und in Folge dieser sind jene 11 Personen theils durch Sonnenstich, theils durch Lähmung der Brustorgane in Folge zu kalten Trunkes auf den Wiesen plötzlich verstorben.

(Aargau.) In Brugg sind eine Anzahl Verehrer Pestalozzi's zusammen gekommen, um die würdige Sekularfeier dieses Mannes, die auf das nächste Jahr fällt, vorzubereiten. Das Gut Neuhof, das früher Pestalozzi gehörte, soll um 90,000 fl. angekauft und dort eine schweizerische Anstalt für Armenlehrer errichtet werden, womit eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder verbunden werden soll. Das Gut enthält außer mehreren Gebäulichkeiten über hundert Juchart Land.

Nachdem vor einiger Zeit das Drurylane-Theater dem Londoner Publikum die Oper „Robert der Teufel" zum ersten Male nach der Original-Partitur vorgeführt hatte — früher war das Werk in arger Verstümmelung, nach dem Klavier-Auszuge instrumentirt, gegeben worden —, hat man so eben auf dem Theater Covent-Garden auch die „Hugenotten" so vortrefflich in Scene gesetzt und exekutirt, daß die britische Kritik diese Aufführung derjenigen der Akademie royale musique zu Paris zur Seite stellen zu können glaubt. Es ist die französische Opern-Gesellschaft aus Brüssel, welche einen Cyklus von Gast-Vorstellungen mit jenem Meisterwerke Meyerbeer's eröffnete, und der sich die fashionable Welt von London in diesem Augenblick mit Vorliebe zuwendet.

In Kassel ist in diesen Tagen der bekannte englische Schriftsteller Capitän Marryat angekommen. — Die „Gesellschaft zur Beförderung nationaler Industrie" zu Paris hat füe die beste Lösung der von ihr ausgeschriebenen Aufgabe über die Sicherheitsmittel gegen Dampfkessel-Explosionen dem Ober-Bergrath Henschel in Kassel den Preis (eine Medaille im Werthe von 6000 Fr.) zuerkannt.

(Freiburg im Br.) Die Versammlung deutscher Wein- und Obstproduzenten findet dieses Jahr im Oktober hier statt. Die Sitzungen werden, wenn anders die Reife der Trauben es

Digitized by Google

gestattet, Montag den 6. Oktober beginnen, und bis zum 10. dauern. Bei der steigenden Theilnahme, deren sich der Verein zu erfreuen hat, und bei dem besondern Interesse, welches das badische Oberland sowohl wegen seiner vielen Naturschönheiten, als auch wegen seiner ausgedehnten Weinkultur in Anspruch nehmen kann, läßt sich ein sehr zahlreicher Besuch der dießjährigen Versammlung erwarten. Die Einsendung der Erzeugnisse, Maschinen, Modelle und Geräthschaften, welche ausgestellt werden sollen, hat längstens bis zum 30. September zu geschehen. Größere Abhandlungen, welche der Versammlung mitgetheilt werden sollen, sind spätestens bis zum 15. September dem Vorstand der Versammlung, Direktor der Regierung des Oberrheinkreises v. Reck in Freiburg, einzusenden.

Korrespondenz.

München, 22. Juli.

Nach den neuesten Briefen aus Brückenau bestätigt es sich, daß gegen die Mitte Augusts die ganze königl. Familie hier versammelt seyn wird. Später wird dieselbe das Schloß Berchtesgaden besuchen. Daß das freudige Ereigniß, an welches hierbei zunächst zu denken ist, auch verschiedene höchste Besuche an unsern Hof ziehen werde, ist gewiß, wenn auch nicht wegen der angeblich höchst glänzenden Feste, die nach verschiedenen Sagen dann stattfinden sollen. — Eine Art Gaunergeschichte, wie sie sich in unsern Tagen nicht mehr leicht ereignen können, macht bei uns viel von sich reden. Obschon wir sie nicht verbürgen können, vielmehr das Ganze gerne bezweifeln, mit wie großer Bestimmtheit sich die Weitererzähler auch ausdrücken, so wollen wir dieselbe doch den Liebhabern romantischer Liebesabenteuer nicht vorenthalten. Ein Rechtspraktikant, also ein ziemlich aussichtsloser Mensch, soll nicht ohne Entgegnung seiner Leidenschaft in ein Paßauer Brauerstöchterlein verliebt gewesen seyn, folglich in ein Wesen, dessen Vater in Baiern vornherein ein reicher Mann zu seyn und eben darum nicht daran zu denken pflegt, die Glieder seiner Familie schlecht zu placiren. Unser Rechtspraktikant weiß aber die Erledigung einer Functionairstelle im königlichen Kabinet sich so weit zu Nutz zu machen, daß er mit nachgemachtem Anstellungsdecret beim Schwiegervater erscheint, nun Jawort, Braut und ein sehr ersteckliches Sümmchen als Vorschuß zur ersten Einrichtung erhält, bis den Leuten endlich der Umstand auffällt, daß die Anstellung des jungen Herrn nicht im Regierungsblatte erscheint. Ein einziger Brief nach München genügt, den allzu ungeschickt begangenen Betrug zu entdecken, — und nun soll denn auch der allzu eifrige Liebhaber bereits hinter Schloß und Riegel hinreichende Muße haben, um für seinen Roman einen interessanteren Ausgang zu erdenken. Möglich, daß sich seiner einige unserer zahlreichen Lustspieldichter erbarmen, was sie schon aus Dankbarkeit für den interessanten Stoff thun sollten, welcher ihnen in dem Abenteuer des Paßauer Ritters dargeboten worden ist. — Nachdem es gestern tüchtig geregnet, ist das Wetter heute der nun überall beginnenden Ernte wieder günstig geworden.

Mainz, 16. Juli.

In der Didaskalia Nro. 190 findet sich ein Korrespondenzartikel, datirt Speyer den 6. Juli, worin der Schreiber desselben nachzuweisen sucht, daß der preußische Freiwillige Hr. K. nicht selbst seinem Leben ein Ende gemacht habe, und scheut sich dabei nicht im geringsten, den Charakter des bei diesem Unfalle mit verunglückten G. in ein falsches Licht zu stellen. Der Schreiber des Gegenwärtigen, der bei dem in der Didaskalia Nro. 179 sich befindlichen Aufsatze durchaus nicht betheiligt ist, und der es keineswegs beabsichtigt hatte, diese Sache vor das Forum der Publizität zu bringen, sieht sich durch den obenerwähnten Artikel gezwungen, die gegen G. erhobenen Verdächtigungen als schändliche Verläumdungen gegen Jeden zu erklären, der auf den Grund leerer Gerüchte hin dergleichen zur Herabsetzung des Charakters seines Nebenmenschen zu verbreiten sucht. Ohne nur im geringsten dem verunglückten K. zu nahe treten zu wollen, dessen vortreffliche Eigenschaften auch allgemein anerkannt seyn mögen, so scheinen doch gerade diese den beklagenswerthen Unfall herbeigeführt zu haben. Unterzeichneter erkannte darin eine ihm von der Pietät dictirte Pflicht, daß er den Ursachen des Ereignisses auf die Spur zu kommen und alles nur mögliche, wiewohl unter den obwaltenden Umständen nur spärliche Material aufzufinden suchte, um der eingeleiteten Untersuchung zu irgend einem Ergebniß zu verhelfen. Er kennt mithin Das, was bis jetzt über diesen Unfall bekannt geworden ist, besser als jeder Andere und hat demnach nicht nöthig, sich auf bloße Gerüchte zu beschränken, da Das, was er vorzubringen hat, ihm aus zuverlässigen Quellen geworden ist. Jeder Unparteiische wird dann einsehen, daß der Schluß doch ein anderer seyn kann, als der, wie ihn der Schreiber des Artikels in Nro. 190 ziehen will. Die vor dem Hrn. Polizeicommissair zu Mainz deponirten Aussagen stimmen dahin überein, daß K. wirklich seine Absicht, seinem Leben ein Ziel zu setzen, durch Worte kund gab. Es mag wohl leicht zugegeben werden, daß bei dem lebensfrohen K. dergleichen düstere Gedanken nicht gewöhnlich waren; es mag aber möglich seyn, daß, da dieser durch seine Raschheit und Unüberlegtheit doch zu Schritten veranlaßt wurde, die ihm zweimal Strafen zuzogen, derselbe sein Ehrgefühl in einem solchen Grade verletzt fühlte, daß das Leben ihm eine Last wurde, der er sich durch einen freiwilligen Tod zu entledigen suchte. Bei dem gleichfalls lebensfrohen G. liegt aber bis jetzt auch nicht einmal ein ähnlicher Grund vor. Die Andeutung, als könne er laut dem Gerüchte Sonntags vorher am Spieltische zu Homburg oder Wiesbaden bedeutende ihm anvertraut gewesene Gelder verspielt und sich dadurch in die Unmöglichkeit versetzt haben, solche ihrem rechtmäßigen Eigenthümer zu restituiren, und dieserhalb auf den Gedanken des Selbstmordes gekommen seyn, ist weiter nichts als grundlose Verläumdung, indem einestheils sehr leicht nachgewiesen werden kann, daß er Sonntags vorher nicht weiter als in die Anlage vor Mainz kam, und anderntheils bis auf den heutigen Tag sich noch Niemand gemeldet hat, der wegen solcher an G. übergebenen Gelder Anforderungen gemacht hätte. Mag immerhin der wahre Sachverhalt der seyn, daß K. vielleicht in unbewußtem Krampfe den ihn zu retten sich abmühenden G. mit hinab in die Tiefe des Rheins zog, so sollten die K. Nahestehenden sich doch wahrlich der Inhumanität schämen, nun zu dem entsetzlichen Unglücke für G. seiner Wittwe und seinen Verwandten auch noch das herbe Gefühl zu bereiten, die Ehrenhaftigkeit des K. auf Kosten des guten Nachrufs von G. in ein glänzendes Licht stellen zu wollen. Möge der Schreiber des Artikels in Nro. 190 — wenn es ihm gestattet wird — nur kühn mit den durch den Druck zu veröffentlichenden Akten vortreten. Die Verwandten von G. können denselben ruhig entgegen sehen, weil sie der festen Ueberzeugung sind, daß Das, was hier gesagt ist, darin nur bestätigt seyn wird.

Gillig, Kreisgerichtsbote.

Blindenanstalt.

Mit der von der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften im Jahr 1837 errichteten Unterrichtsanstalt für schulfähige Blinde ist nun auch eine Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde verbunden. In beide Anstalten können noch einige Blinde aufgenommen werden. Eltern oder deren Stellvertreter, welche die Aufnahme eines Blinden wünschen, haben sich mit ihrem Gesuche an den derzeitigen Direktor der Anstalt, Hrn. Kosel (Friedhofsweg, in der Taubstummenanstalt), oder an den derzeitigen Secretär, Hrn. J. Kirse (Kettenhofsweg), zu wenden.

Arbeiten, welche jetzt die Blinden in der Anstalt verfertigen, sind: Sohldandschuhe, Leder-, Rohr-, Stroh- und Wendengeflechte, Filet- und Kordelarbeiten. Bestellungen auf solche Arbeiten werden stets mit größtem Danke angenommen; auch sind immer einige Arbeiten vorräthig.

Das Local der Anstalt ist im Hause der Frau Manskopf an der Allee, E 51. Frankfurt, im Juli 1845.

Die Direktion der Blindenanstalt.

Mainwasser-Wärme.

Den 25. Juli, Abends: 19 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 26. Juli. Die Räuber, Schauspiel in 5 Abth., von Schiller. (Gastrolle) Carl: Hr. Herwegh, Regisseur des Hoftheaters zu Dessau.

Sonntag, 27. Juli. Die vier Haimonskinder, komische Oper in 3 Abth., aus dem Französischen von Seyfried, Musik von Balfe.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 206. Montag, den 28. Juli 1845.

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Während Dies geschah, lag Bernhard mit seinem Heere in der Nähe von Gelnhausen, wo er Verstärkungen erwartete. Seine Krieger hatten mit strenger Kälte und mit Mangel an Lebensmitteln zu kämpfen. Am meisten litten die Franzosen, welche, schlecht bekleidet und barfuß im Schnee stehend, haufenweise todt zur Erde fielen. In dieser mißlichen Lage näherte sich Mansfeld dem schwedischen Lager, was den Herzog veranlaßte, eine andere Stellung einzunehmen, um von der französischen Armee nicht abgeschnitten zu werden. Einige Tage später zog er über Frankfurt nach der Bergstraße, und traf zu Darmstadt die französischen Marschälle. Nach einer kurzen Unterredung mit diesen begab sich Bernhard, während sein Heer auf der Bergstraße Erholung suchte, nach Worms, und reis'te von hier in Gesellschaft des französischen Gesandten de Lagrange und des Reichskanzlers Oxenstierna am 24. Januar nach Bensheim in das Hauptquartier der französischen Marschälle, von denen sie mit vielen Auszeichnungen empfangen wurden. Unter den schmeichelhaftesten Versprechungen machte man hier Bernhard und Oxenstierna Zumuthungen, welche diese nicht erfüllen zu können glaubten. Nach einer mehrseitigen Berathung über die nächsten Unternehmungen schied daher die Versammlung eben so höflich von einander, als sie eröffnet worden war.

Mittlerweile war jedoch der kaiserliche General von Werth unbemerkt über die Eisdecke des Rheines gegangen, und hatte mit 5000 Mann die wehrlose Stadt Speier in Besitz genommen. Auf diese Nachricht warf sich das französische Heer auf das linke Rheinufer zurück, wahrscheinlich in der Absicht, um diese Stadt wieder zu erobern. Allein das Heer hatte mit allerlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen; Seuchen, Hunger und Kälte rafften täglich eine große Anzahl Krieger hin; siebentausend Mann lagen krank, und der größte Theil war nachlässig und gewissenlos im Dienste. Daß unter solchen Umständen ein Heer, dessen Führer noch überdies im steten Kampfe wegen des Oberbefehles waren, gegen einen überlegenen Feind nichts auszurichten im Stande war, ist begreiflich. Ungeachtet der Herzog Bernhard seit dem Rückzuge der Marschälle die Bergstraße bewachte, dehnte sich die Heeresmacht der Kaiserlichen immer weiter aus. Daher kam es, daß in kurzen Zwischenräumen Stadt und Schloß Wächtersbach, Gelnhausen und Höchst in ihre Hände fielen. Auch Darmstadt hatte sich dem Feinde ergeben, und Bernhard's Aufenthalt diesseit des Rheines ward dadurch noch um so gefährlicher, da Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln die Truppen in einen jämmerlichen Zustand versetzt hatten. Er faßte nun den Entschluß, über das linke Rheinufer zu gehen; Frankreich suchte diesen Vorsatz aber aus mancherlei Gründen zu verhindern. Der Herzog, welcher nur dadurch sein Heer vor dem gänzlichen Untergange zu retten vermochte, näherte sich Mannheim und überschritt hier den Strom am 23. Februar, ohne dazu die Befehle abzuwarten. Die Weimaraner bezogen nun in der Nähe von Worms ein Lager; der Herzog aber begab sich in die Versammlung der Bundesglieder.

Diese Bundesversammlung, welche zwar nur von einem kleinen Theile ihrer Mitglieder vertreten war, übertrug nun dem Herzog Bernhard die Würde des Generalissimus, womit einer seiner langgenährten Wünsche endlich erfüllt wurde. Er hatte freilich seine früheren Forderungen mäßigen müssen, doch waren auch viele derselben berücksichtiget worden. Es wurden nicht nur alle Truppen, welche dem Bunde verpflichtet waren, mit Ausnahme der hessischen Armee, dem Oberbefehl des Herzogs unterworfen, sondern er erhielt auch von dieser Zeit an einen monatlichen Gehalt von 4000 Reichsthalern, ohne Verbindlichkeit, die Ansprüche der Krieger zu befriedigen. Schließlich wurde ausdrücklich bestimmt, daß weder der Herzog ohne Vorwissen des Bundes, noch auch dieser ohne Vorwissen des Herzogs das Recht habe, mit den Feinden sich in Friedensunterhandlungen einzulassen, was von beiden Seiten durch Handschlag bekräftiget wurde.

Kaum war diese Angelegenheit in Ordnung gebracht und der Herzog in seiner neuen Würde bestätigt worden, so beschloß er, mit Hülfe der französischen Armee, Speier wieder zu erobern. Nachdem eine wichtige, am Ufer unfern von Speier errichtete Schanze, welche mittelst einer Redoute die Verbindung der Stadt unterhielt, dem Feinde mit Verlust von drei- bis vierhundert Mann und aller Schiffe, die an der Rheinschanze lagen, genommen und dadurch die Belagerung erleichtert worden war, machte man am 9. März Anstalten zum Sturm. Schon waren die Vorstädte erstürmt und mehrere Breschen geschossen, als die Besatzung um Unterhandlungen bat. Hierauf erfolgte am 12. März der Abzug der 2500 Mann starken Besatzung, welche sich freiwillig unter Bernhard's Fahnen stellte. Die Reichsstadt erkaufte sich den Erlaß der Plünderung vom Herzoge mit 115,000 Reichsthaler.

Während nun der Herzog die nöthigen Anordnungen traf, die Umgegend Speyers nebst den übrigen Plätzen am Rhein zu bewachen und die nöthigen Schanzen aufzuwerfen, damit der Feind den Strom nicht überschreiten könnte, überschritt Karl von Lothringen mit einer ansehnlichen Streitmacht zu Breisach den Rhein, bedrohte die Städte des Elsaß und belagerte Montbeliard. Von Frankreich aufgefordert, seine eingenommene Stellung nicht zu verlassen, schickte Bernhard dem mit der Vertreibung des Feindes beauftragten Marschall de Laforce fünf Reiterregimenter. Demungeachtet war aber dieser nicht mächtig genug, diesen Auftrag mit der gewünschten Eile auszuführen. Als daher Bernhard seine Zeit ersah, unternahm er einen Streifzug an den Main und in die Wetterau, brach dann mit dem größern Theil seiner Reiterei nach Mainz auf, und ging später nach Frankfurt, welche Stadt sich in der letztern Zeit für die deutsche Bundessache sehr kaltsinnig benommen hatte. Der Oberst Taxradell war mit einer schwachen Heerabtheilung zur Be-

Digitized by Google

wachung des Rheinufers zurückgelassen worden. Nach einigen hier getroffenen Anordnungen, theils um diese Reichsstadt dem Bunde zu erhalten, theils um Nürnberg in Verbindung zu bringen, wollte Bernhard den Rheingau und die Wetterau den Feinden entreißen. Er drängte in dieser Absicht den Feind bis Friedberg zurück, und war eben im Begriff, Höchst zu belagern, als ihm die Nachricht hinterbracht wurde, daß der kaiserliche General Gallas mit 20,000 Mann die Stadt Heidelberg genommen und das Schloß umzingelt habe. Ueberdies hatte der Feind zwischen Ladenburg und Mannheim ein befestigtes Lager bezogen, und zu Philippsburg Anstalten zur Legung einer Schiffbrücke getroffen.

Der Herzog eilte schnell herbei, fand aber bald, daß er mit seiner geringen Streitmacht hier nichts ausrichten könne. Er verlangte demzufolge die dem Marschall de Laforce geliehenen fünf Regimenter zurück, und begab sich vorläufig nach Mainz, wo er große Vorräthe von Lebensmitteln hatte anhäufen lassen. Weil aber die Stellung sehr gefährdet schien, indem Piccolomini in Gemeinschaft mit dem Grafen von Mansfeld an zwei verschiedenen Stellen den Rheinübergang erzwingen wollten, und deshalb theils ungestüme Angriffe auf den Brückenkopf bei Mainz, theils mit Schiffen, Nachen und schwerem Geschütz bei Elfeld machten, so befürchtete er nicht nur von den Franzosen in Lothringen abgeschnitten, sondern auch in Mainz von mehreren Seiten eingeschlossen zu werden. In einem Kriegsrathe wurde deshalb der Rückzug an die Ufer der Saar beschlossen. Nachdem er in die Festung Mainz vier Regimenter Fußvolk gelegt, auch Kreuznach und andere Ortschaften mit der nöthigen Bemannung versehen hatte, begab er sich zunächst nach Frankenthal, an die Gruft Friedrichs V., um die Ueberreste dieses unglücklichen Fürsten dem Muthwillen und der Rache des Feindes zu entreißen. Hier war man in Verlegenheit, wo man den Leichnam den Blicken des Feindes verbergen sollte. Eben hatte man ihn wieder der Gruft entnommen, und war noch unschlüssig, welchen Ort man zur sichern Verwahrung der fürstlichen Leiche wählen sollte, als Bernhard erschien. „Daß Euch doch die Pest hätte," rief er den pfälzischen Beamten unwillig zu, „wie Ihr Euren Herrn überall herumschleppen und zur Schau hinstellen möchtet! Der gute Fürst hat in seinem Leben Unruhe und Last genug gehabt, ist genug herumgeworfen worden, hat überall, ohne ein Obdach zu finden, von einem Orte zum andern wandern müssen — soll er nicht ein Mal im Tode, welcher allen Menschen Ruhe gewährt, eine bleibende Stätte finden?"

Erst als er diesem Fürsten zu einer bleibenden Ruhestätte verholfen hatte, erfolgte der Rückzug, dem sich der Herzog Johann von Zweibrücken und der Graf von Nassau-Saarbrück angeschlossen hatten. Von dem Generalfeldzeugmeister Hatzfeld verfolgt, zog sich der Herzog nach Saarbrück zurück, und sandte von hier aus seinen geheimen Rath von Ponikaw als Botschafter nach Paris. Er ließ nicht nur um schleunigen Beistand bitten, damit die verlassenen Plätze am Rhein gerettet und der Uebergang über diesen Strom bewerkstelligt werden könnte, sondern auch um die Uebersendung einer Summe von vier Millionen Livres zur Erhaltung eines deutschen Heeres von 20,000 Mann Fußvolk und 10,000 Mann Reiterei. Dies geschah am 22. Juni 1635.

Lange ungewiß darüber, ob man einem länderlosen Fürsten, wie der Herzog von Weimar war, auch trauen dürfe, zögerte Frankreich so lange mit der erbetenen Unterstützung, bis er drohte, sich entweder von Gallas auf das französische Gebiet werfen zu lassen, oder den öfters angebotenen Vergleich mit dem Kaiser anzunehmen. Damit bedroht, versuchte nun der schlaue Richelieu des Herzogs Forderungen zu kürzen, und ließ es selbst an verführerischen Versuchen nicht fehlen, den Botschafter Ponikaw zu bestechen, damit er den Herzog gefügiger machen sollte. Da aber weder das Eine noch das Andere gelang, entschloß sich Frankreich endlich, ihm den Kardinal Lavalette mit seiner Armee zu Hülfe zu schicken, und wies ihm außerdem für den Augenblick, um nur die dringendsten Bedürfnisse befriedigen zu können, die Summe von 300,000 Livres an. Ueberdies bot man Alles auf, den Herzog an das Interesse Frankreichs zu fesseln. Man ließ ihn wissen, daß, im Fall das Elsaß verloren ginge, man ihm angemessene Einkünfte in Lothringen anweisen würde, und wenn auch dieses nicht behauptet werden könne, so ständen ihm die königlichen Domainen im französischen Reiche zu Gebote.

(Fortsetzung folgt.)

An Zschokke.

(Bei seiner Anwesenheit in Hamburg.)

Du, des deutschen Volkes Liebling,
Würdigster Repräsentant
Deutschen Geistes und Gesinnung
In dem freien Schweizerland.

Sey willkommen, edler Zschokke!
Sey gegrüßt mit Herz und Hand,
Sey willkommen, Eldgeborner!
Hier an unsrer Elbe Strand.

Wie Du wirktest, wirke lange,
Lange noch für Licht und Recht,
Daß erneuten Dank Dir bringe
Unser heutiges Geschlecht.

Beethoven's Kolossalstatue für Bonn

ist entworfen und modellirt von Ernst Hähnel in Dresden, in Erz gegossen und ciselirt von Daniel Burgschmiet in Nürnberg. Der Bildhauer Hähnel, ein Schüler Professors Rietschel und bereits als Meister des Bacchuszuges (an dem nach Abend gelegenen Friese des Dresdener Theaters) rühmlichst bekannt, hat den unsterblichen Componisten, dessen Vaterstadt Bonn diese Bildsäule setzen läßt, stehend dargestellt, in der vorgestreckten Rechten den Griffel haltend, den linken Arm in den Mantel geschlagen, und in der Hand, die diesen an den Leib anhält, ein Notenbuch führend. Der Kopf erscheint etwas Weniges zurückgebogen, die Augen nach oben aufgeschlagen, der Ausdruck des Gesichts im Momente geistiger Conception gefaßt. Das Ganze ist von der großartigsten Auffassung und von eben so großartiger ergreifender Wirkung. Der Bildhauer Drake in Berlin, im Besitze einer Larve von Beethoven's Angesicht, sechs Jahre vor dessen Tode genommen, überließ solche unserm jungen Bildner bereitwillig zur Benutzung, wodurch denn die vollständigste Portrait-Aehnlichkeit erreicht und so dem Ganzen ein Haupt-Interesse mehr verliehen ist. Dem Schroffen, Trotzigen, Wilden, was die Gesichtszüge des größten Tonmeisters nicht seines Vaterlandes nur, sondern der Welt, im Leben auszeichnete, hat Hähnel ein edleres Wesen verliehen durch die innere Bewegung des schaffenden Genius, die er eben zum Ausdruck gelangen läßt, und mit jenem in harmonische Verbindung gebracht wird. Hähnel entwarf diese Bildsäule bekanntlich in Folge ausgeschriebener Concurrenz, worauf er den Preis erhielt, und zugleich den Auftrag zur Fertigung des kolossalen Gyps-Modells. Letzteres wurde durch Professor Kiß aus Berlin und Professor Rietschel zu Dresden, jener vom Comité, dieser vom ausführenden Künstler zur sachverständigen Besichtigung gewählt, für vollkommen gelungen und den Anforderungen der Kunst und des guten Geschmacks in jeder Hinsicht entsprechend erklärt, wodurch sie das schon vorher vom Director Schadow zu Düsseldorf gefällte Urtheil bestätigten, wonach dies Monument als eines der besten und ausgezeichnetsten

Digitized by Google

Werke der neueren Zeit dastehen werde. — Die Reliefs, welche die Seiten des Piedestals schmücken, stellen in vier Figuren, welche in Medaillons sitzen, die verschiedenen Richtungen der Beethovenschen Musik dar. Die linke Seite zeigt eine in frommer Tonschwärmerei an der Orgel sitzende Figur in Hautrelief, es ist die geistliche Musik; die rechte Seite zeigt die dramatische Musik als Figur mit zwei Masken und Doppelflöte. Die Vorderseite nimmt das Basrelief der Symphonie ein. Eine schwebende weibliche Figur ist umgeben von vier Knaben in verschiedener Bewegung und mit eigenthümlichen Attributen, welche die vier Theile der Symphonie vorstellen. Die vierte Figur ist die Phantasie, auf einer Sphynx reitend, als Sinnbild des göttlichen Tiefsinns des Componisten, und soll die Vertraulichkeit seiner Muse mit dem Räthselhaften bezeichnen. (Conversat.-Lexicon für bild. Kunst.)

Mannichfaltigkeiten.

(Chur, 22. Juli.) Gestern Morgen bei sehr zweifelhaftem Wetter zogen unsere drei Sektionen, von denen die der evangel. Kantonsschule aus schöner Hand eine neue Fahne geschenkt erhalten, nach Neuhof, um die dort versammelten Turner abzuholen. Abends um 5 Uhr rückten dieselben in Chur ein — eine muntere kräftige Schaar von etwa 160 Jünglingen. Repräsentirt sind folgende Sektionen: Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Aarau, Lausanne und Bünden. Der Zug, voran die Blechmusik der Kadetten, dann die verschiedenen Fahnen, bewegte sich, begrüßt von Mörserschüssen, durch die Stadt in den Schulhof, wo Hr. Amtsbundslandamman Michel die Turner mit sehr passender, herzlicher Rede empfing und im Namen des Kantons begrüßte. Abends war dann auf hiesigem Rathhause die erste Versammlung, in welcher die neu sich meldenden Sektionen von Trogen, Herisau, Chur (kathol. Kantonsschule), Steckborn, Genf und Winterthur unter lautem Jubel in den allgemeinen schweizerischen Turnverein aufgenommen wurden. Heute Morgen früh um 5 Uhr gaben Mörserschüsse das Zeichen zum Beginn des ersten Festtages, des allgemeinen Turnens. — Nach Tisch wird ein Spaziergang nach Felsberg und Reichenau, zur Vereinigung der drei Rheine, gemacht. Morgen ist Wettturnen. Als Kampfrichter sind bestellt: Walder von Winterthur, Riggenbach von Basel, Neuhaus von Bern, Sgier und Meyer in Chur.

Nach Berichten aus englischen Blättern hat der Baritonist Pischek während seines Aufenthaltes in England in vierundsechzig Soiréen und Konzerten mit außerordentlichem Beifall gesungen, worunter zwanzig Mal ohne Honorar für wohlthätige Zwecke und für arme Künstler. Nach dem neuen Stuttgarter Tageblatt bringt P. einen Reinertrag von 7000 Gulden aus England mit. Am 7. Juli sang derselbe Nachmittags von 3 bis 6½ Uhr im Konzert der Cary, von 8 bis 10 Uhr in dem Philharmonischen Konzert und von 11 bis 1½ Uhr bei der Königin von England, woselbst ihm, sowohl von derselben, als dem Prinzen Albert, dem Herzog und der Herzogin von Cambridge, dem König und der Königin der Belgier die huldvollste Auszeichnung wurde. Am 10. Juli zum sechsten Male im Buckingham Palast bei der Königin, die ihn bat, die Adelaide von Beethoven vorzutragen und in nächster Saison ja wieder zu kommen. Sein letztes Auftreten war in dem sechsten Ancient-Conzert, worüber das Athenäum sich noch, wie folgt, über P. ausspricht: „Hr. Pischek sang mehrere Male im Verlauf des Abends, aber die Krone setzte er sich durch seinen Vortrag der Final-Scene aus Gluck's Iphigenia auf Tauris auf, die er mit Alles belebendem Feuer, mit höchster Energie sang. Die Erscheinung dieses Sängers bildet eine Epoche in der musikalischen Welt in London. Seine herrliche Stimme, gediegene Schule, sein hohes Musikgefühl, sowie die große Kunstbildung, die er bei jeder Gelegenheit entfaltet, haben ihm schnell die goldenen Meinungen der Stände aller Klassen gewonnen. Noch nie ist ein Künstler in diesem Lande so plötzlich und so allgemein populär geworden, als Hr. P., aber auch noch nie hat es wohl Jemand mehr verdient, wie gerade er"

(Meiningen, im Juli.) So eben werde ich in den Stand gesetzt, Ihnen die zuverlässige Nachricht mitzutheilen, daß sich die Verwandten des zu Eishausen verstorbenen Barons van der Valke auf diplomatischem Wege gemeldet haben und einen Anwalt in Hildburghausen für sich aufstellen ließen. Der sogenannte Unbekannte hieß nicht anders als van der Valke, seine Begleiterin war aber eine Botta aus Westphalen, und somit geht die ganze Geschichte aus, wie der bekannte Horaz'sche Vers: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus!

Der Großfürst Konstantin ist am 3. Juli, gleich nach seiner Abschiedsaudienz beim Großherrn, von Konstantinopel abgereist. Er wird bei seiner Rückkehr nach Odessa hier wahrscheinlich nicht mehr ans Land steigen, und schon während der Reise am Bord seines Schiffes die Quarantaine beginnen. Der Prinz hatte den Wunsch geäußert, von dem Sultan ein Autograph als Andenken zu besitzen, worauf ihm der Großherr gleich zwei türkische Verse niederschrieb. Sie heißen wörtlich übersetzt also:

„Derjenige, welcher die Welt bereiset, weiß viel mehr als Der, welcher lange lebt.
Aus seinem Vaterlande herausgehen, ist eine Politur der Erziehung des Menschen."

Der letzte Vers enthält in den Worten „Herausgehen" und „Politur" ein türkisches Wortspiel, welches sich in der Uebersetzung nicht wiedergeben läßt. Diese schlichten Verse sind ganz der Ausdruck des heißen Wunsches, welcher den jungen Monarchen beseelt, sich Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln.

(Berlin, 20. Juli.) Der junge Mensch, welcher vor einigen Monaten sich selbst als den Brandstifter bei dem hiesigen Opernhausbrande angab, ist jetzt geständig und überführt worden, daß er gelogen hat. Der Mensch, von hier gebürtig und Buchbinder von Geschäft, war wegen Diebstahls zu sechs Monat Zuchthaus verurtheilt worden. Als er diese überstanden hatte, war es gerade Winter, und wie er denn nun so hungrig und knapp bekleidet in die kalte Schneeluft hineinschaute, meinte er, es sey doch wohl besser, sich noch ein halbes Jahr untersuchen und auf Staatskosten, wenn auch nur mit Gefangnenkost, im warmen Kerker pensioniren. Das hat denn auch geglückt, die Juristen haben sich halb todt an dem Menschen untersucht, und jetzt, wo es nun hübsch warm ist, meint der Lügner, er wolle die Wahrheit sagen, er habe gelogen, man solle ihn nur laufen lassen. So schnell wird das aber nicht gehen, und namentlich wird der Lauf in's Freie nicht ohne einige Hindernisse und Empfindlichkeiten gewonnen werden können.

Nächstens wird in Berlin nun auch eine illustrirte Kinderzeitung herausgegeben. Und warum nicht? Geben sich doch schon so viele Kinder mit der Politik ab, und wollen die Welt nach ihren Begriffen regiert wissen.

Das „Rendsburger Wochenblatt" enthielt im vorigen Monate einen durch einige Nummern fortlaufenden Aufsatz: „Ueber Enthauptung, insbesondere durch die Guillotine," unmittelbar unter dem Rubrum: Unterhaltendes.

Die Bilanz der in Leipzig auf Actien gegründeten Kammgarnspinnerei weist für dieses Jahr, nachdem zuvor auf verschiedene Conti 19,576 Thlr. abgeschrieben und 4 Proc. Zinsen

Digitized by Google

gezahlt, noch einen reinen Gewinn von 46,331 Thlr. nach, mit Hinzurechnung von Beständen aus den J. 1842 bis mit 1844 aber 48,330 Thlr., was auf die 5000 Actien nach Abzug der Gewinntheile der Unternehmer, der Direktoren, des Reservefonds, des Vortrags auf neue Rechnung ꝛc. eine Dividende von 6 Proc. zu gewähren zuläßt. Der Reservefonds hat sich nunmehr auf 13,379 Thlr. erhöht.

Ein Seitenstück zu dem Verfahren, das von dem Obristen Pelissier aus Algerien gemeldet wird, erzählt die Geschichte des oberitalienischen Kriegs vor etwa 330 Jahren: „Sechstausend Vincentiner hatten sich in eine große Höhle unweit der Stadt geflüchtet. Ein französischer Hauptmann drang hinein, und da es ihm zu mühsam war, die Einzelnen in den weitläufigen Irrgängen der Grotte, die zugleich als Steinbruch diente, aufzusuchen, so ließ er ein großes Feuer in derselben aufschüren und die engen Eingänge bewachen. Auf diese Art erstickten Alle, bis auf einen Knaben, der zufällig an eine Spalte zu liegen kam." — (S. Platen's Werke, IV. 240, 18te Anmerkung zur Liga von Cambrai.)

(Baireuth, 19. Juli.) Der Ausschuß des hiesigen Jean-Paul-Vereins macht bekannt, daß durch seine Bestrebungen bereits „gegen 40 Kinder dem sittlichen und leiblichen Verderben entrissen und theils noch unter seiner unmittelbaren Obhut, Verpflegung und Erziehung, theils — und zwar in diesem Jahre allein drei Knaben — unter seiner bis in ihr 18. Jahr andauernden Aufsicht in Dienste oder in die Lehrlingsstufe des gewerblichen Lebens übergetreten sind." Ein, wenn auch nicht sehr bedeutendes, so doch bei den geringen Anfängen und Mitteln des Vereins höchst erfreuliches Resultat.

Das Rettungshaus für verwahrlos'te Kinder zu Berlin, unter Leitung des Inspektors Kopf, das so ausgezeichnete Erfolge darbietet, beschäftigt seine Zöglinge durch Schul- und Religionsunterricht, durch industrielle Arbeiten im Garten; die Mädchen nähen und stricken, waschen, und sind sonst häuslich beschäftigt. Es fehlt nicht an gymnastischen Uebungen, und die Erziehungsanstalt für Kinder aus Vagantenfamilien in Weingarten verfährt eben so. So scheint es nach den bisherigen Erfahrungen das Beste zu seyn, solche Kinder in besondern Häusern unterzubringen, und sie der Aufsicht und Leitung eines Ehepaares zu übergeben, das außer der Fähigkeit, zu unterrichten und zu wirthschaften, auch noch Lust und Liebe besitzt, sich der unsäglichen Mühe zu unterziehen, die verwilderten und rohen Gemüther durch Unterricht, Lehre und Gewöhnung auf bessere Wege zu bringen.

Literatur.

Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs von Adolf Thiers. Aus dem Französischen von Dr. Eduard Burckhardt. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

Nachdem die Zeit über das Grab des großen Kaisers hingegangen ist und die Leidenschaften ausgelobt haben, dürfen wir ihm jetzt als einem der Heroen der Weltgeschichte unsere Bewunderung zollen und eingestehen, daß seine Thaten und Siege für Gegenwart und Zukunft von außerordentlichem und segensreichem Einflusse gewesen sind. Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, daß ein Werk wie das vorliegende allgemeines Interesse erwecken muß, da es die denkwürdigen Ereignisse der Napoleonischen Zeit in umfassender Weise und in einer lebensvollen und höchst anziehenden Darstellung schildert, da es ein imposantes Tableau vor uns entrollt und uns alle Charaktere und Helden vorführt, welche sich um den Eroberer und Weltbeherrscher gruppirt haben. Zwar wird es an widersprechenden Urtheilen über Thiers Werk und an Verdächtigungen desselben nicht fehlen, aber der ruhige Beurtheiler wird ihm seine Anerkennung darum nicht entziehen und die Berechtigung und den Beruf des Verfassers nicht verkennen. Thiers benutzte als Quellen für seine Darstellung außer den allgemein zugänglichen Druckwerken die zahlreichen schriftlichen Hülfsmittel, welche die französischen Archive enthalten, unter ihnen die unschätzbaren Autographe Napoleon's selbst. Seine Stelle brachte ihn überdies in die unmittelbare Nähe der überlebenden Heer- und Stimmführer aus jener Zeit, deren mündliche Nachrichten alle Lücken und Fehler der schriftlichen Ueberlieferung ergänzen und verbessern konnten. Er hat, wie bekannt, weder Mühe, noch Kosten gespart, um das zu seiner Arbeit nöthige Material zu sammeln und die Masse des vorhandenen Stoffes zu ordnen. Darüber endlich herrscht nur Eine Stimme, daß die Darstellung als solche höchst anziehend und jeden Leser fesselnd ist. Der Uebersetzer der vorliegenden deutschen Ausgabe, Dr. Burckhardt, ist dem deutschen Publikum durch frühere ähnliche Arbeiten bereits rühmlich bekannt und hat diesen Ruf auch hier bewährt, wie aus den bis jetzt erschienenen 10 Lieferungen genügend zu ersehen ist. Ein zweiter Vorzug dieser Ausgabe besteht in den Illustrationen, welche in gelungenen und sorgfältig ausgeführten Abbildungen die berühmtesten Personen und denkwürdigsten Begebenheiten der Kaiserzeit den Lesern vor die Augen führen. Die Ausgabe geschieht in 80 Lieferungen, jede à 2 Druckbogen und einer Illustration, Imperial-Format, die Lieferung à 14 kr. rh. Druck, Papier und Ausstattung der bereits erschienenen Nummern sind ausgezeichnet schön und somit wird das Werk eine weite Verbreitung zu finden nicht ermangeln.

Korrespondenz.

München, 23. Juli.

Die gestrige Aufführung des mit so vielem Rechte in kürzester Zeit berühmt gewordenen Lustspiels: „das Urbild des Tartuffe" ist für München in mehr denn einer Beziehung einem Ereignisse gleich zu achten. Nicht nur, daß an einem überaus freundlichen und zum Aufenthalt im Freien höchst einladenden Abend das große Haus, mit alleiniger Ausnahme der Hoflogenreihe, außerordentlich voll war, was am besten von den hohen Erwartungen zeugt, die im voraus erregt worden waren, so wuchs dann auch vom Schlusse des ersten Actes an bis zum Ende des Lustspiels der Beifall dieses so zahlreichen Publikums bis zu einem förmlichen Beifallssturm an. Nach jedem Acte wurden sämmtliche Mitwirkende gerufen und die Träger der Hauptrollen noch außerdem wiederholt bei offener Scene. Am Schluß des Stückes mußten Alle zweimal erscheinen, und am Ende des vierten Actes hatten sich die Zuhörer erst befriedigt gezeigt, nachdem der Vorhang dreimal aufgezogen worden war, um zuerst alle Mitspielende und dann die einzelnen Bevorzugten erscheinen zu lassen. Dergleichen ist hier noch nicht vorgekommen und wird sich auch nicht so leicht wieder zutragen, in wie lange die Neigung unseres Publikums dem Schauspiel eher ab- als zugekehrt und allein für die Oper eingenommen bleibt. Der geniale Verfasser kennt seit Jahresfrist aus eigener Anschauung unsere Bühnenleistungen. Er selbst wird daher leicht ermessen, daß die Darstellung seines Tartuffe dahier, namentlich bei der ersten Production, im Ganzen und Einzelnen nicht wenig zu wünschen übrig gelassen haben werde. Wenn nun gleichwohl der Erfolg des Stückes ein so allen und jeden Erwartungen entsprechender gewesen ist, so mag er sich's mit Freude bewußt werden, daß er in der That Außergewöhnliches geschaffen habe, auch dann noch, wenn man für die Gewinnung eines richtigen Beurtheilungsmaßstabes der eigenthümlichen Richtung unserer Zeit eingedenk bleibt, in welcher selbst solche Tendenzstücke allseitigen Anklang finden müssen, die in Bezug auf Gediegenheit weit hinter dem Urbild des Tartuffe zurückstehen.

Mainwasser-Wärme.

Den 26. Juli, Abends: 19 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 27. Juli. Die vier Haimonskinder, komische Oper in 3 Abth., aus dem Französischen von Seyfried, Musik von Balfe.

Montag, 28. Juli. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 207. Dienstag, den 29. Juli 1845.

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Die erste Zusammenkunft zwischen Bernhard und Lavalette erfolgte am 9. Juli im Schlosse zu St. Avold. Der stolze Prälat benahm sich gleichgültig gegen den Herzog, indem er ihn mit seiner linken Hand begrüßte. Die Unterredung soll überhaupt nicht ohne attische Würze von beiden Seiten vorübergegangen seyn. Indeß hatte Bernhard die erste Stimme im Befehl des Heeres; er ersuchte daher Lavalette um die schleunige Verbindung der beiden Armeen. Sie erfolgte endlich am 17. Juli zu Saarbrück, und das gesammte Heer zählte zwischen sechzehn und zwanzigtausend Mann.

Kaiserslautern war bereits in die Hände der Feinde gefallen, und Zweibrücken wurde eben von den Kaiserlichen bestürmt. Bernhard richtete sogleich seinen Marsch dorthin, entsetzte die Stadt, und verfolgte den flüchtigen Feind bis in die Nähe von Landsfuhl. Hier lagerte das vereinte französisch-weimarische Heer drei Tage lang, unschlüssig, ob man vor- oder rückwätts gehen sollte. Den französischen Truppen mangelte es bereits an Lebensmitteln; sie wurden unwillig und widerspänstig, worüber der Kardinal de Lavalette entmuthigt wurde, und am 21 Juli an Richelieu schrieb: „Ohne Bernhard kann man den Krieg in Deutschland nicht führen. Der König muß ihm eine große Armee unterhalten, und lieber eine von den Seinigen aufopfern." Um den gebrochenen Muth Lavalette's einigermaßen aufzurichten, versprach der Herzog, gegen Wiedererstattung für die französischen Krieger zu sorgen, und ermunterte ihn gleichzeitig zum Aufbruch an den Rhein. Das Heer brach auf, nahm am 26. Juli Alsenz und am folgenden Tage Kreuznach. Hierauf begab sich der Herzog über Ingelheim nach Mainz, wo er festlich empfangen wurde. Als hier ein feierlicher Gottesdienst zum Dank für die gerettete Stadt gehalten worden war, eilte der Herzog mit zwei Regimentern nach Bingen, das von den Franzosen bereits belagert wurde. Am 2. August ergab sich die Stadt, während das Schloß am 3. mit Sturm genommen ward. Inzwischen war auch eine Heeresabtheilung im Rheingau eingefallen, und hatte Ehrenfels, Rüdesheim, Elfeld und Rüsselsheim schnell nach einander unterworfen.

Durch diese Triumphe ermuthigt, forderte der siegreiche Bernhard den wankelmüthigen Kardinal auf, mit ihm bei Mainz den Rhein zu überschreiten und bei Hochheim ein festes Lager zu beziehen. Allein Hunger, Krankheiten und das Ausreißen seiner Krieger, wodurch sich das Heer bereits um 3000 Mann verringert hatte, flößten diesem Besorgnisse ein. Des Herzogs Vorstellungen bewogen ihn endlich dazu; da weigerten sich aber die Schweizergarden geradezu, diesem Befehle Folge zu leisten, indem dieser Schritt gegen den Willen ihrer Regierung sey. Auch die Gens-d'armen (Reiter mit voller Rüstung) und die leichte Reiterei der königlichen Garde murrten laut, und drohten zurückzugehen, sobald man sie zwingen wolle, über den Strom zu setzen. Da machte Bernhard von seiner Würde Gebrauch, und drohte, Jeden in Stücke hauen zu lassen, der es wagen würde, sich dem Befehle seiner Offiziere zu widersetzen. Dieses energische Auftreten half; man ging am 15. und 16. August über den Rhein, und bezog ein befestigtes Lager bei Hochheim.

Inzwischen hatte der Feind eine vortheilhafte Stellung bei Frankfurt und Oppenheim eingenommen, und versuchte die Mainzer Schiffbrücke zu zerstören, um den Herzog von Weimar vom linken Ufer gänzlich abzuschneiden. Die Versuche mißlangen aber, und wurden später durch die Wachsamkeit der französischen Truppen gänzlich vereitelt. Unwillig darüber, schnitt nun der Feind durch Besetzung aller Wege zwischen Metz und Lothringen die Zufuhren von Lebensmitteln ab. Dadurch entstand im Lager Bernhard's und Lavalette's große Noth. Man mußte sich von Kräutern, Wurzeln und unreifen Trauben nähren, was den Ausbruch der Ruhr zur Folge hatte, welche Viele dahin raffte. Als dieser unglückliche Zustand mehrere Tage gedauert hatte, brach das Heer in offene Empörung aus. Die Verlegenheit Bernhard's war groß, und ward noch größer dadurch, daß sich Frankreich wortbrüchig zeigte, indem es durch den geheimen Rath Pontkaw zum Unterhalt des Heers jährlich nur 1,500,000 Livres bewilligen wollte, statt der von Bernhard verlangten und bereits versprochenen Summe von 4 Millionen jährlich. Der Herzog, über Frankreichs zweideutige Handlungsweise ergrimmt, machte seine Offiziere mit der bewilligten geringen Summe bekannt. Dadurch aufsätzig gemacht, daß ihre Dienste unbelohnt bleiben möchten, forderten mehrere von ihnen ihren Abschied und gingen an die Kaiserlichen über.

Herzog Bernhard, mit 300,000 Livres unterstützt, beschloß, von mehreren Umständen veranlaßt, den Rückzug nach Frankreich. Auf schlechtbeschaffenen Wegen, und fortwährend von dem Feinde beunruhigt, wurde dieser Entschluß endlich ausgeführt. Man erreichte am 20. Sept. Metz. Dieser Rückzug wurde seiner tausendfältigen Schwierigkeiten wegen allgemein bewundert, und selbst der Generallieutenant Gallas gestand, daß dieser Rückzug eine der schönsten kriegerischen Handlungen des Herzogs gewesen sey, und mehrere Schlachten aufwiege.

War Bernhard in Deutschland ein siegender Feldherr gewesen, so war er es auch nicht weniger in Frankreich. Demungeachtet schenkte ihm Richelieu nicht das Vertrauen, wie er es verdiente, so wie auch der Herzog aus den Handlungen des französischen Kabinettes nicht klug werden konnte. Darüber stimmten jedoch alle Berichte der französischen Heerführer überein, daß man den weimarischen Herzog zu fesseln suchen müsse, ohne den der Krieg schwerlich glücklich für Frankreich zu Ende geführt werden könnte.

Alle diese Umstände, verbunden mit den Gefahren, denen Lothringen ausgesetzt war, führten endlich zu dem merkwürdigen Vertrage, welcher am 17. Oktober 1635 zu St. Germain en Laye

Digitized by Google

zwischen den französischen Ministern Bouillon, Bouthiller, Servien und Charigny einerseits und dem Botschafter Bernhard's, Ponikkaw, andererseits abgeschlossen und von Ludwig XIII. am 19. Oktober genehmigt wurde. Darin wurden dem Herzog von Weimar während der Dauer des Kriegs jährlich 4 Millionen Livres für den Unterhalt von 12,000 Mann Fußvolk, 6000 Mann Reiter und einer Artillerie mit ungefähr 600 Pferden versprochen. Die Zahlungen an den Herzog sollten in vier Fristen, an die Soldaten aber in sechs oder acht Löhnungen, je nachdem sie diesseit oder jenseit des Rheines wirken würden, erfolgen. Ueberdies versprach der König noch das Interesse des Herzogs und seiner Offiziere bei'm künftigen Frieden zu wahren, wenn sie ohne Genehmigung und Vermittelung des Königs alle Vergleiche mit dem Feinde vermieden. Einige dieser Uebereinkunft beigefügte geheime Artikel bestimmten von den vier Millionen jährlich 200,000 Livres für die Person des Herzogs; auch sicherten sie ihm den Besitz der Landgrafschaft Elsaß, mit Einschluß der Vogtei Hagerau, mit allen ihren Rechten, welche dem Hause Oesterreich auf dieses Land zugestanden, nur dürfte der Herzog weder die Ausübung der katholischen Religion, noch die Güter der Geistlichen und Kirchen angreifen, noch auch die Rechte und Freiheiten derselben schmälern. Dieser denkwürdige Vertrag vernichtete gleichsam das Bündniß Bernhard's mit Schweden, und machte den Herzog von Frankreich abhängig, was mit den Absichten dieses Fürsten keineswegs übereinstimmte. Indeß gebot der Drang der Nothwendigkeit die Bestimmungen des Vertrags wenigstens so lange zu halten, bis ein günstigerer Zeitpunkt für Deutschland herbeigekommen war, weßhalb auch der Herzog sein Verhältniß zu Frankreich weislich verschwieg Die Unzufriedenheit seiner Krieger und Offiziere suchte er aber durch die Bewilligungen des Königs zu stillen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gesang-Fest zu Marburg am 19., 20. und 21. Juli.

(Marburg, 24. Juli.) Wenn Marburg so lange steht, so hoch und glücklich lebt, wie solches in diesen Tagen von zahllosen Wünschen — und sie alle kamen unverkennbar aus aufrichtigen Herzen — ausgesprochen wurde, dann Heil der Stadt! und Heil ihren Bewohnern! bis zu den spätesten Zeiten. Damit wollen wir alle und jede Beurtheilung der Art und Weise, wie das Fest begangen ist, zum Eingang erledigt haben und nur Denen, die mitfeierten — zur freundlichen Erinnerung — sowie allen Andern zum Nutzen und Frommen die Feier selbst zu schildern, Jenen aber noch ein Mal vorüberzuführen versuchen. Daß schon einige Tage vor der Eröffnung das rege Leben im Innern Marburgs zunahm und das Zuströmen von Auswärtigen merkbar wurde, begreift sich von selbst; aber in welchem wohl unerwarteten Grade Beides stattgefunden, das zeigte sich bereits am ersten Festtage, wo bei dem Einzug der am „Englischen Hofe" empfangenen Sänger, der mit wallenden Fahnen, sowie in alphabetischer Ordnung der Städte geschah, der Marktplatz mit einer unübersehbaren Menschenmasse bedeckt, alle Straßen gedrängt voll, alle Häuser mit Zuschauern besetzt waren. Kaum konnte sich das Lied, womit die hiesigen Vereine die Ankommenden begrüßten, ein geneigtes Gehör verschaffen. Die Sänger zogen zu einiger nothwendiger Recreation heim (sie alle waren und wurden hier heimisch), versammelten sich dann wieder zur Konzertprobe, und nachdem diese ächt und recht bestanden war, kamen sie mit vielen anderen Theilnehmern in den geschmückten Räumen des „Englischen Hofes" zusammen. Mehr als fünfhundert waren bei dem Abendessen gegenwärtig, wo der Frohsinn präsidirte und seinen Geist über Alle ausgoß. Toaste — der erste auf das Heil des durchlauchtigsten Prinzen-Mitregenten — wurden sodann ausgebracht zu Ehren der Sänger, der Damen, welche die Preisfahne gestickt hatten, der Stadt, der Universität und noch andere, die der gedachte gute Geist eingab. Die schönen Umgebungen des Gasthofs waren erleuchtet; ein Feuerwerk verfehlte nicht, sein Prasseln in den Jubel einzumischen; doch, als die elfte Stunde geschlagen hatte, da zog unter Musikbegleitung die „lustige und kampfbereite Schaar" zur Stadt zurück. Zu stillen Sommernachtsträumen war die erforderliche Ruhe nicht vorhanden; bei so vielem Lichte, dem auch der Mond das seinige beizugesellen geruhte, gab es überhaupt keine Nacht und die Eingeschlafenen wurden früh erweckt, als am Sonntag-Morgen um die sechste Stunde auf dem Marktplatz erhebende Choralgesänge ertönten. Daran reihte sich fast unmittelbar der Empfang der aus den nahe liegenden oberhessischen Städten in langer, festlicher Ordnung heranziehenden Sänger und ihre Begrüßung auf dem Markt in Gegenwart einer Zuschauermasse, die durch die nun auch herbeiströmenden Landleute von Stunde zu Stunde wuchs. Einige Ruhe in der Bewegung trat ein zur Zeit des Konzerts in der Pfarrkirche, das auf das zahlreichste besucht, sowie in seiner Ausführung vollkommen gelungen zu nennen war, während man an dieser Stelle das Bedauern nicht unterdrücken kann, daß der Meister, auf dessen Besitz wir stolz sind, daß unser Spohr durch seine Reise nach Carlsbad der angelegentlichsten Einladung zu folgen sich verhindert sah. Als nach zwei Uhr die in dem Rathhause niedergestellten Fahnen der Vereine abgeholt wurden, und als sich später der ganze Zug von der Ketzerbach aus durch die Stadt nach dem Kämpfrasen feierlich bewegte, da war ein solches Wogen und Drängen und dabei dennoch eine solche Darlegung von Ordnung und Anstand in der gesammten Masse, daß Viele, die bei größeren festlichen Veranlassungen an größeren Orten gegenwärtig waren, ein Gleiches sich nicht zu erinnern vermögen. Der Kämpfrasen selbst, die Arena, wo gesungen und gekämpft werden sollte, war in einen Hain verwandelt worden, und in ihm sah man Tribünen und Sitze (mit Ausnahme von Sperrsitzen), Zelte, Pavillons, Laubhütten und vor allen — nach keiner übertriebenen Schätzung — gegen zehntausend Menschen, mithin wahrscheinlich mehr als bei dem Sängerwettstreit auf der Wartburg am 20. Juli 1207. Die Preisrichter — und unter ihnen zuverlässig kein so strenger wie Meister Klingsohr — erkannten den Sängern von Cassel, Friedberg und Herborn gleiche Ansprüche zu, wobei denn das Loos entscheiden mußte und —

Wem nun das schönste Lied gesungen,
Wer die köstliche Fahne errungen,
Vor welcher, aus schöner Hand gereicht,
Die Zahl der andern sich tief verneigt,

— das war der Sängerverein von Herborn, der schon zuvor durch eine sehr gute Auswahl der Lieder eine große Theilnahme sich erworben hatte. Nach acht Uhr kehrten die Sieger zurück, und als sie nun auf dem Markt versammelt waren mit dem Ehrenpreis, umringt von den übrigen Fahnen, da schien es, als ertönte Hülons Horn; es war ein Austausch von Freude und Lust (man sah bejahrte Landleute innerhalb des Kreises sich nach dem Takte der Musik und zwar sehr gemessen bewegen); es war ein Zustand, der keine Beschreibung zuläßt. Wiederum ging es in die Räume und in die erleuchteten Umgebungen des „Englischen Hofes". Tausende wogten ringsum; aber in den Ballsaal einzudringen, das war eine kampffordernde Aufgabe, und Denen, die eingetreten waren, konnte man mit Dante zurufen: „Lasciate speranza", um aus diesem Drang saal wieder herauszukommen. Die Fröhlichen haben sich jedoch an dieses Drängen und an diese Gluthen bald gewöhnt und auch ein glückliches Herauskommen hat in der Frische des nächsten Morgens stattgefunden. Um Mitternacht strahlte noch die Illumination des Pfeifer'schen Gartens, war es noch laut in den Laubgewinden auf dem Kämpfrasen und — der Vollmond

Digitized by Google

ergoß sein magisches Licht über die ganze Scene im Vorgrunde, eben so wie über die in der Ferne feiernde herrliche Landschaft, während wir übrigens nicht untersuchen wollen, ob und wie viele trunkene, d. h. selige Augen zu ihm aufgeschaut haben mögen.

(Schluß folgt.)

Der Odenwald.

Von Scriba.

Wie grünen die Eichen so frisch und so hold,
Wie glänzet so freudig der Sonne Gold,
Wie rauschen die Quellen, so klar und so rein,
Hervor aus dem ahnungsdüsteren Hain,
Wie bist du so schön! Dein Namen allein
Ist klangvoll schon, wenn er dem Ohre erschallt,
Mein grüner, mein herrlicher Odenwald!

Es schlingen sich zwischen den buschigen Höh'n
Die Thäler dahin so lachend und schön;
Es klappern die Mühlen am sprudelnden Bach,
Es winket des Kirchthurms moosiges Dach,
Der Glockenton rufet die Sehnsucht wach
Und süße Träume regen sich bald,
Mein grüner, mein herrlicher Odenwald!

Und Herzen voll Treue und Augen voll Lust,
Und Mädchen, sich nicht ihrer Schönheit bewußt,
Und freier Sinn, höhnend den feigen Knecht,
Und fröhliche Sitte und gastliches Recht,
Wie hegst du das Alles so blühend und ächt!
Es zieht mich nach dir mit Zaubergewalt,
Mein grüner, mein herrlicher Odenwald!

Im zerfallenen Schlosse beim Abendschein,
Da füll' ich den Becher mit funkelndem Wein;
Es weiden die Heerden auf duftigem Hang,
Es tönet im Walde des Jägerhorns Klang,
Es schallt aus der Tiefe der Glocken Gesang -
Da ruf' ich begeistert, daß fernhin es schallt:
Hoch lebe mein herrlicher Odenwald!

Und muß ich einst scheiden, ach scheiden von hier,
Mein sehnendes Herz hängt ewig an dir!
Dein blühendes Thal und den düsteren Hain,
Die rauschende Mümling — sie lieb' ich allein!
Und schläft einst mein Auge auf immerdar ein,
Dann denk' ich, von Schrecken des Todes umwallt,
An dich noch, mein herrlicher Odenwald!

Mannichfaltigkeiten.

(Bremen, 22. Juli.) Es gereicht uns zu besonderer Freude und Genugthuung, die Nachricht mittheilen zu können, daß die Gesellschaft zur Beförderung nationaler Industrie zu Paris nach vorhergegangener langjähriger Prüfung in ihrer General-Versammlung am 9. Juli dem Hrn. Ober-Bergrath Henschel zu Kassel für die beste Angabe von Sicherheitsmitteln gegen Dampfkessel-Explosionen den Preis im Werthe von 6000 Frcs. zuerkannt hat. Die geistvolle Thätigkeit des geehrten Herrn bei der Maschinenfabrik Henschel und Sohn zu Kassel hat vorzugsweise festen Grund zu deren allmähligem, aber fortwährend zunehmendem Aufschwung auch für die Zukunft gelegt, — und hoffen wir, daß diese neue Anerkennung deutscher Verdienste im Auslande auch im Inlande gerechte Würdigung finden und die Vielen von dem unglücklichen und entwürdigenden Gedanken befreien möge, nur im Auslande Befriedigung ihrer Bedürfnisse finden zu können, oder, in Wahrheit gesagt, aus Unterthänigkeit finden zu wollen. — Das Weser-Dampfschiff „Herzog Wilhelm" ist bekanntlich aus jener Fabrik hervorgegangen und mit einem nach jener gekrönten, in der sogenannten Fabrik längst eingeführten Sicherheit gewährenden Construktion gebauten Dampfkessel versehen.

„Ueber Emancipation der Juden, Philosophie des Judenthums und jüdische Reformprojecte in Berlin und Frankfurt a. M. Von Dr. F. W. Carové. Siegen und Wiesbaden. Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung, 1845, 8. 160 S." — Die Rabbiner-Versammlung in Frankfurt a. M. hat mit Recht das größte Interesse aller Gebildeten in Anspruch genommen. Ihre Protokolle werden demnächst veröffentlicht werden, so daß befriedigende und gründliche, aus den Quellen geschöpfte Aufschlüsse über die Hauptpunkte der Judenfrage, auf welche das Interesse dadurch aufs neue gerichtet, höchst erwünscht seyn müssen, um sich der Principien bewußt zu werden, welche zur Lösung derselben leiten können. Dies leistet nun vorliegende Schrift und wir machen in dieser Beziehung ganz besonders auf die Einleitung aufmerksam. Mit Klarheit, Gründlichkeit und Würde, frei von allem Formalismus, geht der Verfasser näher in die Principien ein, deren Kampf im Religiösen die Gegenwart so mächtig und in einer Weise wie noch nie bewegt. Er entwickelt dieselben mit Ruhe und Klarheit und läßt so alle Parteien Bewußtseyn über ihr Thun gewinnen, während er Gleichgesinnte mit hoher Freudigkeit erfüllt. Wünschen wir darum dem Buche viele Leser und allen Kämpfenden den festen Willen, den Parteienkampf, welcher gar oft in Persönlichkeiten ausartet, in einen Kampf der Prinzipien zu verwandeln. Die Wahrheit wird dann um so schöner siegen.

In Thüringen wird nun mit der Eisenbahn Ernst gemacht. Aller Orten ist dieselbe im Bau begriffen. Besondere Aufmerksamkeit wird den zeitraubenden Wasserbauten gewidmet. Die große Brücke, welche bei Weißenfels über die Saale führt, hat bereits einige Pfeiler über dem Wasserspiegel. Zwischen Naumburg und Schulpforta wird der Saale ein anderer Lauf angewiesen, um einen Brückenbau zu ersparen. Bei dem Badeorte Kösen sind die Brückenpfeiler zum Theil schon fertig. Die Schwierigkeiten, auf welche man stieß, sind viele Flußübergänge, sumpfiger Boden, Steinlager u. s. w. Tausende von Arbeitern sind aller Orten in Thätigkeit. Möge die Eisenstraße recht bald vollendet werden! Sie gehört zu den bedeutendsten Deutschlands, da sie die großen Plätze Leipzig, Cassel und folgeweise Frankfurt a. M. in Verbindung bringt. Werden erst diese drei Städte durch Eisenbahnen verbunden seyn, so ist sich Süd- und Norddeutschland um ein Bedeutendes näher gerückt.

(Aargau.) Im Frickthal starb vor einigen Wochen plötzlich eine Frau, ohne vorhergegangene Krankheit; vor wenigen Tagen ist ihr auch ihr Mann nachgefolgt. Die nun vorgenommene Sektion erwies, daß eine Vergiftung stattgehabt, und zwar durch Grünspan, der an dem kupfernen Küchengeschirr beinahe eine halbe Linie dick sich angesetzt hatte. Beide waren erst seit fünf Monaten verheirathet.

Die jetzt im Druck erschienene Liturgie Theiner's, welche zunächst zum Gebrauch für die deutsch-katholische Gemeinde in Berlin bestimmt ist, hat nicht bloß die Bedeutung der formellen Fest-

Digitized by Google

stellung einer einzelnen gottesdienstlichen Handlung für die neue Kirche, sondern sie kann zugleich in einem umfassenden Sinne als die erste, auf historischer und dogmatischer Grundlage fest aufgeführte Organisation des deutsch-katholischen Cultus überhaupt angesehen werden. In dieser Beziehung hat der uns vorliegende Entwurf der „Meßfeier der deutsch-katholischen Gemeinde zu Berlin" eine besondere Wichtigkeit. Die neue Kirchenbewegung, welche überhaupt durch den Zutritt Theiner's erst in das ursprüngliche historische Geleise der katholischen Reform zurückgegangen, und durch diese Wiederanknüpfung an den geschichtlichen Verlauf der neuern Zeit einen großen und unbezwingbaren Zusammenhang gewonnen hat, sie wird jetzt auch erst durch die Annahme der Theiner'schen Liturgie zu den ihr entsprechenden eigenthümlichen Formen sich ausprägen und darin zu einer fertigen und vollendeten Gestalt sich abschließen.

(Berlin, 23. Juli.) Der würdige deutsche Meister Louis Spohr, von dem wir in diesen Tagen ein neues Kunstwerk auf der königlichen Opernbühne hören werden, ist hier eingetroffen. Sey er, nach den langen Jahren, die er unsere Stadt nicht besucht hat, auf's beste willkommen geheißen.

Der Dorfzeitungsschreiber bemerkt: „Die Christkatholiken bitten um einen gelinden Winter. In vielen Ländern sollen sie keinen Gottesdienst in den protestantischen Kirchen halten; in katholischen ohnehin nicht; Privatbethäuser gibt's nicht überall. Ich denke aber, DER, der ihnen jetzt im Sommer ein Plätzchen zum Beten in seinem großen Tempel eingeräumt hat, wird auch im Winter Rath für sie wissen. Meine größte Stube stände ihnen zu Diensten, und eine Kapelle mit einem Dompredizer fänden sie da schon."

Von der von Dr. G. B. Kriegk so ausgezeichnet bearbeiteten „Weltgeschichte von F. L. Schlosser" ist (bei Franz Varrentrapp) die fünfte Lieferung erschienen. Die große Verbreitung, welche dieses Werk bereits hat, verdient es im höchsten Grad.

Die Jägerconferenzen in dem altenburgischen Forstamt Klosterlausnitz erweitern sich in erfreulichster Weise. Eben so haben schon mehrere Oeconomenconferenzen unterm Vorsitze des wackern Kreishauptmanns Hrn. von Schwarzenfels im Altenburgischen stattgefunden.

An Lärm und Musik wird's am Rhein nicht fehlen, wenn die Inselkönigin kommt (meint die Dorfzeitung). Der König von Preußen hat sämmtliche Musikchöre und Trommelschläger des achten Armeecorps nach Coblenz beordert, um gemeinschaftlich einen großen Zapfenstreich auszuführen.

Korrespondenz.

München, 24. Juli.

Morgen nimmt unsere Jacobidult ihren Anfang. Von Verkäufern ist dieselbe so zahlreich wie gewöhnlich besucht, wie es dagegen mit den Geschäften stehen wird, ist abzuwarten. Uebrigens scheinen diese Leute denn doch trotz ihrer stereotypen Klagen über schlechte Geschäfte ihre Rechnung zu finden, da sich ihre Zahl von Jahr zu Jahr mehrt, statt sich zu verringern. Nicht genug loben kann man, daß unsere Polizei endlich dem großartigst getriebenen Unfug der Harfenistinnen, Affenführer und sonstigen Dultbettler und Dultplaggeister zu steuern angefangen hat. Die erste Stelle unter den diesmaligen Merkwürdigkeiten wird offenbar von der Kunstreitergesellschaft der Herren Guizent und Dejars aus Paris eingenommen, für die auf dem Dultplatz ein Brettercirens hergestellt worden ist, für welchen allein schon die Auslage der Gesellschaft auf 2000 fl. kommt. Die Eintrittspreise sind gegen sonstigen Brauch dahier zwar hochgestellt, ob sie aber die Kosten decken werden, muß bei der Abneignng des Publikums gegen hohe Preise füglich bezweifelt werden. — Vor wenigen Tagen sprang hier fast mitten unter des Wegs gehenden Leuten eine Dirne von dem Arme ihres mit ihr hadernden Burschen weg und in's Wasser. Der Liebhaber, welcher ihrer lauten Drohung nicht geglaubt hatte, sprang ihr zwar augenblicklich nach, aber ohne im Stande zu seyn, sie mehr retten zu können. Erst als Leiche konnte er das Mädchen den Fluthen entreißen. — Kommenden Sonntag eröffnet die berühmte, hier vorzugsweise beliebte Sängerin Mad. Stöckel-Heinefetter in der Rolle des Fidelio einen Cyclus von Gastrollen. Heute sollen wir Hrn. Meinhardt als Peter in Lortzing's Czaar und Zimmermann kennen lernen.

---

†* Baden-Baden, 25. Juli.

Unsere Saison ist jetzt im wahrhaften Sinne des Wortes brillant. Fremde aus allen Weltgegenden füllen unsern Badeort, der sein altes Renommé wie immer glänzend bewährt. Die heutige Kurliste nennt 11,894 Fremde und 1414 gegenwärtig hier anwesende Familien. Gestern ist unter großen Feierlichkeiten und Kanonendonner die Bahnstrecke von hier nach Oos zum Erstenmale befahren worden und morgen wird sie dem Publikum übergeben werden. — In den nächsten Monaten wird ein großes Musikfest hier stattfinden, wozu die bedeutendsten Talente geladen sind; auch die Milanollo's haben ihre Mitwirkung zugesagt. Unsere Gasthöfe zeichnen sich durch Solidität und gute Bedienung aus, namentlich der „Zähringer Hof" ist in diesem Jahre ein Lieblingsaufenthalt der haute volée und Se. Hoh. der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar wohnen ebenfalls dort. — Die Freskomalereien von Götzenberger, die die neue Trinkhalle zieren, machen denen in den Arcaden zu München den Rang streitig und erregen viel Aufsehen. Von literarischen Notabilitäten verweilen Lewald und Emma v. Rindorf hier. Justinus Kerner, der Geisterseher, aber dabei gemüthliche Dichter wohnt in dem nahen Lichtenthal. Herwegh ist nur als fliegende Schwalbe bei uns vorüber gezogen. Lewald zeichnet sich durch sein anspruchloses, freundliches Wesen aus und wenn man in seine Studierstube tritt, einfach und schmucklos wie die jedes Gelehrten, und den schon etwas bejahrten, aber kräftigen Mann im einfachen Hauskleide sieht, so fühlt man sich veranlaßt, zu lächeln über die Aldernthesen der Touristen, die von Lewald nur als von einem mit Glacéehandschuhen und Salonsmanieren Behafteten sprechen. Das sind nur Mährchen, über die Lewald selbst herzlich lacht. — Die Probefahrten von Freiburg bis Offenburg sind bereits auf der Eisenbahn gemacht und den 1. August wird sie dem öffentlichen Verkehr übergeben werden.

Mainz, 25. Juli.

Die so eben erschienenen „Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer" (Frankfurt a. M., literarische Anstalt) erregen in unseren gebildetern Kreisen ungemeines Aufsehen. Das Buch wirft aber auch solche grelle Streiflichter auf die socialen und politischen Zustände des Kurfürstenthums Mainz während der Regierung Erthals; es zeigt uns mit solcher Wahrheit die Verderbtheit und Gesinnungslosigkeit des damaligen Hofes und der ganzen Aristokratie, daß uns der leichte Sieg der Franzosen erst recht begreiflich wird. Wir erfuhren aus dem Buch, daß besonders der Adel es war, der Mainz verrieth und verließ und daß gerade Eickemeyer allein, den man des Verraths beschuldigte, zur Behauptung der Stadt dringend ermahnte. Das Buch hat unstreitig ein allgemein deutsches Interesse und gehört unbedingt zu den beachtungswerthesten literarischen Erscheinungen der Gegenwart. †††

Mainwasser-Wärme.

Den 27. Juli, Abends: 19 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 28. Juli. Vicomte von Letorières, oder: die Kunst, zu gefallen, Lustspiel in 3 Abth., nach dem Französischen von Bayard, von E. Blum.

Dienstag, 29. Juli. Faust, große Oper in 2 Abth., Musik von Spohr.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 208. Mittwoch, den 30. Juli 1845.

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Mancherlei Umstände, besonders aber die vertragsmäßige Summe für den Unterhalt des Heeres, welche das französische Kabinet bisher auszuzahlen Anstand genommen hatte, bewogen den Herzog im Frühjahr 1636 zu einer Reise nach Paris. Er wurde wahrhaft fürstlich empfangen. Doch ließ ihn Frankreich auf alle Weise fühlen, daß man ihn nicht mehr als einen freien deutschen Reichsfürst, sondern als einen französischen General betrachte. Am 10. März wurde er zu St. Germain dem König vorgestellt. Dieser empfing den Helden stehend und mit entblößtem Haupte. Als Ludwig aber im Laufe des Gesprächs seinen Kopf bedeckte, glaubte Bernhard ein Gleiches thun zu müssen, worüber im Saale ein Gemurmel laut wurde, indem man sich einander zuflüsterte: „er bedeckt sich! er bedeckt sich!" Der König, dies gewahrend, nahm daher seinen Hut wieder ab, um den Gast zu derselben Verbindlichkeit zu nöthigen. Mit der Aeußerung: „Mein Vetter! wir werden noch mehr Gelegenheit haben, mit einander zu sprechen," soll hierauf Ludwig die Audienz abgebrochen und sich in sein Kabinet zurückgezogen haben. Nach aufgehobener Tafel erhielt er Vortritt bei der Königin, von welcher er, in Gesellschaft ihres Gemahls, sehr artig empfangen wurde. Ueberaus freundlich empfing ihn aber der Kardinal von Richelieu, den er auf der Rückreise zu Ruel besuchte. Er war ihm bis zur Treppe entgegen gegangen, und rief, als er ihn erblickte: „Sie, mein bester Freund auf der Welt!" worauf er den Herzog am Arm erfaßte und ihn in sein Zimmer führte.

Der Herzog von Weimar zeigte sich in Paris als ein ächtdeutscher Fürst, und verwies mit Stolz auf den Stammbaum seines uralten Geschlechts, das Kurfürsten und Kaiser aufzuweisen hatte. Man minderte endlich auch, wenn man ihn empfing, die strenge Etikette, und die Königin soll ihm sogar einen Sessel zum Niederlassen angeboten haben. Auch bot man Alles auf, ihm den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Feuerwerke, Schauspiele, Heerschau und Jagden wechselten mit einander ab, und Einer überbot den Andern mit Veranstaltungen von Festlichkeiten zu Ehren des Helden des Tages. Bei einer solchen Gelegenheit war es auch, wo ein verlauter Hofmann ihn fragte, wie er es angefangen, daß er die Schlacht bei Nördlingen verloren habe: „Ich that, als wollte ich sie gewinnen," antwortete der Fürst gelassen, wandte sich aber zu seinem Nachbar und fragte ziemlich laut: „Wer ist dieser Narr, welcher diese Frage an mich richtete?"

Ihn für Frankreichs Interesse empfänglich zu machen, ließ man kein Mittel unversucht. Er wurde nicht nur königlich bewirthet, sondern man überhäufte ihn auch mit den kostbarsten Geschenken. Als man sogar versuchte, ihn mit der eben so schönen als geistreichen Prinzessin von Rohan zu vermählen, wie man glaubt, in der Absicht, um ihn desto eher zum Uebertritt zur katholischen Kirche zu bewegen, hat er statt der Antwort seinen Hofprediger öffentlich einen protestantischen Gottesdienst halten lassen.

Daß unter solchen Umständen die Aussichten auf die Erfüllung seiner Wünsche nicht eben hoffnungsvoll waren, ist erklärlich. Und in der That wurden sie ihm auch möglichst erschwert. Man zögerte lange mit der nöthigen Unterstützung. Endlich wurde bestimmt, daß er in's Elsaß gehen und diesen Landstrich nebst Lothringen erobern sollte, damit die nördlichen Gränzen des Königreichs gesichert würden. Die Verhandlungen darüber geschahen gewöhnlich in den Wohnungen des Königs und des Kardinals, wobei der Pater Joseph, Richelieu's Vertrauter, niemals fehlte. In einer dieser Berathungen war es, als der geschwätzige Mönch den Herzog durch Fingerzeigen auf der Karte belehren wollte, wo und wie er die Festungen zu nehmen habe. Nachdem der Herzog lange das Geschwätz des Paters geduldig angehört hatte, sagte er endlich: „Das ist recht gut, lieber Herr Pater, wenn man die Städte mit den Fingerspitzen nehmen könnte."

Mißmuthig über die wenigen Erfolge, welche sein dreimonatlicher Aufenthalt herbeigeführt hatte, verließ er endlich am 15. Mai Paris, und traf am 22. in dem Hauptquartier seiner Truppen zu Vezelize ein. Er fand sein Heer nicht in erfreulichen Umständen. Hunger und Pest hatten in demselben große Verheerungen angerichtet, so daß seine Stärke sich nur noch auf 7500 Mann belief. Er zahlte den Kriegern die halbe Löhnung, und vertröstete sie mit dem Rest auf den Monat August, wo ihm Frankreich eine Million Livres zu zahlen versprochen hatte. Schon der Anblick ihres tapferen Führers hatte sie zufrieden gestellt, denn Jeder von ihnen hielt es für eine Ehre, unter seinen siegreichen Fahnen zu fechten. Er unternahm nun mit Lavalette einen Heerzug durch Elsaß, wo die unerwartete Erscheinung unter den Feinden Furcht und Bestürzung verbreitete. Er brach mit seinen Truppen am 26. Mai von St. Nicolas auf, eroberte am 30. Mai Saarburg, und marschirte am 1. Juni nach Pfalzburg, dessen Schloß sich ohne Widerstand ergab. Diese schnellen und glücklichen Eroberungen machten eine günstige Wirkung auf seine Schaaren. Er benutzte diese Stimmung, und brach in der Nacht vom 1. zum 2. Juni nach Zabern auf, und erschien mit Tagesanbruch vor der Citadelle Hohenbar. Ihre Eroberung war das Werk von drei Stunden. Größern Widerstand aber setzte ihm die Stadt selbst entgegen. Da wurde endlich am 9. Juni Bresche geschossen und am Abend Sturm darauf gelaufen. Man drang ein, und kämpfte drei Stunden lang gegen die tapferen Belagerten, welche sich wie Verzweifelte wehrten. Die Dunkelheit der Nacht brachte aber Verwirrung unter die Truppen, weshalb sie zum Rückzug genöthigt wurden. Achtzig Mann und mehrere brave Offiziere, unter denen sich auch der Graf Jakob Johann von Nassau und der Marechal de Camp Hebron befanden, hatten bei diesem Kampfe das Leben verloren. Der Herzog selbst büßte den Zeigefinger der linken Hand ein, und erhielt einen Streifschuß am Fuße. Viele andere Offiziere waren

Digitized by Google

verwundet worden. Der Kommandant der Stadt, Oberst Mühlheim, bat am andern Tage um einen ehrenvollen Abzug, welcher aber ausgeschlagen wurde. Die Stadt wurde hierauf enger eingeschlossen und am 15. Juni von neuem bestürmt, wobei der äußere Theil in einen Schutthaufen verwandelt und der Feind in das Innere der Stadt zurückgedrängt wurde. Als es nach einer zweiten fürchterlichen Beschießung am 28. Juni nicht gelang, die Stadt mit Sturm zu nehmen, wurde endlich am 4. Juli dem Kommandanten der Abzug bewilligt. Bernhard nahm hierauf Besitz von der Stadt, von der er 38,000 Gulden Kriegssteuer erpreßte. Diese Belagerung hatte dem Herzoge viele tapfere Krieger gekostet, und er selbst war mehr als ein Mal in Gefahr gewesen, das Leben zu verlieren. So schlug während der Kanonade am 15. Juni eine vierpfündige Kugel durch sein Zelt unter das Bett, auf welchem der Held lag, ohne ihn aber im mindesten zu verletzen.

Nachdem das Elsaß durch Einlagerung von Mannschaften gegen einen Angriff des Feindes hinreichend gesichert worden war, brach das weimarische Heer am 5. August nach der Saar auf, unterstützte den Obersten Ehm bei der Vertreibung des bei Blamont stehenden Feindes, und unternahm die Belagerung dieser Stadt. In der Voraussicht, daß die Stadt zu einem Widerstand zu schlecht befestigt sey, steckte sie der Kommandant in Brand und zog sich in das feste Schloß zurück. Der Herzog richtete unter Lebensgefahr persönlich das Geschütz gegen die Mauern der Burg, und zwang den Feind durch ein mörderisches Feuer am 19. August zur unbedingten Uebergabe. Der Kommandant mußte für den Frevel, die Stadt angezündet zu haben, sein Leben mit dem Strange büßen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gesang-Fest zu Marburg am 19., 20. und 21. Juli.

(Schluß.)

Wir wollen uns nun hinüberwiegen zum dritten Tag. Man glaube nicht, daß sich irgendwo eine Ermüdung zeigte, nein, die Freude, die von Herzen kommt und zu Herzen geht, bleibt lange munter; sie kräftigt sich aus ihrem eigenen Innern, und an diesem Tage wurde noch gar viel Schönes — manches Schönste — geboten. Da haben am Morgen im „Europäischen Hofe" die Cassler Freunde ein wahrhaft ausgezeichnetes Konzert — auch ein Preis zu Ehren der Sänger und zwar ohne Eintrittspreis — gegeben; da haben die wissenschaftlichen Institute die Pforten ihrer Prachträume geöffnet und deren Conservatoren haben, mit der rühmlichsten Zuvorkommenheit, viel Seltenes und Sehenswerthes gezeigt; da haben joviale Begrüßungen und feierliche Verabschiedungen stattgefunden, und dann ist die Freude auf ihren Culminationspunkt gestiegen, nämlich auf „Spiegelslust". Diese weithin bekannte Anlage (deren Schöpfer und Fürsorger, der Freiherr von Spiegel-Desenberg, der Einladung des Festcomité's, wie aus seiner eben so herzlichen als schmeichelhaften Erwiederung hervorging, leider nicht folgen konnte) war zum Empfang von Vielen auf das schönste ausgestattet; indessen waren die Räume bald bedeckt und die große Zahl nahm überall Platz, wo sie nur Boden finden konnte, auf grünem Grund und unter Waldesschatten, in den buntesten Gruppen und den verschiedenartigsten Nüancirungen, aber alle vereint in Lust und Liebe zum schönen Tagewerk. Hinab in das Thal schallte der Jubel, in den Bergen wiederhallte das Lied, dem von Zeit zu Zeit auch Kanonenschüsse secundirten, und als alle von nahe wie von fern hergekommenen Sänger von dieser Höhe die Berge ihrer Heimath erblicken konnten, da umarmten sie sich und gelobten, einander treu zu bleiben, wenn auch Raum und Zeit sie jetzt wieder trennen. Später wurde noch ein Mal die Stadt und namentlich der Marktplatz belebt durch die Versammlung und Abreise der auf bekränzten Wagen Heimkehrenden, und die Abschiedsgrüße, die Vivatrufe zu Ehren Marburgs dauerten fort bis zu Mitternacht. Damit aber endete der dritte Tag. Noch sey es vergönnt — und es gehört nicht zu den Contes bleus — eines „blauen Dienstags" zu gedenken, wo Jocus und Phantasus im „Froschhof" eine Nachfeier veranstaltet hatten, ein fröhlicher Schluß des an wahrer Fröhlichkeit nicht wohl zu übertreffenden Ganzen. Von elf Städten (Butzbach, Cassel, Dillenburg, Frankenberg, Friedberg, Fulda, Gießen, Herborn, Kirchhain, Rauschenberg und Wetter) waren Sangvereine und Sänger (gegen 280) anwesend. Noch mehrere waren geladen, aber zu kommen verhindert, unter denen wir namentlich den Sangverein der Stadt Offenbach anführen müssen, der seine Nichttheilnahme in einem eben so schönen wie trefflich motivirten Schreiben entschuldigte. Rechnet man hiezu die theilnehmenden Mitglieder der hiesigen drei Vereine, so ergibt sich eine Gesammtzahl von 430 Sängern. Sie mußten eine grandiose Harmonie nicht blos selbst hervorbringen, vielmehr auch mittheilen und herrschend machen und — sie hat geherrscht. Concordia war der Name, in welchem sich die Tausende versammelt hatten; die rühmlichste Eintracht offenbarte sich unter allen Einheimischen und zwischen diesen und den Auswärtigen gab es keinen Unterschied. Kein Unfall hat sich ereignet, keine Störung ist vorgekommen; mit einer Geneigtheit, welcher der gerechteste Dank gebührt, hat die oberste beaufsichtigende Behörde das Fest nach Möglichkeit gefördert und allen geeigneten Wünschen des Festcomité's ist willfahrt worden. Die Mitglieder des Comité's selbst haben eine Umsicht in der Anordnung, eine Fürsorge in der Ausführung und Einzelne — nach ihrer besonderen Bestimmung — eine solche rastlose Thätigkeit an den Tag gelegt, daß mit Recht und in vielem Wesentlichen es ihnen zuzuschreiben ist, wenn das Fest, dessen Feier ehrenvoll für Marburg, eben so wie für alle Theilnehmende fortleben wird, als ein durchaus gelungenes bezeichnet werden kann. Was von zarten Händen zum Schmuck des Festes beigetragen ist und welche Weihe es durch den Antheil schöner und hoher Frauen und Jungfrauen empfangen hat, verdient nicht minder volle Anerkennung. Auch die Gunst des Himmels wurde ihm durch ein ununterbrochen heiteres Wetter zu Theil und wohl hätte Mancher noch länger singen und sich freuen und von den „lustigen Genossen" sich nicht trennen mögen, indessen omne tulit punctum. Und stehen auch wir nun am Ende, so soll es denn geschieden seyn mit herzlichem und freudigem Nachruf, mit dankendem Abschiedsgruß an die Sänger, die zu uns gekommen sind, an alle Theilnehmer des Festes, die dessen mit Liebe und bleibender Erinnerung gedenken wollen; geschieden soll seyn bis zum frohen Wiedersehen, und unter der Bedingung, daß Jeder den Sinn für reine Freude, wie das Lied und der Gesang sie spenden, treu bewahren möge, denn seht —

„Was soll' aus der Welt wohl werden,
Wenn Keiner mehr — singen wollt."

(*)

Schlimme Folgen des Fanatismus.

(Vom Rhein, 25. Juli.) Der Elberfelder Zeitung wird Folgendes berichtet: „Köln, 21. Juli. Ein hiesiger achtbarer Beamter, evangelischer Confession, verheirathete sich vor sechs Jahren mit der katholischen Tochter eines Gastwirths aus der nächsten Nachbarstadt. Ueber die confessionelle Erziehung der Kinder wurde unter der Zustimmung der beiderseitigen Eltern damals die Vereinbarung getroffen, daß die Söhne der Confession des Vaters und die Töchter jener der Mutter folgen sollten. Diese Ehe, aus welcher bis jetzt drei Kinder — sämmtlich Knaben und daher evange-

Digitized by Google

lisch getauft — hervorgegangen sind, war eine durchaus friedliche und um so glücklichere, als sie von günstigen Vermögens- und Einkommens-Verhältnissen begleitet ist. — Der Fanatismus eines römisch-katholischen Priesters hat dieses Glück zu untergraben und furchtbar zu zerstören gewußt. Die zudringlichsten Ermahnungen an die frommgläubige Frau, für die römisch-katholische Erziehung ihrer Kinder zu sorgen, blieben fruchtlos; ihr intoleranter Seelenhirte schritt zur Verweigerung der Aussegnung, als solche von der Ehegattin nach überstandenem Wochenbette nachgesucht wurde, und ging in unerbittlicher Consequenz vor kurzem zur gänzlichen Verweigerung der Absolution u. s. w. über. So weit hatte die weibliche Ehehälfte die priesterlichen Verhängnisse geduldig und standhaft, wenn auch nicht ohne Kummer, ertragen; als sie sich nun aber aller gewohnten Tröstungen ihrer Kirche beraubt und aus dieser verstoßen sah: da brach Unzufriedenheit, Schwermuth und bald Geisteszerrüttung, die sich in der letzten Woche bis zum äußersten Wahnsinn gesteigert hat, über sie herein. Während der Mann durch Dienstgeschäfte auf einige Tage aus der Stadt gerufen und sie durch ihn selbst inzwischen der Fürsorge ihrer Mutter und Geschwister anvertraut worden war, machte die Unglückliche in der Behausung der letztern erst Versuche, sich aus den Fenstern des obern Hauses hinabzustürzen, welche glücklich vereitelt wurden, versuchte dann in einem unbewachten Augenblicke mit einem erhaschten Messer ihrem geängstigten Leben ein Ende zu machen. Sie wurde auf schon weit gediehener That von den Angehörigen ereilt und an der weitern Ausführung verhindert. Die herbeigerufenen Aerzte, welche die nöthigen Heilmittel sofort angewendet haben, halten sich ihrer leiblichen Wiedergenesung gewiß, die Genesung ihres Geistes aber beruht schwerlich in des Arztes Hand. Möge Gott sie geistig und leiblich wieder gesund werden und dann auch den lieben Frieden der Ehe zurückkehren lassen! — Bezeichnend ist die Wahrnehmung, daß treue Liebe zu ihrem Gatten sich durch alle Ausbrüche ihres Wahnsinns hindurchzieht, die im wüthenden Kampfe mit fanatischen Mächten steht, welche nach ihrer fixen Idee mit allen höllischen Apparaten sie und ihre unschuldigen Kinder bedrohend umschweben. Du, gefühlloser Verketzerer, der mit religionsdienender Hand die Brandfackel der Zwietracht über den friedlichen Häuptern einer bis dahin glücklichen Familie geschwungen hat, mag dein unchristliches und disparitätisches Verfahren mit seinen schrecklichen Folgen von dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit unerreicht bleiben: das Blut dieser unglücklichen Gläubigen, der Kummer ihres untröstlichen Gatten, die Thränen, welche ihre armen Kinder, unbewußt warum, vergießen — sie kommen über dich und dein Treiben!"

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Von dem unermüdlich für die Intelligenz und Bildung thätigen Seminar-Direktor Diesterweg wird ein Unternehmen für das deutsche Volksschriftenwesen begünstigt, welches hier unter spezieller Redaktion des Dr. J. Gersdorf und Otto Ruppius unter dem Titel: „Organ für das gesammte deutsche Volksschriftenwesen, herausgegeben vom Vereine zur Hebung und Förderung der norddeutschen Volksliteratur", als periodische Schrift erscheinen wird. Das Probeblatt enthält ein gediegenes kerniges Wort als offenes Sendschreiben an die Lehrer und Freunde des Volks von dem braven Diesterweg. Sein altes Motto: Vorwärts, vorwärts! und Bewegung! motivirt er auch hier. Offene, ehrliche Kritik muß aber seyn, sagt er ferner. Das Blatt wird in monatlichen Heften zu 2½ Bogen zu dem beispiellos billigen Preis von 1 Thlr. 10 Sgr. jährlich erscheinen, da es pekuniairen Vortheil für die Unternehmer nicht abwerfen soll. Die Förderung eines solchen Plans, ausgeführt von solchen Männern, steht der deutschen Presse wohl an, und möchten daher diese wenigen Worte über dasselbe ihm eine Anregung geben, durch allseitige Besprechung das allgemeine Interesse dafür zu gewinnen.

In Frankreich ist ein so hohes Pferdealter, wie noch nie zuvor, vorgekommen. Eine dem Marquis von Ramecroix gehörende Mutterstute verschied im Alter von 63 Jahren.

Von H. Scherer wird nächstens in Berlin ein Werk unter dem Titel: „Der Sundzoll, nach seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dargestellt", erscheinen, welches den Gegenstand umfassend behandelt, auch die darauf bezüglichen diplomatischen Urkunden, Tarife ꝛc. vollständig mittheilt.

(Aus dem Solbad zu Nauheim.) Unser Solbad hat seine Heilkraft schon so vielfältig bewährt, daß wir es für überflüssig erachten, ihm in dieser Beziehung eine Lobrede zu halten. Dagegen bleibt für die hiesigen Kurgäste noch Manches zu wünschen übrig. Wir besitzen der Bäder zu wenig und nicht genug, um dem immer steigenden Gebrauch zu genügen. Die Umgegend ist zwar sehr schön, könnte aber für das Vergnügen der Kurgäste besser benutzt werden. Es fehlt hier an schattigen Anpflanzungen und gehörig arrondirten Promenaden, besonders in der Nähe der Quellen, sowie ganz besonders an zweckmäßig angebrachten Ruhebänken. Man hegt den lebhaften Wunsch, daß diesem allgemein gefühlten Bedürfnisse entsprochen und abgeholfen werden möge.

(Berlin, 22. Juli.) Der sogenannte Handwerker-Verein, gestiftet durch den Stadtrath Hedemann, erfreut sich immer mehr einer innern Kräftigung und äußeren Theilnahme, die Zahl seiner Anhänger wächst von Tag zu Tag durch die musterhafte und intelligente Leitung, welche demselben zu Theil wird. Die Beschäftigung der Theilnehmer ist vielfach; Wissenschaft und Literatur bilden jedoch die Hauptbranchen. Unter den Mitgliedern haben sich sogar einige Naturdichter bemerklich gemacht, für deren Poesieen der Verein ein eigenes Album hat, in welchem dieselben aufgenommen sind. Man rühmt das warme Gefühl und die kernige, lebensfrische Anschauungsweise in vielen dieser Dichtungen.

Frankfurter Theater.

Die vier Haimonskinder, Oper von Balfe.

Man rühmt das Talent und Geschick der Franzosen für die Abfassung von Opernterten und von pikanten Bühnenstücken und wir wollen es ihnen nicht streitig machen. Aber sie erlauben sich auch Alles, kümmern sich um keine Autorität, um keine Regel der Kunst, um kein Gesetz der Natur und Wahrscheinlichkeit und werfen Alles bunt durcheinander; sie verstehen sich allerdings auf den Theatereffect, aber wie theuer wird er erkauft! Zu den locker und leicht zusammengestellten Opernterten der gewöhnlichen Art gehört auch der vorliegende. Warum werden die vier Coulissenhelden derselben Haimonskinder genannt? Da alle und jede Beziehung der Sage weggefallen und verwischt ist, so könnten sie eben so gut die vier Kinder eines jeden Andern heißen. Nicht einmal die Namen der Haimonskinder sind beibehalten worden. Aus Rittsart ist Olivier, aus Writsart Richard, aus Adelhart Allaed und aus Reinold Rinald geworden; Olivier aber ist im Mährchen ein Minister König Karls von Frankreich. Die vier Damen, ziemlich leichtfertige Wesen, sind gleichfalls nichts weiter als Phantasiegebilde des Textmachers, Clarissa, eine Tochter des Königs Yoo, ist hier in Clara von Beaumanoir verwandelt. In der Volksdichtung verbindet sich Reinald mit Clarissen, in der Oper werden Clara und Richard zusammengethan; todt ist Reinold, hier ist Olivier der Held. In der Hand Yoo's, des alten Kastellans auf dem Haimonsschlosse, liegt der Faden der Intrigue; im Mährchen ist dieser (Yoo) aber König von Tarragona. Alle Namen, Verhältnisse und poetischen Beziehungen sind so verschieden, daß der Titel der neuen Oper zu einem leeren Aushängeschilde wird und daß die vier Helden der Pièce weder die Naivetät, noch die ritterlichen Tugenden ihrer Namensvettern besitzen. Am besten gehalten sind die Figuren des Kastellans und des

Digitized by Google

Grafen von Beaumanoir, denen einiges Interesse nicht abzusprechen ist; auch wollen wir einige effectvolle Bühnenmomente und pikante Situationen nicht verkennen, während wir das Sujet im Ganzen für ein wenig bedeutendes und nur wenig poetisches halten.

Was die Musik betrifft, so haben wir über diese, ohne deren Werth überschätzen zu wollen, manches Günstige zu berichten. Steht auch der Componist nicht in allen Theilen selbstständig da, sondern bewegt er sich oft zwischen Auber und Adam, zieht er auch viele Gemeinplätze und Trivialitäten in das Bereich seiner Musik und mißbraucht er auch häufig die Harmonie, indem er sie nur zu äußerlichen Toneffecten verwendet, so hat er doch oft auch neue und schöne Melodieen, so wie manches Originelle in der Erfindung und Durchführung. In letzterer Hinsicht verweisen wir auf das zweite Finale voll eleganter Ritterlichkeit, nobler Haltung und gefälligem Melodienfluß. Aus dem ersten Acte haben wir die schöne Romanze des Olivier hervorzuheben und im zweiten besonders die erste Nummer des Beaumanoir anzuerkennen; auch das Duett zwischen Beaumanoir und Ivo ist ansprechend. Die Arie des Ivo im dritten Acte ist gut erfunden und gut durchgeführt, noch besser das wirklich interessante Duett in A zwischen Olivier und Hermine. Die Composition gehört im Allgemeinen der neueren französischen Schule an und huldigt weniger der höheren und edleren Aufgabe der Tonkunst, als vielmehr den Anforderungen des Unterhaltung suchenden Publikums. Ob sich unter den neueren Productionen keine der Einstudierung würdigere gefunden hätte, wollen wir dahingestellt seyn lassen. Die bei der ersten Aufführung stattgehabte und offenbar von einer gewissen Partei provocirte Opposition verschwand bei den Wiederholungen und die Aufnahme war eine günstigere, ohne daß wir darum der Novität einen dauernden Erfolg in Aussicht stellen möchten. Die Besetzung ist schwierig, denn die Allianz der vier Haimonskinder und der vier Damen verlangt guten Gesang und gute Darstellung. Wer aber wird zu Episoden-Rollen, wie die drei Richten und die drei Brüder Oliviers sind, sich gerne verstehen? Daß Fräul. Köhler die nichtssagende Partie der Clara sang, ist löblich. Obwohl die Herren Craß, Roth und Mönch als Anfänger ihr Möglichstes thaten, so richten doch gerade hier am wenigsten Anfängre aus. Hr. Nork als Beaumanoir genügte seiner Aufgabe mehr als Darsteller, wie als Sängrr und seine Partie ist allerdings schwierig. Fräul. v. Knoll genügte dagegen mehr im Gesang, wie im Spiel. Diese Rolle ist ein Typus von Koketterie und schwer muß einem jungrn Mädchen ein solcher Grad von Selbstverläugnung werden. Die Herren Conradi (Ivo) und Chrudimsky (Olivier) genügten am meisten, indem sie durch ausdrucksvollen Gesang und angemessenes Spiel ihre Partiern zur vollen Anerkennung zu bringen wußten. In beiden besitzt unsere Oper Mitglieder, deren achtbare Kunstleistungen von den Theaterfreunden gewürdigt werden.

Literatur.

Aristophanes Werke, deutsch von L. Seeger. 3 Bände. Frankfurt, literarische Anstalt 1845.

Es war in diesen Blättern schon einmal, wiewohl nur flüchtig, die Rede von der Seeger'schen Uebersetzung des Aristophanes, welcher wir damals, obwohl erst einige wenige Hefte erschienen waren, doch nach diesen Proben eine günstige Aufnahme versprachen. Unser Urtheil hat sich seitdem bestätigt, der Seeger'sche Aristophanes ist zur ungetheiltesten Anerkennung gelangt, und mit Vergnügen sprechen wir die lebhafte Ueberzeugung aus, daß diese Arbeit eine Zierde unserer deutschen Uebersetzungskunst ist. Wir schauen in der klaren, durchsichtig-edlen Form des deutschen, geistverwandten Dichters die ganze Schönheit des großen Komikers, seinen tiefsittlichen Ernst, seinen Uebermuth und seine reizende Anmuth; die bekannten, oft kolossalen Uebergriffe in ein Gebiet, welches das keusche Ohr der modernen Bildung allerdings mitunter durch unerquickliche Töne belästigt, sind von Seeger in ihrer ganzen derben und naturkräftigen Wahrheit, doch ohne jenes sichtliche Wohlbehagen, wie es bei Deonsen nicht selten unangenehm berühret, wiedergegeben. Der antiken Form ist bei Seeger so weit genügt, als es das deutsche Ohr verträgt. Wo der Uebersetzer durch moderne Mittel den Zweck des alten Dichters völlig erreichen zu können glaubte, hat er unbedenklich zu diesem Mittel gegriffen, und, wir müssen bekennen, fast immer mit Glück. Wer die großen Schwierigkeiten einer guten Uebersetzung des Aristophanes erwägt, der wird dem mit dichterischem Bewußtseyn zu Werk gehenden Uebersetzer in den meisten Fällen, wo dieser einen scheinbar eigenen Weg einschlägt, mit Vergnügen folgen, da er gewiß seyn darf, so am Ende dasselbe Ziel zu erreichen, welches sich der antike Dichter selbst gesetzt hat.

Korrespondenz.

Bingen, 16. Juli.

Der durch die Fürsorge unseres großh. Kreisraths, Hrn Dr. Comesasca, am 25. März. d. J. erlassene Polizeibefehl, „das Aus- und Einladen am hiesigen Krahnen und ganzen Ufer betreffend", hat allgemeine Anerkennung gefunden und wird als der Vorbote noch wichtigerer Verbesserungen für den Handel begrüßt. Daß jedoch diese und jede andere weise Verordnung gute Früchte trage, ist nur durch die vielseitig gewünschte Anstellung eines hinlänglichen Hafenpersonals zu erreichen, welches ausschließlich mit der Vollziehung der betreffenden Verordnungen beauftragt werden müßte. Unsere Stadtbehörde hat zwar seither zur Verschönerung der Stadt und ihrer Anlagen, ja selbst zu minder nützlichen Zwecken, große Opfer gebracht, scheint sich aber vorläufig mit dieser nützlichen Einrichtung nicht befassen und dem Handel, welcher jährlich 4000 fl. Krahnenpacht einträgt, seinen ihm gebührenden Schutz noch nicht gewähren zu wollen. Wir mögen hier nicht untersuchen, ob die Binger Bürger, welche theils für eigne theils für fremde Rechnung den ganzen Pacht entrichten müssen, Ansprüche auf diesen Schutz machen können, und ob ohne solchen an eine Vermehrung des Handels und an eine Vergrößerung des Pachtertrags zu denken ist, sondern überlassen dies dem Urtheil eines jeden Unbefangenen; aber wir machen die Stadtbehörde darauf aufmerksam, daß die nächste Zukunft, wenn auch nicht unserem Handel im Allgemeinen, doch wenigstens unserem Speditionshandel sehr gefährlich zu werden droht. Der Krahnen in Trechtingshausen geht rasch seiner Vollendung entgegen und die Eisenbahn von Rüdesheim nach Biebrich, mit nächstem Frühjahr schon in Bau genommen, wird ebenfalls innerhalb kurzer Zeit vollendet dastehen. So wird Bingen in merkantiler Beziehung bald zwei bedeutende Rivale erhalten, welche kein Opfer scheuen werden, um unseren Speditionshandel an sich zu ziehen. Bleibt Bingen dabei müßige Zuschauerin, so werden, abgesehen von der unausbleiblichen Stockung in den Geschäften unserer Kaufleute, auch noch viele mittellose Arbeiter ihren Verdienst verlieren, und der daraus hervorgehende Nachtheil wird sich nicht mehr gut machen lassen. Möge demnach die Stadtbehörde sich mit dem hiesigen Handelsstande in Verbindung setzen und über die Mittel berathen, wie dieser Gefahr am besten abzuhelfen ist, möge sie das Wohl der Bürger nicht aus einseitiger Sparsamkeit außer Acht setzen, sondern vielmehr alle möglichen Erleichterungen für den Handel eintreten lassen! Nur dann kann unser Platz seinen alten Ruf behaupten und jede Concurrenz siegreich bestehen!

Charade.

(Zweisylbig.)

Um mit Stricken oder Ketten
Eins im Zweiten festzubinden,
Ist in Wolkern, Dörfern, Städten
Unser Pärchen leicht zu finden.
Dieses Sinnes ist das Zweite,
Wie das Ganze, ein Gebäude.

Einzig ist es dahingegen
In der schönen Schweiz von Sachsen;
Prachtvoll, schauerlich gelegen,
Von Natur also gewachsen,
Nicht das Werk von Menschenhänden,
Ein Gewölb von Felsenwänden.

Edenkoben. Elsasser.

Mainwasser-Wärme.

Den 28. Juli, Abends: 18 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 209. Donnerstag, den 31. Juli 1845.

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Bernhard eilte nun in Lothringen von Sieg zu Sieg. Am 24. August erstürmte er Remberviller. Er war einer der Ersten, welcher die Mauern der Stadt überstieg, und schlug hierauf seine Wohnung in dem Kapuzinerkloster auf. Sein erstes Werk nach der Einnahme dieser Stadt war, daß er die Nonnen seines Schutzes versicherte, indem er ihnen, so wie allen Kirchen und Wohnungen der Geistlichen Sicherheitswachen gab, wofür sich die Einwohner durch kostbare Geschenke sehr dankbar bezeigten. Er schlug aber die Geschenke aus, und nahm nur das beigelegte Zuckerwerk. Auch nach der Einnahme der Städte Mirecourt, Châtel, Epinal und Remiremont, welche nun unmittelbar erfolgte, soll Bernhard gegen die Katholiken äußerst duldsam und schonungsvoll verfahren haben. Unter fortwährenden Verdrießlichkeiten mit dem kriegsunkundigen Kardinal de Lavalette, welcher ihn bei dem französischen Hofe oftmals unredlicher Absichten gegen Frankreich beschuldigt hatte, ging das Jahr 1636 zu Ende, und zu Anfange des Jahres 1637 erhielt der Herzog eine abermalige Einladung, nach Paris zu kommen. Er reiste am 24. Januar dahin ab, und so reizbar auch die Stimmung war, welche zwischen Bernhard und dem französischen Ministerium herrschte, so hatte Richelieu doch allen Städten, die jener berühren mußte, Befehl gegeben, den Herzog mit den ihm gebührenden Ehren zu empfangen. Seine Reise glich daher auch wahrhaft einem Triumphzuge, obgleich man versucht ist, zu glauben, daß Frankreich unedle Absichten auf sein Leben gehabt habe. So war er bei den glänzenden Empfangsfeierlichkeiten, welche ihm die Stadt Chaumont bereitet hatte, nicht nur von mehreren Kugeln bedroht gewesen, die man bei der Abfeuerung von Freudenschüssen für ihn bestimmt zu haben schien, sondern seinem Generaladjutanten begegnete ein ebenfalls verdächtiger Umstand, der sich nicht zur Ehre Frankreichs deuten läßt. Als nämlich der Herzog in Bar an der Aube angekommen war, schickte er seine Reiterbedeckung nebst dem Generalstab und Hofstaat in's Hauptlager zurück. Zwei Stunden vor Chaumont wurden diese von einem Trupp vermummter Reiter plötzlich angehalten und nach ihren Namen und Dienstverhältnissen befragt. Da sie kurze Antwort erhielten, und merkten, daß Bernhard nicht dabei war, verschwanden sie eben so schnell, als sie gekommen waren. Der Fürst kam indeß am 29 glücklich mit seinem Gefolge in Frankreichs Hauptstadt an, und wurde von dem Graf von Brulon auf das schmeichelhafteste bewillkommt, so wie man überhaupt zu wetteifern schien, Bernhard's Kaltsinn und die auf seiner Stirne sich lagernden Wolken des Unmuths durch Schmeicheleien, Höflichkeiten und Vergnügungen aller Art zu verscheuchen.

Die Absicht von dem persönlichen Erscheinen der Herzogs in Paris war hauptsächlich die rückständigen Forderungen zu betreiben, welche Frankreich ihm in dem letzten Vertrage bewilligt, aber nur spärlich und unvollständig behändigt hatte. Man hatte ihn um eine Million betrogen, und eine andere war man schuldig geblieben, welche im verflossenen November hätte bezahlt werden sollen. Um so mehr gereizt durch eine schriftliche Anfrage des Reichskanzlers Oxenstierna, ob er noch in Diensten des gemeinsamen Wesens oder blos Frankreichs stehe, führte er während der Verhandlungen nicht nur eine höchst freimüthige Sprache für die Sache seines Vaterlandes, indem er die bisherige Art des ihm geleisteten Beistandes gänzlich verwarf, sondern er suchte auch seinen Forderungen dadurch noch mehr Nachdruck zu geben, daß er seine Truppen während dieser Zeit den französischen Boden betreten und sich Unterhalt verschaffen ließ, wo und wie sie nur konnten. Dies veranlaßte Reibungen, welche eine Menge Klagen und Beschwerden nach sich zogen, die Bernhard als Zeugnisse von dem bedrängten Zustande seiner Armee benutzte. Auf solche Mittel gestützt, verlangte er endlich, daß zwischen ihm und Frankreich am 7. April eine Uebereinkunft abgeschlossen wurde, in welcher ihm in verschiedenen Zahlungsfristen bis Ende Juni die Summe von einer Million und 350,000 Livres, so wie 900,000 Livres für die Quartale des August und November versprochen. Ueberdies brachte er es noch dahin, daß seine Armee noch um 6000 Mann Fußvolk und 300 Artillerie-Pferde verstärkt, und daß ihm statt dem stolzen, unerfahrenen Kardinal de Lavalette ein Anderer als Gehülfe bei seinen Operationen beigegeben werden sollte. Mit diesen Zusicherungen zufrieden und nicht ahnend, daß man ihn nochmals überlistet habe, verließ er den französischen Hof und kehrte nach einer dreimonatlichen Abwesenheit in das Lager seiner Krieger zurück.

Mit neuem Muthe gestärkt, brach Bernhard zu Anfang des Juni mit seinen kriegslustigen Schaaren, welche sich zwischen Chaumont und Langres gelagert hatten, auf, und ging mit ihnen nach Nogent le Roi, wo sie durch einige Tausend Mann Franzosen verstärkt wurden. Die erste Waffenthat war nun die Einnahme des festen Schlosses Romagne, dann die Belagerung von Champlitte, welche Stadt sich mittelst Vergleiches ergab, und gegen Erlaß der Plünderung 30,000 Kronen zahlte. Ohne zu wissen, daß der Gegner den Paß über die Saone besetzt hatte, rückte der Herzog hierauf nach Ray, einem festen Schlosse an diesem Flusse, den zu überschreiten er sich vorgenommen hatte. Er staunte nicht wenig, am jenseitigen Ufer den Herzog Karl von Lothringen mit dem Obersten Mercy vereint zu finden. Er beschloß aber dennoch den Uebergang unter dem Donner des Geschützes, um den am jenseitigen Ufer gelegenen Feind in Unordnung zu bringen. Vier Mal versucht die Reiterei durch den Fluß zu setzen, und vier Mal wird sie zurück geschlagen. Da bestieg der Herzog sein größtes Schlachtroß und stürzte sich in den Strom. Muthentflammt folgen die Krieger dem unerschrockenen Führer; sie gelangen glücklich an's jenseitige Ufer und schlagen den Feind in die Flucht. Bei diesem glänzenden Siege hatten die weimarischen Truppen nicht nur

Digitized by Google

das sämmtliche Gepäck, so wie 2000 Pferde und 16 Standarten erbeutet, sondern sie hatten auch außer 46 Offizieren 1500 Gefangene gemacht. Ueberdies bedeckten noch 800 Todte des Feindes das Schlachtfeld.

Nach der Erstürmung von St. Loup und der Einnahme von Beaumes Dames, welches sich am 27. Juni ergab, und 50,000 Livres, nebst einer Menge Getreide, gegen den Erlaß der Plünderung zahlte, näherte sich Bernhard Besançon, in dessen Nähe sich der Rest der lothringischen Armee gelagert hatte. Bei dem Erscheinen des weimarischen Helden zog sich Karl in das Innere der Stadt zurück. Der Herzog überzeugte sich bald, daß die Belagerung dieser auf Felsen thronenden Stadt mit großen Schwierigkeiten verkunden war, und wandte sich nach dem festen Schlosse Montmartin. Es fiel; und unmittelbar nach ihm ergaben sich auch Rougemont, Falon, Dudrecourt und Luxeuil, so wie am 12. Juli auch Grange. Ille am Doubs, das den heldenmüthigsten Widerstand zeigte, ward in Flammen gesetzt; und so verfloß fast kein Tag, wo nicht größere oder geringere Ortschaften in die Hände der Weimaraner fielen.

(Fortsezung folgt.)

Fanatisches aus Steele.

Man liest in Nro. 85 des „Elberf. Kreisbl." vom 19. Juli Folgendes:

(Elberfeld, 17. Juli.) Ueber das Ereigniß in Steele ist uns von dem Opfer der dortigen Polizei-Behörde nachstehender Bericht über den Hergang der Sache zugegangen. Wenn gleich die „Elberf. Ztg." allen Grund hat, die Wahrheit der gegenwärtigen Aussage in ihren Hauptpunkten nicht zu bezweifeln, enthält sie sich doch jeglichen Urtheils, weil sie die Akten noch nicht für geschlossen ansieht. Wird aber Alles bestätigt, was H. Dammann hier aussagte, so werden wir keinen Augenblick anstehen, den Hrn. Bürgermeister von Steele und die dortigen Wächter der öffentlichen Ordnung und Sicherheit so zu bezeichnen, wie sie sich selbst in ihrem Handeln charakterisirt haben, und ein öffentliches Urtheil über Menschen zu sprechen, welche allem Rechte wie dem Gefühle eines civilisirten Volkes theuer ist, so nachsichtslos Hohn gesprochen haben. — Hier die Aussagen:

Erklärung,

betreffend Steele, seine Hatschiere und Gefängniß.

Dienstag, den 8. Juli, Morgens die Post nach Bochum verfehlend, kam ich zu Fuß nach Steele und — nun einmal im Orte — besuchte ich einige Kaufleute, um Geschäfte zu machen.

Die zufällige Abwesenheit eines Kaufmannes, dessen baldige Rückkehr in Aussicht gestellt war, veranlaßte mich, in einen dem Rathhause gegenüberliegenden Gasthof zu treten, mich ein wenig zu erfrischen und des Kaufmannes Rückkehr abzuwarten.

Ich fand dort einige Herren, welche bald mit der Frage hervorrückten, woher ich sey. — Die Antwort „von Elberfeld" gebar sofort die zweite Frage, wie stark die Deutsch-Katholiken dort seyen. — Ehe ich darauf antworten konnte, fiel ein Zweiter ein und sagte: „Die werden wohl an 1200 Mann haben." — Ich kam nun mit meiner Antwort, daß sie wohl zwei Hundert zählen würden. — Nun gab es ein Hin- und Herreden über die Zahl der Abgefallenen und deren nächste Zukunft, wobei es an gehässigen Bemerkungen und beschimpfenden Benennungen nicht fehlte.

Ein Herr trat nun aus dem Haufen auf mich zu, setzte sich zu mir, drang mir sein Schnapsglas auf, was ich — einer übelverstandenen Freundlichkeit schwächlich nachgebend, auch annahm, im Verlaufe meines Dortseyns drei Schnapse mit ihm trank und bezahlte. — Dieser Herr nun spielte den Liberalen, äußerte, für 100 Thaler auch umfallen zu wollen. — Die Andern hielten das Gegenpart und so gab es ein Für und Wider, dessen Inhalt und Ton wir seit einem Jahre zum Ueberdrusse kennen.

Ich wollte die Sache abbrechen und sagte daher: „Es ist Alles dummes Zeug, wir glauben ja Alle an Einen Gott. — Der Trierer Rock hat allen Unfug in die Welt gebracht." — Die gutkatholischen Steeler Seelen konnten dies nicht vertragen, nannten nun sofort mich selbst einen Rongianer, einen Ronges Bruder und ein Dritter wußte es noch besser und sagte: „ich selbst sey der Ronge." — Bald trat ein Herr herein, ein Portrait in der Hand haltend, schaute auf dasselbe, dann auf mich und sagte dann: „Er ist es." — Andere bemerkten, er hat auch gerade das kahle Plätzchen auf dem Kopfe; die Haare eben so, wenn es nicht Ronge selber ist, so ist es doch sein Bruder, er spielt nur den Kaufmann, um so die Menschen auszuspekuliren und Proselyten zu machen. Nun war der Ronge fertig. — Einige machten sich nun den Spaß, den Ruf: „Ronge ist hier!" auf die Straße und in die Stadt zu tragen. — Das Zimmer füllte sich innen und außen schwoll die Aufregung und der Tumult. — Der Wirth trat besorglich an mich heran und sagte, es wäre wohl gut, wenn ich mich fort machte. Da auch mir der wachsende Spektakel unheimlich wurde, folgte ich sofort dem verständigen Winke des braven Wirthen und schlug ein die Richtung auf Bochum. — Am Ende des Ortes trat ich in eine zweite Schenke, um die erlittene Aufregung mit einem Glase Zuckerwasser zu beschwichtigen, zugleich um dort Etwas zu essen. Dort traf ich einen Polizeisoldaten und einige andere Gäste. — Ich forderte, erhielt und setzte mich zu meinem Zuckerwasser. — Nun warf mir der müßige Diener der so geschäftigen Polizei den Essig hinein durch die Frage: „Haben Sie auch einen Gewerbeschein?"

Ich entgegnete, daß ich als Kaufmann, der nur Kaufleute besuche, keines Gewerbescheins bedürfe, mein Paß aber auf dem Rathhause zu Diensten stehe. —

Sofort fiel ein böslicher Händelsucher ein: „Warum soll Ihnen der Polizeisoldat das Zuckerwasser bezahlen?" Ich erwiederte einfach, daß mir nicht einfalle, daß irgend Jemand für mich Etwas bezahlen solle, am wenigsten aber die Polizei, denn diese Leute könnten das Ihrige sehr gut brauchen. —

Sofort ergriff mich der Polizeidiener und mit ihm mehrere Andere und — ich ward zu Boden geworfen. Ich sprang auf, der Polizeidiener faßte mich wieder, zerriß mir den Reck, wogegen meine abwehrende Hand sich in dessen alte Weste verwickelte, die mir theuer zu stehen kam, wogegen mein zerrissener Rock unvergütet blieb. — Ich wollte nun meines Weges gehen, ward aber zum dritten Male von hintenher zur Erde geschmettert — und nun meine Füße mit einem Stricke geknebelt; dann wurden meine Hände geknebelt, die Füße gelöset und ich wurde mit geknebelten Händen auf das Rathhaus zurück gezerret und gestoßen. — Auf diesem Schmerzenswege erscholl es auf allen Seiten: Schlagt den Ketzer todt! Verbrennt den abgefallenen Schuft; selbst fromme Schwestern oder Nonnen — ich kenne diese Heiligginnen nicht so genau, vermuthete es nur an ihren Schleiern und schwarzer Tracht, stimmten ein in diesen höllischen Chorus — und die Polizei? Nun ja, was that die Polizei, als der wilde Haufe sein „kreuzige ihn!" über mich schrie? — Sie sagte: „Wir haben ihn jetzt einmal!"

(Schluß folgt.)

Die zweite Rabbiner-Versammlung zu Frankfurt am Main und die Berliner Genossenschaft für Reform im Judenthum.

Folgendes ist die Antwort der Rabbiner-Versammlung auf die von der Berliner „Genossenschaft für Reform im Judenthume"

Digitized by Google

an jene Versammlung in ihrer ersten Sitzung durch eine Deputation abgegebene Adresse:

„Mit hohem Interesse haben die Mitglieder der zweiten Rabbiner-Versammlung vom Beginne an diejenige Bewegung im Judenthume wahrgenommen, welche durch Ihre Genossenschaft hervorgerufen worden. Daß diese hervorgegangen aus dem religiösen Bedürfnisse, das bürgerliche Leben, in welches der Israelit mit vollem Bewußtseyn und ganzer Kraft eingetreten, und die Formen des Judenthums in eine wesenhafte und beseelende Einheit zu bringen, haben sie immer erkannt. Daß die Genossenschaft im Drängen dieses Bedürfnisses sich bis jetzt nicht hat hinreißen lassen, selbstständig die Bahn der Umgestaltung zu betreten, und, einerseits den Blick nach den Rabbiner-Versammlungen gerichtet, andererseits als Ziel eine Synode anstrebend, nur die allseitige Bethätigung des Reformbedürfnisses gesucht hat: wußten sie ihr stets Dank. Um so innigere Freude und Befriedigung hat die zweite Rabbiner-Versammlung selbst empfunden, als sie eine würdige Deputation der Genossenschaft, versehen mit einer unmittelbar an sie gerichteten Denkschrift, in ihre Mitte eintreten sah, und sich durch die in dieser ausgesprochenen Ansichten und Wünsche, sowie durch vielfache persönliche Besprechungen mit Ihren Herren Deputirten in jener erfreulichen Ueberzeugung wesentlich befestigte. Das Bewußtseyn der religiösen Gemeinschaft, welches alle Bekenner der israelitischen Religion vereinigt, kann dadurch nur erhöht werden, daß alle Strebenden in Israel sich begegnen und einander nähern.

Da wir in unsern öffentlichen Verhandlungen öfters Gelegenheit hatten, den Grundsatz auszusprechen, daß das Judenthum keinen Unterschied zwischen Rabbinen und Laien anerkenne, so kann es uns nur um so mehr freuen, wenn das Bedürfniß nach Reform nicht bloß in der Ueberzeugung der Rabbinen, sondern auch innerhalb der Gemeinden seinen Boden findet, so daß wir dieses ernste Streben nach Abhülfe und Befriedigung als ein ächt religiöses gern anerkennen, und nur den innigen Wunsch hegen, daß dieses Streben bei seiner allmähligen Ausbreitung nur solche Wege einschlagen möge, wodurch die Einheit unserer Glaubensgenossenschaft nicht gefährdet werde. Sie haben den Wunsch ausgesprochen, in Ihren ferneren Bestrebungen mit den unsrigen Hand in Hand zu gehen, den Wunsch, denjenigen Wechselverkehr zwischen Ihrem und unserem Institute eintreten zu sehen, aus welchem ein heilsamer Erfolg für die Gesammtentwickelung des Judenthums hervorgehen soll. Auch wir sind der Ueberzeugung, daß ein derartiges Zusammenwirken von wahrhaft segensreichen Folgen seyn könne; und wie wir uns gerne der Hoffnung hingeben, daß Ihre Bestrebungen uns unterstützen, den Boden zu gewinnen, auf welchem sich die Resultate unseres Instituts verwirklichen können, so werden Sie uns, als Gesammtheit und als Einzelne, stets bereit finden, Ihre Bestrebungen mit unseren Kräften zu unterstützen, wenn dieselben mit denjenigen Prinzipien übereinstimmen, von welchen wir bei einer Reform im Judenthume ausgehen zu müssen glauben.

Auf den Gang, den Ihre Bestrebungen nehmen, und auf die Gestaltung, welche dieselben durch Erzielung einer Synode gewinnen möchten, halten wir unsere Augen mit voller Aufmerksamkeit gerichtet. Wir wünschen, daß jene zu einem mit unseren Ueberzeugungen und Grundsätzen übereinstimmenden Ziele durch den Beistand und Segen des Einigen Gottes gelangen und wahrhaft gedeihen mögen.

Die zweite Rabbiner-Versammlung."

Bei Ueberreichung dieser Adresse bemerkte der Präsident: „Hochgeehrte Herren! Im Namen der zweiten Rabbiner-Versammlung überreiche ich Ihnen hiermit das Erwiederungsschreiben auf Ihre an diese gerichtete Zuschrift. Hat es mir zur Freude gereicht, bei'm Beginne unserer Verhandlungen Sie, meine Herren, hier zu begrüßen, so gereicht es mir zur weit größeren Freude, Ihnen gegen das Ende derselben hier öffentlich den Gruß der Versammlung zu wiederholen. Denn wir haben unterdessen Gelegenheit gehabt, durch persönliches Bekanntwerden und freundliches Zusammenleben mit Ihnen, Ihren musterhaften religiösen Ernst und die Innigkeit Ihrer Liebe zum Judenthum kennen zu lernen, und wenngleich die Rabbiner-Versammlung sich Ihnen nicht ganz hingeben kann — (was Sie auch gar nicht erwarteten —), indem unsere Bestrebungen das Ganze unserer Gemeinde stets im Auge haben, während Sie, wie das die Natur Ihrer Genossenschaft mit sich bringt, nur Einem Theile derselben zunächst die vereinigende Hand reichen: so rechtfertigt eben darum Ihre Persönlichkeit, geehrte Herren, die Hoffnung und das Vertrauen, daß, wo Männer, wie Sie, an der Spitze stehen, gewiß Nichts wird begonnen oder ausgeführt werden, was nicht, reiflich erwogen, der tiefen Ueberzeugung entsprungen ist, daß dadurch die Ehre des Judenthums und das Heil der Judenheit gefördert werde. — So sage ich Ihnen denn, theure Herren, im Namen meiner versammelten Amtsbrüder ein herzlich Lebewohl! Mögen Sie unser stets so in Liebe gedenken, wie wir die Bekanntschaft mit Ihnen und Ihrem frommen Streben zu dem Schönsten rechnen werden, womit die diesjährige Versammlung unsere Erinnerung bereichert hat."

Herr Dr. Stern antwortete ungefähr Folgendes:

„Gestatten Sie mir, hochgeehrte Herren, in meinem Namen, so wie im Namen meiner Kollegen, Ihnen unsern tiefgefühlten Dank auszusprechen, sowohl für die Freundlichkeit, mit der Sie uns persönlich stets begegneten, als auch für die Art und Weise, wie Sie unsere Mission an Sie aufnahmen. Wir sind der sichern Hoffnung, daß die Bestrebungen, denen wir uns gewidmet haben, nicht blos auf einzelne Genossenschaften und Gemeinden sich erstrecken, sondern die religiöse Wiederbelebung der ganzen Judenheit und des ganzen Judenthums bewirken werden. Wir glauben in unserm Erscheinen in Ihrer Mitte und in der Art, wie Sie uns aufnahmen, eine bedeutsame Thatsache erkennen zu dürfen. Die Anerkennung, die Sie uns werden ließen, nehmen wir mit vollem Bewußtseyn an; denn, meine hochgeehrte Herren! wir sind fest entschlossen, nicht nach Willkür weiter zu gehen, den gesetzlichen Weg der innern Entwickelung niemals zu verlassen, und Nichts zu thun, was aus dem Judenthume herausführen könnte. Auch Sie haben es erkannt, daß Alles, was für die Gesammtheit Geltung haben soll, auch aus der Gesammtheit hervorgehen muß. Diese gegenseitige Anerkennung und dieses im Geiste einige Streben wird und muß dahin führen, das Judenthum wieder zu Dem zu machen, was es in der Geschichte immer seyn sollte, „das Licht der Völker", das reine ungetrübte Licht der Erkenntniß Gottes für alle Völker der Erde. Wir scheiden daher mit dem tiefgefühltesten Danke von Ihnen, und bitten Sie herzlichst, uns stets als die Ihrigen erkennen zu wollen."

Literatur.

Erinnerungen aus Berlin an Carl Seydelmann vom Spätherbste 1842 und ein Memorandum für die Reform des deutschen Bühnenwesens von Dr. G. Knispel, Darmstadt bei C. Leske.

Erst kürzlich hat der wackere Verfasser durch die von vielen Seiten der sehr günstig aufgenommene und auch in diesen Blättern besprochene Schrift: „Ueber die Nothwendigkeit, der oratorischen Ausbildung, besonders der des äußeren Vortrags, eine erhöhte Fürsorge im Unterrichtswesen zu widmen ꝛc.", die Aufmerksamkeit aller Denkenden und Gebildeten auf einen eben so wichtigen, als in unserer vielgerühmten Zeit leider noch so sehr vernachlässigten Gegenstand gerichtet. Er verdient sich durch die Herausgabe des obengenannten Buches abermals unsern Dank. In dem ersten Theile desselben liefert er von Seydelmann, mit welchem er wenige Monate vor dessen Hinscheiden in persönlichen Verkehr getreten war, sehr ansprechende, in frischen Farben gehaltene, den Verstorbenen als Mimen, Rhetoriker und Menschen charakterisirende Züge aus jener Zeit, mit welchen mannichfache anderweitige Episoden verknüpft sind. Hieran

schließt sich im zweiten Theile ein freimüthiges, wohl Tausenden aus dem Herzen gesprochenes Wort über die gegenwärtigen Zustände des deutschen Theaterwesens. Mit Gründlichkeit zeigt er dieselben in ihrem Verhältnisse zu dem eigentlichen Zweck der Bühne und der hohen Bedeutung, die derselben neben Kirche und Schule zukommt, in ihrem häufigen Widerspruche mit dem bessern Geschmack, mit der Religion, Sittlichkeit und Nationalität. Voll sittlichen Ernstes rügt er die vielseitigen Gebrechen des Theaters, weis't auf ihre Ursachen hin und gibt in umfassender Weise die Grundzüge zu einer Umgestaltung des deutschen Bühnenwesens, welche nach seiner wohlbegründeten Ansicht am schnellsten und kräftigsten gefördert werden dürfte durch die Vereinigung von Dichtern, Componisteuren, Kritikern und Theaterfreunden zu diesem Zwecke; er appellirt in dieser Angelegenheit an den Associationsgeist unserer Zeit, der schon auf so vielen Gebieten Großes in's Leben gerufen habe. So sehr wir mit dem geehrten Hrn. Verfasser in diesen Wunsch einstimmen: daß die frische Luft, welche unsere Zeit, unser Vaterland durchweht, auch die dumpfe Atmosphäre des deutschen Theaters reinigend durchdringen möge, so sehr wünschen wir seinem Werkchen die weiteste Verbreitung, damit die von ihm angeregte Idee überall gebührend anerkannt und recht bald von erfreulichem Erfolge begleitet werden möchte.

Korrespondenz.

Aus der preuß. Rheinprovinz, 7. Juli.

In diesen Tagen ist bei Otto Wigand in Leipzig eine Schrift erschienen, deren Inhalt Referenten veranlaßt, das gebildete Publikum darauf aufmerksam zu machen, um so mehr, da sie nicht zu den gewöhnlichen ephemeren Erscheinungen auf dem Gebiete der religiösen Tagesliteratur gehört, sondern die kirchlichen Lebensfragen in einer Weise auffaßt und behandelt, welche geeignet ist, die verkehrten Richtungen in ihrer Blöße darzustellen und Das, was noth thut, zum lebendigen Bewußtseyn zu bringen. Es führt diese Schrift den Titel: „Die Stellung der protestantischen und katholischen Kirche zum Staate, der Kultus, die Kirchenzucht und die Sonntagsfeier, von W. Schneegans, evang. Pfarrer zu Offenbach am Glan, und J. Schneegans, Landgerichts-Referendar." — Beide Confessionen finden in dieser Schrift ihre gerechte Würdigung, aber die eigentliche Initiative geben ihr die Zustände der protestantischen Kirche, insbesondere der preußischen Rheinprovinz. Die hervorstechendsten, aus dem Bestreben einer sektenartigen Abschließung entspringenden Tendenzen der rheinischen Provinzial Synode werden darin einer scharfen vernichtenden Kritik unterworfen und der Weg für eine wahre Fortentwickelung der Kirche angebahnt. Es geht daraus klar hervor, wie es an der Zeit ist, daß auch wir die Augen aufthun über den Gang der kirchlichen Angelegenheiten unter uns, indem die reichhaltige, großartige Entfaltung, welche das Prinzip des Protestantismus im Laufe von drei Jahrhunderten gefunden hat, keineswegs zu ihrem Rechte unter uns kommt; vielmehr sollen in allen Beziehungen verflossene Jahrhunderte das Muster seyn, nach welchem man uns formen und modeln will, so auch insbesondere in der kirchlichen Zucht, durch welche die Synodalprotokolle die freien Gemeindeglieder trefflich zurecht zu machen gedenken, und man handhabt die Kirche und ihre Lehre nicht anders, als ob sie ein einbalsamirter Leichnam wäre. Diesem stabilen Orthodoxismus gegenüber ist freilich der gewöhnliche, mit seinem Urtheile stets fertige Liberalismus eine schwache Macht, und es thut die angezeigte Schrift in der Kraft der Wahrheit dar: daß Rettung nur dadurch möglich ist, wenn die freie Idee des christlichen Geistes zum lebendigen Bewußtseyn gebracht wird. Dann wird jede leere Aeußerlichkeit bald als solche erkannt und in ihr Nichts verschwinden müssen, damit der freie lebendige Geist sich entfalte und mit jugendlicher Lebensfrische und sicherm Takte sich in angemessenern Formen zu bewegen beginne. Das Christenthum ist ja nicht ein äußerer Comoler, ein Sack voll fertig gemachter Wahrheit, sondern Leben und Bewußtseyn und befindet sich deshalb in organischem Zusammenhange mit dem geistigen Leben überhaupt. In diesem Sinne behandelt die vorliegende Schrift ihren Gegenstand; an die factischen Zustände der beiden Kirchenpartieen anknüpfend, bringt sie die Idee zum Bewußtseyn, welche allein in die geistigen Bewegungen der Gegenwart Einheit und Entwickelung bringen kann. Nicht selten müssen sich dabei die verkehrten Richtungen der Zeit derbende Ausfälle gefallen lassen.

† Bad Homburg, 28. Juli.

Noch immer herrscht ein sehr lebendiges Treiben bei uns. In voriger Woche hörten wir die großh. Hofsängerin Mad. Pirscher hier, so wie den Clavierspieler Billett, der glänzenden Beifall errang und den besten Pianisten an die Seite gesetzt werden darf. Sein Anschlag ist sicher, schön und rein, sein Vortrag höchst geschmackvoll und brillant. — Die Bälle im Conversationshause sind stark besucht; dennoch ist die Gesellschaft immer sehr gewählt, da keine Entrée's erhoben, sondern nur Einladungskarten gegeben werden. Vor Allem ist vollständige Balltoilette Erforderniß und sind bereits viele Fremde wegen Mangel eines Balparé-Anzuges abgewiesen worden. — Se. Maj. der König von Preußen nebst Höchstdero Gemahlin waren gestern morgen zum Besuche der noch immer leidenden Prinzessin Wilhelm hier. — Von Gästen von Auszeichnung sind diese Woche hier eingetroffen: die Gräfin von Nassau, Gemahlin des verstorbenen Königs von Holland, so wie die beiden Grafen Medem aus Rußland. Die heutige Kurliste nennt 2092 Personen. — Diese Woche hatten wir eine kleine Brunnenrevolution, indem sämmtliche Arbeiterinnen, die bei den Quellen und bei der Wasserversendung arbeiten, einen höhern Lohn forderten und sämmtlich ihre Arbeiten einstellten. Doch sind die Wasseramazonen bereits ohne weitere Kämpfe zur Ruhe gebracht worden.

Für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge

sind neuerdings folgende Beiträge eingegangen: Vom Lindenthaler Hof 1 fl., — von P. G. wegen einer komischen Boston-Partie zwischen C. H. T. u. H. in Havre 1 fl. 24 kr., — von H. C. von Brandoberndorff mit dem Motto „Vereinigung macht stark" 3 fl. 6 kr., — aus Usingen von S. 1 fl., — von B. 24 kr., — von G. 1 fl., — von N. N. durch K. 1 fl. 48 kr., — Sammlung von Hrn. Heinr. Jung in Soden 19 fl. 12 kr., — vom Comité in Wiesbaden 17 fl. 26 kr., — durch H. v. Z. aus dem Rheingau 5 fl. Zusammen 51 fl. 20 kr., deren Empfang mit dem Hinzufügen bescheiniget wird, daß die Mitglieder unterzeichneter Commission weitere Beiträge fortwährend dankbar anzunehmen und an den Cassirer, Hrn. C. Hager, zur Vereinnahmung und öffentlichen Empfangsbescheinigung abzuliefern gerne bereit sind.

Frankfurt a. M., am 26. Juli 1845.

Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge.

Eduard Hager, Saalgasse, N. 142.
Dr. C. H. Häberlin, gr. Bockenh.-Gasse, E. 134.
Senator Dr. Hessenberg, gr. Hirschgraben, F. 66.
Heinr. Weidinger, Bleichstraße, D. III. c. 2.
August Ravenstein, Seilerstraße, B. 110.
Carl Wolff, Forstamtsrechner, in Sachsenhausen.

Frankfurt, 29. Juli.

Nachdem die Begründung einer Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Volks- und Jugendschriften für hiesige Stadt und deren Gebiet auf den Grund der desfalls vorgelegten Statuten die Genehmigung Hohen Senates erhalten hat, laden die Vertreter dieser Angelegenheit alle bereits beigetretenen Mitglieder, so wie überhaupt Solche, welche der Gesellschaft noch beitreten wollen, ein, sich zu einer auf Donnerstag den 31. Juli, Abends 8 Uhr, im Lokale der polytechnischen Gesellschaft (Pfandhaus) anberaumten General-Versammlung zur Wahl eines Vorstandes und weiter nöthigen Besprechungen einzufinden. — Möchte sich durch recht zahlreiche Theilnahme auch bei dieser, für die geistige Fortbildung unseres Bürgerstandes so höchst wichtigen Angelegenheit der praktische und menschenfreundliche Sinn hiesiger Einwohnerschaft auf's neue kund geben. Wir hoffen dies um so mehr, als in Betracht der schon bestehenden vielfältigen Anforderungen an den patriotischen Sinn unserer Mitbürger der Jahresbeitrag auf nur 30 kr. und beziehungsweise auf 1 fl. 30 kr. festgesetzt ist.

Mainwasser-Wärme.

Den 29. Juli, Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 30. Juli. Das goldene Kreuz, Lustspiel in 2 Abth., frei nach dem Französischen von G. Harrys. Vorher geht: Der Weiberfeind, Lustspiel in einem Act, von R. Benedix.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 210. Freitag, den 1. August 1845.

Die vier Lebensalter.

Von

Wilh. Wagner.

Kindheit ist ein Gärtchen, klein,
Eng umgränzet, doch mit Rosen,
Wo im milden Sonnenschein
Holde Liebesengel kosen;
Kindesherz ist rein und klar,
Reich am Glauben und an Liebe;
Doch es drohet ihm Gefahr,
Pflegt und schirmt die edeln Triebe!
Ehrt der Kindheit schönen Traum,
Schützt die Knosp' am zarten Baum!

Jugendlust und Wanderzeit
Kommen einmal nur im Leben.
Ist die Welt doch groß und weit,
Warum an der Scholle kleben!
Welche Lust, von Land zu Land
Und von einer Stadt zur andern
Bis zum fernen Meeresstrand
Fort zu segeln, fort zu wandern!
Jugend, ohne Rast und Ruh,
O wie reich, wie schön bist du!

Mannesalter, Zeit der Kraft!
Fort mit eitel'm Traum der Thoren!
Ehre Dem, der rüstig schafft
Und der keinen Tag verloren!
Immer Neues will die Welt,
Neues schaffen und gestalten;
Unter'm weiten Himmelszelt
Darf kein träger Stillstand walten.
Ehre Dem, der rüstig schafft
In der vollen Manneskraft!

Greisenalter, langsam kommt's
Und ganz unvermerkt gegangen.
Aber klaget nicht, — was frommt's,
Vor dem Alter zu erbangen!
Hat's doch auch sein stilles Glück,
Seine Ruhe, seinen Frieden,
Ist ihm doch ein klarer Blick
In das Weltgewühl beschieden.
Wann der Glanz des Tages sinkt,
Kommt der Mond, der freundlich blinkt.

Also geht es hier und dort,
Dauerndes kann nicht bestehen;
Jugend drängt das Alter fort,
Ew'ges Kommen, ew'ges Gehen!
Glückes Gunst macht arm und reich,
Ohne Maß will sie vertheilen;
Vor der Zeit sind Alle gleich,
Keinem gönnt sie, zu verweilen.
D'rum bedenkt zu jeder Zeit
Eu'rer Tage Flüchtigkeit!

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Lure's war die letzte, aber auch die wichtigste Eroberung in Hochburgund, weil diese Stadt das Elsaß mit Hochburgund verband. Bernhard ließ sie daher stark befestigen, und dachte nun an einen Rückzug nach Deutschland. Nach mancherlei Anordnungen, welche bestimmt waren, den Uebergang über den Rhein zu erleichtern, drang Bernhard durch die Schweiz über Mühlhausen nach Ensisheim, welche Stadt am 27. Juli von dem Rheingrafen Johann Philipp erstürmt wurde. Mittlerweile war Bernhard nach Benfeld vorausgeeilt, wo auf seinen Befehl vierzig Kähne und anderes Geräthe bereit gehalten wurden. Diese wurden nun auf Wagen geladen und nach dem Dorfe Rheinau, unterhalb Benfeld's geführt, wo die Beschaffenheit des Stromes dem Uebergang bedeutenden Vorschub leistete.

Eben mit der Ueberschiffung beschäftigt, wollten mehrere große Straßburger Schiffe den Paß durchlaufen; sie wurden sogleich in Beschlag genommen, wodurch das Unternehmen um Vieles erleichtert wurde, indem jedes derselben dreihundert Mann aufnahm. Die Uebersetzung geschah am 27. Juli. Der Feind, welcher den Uebergang an dieser Stelle geahnt haben mochte, hatte am jenseitigen Ufer einige Schanzen aufgeworfen, um das Unternehmen wo nicht zu verhindern, doch zu erschweren. Diese waren aber so schwach bemannt, daß sie schon von den ersten 600 Mann, welche das jenseitige Ufer erreicht hatten, erstiegen und erstürmt wurden. Neben diesen wurden nun noch mehrere befestigte Lagerplätze errichtet, deren Räume der Herzog mit eigener Hand absteckte. Kaum daß diese errichtet, die Truppen aber noch nicht alle übergesetzt waren, erschien der kaiserliche General Johann von Werth. Es entspann sich nun ein heftiger Kampf, bei welchem Bernhard durch den mit überlegener Macht unternommenen feindlichen Angriff so sehr in's Gedränge kam, daß er, um sich zu retten, in's Wasser springen mußte, unterdessen seine heldenmüthigen Schaaren den Feind in die Flucht schlugen. Der nach Offenburg zurückgetriebene Werth kehrte jedoch schon am 31. Juli mit verstärkten

Digitized by Google

Streitkräften zurück, entschlossen, die weimarische Heeresmacht zu vernichten, oder über den Rhein zurückzujagen. Um dieses Vorhaben zu erlangen, feuerte er seine Truppen durch Versprechungen von Belehnungen und durch Darreichung von geistigen Getränken an. Der Kampf begann, und war einer der blutigsten seit langer Zeit. Um seinen Truppen den Rückzug abzuschneiden, hatte Bernhard seinerseits einen Theil der Schiffbrücke abtragen lassen, um durch die benommene Aussicht zur Rettung den Muth der Seinigen zu entflammen. Ungeachtet das berauschte feindliche Fußvolk mit bewundernswerthem Muthe focht und die Tollkühnheit so weit trieb, daß es unter dem mörderischen Feuer der großen und kleinen Gewehre die tiefsten Wassergräben durchwatete, um die Schanzen zu erstürmen, so entschied sich doch der Sieg auf Bernhard's Seite, wobei ihn seine Unkenntlichkeit mehrmals vor Gefangenschaft und sein Panzer vor dem Tode gerettet hatte.

Das Kriegsglück begünstigte den Herzog von neuem. Ettenheim, Endingen und Mahlberg ergaben sich fast ohne Widerstand. Hierauf unternahm er die Belagerung von Kenzingen. Aber kaum war der Sturm begonnen, als sich die Nachricht verbreitete, daß Johann von Werth, durch Savelli's und Isolani's Truppen verstärkt, im Anmarsche sey. Bernhard brach sogleich die Belagerung ab, ging dem Feinde entgegen, und nahm eine vortheilhafte Stellung auf der Höhe von Ettenheim ein. Da diese Stellung dem feindlichen Werth für einen Angriff zu gewagt scheinen mochte, so ging Bernhard am folgenden Tag in's Thal hinab und zündete die Stadt an, um die kaiserlichen Schaaren über das Flüßchen zu locken. Seine Absicht gelang. Es entspann sich ein furchtbarer vierstündiger Kampf, wobei endlich Werth, übermannt, im Dunkel der Nacht zurückwich.

Keine Zeit war wohl günstiger für Bernhard, in Deutschland einzudringen, um es von den dort hausenden Feinden zu reinigen, als damals. Aber Frankreich wünschte nicht, daß er sich so weit von seinen Gränzen entferne. Darum sandte es ihm auch keine Hülfe, weder an Mannschaften, noch an Geld, was er Beides höchst nöthig bedurfte. Dieser gänzliche Mangel an Mitteln und der klägliche Zustand seines Heeres, das theils durch Hunger und Seuchen, theils durch das Ausreißen der Franzosen, die vor einem Kriege in Deutschland eine unüberwindliche Abneigung hatten, ungemein geschwächt worden war, nöthigte ihn endlich auch, ganz gegen seinen Willen, zum Rückzug. Er vertraute die Bewachung der Rheinschanzen und der Brücke der Aufsicht des französischen Obersten Manicamp, und zog sich in die reichen Thäler des Bisthums Basel zurück. Diese von mehr als tausend Franzosen besetzten Werke verließ aber Manicamp bald nach der Entfernung Bernhard's, übergab das Kommando einem französischen Hauptmann, Namens de Privat, und ging nach Straßburg, um sorgenlos seine geschwächte Gesundheit zu stärken. De Privat war ein Offizier ohne Muth und ohne alle Autorität, und die ihm anvertrauten Truppen versagten ihm geradezu allen Gehorsam. Unordnung und Zwiespalt waren die nächsten Erscheinungen; von Kriegszucht war fast keine Spur mehr. Er reiste deßhalb nach Straßburg, um bei Manicamp über seine Kriegsgefährten Beschwerde zu führen. Kaum hatte Johann von Werth davon Kunde erhalten, so eilte er an der Spitze seiner Schaaren herbei, und erreichte mit Einbruch des 22. Oktober bei Rheinau die Schanze, welche den Brückenkopf bildete. In kurzer Zeit eroberte er sämmtliche Schanzwerke; denn schon der bloße Kanonendonner war hinreichend gewesen, die keineswegs herzhaften Vertheidiger zur Uebergabe zu bewegen. Die Schanzen wurden geschleift; von den Besatzungen war ein großer Theil entflohen oder niedergehauen worden. Den in Gefangenschaft gerathenen Feiglingen aber nahm Johann von Werth die Gewehre ab, und schickte sie als unschädliche Memmen, mit weißen Stäben versehen, unter Spott und Hohn in ihre Heimath zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Fanatisches aus Steele.

(Schluß.)

Am Rathhause angekommen, wurde ich keineswegs vor den Bürgermeister oder sonst einen Beamten zur Vernehmung geführt, sondern sofort mit geknebelten Händen in's Hundeloch geworfen, und dann im Beisein eines Sekretärs von dem Polizeisoldaten mit Fäusten wiederholt in's Gesicht geschlagen, wobei der Prügeler sagte, daß er seinen Schnauzbart nicht umsonst trage; ich bat ihn, mit einem gebundenen Manne doch Nachsicht zu haben. — Vergebens. Er hämmerte desto wackerer darauf los. — Als er endlich abließ, bat ich um Lösung der Hände und um Wasser — beides wurde verweigert, und straßenwärts drang durch die Stäbe meines Gitters herein der Ruf: „Laßt den Ketzer verschmachten! verhungern! verdursten!"

Jedoch nicht alle Bürger Steeles waren solchen fanatischen Blutdurstes voll — unter andern trat ein Herr an das Gitter, versuchte mich zu trösten, und sprach seinen Unwillen aus über die empörende und ungesetzliche Behandlung, die mir widerfuhre. Mehrere andere Herren sammelten sich und sagten: „Wie kann man diesen Mann so behandeln, er ist doch kein Spitzbube und hat Niemanden gekränkt." Die Polizei trieb die menschenfreundlichen Tröster weg — und ich wurde meinem Durste, meinen Schmerzen, meinen Fesseln und meiner Verzweiflung überlassen.

Vorher aber wurden mir meine sämmtlichen Sachen, als meine Muster, Brieftasche, Börse abgenommen — nicht aber meine Stricke. — Als ich allein war, zerbiß ich vor und nach die schmerzende Schlinge, und dann, in der Empörtheit meines Herzens über solche unwürdige, unmenschliche Behandlung, mag ich im Drange und Sturme der Leidenschaftlichkeit wohl den unglücklichen Versuch gemacht haben, ein verhaßtes Leben, was ich in der damaligen Verwirrung für immer gebrandmarkt glaubte, zu enden. — Allein die Rettung von diesem äußersten Unglücke verdanke ich keineswegs der Wachsamkeit der Polizei, sondern, wie ich nachher erfuhr, einem menschenfreundlichen Mädchen, welches aus dem Fenster eines meinem Kerker gegenüberliegenden Hauses mein unheimliches Thun bemerkt und dann noch rechtzeitig Lärm gemacht hatte, wodurch dann die mich in alle Wege so vernachlässigende als verletzende Polizei wohl nicht umhin konnte, mir die verderblichen Stricke zu entwinden, die sie selbst so unnöthig als grausam um meine Hände geschlungen. Es war gegen zwei Uhr Nachmittags, als ich in's Gefängniß geworfen wurde, erst gegen Abend wurde auf inständiges Bitten mir Wasser gereicht; ich verlangte Essen, allein nur ein Stückchen trockenes Brod wurde mir in Aussicht gestellt, wenn ich's bezahlen wollte, was ich indessen ausschlug. — Andern Morgens brachte eine auf dem Rathhause wohnende Frau aus Mitleiden mir eine Tasse Kaffee und ein Brödchen, welches ich nachher mit $2^1/_2$ Sgr. gezahlet habe. — Gegen halb 11 Uhr wurde ich dann endlich vor den gestrengen Bürgermeister geführt, und auf mein Verlangen wurde dann ein Protokoll aufgenommen, welches ich unterschrieb, um nur aus dem Gehege zu kommen. — Die vielen Schläge, Stöße, Mißhandlungen und Knebeleien hatten mich so angegriffen, daß ich nach einem Arzte fragte; der heilkundige Bürgermeister meinte jedoch, ich möchte nur mit einem Schnapsglase über die wunden Stellen streichen. — Nun war ein Taxator da — um des Polizeisoldaten Weste zu werthen — und siehe, die gute Alte wurde erklärt gut für 1 Thlr. 10 Sgr., welche ich auskehrte — mein polizeilich zerrissener Rock wurde aber nicht gewerthet; bei Rücknahme meiner Gelder vermißte ich einen Fünfthalerschein, und als ich — wie recht — diesen Verlust äußerte, meinte der weise Bürgermeister: „Woher wissen Sie so genau, was Sie bei sich hatten; Sie waren also nicht trunken? wenn Sie aber fortfahren, auf dieser Unwahrheit zu bestehen, so lasse ich Sie noch einmal einstecken!"

Ich merkte, wo das hinaus wollte, und sagte: „Fort ist mir

Digitized by Google

der Fünfthalerschein gekommen, allein in der Rauferei kann ich wohl selbst ihn verloren haben." — Als ich nun diese Erklärung gegeben, dem Taxator für seine Bemühung noch 10 Sgr. gezahlet, behielt man meinen Paß, gab mir dagegen einen Schein auf Münster, auf welchem bemerkt stand, daß ich in Steele mich an der Polizei vergriffen. — Als ich dieses belobende Dokument in der Tasche hatte, war ich wieder frei; kaum trat ich aber vor das Rathhaus, als mein erster Wirth mich in Empfang nahm, mich Arm in Arm in seinen Gasthof führte, Alles zu meiner Verfügung stellte und herzlich bedauerte, daß es ihm nicht gewährt gewesen, mich in meinem Gefängnisse zu bedienen. Er erlabte mich mit allem Erforderlichen — und nur mit Widerstreben ließ er sich eine Vergütung aufdringen. Auch mehrere andere Ehrenmänner ermangelten nicht, mir ihr Beileid zu bezeugen, und ich erfuhr hier, daß ich mein Leben einem Mädchen zu verdanken hätte.

Dort auszuruhen, konnte ich aber nicht über mich gewinnen, und nach kurzem Aufenthalte trat ich zu Fuß den Weg nach Bochum an.

Meine Erlebnisse in Steele waren mir schon voraus geeilt und allgemeine Indignation sprach sich aus über Das, was mir in Steele widerfahren. — In Bochum selbst fand ich mich indessen zu schwach, meine geschäftliche Reise fortzusetzen, kehrte daher mit der andern Tages-Post nach Hause verwundeten Herzens und mißhandelten Körpers, meine Hände tragen noch die Male der Stricke. — Dieses ist der wahre Hergang der Sache, das versichere ich auf Bürgerehre und ich — der ich nur einmal in meinem Leben und zwar als französischer Chasseur den Fahneneid geschworen — erkläre mich bereit, diese meine Aussage eidlich zu erhärten.

Elberfeld, 13. Juli 1845. H. Dammann.

Mannichfaltigkeiten.

Am 12. und 13. Juli haben eine Anzahl Schweizer eine Versammlung in Brugg gehalten, um eine Stiftung auf Pestalozzi's hundertjährigen Geburtstag zu berathen. Die Versammlung präsidirte Hr. Reg.-Rath Lindemann von Aarau, und nach den vorhergegangenen allgemeinen Besprechungen wurden zwei Commissionen erwählt, um sowohl wegen des Ankaufs des eine Stunde von Brugg gelegenen Gutes Neuhof als auch wegen anderer zur Sache gehöriger Fragen die nöthigen Einleitungen und Vorbereitungen zu treffen. Die verschiedenen Anträge wurden artikelweise berathen und wir theilen hier einige derselben mit: „Die Versammlung beschließt den eventuellen Ankauf des Pestalozzischen Gutes Neuhof auf dem Birrfeld; als Denkmal für Vater Pestalozzi soll auf dem Neuhof eine landwirthschaftliche Armenerziehungs-Anstalt für Knaben und Mädchen gegründet werden; damit soll verbunden werden eine Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Knaben; diese Anstalt soll aber nicht in der Nähe der Hauptanstalt, sondern an einem entlegeneren Ende ihrer Besitzungen errichtet werden; die Anstalt ist eine schweizerische, daher aus allen Kantonen nach Maßgabe der eingegangenen Beiträge Zöglinge aufgenommen werden; auch soll das Ausland bei der Aufnahme von Zöglingen nicht ausgeschlossen seyn, da auch von dort her Beiträge zur Gründung und Unterhaltung fließen werden; zur Einleitung und Leitung des Ganzen wird eine weitere und engere Commission erwählt, — diese, die Direktion, auf eine bestimmte Zeit vom weitern Ausschuß; um die Anstalt zu gründen und zu unterhalten, soll eine Steuer gesammelt werden; der gemeinnützige Geber wird um einen jährlichen Beitrag auf 5 Jahre oder um eine Aversionalsumme angegangen; sobald die Steuersammlung so weit gediehen ist, daß die Gründung sich als möglich herausstellt, soll der weitere Ausschuß durch die Direktion versammelt werden, damit alsdann er die definitive Acquisition des Neuhofs verfüge und die weitern nöthigen Anordnungen treffe."

(Bonn, 26. Juli.) Die Anwesenheit Liszt's hat wahrhaft elektrisch gewirkt. Durch ihn ist es den Bürgern erst klar geworden, welch' grandioses Fest in unseren Mauern stattfinden wird. Daher Hand an's Werk! Hr. Raes bot sofort seinen Garten, der Universitäts-Bibliothek gegenüber gelegen, zur Benutzung an. Die Bau-Unternehmer, Maurer- und Zimmer-Meister, sowie einige andere ehrenwerthe Bürger traten zusammen. Ein Plan wurde in der Geschwindigkeit entworfen, und das Comité überließ der sich auf diese Weise eiligst gebildeten Gesellschaft die Beschaffung des Lokales, da sie sich durch eine hohe Konventionalstrafe verpflichtete, das Gebäude bis zum Feste fertig herzustellen. 150 Arbeiter werden Tag und Nacht daran beschäftigt seyn; die Gartenmauer ist schon niedergerissen, und auf verschiedenen Bauplätzen ist man thätig, die Balken zu dem Gebäude, dessen Aufbau durch drei schon vorhandene Seitenwände anstoßender Gebäude sehr erleichtert ist, herzurichten. Die Kosten sollen nach dem Anschlage 4000 Thlr. betragen, während schon über 2000 Thlr. in der Militär-Reitbahn verbaut worden sind. Für Hrn. Liszt ist ein allgemeiner Enthusiasmus rege.

In dem Dorfe Mackensen im Hannöver'schen, in der Nähe der Stadt Dassel, hat sich in diesen Tagen ein schaudererregender Unglücksfall zugetragen. Einen 12jährigen Knaben, der seit längerer Zeit schon eine Kuh in der Wiese seiner Eltern geweidet, bringt die kindliche Zerstreuungssucht auf den Einfall, den Strick, an welchem er das scheue und wilde Thier zu halten pflegt, sich über den Hüften zu befestigen; wahrscheinlich, um die Hände zu einer andern Kurzweil zu benutzen. Plötzlich wird das Thier, man weiß nicht, wodurch, scheu und setzt im Laufe davon. Das Kind, dessen Kräfte nicht hinreichen, das Thier zu besänftigen, stürzt zu Boden und wird so von der immer mehr eingeschüchterten, am Ende gänzlich in Wuth gerathenen Kuh gräulich zu Tode geschleift. Der Leichnam des Kindes ist total zerstört, die einzelnen Glieder sollen zerstreut auf der Strecke, auf welcher das Kind fortgeschleift wurde, umher gelegen haben. Vielleicht daß mancher Lehrer seine Kinder warnt, ehe die Sommerferien angehen.

Der Bauplatz für die neue Kirche der deutsch-katholischen Gemeinde in Offenbach ist nun bestimmt. Es ist ein in der Louisenstraße belegener, der Stadt gehöriger Raum. Wie man hört, hat der Gemeindevorstand sich zu den günstigsten Bedingungen gegenüber der deutsch-katholischen Gemeinde herbeigelassen, so daß der Kirchenbau selbst bald in Angriff genommen werden wird.

(Würzburg, 24. Juli.) In unserer Stadt herrscht bereits die größte Lebhaftigkeit, es ist kein Haus, keine Familie, die nicht Gäste von nah und fern empfängt. Besonders zeichnen sich der Bürgerstand und die öffentlichen wohlthätigen Anstalten durch ihr gastfreundschaftliches Entgegenkommen aus. So wird das Julius-Hospital allein 40 Sänger beherbergen, und die übrigen nebst dem Militärkommando haben ihre Matratzen ꝛc. zur Verfügung gestellt. Die Proben der hiesigen Liedertafel, im Verein mit den Eleven des Schullehrerseminars, gehen unterdessen unausgesetzt fort; unser um den Gesang so verdienter Eisenhofer besucht fast jede Probe, und wird seine eigens zu diesem Feste komponirte Fest-Kantate selbst dirigiren. Die Gesänge sollen sehr schwierig, aber imposant und in der That klassisch seyn, besonders die für dieses Fest komponirten Pieçen v. Eisenhofer, Fischer, Becker und Reeb. Von überraschendem Eindruck muß das Te Deum, unisono vorgetragen von einem 1800züngigen Chor, begleitet von Kanonenschüssen ꝛc., werden. Außer den sonstigen Feierlichkeiten, den Harmoniebällen, dem großen Umzuge u. s. w. verspricht der vom „geselligen Verein" im Theater veranstaltete Festball glänzend zu werden.

Digitized by Google

Daß die ohnehin immer etwas durstigeren Kehlen der Sänger nicht eintrocknen, hat ein hiesiger Weinhändler 14.000 Flaschen Wein aufgestapelt. Den oberdeutschen Gästen werden übrigens 500 Eimer — nur für dieses Fest gebrautes und aufbewahrtes Bier genügen. Statistischen Berechnungen zufolge erhalten wir aber auch einen Besuch von 15 — 20,000 Menschen. Die Industrie arbeitet schon längst an Medaillen, Broschüren, Lithographien u. s. w.

Die St. Petersburger Zeitung enthält eine Mittheilung, wonach ein 20jähriger Israelit im G. Kiew, nach langen vergeblichen Kuren gegen den Bandwurm, endlich nach dem Genuß einer großen Menge saurer Milch vier lebendige Frösche (rana temporaria L.) ausbrach. Durch verschiedene Brechmittel und Einnehmen von Terpentinöl brachte er es bei heftigen Krankheits-Anfällen so weit, daß er zu weiteren sieben Malen noch 35 lebendige Frösche ausbrach, sämmtlich 1 bis 3 Zoll lang und von weißlicher Farbe. Jetzt scheint die Brut ausgeleert zu seyn, denn der Kranke ist vollkommen genesen.

Aus Messina schreibt ein Reisender: „Neues weiß ich Ihnen als Durchreisender nicht zu melden. Der verschiedenen Messerstiche, theils mit, theils ohne Opfer mag ich nicht erwähnen." (Ein schönes Land, das Italien!)

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, im Juli.

Die verschiedentlich vorgefallenen Umtriebe bei den letzten Wahlen der Bürgermeister und Beigeordneten haben mehrere Mitglieder der zweiten Kammer der Stände veranlaßt, einen Antrag auf Abänderung der Art. 13 und 23 der Gemeindeordnung insbesondere dahin zu stellen, daß künftig ein anderer Wahl-Modus bezüglich der Wahlen der Bürgermeister ꝛc. beliebt werden möge. Nach dem Antrag soll künftig die Gesammtheit der Ortsbürger nur Wahlmänner aus der Zahl der Höchstbesteuerten, diese aber die Candidaten zum Bürgermeister ꝛc. aus der Zahl sämmtlicher Ortsbürger zu wählen haben. Ueber diesen Gegenstand habe ich in Ihrem geschätzten Blatte noch nichts gelesen, darum erlauben Sie mir, als demjenigen, der langjähriger Bürgermeister und als solcher mit den Verhältnissen auf dem Lande genau bekannt ist, daß ich denselben kurz beleuchte. Der Antrag soll wohl hauptsächlich bezwecken, künftig das Parteigetriebe bei den Wahlen zu beseitigen, und insoferne verdient der Antrag alle Anerkennung; allein der Zweck möchte dadurch nicht erreicht werden, sondern auch rechtlich nicht durchzuführen seyn, indem die Rechte der Ortsbürger dadurch zu sehr alterirt würden. Die Höchstbesteuerten, die sogenannten Aristokraten auf dem Lande, würden nämlich niemals die ersten Ortsvorstandspersonen aus der Gesammtheit der Ortsbürger, sondern gewiß immer nur aus ihrer Mitte, oder doch der Zahl ihrer Verwandten wählen; es würden sich also nicht nur wieder dieselben Parteien bilden, sondern auch keiner der Ortsbürger aus dem Mittelstand jemals zur Stelle eines Bürgermeisters gelangen können, was sehr zu bedauern wäre, da aus ihnen bereits sehr tüchtige Bürgermeister hervorgegangen sind, wie die großh. Kreisräthe bezeugen werden. Noch einen andern Nachtheil würde die proponirte Art der Wahlen im Gefolge haben, den nämlich, daß die Ortsbürger der Mittel- und ärmeren Klasse, die in der Regel die Mehrzahl bilden und am meisten der Hülfe ꝛc. der Bürgermeister bedürfen, in ihren Interessen nicht gehörig geschützt würden. Es möge statt aller ferneren weitläuftigen Definition vor der Hand genügen, auf das Nachtheilige dieser in Rede stehenden Wahlreform aufmerksam gemacht zu haben; die Herren Verwaltungsbeamten werden diese gewiß nicht empfehlen, so sehr gut solche auch gemeint ist. — Den Wahlumtrieben möchte am ersten dadurch zu begegnen seyn, daß man den als brav und tüchtig erkannten Bürgermeister lebenslänglich decretire, obgleich nicht zu verkennen, daß auch dieser Umstand wieder seinen großen Nachtheil habe.

Mainz, im Juli.

Die Erfindung des hier wohnenden Hrn. Baron v. Klein, mit Anwendung der Choregraphimetrie (Vereinigung der Zeichenkunst mit der Geometrie) Anhöhen und Gebäude in Entfernungen ohne andere Hülfsmittel als einen gewöhnlichen Spazierstock aufzunehmen und zu messen, hat mitunter richtigere Resultate geliefert, als die mit weit größern Kunstmitteln angestellten Messungen. Es ist daher an der Zeit, von dieser Erfindung wieder einmal zu sprechen, da nunmehr die Rede davon ist, daß sie in den Schulen eines deutschen Staates eingeführt werden solle. Die Erfindung beruht auf dem Grundsatze, daß die scheinbare, mit dem Zirkel gemessene Größe eines Gegenstandes sich zu dessen wirklicher Größe eben so verhält, wie die angenommene Entfernung des Zirkels vom Auge zur wirklichen Entfernung des besagten Gegenstandes. Es ist hier der Ort nicht auf die Art der Berechnung, die der Erfinder anwendet, um seine Resultate zu erhalten, einzugehen; ein von ihm herausgegebenes, hier bei Halenza erschienenes Werkchen gibt darüber Aufschluß. Aber interessant und deshalb der Erwähnung werth ist es gewiß, daß mit der größten Schnelligkeit durch dieses Verhältniß die Höhen gemessen und, wenn auf andere weit zeitraubendere Weise eine Probe gemacht wird, die Messungen sehr richtig befunden werden. Keine Höhe, kein ansehnliches Gebäude in hiesiger Gegend blieben bis jetzt ungemessen. Hier nur einige Proben: Der Hahn des Hauptthurms des hiesigen Doms steht 289 Pariser Fuß über dem Wasserspiegel, währenddem der höchste Punkt der Kuppel am Frankfurter Dome 220 Par. F. über dem Wasserspiegel steht und der Hahn des hiesigen Stephansthurms 305 F. Der Feldberg liegt 2380, der Melibocus 1333, die Platte 1235, die hohe Wurzel 1639, der Donnersberg 1846 und der Berg hinter Lorch nur 800 F. über dem Wasserspiegel. Die Burg Rheinstein liegt 251, das Häuschen des Prinzen Friedrich auf dem Vatersberg 370, der Scharlachberg 527, der Klopp bei Bingen 199, die Nessel auf dem Niederwalde 808, der Tempel 699, der Rochusberg 360, der Johannisberg mit dem Schlosse 391, die Burg Ehrenfels 322, der Wiesbadener Thurm 141 und der Thurm zu Eltville 146 F. über dem Wasserspiegel. Hr. Baron v. Klein hat durch die Messungen aller dieser bei unsern kleinen Ausflügen vorkommenden Punkte sich ein Verdienst erworben.

Charade.

(Vierspaltig.)

Gab die Vergangenheit nur Leiden
Und war das Schicksal streng und hart,
Dann wähle meine ersten Beiden
Und freue dich der Gegenwart!
Um's Dritte wird sehr oft gestritten,
Der Eigennutz hält es für Pflicht;
Das Vierte ist nicht gern gelitten,
Weil's nie bejaht, stets widerspricht.
Das Ganze hörst du aus dem Munde
Treuliebender als letztes Lieb'n,
Wann sie erschrint, die Trennungsstunde,
Auf ungewisses Wiederseh'n.
Auch prangt es lieblich auf der Flur;
Gern folgt der Jüngling seiner Spur.

M. Schr.....r.

Auflösung der Charade in Nro. 208:

Kuhstall.

Mainwasser-Wärme.

Den 30. Juli, Abends: 16 Grad. M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 31. Juli. Faust, große Oper in 2 Abth., Musik von Spohr.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 211. Samstag den 2. August 1845.

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Der Herzog, welcher vorausgesehen haben mochte, daß sich der Feind dieses wichtigen Passes bemeistern werde, war bei der Nachricht über diesen Verlust, der durch Frankreichs engherzige Politik herbeigeführt worden war, schmerzlich betroffen. Ueberhaupt hatten die Strapazen des Krieges, verbunden mit den Intriguen des französischen Kabinettes, den Keim zu einer Krankheit in seinen Körper gelegt, die sich durch die auffallende Blässe seines Gesichts lange schon bemerkbar gemacht hatte. Doch klagte er niemals, sondern zeigte sich stets fromm und gottergeben, wie in allen seinen Thaten und Handlungen. Strenge Religiosität und unerschütterliches Gottvertrauen waren überhaupt die Grundpfeiler, auf die sich alle seine Unternehmungen stützten, und selten oder niemals pflegte er einen Kampf zu eröffnen, bevor nicht erst ein feierlicher Gottesdienst, wobei sich der Fürst mit seinem gesammten Heere andächtig betend auf die Knie warf, abgehalten worden war. Ja sogar mitten im Kampfe, wenn der Sieg schwankend gewesen, soll der Herzog bei Seite gegangen seyn, sich auf die Erde geworfen und ein inniges Gebet verrichtet haben. Aber bei aller frommen Sitte und strenger Bestrafung der Verletzung der vorgeschriebenen Kriegsgesetze war es nicht möglich, ein im Kriege aufgewachsenes Heer von allen Greuelthaten fern zu halten, so wie auch Gustav Adolph nicht verhindern konnte, daß seine Krieger eine der abscheulichsten Martern ersannen, und an den Bewohnern feindlicher Länder in Anwendung brachten. Dies war der berüchtigte schwedische Trank. Man goß den auf den Rücken gelegten Leuten durch den gewaltsam aufgesperrten Mund kaltes, oft unreines und faules Wasser ein; dann traten die Barbaren auf den Bauch des Geängstigten so lange, bis das Wasser wieder hervorquoll. Ein charakteristisches Zeichen jener Zeit, in welcher die Völker noch auf einer tiefen Stufe sittlicher Bildung standen. Auch Bernhard's Truppen haben hin und wieder diese Marter verübt, doch wenn er es erfuhr, mußten die Thäter dieselbe Strafe bis zum Tode erleiden.

Ueberhaupt war der Herzog von Weimar nicht nur ein unübertrefflicher Feldherr, sondern auch ein gewandter Staatsmann, zu welchem Behufe auch seine Kanzlei immer mit Männern von großem Scharfsinn und beißendem Witze besetzt war. Er selbst warf ihnen die scharfsinnigsten Gedanken hin, und daher kam es, daß er bei dem Schriftenwechsel mit dem schlauen und gewandten Richelieu selten den Kürzeren zog, obwohl das französische Verhältniß in mehrfacher Beziehung mißlich und trügerisch war, da die gegenseitigen Gesinnungen niemals übereinstimmten. Bernhard's Bestrebungen waren fortwährend nach Deutschland gerichtet, um dort den reinen evangelischen Glauben und die alte Freiheit aufrecht zu erhalten. Er hielt sich deßhalb auch immer in der Nähe der deutschen Gränze auf, um bei der günstigsten Gelegenheit sein Vorhaben in Ausführung zu bringen.

Nach oft wiederholten Vorstellungen am französischen Hofe, mit dem er Monate lang wegen dieser und anderer Angelegenheiten verhandelt hatte, erhielt er endlich zur Ausführung seines Planes die Genehmigung. Man hatte ihm zu diesem Zweck die Zahlung rückständiger Gelder, so wie auch Hülfsmannschaften versprochen. Da aber der Herzog schon so oft die Erfahrung gemacht hatte, daß das französische Kabinet stets Viel versprach, aber Wenig hielt, so beschloß er, seinen Marsch zu unternehmen, ohne die zugesicherte Hülfe abzuwarten. Als daher die nöthigen Anordnungen getroffen waren, zog er am 17. Januar 1638 zwischen Dollsburg und Zwingen sein Heer zusammen, brach mit demselben in der nächsten Mitternacht bei strenger Kälte und tiefem Schneelager auf, und marschirte mit aller Schnelligkeit in's Frickthal nach Stein, wo ihn einige gewonnene Schiffer mit zwei kleinen Fahrzeugen erwarteten. Der Uebergang über den Rhein wurde am 19. oberhalb Seckingen unternommen. Kaum hatten 120 Mann mit einem Lieutenant das jenseitige Ufer erreicht, so forderten diese Seckingen zur Uebergabe auf, das von der bestürzten Besatzung auch alsbald übergeben wurde. Ein gleiches Schicksal hatte am folgenden Tage auch Laufenburg, bei welcher Gelegenheit man sich noch überdies einer guten Brücke bemächtigte, auf welcher das weimarische Heer mit Geschütz und Gepäck bequem seinen Uebergang halten konnte. Nachdem auch Waldshut erstürmt worden war, wurde das Hauptquartier in das Kloster Bücken gelegt, und Rheinfelden auf beiden Seiten des Rheins von dem Fußvolke eingeschlossen.

Der eben so geräuschlose als plötzliche Rheinübergang hatte unter den feindlichen Heeren große Verwunderung erregt. Kaum davon benachrichtigt, erhielten die Anführer Befehl, ihre Truppen zusammen zu ziehen und den Herzog unverzüglich auf dem linken Rheinufer anzugreifen. Eben war Bernhard mit der Beschießung der befestigten und von einem tapfern Kommandanten vertheidigten Stadt Rheinfelden beschäftigt, als er durch die unerwartete Ankunft der feindlichen Generale Savelli und Werth am 19. Februar zu einer Feldschlacht genöthigt wurde. An Streitkräften war der Feind den Weimaranern weit überlegen. Dies hinderte jedoch den unerschrockenen Bernhard nicht, sich den Kaiserlichen kampfgerüstet gegenüber zu stellen. Die Schlacht begann, und war eine der blutigsten. Der Kampf wurde mehrmals erneuert, und die Stellung der Kämpfenden eben so viel Mal gewechselt, ohne daß diese oder jene Partei den Sieg gewinnen konnte. Erst mit Einbruch der Nacht, als sich die Kaiserlichen in die Stadt Rheinfelden zurückgezogen, hatte das Morden ein Ende. Der Verlust auf beiden Seiten war groß. Der Herzog hatte bei diesem Treffen den Tod des Wild- und Rheingrafen Johann Philipp und die Gefangennehmung des Obersten Erlach zu beklagen, welcher Letztere aber durch die Verwendung der Stadt Bern bald wieder freigegeben wurde.

Digitized by Google

Auf seinem Rückzuge nach Lausenburg am andern Morgen nahm Bernhard das an dem Wege dahin gelegene feste Schloß, das rothe Haus genannt, mit Sturm, wobei die Besatzung theils niedergehauen, theils gefangen wurde. Hierauf schickte er Kundschafter aus, um die Stärke des feindlichen Heeres zu erforschen. Als die Nachrichten darüber günstig und ausgebreitete Gerüchte von einer bedrutenden Verstärkung des Feindes ungegründet waren, so rückte am Morgen des 21. Februar das weimarische Heer plötzlich vor dir kaiserlichen Quartiere, um den Feind zu einer zweiten offenen Schlacht zu nöthigen. Der Angriff begann, und in kaum einer Stunde hatte Bernhard einen der glücklichsten Siege erfochten. Der ganze feindliche Generalstab war in die Hände des Siegers gefallen, worunter auch Werth, Savelli und Enkefort sich befanden. Eintausend fünfhundert Feinde bedeckten das Schlachtfeld, und 1800 waren gefangen genommen worden. Erobert wurden 38 Standarten und 18 Fähnlein, nebst allem feindlichen Gepäck und Geschütz. Die erbeuteten Fahnen schickte der Herzog nach Paris, wo sie mit großem Jubel empfangen und mit pomphaften Feierlichkeiten in der Kirche zu Notre Dame aufgehangen wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schlußresumé des Präsidenten der zweiten Rabbiner-Versammlung.

⊙ (Frankfurt, 30. Juli.) In der letzten Sitzung der zweiten Rabbiner-Versammlung gab der Präsident nachfolgendes Schlußresumé:

„Meine Herren! Erlauben Sie mir, zum Schlusse unserer Verhandlungen noch einen Rückblick auf dieselben zu werfen, und sie in kurzen Umrissen an Ihrem Geiste nochmals vorüberzuführen. Kurz war die Zeit unseres Zusammenseyns, nicht Alles konnte erledigt werden, was uns vorlag, aber wir können's doch mit erhebendem Gefühle sagen, Bedeutendes ist geleistet oder doch angebahnt worden. Der Commissionsbericht über die Umgestaltung des Gottesdienstes wurde uns vorgelegt, seine Durchsprechung nahm den größten Theil unserer diesjährigen Verhandlungen in Anspruch. Wir gingen langsam, sichern Schrittes, ohne leicht über die wichtigsten Dinge zu urtheilen, und dieß hat unsern Verhandlungen jenen Ernst gewahrt, welcher bei Besprechung religiöser Dinge so noth thut, und ihnen jene Theilnahme erweckt, welche zur Förderung des Guten so unumgängliche Bedingniß ist. Es wurde das Hebräische beim Gottesdienste nicht verdrängt, dieß begutachteten wir Alle; aber auch dem deutschen Elemente einen breiten Boden in unserm Gotteshause einzuräumen, auch darin stimmten wir Alle zusammen. Es wurde der Messiaslehre ihre hohe Bedeutung in den Gebeten einstimmig vindicirt; aber daß die Bitte um Versetzung aus unserem Vaterlande, eine Bitte, die aus einer Zeit stammt, in welcher jenes nichts als ein düsteres Gefängniß für den Israeliten war, aus dem Gebetbuche gestrichen werde, auch hierüber waren wir Einerlei Sinnes. Daß der Gottesdienst vereinfacht werde, ermüdende Wiederholungen wegfallen, darauf trugen wir Alle an; daß die Bitte um Wiederherstellung des Opferdienstes nicht wieder aus unserem Munde tönen soll, das war unser Aller Meinung, aber daß unser Gottesdienst durch Ausscheiden wichtiger und uralter Bestandtheile seinen Grundcharakter verliere, dem widersetzen wir uns, und Alle stimmten wir dafür, daß das Band mit unserer erhabenen Vergangenheit durch erhebende Erinnerungen in unsern Gebeten, in den alten hebräischen sowohl, wie in den neuen deutschen, gekräftigt und befestigt werde. Das Vorlesen aus der Thora, dieser wichtige Bestandtheil unseres Gottesdienstes, wurde vereinfacht, das alte Institut des Metargeman (Erklärers) zu wecken beantragt, die deutschen Vorlesungen aus den erhabenen Büchern der Propheten und der belehrenden sonstigen Schriften der Bibel einstimmig beschlossen, während in Betreff des Rufens zur Thora, in Betreff des Posaunen-Blasens am Neujahr und des Feststraußes am Hüttenfeste dem Bestehenden sein Recht nicht entzogen wurde. Aber einmüthig haben wir uns für die gute Sache erhoben, als von der Zulässigkeit der Orgel die Rede war, und daß dieselbe in unsern Bethäusern durch einen Glaubensbruder an Sabbat- und Feiertagen gespielt werden darf und soll, haben wir fast einstimmig bejaht. Nach diesen Grundzügen hoffen wir zu Gott, daß wir einen Gottesdienst erhalten werden, welcher, im Bestehenden tief eingewurzelt, dem Judenthume Ehre und den Gotteshäusern Besucher verschaffen wird, daß nicht vergebens mehr an Feiertagen der Ruf Gottes an uns ertöne: „Sammle das Volk, die Männer und die Frauen und die Jugend". (Deuter. 31, 12) Die Frauen betreffend, wurde ihre religiöse Stellung im Judenthume wohlgewürdigt und ein darauf bezüglicher Antrag einer eigenen Commission überwiesen. Auch der häuslichen Andacht wurde nicht vergessen und zur Schaffung von Gebetbüchern für Schule und Haus Commissionen erwählt, denen die Neubelebung aller gottesdienstlichen Verhältnisse, wie z. B. das Verfahren bei sterbenden und verstorbenen Israeliten, anempfohlen wurde. Auf diese Weise, theure Freunde, wird unserer Glaubensgenossenschaft durch unsere öffentlichen Verhandlungen, durch die Veröffentlichung unserer Protokolle, durch die fernere öffentliche Besprechung und Durchsprechung der liturgischen Gegenstände in Druckschriften, dadurch, sage ich, wird unsern Glaubensgenossen der so Vielen völlig abhanden gekommene Gottesdienst wieder zum Bewußtseyn kommen; noch bevor das neue Gebetbuch, das in unserer Hand eine mächtige Waffe werden wird für die Interessen der Religion und der Zeit, im Gotteshause erscheinen wird, wird es in den Herzen unserer Brüder und Schwestern Wurzel geschlagen haben, und die uns Zerstörer nennen, dies hoffen wir sicher, werden uns einst die Bauenden heißen. Und so wird es auch mit dem Sabbat werden; auch dieser, Tausenden unter uns entfremdet, wird durch die Anregung und zeitgemäße Umgestaltung den Gemüthern, ohne daß sie wissen wie, wieder nahe kommen, und wir freuen uns auf das nächste Jahr, um den über diesen wichtigen Gegenstand so vortrefflich abgefaßten Commissionsbericht in regelmäßige Berathung zu nehmen. Und so soll allmählig — Gott stärke uns bei diesem heiligen Werke — das religiöse Leben in den Gemüthern wieder aufgeweckt und die Religion mit ihren geläuterten Formen siegreichen Einzug halten in die Herzen ihrer Söhne und Töchter. Und so haben wir auch am gestrigen Tage eine uralte Sitte in Israel*) in ihrer sittlichen Bedeutung gewürdigt und durch zeitgemäße Umgestaltung auf's neue anempfohlen. Gott ist unser Zeuge, daß wir bei diesem Allen nur die Befestigung des religiösen Lebens im Auge haben. Am heutigen Tage haben wir zum Schlusse die Wichtigkeit einer zu gründenden wissenschaftlichen Anstalt zur Bildung von israelitischen Volkslehrern anerkannt und beschlossen, hierfür zu wirken ein Jeder in seinem Kreise. Noch unerledigte Anträge wurden den betreffenden Commissionen zugewiesen und der Commission zur Revision der Ehegesetze zur Veröffentlichung ihres Berichtes Auftrag ertheilt.

So war unsere diesjährige Session vielfach anregend und vorbereitend. Gott erhalte unsern Muth für die folgende. Vielfacher Aufmunterung hatten wir uns in diesem Jahre zu erfreuen; Stadt- und Landgemeinden gaben uns in Adressen ihr Zutrauen kund; die Deputation Seitens einer kräftig aufstrebenden Genossenschaft zur bessern Gestaltung der jüdisch-religiösen Zustände erhöhete unsern Muth und unsern Eifer; vor Allem aber war es die hiesige israelitische Gemeinde, welche der Theilnahme von allen Seiten

*) Frauenbad.

Digitized by Google

einen bedeutenden Mittelpunkt gab, indem sie selbst Alles aufbot, unser Zusammenseyn zu fördern, und am Schlusse durch eine glänzende Adresse ihr Vertrauen auf uns erhebend und stärkend an den Tag legte. Freuen wir uns darum des Gethanen und sammeln wir für das noch zu Thuende neue Kraft für das nächste Jahr."

Nachträglich verdient noch bemerkt zu werden, daß das Bankierhaus Bethmann, nachdem sich die Rabbiner-Versammlung für Samstag Nachmittag 4 Uhr zur Ansicht des Bethmann'schen Museums angemeldet hatte, dieselbe durch den Chef des Hauses, Hrn. Koch-St. George, auf's freundlichste und artigste empfing und ihr mit der größten Zuvorkommenheit alle Kunstwerke dieses Museums gezeigt wurden.

Mannichfaltigkeiten.

Lortzing, der beliebte Componist, hat sein Amt als Capellmeister in Leipzig aufgegeben. Er bleibt vor der Hand dort. Seine Freunde haben ihm einen silbernen Lorbeerkranz und einen Ehrenbecher geschenkt. Die Schauspielerin Dessoir gab vor, von Leipzig nach Warmbrunn ins Bad zu reisen, sie ging aber nach Mannheim, um dort jährlich 2000 Thaler Gehalt und 200 Thaler Garderobegeld zu beziehen. Viel Geld für eine solche „Künstlerin."

Johann Dietrich zu Grätz hat auf der Wiener Gewerbe-Ausstellung ein Fläschchen trinkbar gemachtes Meerwasser ausgestellt. Das von ihm im Beiseyn einer Commission aus dem Meerhafen zu Triest geschöpfte und sodann trinkbar gemachte Meerwasser wurde im Jahre 1842 von der Triester Stadtbehörde genau untersucht und als ein vollkommen klares, geschmack- und geruchloses Trinkwasser erkannt; es besitzt ein specif. Gewicht von 1000 nach Meißners Areometer, ist frei von jedem Metall- und Jodgehalt und führt gleich den übrigen Wassern nur sehr wenig Salz- und Schwefelsäure und Kalkerde mit sich. Warum Dietrich sein Geheimmittel, dessen Anwendung für alle Seemächte so wichtig wäre, noch immer für sich behält, ist unbekannt geblieben.

(Elbing, 26. Juli.) Mündlichen Mittheilungen zufolge ist am letzten Dienstag bei Marienburg die von dort abgegangene, mit dreizehn Personen besetzte Personenpost nur mit genauer Noth einer großen Gefahr entgangen. Von der über die Nogat führenden Schiffbrücke waren nämlich, durchfahrender Schiffsgefäße wegen, einige Joche abgenommen, grade als die Post von dem hohen Ufer herab auf die Brücke zufuhr; und wahrscheinlich würde der Postwagen mit den Passagieren in die Nogat gestürzt und großes Unglück entstanden seyn, wenn nicht ein Marienburger Kaufmann, Aron Sudermann, sich mit Entschlossenheit den Pferden entgegen und in die Zügel geworfen und durch eine geschickte, mit Muth und Kraft ausgeführte Wendung sie so zu pariren gewußt hätte, daß der Wagen aufgehalten wurde. Der edle Retter hat zum Glück keine erhebliche Verletzung erlitten.

(Mannheim, 26. Juli.) Nach dem neuesten bad. Staats- und Regierungsblatt Nr. 21 sind 1) in Heidelberg das Post- und Eisenbahn-Amt vereinigt, und die Eisenbahn-Expedition Mannheim zu einem eigenen Eisenbahn-Amt erhoben; 2) das Post- und das Eisenbahn-Amt Karlsruhe vereinigt, und mehrere ähnliche Anordnungen getroffen; 3) ist bestimmt, daß die Eisenbahntaxen für die erste Wagenklasse auf 11 Kr., für die zweite auf 7 1/2 Kr., für die dritte auf 5 1/2 und für den Stehwagen auf 3 1/2 Kr. für die Person und die Wegstunde ohne Unterschied der zurückzulegenden Entfernung festgesetzt werden; die Lokal-Taxe für die Zweigbahn von Oos und Baden ist: 1. Klasse 21 Kr., 2. Klasse 15 Kr., 3. Klasse 12 Kr., Stehwagen 6 Kr. Alles Gepäck der Reisenden, mit Ausnahme des Handgepäcks bis zu 10 Pfund, kostet 3 Kr. für 100 Pf. per Wegstunde; das Freigewicht der Traglasten auf Stehwagen, welche nicht in Reisegepäck bestehen, ist von 80 auf 60 Pfo. herabgesetzt, die Equipagen-Taxe auf je 1 fl., 48 Kr. und 36 Kr. ermäßigt, die Taxe für Großvieh auf 50 Kr. und für Kleinvieh auf 40 Kr. herabgesetzt. Diese neu aufgestellten Tarife gelten vom 1. August für alle Bahnstationen.

(Thüringen, 9. Juli.) Wenn der Sommer des Jahres 1842 durch seine Alles versengende Hitze, der des Jahres 1843 durch seine ungewöhnliche Nässe, und der des Jahres 1844 durch seine empfindliche Kälte merkwürdig geworden, so ist es der gegenwärtige nicht minder durch seine Fruchtbarkeit und die Heftigkeit seiner Gewitter. Die Nachrichten über die dabei stattgefundenen Ueberschwemmungen lauten aus allen Theilen Deutschlands höchst betrübend. Auch Thüringen, das schöne fruchtbare Thüringen mit seinen weithin sich ausdehnenden Getreideflächen, ist davon nicht verschont geblieben, und seit langer Zeit weiß man sich nicht eines so oftmaligen Austretens der Flüsse zu erinnern, als in diesem Jahre. Besonders reich an unglücklichen Ereignissen waren die letzten Tage. Nach einer mehrere Tage anhaltenden Hitze von 37° Reaumur in der Sonne, welche so drückend war, daß während des Heumachens Menschen und Vieh auf dem Felde todt umgestürzt sind, entluden sich fast jede Nacht mit krachenden Donnerschlägen und großen Wassermassen begleitete Gewitter, deren Heftigkeit und Zerstörungswuth fast keine Gränzen hatte. Am furchtbarsten wüthete das am frühen Morgen des 6. Juli, von welchem eine Menge Ortschaften des weimarischen Landes schwer betroffen worden sind. Weimar selbst, das in einem Thalkessel gelegen und ringsum von Bergen umgeben ist, schien seinem Untergange nahe. Denn von allen Seiten wälzte sich die Fluth mit ungestümer Hast heran, und da sie namentlich eine Menge Heu mit sich führte, das auf den Wiesen gelegen hatte, so wurden dadurch in kurzer Zeit alle Kanäle und andere Wasserwege so verstopft, daß am westlichen Ende der Stadt das Wasser eine Höhe von 8 Fuß erreichte, eine dicke Mauer einstürzte, den großen von Froriep'schen Baumgarten verwüstete und mehrere Häuser bedrohte, von denen eins dem Einsturze nahe gebracht wurde. Fast alle Felder, Wiesen, Gärten und sonstige Anlagen sind dadurch verwüstet worden.

Von Hofrath Thiersch ist zu München in der literarisch-artistischen Anstalt unter dem Titel: „Apologie eines Philhellenen", eine Brochüre gegen den Fürsten Pückler-Muskau erschienen, in welcher die Anschuldigungen, die der „Verstorbene" in älteren und neueren Werken sich gegen Thiersch als Diplomaten wie als Pädagogen erlaubt hatte, widerlegt werden.

Schwanthaler in München hat von der Stadt Norköping den Auftrag erhalten, das Standbild des verstorbenen Königs Karl Johann in kolossaler Größe anzufertigen. Es wird zwölf Fuß hoch und in München in Bronze gegossen.

Literatur.

Der Sophien-Ducaten, oder des Tischlers Gustav Walthers Lehrjahre. Eine Erzählung von Karl Preusker Leipzig 1845. Hinrichs. Preis 1/2 Thaler.

Noch ehe sich in Deutschland die Theilnahme für Volksschriften und deren allgemeinere Verbreitung kund gab, welche jetzt glücklicherweise rege geworden, schrieb der sächsische Rentamtmann Preusker die Worte: „Verbreitung guter Volksschriften ist die wahre Heidenbekehrung unserer Zeit." Diesem Grundsatze getreu, richtete er Wanderbibliotheken für Landgemeinden, Lesezirkel und eine Stadtbibliothek in Großenhain ein

Digitized by Google

und hat in seinen verschiedenen Schriften über deren Herstellung und Fortführung allerlei praktische Winke gegeben. Jetzt hat er versucht, selbst eine Volksschrift zu bearbeiten. Unter obigem Titel ist sie erschienen. Darf man schon voraussetzen, daß ein Volksmann wie Preusker nichts Schlechtes liefert, so erlauben wir uns doch noch, zur Charakteristik des Buches hinzuzufügen, daß ihm allerdings eine nicht uninteressante Erzählung zur Unterlage dient, daß der Verfasser aber hauptsächlich in ernstem und heiterem Tone von Allem, was für den gebildeten Handwerkslehrling oder für den jungen Mann, der durch seine Bildung seinem Stande Ehre machen will, zu wissen nöthig ist, das Nothwendigste mit praktischem Takte eingewebt und so die Lectüre des Buches ebenso unterhaltend, wie belehrend gemacht hat. In den Gewerb- und Gesellenvereinen, die sich hier und da gebildet haben, wie in den Stadtbibliotheken sollte Preusker's „Sophien-Ducaten" nicht fehlen. In einem dritten Bande wird Preusker die Meisterjahre Walther's beschreiben. Hier ist der Hr. Verf. jedenfalls in seiner Sphäre. Denn durch den langjährigen Umgang mit Handwerkern und Bürgern von den verschiedensten Bildungsstufen ist er in den Stand gesetzt, aus dem Leben höchst wichtige, nützliche und interessante Gemälde aller Art zu liefern und wir werden nicht versäumen, seiner Zeit darauf aufmerksam zu machen.

Ed. B.

Korrespondenz.

Berlin, 28. Juli.

Vorgestern wurde hier zum Erstenmal eine neue Oper von Louis Spohr: „die Kreuzfahrer" gegeben, die indeß nur einen zweifelhaften Erfolg errang. Die Musik ist schön, das ist wahr; sie ist vortrefflich instrumentirt, die Melodieen sind edel und die Harmonie kunstvoll, aber dennoch wird diese Oper so wenig wie Spohr's frühere Opern auf der Bühne festen Fuß fassen, denn die Musik ist — langweilig. Sie ist ein einziges lyrisches Ganze, eintönig von Anfang bis zu Ende. Die Liebesscenen, wie der Ausbruch der Verzweiflung, der Kampf, wie der Grabgesang, Alles ist auf dieselbe Weise gehalten, durch Alles geht dasselbe weiche, lyrische Element. Nirgends Wahrheit des Gefühls, nirgends dramatische Erhebung, Alles ist eintönig. Die Musik ist schön, wie gesagt, sehr schön, aber es ist keine Oper. Es ist überhaupt eine traurige Erscheinung mit den jetzigen deutschen Componisten. Sie, welche die gründliche Bildung, den Ernst des tiefen Studiums und die Kraft des ruhigen Schaffens haben, werden, sobald sie sich an die Oper wagen, von den leichten, untergeordneten französischen und italienischen Componisten überflügelt. Das kommt daher, weil sie keine Lebendigkeit des Gefühls, keine Erhebung der dramatischen Kraft, kurz, weil sie keine Wahrheit haben. Sie sind nicht dramatisch. Die französischen und italienischen Componisten, die in musikalischer Beziehung so tief unter ihnen stehen, die oft, wie z. B. Donizetti in seiner „Regimentstochter", nichts als ein paar magere Melodieen in dem Wäßerchen eines seichten Accompagnements schwimmen lassen, diese nisten sich auf allen Bühnen ein, denn sie regen trotz ihrer musikalischen Dürftigkeit an, sie sind voll dramatischem Leben. Diejenigen unserer Componisten, welche die deutsche Tiefe mit dem dramatischen Leben der französischen und italienischen Schulen zu vereinigen wußten, werden sich immer lebendig erhalten. Auf der Gränze zwischen deutscher und italienischer Schule steht Mozart mit seinem Don Juan, auf der Gränze deutscher und französischer Meyerbeer mit seinem Robert. Die Tiefe und die Gelehrsamkeit allein ohne dramatische Erhebung kann eine Oper nicht erhalten; als Musik hat sie immer ihren Werth, für die Bühne, für das Leben ist sie nichts. Daher glauben wir Spohr's „Kreuzfahrern" die richtige Stelle als Oper anzuweisen, wenn wir sagen, daß sie bei großen musikalischen Schönheiten (die wir bei Spohr nicht besonders hervorzuheben brauchen) der dramatischen Erhebung ermangeln. Nur ein Duett zwischen Emma und Balduin (E dur) im zweiten Act, und im dritten ein Chor der Türken und das Finale athmen wirklich dramatisches Leben. Daß sie demohngeachtet aber keinen Ersatz für das Ganze geben, versteht sich wohl von selbst. Noch könnten wir auch wohl über das Sujet mit dem Componisten rechten. Kotzebue's „Kreuzfahrer" haben nur als eine Verhöhnung der christlichen Romantik Bedeutung gehabt. Kotzebue schildert deshalb die ritterlichen Enthusiasten, welche das „heilige Grab befreien" wollen, sehr ergötzlich, wie sie sich um Türkendirnen zanken; er zeigt, wie die keuschen Nonnen, welche die Werke christlicher Demuth ausüben, eine Schwester lebendig einmauern wollen; er läßt endlich die Befreiung eines unschuldigen Mädchens, nachdem ein zur Dankbarkeit verpflichteter Ritter dies verweigert hat, durch einen Muselmann vollbringen. Was aber soll dies Thema in einer heroischen Oper? Und was vor Allem konnte Hrn. Spohr dazu bewegen, das Kotzebue'sche Stück so treu, fast Scene für Scene, beizubehalten, daß er fünffüßige Jamben componirte? Als heroischer Stoff kann uns ein solches Sujet nicht anziehen, das Uebrige geht in der Musik verloren. Dazu aber mußte das Interesse erlahmen, wenn, wie oben gesagt ist, Ruhe und Handlung in der Musik nicht unterschieden sind, vielmehr durch das eintönig-lyrische Element eins in das andere verschwimmen. Die vorgestrige Darstellung in dem hiesigen Opernhaus war exact; Spohr dirigirte persönlich. Die Partieen, welche für die Sänger oft eben so schwierig, wie undankbar seyn mögen, waren vollkommen gut besetzt. Dem. Marx, als Emma von Falkenstein, leistete Vorzügliches, wiewohl die undramatische Musik ihr nur an zwei Stellen die Anerkennung des größeren Publikums verschaffen konnte. Frau v. Faßmann hielt sich in der anstrengenden Partie der Aedtissin. Hr. Pfister, als Balduin von Eichenhorst, konnte genügen, wenn man das Spiel übersah. Die Chöre waren gut. Am Schluß des zweiten und dritten Actes spendete das Publikum reichen Beifall, in den Scenen fast nirgends. Nach der Vorstellung wurde der Componist gerufen und erschien auf der Bühne mit den Hauptdarstellern.

Weimar, 27. Juli.

Seit einiger Zeit fängt unsere nächste Umgegend an, etwas unsicher zu werden. Schon sind einige Personen angefallen und beraubt worden. Bei einer so großen Menge fremden Volkes, das durch den Bau der Eisenbahn herbeigezogen wird, darf man sich freilich nicht wundern, wenn dann und wann dergleichen Fälle vorkommen. Hoffentlich wird man die Umgebung der Residenzstadt bald von solchen nichtsnutzigen Herumstreichern zu säubern wissen. — Daß der hiesige Gustav-Adolph-Verein am 8. d. M., dem Todestage des Herzogs Bernhard von Weimar, seine erste General-Versammlung gehalten hat, ist Ihnen bereits berichtet worden. Leider war die Theilnahme nicht so groß, als man hätte erwarten sollen, eine Erscheinung, welche vielleicht ihren Grund in der an diesem Tage ungewöhnlichen Hitze haben mochte; denn das Thermometer zeigte damals 28° im Schatten. Nach einer Bekanntmachung des Vorstandes dieses Vereines bestehen bis jetzt im Großherzogthume überhaupt 26 Gustav-Adolph-Vereine, nämlich 22 im weimar neustädtischen und 4 im eisenachischen Kreise. Die Zahl der gesammten Theilnehmer glaubt man aller Wahrscheinlichkeit nach über 18,000 annehmen zu können. Davon kommen auf Weimar selbst 378 Mitglieder, welche an Beiträgen 206 Rth. 13 gG. 6 pf. gezeichnet haben. Eine summarische Zusammenstellung der Beiträge hat deshalb noch nicht erfolgen können, weil mehrere Zweigvereine ihre Mitglieder- und Beitrags-Verzeichnisse noch nicht eingesandt hatten. Indessen sind die Beiträge von den Vereinen zu Weimar, Tannroda, Berka, Rastenberg und Remda bereits zur hiesigen Hauptkasse eingeliefert worden. Schließlich erlauben wir uns, noch zu bemerken, daß von dem Fürsten von Thurn und Taxis den Gustav-Adolph-Vereinen im Großherzogthum Sachsen, statt der von dem hiesigen Vorstande nachgesuchten Portofreiheit für den Korrespondenz- und Geldverkehr in Vereinsangelegenheiten, in Anerkennung des Zweckes dieses Vereins, ein Beitrag von Ein Hundert Gulden verwilligt worden ist. — In diesen Tagen beging die hiesige Schützengesellschaft ein eben so seltenes, als sinniges Fest. Sie feierte nämlich die Silber-Hochzeit ihres Hauptmannes, des ehemaligen Postmeisters Hrn. G. Kahlert, eines Mannes, welcher sich um die Belebung des geselligen Wesens dieser Gesellschaft vielfache Verdienste erworben hat. Außer andern freundlichen Spenden verehrte ihm bei dieser Gelegenheit die Schützengesellschaft einen werthvollen silbernen Pokal mit einem passenden Gedicht. Auch die Schützenfrauen, die ihm manche festliche Stunde verdanken, versäumten nicht, ihm ihre Glückwünsche darzubringen.

Mainwasser-Wärme.

Den 31. Juli, Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 1. August. Der Heirathsantrag auf Helgoland, Lustspiel in 2 Abth., nach dem Bilde von Jordan, von L. Schneider. Hierauf folgt: Herr Hampelmann sucht ein Logis, Localluftspiel in 5 Bildern.

Samstag, 2. August. Die weiße Frau, große Oper in 3 Abth., Musik von Boieldieu.

Redacteur: J. J. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 212. Sonntag, den 3. August 1845.

Warum?

Von

Ludwig Hub.

Es bricht sich jetzt ein Wörtchen Bahn
Mit siegender Gewalt;
Man legt's an Alles prüfend an,
Was sonst für heilig galt;
Mit Macht durchdringt es immer mehr
Das ganze Publikum;
Nur Finsterlinge fürchten's sehr, —
Es ist das Wort: **Warum?**

In Kirch' und Staat, all' überall
Wird jetzt **Warum?** gefragt;
Gar vieles Alte kommt zu Fall,
Hell wird's, wo's nie getagt.
Was unerschüttert konnte steh'n
Durch manches Säculum,
Muß heutzutage untergeh'n,
Zernagt von dem **Warum?**

Fiel einem Herrn der alten Zeit
Was zu befehlen ein,
So konnt' der treu'sten Folgsamkeit
Er stets versichert seyn;
Kein Widerspruch klang irgendwo,
Und man gehorchte stumm;
Jetzt geht das eben nicht mehr so,
Jetzt fragt man erst: **Warum?**

Zwar wird auch jetzt noch Jeder gern
Mit seinem Gut und Blut
Dem angestammten Landesherrn
Entrichten den Tribut;
Doch liebt man Ordnung, wie im Haus,
So auch im Staate. D'rum
Schreibt jetzt ein Herrscher Steuern aus,
So fragt man erst: **Warum?**

Dem Priester früh'rer Tage war
Es recht bequem gemacht:
Die Menschheit blind am schwarzen Staar,
Ringsum stockfinst're Nacht!
Es war das Wort aus Priestermund;
Ein Evangelium;
Jetzt forscht man nach der Dinge Grund
Und fragt zuerst: **Warum?**

Wem sonst ein Quentchen mehr Verstand
Als Andern ward verlieh'n,
Der war berühmt im ganzen Land
Und Alle ehrten ihn;
Er konnte keck das Schwarz in Weiß
Verwandeln, Grad' in Krumm.
Schmückt Einen jetzt das Lorbeerreis,
Dann fragt man erst: **Warum?**

Es forscht — erweckt's gleich manchen Groll —
Das heutige Geschlecht
Bei Allem, was bestehen soll,
Ob es besteht mit Recht.
Der mächt'ge Zeitgeist achtet nicht
Der alten Herr'n Gebrumm;
Er wünscht in allen Sachen Licht
Und lobt sich das **Warum?**

Ja, das **Warum?** wird fort und fort
Erproben seine Kraft.
Wer weiß es, was dies kleine Wort
Noch all' für Wunder schafft!
Nur durch dies Wörtlein siegen wir.
Wer's nicht gebraucht, bleibt dumm;
D'rum schreibt auf jedes Lichtpanier
Das gold'ne Wort: **Warum?!**

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Den vornehmen Gefangenen wurde ein mildes Loos zu Theil; sie wurden theils nach Hohentwiel, theils nach Benfeld gebracht. Nur Savelli blieb in Laufenburg, wo ihm das Stadthaus zu seiner Wohnung angewiesen und wo er mit allen ihm gebührenden Ehren behandelt wurde. Trotz seines gegebenen Ehrenwortes, die Mauern der Stadt nicht zu verlassen, benutzte er das Gewand eines katholischen Geistlichen, welcher bei ihm Zutritt gehabt hatte, und entfloh im Dunkel der Nacht, weshalb neun dabei betheiligte Personen zur Untersuchung gezogen und erschossen wurden. Indeß war Bernhard großmüthig genug, Savelli's Wortbruch die übrigen Gefangenen nicht entgelten zu lassen. Sie genossen die ihnen

Digitized by Google

gestatteten Freiheiten ungeschmälert, nur mit strengerer Beobachtung, fort, worüber sich namentlich der Generalfeldmarschall von Werth mehrfach rühmlich ausgesprochen hat. Dieser ward jedoch später, auf Verlangen des Königs Ludwig, nach Frankreich abgeführt und auf der Festung Vincennes gefangen gehalten.

Seit der vollständigen Niederlage bei Rheinfelden hatten die feindlichen Truppen, welche zur Besatzung fester Plätze verwendet worden waren, allen Muth verloren. Dieser Umstand erleichterte die Unternehmungen Bernhard's ungemein, indem schon das bloße Erscheinen seiner Streiter Schrecken und Verwirrung verbreitete. Durch energische Angriffe gelangte der Herzog daher auch bald in den Besitz Rheinfeldens. Nach der Uebergabe dieses wichtigen Punktes eroberte er das feste Schloß Rötteln, nahm Neuenburg, und erstürmte am 24. März Freiburg.

Nach der Besitznahme dieser größtentheis mühelos errungenen Ortschaften entschloß sich Bernhard, das gewaltige Bollwerk Deutschlands, Breisach, einzuschließen. Um zu verhindern, daß dieser Feste keine Lebensmittel aus der oberen Rheingegend zugeführt werden konnten, ließ er die bei Neuenburg gelegene Rheininsel befestigen, und eine Kette über den Strom ziehen, damit die Durchfahrt feindlicher Schiffe unmöglich gemacht wurde. Aber trotz aller Vorsichtsmaßregeln von Seiten des Herzogs Bernhard, gelang es doch dem General Götz, welcher des gefangenen Werth Stelle eingenommen hatte, am 19. Mai eine Masse Lebensmittel stromaufwärts zu führen und sie nach Breisach zu werfen, bei welcher Gelegenheit die Besatzung auch durch 200 Mann Kroaten verstärkt wurde. Dagegen ward diese Stadt einige Tage später durch einen Unfall erschreckt, welcher ihr große Nachtheile bereitete. Um für die Folge einer Hungersnoth vorzubeugen, waren nämlich die Rationen der an das Militär vertheilten Lebensmittel beschränkt worden. Diese Maßregel hatte bereits hungernde Magen gemacht. Vierzehn Soldaten drangen daher eines Tages in einen großen Speicher, um sich Das durch List zu verschaffen, was man ihnen bisher zu wenig gegeben hatte. Durch ihren leichtsinnigen Umgang mit Feuer entzündete sich aber das Pulver, und das Gebäude flog mit allen seinen Vorräthen in die Luft, wobei noch außerdem 40 Häuser zerstört und einige Hundert Mann der Besatzung theils getödtet, theils verwundet wurden.

Von diesem Vorfall unterrichtet, bot der Feldmarschall Götz Alles auf, um Breisach neue Vorräthe zuzuführen. Er benutzte die Abwesenheit Bernhard's, welcher sich nach Neuenburg zurückgezogen hatte, und schickte am 26. Juni, unter Bedeckung von 1500 Mann Reiterei, 400 Säcke voll Lebensmittel zu Wasser und zu Lande nach Breisach. Er selbst folgte unmittelbar nach. Bernhard, von diesem Vorhaben unterrichtet, beauftragte den Obersten Taupadel, bei Neuenburg mit sieben Regimentern über den Strom zu setzen und das vorerwähnte Unternehmen zu vereiteln. Dieser erreichte auch am 29. Juni den Feldmarschall bei Benfeld, schlug ihn, und erbeutete sämmtliches Gepäck, 13 Standarten, vier Pauken und 1000 Pferde. Die Vorräthe selbst waren aber nach Breisach geführt worden.

Mitterweile hatte Bernhard's Heer von Frankreich ansehnliche Verstärkung erhalten. Auch die Zahl der feindlichen Truppen hatte sich bedeutend vergrößert, seitdem die Bestrebungen des Herzogs auf die Eroberung Breisachs gerichtet waren. Da mit dem Gelingen dieses Unternehmens auch der Verlust des Breisgau und des Elsasses verbunden war, so war es der Wunsch des Kaisers Ferdinand des Dritten, daß dieser Besorgniß bei Zeiten entgegengewirkt werden möchte. Das kaiserliche Heer nahm daher jetzt eine drohendere Gestalt an. Dies veranlaßte den Herzog Bernhard, am 26. Juli seine im Schwarzwalde zerstreut liegenden Truppen zusammen zu ziehen, über welche er am folgenden Tage zwischen Waldkirch und Freiburg Heerschau hielt. Seine Kriegsmacht umfaßte eine Stärke von fünfzehn bis sechzehn Tausend Mann. Hierzu kamen noch 10 Halb-Karthaunen, 4 Zwölfpfünder, 18 Regimentsstücke, 3 Mörser, 300 mit Kriegsbedarf und 200 mit Lebensmitteln beladene Wagen, 50 Handmühlen und 200 Handwerker und Schanzmeister. Die weimarischen Krieger waren nicht so gut bekleidet, wie die der Gegner, und ihre Tracht bot zuweilen den lächerlichsten Anblick dar, indem nicht selten Manche von ihnen mit geistlichen Gewändern und wieder Andere mit groben Kitteln bedeckt waren. Indeß hatten sie Muth, und diese Eigenschaft überwog den äußern Glanz vielfach.

Nach einer mörderischen Schlacht am 29. Juli bei Wittenweyer, wobei Bernhard's Truppen sich durch Muth und Tapferkeit auszeichneten, und außer 83 Fahnen und Standarten und 1000 mit Lebensmitteln, so wie 2000 mit Gepäck und Kriegsbedarf beladene Wagen, wie auch 1300 Gefangene in ihre Hände gefallen waren, eroberte der Herzog am 2. August Kenzingen. Da durch diese Vorgänge das feindliche Heer bedeutend geschwächt worden war, so beschloß nun Bernhard, Breisach enger einzuschließen. Die stolze Festung war, vermöge ihrer Lage, uneinnehmbar, und konnte nur durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Der Herzog errichtete vorerst ein befestigtes Lager, dessen Raum einen Halbkreis bildete, und einen Umfang von drei französischen Meilen gehabt haben soll. Zur Errichtung dieser befestigten Werke bedurfte das weimarische Heer fast die Zeit von drei Monaten, obschon noch außer den Soldaten über 2000 Landbewohner und 200 Handwerker dabei beschäftigt waren.

Während dieser Beschäftigung rüsteten sich die Gegner mit aller Macht. Denn die Heerführer hatten von Wien aus den Befehl erhalten, Alles zur Rettung Breisachs aufzubieten. Allein Bernhard's Wachsamkeit vereitelte alle Versuche, welche darauf abgesehen waren, die belagerte Stadt mit frischen Lebensmitteln und Hülfsmannschaften zu versehen.

Um jedoch die Belagerung Breisachs mit Nachdruck vollführen zu können, bedurfte der Herzog noch ansehnlicher Unterstützungen von Frankreich; dieses war aber dazu äußerst schwer zu bewegen, ob es gleich die Sieges-Trophäen Bernhard's stets mit vielem Vergnügen empfing. Nur die dringendsten Vorstellungen bewirkten endlich die vertragsmäßigen Zahlungen und eine kleine Hülfsmannschaft. Kaum hatte er diese erhalten, so nöthigte ihn eine Operation des Herzogs von Lothringen, sein festes Lager mit einem Theile seiner Streitkräfte zu verlassen und ihm entgegen zu gehen. Er traf ihn am 5. Oktober bei Thann, als jener eben im Begriff war, über das Ochsenfeld zu marschiren. Es kam hier zwischen beiden Parteien wieder zu einem blutigen Treffen. Bernhard blieb abermals der siegende Theil, und eroberte 24 Standarten, 20 Fähnlein und einiges Gepäck. Nach vollbrachtem Siege nöthigte den Herzog die Nachricht, daß Götz auf das Lager von Breisach im Anzuge sey, nach Ensisheim zurück, wo er, von dem Fieber befallen, so krank ankam, daß man für sein Leben fürchtete. Indeß hatte die Nachtruhe ihn wieder gestärkt, und er empfing am folgenden Morgen die bei Thann gefangenen Offiziere, von denen ihn einer, Namens Bassompierre, mit den Worten begrüßte: „Ich wünsche Ihnen das Königreich Schweden, und alle Jahre mehrere Siege über die Moskowiten; außerdem aber sind für Sie drei Siege in einem Jahre zu viel."

(Schluß folgt.)

General Eickemeyer.

Memoiren, welche als **opera posthuma** erscheinen, sind heutzutage, wo das Urtheil der Nachwelt von den Lebenden gewöhnlich anticipirt wird, indem sie selber für die Sicherstellung ihres Ruhmes Sorge zu tragen und denselben gegen etwaige Angriffe zu vertheidigen nicht ermangeln — Memoiren von Verstorbenen, sage ich, sind in unserem Zeitalter äußerst seltene Erscheinungen,

Digitized by Google

welche da, wo sie uns entgegen treten, ein erhöhtes Interesse für sich in Anspruch zu nehmen scheinen. Wenn aber dergleichen Memoiren Männer zu Urhebern haben, deren Wirksamkeit einem wichtigen Zeitabschnitt der Geschichte angehörte, und die durch ihre Bildung wie durch ihre sociale Stellung gleichsam eine Verpflichtung haben, der Nachwelt ein Vermächtniß ihres Denkens und Strebens zu hinterlassen, so sind ihre diesfälligen Arbeiten zugleich schätzbare Fundgruben für die Geschichte und verdienen vorzugsweise von der gebildeten Welt beachtet und geprüft zu werden.

Zu den Werken dieser Art glauben wir die kaum erschienenen Denkwürdigkeiten des vor zwanzig Jahren verstorbenen Generals Eickemeyer zählen zu dürfen (Frankfurt a. M. in der literarischen Anstalt, herausgegeben von H. König), eines Mannes, der in einer verhängnißvollen Epoche von Deutschlands Geschichte als Schriftsteller, Lehrer und Militär vielfach gewirkt und durch die Art seiner Thätigkeit sich gegründete Ansprüche auf öffentliche Anerkennung erworben hat.

Rudolph Heinrich Eickemeyer, geboren zu Mainz am 11. März 1753, war der einzige Sohn eines kurmainzischen Ingenieur-Offiziers und anfänglich, hauptsächlich durch den Einfluß seines Oheims, der erzbischöflicher Offizial war, für den geistlichen Stand bestimmt, welchem er jedoch keinen Geschmack abgewinnen konnte und daher, als dieser sein Oheim mit Tod abging, seiner Neigung zum Militärstande und den damit verwandten Wissenschaften ungehindert folgte. Dem frei erwählten Beruf widmete er sich unter der Anleitung seines Vaters mit solch' einem glücklichen Erfolge, daß er schon im siebenzehnten Jahre zum Artillerieoffiziere ernannt wurde. Nicht praktisch unvorbereitet kam ihm unter dem Kurfürsten Karl Joseph seine Ernennung zum Professor der Mathematik an der Universität, da er schon früher, und seit seiner Beförderung zum Artillerie-Offizier, an unterschiedlichen öffentlichen Schulen mathematischen Unterricht ertheilt hatte. Sein akademisches Lehramt trat er jedoch nicht sogleich an, sondern ging erst auf Reisen, theils nach Frankreich, theils nach England, und zwar im Interesse seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung, welche er hauptsächlich zu Paris, in der Nähe von Männern wie Brissot, d'Alembert u. A., und in London im Umgange mit Priestlei, den beiden Forster u. A. zu erlangen strebte. Nach einer Abwesenheit von dritthalb Jahren kehrte er wieder in seine Vaterstadt zurück, bereichert mit neuen werthvollen Kentnissen, welche er im Interesse der Wissenschaft und seines Vaterlandes anzuwenden im Begriff stand. — Europa's Geschicke nahmen indeß bald eine neue schreckensvolle Wendung durch den Ausbruch der französischen Staatsumwälzung, welche zunächst das linke Rheinufer berührte und dessen politische Gestaltung veränderte. Man wollte, in so weit es bei der damaligen armseligen Reichswehrverfassung möglich war, die Franzosen nicht unvorbereitet empfangen, und Eickemeyer erhielt in seiner Eigenschaft als Ingenieur-Major den Auftrag, Vorschläge zur Wiederherstellung der sehr verwahrlosten Festungswerke von Mainz zu machen. Er leistete diesem Auftrage sofort Folge, ohne jedoch die Befriedigung zu haben, seinen desfallsigen Plan im Ganzen vollständig ausgeführt zu sehen; ja man blieb so weit hinter dem vorgesteckten Ziele zurück, daß bloß die unentbehrlichsten Ausbesserungen vorgenommen wurden, sohin von der Ausführung von Eickemeyers Plan eigentlich gar keine Rede seyn konnte. Trotz dieses schlechten Vertheidigungszustandes, der durch den Mangel an den nöthigen Truppen noch vermehrt wurde, stimmte Eickemeyer bei dem Vorrücken der Franzosen für die Vertheidigung von Mainz, hatte aber nicht die Befriedigung, seiner Ansicht bei dem obersten Kriegsrathe den gewünschten Eingang zu verschaffen. Die Festung fiel in die Gewalt der Feinde, lediglich durch die Rathlosigkeit und den früh gebrochenen Muth ihrer Kriegsverwaltung, welche eine Capitulation einer standhaften Vertheidigung vorziehen zu müssen geglaubt hatte. — Getäuscht in seinen Erwartungen, welche er in einem an den damaligen Kurfürsten gerichteten, in zwei Zeitungen veröffentlichten Schreiben auszusprechen kein Bedenken trug, und für den Augenblick auch ohne Hoffnung, die durch eine verkehrte öffentliche Leitung in eine schiefe Lage gerathenen politischen Angelegenheiten des Vaterlandes wieder in das richtige Geleis gebracht zu sehen, nahm Eickemeyer, voll Unmuth über die Hintansetzung des von ihm zur Ehre der deutschen Waffen ausgearbeiteten Vertheidigungsplanes, seine Entlassung und trat in französische Dienste, zu welchem Schritte seine persönliche Bekanntschaft mit dem General Custine, den er als Mitglied der Uebergabs-Commission kennen gelernt hatte, wohl mit beigetragen haben mochte. — Diejenigen, welche den wahren Verlauf und die eigentliche Ursache der Uebergabe der Festung Mainz an die Franzosen zunächst kannten, waren nun zuerst bemüht, dieses Faktum zu ihrer Entschuldigung auszubeuten und unseren Eickemeyer in den Ruf als Urheber einer verrätherischen Uebergabe zu bringen. Dergleichen oft wiederholte Beschuldigungen, wenn sie auch aller überführenden Gründe entbehren, thun wenigstens für den Augenblick bei dem großen Hausen die berechnete Wirkung, und so mag es denn gekommen seyn, daß die öffentliche Meinung in den Rheinlanden wegen des Generals Eickemeyer längere Zeit hindurch irre geleitet wurde. Hätte man ihn in diesem Betreff mit irgend einem erschwerenden Umstande belasten und ihn davon öffentlich überführen können, so würden seine Widersacher gewiß nicht unterlassen haben, dies mit aller möglichen Ostentation vor den Augen der Welt zu thun. Da aber dies nicht geschehen ist, und auch für die Folge schwerlich wird geschehen können, so muß man wohl annehmen, daß Eickemeyer im Dienste des Kurfürsten von Mainz den Forderungen der militärischen Pflicht und Ehre nicht entgegen gehandelt hat. Auch als französischer Brigadegeneral entwickelte und vervollkommnete er jene persönlichen Eigenschaften, welche ihm in der Heimath Achtung und Beförderung verschafft hatten. Nach manchen widrigen Erfahrungen, die ihm den französischen Dienst verleideten, schied er aus diesem und zog sich nach Gaualgesheim in Rheinhessen, auf sein väterliches Erbe zurück, wo er den Wissenschaften und ländlichen Beschäftigungen lebte. Hier sah ich, im Sommer 1824, den verdienten Krieger, den geschätzten Schriftsteller, wie er, den Segnungen des ländlichen Stillebens hingegeben, das Geräusch der Welt, ihre Thorheiten und Eitelkeiten weit hinter sich hatte, und wie er mit der Resignation eines Weisen dem herannahenden Ziele seiner Tage mit Ruhe entgegen zu sehen schien. Schon im folgenden Jahre, den 9. Sept. 1825, war der Kreis seines Daseyns hienieden vollendet. Seine hinterlassenen Schriften, dem Gebiet der technisch angewandten Mathematik angehörend, beurkunden den denkenden Kopf, den Mann von reicher Erfahrung, der das praktisch Anwendbare und allgemein Nützliche gleich aufzufinden und in Ausführung zu bringen wußte. Zwei seiner Schriften: „Ueber die Erbauung der Dörfer" (Frankfurt, 1787), und „Ueber die Einschließung der Landstädte" (Mainz, 1792) sind Preisschriften und wurden von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönt. Erstere besonders dürfte auch jetzt noch, namentlich bei der Anlage neuer Dörfer, viel Beifallswürdiges enthalten. Dr. Wilh. Dieffenbach.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, im Juli.) Das großh. badische Ministerium des Innern hat unterm 7. Juli eine Bekanntmachung erlassen, wonach die Verwendung von Hunden zum Bespannen und Ziehen von Milchkarren und ähnlichen Fuhrwerken bei Vermeidung einer Geldstrafe von 1 fl. 30 kr., und im Fall des Zahlungsunvermögens einer dieser gleichkommenden Gefängnißstrafe, untersagt wird, besonders aus dem Grunde, weil dadurch die

Digitized by Google

Sicherheit für Vorübergehende, Fahrende und Reitende sehr leicht gefährdet werde. Auch auf unserem Gebiete besteht schon länger ein Verbot gegen diese unnatürliche Art des Hundevorspannens, und mit vollem Rechte, denn wie leicht kann der Fall eintreten, daß bei großer Hitze und bei übermäßiger Anstrengung diese Thiere in die schreckliche Wuth verfallen, von welcher so leicht Menschen und Thiere überfallen werden können, welche dann unrettbar verloren sind! Geht man indessen nur einige Schritte über unsere Gränze, z. B. nach Bilbel und weiter nach Oberhessen hin, so begegnet man solchem traurigen Hundegespann gar häufig. Den armen treuen Hunden hängen dann nicht selten ihre Zungen sehr weit zum Maule heraus, und werden, nachdem sie zuvor ein schweres Gefährte unter großer Anstrengung bergauf gezogen hatten, an der Frankfurter Gränze ausgespannt, dort dem Mitleid eines gutmüthigen Chausseeerhebers überlassen, der sie mit Wasser und Essen wieder erholen läßt (denn die rohen Eigenthümer sorgen wenig dafür!) Möchte doch die großh. hessische Behörde, die erst kürzlich das eben so schädliche und tyrannische Treiben der Kälber bei Strafe verbot, auch gegen als widersinnige Vorspannen der Hunde wohlwollende Maßnahmen treffen!

Jedermann kennt den berühmt gewordenen Ausspruch: die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht. Er wurde in der Schlacht von Waterloo gethan, aber man weiß nicht mit Bestimmtheit von wem. Bisher wurde er dem im vorigen Jahre verstorbenen General Cambronne zugeschrieben, dem seine Vaterstadt Nantes jetzt ein Denkmal errichtet, auf welchem jene Worte eingegraben werden sollen. Dagegen erheben sich nun die Söhne des Generallieutenants Grafen Michel, der bei Waterloo an der Spitze eines Carré's der Garde fiel. Sie haben sich an das Ministerium und an den König gewendet, damit verboten werde, jene Worte auf das Denkmal des Generals Cambronne zu setzen, da sie von ihrem Vater gesprochen worden wären. Sie führen dabei nicht blos eine Anzahl Schriften, sondern auch noch besondere Augen- und Ohrenzeugen an, unter andern die Worte des Generals Bertrand, der auf den Grabstein der Wittwe des Generals Michel schrieb: Wittwe des General Michel, der bei Waterloo fiel, wo er der feindlichen Aufforderung die großartigen Worte entgegnete: die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht. — Das Gesuch der Söhne des Generals Michel ist von dem französischen Staatsrathe ohne Angabe von Gründen abgewiesen worden, und die Sache kommt nun vor die Gerichte, die zu entscheiden haben werden, wem jene berühmten Worte zugeschrieben werden sollen.

(Allg. Modenztg.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 30. Juli.

In der Versammlung der hiesigen neukatholischen Gemeinde am verflossenen Sonntag hielt Hr. Dr. Eduard Duller eine Rede, die dem Vortrefflichsten, was bis jetzt noch zur Förderung der neuen Glaubenslehre gesagt worden ist, würdig an die Seite gestellt werden kann. Möchten doch ihre Gegner solche Reden mit anhören wollen, wahrlich, sie würden sich überzeugen müssen, daß die Lehre Jesu nicht reiner und des wahren Christenthums würdiger vorgetragen werden kann. Die Gemeinde nimmt mit jedem Tage an Mitgliedern zu, eben so die Theilnahme der evangelischen Gemeinde, deren Beitragsverwilligungen ihr die Sorge für ihre materiellen Bedürfnisse erleichtern hilft, bis sie selbst so stark seyn wird, daß sie keiner fremden Beihülfe mehr bedarf. Die Versammlungen werden in dem oberen Saale des Rathhauses gehalten, dessen Räume jedesmal überfüllt sind. Der Zustand des alten Gebäudes ist, wenn auch eben nicht besorgnißerregend, doch auch nicht von der Art, daß man mit vollkommener Zuversicht seiner Haltbarkeit vertrauen könnte. Welch' ein Unglück, wenn bei einer solchen Versammlung der Boden treulos wankte! Wie würde man beklagen müssen, den Neukatholiken den Gebrauch unserer Kirchen versagt zu haben! Und welch' ein Triumph würde es für Diejenigen seyn, welche schon das ferne Wetterleuchten an jenem Festabende der Kerbler'schen Anwesenheit in Darmstadt für Blitze des göttlichen Zornes erklärten! Würden sie nicht die natürliche Folge der Ueberlastung eines alten Gebäudes für ein Strafgericht Gottes erklären, welches Diejenigen betroffen, die sie gerne wie eine Rotte Kora vertilgt sehen möchten? Doch so nahe liegt die Besorgniß nicht. Unsere weise Staatsregierung wird hoffentlich, dem Beispiele Preußens folgend, der jungen Gemeinde den Gebrauch unserer Gotteshäuser nicht länger versagen. Wäre nur erst unsere Stadtkirche vollendet, sicher würde man ihr dann die kleine Friedhofskapelle zum Gottesdienste einräumen, worin bis dahin der evangelische Gottesdienst gehalten werden muß. Warum aber sollen die Neukatholiken grade auf die evangelischen Gotteshäuser angewiesen werden? Haben sie nicht ein näheres Recht auf die katholischen Kirchen? Keins der übergetretenen Mitglieder hat seine Ansprüche darauf aufgegeben. Sollen sie darum von dem Gebrauch derselben ausgeschlossen seyn, weil jene nicht wollen? Nicht aus irgend einem Rechtsgrunde, sondern nur weil sie noch die schwächere Hälfte bilden, darum verschließt man ihnen die Mutterkirche. Aber lasset nur erst die Wagschalen gleich stehen, dann wird es sich zeigen, ob man sie einseitig ihres guten Rechtes länger verlustig erklären kann. Das aber erkennen die Römischkatholischen nicht, daß ihr schlimmster Feind in ihnen selbst wüthet. Es ist der fanatische Haß gegen jede andere Glaubensmeinung. Darum wenden sich die Neukatholiken ab und neigen sich den evangelischen Brüdern zu, wo sie mit Wohlwollen aufgenommen werden und diejenige Unterstützung finden, die wahre Christen einander schuldig sind. — Um nun noch einmal auf den Versammlungsort der Neukatholiken zurück zu kommen, so wird er schon um deswillen nicht lange mehr zu ihrem Gebrauche dienen können, weil mit dem Rathhause in der Kürze ein Umbau vorgenommen werden soll. Auf welche Art er bewerkstelligt wird, darüber läßt sich vor der Hand noch nichts Bestimmtes sagen. Doch steht zu erwarten, daß man hier nicht halbe Mittel anwenden werde, wo es darauf ankommt, der Stadt auf einem der ersten Plätze, dem imposanten Schlosse gegenüber, eine neue Zierde zu verleihen. Wo so Vieles zur allgemeinen Verschönerung geschieht, wozu namentlich der eben erfolgte Abbruch eines alten mißständigen Gebäudes in der nächsten Umgebung des Schlosses gehört, von welchem schon bei einer früheren Festgelegenheit auf einem Transparente eines benachbarten Hauses zu lesen war: „Wär' ich der Riese Goliath, ich nähm's und trüg' es vor die Stadt", da wird man die Kosten nicht scheuen, etwas Tüchtiges auszuführen, zumal da die Erfahrung, namentlich bei der Stadtkirche, gelehrt hat, daß die Wiederherstellung alter Gebäude fast so viel kostet, als wenn man sie von Grund aus neu aufgebaut hätte. Die Stadtkirche ist im Innern nun endlich ihrer Vollendung nahe, und man darf hoffen, daß ihre Pforten nach einer nun schon in's vierte Jahr gehenden Unterbrechung noch in diesem Jahre dem Gottesdienst wieder geöffnet werden. Mit dem Aufsetzen einer gothischen Spitze auf die Plattform des Thurmes soll, wie man hört, nächstes Jahr der Anfang gemacht werden. Wir kommen mit Allem zum Ziele, doch nicht im Fluge der Eisenbahn. Ist ja auch diese noch nicht fertig, obwohl uns Anfangs die Aussicht dazu weit näher gerückt wurde. — In der Nähe des Bahnhofs ist dieser Tage eine blutige That geschehen. Zwei Arbeiter geriethen mit einander in Streit, und der eine erstach den andern mit seinem Brodmesser. Die Ausbrüche der Leidenschaften sind in ihren Folgen schrecklich und doch entspringen sie zuweilen aus Quellen, die einen Anstrich von Pietät haben. Der Mörder soll hauptsächlich dadurch zu der That gereizt worden seyn, daß sein Gegner auf seinen Vater schimpfte. Befolgten alle Menschen die Grundsätze der reinen Christuslehren, dann wäre das Reich Gottes auf Erden — und der Messias des Weltheils dürfte nicht länger erwartet werden.

Mainwasser-Wärme.

Den 1. August, Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. August. Die weiße Frau, große Oper in 3 Abth., Musik von Boieldieu.

Sonntag, 3. August. Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder: das liederliche Kleeblatt, Zauberposse mit Gesang in 3 Abth., von Nestroy, Musik von Müller. (Gastrolle) Knieriem: Hr. Börner, vom Hoftheater zu St. Petersburg.

Redakteur: L. P. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 212. Montag, den 4. August 1845.

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar.

(Schluß.)

Nach vielen glücklich zurückgeschlagenen Angriffen auf das gut befestigte weimarische Lager kam dem Herzog am 9. Oktober ein aufgefangenes Schreiben des Festungskommandanten Reinach zu Breisach in die Hände, welches mit grellen Worten die eintretende Hungersnoth schilderte. In Folge dieses Zustandes forderte Bernhard am 19. Oktober den Festungskommandanten zum ersten Male zur Uebergabe auf. Reinach schlug das Anerbieten aber mit der Antwort aus, daß er die ihm anvertraute Stadt bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen würde.

Der Herzog unternahm daher einen Sturm auf Breisach, und eroberte am 28. Oktober die wichtigsten Außenwerke der Festung. Er zog jedoch vor, die Uebergabe lieber durch Hunger als durch Zerstörung zu erzwingen, und ließ in dieser Absicht am 30. Oktober eine abermalige Aufforderung an Reinach ergehen, die dies Mal mit Drohungen begleitet war; sie ward jedoch abermals trotzig abgeschlagen, weil der Herzog von Lothringen und Götz dem bedrängten Reinach mittlerweile Hoffnung auf Verstärkung gemacht, und ihm zugleich die strengsten Befehle ertheilt hatten, für die Erhaltung Breisachs mit seinem Kopfe zu haften.

In der That wurde die Lage des kranken Herzogs immer bedrohlicher, der Feind rückte mit verstärkter Macht von allen Seiten herbei, doch schlug ihn Bernhard stets glücklich zurück. Die feindlichen Heerführer waren durch die fortwährenden Verluste in eine Art von Muthlosigkeit versunken, die durch die Weigerungen der Truppen, nicht mehr gegen die weimarischen Würger fechten zu wollen, noch vermehrt wurde. Während dieser Zerwürfnisse hatte sich die Hungersnoth zu Breisach zu einem ungewöhnlichen Grade gesteigert, wodurch die Uebergabe nothwendiger Weise beschleunigt werden mußte. Um sich und seine Truppen zu ernähren, hatte der Festungskommandant fast sämmtliche Vorräthe der Bürger in Beschlag nehmen lassen; daher kam es, daß nur gegen große Summen noch gesunde Nahrungsmittel zu erlangen waren. So gab ein Bewohner für drei Pfund Brod und ein Maß Wein einen goldenen Ring mit kostbaren Diamanten besetzt, während eine Frau gegen eine Perlenschnur von 80 Reichsthalern an Werth ein Viertel Waizen kaufte. Gar gemachte Häute, so wie Hunde, Katzen, Ratten, Mäuse und andere ekelhafte Thiere galten allgemein für Leckerbissen, und mußten ebenfalls theuer bezahlt werden. Die Armen verzehrten Aeser und verschlangen gierig den Kalk, den sie von den Wänden kratzten. Ja die Noth war bis zur Verzweiflung gestiegen. Kinder, welche sich auf den Straßen blicken ließen, sollen von dem hungernden Pöbel überfallen, zerrissen und gierig verzehrt worden seyn, und selbst die Kirchhöfe hat man mit Wache besetzen müssen, damit die Todten aus ihren Gräbern nicht herausgewühlt und von der thierischen Masse als Nahrung gebraucht wurden. Der Genuß von diesen unnatürlichen Nahrungsmitteln erzeugte allerlei Seuchen und pestilenzalische Krankheiten, von denen über 2000 Einwohner hingerafft wurden. Die, welche verschont blieben, glichen lebendigen Todten, sie schlichen in den Straßen umher wie Gespenster, schwach und entkräftet, daß der leiseste Windhauch sie über den Haufen zu werfen vermochte.

In dieser verzweiflungsvollen Noth, die keine Feder zu schildern vermag, forderte Bernhard, dem der unglückliche Zustand nicht unbekannt geblieben war, den Festungskommandanten am 15. November 1638 zum dritten Male zur Uebergabe auf. Dieser hoffte jedoch noch immer auf Hülfe, und schlug den Antrag abermals aus. Erst als die große Schanze St. Jakob durch die Belagerer mit Sturm genommen war, entschloß sich Reinach zu Unterhandlungen. Sie dauerten vier Tage lang. Unter den mancherlei Hindernissen befand sich auch dieses, daß Volmar, der Kanzler der niederösterreichischen Regierung, welcher den Herzog in einer Schmähschrift beschimpft hatte, von dem Vergleiche ausgenommen werden sollte. Indeß wurde auch dieser Punkt beseitigt, da Reinach versprach, daß Volmar bei dem Abzuge aus der Stadt dem Herzog persönliche Abbitte thun solle.

Die Kapitulation, in 14 Artikeln bestehend, wurde daher am 7. Dezember ausgefertigt und von beiden Seiten unterzeichnet. Die Uebergabe verzögerte sich jedoch noch zwei Tage, und erfolgte erst am Sonntag den 9. Dezember zwischen 8 und 9 Uhr Morgens. Der Herzog, welcher wieder sehr leidend war, ließ sein Fußvolk vor dem Kupferthore bis an den Eisenberg in zwei Linien aufstellen. Er selbst hielt an der Spitze zu Pferde mit einem Generalstabe von 60 Personen.

Das Thor ward geöffnet, und der Abzug der 400 Mann starken Besatzung erfolgte. Der Generalfeldzeugmeister Freiherr von Reinach stieg, als er den Herzog erblickte, vom Pferde, ging auf ihn zu und küßte ehrfurchtsvoll dessen Stiefel. Unmittelbar darauf erschien der Kanzler Volmar, mit einem schwarzen Trauermantel bekleidet und mit dem Stabe eines Büßers in der Hand. Er warf sich drei Mal auf die Knie nieder und bat mit den flehentlichsten Worten um Verzeihung. Der Herzog gewährte sie ihm, nachdem er ihm sein ehrloses Verfahren mit harten Worten zu Gemüthe geführt hatte. Hierauf überreichte ihm der Magistrat kniend die Schlüssel. Die viermonatliche Belagerung der Stadt und Festung Breisach hatte achtzehn bis vierundzwanzig Tausend Menschen das Leben gekostet, und einen Aufwand von einer Million und hunderttausend Reichsthaler verursacht. Die Besitznahme dieses Platzes war ein Ereigniß, welches ganz Europa in Bewunderung versetzte; Glückwünsche und Freudenbezeigungen überhäuften deshalb auch den Herzog aus der Nähe und der Ferne.

Der glückliche Eroberer genoß jedoch das Glück, Besitzer von Breisach und Elsaß zu seyn, nicht lange. Frankreich, eifersüchtig über die Macht des Herzogs, bot alle diplomatischen Hülfsmittel auf, Das, was Bernhard in einem frühern Vertrage schriftlich

Digitized by Google

zugesichert worden war, ihm wieder zu entreißen. Tief gekränkt durch eine solche Handlungsweise, erhielt sein körperliches Uebel Nahrung zu immer größerer Entwickelung, und ward endlich tödtlich. Der unbesiegbare Held, welcher in 34 Schlachten glücklich als Sieger hervorgegangen war, unterlag am 8. Juni 1639, Morgens 7 Uhr, zu Neuenburg der Macht des Todes. Er starb als ein frommer Christ. Seine letzten Worte waren die des Weltheilandes: „Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist." Kaum daß seine bebenden Lippen diese Worte gelispelt hatten, so verschied er.

Sein Leichnam ruhte lange schon in der Gruft seiner Väter, aber die Fackel des grausamen Krieges, welche confessionelle Wirren entzündet hatten, loderte noch beinahe 10 Jahre lang fort. Noch niemals ist Deutschland von größeren Gräueln heimgesucht worden, als in dem barbarischen Kriege von 1618 bis 1648, Millionen von Menschen sind dabei gemordet, und Hunderte von Ortschaften von der Erde vertilgt worden. Jahrhunderte sind seit jener Zeit vergangen, aber wohl giebt es in Deutschland weder eine Stadt noch ein Dorf, wo nicht noch Spuren aus dem unglücklichen dreißigjährigen Kriege zu finden wären. F. Schrader.

Walliser Zustände.*)

Eine glaubwürdige Person, die den Kanton Wallis durchwandert hat, theilt über die gegenwärtigen Zustände desselben folgende Aufschlüsse mit. Die freisinnige Partei scheint gänzlich gebeugt und niedergeschlagen, wiewohl sie zu Sitten und in mehreren Zehnthauptorten und Gemeinden noch in der Mehrheit ist. Die Reihen der Freisinnigen sind im Oberwallis stärker, als man anzunehmen pflegt; sie behaupten, daß sie ohne die verläumderisch ausgebeuteten Unfuge der Jungen Schweiz bald zur Mehrheit angewachsen wären; die Besorgniß der Priesterpartei vor einem derartigen Ergebniß der Zeit hat zur Organisation der Bewegung vom Mai 1844 nicht wenig beigetragen. Nun aber herrscht die Stille des Schreckens im Lande; Niemand wagt sich freimüthig auszusprechen; die geheimen Gelder unterhalten die Angeberei. Die Landjäger nehmen wegen einfacher Aeußerungen Verhaftungen vor, ohne sich um die Prozeßformen zu bekümmern, und ich sah selbst, daß die Landjäger auf Befehl des bekannten Hauptmann Jost, Großkastellans in St. Moriz, einen Genfer fortwiesen, der einen Ausflug dahin gemacht und zu einer solchen Maßregel keinen Anlaß gegeben hatte. — Das Zentralgericht durchzieht das Land wie eine bewegliche Kolonne und verbreitet überall Schrecken; ich sah selbst zwei Zeugen, die auf die Fragen des jetzigen Berichterstatters Füsey, eines ehemaligen Carbonari, nicht befriedigend antworteten, mit Handschellen in's Gefängniß führen. — Das Verbot, von Geistlichen und Beamteten nachtheilig zu reden und „schlechte Bücher" zu halten, ist vom Volk allgemein angenommen und dadurch zum Gesetz erhoben worden; es gab hierbei Gemeinden von mehr als 1000 Einwohnern, wo das Büreau allein an der Abstimmung Theil nahm. Als genügte ein solches Gesetz nicht, hat die Regierung sich noch den Eingriff erlaubt, allen im Wallis wohnhaften Männern, Weibern und Kindern, einheimischen und nicht kantonsangehörigen, zu verbieten, ohne besondere hoheitliche Bewilligung Zusammenkünften außer dem Kanton beizuwohnen. Eben so ist der Schützengesellschaft in Sitten verboten worden, Trinksprüche auszubringen. — Der Haß gegen Nichtkantonsangehörige ist hauptsächlich gegen die Protestanten gerichtet und ist auf eine bedeutende Höhe seines Parteismus gestiegen. Man glaubt allgemein, daß zwei dem Lande in jeder Beziehung ersprießliche Unternehmen, die Eisenhütten von Ardon und die Eindämmung der Rhone in Granges, nicht fortbestehen können. Der Inhaber dieses letzten Unternehmens mußte in seiner Wohnung sogar eine Art Belagerung bestehen; er wurde nämlich daselbst von den Einwohnern, die der Pfarrer aufgereizt hatte, angegriffen. In Monthey haben über 80 Personen den Befehl erhalten, die Gemeinde zu verlassen. Anderseits ist eine sehr große Anzahl junger Leute, die mit der gegenwärtigen Regierung unzufrieden sind, in den Militärdienst von Neapel oder Rom getreten. — Die Priester sind jetzt allmächtig im Lande. Wenn Jemand sich vom Staatsrath oder vom Gr. Rath eine Begünstigung auswirken will, so bedient er sich ihrer Verwendung. Sie genießen Vorrechte, die in allen andern Ländern schon längst abgeschafft sind. Die neue Verfassung gewährleistet ihnen die Handhabung derselben; diese Vorrechte sind zum Theil dem Bundesvertrag zuwider, z. B. die Steuerfreiheit. Man versicherte mich, daß die katholische Religion im Wallis viel von ihrer Ueberzeugungskraft verloren habe. Viele Personen erfüllen keine kirchliche Pflicht mehr, seit sie den Mißbrauch, den die Priester mit der Religion treiben, sowie den Schutz wahrnehmen, den dieselben den sittenlosesten Menschen für deren politische Folgsamkeit gewähren. Alle in Wallis wirklich in's Leben getretenen Verfassungen bis zur letzten haben nur einen öffentlichen Gottesdienst anerkannt, womit die Ausübung des Privatgottesdienstes abweichender Glaubensbekenntnisse von selbst zugelassen war. Ein waadtländischer Geistlicher begab sich jährlich 3—4 Mal nach Sitten und Martinach, um dort Privatversammlungen zu predigen und das Abendmahl zu reichen. Der Stadtpfarrer in Sitten nahm diese Mitwirkung zur Erhaltung der Sittlichkeit mit Vergnügen wahr; allein die Jesuiten eiferten von der Kanzel herunter gegen solche Duldsamkeit. Daher mußte die neue Verfassung den beschränkten Gottesdienst der Protestanten gänzlich verbannen. Seither ist kein protestantischer Seelsorger mehr im Wallis erschienen, und es wird auch ferner keiner erscheinen dürfen, da die Regierung sich selbst nicht getrauen würde, protestantische Predigten ohne Zustimmung des Bischofs und der Jesuiten zu gestatten. Es ist bekannt, daß sich die protestantischen Geistlichen im Allgemeinen aller Propaganda enthielten; mit Ausnahme von 4—5 heirathlustigen Priestern ist kein einziger Walliser zu einer andern Konfession übergetreten. — Die herrschende Partei thut sich viel zu gut auf den nun eingestandenen Schutz Sardiniens, das dem Wallis Kanonen, Flinten, Kriegsvorrath, Genieoffiziere ꝛc zur Verfügung gestellt hat. Alle „gutgesinnten" Familien haben die Zusicherung erhalten, ihre Söhne in sardinischen Regimentern unterbringen zu dürfen. Der Landeshauptmann hat sogar auszuwirken vermocht, daß einer seiner Söhne, ein Bruder des Tagsatzungsgesandten, ohne Kadet zu werden, als Offizier angenommen werde, eine Gunst, die dort selbst den Eingebornen abgeschlagen wird. Von vielen Familien, sowie von den Klöstern wird der Wunsch einer Vereinigung des Wallis mit Savoyen genährt. — Das Herz jedes guten Bürgers ist beklommen beim Anblick eines so schönen, von einer thätigen, verständigen und muthigen Bevölkerung bewohnten Kantons, der nun einer verderblichen Herrschaft verfallen ist. Der Unterricht in den Kollegien ist sehr mangelhaft; die Jesuiten schalten und walten in diesen Staatsanstalten, ohne irgendwie beaufsichtigt oder überwacht zu werden, und beschränken ihre philologische Thätigkeit auf die lateinische Sprache. Ueber den ganzen Volksschulunterricht hingegen hat der Bischof zu verfügen und zwar in dem Maß, daß er den Schullehrer, ohne ihn zu hören und ohne Grund entfernen kann. Dieses Recht übt er denn auch aus; seine Maßregeln treffen, wie sich von selbst versteht, in der Regel stets die tüchtigsten Lehrer. Der Erziehungsrath des Kantons besteht aus einem Kapuziner, einem Pfarrer und einem Weltlichen — Der Staatsrath scheint seine Thätigkeit militärischen und polizeilichen Maßregeln zu widmen. Im Oberwallis ist die Alte Schweiz gut bewaffnet, die in Sitten und im Unterwallis hingegen besteht mehr dem Namen

*) Aus der „Züricher Zeitung."

Digitized by Google

nach. Es ist zu bedauern, daß es im Wallis nicht einige Männer von Energie und Einfluß für Entwickelung des freisinnigen Elementes gibt, das immer noch fortbesteht, aber aus Mangel an Pflege verkümmern muß. Die entgegengesetzte Partei hat den unermeßlichen Vortheil der Einheit in ihren Ansichten und ihrer Leitung; sie wird vom Ausland und den ultramontanen Kantonen unterstützt, während die freisinnige Partei sich selbst überlassen ist.

Mannichfaltigkeiten.

(Kreuznach.) Die Räume unseres Badeortes, dessen Heilquellen den verdienten Ruf bewähren, füllen sich täglich mehr mit Kurfremden aus allen Ständen. Nicht nur für die Bedürfnisse der Heilung, sondern auch für das Vergnügen der Badegäste ist hier gesorgt. In letzterer Beziehung dürfen wir die regelmäßigen Vorstellungen der Theatergesellschaft des Hrn. Ed. Geyser lobend anerkennen. Derselbe hat Sorge getragen, durch ein Repertoir der neuesten und renommirtesten Stücke unsere Schauluſt anzuregen. Durch das Engagement mehrerer tüchtigen Sänger, worunter besonders Hr. Roßner, und der uns schon von früher bekannte Hr. Bensberg hervorzuheben sind, wurde uns Gelegenheit gegeben, einige der beliebtesten Opern, als: „Regimentstochter", „Postillon von Lonjumeau" ꝛc. ꝛc. zu hören; auch Fräul. Geyser d. ä. hat sich durch ihre Leistungen in Oper und Schauspiel den lebhaftesten Beifall zugewendet. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Bemühungen des Hrn. Geyser und seiner Gesellschaft hierorts mehr Anerkennung fänden.

Der treffliche Komiker Meisinger hat sein Gastspiel auf der Regensburger Bühne mit dem glänzendsten Erfolge und bei gedrängt vollem Hause beschlossen. Die in dem dortigen, von Adalbert Müller redigirten Unterhaltungsblatte erschienenen Berichte rühmen die Vorzüge des anerkannten Komikers, der sowohl in feineren wie auch in chargirten Lustspielrollen einen wahrhaft ergötzlichen Humor und eine den denkenden Künstler bekundende Charakteristik zu entwickeln Gelegenheit fand. Er trat als Peter in den „beiden Schützen", als Perin in „Donna Diana", als Vatel, als Fröhlich u. a. auf und das Publikum ließ es an seiner besten Anerkennung nicht fehlen.

Ein reicher Graf ließ sich bei einem renommirten Schneider einen neuen Anzug anmessen. Nachdem dies geschehen war, begleitete der Schneider seinen vornehmen Kunden an dessen Wagen, welchen er aufmerksam betrachtete. „Aber schauen Sie, Euer Gnaden, ich habe akurat denselben Wagen wie Sie", rief der Kleiderkünstler aus. „Und doch", bemerkte der Edelmann, ärgerlich über die Anmaßung des Schneiders, „weiß ich, ohne den Ihrigen gesehen zu haben, einen Unterschied." „Der wäre, wenn ich bitten darf?" „Der ist", sprach der Edelmann, „daß an meinem Wagen der Bock draußen ist, bei Ihnen aber drinnen."

(Drei Gäste, drei Schlachten, drei Beine.) Bei einem Diner, welches der Fürst von Esterhazy in London zu Ehren des französischen Gesandten gab, saß diesem zur Rechten der Prinz von Hessen und zur Linken der Marquis von Anglesea. Diese drei Gäste hatten zusammen nur drei Beine. Der französische Gesandte hat eins in der Schlacht von Leipzig, der Prinz von Hessen das seinige bei Borodino und der Marquis von Anglesea ein Bein bei Waterloo verloren.

Die Inauguration des Beethoven-Monuments wird am 11ten d. M. in Bonn stattfinden. Am 10ten, als am Vorabend des Festes, wird das erste Konzert unter Leitung des Hrn. Hofkapellmeisters L. Spohr und am 11ten das zweite unter Leitung des Hrn. Hofkapellmeisters Fr. Liszt gehalten werden. Am 12ten wird das dritte Konzert gegeben. Ein Billet zu allen drei Konzerten kostet vier Thaler, ein Billet zu einem einzelnen Konzerte zwei Thaler.

Von dem Konversationslexikon für bildende Kunst, illustrirt mit über 3000 Holzschnitten, Leipzig in Romberg's Verlag, ist die 12te Lieferung erschienen (Bassus bis Bernini). Mit dem zu Grunde liegenden Plane und Inhalt des Werkes haben wir unsere Leser bereits bekannt gemacht. Die gegenwärtige Lieferung enthält außer vielen kürzeren Artikeln auch ausführliche und gründliche Abhandlungen, wie z. B. über Baukunst, Berlin u. a. Dem Fortschreiten dieses eben so praktischen als werthvollen Lexikons folgen die zahlreichen Abonnenten desselben mit Vergnügen.

Ein englisches Blatt erzählt, der berühmte Schauspieler Matthews sey mit einem Scherze auf den Lippen gestorben. Sein Diener nämlich, der ihn auf seinem Sterbelager pflegte und wohl sah, daß sein Herr dem Verscheiden nahe war, vergriff sich, als er ihm nochmals Arznei reichen wollte, und gab ihm statt derselben einen Löffel voll Dinte. Ein Freund, der zugegen war, bemerkte dies und gerieth außer sich darüber. „Laß gut seyn," antwortete der Sterbende mit matter Stimme, „laß gut seyn, ich verschlucke ein Stück Fließpapier, und die Sache ist wieder gut gemacht." Darauf drehete er den Kopf nach der Wand herum und — starb.

Es ist wieder ein neuer Klaviervirtuos im Anzuge, ein Engländer, Littolf, der selbst Liszt übertreffen soll, und sich bereits in Berlin hören ließ.

Vor kurzem wurde ein Invalide vor dem Polizeitribunal zu Neapel für eine ganz neue Art, wie er einen Dieb beraubt hatte, verurtheilt. Während nämlich der alte Krieger in einer Kirche inbrünstig betete, fühlte er eine fremde Hand in der Tasche. Leise brachte er seine eigene Hand unter den Schoß seines Rockes, ergriff jene des Zudringlichen, und drehte sie mit solcher Gewalt um, daß der arme Teufel in wimmerndem Tone um Gnade bat. „Was findet Ihr in meiner Tasche?" fragte der Invalide. — „Durchaus nichts!" antwortete der Dieb. — „Dann thut Etwas hinein!" — „Ich habe nicht einen Bajocco, Excellenz." — „Dann halt' ich Euch fest." — Der Dieb, der die Unmöglichkeit einsah, zu entwischen, steckte nun dem Soldaten einige Geldstücke, dann eine Brille und zuletzt ein seidenes Sacktuch in die Tasche, und versicherte, das sey Alles, was er den Tag über erworben. Freigelassen, wollte sich der geängstigte Schelm rasch entfernen, als er von einigen Polizeibeamten, die den ganzen Vorgang mit angesehen hatten, ergriffen wurde; auch den Invaliden brachten sie in's Gefängniß. Der letztere wurde zu dreitägigem Gefängniß verurtheilt, weil er das Wiedervergeltungsrecht in nicht ordnungsmäßiger Weise in Kraft gesetzt. Den Dieb verurtheilten die Richter zu zweijähriger Einsperrung.

Schiller's „Geschichte des Abfalls der Niederlande" ist jetzt zum ersten Mal in englischem Gewande bei Krebs in Frankfurt erschienen.

Man hat die Schilderungen, welche namentlich Sue in den „Geheimnissen" von den Wirthshäusern in Paris entworfen, in welchen sich die gemeinsten Leute versammeln, für übertrieben erklärt; jetzt beschreibt nun in der Presse ein Augenzeuge eines der größten dieser Lokale, den Val-Chie-rd, nach eigener Beobachtung. Es sammeln sich da Lumpensammler, heimathlose Menschen aller Art, die oft nicht ein Mal einen Familiennamen haben, Drehorgler, Marktschreier, Kesselflicker, Kaninchenfellhändler, Diebe von Profession und gemeine Dirnen, oft vierhundert an der Zahl, denn das Lokal ist sehr groß. Alle suchen da — Trunkenheit, und am Büffet sitzen fortwährend drei bis vier Personen, die durch Hähne

Digitized by Google

an Röhren Gläser füllen. Die Auftritte, die hier vorkommen, vermag keine Feder zu beschreiben, und Niemand hält sie für möglich. Niemand glaubt sie, der sie nicht mit eigenen Augen gesehen hat. Neben den drei Hauptsälen befindet sich ein ganz leerer Raum, den man — die Morgue nennt. Dahin werden Diejenigen gebracht, welche die Besinnung vertrunken haben, und auf den nackten Steinen den Rausch ausschlafen müssen. (Allg. Modenztg.)

Ein Staatsmann aus früherer Zeit soll gesagt haben: „Der größte Theil der Menschen ist so dumm, daß man sie von Allem überzeugen und sie an Alles glauben machen kann. Durch Gewohnheit werden ihnen dann ihre Ueberzeugungen lieb und durch das Alter werden sie ihren Nachkommen ehrwürdig und gesetzmäßig." Ein schöner Grundsatz, der aber heutigen Tages seine Geltung verloren hat; denn zwar gibt es auch jetzt noch der Dummen genug, aber die Klugen und Verständigen sind doch, Gott sey Lob! vorherrschend.

(Frankfurt, 3. August.) Obwohl schon durch erlassene Bekanntmachungen und Anschlagzettel das Publikum hinreichend davon unterrichtet ist, daß heute, Sonntag, Nachmittag der hier anwesende Aëronaute Guillot eine Luftschifffahrt mit einem großen Ballon unternehmen wird, so glauben wir doch besonders die jüngere Generation auf dieses interessante Schauspiel aufmerksam machen zu dürfen, da solches seit 1811 in hiesiger Stadt nicht mehr gesehen wurde. In diesem Jahre erhob sich Mad. Blanchard vom Klapperfelde aus in die Luft. Hr. Guillot hat denselben Platz zu seiner Luftfahrt gewählt. Wir wünschen ihm glückliche Reise und frohes Wiederkommen!

Korrespondenz.

Wörrstadt in Rheinhessen, 17. Juli.

Endlich hatte auch die aus den Reihen Roms, aus dem Tode in das Leben getretene deutsch-katholische Gemeinde dahier, ja die ganze Gemeinde Wörrstadt die Freude, den Hrn. Pfarrer Kerdler in ihrer Mitte zu sehen und zu hören. Er hatte den resp. Vorständen zugesagt, daß er Mittwoch den 9. in Alzey und Sonntag den 13. Juli dahier Gottesdienst halten, Dienstag den 8. aber bei seiner Durchreise einige Stunden unter den Gliedern der jungen Gemeinde dahier verweilen wolle, und kam an diesem Tage von Hanau aus nach Niederolm, wo er von dem Vorstande der besagten Gemeinde und dem dazu eingeladenen evang. Pfarrer Hrn. Stumpff von hier, so wie einigen andern Reformfreunden feierlich abgeholt wurde. Sein Einzug in Wörrstatt, bei welchem der Chaise, worin er mit dem genannten Geistlichen fuhr, noch fünf andere folgten, glich einem Triumphzuge. In der Hauptstraße, wodurch der Zug ging, bildete eine große Anzahl der hiesigen Einwohner und viele Landleute der nahegelegenen Orte gleichsam Spalier bis zum Posthause, das zum Absteigquartier gewählt und wo ein Festessen bereitet war. Hier wurde derselbe von dem hiesigen evang. Kirchen- und dem Ortsvorstande, dem Vorstande der deutschkathol. Gemeinde zu Alzey und anderen Verehrern empfangen. Bei dem heitern und wahrhaft brüderlichen Mahle wurden mehrere Toaste ausgebracht, die theils dem anwesenden gefeierten Manne und seinen Mitstreitern, theils der heiligen Sache, welcher sie sich geweiht, galten. Während des Mahles kamen 32 evangelische Männer aus Alzey, worunter die weltlichen Mitglieder des evang. Kirchenvorstandes und mehrere Stadträthe, in neun Chaisen an, um dem Hrn. Kerdler ihre Achtung zu bezeigen und sich dem schon anwesenden Vorstande der jungen Gemeinde unser Stadt zur Abholung desselben anzuschließen. In dieser Begleitung verließ derselbe denn auch um 4 Uhr die Gesellschaft, um sich nach Alzey zu wenden und dort noch die nöthigen Anordnungen für den folgenden Tag zu treffen. Zur Abhaltung des ersten Gottesdienstes am Sonntag den 13. dieses war den Deutsch-Katholiken dahier von dem evang. Kirchenvorstande in christlicher Liebe die Einräumung der Kirche zugesagt worden. Zur großen Betrübniß sowohl der jungen Gemeinde, als auch des evang. Kirchenvorstandes und der ganzen evang. Gemeinde kam aber am Freitag Nachmittag ein Reskript des großh. Kreisraths an den Ortsbürgermeister und eine Abschrift davon zu ebenmäßiger Bemessung an den evang. Kirchenvorstand, welches eine höchste Ministerial-Verfügung insinuirte, wornach den Deutsch-Katholiken die Kirchen nicht eingeräumt werden dürfen. Jetzt mußte schnell ein anderer, aber theuerer Rath geschafft werden. Hr. Silig, Gastwirth dahier, überließ mit christlicher Bereitwilligkeit seinen Saal und verstand sich auch dazu, die Gefächer der Wand nach dem Hofe hin durchschlagen zu lassen, wodurch eine Verbindung mit dem Hofe hergestellt und ein noch größerer Raum, als der Saal selbst enthält, für die Zuhörer gewonnen wurde. Der Saal wurde mit Altar, Kanzel, einer kleinen Orgel ꝛc. würdig zum Gottesdienste eingerichtet und decorirt, so daß am Sonntag Morgen nichts als ein größerer Raum zu wünschen übrig war, um die Hunderte von Einheimischen und Fremden alle zu fassen, welche zum Theil von ferne, aber vergeblich gekommen waren, um den Mann zu sehen und zu hören, der gewaltig prediget und nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer. Schon frühzeitig waren die Deputationen der deutsch-katholischen Gemeinden Frankfurts, Kreuznachs und Alzey's eingetroffen und bald nach neun Uhr trat Hr. Pfarrer Kerdler, umgeben von den Vorstehern, in den Saal und an den Altar. Einer derselben, Hr. Kreisgerichts-Vicepräsident Mohr, trat neben ihn und verlas zunächst ein Schreiben des evang. Pfarrers Hrn. Stumpff an den Vorstand der jungen Gemeinde, womit derselbe ein der letztern von der evang. Gemeinde Tags zuvor gemachtes Geschenk an heiligen Gefäßen, als deren Organ, begleitet hatte, dankte dann für diese Liebesgabe der Gemeinde (wobei er namentlich hervorhob, daß dieselbe ihnen den Kelch gebe, welchen Rom seit Jahrhunderten den kathol. Christen entzogen habe) und stellte endlich den Hrn. Kerdler der Gemeinde vor. Nun begann der Gottesdienst, den Hr. Kerdler in der bekannten mehrgerühmten Weise leitete, und bei welchem ein Sängerchor, meist aus Evangelischen bestehend und seit einigen Wochen erst gebildet, die Gesänge vierstimmig sehr gut ausführte. Auf die vortreffliche Predigt über die am Altare verlesenen Worte 1. Pet. 2, 1 — 17, welche allgemein ansprach und die Fragen, um die es sich bei dem Deutsch-Katholizismus handelt, in gewandter Sprache behandelte, folgte eine eindringliche Rede vor dem Altare zur Vorbereitung auf das heil. Abendmahl. Es genossen dasselbe 53 Personen. Der ganze Gottesdienst, welcher etwas nach 11 Uhr endigte und dem bei 1700 Menschen beigewohnt, war so ergreifend, daß Thränen flossen, selbst aus solchen Augen, wo man sie am wenigsten vermuthet hatte. Jedermann verließ in hohem Grade befriedigt, erbaut den Saal. Es war daher um so mehr zu bedauern, nicht nur, daß der Versammlungsort nicht eine noch größere Menge faßte, sondern daß selbst die im Hofraume Stehenden die Predigt, die Reden und die Gebete nur kleinen Theils vernehmen konnten, weil die Localität nicht mit der Akustik in Einklang zu bringen gewesen. Bei dem Mittagsmahle im Posthause galten die beiden ersten, von dem Hrn. Vicepräs. Mohr ausgebrachten Toaste JJ. kk. HH. dem Großherzoge und dem Erbgroßherzoge von Hessen und bei Rhein, so wie der ganzen großh. Familie. Zum dritten Toaste, auf den gefeierten Gast, erhob sich Hr. Pfarrer Stumpff, und wie derselbe bei seinem Spruche am Dienstag von den Worten Christi, Luc. 10, 24: „Viel Propheten und Könige — nicht gehöret", ausgegangen war, so ging er heute von den Worten, Jes. 49, 8. 2 Kor. 6, 2: „Ich habe dich — geholfen; sehet, jetzt ist — Heils" aus. Der Toast des Hrn. Pfarrer Kerdler galt „der innigen Verbindung der deutschen Bruderstämme, wozu der Deutsch-Katholicismus eine herrliche Vermittelung darbiete." Hr. Dr. jur. Burkart, Senior des Vorstandes der deutsch kathol. Gemeinde zu Frankfurt a. M., brachte den rheinischen deutsch-kathol. Gemeinden, insbesondere der hiesigen, ein Lebehoch, und im Namen der letztern endlich Hr. Mohr dem Hrn. Kerdler einen Scheidegruß. Bald nachher nahm Hr. Kerdler Abschied von der Gesellschaft, um mit Hrn. Mohr nach Hause und andern Tags nach Kreuznach zu fahren und von da zu einigen anderen Gemeinden am Rhein sich zu begeben. So fahre denn wohl, tapferer Streiter, fahre fort in der bisherigen Weise für das Reich Jesu Christi zu wirken, sein Geist sey stets mit dir und sein reicher Segen begleite dich auf deinen Wegen!

Mainwasser-Wärme.

Den 2. August, Abends: 16 Grad. W. Seelach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 3. August. Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder: das liederliche Kleeblatt, Zauberposse mit Gesang in 3 Abth., von Nestroy, Musik von Müller. (Gastrolle) Knieriem: Hr. Börner, vom Hoftheater zu St. Petersburg.

Redakteur: J. F. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 214. Dienstag, den 5. August 1845.

Ein Zug aus Rembrandt's Leben.

Am Abend des Allerheiligen-Tages im Jahre 16 — zog auf der holprichten Landstraße, die von Lüttich über Jülich nach der alten Stadt Köln führt, eine kleine Reisegesellschaft mühsam einher. Der tief eingewurzelte Aberglaube der Flamänder und Wallonen malt unter allen Nächten des Jahres die vom ersten November mit den gräßlichsten Schreckbildern aus. Was bei den Deutschen die Walpurgisnacht, das ist die des Allerheiligen-Tages für Diejenigen, die in Flandern, Brabant und an den Ufern der Mosel zu Hause sind.

Auf der ganzen Straße war weit und breit kein menschliches Wesen sichtbar, das die fürchterliche Einsamkeit unterbrochen hätte, in der sich unsere kleine Karavane befand, die nur aus einem Mann und seinem jungen Weibe, einem kleinen Knaben und einem so jungen Mädchen bestand, daß der Vater dasselbe in seinen Armen tragen mußte. Der Schnee lag bereits tief auf dem Boden, und fiel noch fortwährend so stark, daß die Wanderer nur mit großer Mühe ihren Weg fortsetzen konnten.

„Margarita," hob endlich der Mann mit schwacher Stimme und in italienischer Zunge an, „wir können nicht mehr weiter; Deine schwache Kraft, Du zartes Wesen! ist erschöpft. Lege Dich in dieser Grube, die einiges Obdach gewährt, nieder, und bedecke Dich und das kleine Mädchen mit meinem Mantel. Ich will unterdessen versuchen, unsern Antonio warm und am Leben zu erhalten."

Die Frau kam den Weisungen ihres Mannes nach, und so lag die kleine Gesellschaft einige Zeit stillschweigend und wehmüthig da. Als jedoch der Schnee immer dichter fiel, der Wind immer schärfer blies, und die Kälte immer empfindlicher wurde, erhob sich der Mann, und fand seine Frau bereits sprachlos, durch und durch erstarrt und in tiefen Schlaf versunken. Da ihr Tod mit Gewißheit vorauszusehen war, wenn sie nicht erweckt werden konnte, so schüttelte er sie und rief sie bei den zärtlichsten Namen, die die Liebe eingeben kann. — Aber Alles vergeblich. Nun hob er sie in seinen Armen auf, und versuchte sie zum Gehen zu bringen; sie schwankte jedoch und stürzte nieder, und bei ihrem Hinsinken entfiel ihren Armen das kleine Töchterlein, das sich hierdurch an der Stirne verletzte. Der Vater hob das weinende Kind auf, und bemühte sich, das Blut zu stillen.

„Antonio," begann nun der unglückliche Mann im Tone der Verzweiflung, „mache Dich dicht zu Deiner Mutter hin, und lege diese weitere Decke über sie hin, während ich Deine Schwester mit mir nehme, und mich nach Hülfe umsehe." Er zog hiemit seinen Rock aus und breitete ihn nebst dem Mantel über sein halbtodtes Weib und seinen Sohn. In diesem Augenblick ließ sich der Schlag einer fernen Uhr vernehmen, der durch die schwere nebelgeschwängerte Luft nur langsam hindallte. Der unglückliche Familienvater horchte einen Augenblick; wußte er doch, daß diese Töne von den Kirchthürmen Kölns herüberdrangen, das nicht mehr sehr ferne seyn konnte, und darum pilgerte er auch, das verwundete Kind in seinen Armen tragend, vorwärts.

Er rannte unaufhaltsam fort, und erreichte bald das Stadtthor, an welchem eine Schaar spanischer Soldaten müßig herumlag; auf eine kleine Gruppe der letztern nun stürzte er los, und bat sie hastig, ihm den Weg nach dem Hause des Meisters Rembrandt zu zeigen. Da er aber seine Bitte in schlechtem Flämisch, mit italienischen Worten vermischt, vortrug, so veranlaßte dieses unverständliche Gewälsch, in Verbindung mit seiner halbnackten Erscheinung und seinem bekümmerten Aussehen, ein lautes Gelächter bei den Kriegsleuten, die wohl nie ein derartiges Individuum gesehen hatten, und ihn daher in ungemessenen Ausdrücken verhöhnten.

„Um's Himmelswillen!" stammelte der arme Wanderer weiter, „zeigt mir doch, wo meines sterbenden Weibes Oheim, Meister Rembrandt, wohnt."

Gerade in diesem Augenblicke kam ein kleiner, kurzer, bucklichter Mann, ein Schneidermeister seines Handwerks, die Straße herauf, der eine Laterne in der Hand trug, wie dies die polizeilichen Verordnungen Kölns damals bei Einbruch der Nacht für jedermänniglich vorschrieben. Dieser kleine Mann nun war selbst ein Italiener, und hatte an der gebrochenen Sprache in dem Fremdling einen Landsmann erkannt. Des Schneiders Herz schmolz bei'm Anblicke des unglücklichen Vaters, der sein zartes Kind in den Armen hielt.

„Kommt hierher," sagte Nikolaus Borruelo, der Bucklichte, ich will Euch den Weg zu Meister Rembrandt zeigen, obwohl er zu solch später Stunde und insbesondere in der Allerheiligen-Nacht sein Haus schwerlich irgend einem menschlichen Wesen öffnen wird. Doch wollen wir's jedenfalls versuchen, und so kommt also vorwärts, mein Freund."

„Was soll aber aus meinem Weib und meinem armen Jungen werden?" rief, mit fürchterlicher Seelenpein kämpfend, der Fremde. Sie liegen außerhalb der Stadt, und sind dem Tode nahe. Wenn ich noch viele Zeit verliere, wird's zu spät seyn."

„Fürwahr, mein Freund," antwortete der Bucklichte, „wenn Du auch nur die mindeste Hülfe von der Liebthätigkeit des Meisters Rembrandt erwartest, so leidest Du an einem schmerzlichen Irrthum, und der Verlust der Deinigen ist nur zu gewiß. Der gäbe keinen Heller her, und wenn er seinen eigenen Bruder damit aus dem Rachen des Todes retten könnte. Du thust sicherlich viel besser daran, wenn Du einige der Soldaten ansprichst, daß sie mit uns zu Deinem Weib und Kind hinausgehen, und uns die armen Geschöpfe in die Stadt tragen helfen. Man kann sie in meine Wohnung bringen, und ist auch mein Zimmer nur klein, und bin ich schon ein armer Mann, so sollen sie doch in dieser kalten und unheimlichen Nacht unter Gottes Beistand nicht hulflos bleiben!"

Digitized by Google

Da der Fremde sofort einwilligte, sprach der kleine Schneidermeister ein paar der Soldaten an, und schilderte ihnen in eindringlichen herzlichen Worten seines Landsmanns traurige Lage. Ein gutmüthiger Tambour nahm das Kind aus den Armen des Fremden und trug es in das Wachthaus, in die Nähe eines gewaltigen Feuers, während vier Soldaten, mit Erlaubniß ihres Sergeanten, Fackeln anzündeten, und den Fremdling und den Schneider zum Stadtthore hinaus begleiteten. Der Zug konnte jedoch nur mühsam gleichen Schritt mit dem ungestüm dahineilenden Vater halten, der fortwährend die Namen Margarita und Antonio in die Luft hinaussandte. Da aber der Schnee dichter als je fiel, und auch der Wind zu viel heftigeren Stößen gestiegen war, so konnten die Unglücklichen sein Rufen durchaus nicht hören. Ein plötzliches Aufhören des Sturmes jedoch machte es den Suchenden endlich möglich, einen schwachen Schrei zu vernehmen, und sie entdeckten nun den Graben, wo das Weib und der Junge, beinahe vergraben unter einer hingewehten Schneedecke, lagen. Hätten sie einige Minuten länger gezögert, so wären sie sicherlich zu spät gekommen. Der Schneider bat die Soldaten, das sprachlose Weib recht sorgsam und zärtlich zu tragen, während er den jungen Antonio unter seinen eigenen Schutz nahm; und als sie in die Stadt kamen, forderte er seine Begleiter auf, ihm in die enge Straße zu folgen, in welcher sich sein Heimwesen befand. Die Soldaten willigten um so lieber ein, als letzteres von dem Wachthause nicht weit entfernt war. Auf dem Wege dahin brachte Nikolaus Borruelo durch vieles und dringendes Fragen heraus, daß der Fremde Francesco Necelli hieß, daß er aus Venedig gebürtig war, daß er die Tochter einer Schwester Rembrandt's, die gegen den Willen ihrer Familie einen armen italienischen Edelmann gewählt, entführt und geheirathet hatte, und daß er seines Berufes ein Maler war. Unsere Geschichte spielt in einer Zeit, zu der einem ausgezeichneten Maler, wie einem gekrönten Haupte, die unbestrittene Huldigung der ganzen Menschheit zu Theil ward — in einer Zeit, da die Malerkunst eben darum auch viel mehr enthusiastische, selbstverläugnende Jünger hatte, als in unsern gegenwärtigen, prosaischen und entarteten Tagen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Marburg am 31. Juli.

(Verspätet.)

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der Zeit und den segensreichen Erfolgen eines seit nun dreißig Jahren ungestörten Friedens gehören nach Anerkennung aller Freunde und Förderer einer wahren Civilisation die eben so rühmlichen als unermüdlichen Bestrebungen so der Einzelnen, so auch der überall sich bildenden Vereine zur Hebung und Würdigung des früher so sehr vernachlässigten Gesanges und die jeweiligen damit unerläßlich verbundenen Sängerfeste, die man eben wegen ihrer schönen Aufgabe, statt sie zu belächeln, zu bespötteln oder wohl gar zu verdächtigen, aufs freudigste begrüßen und überall, wo thunlich (wo aber wäre es bei ernstem Willen nicht thunlich?), selbst mit Aufopferungen fördern sollte. — Ein solches Fest feierte nun auch Marburg unter dankenswerther, ja aufopfernder Mitwirkung naher und entfernter Sängervereine am 19., 20. und 21. d. M. in ungetrübtem Frohsinn und einer wahrhaft würdigen Haltung, worüber sich ja auch die in diesen und andern öffentlichen Blättern erschienenen, im buchstäblichen Sinne des Wortes so wahren Berichte zur Genüge ausgesprochen haben. Dennoch aber sollte auch dieses Fest nicht unangefochten bleiben, denn der hinkende Böte, gleichsam im Hintergrunde lauernd, rückte ihm auf dem Fuße nach und versuchte es, wenn auch ohne den wahrscheinlich beabsichtigten Erfolg, durch unberufene Einmischung die schönen Rückerinnerungen an die Frohgenüsse der festlichen Tage wo nicht gänzlich zu verwischen, doch zu trüben.

Es trat nämlich am nächsten Sonntage nach dem Feste, den 27., in derselben Kirche, in welcher acht Tage zuvor die erhebendsten und den Tempel des Herrn wahrlich auf keinerlei Weise entweihenden Gesänge aufgeführt worden waren, der erst seit etwa zwei Jahren hierher berufene außerordentliche Professor der Theologie, Hr. Thiersch, auf und hielt über die Stelle: „Mein Haus soll ein Bethaus seyn, ihr aber habt es zur Mördergrube gemacht", mit ausdrücklicher Hindeutung auf die Feier unseres Festes eine Strafpredigt, die jenen seit langer Zeit verschollenen und erst in unsern Tagen von einer gewissen Seite her wieder mehr und mehr auftauchenden Vorträgen der Religionseiferer früherer Jahrhunderte vergleichbar seyn dürften. Denn so wahr auch der Redner — und bis hierher in einer würdigen Haltung — die segensreichen Wirkungen des Gebets überhaupt schilderte und die Abnahme desselben, namentlich im Familienleben — die (was Ref. aus eigener Erfahrung weiß) oft verkehrte Anwendung desselben abgerechnet, nicht mit Unrecht beklagte, so wandte er sich bald hiervon ab, ging auf die Gegenwart über und ließ nun seinem bisher sichtbar verhaltenen Ingrimme über die Feier der drei festlichen Tage ungezügelten Lauf. So weit das Factische. — Hiernach glaubt nun Referent sich die Frage erlauben zu dürfen: Womit denn wohl der Herr Professor diese Strafpredigt zu rechtfertigen gedenke? Etwa mit Entweihung der Kirche? Mit der diesmal durch die Umstände gebotenen Aussetzung des Nachmittagsgottesdienstes? Oder etwa mit unanständigen, den Festgenuß entwürdigenden Störungen? Daß aber Keinerlei derselben irgendwo vorgefallen, kann jede hiesige Behörde, kann das unbefangene Publikum bezeugen. Lassen wir aber auch das Gegentheil gelten; wem kam es alsdann zunächst zu, sich darüber auszusprechen? Dem Herrn Professor, als Gast- und Gelegenheitsprediger, oder den Geistlichen der Kirche, als Seelsorgern ihrer Gemeinde? — — Mehr noch. Ohne Zustimmung der höhern geistlichen Behörde konnte das große Konzert in der Kirche nicht aufgeführt werden. Diese erfolgte aber, wie von dem erleuchteten Geiste dieser hohen Behörde zuversichtlich zu erwarten stand, mit der unbedenklichsten Bereitwilligkeit. Nun traf es sich, daß gerade auf diesen Sonntag die Ordination eines Candidaten des Predigtamts angeordnet worden war, welche Funktion der Herr Superintendent Justi vollziehen mußte und eben dadurch sich genöthigt sah, es mit anzuhören, wie sich der zürnende und lieblos tadelnde Redner über eine Verfügung aussprach, wozu er — der Herr Superintendent selbst — seine Genehmigung gegeben hatte. Eine, fürwahr! peinliche Verlegenheit, welcher ein Jeder mitfühlen muß, der diesen menschenfreundlich gesinnten und nur da, wo es die Pflicht erheischt, zwar ernst, aber doch immer im Geiste christlicher Liebe, Milde und Schonung mahnenden ehrwürdigen Greis kennt und ihn zu würdigen versteht. Und dies bedachte der Herr Professor — der College in der Facultät — nicht? Konnte, oder wollte vielmehr nicht den Ausbruch seines Ingrimms vertagen? Hielt sich absichtlich und recht buchstäblich an das Evangelium des Tages, ob er gleich demselben eine vielfach andere und gewiß nicht verletzende Wendung hätte geben können und auch — sollen? Ja, ob überhaupt dies Thema in dieser Ausführung sich als schickliches Vorwort zu der einem Candidaten des Predigtamts zu ertheilenden geistlichen Weihe eignete, überläßt Referent dem Gutachten competenterer Richter und geht hiermit zu einer erfreulichern Mittheilung über. — Die Extreme berühren sich; also auch hier. — So allgemein entrüstet man auch über die geistliche (nicht geistige) Lection war, so freudig angeregt wurde das Publikum am folgenden Tage, den 28., dem Geburtstage Sr. königl. Hoheit unseres allverehrten Kurfürsten, bei welcher Gelegenheit nach hergebrachter Sitte diesmal Hr. Professor Bayerhoffer im Beiseyn einer zahlreichen Versammlung in der Aula die Festrede (welche, wie verlautet, demnächst

Digitized by Google

auch im Druck erscheinen wird) hielt, sich in derselben über die seitherigen kirchlichen Wirren und Reformbewegungen mit der ihm eigenthümlichen Klarheit und Freimüthigkeit aussprach, in ihnen die Zeichen einer immer freiern Entwickelung des menschlichen Geistes erkannte, sie deßhalb freudig begrüßte und auf eine nahe Zukunft der Erfüllung so schöner Erwartungen mit vertrauungsvoller Begeisterung hinwies und gerade mit diesen Hoffnungen auch die aufrichtigsten Wünsche für das Vaterland und das gesammte Fürstenhaus in einen so schönen Einklang zu bringen verstand, daß seine ausgebrachten Wünsche nicht nur schon in der Aula alsbald den allgemeinsten Anklang fanden, sondern daß er selbst auch beim Heraustreten mehrfache Huldigungen erhielt, die sich dann auch noch an demselben Tage durch eine von Seiten der Studirenden veranstaltete Nachtmusik wiederholten. — Freudig huldigen daher alle Freunde einer wahren Aufklärung diesem jungen Manne, seinem vielfach bewährten, mit edler Bescheidenheit gepaarten Freimuth und wünschen seinen so redlichen Bestrebungen für alles Wahre und Gute den besten Erfolg. Hr. Prof. Thiersch dagegen — dessen seitherige Wirksamkeit bei uns ja schon wiederholte und gerechte Anerkennung gefunden hat und dessen gutgemeinte Absichten zu verkennen Referent weit entfernt ist, wofern sie sich nur in einer gemäßigtern Haltung aussprechen — möge, als Fremder, wissen, daß in Hessen ein noch ächt christlicher Sinn zu Hause ist, der nur genährt und in seiner ihm von den Vätern angeerbten freien Richtung fortgebildet zu werden braucht, der sich dagegen aber auch in die Zwangsjacke eines leeren Formel- und todten Buchstabenglaubens nimmer wird einzwängen lassen. Denn — hier rede die Geschichte — fremd und verächtlich war dem Grundcharakter unserer großen Vorfahren jeder Zug von Heuchelei und Frömmelei, und diesen Grundcharakter wollen auch wir — die Urenkel — und werden ihn nie verläugnen. 7

Mannichfaltigkeiten.

(Bonn, 1. Aug.) Wir sind jetzt im Stande, einen ausführlichen Bericht über die Anordnungen für das Fest bei der Inauguration des Beethoven-Monumentes und den Erfolg der bisherigen Thätigkeit des Comite's abzustatten, die wohl zu der Hoffnung berechtigen, daß dasselbe auf eine würdige und glänzende Weise statt finden wird. Hr. Hofcapellmeister D. Liszt ist bereits am 20. v. M. hier eingetroffen; derselbe nimmt als Mitglied des Comites Theil an den Anordnungen für das Fest und leitet die Proben zum zweiten Concerte sowohl hier als in Köln. Hr. Hofcapellmeister Spohr wird schon am 3. August hier eintreffen, um auch die letzten Proben zu dem ersten Concerte zu leiten, dessen sich bis dahin Hr. Musikdirector Weber von Köln sowohl hier als in Köln unterzieht. Die Musikvereine sämmtlicher Städte der Rheinprovinz haben ihre Mitwirkung zugesagt. Meyerbeer, Habeneck, Moscheles, Rob. Schumann, v. Lindpaintner, Chélard, Schneider, Fetis, Holz, D. Löwe, Mlle. Pleyel, Fischhoff und mehrere Andere haben bereits die an sie ergangenen Einladungen angenommen. Das Orchester wird eben so großartig, als tüchtig besetzt werden, indem die ausgezeichnetsten Solospieler, wie Möser, Hubert Ries, Leop. Ganz, Gros, Franco Mendes u. s. w. ihre Mitwirkung zugesagt haben. Für die Solopartieen sind die Damen Tuczek von Berlin, Schloß und Sachs von Köln, Novello von London und Kratky von Frankfurt a. M. und die Herren Staudigl von Wien und Götze von Weimar gewonnen; hoffentlich wird dem Herrn Tichatschek in Folge besonderer Verwendung der zurückgenommene Urlaub wieder ertheilt werden. Die Musik-Gesellschaft des österreichischen Kaiserstaates und der Männer-Gesangverein in Wien senden Deputirte zu dem Feste, denen sich viele Mitglieder derselben anschließen. Die Akademie di Santa Cecilia in Rom hat ein Gratulationsschreiben eingeschickt. Das Comite darf die Hoffnung hegen, daß das Fest durch die Anwesenheit Ihrer Majestäten des Königs und der Königin, so wie des Prinzen von Preußen und des Prinzen Friedrich von Preußen verherrlicht wird. Das musikalische Programm, bereits mehrfach veröffentlicht und bekannt, bleibt unverändert. Außerdem ist Folgendes beschlossen worden: Am Vorabende nach dem ersten Concerte wird ein Feuerwerk auf dem Rheine abgebrannt. Am Tage der Inauguration werden des Morgens in dem Garten des „Hotel de belle vue" zwei Musikchöre spielen. Sodann findet ein Festzug nach der Münsterkirche statt, wo die kirchliche Feier gehalten wird; Abends Illumination der Stadt und und Musik auf dem Markte. Am 12. August spielen des Morgens die beiden Musikchöre in dem Garten des königl. Hofes. Nach dem großen Morgen-Concerte wird die feierliche Taufe eines Dampfbootes der kölnischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft, welches den Namen „Ludwig van Beethoven" erhält, stattfinden, hierauf eine Lustfahrt nach Nonnenwerth gemacht werden und zum Beschluß der Festlichkeiten wird ein großer Festball veranstaltet. Besonders erfreulich ist es, daß durch die Eintracht und Uneigennützigkeit von Bonner Bürgern, ungeachtet bereits ein Concertlokal für 2000 Plätze eingerichtet ist, jetzt noch ein neues dazu bestimmtes Local gebaut wird, welches, größer als der Kölner Gürzenich, den Raum für ein Orchester von 600 Personen und allein 3000 Sitzplätze liefert.

(Köln, 28. Juli.) Gestern feierte die hiesige Liedertafel, deren Dirigent Herr Kapellmeister Dorn ist, auf der Insel Nonnenwerth ein heiteres Sängerfest, an welchem auch Damen Theil nahmen. Durch die Gegenwart des Hrn. Dr. Liszt, dessen liebenswürdige Persönlichkeit wohl nur niederer Neid verkennen kann, erhielt das schöne Fest noch einen besondern Reiz und eine höhere Weihe. Ueberhaupt ist es erfreulich, zu bemerken, wie sich von Jahr zu Jahr hier am Rhein der Sinn für Gesang und Musik immer mehr hebt und ausbildet und an dem schönen Strome, dessen geistesfrische Bevölkerung von heiterer Lebensfülle durchdrungen ist, sich das Ringen kund gibt, sie immer mehr zum Allgemeingute zu machen.

Der Bonner Korrespondent der Trier'schen Zeitung meint in seinem Schreiben vom 26. Juli, die bevorstehende Beethovenfeierlichkeit verspreche ein wahres Volksfest zu werden, denn das Billet koste nur vier Thaler! Dazu läßt sich nichts weiter hinzusetzen, als daß vier Thaler so viel sind als sieben Gulden rheinisch!

(Aschaffenburg, 25. Juli.) Am 10. und 11. Sept. d. J. findet das Fest der Aschaffenburger Studiengenossen bestimmt statt. Das Festcomite hat bereits ein Programm drucken lassen. Am ersten Tag ist ein feierlicher Gottesdienst, eine Festrede in der Aula und ein großes Festessen; am zweiten Tag aber ein allgemeiner Spaziergang auf das adelige Gut Nilkheim und von hier aus eine Rückfahrt nach Aschaffenburg auf dem Main in erleuchteten Schiffen.

(Würzburg, 3. Aug.) Bereits fängt unsere Stadt an, sich mit Fremden zu füllen. Auf allen Seiten trifft man Vorbereitungen zu dem schönen Feste, das uns erwartet; die Thore, der Neubauthurm werden geschmückt. Die Plätze der Gallerie in der Festhalle sind schon seit einigen Tagen vergriffen, zum Parterre bereits an 1800 Billete genommen.

In Bonn sollen vier Engländer jeder einen Louisd'or dafür bezahlt haben, um in dem Krahnenrade mitzutreten, als das Denkmal Beethoven's aus dem Schiffe gehoben wurde.

Digitized by Google

(Berlin.) Meyerbeer hat am 25. Juli dem zur Aufführung seiner Oper „die Kreuzfahrer" herberufenen Kapellmeister Spohr ein glänzendes Festmahl gegeben, wozu die hiesigen ersten Notabilitäten der Kunst invitirt waren. Das k. Opernpersonal und das königl. Orchester werden heute nach der Aufführung gedachter Oper dem Komponisten eine Serenade bringen, wobei ihm ein Lorbeerkranz aus Silber überreicht werden soll.

Korrespondenz.

Wiesbaden, im Juli.

Mit Freude begrüßen wir die beglückende Sorge unserer erleuchteten Landesregierung für geistiges und matrielles Wohl, welche sich in allen Verhältnissen unserer mächtig fortschreitenden Zeit kund gibt, und gehört in das Gebiet der letzteren die immer mehr ihrer Vollendung sich nähernde Hafeneinrichtung zu Biebrich, eine für uns großartige Erscheinung, welche in Verbindung daraus nothwendig hervorzurufender Etablissements einem namhaften Theil der Bevölkerung zur Quelle nutzbringenden Verkehrs zu werden in sichere Aussicht stellt. — Schon jetzt, nachdem einige intelligente Männer, die Wichtigkeit dieses Platzes von vornherein erkennend, versucht und reichlich dargethan haben, daß vorerst der Transithandel vermöge der zu Biebrich vorzugsweise bestehenden verbesserten Transportmittel durch Thätigkeit zu beleben ist; dieser auf einer kaum glaublichen Höhe schon stehende Handelszweig wird an Aufschwung dadurch mehr gewinnen, wenn die im September l. J. in's Leben tretende Schleppschifffahrt ihre Gütermassen diesem Rheinhafen in regelmäßigem Dienste zuführt und die dortige Zollbehörde in anerkennungswerther Loyalität fortfährt, jene Verhältnisse zu berücksichtigen, welche hemmend stets im Gefolge provisorischer Einrichtungen liegen. — Die Ausführung eines Schienenweges von hier nach Deuz durch das Innere unseres Herzogthums nimmt das allgemeine Interesse sehr lebhaft in Anspruch und es ist erfreulich, zu bemerken, wie aus Auftrag herzogl. hoher Landesregierung bereits Untersuchungen des Terrains vorgenommen werden; die Richtung durch das Aarthal scheint nach Dem, was darüber verlautet, den Vorzug zu verdienen. — Unser lang ersehnter Gewerbeverein für das Herzogthum läßt vielfache Zeichen seiner Thätigkeit erblicken und die Einrichtung der Industriehalle, welche in dem unteren Pavillon der neueren Colonnade dahier ihren passenden Platz findet, ist in raschem Betrieb, so daß das Institut in kurzer Zeit in seiner ganzen Wichtigkeit hervortreten wird. Bei dem hohen Schutz, welchen sich dasselbe zu erfreuen hat (auf Antrag herzogl. Landesregierung wurden dem Gewerbeverein durch unsere Landstände 1500 fl. aus der Landessteuerkasse als außerordentlicher Zuschuß bewilliget), wird unserem gedrückten Gewerbestande gewiß sehr geholfen werden und die Besorgnisse schwinden machen, die Manche darüber hegen mögen, daß der in der Industriehalle vorzunehmende Verkauf ausgestellter Gegenstände ihre Gewerbe beeinträchtige. Der Zweck der Industriehalle ist nicht, alle Zweige eines Detailhandels auszubeuten, sondern beschränkt sich lediglich darauf, sichtlich vorzuführen und in der Zusammenstellung nachzuweisen, wie und wo man sich mit den Bedürfnissen der Kunst und des Haushaltes innerhalb der Gränzen unseres Herzogthums versehen kann, um die Ueberflüssigkeit weiterer Concurrenz möglichst darzuthun, wodurch der Kunstsinn, die Industrie und Gewerbthätigkeit namentlich sehr gefördert werden wird; zudem werden nur außergewöhnliche Gegenstände, welche vorher von kunst- und sachverständigen Männern geprüft worden sind, in der Halle Platz finden können, was auch schon die Beschränktheit des dafür in Aussicht genommenen Locals andeutet. Man begnüge sich vor der Hand, zu wissen, daß die Sache in guten Händen und jedem einzelnen Mitgliede statutarisch vorbehalten ist, in den jährlichen Generalversammlungen Verbesserungen und Abänderungen der Statuten zu beantragen, die um so sicherer alle Unterstützung finden werden, als jegliches Privatinteresse der Anstalt fremd ist. Bedauerlich ist die Wahrnehmung, wie hin und wieder die Bemühungen des durch das Vertrauen des Publikums gewählten Vorstandes verdächtigt oder in ein gehässiges Licht gestellt werden und wie man in einem Artikel von Usingen in Nro. 204 dieser Blätter diese junge Anstalt zu verletzen trachtete und Ansichten veröffentlichen konnte, die sogar nicht als individuelle, sondern für allgemeine, von den sachkundigsten Industriellen unseres Landes getheilte den auswärtigen Lesern aufgedrungen werden. Der verehrliche Berichterstatter scheint nicht sehr glücklich in seinen Ausdrücken und übelunterrichtet zu seyn. Von Usingen zählt der Verein, wie wir uns überzeugt haben, freilich vor der Hand noch keine Mitglieder und man hat sich früher schon darüber gewundert, daß dieser Landestheil sich so wenig für die gute Sache interessire, obgleich öffentliche Organe viel von dem Kunstsinn und Gewerbthätigkeit der dortigen Bewohner mitgetheilt haben. In den übrigen Landestheilen ist das Interesse für den Gewerbeverein lebhafter und wenn auch für den Augenblick die Zahl der Mitglieder aus naheliegenden Ursachen hinter der der früheren Unterschriften zurückbleibt, so ist doch der Verein gegründet und wird dessen Fortbestehen der Ehre unseres Landes nie unförderlich werden, wovon sich der Usinger Hr. Korrespondent trotz seiner Ironie bald zu überzeugen Gelegenheit finden wird.

*** Cronberg am Taunus, 2. August.

Diesen Morgen um 6½ Uhr zog aus Westen gegen unsere Stadt ein in seinen Folgen schreckliches, hier nicht erlebtes Gewitter. Jenseits des 1200 Fuß hohen Hartbergs theilte sich dasselbe und zog südöstlich und nordwestlich. Plötzlich bildete sich aber über der Höhe dieses Berges eine gräulich-weiße Wolke, die in Zeit einiger Minuten an Volumen zusehends ungemein zunahm und nachdem sie die Höhe des Berges überstiegen hatte, auf Sturmesflügeln getragen, Blitze auf Blitze nach allen Richtungen schleuderte, denen kurze, krachende Donner folgten — und der Kern und das Mark der gesegneten Cronberger Flur wurde durch Wolkendruch und Hagelschlag großentheils verheert. Das Barometer zeigte 28". 0‴, das Therm. R. 11. 4 Grad. Das Wetter äußerte die größte Zerstörungswuth von 6 Uhr 35 Min. bis 6 Uhr 45 Min. — Die Stadt selbst liegt im Centrum dieser schrecklichen Zerstörung und nur eine Viertelstunde nördlich sowohl als auch südlich sind die Gränzen derselben; die westlich liegende Markung Mammolshain und die östlich liegende von Oberhöchstatt wurden in fast gleichem Grade verheert, so daß die Bühne dieses Trauerspiels sich von Westen nach Osten gegen eine Stunde, und von Norden nach Süden eine halbe Stunde ausdehnt. — Das anhaltende Heulen des Orkans, die sich kreuzenden Blitze, das Krachen des Donners, das Prasseln des Hagels, die klirrenden Scheiben, das Brüllen des Viehes, das Brausen des Gewässers, die zu Seen gewordenen Thalschluchten — wer beschreibt diese Schreckensscene? Winter- und Sommerfrucht und alle Rankengewächse sind fast gänzlich zerschmettert; die hoffnungsvolle Kern- und Steinobsternte nebst der Frucht der Kastanie ist zernichtet; die Zöglinge der Baumschulen sind auf Jahre beschädigt ꝛc. Thatsachen: die meisten frei nach Westen stehenden Fenster sind beschädigt, in manchen Ställen stand das Vieh in hohem Wasser, manche Bewohner schaffen Wagen voll Schloßen (dahin geschwemmt) aus den Gebäuden, 24 todte Vögel fand ein Bürger in seinem Garten, so wie man im Felde todte Amseln, Hänflinge, Zeisige, Aemmerlinge ꝛc. findet. Ein Mann brachte einen der letztern Art, im Neste erschlagen, auf den Eiern sitzend. Es fielen Hagelkörner von 11 Paris. Lin. Durchmesser, die Mehrzahl hatte die Größe starker Flintenkugeln. Der Regenmesser zeigte 66 Paris. Linien = 5½ Zoll niedergeschlagene Wassermasse. Aus Mammolshain wurden Ackergeräthe, Körde und sogar ein starkes Hofthor nach Cronthal geschwemmt. Wir sehen mit begründeten Sorgen bei der großen Armuth vieler unserer Bürger einem sehr traurigen Winter abermals entgegen.

Auflösung der Charade in Nro. 210:

Vergißmeinnicht.

Mainwasser-Wärme.

Den 3. August, Morgds: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 4. August. Herr Hampelmann im Eilwagen, eine Hampelmannade in 6 Bildern. Vorher geht: Ursprung des Kordgebens, dramatische Kleinigkeit in einem Act, nach einer Anekdote von L. Feldmann.

Dienstag, 5. August. Das war ich, ländliches Gemälde in einem Act, von Hult. Hierauf: Das Konzert am Hofe, komische Oper in einem Act, Musik von Auber.

Redakteur: J. F. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 215. Mittwoch, den 6. August 1845.

Ein Zug aus Rembrandt's Leben.

(Fortsetzung.)

Der Schneider führte das arme Ehepaar und die zwei Kinder in seine Wohnung, und entließ, nachdem er das Weib und das Töchterlein auf sein Bett gelegt, die Soldaten unter vielen Danksagungen; hierauf blies er das Feuer an, und stellte Necelli und seinem Knaben Antonio Stühle hin. Der Erstere sank auf seinen Sitz und starrte regungslos und sinnlos in das Feuer, wie Einer, der ganz außer sich ist. Auch der Knabe schien sich in einem Zustande der Betäubung zu befinden. Nikolaus Borruelo war unablässig beschäftigt, indem er bald den Mann aufzuwecken versuchte, bald der Frau ihre nassen Gewänder auszog, und sie mit den wärmsten Kleidungsstücken, die seine arme Hütte aufzuweisen und die er sorgfältig zuvor am Feuer gewärmt hatte, bedeckte. Der Erstere blieb für alles Bitten und Zusprechen unzugänglich und todt, die Letztere aber war so erstarrt, daß sie regungslos und kalt wie Marmor dalag. Es konnte allerdings die Kälte auf des jungen Mannes Glieder so heftig eingewirkt und die Verzweiflung über seine traurige Lage seine Seele gequält und ihn sprachlos gemacht haben. Nikolaus Borruelo durchstöberte einen Geschirrschrank, und zog aus dessen Tiefe eine altväterische Flasche hervor, die sorgsam zugepfropft war, da sie einen seltenen und kostbaren Branntwein enthielt, welchen er als eine werthe Arznei schon lang für sich selbst sorgfältig aufbewahrte; sein edelmüthiges Herz jedoch ließ ihn alle Gedanken an seine eigene Behaglichkeit bei Seite setzen, obschon ihm ein hörbarer Seufzer entschlüpfte, als er einige Tropfen der kostbaren Flüssigkeit auf den Lappen goß, womit er die Lippen, das Gesicht und die Hände der besinnungslosen Dame behutsam einrieb. Lange Zeit blieben seine Bemühungen erfolglos, endlich aber schlug sie allmählig die Augen auf, und fragte, die Arme ausstreckend, mit matter Stimme nach ihren Kindern.

„Da sind sie, Signora!" rief der kleine Borruelo; „da sind sie, ganz warm und behaglich."

Dann trat er zu Necelli, gab ihm einen leichten Schlag auf den Rücken und forderte ihn auf, ein Mann zu seyn. Als er aber sah, daß er ihn fortwährend mit dem nichtssagenden Blicke eines Wahnsinnigen anstarrte, ergriff er die Flasche mit dem kostbaren Inhalt, schenkte ein Glas voll ein, und hieß seinen Gast dasselbe leeren, da dieses Getränke, wie er sagte, selbst in den Rippen des Todes neues Leben wecken würde. Als sich jedoch der junge Mann durchaus nicht regte, setzte ihm der Schneider, der nun etwas ungeduldig wurde, das Glas an die Lippen, und zwängte ihm, nicht ohne einige Mühe, den Inhalt sachte die Kehle hinab. Der Trank wirkte magisch. In sehr kurzer Zeit öffnete Francesco seine Augen, blickte um sich, und brach, als er sein Weib und seine Kinder erkannte, in einen Strom von Thränen aus.

„Wir sind gerettet, theuerste Margarita! wir sind gerettet!" rief er endlich.

Diese glückliche Prophezeihung erwies sich jedoch als irrthümlich; denn die Mutter und die Tochter erlagen noch in derselben Nacht, und ließen den armen Gemahl in seinem durch die schweren Schläge des Schicksals hervorgerufenen Zustande der Betäubung und den jungen Antonio hülflos in der Welt zurück, auf der er nunmehr keinen andern Freund besaß, als den armen Schneider, der sich entschloß, den Kleinen zu Rembrandt zu führen, und das Gemüth des filzigen Künstlers auf die Probe zu stellen.

Er nahm den Knaben bei der Hand und schlug den nächsten Weg nach dem Juden-Viertel ein. Einen Augenblick blieb er vor dem Hause stehen, das er mit augenscheinlichem Mißbehagen anschaute, dann aber zog er, als ob er schleunigen Bescheid forderte, die Glocke mit großer Heftigkeit. Auf diese ungestüme Anmeldung erschien ein altes Weib, das sehr schlecht gekleidet war; obgleich aber ihr Anzug keineswegs besser war, als der der niedrigsten Dienstmagd, erkannte doch Borruelo sofort in ihr die Herrin des Hauses, und machte ihr darum, seine Mütze abnehmend, eine tiefe Verbeugung.

„Was wollt Ihr?" fragte sie barsch und mit rauher Stimme.

„Wir haben mit Meister Rembrandt Etwas abzumachen," antwortete Borruelo, „und wünschten ihn zu sprechen."

„Wirklich!" versetzte die Alte ziemlich spitzig. „Darf ich wohl fragen, was Ihr mit ihm zu schaffen habt? Ihr könnt meinen Mann jetzt nicht sprechen, denn er ist mit Malen beschäftigt. Kommt also zu Mittag wieder."

„Um diese Zeit könnte ich durchaus nicht abkommen," entgegnete der Schneider mürrisch, „und meines Erachtens dürfte Meister Rembrandt sehr bedauern, nicht mit mir gesprochen zu haben. Ich bringe ihm — ich wünschte ihm Etwas zuzustellen, das ihm gehört."

„Ist es Geld?" fragte das Weib, mit scharfem, hastigem und durchdringendem Blick.

„Es ist etwas Werthvolles," versetzte der Schneider mit vollkommener Unbefangenheit.

Das Weib hielt die Thüre inzwischen fortwährend halb geöffnet, und erwiederte endlich nach längerem Bedenken:

„Ihr könnt hereintreten; wenn ich aber finde, daß Ihr mich getäuscht habt, so soll Euer Besuch — das verspreche ich Euch — nur ein ganz kurzer seyn, denn Ihr sollt Meister Rembrandt nicht ungestraft in seiner kostbaren Arbeitszeit stören."

Nun öffnete sie die Thüre vollends; sobald aber Borruelo und der junge Antonio in den Hofraum getreten waren, verschloß und verriegelte sie dieselbe wieder mit der größten Vorsicht. Als sie über den Hof liefen, bemerkte der Schneider vier große, langhaarige, wilde Bullenbeißer, die aus ihren respektiven Ställen hervortraten, um einen Blick auf die Fremdlinge zu werfen, und er pries sich nun im Stillen glücklich, daß er am Abend zuvor jeder

Digitized by Google

Berührung mit ihnen ausgewichen war. Dann stiegen sie eine hohe, steinerne Freitreppe hinauf, traten in die Hausflur, durchliefen mehrere geräumige, aber düstere und von jedem Geräthe ganz entblößte Zimmer, und wurden zuletzt in ein großes Gemach geführt, welches sein Licht durch ein einziges Fenster von kleinem Umfang erhielt, das gerade unterhalb des Täfelwerkes an der Wand angebracht war. Der plötzliche Uebergang vom Licht in die Dunkelheit machte es dem Schneider und seinem Begleiter für einige Zeit unmöglich, irgend einen Gegenstand genau zu unterscheiden. Endlich gewahrten sie in der dem Fenster gegenüber befindlichen Ecke einen bereits über der Mittagshöhe des Lebens stehenden Mann, dessen Kopf in ein weiland weißes Stück Linnen eingewickelt, dessen Bart augenscheinlich seit langer Zeit vernachlässigt war, dessen Gesicht und Augenbraunen entweder von hohem Alter oder von Sorgen tief gefurcht waren, und dessen grünliche, durchdringende und unstete Augen gleich denen eines wilden Thieres funkelten. Dieser Mann nun stand stillschweigend und in Gedanken versunken vor einem Gemälde, das auf einer Staffelei stand, und worauf er von Zeit zu Zeit nur einzelne Pinselstriche anbrachte, welche stets einen wunderbaren Effekt erzweckten. Sein Pinsel schien in der That die ganze wundersame Macht eines Zauberstabs zu besitzen. Vor ihm und gerade unterhalb der Lichtstrahlen, die durch das kleine Fenster hineinströmten, sah man auf einer frisch aufgespannten Leinwand einen Mann in einem Leichentuche und in der Stellung eines Menschen, der so eben aus dem eisernen Schlafe des Todes erwacht, und aus der Dunkelheit und den Schrecken des Grabes plötzlich in das Reich des Lichtes und des Lebens tritt. Der alte Mann fuhr an seiner Arbeit fort, ohne einen Blick auf die Fremden zu werfen, während das alte Weib sich ruhig am Herde niedersetzte, und zuerst den herrlich duftenden Inhalt eines großen Kupfertopfes, der über dem Feuer hing, aufrührte, sodann aber mit dem Fleiße eines regelrechten Kochs ein Quantum Gemüse putzte und zurichtete.

Nichts desto weniger konnte Borruelo nicht umhin, dem herrlichen Gemälde sich zu nahen, an welchem Rembrandt arbeitete, und auch der kleine Antonio folgte seinem Beispiele. Beide waren ganz versunken in Erstaunen über die außerordentliche Schöpfung des künstlerischen Genius. Hiezu fühlten sie sich in ihrem Innern unwiderstehlich angetrieben; hätte doch selbst das gefühlloseste Herz von Begeisterung schlagen müssen Angesichts dieses wunderbaren Bildes, das kein anderes war, als die „Auferweckung des Lazarus."

„Heilige Madonna!" rief endlich der junge Antonio, „wie wahrhaft schön!"

Bei'm Schall der jugendlichen und silbernen Stimme, die unmittelbar hinter ihm sich hören ließ, wandte sich Rembrandt plötzlich um, und fragte in scharfem, halbzornigem Tone:

„Wie kommst Du dazu, von Dingen zu sprechen, von denen Du doch Nichts verstehen kannst?"

„Mein Vater ist ein Maler," antwortete der Knabe schnell besonnen; „und überdies habe ich einen Oheim, der als Künstler sehr berühmt ist. Mein Vater hat mir oft gesagt, daß er der Stolz und die Zierde der flämischen Schule sey."

„Ah!" rief Rembrandt, „Du bist also der Neffe von Rubens; denn außer mir kenne ich sonst keinen, der so hohes Lob verdient. Sag' übrigens Deinem Vater, daß Dein Onkel Rubens zwar ein sehr großer Maler sey, aber keineswegs der größte, den Flandern hervorgebracht habe!"

„Mein Onkel," versetzte der Junge ohne langes Bedenken, „ist ein besserer Maler, als Rubens, und selbst als Ihr!"

„Wer mag denn wohl dieser seltene Phönix seyn?" fragte Rembrandt mit verächtlichem Lächeln.

„Sein Name," antwortete Antonio, „ist Rembrandt!"

„Ha!" rief der Maler, „Du der Neffe von Rembrandt? — Du, Du bist also der Sohn jenes armen Wichtes Nicelli, der meine verblendete Nichte gegen meine gemessenen Befehle heirathete! Hinaus! — Fort! Ich will weder mit Dir, noch mit Deinem Vater, den ich verachte, Etwas zu schaffen haben!"

Der arme Knabe zerfloß in einen Strom heftiger und bitterer Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Unlängst war in diesen Blättern ein Artikel über Sprache und Sprachbildung enthalten, welcher einerseits auf die gewöhnliche Vernachlässigung unserer Muttersprache im täglichen Verkehr aufmerksam machte und anderseits das Bedürfniß einer größeren Ausbildung im mündlichen Vortrag nachwies. In jenem Aufsatze wurde namentlich der Wunsch ausgesprochen, daß sich junge Leute zum Behuf von Uebungen im mündlichen Vortrag und in der Declamation vereinigen und die Resultate ihrer Studien und Uebungen bei Gelegenheit von Konzerten und Soiréen zur Erheiterung und Erhebung den Freunden des Schönen als gewiß willkommene Gaben darbringen möchten. Bei den reichen Schätzen unserer deutschen poetischen Literatur, so wurde dort weiter bemerkt, würde es an trefflichem Material und an edeln Blüthen nicht fehlen und die gehaltvollen Erzeugnisse unserer Dichter würden auf diesem Wege immer mehr in's Volksleben übergehen. Mit Vergnügen haben wir vernommen, daß jene Anregungen und Vorschläge vielseitigen Anklang gefunden haben; aber eben so sehr hat es sich herausgestellt, daß zur Begründung eines solchen Vereins vor Allem ein geeigneter Mann erforderlich ist, um die nöthigen Vorbereitungen und Uebungen zu leiten und einen zweckmäßigen Unterricht in Rede- und Declamationsübungen zu ertheilen. Hr. Hartig, Mitglied der Frankfurter Bühne, welcher bereits in Mainz derartigen Unterricht mit Erfolg ertheilte, hat sich bereit erklärt, auch hier einen solchen zu übernehmen und junge Leute mit den Erfordernissen des oratorischen Vortrags theoretisch und praktisch bekannt zu machen. Da nun gegenwärtig die Abende wieder etwas länger zu werden beginnen, so scheint es uns an der Zeit, auf jene angeregte Sache zurückzukommen und Diejenigen, welche darauf reflectiren wollen, an Hrn. Hartig zu verweisen, welcher gern die nöthige Auskunft ertheilen und sich mit den Interessenten über die weiteren Spezialitäten besprechen wird. Indem wir nun die erwähnte Bereitwilligkeit des Hrn. Hartig (Schlimmmauer D 93) der Beachtung empfehlen, wünschen wir zugleich, daß die angeregte Idee ihrer Verwirklichung näher rücken und eifrige Theilnehmer finden möge.

(Darmstadt, 23. Juli.) Aus einer Anzeige des Hrn. Erras vom 19. d. M., in Nro. 199 der großh. hess. Ztg., konnte entnommen werden, daß für die Wasserbeschädigten des Großherzogthums bis zu jenem Tage der Gesammtbetrag von 38,846 fl. 48¼ kr. zusammengekommen sey. Gewiß eine ansehnliche Summe, welche den Gebern alle Ehre macht.

(Das geschnittene Korn im Felde schnell zu trocknen.) Das geschnittene Korn bedarf zu seiner Trocknung, wann dasselbe ganz durchnäßt ist, zwei Tage. Die Zeit zum Trocknen desselben kann dadurch sehr verkürzt werden, wenn das Korn möglichst dünn gelegt wird, so zwar, daß dasselbe die ganze Ackerfläche einnimmt und die Aehren immer auf die Stürze oder auf den unteren Theil des Strohs gelegt werden. Bei gehöriger Befolgung dieser Methode trocknet das Korn in 4 bis 6 Stunden. Kommt das Korn zu dicht zu liegen, dann muß ein Theil davon auf ein anderes Feld gebracht und dort getrocknet werden. Die Methode

Digitized by Google

hat auch den Vortheil, daß das Korn nicht mehr gewendet zu werden braucht.

Auch die Reisen nach Madrid gehen jetzt schneller von statten Als beispiellose Schnelligkeit führt der Bayonner „Phare" an, daß zwei Engländer mit dem Dampfer von London nach Corunna in 48 Stunden und in 72 von dort nach Madrid gelangten, während man noch immer 6 Tage von Paris bis Madrid gebraucht.

Schlegel's Werke, mit deren Sammlung bekanntlich Prof. Böcking beschäftigt ist, werden in Leipzig in 15 Bänden erscheinen. So hätten wir also, bemerkt die „Düss. Ztg.", zum ersten Male eine Ausgabe sämmtlicher Werke dieses großen Mannes zu erwarten. Groß aber sind die Schwierigkeiten, die sich bei der Lösung dieser Aufgabe stellen, indem die meisten Arbeiten Schlegel's in Zeitschriften zerstreut sind. An seinen Gedichten hat Schlegel mannichfache Verbesserungen getroffen, viele hat er ganz verworfen. Sein Fleiß ist wirklich bewundernswürdig gewesen, indem man in seinem Nachlaß sehr zahlreiche und die verschiedenartigsten Gegenstände betreffende Arbeiten gefunden hat. Seine Uebersetzungen, von denen jetzt sein Shakespeare in einer neuen Auflage herausgegeben worden ist, werden nicht in die neue Ausgabe aufgenommen werden. Seine Anzahl von Collectaneen ist außerordentlich groß; in ihnen finden sich die treffendsten Bemerkungen über alte und neue Schriftsteller, über alte und neue Zustände. Alles wird zwar, wie schon bemerkt, nicht herausgegeben werden; jedenfalls aber haben wir viel Neues und Treffliches zu erwarten.

Von Geheimerath Mittermaier in Heidelberg ist ein Werk erschienen, dessen Titel schon sagt, daß es allgemeine Beachtung verdient, weil es eine wichtige Zeitfrage erörtert. Der Titel heißt: „Die Mündlichkeit, das Anklageprincip, die Oeffentlichkeit und das Geschwornengericht in ihrer Durchführung in den verschiedenen Gesetzgebungen dargestellt und nach den Forderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit mit Rücksicht auf die Erfahrungen der verschiedenen Länder geprüft."

(Köln, 26. Juli.) Vor wenig Tagen hatten wir hier selbst Gelegenheit, den entschiedenen Nutzen des Turnens im Heere zu beobachten, indem eine Abtheilung des Fußvolkes bei einem Angriffe auf die Stadt mit Sack und Pack, Gewehr und Waffe rasch über Wall, Graben und Mauern setzte, und so, ohne hinlängliche Hindernisse zu finden, bis zur Hauptwache gelangte

Gellert trug seine Fabeln vergeblich mehreren Verlegern an, endlich nahm sie Wendler, den Bogen für zwei und dreißig Groschen.

Zschokke soll die Absicht geäußert haben, auf seiner gegenwärtigen Reise seine Geburtsstadt Magdeburg, nicht zu besuchen, weil ihn dies zu sehr ergreifen und aufregen würde. Er hat deshalb einige Freunde nach dem Harz beschieden, den er vor seiner Rückkehr nach der Schweiz durchreisen will.

Die Verlagshandlung von Fr. Bassermann in Mannheim zeigt an, daß von der am 15. April d. J. versandten zweiten Auflage von Auerbach's Dorfgeschichten, ordinäre Ausgabe, ihr Vorrath bis auf wenige Exemplare vergriffen sey. Ein Erfolg, der uns für das brave Buch herzlich freut.

(Dresden, 25. Juli) Mit unserer großen Elbbrücke sieht es schlimmer aus, als man sich lange gestehen mochte: man reißt die schadhaften Bögen ein und neue Schäden entstehen an anderen Orten und sind noch mehr zu fürchten, da das alte Bauwerk durch die Einreißungen an seiner Spannung verloren hat; vom schwerbeschädigten Kruzifixpfeiler, den man halb abgetragen, sind neue Stücke nachgerollt und zum allgemeinen Schrecken über die hölzerne Ueberbrückung, die darüber führt, mit großem Geräusch in das Wasser gestürzt. Die Nothbrücke hat weiter in die Mitte gerückt werden müssen. Und man wird sehen, je mehr man baut und einreißt an dem schadhaften Werke, um so mehr wird man zu bauen und einzureißen haben. Die Kosten der Restauration werden in's Enorme steigen. Wir haben das gleich Anfangs schon, nach dem Urtheil von Sachverständigen, die vielfach verlacht worden, vorausgesagt; jetzt fängt man daran zu glauben an. Eine neue Brücke thut uns noth!

Hr. von Holtzendorff-Vietmannsdorf, der bekannte freisinnige Rittergutsbesitzer und liberale Schriftsteller, hat Diesterweg als nachträgliches Jubiläumsangebinde zur Erbauung der mehrfach erwähnten Waisenanstalt den erforderlichen Grund und Boden unentgeltlich auf seinem Gute angeboten.

Unter der Masse von Flugschriften und Broschüren unserer neuesten Tagesliteratur über die kirchlichen Ereignisse und religiösen Bewegungen der Gegenwart werden diejenigen eine besondere Beachtung zu finden nicht ermangeln, welche zur Beleuchtung der Zeitgeschichte gehören, und ein Moment derselben ausmachen. Die Raisonnements über das Für und Wider der neuen Bewegung sind ziemlich erschöpft, nicht so die historischen Belege, an welche ein dauerndes Interesse geknüpft ist, und die als Aktenstücke gesammelt werden müssen. Zu diesen glauben wir die bei Carl Körner in Frankfurt a. M. erschienene Schrift „Pfarrer Licht und seine Trennung von der römischen Kirche" rechnen zu dürfen. Pfarrer Licht, bekannt als einer der Vorkämpfer der neuen Reformation, und als ein gesinnungskräftiger Mann, theilt hier eine Charakteristik seiner Grundsätze mit, und zwar in einer Korrespondenz mit der bischöflichen Behörde in Trier, mit seinen Anverwandten daselbst, mit dem Vorstand der Gemeinde in Leiwen, so wie in verschiedenen andern Zuschriften u. s. w. Diese Mittheilungen sind von so entschiedener Wichtigkeit, daß sie als Belege zur Zeitgeschichte aufbewahrt zu werden verdienen.

Deutsches Sängerfest in Würzburg.

(Würzburg, 4. August.) Der gestrige Tag endete so schön, als er begonnen. Das herrlichste Wetter, auf das man bei den trüben Vortagen nur geringe Hoffnung hatte, begünstigte den Einzug der Sänger. Von Mittag an klangen die Böllerschüsse unaufhörlich, und an dem Rathhause fuhr Festwagen an Festwagen mit flatternden Bannern unter dem jubelnden Willkommsgruß der Menge vor, berittene Mitglieder des Empfangscomite's, welche jeden Zug am Thore begrüßt hatten, geleiteten die Gäste in die Stadt.

Von Thor zu Thor, durch alle Gassen strömte eine ungeheure Menschenmasse, wie sie Würzburg seit Jahrzehnten, vielleicht seit Jahrhunderten nicht gesehen. Vor jedem Gasthofe stehen lange Reihen von Gefährten, die Posten kamen mit 3, ja die von Bamberg mit 7 Wagen, das Dampfboot „Leopold" brachte von Wertheim allein hieher 250 Passagiere. Am dichtesten war das Gedränge am Sanderthore und in der Nähe des Festlokals. Trotz der Masse Schenkbuden, die hier besonders auf dem Exerzierplatze aufgeschlagen sind, konnte man selten ein leeres Plätzchen finden. Im Festlokale selbst wogte eine unzählige Menschenmenge. Aus allen Bosquets des geräumigen Gartens schauten fröhliche Gesichter heraus, da erkannten sich zwei Freunde wieder, dort vereinigten sich mit ächt deutscher Gemüthlichkeit Söhne der verschiedensten Gauen rasch zum traulichen Gespräche. Durch das Gesumm der

Digitized by Google

Menge hindurch erklangen die Weisen unserer trefflichen Artillerie-musik und jedes vorgetragene Stück fand rauschenden Beifall.

So wurde es dunkel, und man sammelte sich in der brillant erleuchteten Festhalle, in der die Würzburger Sänger den „Willkomm", Composition des Hrn. Prof. Fröhlich, vortrugen. Für die Tüchtigkeit der Composition und deren gelungene Ausführung sprach der lebhafte Beifall, mit welchem sie aufgenommen wurde. Auf stürmisches Da Capo rufen wurde der „Willkomm" wiederholt.

Auch der Garten war unterdessen mit farbigen Lampen beleuchtet worden, und erst die späte Nacht endete das Gewoge in demselben.

Einen andern herrlichen Anblick hatte man am Mainufer, als um neun Uhr Nachts das Dampfboot mit den Frankfurter Sängern ankam. Von dem Schiffe selbst stiegen Flammen und Raketen empor, auf dem Steinberge und im Gätschenberger'schen Garten, so wie unter der Brücke leuchteten bengalischeFeuer, das Agentur- und Directionsgebäude der Maindampfschifffahrt und die Mainlust waren glänzend beleuchtet, es war ein fast feenhaftes Schauspiel.

Indem wir dieses schreiben, sind die Sänger, die heute Morgen der Ruf der Musik geweckt hatte, zur Hauptprobe in der Festhalle versammelt. Die Produktion beginnt um ein Uhr. An dieselbe schließt sich das große Festessen an und morgen durchzieht der Festzug in folgender Ordnung die Stadt: Antrittsplatz der Exercierwasen am Sanderthor, dem Festlokale gegenüber, präcis 7¾ Uhr. 1) Eine Abtheilung der Herren freiwilligen Reuter. 2) Die Artillerie-Musik. 3) Zugführer mit 2 Adjutanten. 4) Sämmtliche Herren Comité-Mitglieder. 5) Die 38 Bundesstaaten-Fahnen zu 2mal 7 und 4mal 6 in einer Reihe. 6) Die Herren I. Tenore in Sektionen zu beiläufig 24 Mann und zwar 6 Mann in einer Linie. 7) Zwischen 3 bis 4 solcher Sektionen stets 2 oder 3 Liedertafeln in einer Fronte. 8) Die Herren II. Tenore in gleicher Ordnung mit gleicher Fahnen-Eintheilung; jedoch vor der ersten Reihe derselben statt 2 bis 3 in einer Fronte 5 Fahnen. 9) Die zweite Musik. 10) Die Herren I. Bässe in gleichen Sektionen mit gleicher Fahnen-Eintheilung. 11) Die Herren II. Bässe in Sektionen mit gleicher Fahnen-Eintheilung, wie oben; vor der ersten Reihe derselben statt 2 bis 3 jedoch wieder 5 Fahnen. 12) Eine Abtheilung der Herren freiwilligen Reuter.

Uebermorgen werden sämmtliche Sänger einen schönen Act der Pietät ausführen: der Zug derselben wird sich vor das Haus des Abts Vogler (innere Grabengasse bei Hrn. Frauenschneidermeister Nickola) sich begeben, um der durch die Sorgfalt des historischen Vereines dort angebrachten Denktafel die musikalische Weihe zu verleihen. Der Vorstand des hiesigen Vereins, Hr. Legationsrath Dr. Scharold, wird eine kurze Anrede bei dieser Gelegenheit halten.

Eine in der That meisterhafte Denkmünze an das Fest hat Hr. Graveur Pilz gearbeitet. Sie zeigt auf dem Avers die Polyhymnia, welche auf einen Altar, auf dem Leyer und Blätter liegen, einen Lorbeerzweig legt. Die Inschrift: „Gesang, dir sey mein Lorbeerzweig", steht am Rande; unter dem Bilde: Im August 1845. Auf dem Revers umschließt Weingeflechte die Worte: „An das deutsche Gesangfest zu Würzburg". Die vorzügliche Arbeit zeigt sich besonders in der zierlichen Figur, scharfen Prägung und der genauen Ausführung der kleinsten Details, z. B. des am Altar angebrachten Wappenfähnchens.

Unter den Fremden, die unsere Stadt beim Sängerfeste besuchen, befindet sich auch Se. Exc. der Minister Graf v. Seinsheim und Se. H. G. der Hr. Bischof Richarz von Augsburg.

Korrespondenz.

Bad Weilbach.

Unser friedlicher Badeort gehört nicht zu denjenigen, welche den bezeichnenden Namen eines Luxusbades tragen. Hier findet man weder ein Hauptquartier von Eleganz und Mode, noch die raffinirten Genüsse aller Art, die ein reicher Badegast verlangt. Zu uns kommen nur Solche, die wirklich krank sind und Heilung oder doch wenigstens Linderung ihrer Leiden suchen, und sie finden hier eine vortreffliche Heilquelle, eine ächt ländliche und idyllische Gegend, eine bequeme Wohnung, guten Tisch und höchst zweckmäßig eingerichtete Bäder. Durch die hergestellte Communication mittelst der Taunuseisenbahn und der Maindampfschiffe gelangt man billig und bequem nach Flörsheim, wo man durch Omnibus hierher befördert wird. Die Herren Gebr. Ohlenschlager u. Comp. haben sich durch die Einrichtung der regelmäßigen und täglich mehrmals stattfindenden Lokalfahrten zwischen Frankfurt und Mainz ein dankenswerthes Verdienst erworben und ihre geschmackvoll eingerichteten Boote erfreuen sich eines stets zahlreichen Publikums, indem mancher Reisende die Fahrt auf dem Strome, wo er Bewegung in freier Luft und die Aussicht in das freundliche Mainthal genießt, der wenn auch etwas schnelleren auf der Eisenbahn vorzieht. Unternehmungen, welche von Privaten zum Nutzen und zur Bequemlichkeit des Publikums veranstaltet und unterhalten werden, verdienen der besten Beachtung und Empfehlung. — Die Zahl der Weilbacher Kurgäste ist auch in dieser Saison im Verhältniß zu derjenigen der übrigen Taunusbäder nur gering und mag sich bis jetzt auf etwa 150 belaufen haben, die Passanten nicht mitgerechnet. Auch mehrere den höheren Ständen angehörige Personen befinden sich darunter. Se. Hoh. der Herzog von Nassau haben schon mehrmals unsern Badeort zu besuchen geruht. Ohne die mächtige Rivalität von Homburg, Soden und Wiesbaden würden wir einer bedeutend stärkeren Frequenz uns zu rühmen haben; doch wollen wir uns mit dem Gedanken trösten, daß der Wirkungskreis unserer Heilquellen, wenn auch kein äußerlich glänzender, doch ein gewiß oft segensreicher ist. Interessant ist gegenwärtig die Art der Verkapselung der Weilbacher Schwefelwasserkrüge, die durch Uebernahme des Engländers John Thomas Betts aus London nach England befördert werden. Hr. John Thomas Betts hat nämlich mit hoher General-Domainen-Direktion einen Contract abgeschlossen, wornach ihm von allen nass. Mineralbrunnen größere Quantitäten gefüllter Krüge zur Disposition überlassen werden. Gute Aussichten für den Debit unserer Mineralwasser! Der Versandt unseres Wassers ist in diesem Sommer brillant zu nennen. Mögen die vorstehenden Notizen über unsern Badeort nicht als eine Anpreisung desselben, sondern nur als ein bescheidenes Lebens- und Erinnerungzeichen freundliche Aufnahme finden!

Logogryph.

Zum Sitze hab' ich mir erkiesen
Ein hohles Ding, gleich Troja's Pferd;
Die Hölle ist zu meinen Füßen,
Von meiner fleiß'gen Hand genährt.
Den Kopf ab und vor deinem Blicke
Siehst die Bezeichnung du entsteh'n
Von Solchen, die im Mißgeschicke
Des Nächsten ihre Freude seh'n.
Vom Rumpfe noch ein Zeichen streiche,
Und einen Fluß das Wort benennt,
Begränzt von einem Königreiche,
Das er vom deutschen Lande trennt.

Mainwasser-Wärme.

Den 4. August, Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 5. August. Das war ich, ländliches Gemälde in einem Act, von Hutt. Hierauf: Das Konzert am Hofe, komische Oper in einem Act, Musik von Auber.

Redakteur: J. P. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 216. Donnerstag, den 7. August 1845.

Ein Zug aus Rembrandt's Leben.

(Fortsetzung.)

„Soll der Kleine also," fragte nunmehr der wackere Schneidermeister, „vor Kälte und Hunger umkommen, wie seine Mutter und seine kleine Schwester, die beide in der vorigen Nacht starben?"

„Er soll sich an seinen Vater halten!" war des Malers grausame Antwort.

„An seinen Vater!" rief Nikolaus; „lange Leiden, Entbehrungen und Elend haben ihn des Verstandes beraubt, er ist wahnsinnig."

„Mein Vater — meine Mutter — meine Schwester!" schrie Antonio, fortwährend bitterlich weinend.

Nunmehr konnte selbst das harte Herz Rembrandt's nicht länger widerstehen. Auf seiner eingeschrumpften Wange war eine einsame Thräne sichtbar.

„Ist aber auch Das, was Du mir sagst, wirklich wahr?" fragte er. „Wie, Johanna? das einzige Kind meiner armen Schwester?"

„Es ist ihr blos ihr Recht widerfahren!" rief eine scharfe, durchdringende Stimme. Und, die Arme in die Seite gestemmt, kam Madame Rembrandt von ihrem Sitze heran, wo sie sich bisher mit ihrer Kocherei beschäftigt hatte. „Wenn das vernarrte junge Weibsbild Dir nicht ungehorsam gewesen wäre — wenn sie Deinem Rathe Gehör geschenkt hätte — so würde sie kein so schlechtes Ende erlebt haben!"

„Meister Rembrandt," hob der Schneidermeister an, sich kaltblütig von dem alten Weibe abwendend, „Euer Neffe hat seinen Verstand völlig verloren, Eure Nichte und ihr kleines Töchterlein liegen auf der Todtenbahre; habt Mitleiden. Laßt die Mutter und das Kind begraben, und gebt dem hülflosen Vater und diesem eben so hülflosen Knaben Speise und Trank!"

Rembrandt blickte zaudernd seine Frau an; diese jedoch faßte den Knaben bei'm Arm, und stieß ihn mit solcher Heftigkeit gegen den Schneider, daß der kleine Mann in der Richtung gegen die Thüre hin mehrere Schritte zurücktaumelte.

„Sieht es so aus?" rief sie. „Soll mein Mann einen Tollen hüten, und einen Knaben aufnehmen, der so schlecht erzogen ist, daß er sich am Ende als ein Fluch des Hauses erweis't? Soll er Tag und Nacht für elende Geschöpfe arbeiten, die seiner Güte nicht würdig sind? Nie, so lange ich lebe! Fort! hinaus zum Haus!"

„Und ist das Euer letzter Entschluß, Meister Rembrandt?" fragte Borruelo entrüstet und entschieden.

Rembrandt fuhr jedoch an seiner Malerei fort, als ob er die Frage nicht gehört hätte.

„So komm denn, Antonio," rief der Schneider, den Knaben in seine Arme aufnehmend; „da Dich Gott mir in den Weg geworfen hat, so soll es Dir auch nie an einem Freunde fehlen, so lange ich arbeiten kann! Fort! — Fort aus dem verfluchten Hause, das voll von Gold ist, in welchem aber Dir und Deinem hungernden Vater sogar ein Bissen Brod versagt wurde! Schmach über diese Familie, die so herzlos ist und kein Mitleiden kennt!"

Der Schneider verließ des reichen Rembrandt's Wohnung mit seiner Bürde, während Zorn und tiefe Entrüstung sein Herz zu zersprengen drohten.

Während sie mit einander auf dem Rückwege nach Borruelo's Wohnung hinschritten, zog eine Gesellschaft von reich gekleideten Kavalieren so rasch vorüber, daß Borruelo nur mit Mühe ausweichen konnte, während der kleine Antonio ausglitt und unter das Pferd des vornehmsten der Kavaliere gerieth. Dieser stieg sofort ab, hob den Knaben auf, und fragte freundlich, ob er irgend eine Beschädigung erlitten habe; als er jedoch fand, daß dies nicht der Fall war, drückte er dem Knaben ein Silberstück in die Hand, stieg wieder zu Pferde, und bat Borruelo, ihm den Weg nach dem Hause des Malers Rembrandt zu bezeichnen.

„Es liegt am Ende der zweiten Straße rechter Hand, im Judenviertel," antwortete der Schneider. „Ihr, edler Herr, seyd reich, und darum auch gewiß, artig aufgenommen zu werden."

„Erhält denn der Arme dort nicht auch zuweilen eine freundliche Aufnahme?" fragte der Kavalier.

„Der Arme eine freundliche Aufnahme?" rief der Schneider. „In diesem verfluchten Hause ist selbst nicht ein Bissen Brod für des Malers leiblichen Neffen zu bekommen!"

Den Reiter schien die Sache zu interessiren, und Borruelo theilte nun in der Fülle seines Schmerzes die Geschichte der Familie Necelli mit.

Sein Zuhörer zog eine Börse aus seinem Gürtel und zählte vier Goldstücke in Borruelo's Hand, mit den Worten: „Da ist eine Kleinigkeit zum Begräbniß der Todten und für die augenblicklichen Bedürfnisse der Lebenden; sag' mir aber jetzt auch, mein Freund, wie Du heiß't und wo Du wohnst? Du bist eine Ehre für die Menschheit! Ich werde Dich diesen Abend besuchen und mich mit Dir berathen, was am besten mit dem unglücklichen Knaben anzufangen ist."

Der Schneider nannte seinen Namen und seine Wohnung, die nicht weit von dem westlichen Stadtthore lag, worauf ihm der Kavalier Lebewohl sagte, seinem Pferde die Sporen gab, und seinen einstweilen vorangerittenen Begleitern nachgaloppirte.

Nachdem der Schneider und der Junge fort waren, griff Rembrandt nach der Palette und seinen Pinseln, womit ein außergewöhnlich großer Pavian (den man für des Malers spiritus familiaris hielt) spielte; er fühlte sich jedoch in seinem Innern so übel aufgelegt, und seine Hand zitterte so sehr, daß er auch nicht einen Strich zu seiner eigenen Zufriedenheit machen konnte, als plötzlich ein gewaltsames Läuten der Glocke die Annäherung von Fremden verrieth. Rembrandt fuhr zusammen, und machte einen so falschen Strich mit seinem Pinsel, daß er einen lauten Fluch ausstieß,

Digitized by Google

worauf sein Weib zu ihm hersprang, um nachzusehen, was denn an der Sache sey. Die Fremden vor dem Thore mochten offenbar nicht lange warten, denn die Glocke wurde wiederum, und dies Mal noch heftiger, gezogen.

Die Frau eilte, obschon heftig aufgeregt und mit einer Menge von Schimpfworten auf der Zunge, hinaus, um zu öffnen; sie wurde jedoch zum Stillschweigen gebracht, als sie einen Pagen in kostbarer Livree gewahrte, der abgestiegen war, und vor der Thüre stand, während eine Anzahl reich gekleideter Kavaliere an der Thüre hielt, in deren Mitte sich eine junge, schöne, reich gekleidete Dame befand.

Der Vornehmste unter den Reitern redete das alte Weib mit den Worten an: „Meldet Eurem Herrn, gute Frau, daß ein Fremder, der so eben aus Antwerpen gekommen ist, um einige Gemälde zu kaufen, in sein Atelier eingelassen zu werden wünscht."

(Fortsetzung folgt.)

Isaak Maus.

Wenn das Genie bloß unter dem Einfluß der Schule gedeihen und groß werden könnte, wenn sie allein das Vorrecht hätte, den in des Menschen Brust schlummernden göttlichen Funken zu wecken und zu befruchten bis zu den herrlichsten selbsteigenen geistigen Hervorbringungen, und wenn außer ihr kein Heil zu finden wäre, so würde die Menschheit um so viel ärmer seyn an vielen der begabtesten Menschen, welche, von ihrem Genius getrieben, sich in Kunst und Wissenschaft selber Bahn brachen, und trotz der Ungunst äußerer Umstände, die ihnen hemmend entgegen traten, zu höherer Bildung gelangten und nicht selten als Geister erster Größe zur Verherrlichung von Kunst und Literatur glänzten. Die Namen Shakespeare und Rousseau, Zöglinge der Natur und ihres Genies, haben sich mit unsterblichem Ruhme umgeben, und viele andere Schriftsteller und Künstler, wie Lambert (früher Schneidergeselle, später ausgezeichner Mathematiker und k. preuß. Oberbaurath), Wille (erst Mühlknecht, dann Graveur und berühmter Kupferstecher), Sal. Maimon, der vom verlassenen polnischen Judenknaben unter den schwersten Schicksalsproben sich zum geschätzten geistvollen Schriftsteller emporarbeitete, und so viele Andere noch, selbst aus der Gegenwart, die Alle hier zu erwähnen weder der Raum noch Rücksichten der Discretion gestatten würden, haben durch ihr Beispiel bewiesen, daß die dem Menschen angeborne Geisteskraft die ihr entsprechende Bestimmung zu erkennen und öfter, allen Hindernissen zum Trotze, glücklich zu erreichen weiß.

Zu diesen bevorzugten Söhnen der Natur, welche mit Mutterwitz reichlich ausgestattet waren, gehörte auch der als Dichter rühmlich bekannte, am 31. Dezember 1833 in seinem 86sten Lebensjahre verstorbene Isaak Maus, Bauersmann zu Badenheim, wie er sich stets anspruchslos nannte. Nach fast zwölf Jahren kehrt sein der Literärgeschichte bereits angehörender Name wieder in die Gegenwart zurück und erfreut uns durch eine Schrift, welche von Hrn. Heinrich Sander unter dem Titel: „Leben und Nachlaß von Isaak Maus", in zwei Theilen kürzlich zum Druck befördert worden ist. Der erste Theil enthält lebensgeschichtliche Umrisse, manches Neue und Interessante bietend, und außerdem noch mit mancher poetischen Geistesblüthe des Verstorbenen geschmückt, welche uns in ihm den mit einem glücklichen Humor und leichten Versificationstalent begabten Dichter erblicken lassen. Das ergötzliche „Bauernlied" (S. 22) wird Niemand ohne Interesse lesen, wie auch die poetischen Huldigungen, die verwandte Geister dem beliebten Dichter verehrungsvoll darbrachten, wie Mariane Koch (S. 81) und Johann Ferdinand Schlez (S. 112 u. f.), welcher längere Zeit mit ihm einen Briefwechsel unterhielt, der des Bemerkenswerthen vieles enthält, was der Herr Herausgeber im Auszuge mitgetheilt hat. Eben so sind Briefe von Göckingk, Götz, Superintendent zu Winterburg, und andern ausgezeichneten Männern mitgetheilt, welche an unserem Maus und seinen poetischen Productionen ein lebhaftes Interesse nahmen. — Lernten wir in dem ersten Theile mehr die Lebensstellung des Dichters und seine Beziehungen zur Außenwelt kennen, so erscheint er uns in dem zweiten Theile von einer ganz neuen Seite, und zwar als Philosoph, der in einer Reihe von Aufsätzen über die höchsten und wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, über Weltschöpfung, Staat, Kirche ꝛc. ꝛc. Selbstgedachtes in fließender und klarer Sprache entwickelt, so daß man von seinem Vortrage unwillkürlich fortgezogen wird. Bisweilen erweist er sich auch als gewandter Dialektiker, der seinem Gegner die Blößen geschickt aufzudecken weiß. Schärfe der Urtheilskraft und klare Weltansichten wird man in allen diesen Aufsätzen entdecken, und wenn die deutsche Philosophie es sich überall zur Aufgabe gemacht hätte, so klar zu denken und zu schreiben wie Isaak Maus, so würde sie der Menschheit und den Wissenschaften offenbar weit mehr genützt haben. Aber sie ist von jeher daran gewöhnt, sich in ein mystisches Dunkel einzuhüllen und von dem delphischen Dreifuß ihre vieldeutigen Sprüche hören zu lassen. Wer den wahren Sinn erräth, der verdient den Eingeweihten Apollo's beigezählt zu werden. Unserem Maus dagegen war es um keine hochtönenden Worte und schwülstigen Phrasen, sondern lediglich überall um Wahrheit zu thun, nach welcher er mit dem Eifer eines redlichen Gemüthes geforscht hat. Daß übrigens dem „Leben und Nachlaß" des Dichters zugleich sein Bildniß beigefügt worden ist, kann seinen Verehrern gewiß nur eine äußerst willkommene Gabe seyn.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Deutsches Sängerfest in Würzburg.

Die Festhalle ist von imposanter Größe und wird über 5000 Menschen fassen, obgleich sie für weniger Theilnehmer berechnet war. Der Zudrang zu den Festlichkeiten ist aber so groß, daß dieser Raum bei weitem nicht hinreichen wird. Zur Tribüne werden die Billets à 2 fl. mit dem 4- bis 5fachen Preis bezahlt. Besonders sollen sich auch die Landbewohner für die Sache interessiren und sich schon im voraus ihre Billete schriftlich bestellen. Schon seit dem 1. August trafen beständig Fremde hier ein, die dem deutschen Feste der Vereinigung von Sängern aus 88 Städten und Orten ihre freudige Gegenwart widmen. In der Halle sind deren Namen, je drei auf einem Schilde, zu lesen, die zwischen Laubgewinden längs dem Zuhörerraume aufgehängt sind. Längs der Wände des Sängerraums sind in goldenen Buchstaben die Namen unserer vaterländischen Tonsetzer angebracht. Mit Geschmack und als würdige Vertretung der lokalen Verdienste um die Ausbildung der deutschen Tonkunst sind die gutgemalten lebensgroßen Bilder der beiden Würzburger Meister im Gesang und Orgelspiele, Walther's von der Vogelweide und des Abbé Vogler, angebracht, der Repräsentanten edler weltlicher und geistlicher Musik der älteren und der neueren Zeit. In der Mitte der Gallerie ist die königliche Loge errichtet, unter Baldachin und Fahnen, mit dem Wappen und der Krone u. s. w. Leider aber wird der allerhöchste Gast diese Stelle nicht ausfüllen. Gegenüber der königlichen Loge befindet sich das Brustbild Sr. Majestät des Königs unter den Fahnen der bayerischen Herzogthümer. Zu beiden Seiten der Sänger reihen sich die Fahnen aller deutschen Bundesstaaten, mit goldenem Namen des Staates bezeichnet. Die Erleuchtung des Saales wird durch drei mächtige Lustres, aus grünen Kränzen geformt, mit Lampen bewirkt, die wie Riesen von der Decke schweben. Die Solidität der ganzen Halle wird jetzt von Technikern anerkannt; es ist aber auch begreiflich, wie eine halboffene Halle von solcher Größe, bei der noch viele Strebebalken

Digitized by Google

und besonders alle eisernen Schraubennägel fehlten, von einem Sturm- und Wirbelwinde, wie der neuliche, habe zusammengeworfen werden müssen. Wenn 8- bis 10zöllige Balken zwei Mal gebrochen werden, so ist dazu eine abnorme Kraft erforderlich, auf die bei einem temporären Gebäude nicht gerechnet werden kann und wofür die Erbauer nicht verantwortlich seyn können; doch ist die jetzige Halle viel solider noch, als die frühere.

Einen Glanzpunkt des Festes wird der Ball bilden, welchen die beiden Gesellschaften der Harmonie und des geselligen Vereines, erstere in ihren Lokalitäten, letztere im Theatergebäude, jedoch vereint, geben werden. Es werden nämlich die zwischen beiden Gebäuden liegenden Straßen und Gärten geschmückt und erleuchtet werden, so daß die Theilnehmer ab- und zuströmen können. Die Harmonie erleuchtet ihren Saal allein mit 700 Stearinflammen. Von drei Verlegern wird an eben so vielen Festalbums gearbeitet, von dem Maler H. Oppel, und von den Buchhandlungen von Ettlinger und von Voigt und Mocker.

(Würzburg, 5. August.) Einen wahrhaft großartigen Eindruck machte die gestrige Production. Die Tonmasse wirkte nicht betäubend, wie von Vielen früher befürchtet wurde, aber grandios und erhebend. Der Charakter der Musikstücke war, dem Zwecke des Festes gemäß, durchaus ernst, die einzelnen alle des Festes würdig; der Vortrag nach einer einzigen Hauptprobe war von wahrhaft bewundernswerther Präcision.

Ein Chor aus Gluck's „Iphigenia auf Tauris", dieses großen Tonschöpfers, der zuerst charakteristische Wahrheit in die dramatische Musik brachte, eröffnete die Vorträge. Das einfache, rührend fromme Gebet mit Accuratesse und Gefühl gesungen, sprach allgemein an. Ihm folgten: „Deutschland", ein Festchor, Gedicht von Dr. G. Keller, Musik von unserm Eisenhofer. Der Chor wurde vom Componisten selbst dirigirt und entfaltete harmonische Kraft und melodische Schönheit, wie wir es von Eisenhofer's Meisterhand gewohnt sind. Sehr effectvoll und melodiös, mit dramatischer Wahrheit und Kürze war die Composition Fischer's zu Göthe's „Meeresstille. Glückliche Fahrt", und fand ungetheilten Beifall. — Die „Hymne an Jehova" von Reissiger, in großartigem kirchlichen Style, die Fughetta am Schlusse nicht zu lang, verfehlte auch hier die erhebende Wirkung nicht, die sie auf jeden Hörer ausüben muß. Hiermit schloß die erste Abtheilung.

Die zweite Abtheilung eröffnete die „Hymne an Jehova", componirt von Dr. Fr. Schneider, von dem ehrwürdigen berühmten Componisten selbst dirigirt. Majestätisch klangen die gewaltigen Töne, die vorzüglich in den beiden letzten Strophen sich zur höchsten Begeisterung steigern. „Die Macht des Liedes", von Caprez, componirt und dirigirt von unserm Landsmann B. E. Becker, zeugte auf's neue von dem Talent und den musikalischen Kenntnissen des Tonsetzers. Trotz der großen Schwierigkeiten war die Aufführung im Ganzen exact. Mit der präcis vorgetragenen „Hymne an Bacchus" aus der in der ganzen musikalischen Welt anerkannten Mendelssohn'schen Musik zu Sophokles „Antigone" endete die zweite Abtheilung.

Die letzte Abtheilung begann mit dem von dem rühmlichst bekannten Componisten selbst dirigirten „Hymnus" nach dem 67sten Psalm von Otto jun. Das Gefühl der kindlichsten Frömmigkeit sowohl als der begeisterte Aufschwung zum Himmel erklang hinreißend aus den Tönen des trefflichen Tonstücks.

„Das deutsche Lied und seine Sänger", Text von Dr. Lucä. Musik von Neeb, von dem talentvollen Künstler gleichfalls selbst dirigirt, gewann durch seine Vielseitigkeit in Modulation, Instrumentation und Anwendung von Solostimmen, so wie durch die gute Ausführung den gerechtesten Beifall.

Grandios klang Neukomm's unisono geschriebenes „Tedeum", der würdige Schluß einer Production, die in den Annalen der Musik ihren Platz einnehmen wird.

Die Nummern 1, 4, 7 und 10 dirigirte Hr. Fritz Brand, Musik-Direktor der hiesigen Liedertafel.

Die ungeheure Halle war gedrängt voll; unter den Anwesenden bemerkte man Se. Excellenz den Minister Graf v. Seinsheim und die beiden hochwürdigen Bischöfe von Augsburg und Würzburg. Der Erbfürst von Löwenstein-Wertheim wirkte unter den Sängern mit.

Nach geendigter Production begann das Festmahl. Bei den Freuden desselben, welches heitere Unterhaltung würzte, wurden manche der Feier sich anpassende Toaste ausgebracht. Wir lassen vorläufig zwei derselben folgen:

Trinkspruch, ausgebracht bei dem deutschen Gesangfeste zu Würzburg während des Festmahles am 4. August 1845 vom Vorstande der Liedertafel zu Würzburg, Dr. Carl v. Günther.

Wer, eingezogen unter ein gastliches Dach, freundliches Wohlwollen gefunden, dessen Herz ist voll Freude ob der liebevollen Begegnung. Er labet nur etwas die wandermüden Glieder, und wie der kreisende Becher, zum Rande gefüllt, ihm zukommt, entströmet dem beglückten Gemüthe des innigen Dankes Gefühl für den Herrn des gastlichen Hauses. So sind wir aber in Frankens alter Hauptstadt beschützt und in Begehung dieses Festes mit Wohlwollen geheget durch den erhabenen Herrn dieses Landes, den Freund der Lieder, den Pfleger edler Künste. Dank darum, herzinnigen Dank Frankens erhabenem Herzoge, Bayerns ruhmgekröntem Könige, dem Herrn, voll weiser Güte, dem edlen deutschen Fürsten! Sr. Maj. König Ludwig I. von Bayern und dem gesammten königlichen Hause ein feierliches Hoch! Hoch! Hoch! — Haben wir erfüllt die erste Pflicht, den edlen Gastfreund dankend zu begrüßen, so lasset uns erzählen, weß Stamms und Lands wir sind, und was uns hergeführt in dieses Thal. „Wo sanfter Ströme Silberband sich hinzieht durch beglückte Fluren; wo der Eichen und der Buchen dunkles Grün der Berge Gipfel deckt; wo schlanke Tannen harren, bis sie zum hohen Mast der Schiffer sich erkieset; wo Stahl und Eisen bietet der reichen Berge Schacht; wo goldner Waizen gleich Seen woget auf den Feldern, deren Gränze das Auge oft vergeblich sucht; wo die edle Rebe Götterlabsal bietet und der Gerste Saft den Müden nährt und labet; wo Fleiß und Kunst und tiefes Wissen heimisch und allenthalben Wohlstand hausit, man selten nur des Reichthums und der Armuth Last beklaget: da lebt der Deutschen Volk in vielen Stämmen und milder Fürsten segensvollem Schutz." Man klage von Zersplitterung nicht. Dies Volk, es hat sich frei bewahrt vor jenem Eisenjoch der Tyrannei, das einer einzigen Hauptstadt Ueberwucht dem weiten Lande auferlegt, und unersättlich dessen beste Kraft verschlingt. Dies Volk, es ist doch einig und vereint. Einig durch der schönsten Sprache mächtig Band, einig durch des innigen Gemüthes gleiches Hoffen, gleiches Sehnen; einig durch frommen Sinn und feste Treue für des Gesetzes heilige Ordnung; einig in der Liebe aller Bruderstämme und dem Streben wechselseitigen Beglückens; einig in dem Stolze auf der Väter große Thaten und in dem trotzigen Muthe zu des Vaterlandes Schutz. — Wo ist ein Volk so groß, so weise und d'rum so reich an edlen Gütern? Wo ist der Mensch so froh und gut? Darum Heil Dir, o deutsches Land! Heil Deinem Volke! Heil Deinen Fürsten allen, die Deines Ruhmes Pfleger sind und Deines Glücks! Deutschland hoch, sein großes Volk und seine edlen Fürsten! Hoch! Hoch! Hoch! — „Und dieses Land so schön, so wunderhold, es ist des Sängers Vaterland. Verfolgend seiner Ströme Lauf, zieht er zu heil'ger Stätte, wo er der Lieb und Eintracht Geistern auf des Gesanges Schwingen das reinste Opfer weiht." Frei von Haß und Zwietracht, Besserdünken und Parteienwuth, bringt er nur Liebe mit und holder Eintracht süßes Glück! Wo er wandelt durch die Auen, den Blick zum Himmel aufgerichtet, da glänzt der edlen Freude Strahl, Balsam gießt er in das wunde Herz; Lieb' und Eintracht ziehet ein, und die Teufel müssen flieh'n.

Digitized by Google

Wo das Edle ist zum Ziel erwählet und das Große, da füllet ihn ein mächtig Streben; Begeisterung entströmt seinen Lippen und frischer Muth entquillt dem deutschen Sang. D'rum Ehre sey dem deutschen Sang und Preis sey ihm, als hohem Gut! Ehre sey den Sängern auch und Preis, die seinen hohen Geist erfaßt! Der deutsche Sang und seine frisch, fromm, freien Sänger hoch! Hoch! Hoch!

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Petschorin, oder: Ein Duell im Kaukasus. Aus den hinterlassenen Papieren eines russischen Offiziers, herausgegeben von Lermontow. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. 1845.

Unter obigem Titel wird der Unterhaltung suchenden Lesewelt von der eben so rüstigen, als in den verschiedensten Literaturzweigen gleichzeitig thätig wirkenden Verlagshandlung ein Werk geboten, das in mehrseitiger Beziehung ein lebendiges Interesse zu erregen vollkommen geeignet ist, obschon wir offen gestehen müssen, daß der Eindruck, den wir nach der Lesung des Buches empfanden, zwar nichts weniger als ein befriedigender, wohl aber ein schmerzlicher, um nicht zu sagen peinlicher, war. Der Hauptheld des Buches ist ein mit vielfachen Geistes- und Körpergaben ausgerüsteter junger Offizier, der, wie er in seinen Tagebuchblättern, aus denen der Herausgeber das vorliegende Werk schöpfte, selbst von sich sagt, „den hohen Beruf, zu dem das Schicksal ihn wahrscheinlich bestimmte, da er mächtige Kräfte in sich regen fühlte, nicht errieth und sich hinreißen ließ von den Lockungen leerer und undankbarer Leidenschaften, aus deren Strudel er endlich hart und kalt wie das Eisen hervorging, doch die schönste Blüthe des Lebens, das Feuer edlen Aufstrebens dabei verlor." Petschorin liefert uns das Bild eines Mannes, der aus dem Sturme des Lebens nur einige Ideen, aber nicht Ein Gefühl gerettet, der, trotz seiner Jugend, längst nicht mehr mit dem Herzen, nur mit dem Kopfe lebte, der seine eigenen Leidenschaften und Handlungen, wie der Andere, mit Strenge, aber ohne Theilnahme abwägte und analysirte und in den Händen des Fatums ein Werkzeug der Züchtigung auf die Häupter der bezeichneten Opfer niederfiel, oft ohne Haß, immer ohne Mitgefühl. Doch die Blicke, welche uns die vorliegenden Blätter in die Irrgänge und schauerlichen Tiefen eines Menschenherzens thun lassen; die schonungslose Aufrichtigkeit, mit welcher der jedenfalls merkwürdige, mehr beklagens- als fluchenswerthe Held dieser wahren Erzählung, den eine dämonische Gewalt rastlos treibt, alle Verhältnisse, in die seine Gegenwart ihn verflicht, mit Jammer und Verzweiflung zu erfüllen, seine Schwachheiten und Laster, so wie seine schreckliche innere Zerrissenheit unverhüllt, und eben deshalb um so ergreifender, uns vor Augen führt, zwingen uns, wir möchten sagen, fast wider unsern Willen, uns in die einmal begonnene Lesung des in Rede stehenden Buches mehr und mehr zu versenken und den dargereichten Kelch der Wehmuth und des Schmerzes ganz zu leeren. Dazu kommt noch, daß der Schauplatz der Ereignisse die majestätische Gebirgswelt des Kaukasus ist, welche in Verbindung mit einer trefflichen Schilderung des Lebens und Webens seiner Bewohner, wie des Thuns und Treibens in den russischen Badeorten Pätigorsk und Kisslowodsk unsere Neugier und Theilnahme in hohem Grade reizt und wach erhält. Das Werk selbst zerfällt in drei Hauptabtheilungen: „Lonla", „Marim Maximitsch" und „Ein Held der Neuzeit" betitelt, von denen die letztere wiederum in drei Abschnitte getheilt ist. Diese fünf Segmente bilden nun eben so viele Bruchstücke aus dem Leben des in der größern Hälfte des Buches selbst-erzählend auftretenden Helden, wie denn dessen Leben mit dem vorliegenden Bande auch keineswegs abgeschlossen ist, was, nach einer Bemerkung des Herausgebers in dem kurzen Vorworte, vielleicht später geschehen wird, falls die Theilnahme des Publikums an den vorliegenden, für sich bestehenden Mittheilungen die gehoffte günstige seyn sollte. Der Styl des Werkes ist kernigt und prägnant, blühend und warm, doch ohne alle Affectation und Koketterie; die Charakterzeichnung der handelnden Personen, selbst die der zur Staffage gehörenden, eben so gut gelungen und ausgeführt als die Schilderung der Oertlichkeiten, Sitten und Gebräuche, und die in die Erzählung verwebten Reflectionen stets an rechter Stelle, oft neu und pikant, nie ermüdend, so daß in diesen Beziehungen selbst strengern Anforderungen Genüge geleistet ist. Druck und Ausstattung des Buches sind, wie alle bisherigen Erzeugnisse der literarischen Anstalt lobenswerth.

Ed. Lhmn.

Korrespondenz.

Eschwege, 2. August.

Was wir in diesem an Gewittern so reichen Jahre mit banger Sorge gefürchtet hatten, da jeder Tag uns neue Kunde von im Gefolge dieser sonst so wohlthätigen Naturerscheinungen einherziehenden Hagelschlägen und Ueberschwemmungen brachte, das ist nun leider eingetroffen. Heute Vormittag um halb neun Uhr, nachdem wir bei schwüler Hitze den klarsten und hellsten Morgen gehabt hatten, zogen sich plötzlich von allen Seiten drohende Wolken zusammen. Es wurde so finster, daß alle Arbeit unterbrochen werden mußte, und schnell entlud sich eins der schwersten Gewitter unter entsetzlich strömendem Regen, und indem es zugleich dicht und anhaltend in Stücken, größer als Haselnüsse, hagelte. Um so schwerer mußten gerade unsere gesegneten Fluren betroffen werden, als der Tabak ein Haupt-Productionszweig unserer Gegend ist und dieses jetzt im üppigsten Wachsthum prangende Handelsgewächs vom Hagelschlag am leichtesten, eher als alle sonstige Feldfrüchte, zerstört wird. Manches Hausvaters letzte Hoffnungen sind durch dies harte Unwetter zu Grabe getragen worden und zu der angstvollen Frage, wovon er Pacht und Zinsen dieses Jahr zahlen soll, gesellt sich die traurige Aussicht auf den kommenden Winter, dessen Vorgänger so manche, bis jetzt noch nicht gelöschte, herbe Erinnerung zurückgelassen hat. Es war daher im höchsten Grad erschütternd, nach vorübergezogenen Gewittern aus den hart heimgesuchten Feldern selbst Männer weinend und klagend zurückkehren zu sehen, welche sich sonst durch ihren Ernst und ihre Ausdauer auszeichnen, mit der sie dem mühseligen Tagwerk des Tabaksbaues kräftig und unverdrossen obliegen. Unsere erleuchtete und weise Staatsbehörde wird sicher lindernd und helfend einschreiten, und wohl werden die am härtesten Betroffenen Unterstützungen erhalten; als gewiß dürfte aber den schwer heimgesuchten Gemarkungen der Erlaß der Productionssteuer in Aussicht stehen. Die Gewalt der Schlossen war so groß, daß Tabaksstengel, im Durchmesser 1 Zoll stark, davon zerschlagen wurden; auch hat das Sommerfeld, namentlich die Gerste, viel gelitten. Eigenthümlich war nach Vorüberzug der Gewitter noch die Erscheinung, daß die Luft fortwährend schwül war und sich nicht im mindesten abgekühlt hatte, wie dies ja auch fast bei allen diesjährigen Gewittern der Fall gewesen ist.

Cronberg am Taunus, 3. August.

Gestern früh von 6 — 7 Uhr wüthete hier ein fürchterlicher Orkan, dessen sich die ältesten Leute nicht erinnern; die Fluren der Gemeinden Mammolshain, Cronberg und Oberhöchstadt sind ganz verwüstet, viele der edlen Nuß- und Kastanienbäume sind entwurzelt oder zerspaltet, die Aepfel-, Birn-, Zwetschen- und Mirabellenbäume, wo sie nicht niedergerissen wurden, sind ihrer Blätter und Früchte derandt und haben das Ansehen, als wären sie von den Raupen radical abgefressen worden. Die Ernte der Sommer-, wie der Knollengewächse ist mit diesem einen Schlag vernichtet, die Gerste, der Haser, der Hanf liegen wie Stoppelfelder darnieder. Es ist herzzerreißend ein solcher Anblick und betrübend der Gedanke, daß viele Menschen unglücklich wurden, wenn nicht anzunehmen wäre, daß die menschenfreundlich gesinnte nassauische Regierung hier unterstützend eingreifen werde. Vorzüglich ist das Loos Derer zu beklagen, welche die Baumstücke meist zu ansehnlichen Summen im voraus gepachtet haben und gesetzlich verpflichtet sind, den Pachtschilling zu zahlen, ohne daß sie Hoffnung haben, irgend Etwas zu ernten. Menschenfreunde mögen hier thätig eingreifen und Manchem kann sein Familienglück erhalten werden, wenn er nicht gezwungen ist, sein Haus, Feld oder Vieh zu verkaufen. Es hatten sich vier Gewitter vereinigt; der Donner und Blitz krachten und zischten so fürchterlich, daß viele Leute meinten, der jüngste Tag wäre erschienen. Der Hagel entleerte sich in Stücken wie Taubeneier und man kann noch nach mehreren Tagen Eis in den Schluchten finden, wo es der Sturm zusammen trieb. Vom Himmel schütteten ungeheure Regenmassen herunter und es entstanden dadurch viele wilde Wasser, welche noch vollends vernichteten und wegspülten, was Sturm und Hagel verschont hatten.

Mainwasser-Wärme.

Den 5. August, Abends: 16 Grad. M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. August. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 217. Freitag, den 8. August 1845.

Ein Zug aus Rembrandt's Leben.

(Fortsetzung.)

Die Kavaliere stiegen hierauf alle ab, und folgten dem Weibe in das Haus nach, während der Page zur Bewachung der Pferde zurückgelassen wurde. Rembrandt, der für Gesellschaft nur wenig aufgelegt war, empfing die Besucher mit mürrischem Wesen, gegen welches die ungezwungene und anmuthige Art und Weise, in welcher der Fremde sich bewegte, wunderbar abstach. Ohne sich nämlich um das abstoßende Benehmen Rembrandt's viel zu bekümmern, nahm er einen Stuhl, und setzte sich vor das Gemälde, an welchem der Meister bis daher beschäftigt gewesen war. Niemand hätte diese beiden Männer in's Auge fassen können, ohne von dem Unterschied in ihrem ganzen Wesen betroffen zu werden. Sie waren so verschieden von einander, wie das Licht von der Dunkelheit, und dennoch war Jedem von ihnen der Weihestempel des Genius sichtbarlich aufgedrückt. Der Fremde war von großem Körperbau und herrlichem Ebenmaß; und obgleich er bereits 50 Jahre zählte, lag dennoch eine Elastizität in seinem Gange, und seine Manieren zeigten Heiterkeit des Herzens, und erinnerten sogar an die Leichtigkeit der Jugend. Seine schöne Gestalt wurde durch einen prachtvollen Anzug vortheilhaft gehoben, denn selbst wenn er ein Fürst gewesen wäre, hätte er keine kostbarere Kleidung tragen können. Seine breite Stirne wurde von einem großen Hute beschattet, auf welchem eine breite schwarze Feder schwankte. Sein Auge war klar und groß, und sein Blick durchdringend; um seinen wohlgeformten und kleinen Mund spielte ein beständiges Lächeln, und seine weiße kleine Hand mochte wohl schon bei mancher schönen Dame ein Gefühl des Neides erregt haben. Jede seiner Bewegungen zeigte, daß er von edler Abkunft war, und sein ganzes Leben hindurch mit den höchsten Personen des Reiches zu verkehren gehabt hatte. Rembrandt's Gesicht und Erscheinung hingegen zeigten ein zu frühe eingetretenes, hohes Alter an, — das entweder die Folge von unablässiger Arbeit, peinigendem Kummer und harten Kämpfen mit Armuth, oder aber von unbezähmbarem Sturme der Leidenschaften seyn mochte. Er war von kleinem, stämmigem Körperbau, stand mit gekrümmtem Rücken und schlotternden Knieen da, war schmutzig in Gesicht und Anzug, und trug einen Rock, für welchen kein jüdischer Kleiderhändler des Viertels auch nur einen Groschen gegeben hätte. Sein langes, bereits graues Haar war mit einem Stück schmutziger Leinwand zusammengebunden, und sein Gesicht von hundert Runzeln durchfurcht; der forschende Blick seines Auges ließ jedoch den allgewaltigen Geist ahnen, der in diesem elend aussehenden Körper verborgen lag.

Während Rembrandt mit seinem häßlichen Liebling, dem Pavian, spielte, betrachtete der Fremde das Gemälde auf der Staffelei mit größter Aufmerksamkeit und Genauigkeit.

„Welch' ein Farbenzauber!" rief er endlich, von Erstaunen und Bewunderung hingerissen, „welche Frische! welche Durchsichtigkeit! Die venetianische Schule hat Nichts hervorgebracht, das mit diesem bewunderungswürdigen Bilde in die Schranken treten dürfte, Meister Rembrandt, — dieser Schatz muß mein werden!"

„Unmöglich!" antwortete Rembrandt, „dieses Gemälde ist auf die ausdrückliche Bestellung der Prinzessin Clara Eugenia gefertigt worden, und kostet tausend Gulden!"

„Da soll mein Angebot," versetzte der Andere, „seinem Werthe näher kommen — ich will Euch vier tausend Gulden dafür geben. Meine Gallerie würde ohne eine solche Zierde einen Makel an sich tragen; so etwas ist nicht für den Palast des Gouverneurs der Niederlande bestimmt. Kommt, Meister Rembrandt, das Gemälde gehört mir. Meister van Dyk, zahlt dem Meister Rembrandt vier-tausend Gulden."

„Van Dyk!" rief Rembrandt, „und wer mögt denn Ihr wohl seyn, daß Ihr über die Dienste van Dyk's, als Eures Schildknappen und Zahlmeisters, verfüget?"

„Ich," antwortete der Fremde, „bin Peter Paul Rubens, und ausdrücklich von Antwerpen hierher gekommen, um Euch zu besuchen."

„Rubens!" rief Rembrandt, seinen mächtigen Nebenbuhler vom Kopf bis zu den Füßen messend. „Da Ihr also ein Herr Kollege von mir seyd, so werdet Ihr's nicht verübeln, wenn ich an meiner Arbeit fortfahre, denn die Zeit ist kostbar und das Brod nur sehr schwer zu verdienen!" Hier ließ er einen tiefen, heuchlerischen Seufzer hören, und setzte dann nicht ohne ein boshaftes Lächeln hinzu: „Ich meinerseits kann leider nie hoffen, so viel Geld zu besitzen, um viertausend Gulden für ein Gemälde wegzuwerfen!"

Während er diese Worte vorbrachte, tröstete er sich im Stillen mit dem Bewußtseyn, daß in seinem geheimen Gewölbe jene dreißig Tonnen voll Goldstücken lagen, die man in der That nach seinem Tode daselbst auffand.

Rembrandt begann wieder auf's neue zu arbeiten, und in weniger als einer Stunde war das unsterbliche Gemälde vollendet. Diese Stunde war in ununterbrochenem Stillschweigen verstrichen, und während der ganzen Zeit beobachtete Rubens, der hinter ihm stand, genau die Art und Weise, in welcher er seine Farben auftrug, und den wunderbaren Effekt von Licht und Schatten hervorbrachte.

Als das Gemälde ganz fertig war, wandte sich der Meister von Köln zu Rubens, und bat ihn, dasselbe als ein Zeichen der Bewunderung anzunehmen, die er (Rembrandt) für eines Nebenbuhlers hohen Genius hege. Dies war in seinem langen Leben das erste und letzte Mal, daß der Geizhals ein Geldanerbieten von der Hand wies.

„Es ist jetzt noch nicht Mittag," hob er an, „und ich kann noch, ehe es Nacht wird, ein anderes Bild skizziren und fertig machen. Empfangt also dies als ein Zeichen meiner Achtung. Wenn ich zu Zeiten schlaflose Nächte gehabt habe, so kam es blos

Digitized by Google

daher, weil meine Gedanken mit den überlegenen Leistungen meines großen Nebenbuhlers beschäftigt waren!"

„Ich bin nicht Euer Nebenbuhler, Meister Rembrandt, sondern Euer demüthiger Schüler," antwortete Rubens, dessen Brust jederzeit eben so sehr vom Neide frei blieb, als seine Großmuth ohne Gränzen war; „und um Euch zu beweisen, daß ich Euer Schüler bin, und Ihr mein Meister seyd, überlaßt mir gütigst dies Stück Leinwand und die Pinsel, die Ihr so eben niedergelegt habt. Ich will Eure Manier nachahmen, und Euch zeigen, daß ich mir die Lektion auch gehörig zu Nutzen gemacht habe. Komm hierher, meine süße Helene, und nimm gerade unter dem Licht, das zu diesem Fenster hereinfällt, Platz. Setze auch Deinen breiten Strohhut auf, und sey mir ein geduldiges und gelehriges Modell. Erlaubt mir, mein würdiger Herr Kollege, Euch mein treffliches Weib vorzustellen."

Rembrandt betrachtete einige Augenblicke das reizende Geschöpf, das vor ihm stand, mit sardonischem Lächeln, dann rief er das alte Weib herbei, das noch fortwährend am Feuer beschäftigt war, nahm sie bei der Hand, und sagte, die Manieren des adeligen Rubens nachahmend: „Und dies, mein Herr, ist mein Weib; erlaubt mir, Euch dasselbe zur gnädigen Beachtung vorzustellen."

Rubens jedoch saß bereits an seiner Arbeit, ohne übrigens darum das Gespräch abzubrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Sängerfest in Würzburg.

(Fortsetzung.)

Trinkspruch von Heinrich Schmitt aus Jena.

Es fließet der Main nicht in die Saale,
Die Saale nicht in den Main,
Und sie zu verbinden, würd' einem Kanale
Wohl immer möglich seyn.
Doch gibt es ein Band, das Ströme verbindet
Durch's ganze deutsche Land;
Es ist das Band, das Herzen umwindet,
Der Freundschaft heiliges Band.
Ich grüß' es mit diesem vollen Pokale,
Das Band, so edel und rein,
Durch solches sey ewig verbunden die Saale
Dem schönen, herrlichen Main!

Wär' ich ein ganzes Sänger-Chor,
Ich träte muthig jetzt hervor,
Und sing' des Festes Pracht.
So aber hab' ich von der Saale,
Aus Jena's freundlich-stillem Thale,
Die Reis' allein gemacht.
D'rum kann ich nur mit Herz und Händen
Im Namen Derer, die mich senden,
Dies volle Glas erheben,
Und was mir innigst aufgetragen,
Verehrte Herren, innigst sagen:
„Ihr schönes Fest soll leben!"

Zu bedauern ist, daß das Aufsichtspersonale später den Andrang von Außen nicht mehr zurückzuhalten vermochte, wodurch sich eine Masse Menschen in die Halle drängten, und so die Ruhe und Aufmerksamkeit, die den Trinksprüchen zugewendet war, nothwendigerweise einigermaßen gestört werden mußte.

Ein höchst interessanter Anblick war der Festzug, welcher sich diesen Morgen nach acht Uhr durch die Straßen unserer Stadt bewegte. Die Ordnung war also abgeändert worden: Berittene Zugführer eröffneten denselben, dann kam das Musikcorps des Landwehrregiments, hierauf die Fahnen sämmtlicher Bundesstaaten. Ihnen folgte die neue Fahne der Würzburger Liedertafel mit einem Theile der Mitglieder; an sie reihten sich je mit ihren Bannern die übrigen anwesenden Sängervereine in drei Abtheilungen, von denen die zweite und dritte gleichfalls durch die Musikchöre der hier garnisonirenden Regimenter geführt wurde. Den Schluß bildete die andere Hälfte der Würzburger Liedertafel und eine Anzahl Berittener. Lustig flatterten die Fahnen in den Lüften, bald sinnreiche Embleme, bald Wappen der verschiedenen deutschen Städte und Länder entfaltend. Hier prangten die Wächter unserer Nordmarken, die holsteinischen Löwen, auf prachtvollem Grunde, ein würdiges Symbol des würdigen Stammes; dort bewunderten wir die Standarte Münchens, die in allen ihren Theilen die Kunst und den Geschmack offenbarte, der Bayerns Hauptstadt auszeichnet; gleich schön waren die der altehrwürdigen Schwesterstädte Augsburg und Nürnberg, dieser Altstädte der Kunst und der Industrie. Aber das Auge kann nicht allen den Schönheiten folgen und sie erkennen, die so rasch an uns vorübereilten; wir wollen uns die nähere Betrachtung versparen und ihrer Schilderung einen ausführlichen Artikel widmen.

Auf dem Hofplatze stimmte der im Kreise aufgestellte Sängerchor dem Könige „Dank aus des Sängers Brust für dieses Festes Lust" an und ein donnerndes Lebehoch erklang nach demselben. Auf dem Markte wurde Arndt's Lied: „Deutsches Herz verzage nicht", nach der schönen Composition Gollmick's vorgetragen und dann verfügte sich der Zug in die Festhalle.

Heute Abend sind in den glänzend geschmückten Lokalen der „Harmonie" und des „Geselligen Vereins" Festbälle, zu denen bereits seit langem Vorbereitungen getroffen wurden.

(Würzburg, 6. August.) Die Sängerschaar, welche sich gestern in feierlichem Zuge vom Markte zurück in die Festhalle begeben hatte, trennte sich daselbst auf kurze Zeit, um sich um 3 Uhr zum gemeinsamen Mahle, so wie zur Aufführung von Wettgesängen wieder zu versammeln. Einzelne Gruppen bildeten sich schon vorher hie und da, bei heiteren Gesängen, Scherz und traulicher Unterhaltung die flüchtigen Stunden genießend, und so mancher Freundesbund wurde hier geschlossen: Viele trugen Andenken verschiedener Sangesbrüder auf der Brust. Das gemeinsame Mahl war von dem schönsten Frohsinn gewürzt. Toaste der sinnigsten und treffendsten Art, die wir theilweise nachliefern werden, folgten rasch auf einander, dazwischen ließen 5 Sängervereine sich in einen Kampf der Lieder und Gesänge ein, unter welchen wohl die Augsburger den Preis errungen haben mögen. Der Gesang des Frankfurter Bassisten Hrn. Conradi entzückte allgemein. Um diese Zeit wurde auch die Wahl des Ortes vorgenommen, in dem das nächste deutsche Sängerfest gehalten werden soll. Die Wahl fiel auf Frankfurt a. M., in welchem (aber erst nach 3 Jahren) sich die deutschen Sänger wieder versammeln sollen, um auch im Gesange die deutschen Bruderstämme zu vereinigen. Die anwesenden Frankfurter konnten die bestimmte Zusage der Annahme noch nicht ertheilen.

Leider schadete der nachmittägigen Feier die ungünstige Witterung. Die drückende Hitze des vorigen Tags und des Morgens des 5. Augusts hatte Gewitterwolken herbeigezogen, die sich Nachmittags entluden. Doch störte der Regen weder die in der Festhalle Versammelten, noch konnte er hindern, daß sich gegen Abend, von 6 Uhr an, unsere werthen Gäste in dem geräumigen, zu diesem Zwecke besonders eingerichteten Theatergarten und den Localitäten des Theaterhauses einfanden, wo ein reges Treiben und Herzlichkeit herrschte. Nicht minder drängten sich die zahlreichen Brüder und Freunde des Gesanges in die Räume der „Harmonie", wo zum festlichen Balle, wie im Theater durch den „Geselligen Verein", alle Anordnungen und Vorbereitungen getroffen waren. Die Façaden und Eingänge des Harmoniegebäudes und der Theaterlocalitäten waren brillant erleuchtet.

Einzelne Vereine haben leider gestern Abend schon unsere Stadt verlassen und heute Abend werden viele ihrem Beispiele folgen. Durch die schlimme Witterung, die heute kühl und regnerisch ist, hat sich auch der Ausflug nach Veitshöchheim zerschlagen. Dage-

Digitized by Google

gen wird ein Spaziergang nach der Aumühle um 2½ Uhr stattfinden.

Heute Morgen wurden die Wettgesänge fortgesetzt. Als die Schleswiger ihr: „Wanke nicht, mein Vaterland!" dessen Verfasser, Hr. Chemnitz, hier anwesend ist, vollendet hatten, donnerten die Kanonen, erhob sich ein ungeheuerer Beifallssturm, die Hüte wurden geschwenkt, und man sah es deutlich, aus Aller Herzen sprach die Sympathie für die theuern Brüder im Norden. — In diesem Augenblicke verfügen sich die Sänger vor das Geburtshaus Abts Vogler, den unsterblichen Manen des großen Tonsetzers ihren Weihegruß zu bringen.

Wir waren gestern irrthümlich berichtet, als wir die Anwesenheit des Erbfürsten von Löwenstein-Wertheim meldeten. Der Irrthum möchte um so verzeihlicher seyn, als der Fürst die Feste zu Schweinfurt und Wertheim mit seiner Gegenwart und Mitwirkung beehrte. (Würzb. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 1. August.) Die Errichtung einer Theaterschule, deren Wirksamkeit einem lang gefühlten Bedürfniß wirklich abhelfen wird, dürfte bald zur Wahrheit werden. Der Vorplan soll sich bereits der königl. Genehmigung zu erfreuen haben. Das Institut wird übrigens, gleich der musikalischen Section, einen Zweig der königl. Kunstacademie bilden und nicht unmittelbar mit dem Hoftheater verbunden werden. Die Leitung des Ganzen würde der als Dramaturg rühmlichst bekannte Professor Dr. Rötscher übernehmen und in Gemeinschaft mit Ludwig Tieck den Plan, über den Letzterer dann den desfallsigen Vortrag bei Sr. M. dem König hielte, noch ausarbeiten. Wie man hört, seyen jährlich 5000 Thlr. für das Institut beantragt worden, höchsten Orts soll man indeß diese Summe nicht für zureichend erkannt und eine Erhöhung auf das Doppelte in Aussicht gestellt haben. Die üblichen Gutachten würden nun von dem Unterrichtsministerium ausgehen. Der Professor Rötscher ist übrigens als Kritiker der königlichen Schauspiele für die Spener'sche Zeitung gewonnen und wird seine Thätigkeit dauernd von dem 1. k. M. ab entfalten

Der vielgefeierte ausgezeichnete Sänger Pischek gab am 5. d. in Mannheim in Gemeinschaft mit dem Hofgesanglehrer Jäger aus Stuttgart ein großes Konzert.

Vor 610 Jahren empfing Kaiser Friedrich I. von Hohenstaufen seine Braut Isabella von England auf derselben Burg Stolzenfels, wo jetzt der König Friedrich IV. aus dem Hause Hohenzollern die Königin Victoria von England, seine Frau Gevatterin, begrüßt. Damals kam die königliche Braut im Geleite des Erzbischofs von Trier und diesmal war der Bischof Arnoldi von Trier der erste, welcher dem König auf Stolzenfels die Aufwartung machte und zur Tafel geladen wurde.

Den 3. August starb zu Stuttgart der pens. Hofschauspieler Pauli, 80 Jahre alt.

Das lithographirte Portrait des von P. C. Appell in Offenbach nach dem Leben gezeichneten Pfarrers Aloys Licht ist bei dem Herausgeber (P. C. Appell in Offenbach) à 30 kr. zu haben, so wie auch durch die Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

In Polen ist wieder eines von den noch wenigen Gliedern der Familie des letzten Königs Stanislaus Poniatowski gestorben. Joseph Poniatowski, ein Vetter des berühmten Fürsten gleichen Namens, der in der Elster seinen Tod fand, ehemaliger Oberst in der polnischen Armee, Besitzer großer Güter im Gubernium von Cherson und Kiew, ist in hohem Alter auf einem seiner Landsitze verschieden, tief beweint von seiner Familie, sowie von seinen Mitbürgern und Untergebenen, denen er ein sehr milder Herr war. Das unglückliche Ende der letzten Revolution voraussehend, nahm er keinen Antheil an ihr. Er hatte längst allen ehrgeizigen Hoffnungen entsagt und für das Unglück des Vaterlandes Trost gesucht im Wohlthun, in Erziehung von Waisen und Anlegung von Spitälern für Kranke und Arme, für welche er stets wie ein Vater sorgte.

Von F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk (Frankfurt a. M. Franz Varrentrapp's Verlag), befindet sich die sechste Lieferung unter der Presse und ist die fünfte unlängst erschienen. Die letztere für die Geschichte des klassischen Griechenlands bis zum Schluß derselben und die von Rom bis zum Decemvirat und den ersten gallischen Kriegen. In gedrängter und doch umfassender und inhaltreicher Darstellung fährt das treffliche Werk fort, sowohl die politischen Ereignisse wie auch die Entwickelung der Kulturgeschichte jener Zeiten und Völker vorzuführen und dem Studium ein reiches und den Geist bildendes Material zu bieten. In glücklicher Vermittelung zwischen dem strengen Ernste der Wissenschaft und den Bedürfnissen der Nichtgelehrten wird diese Weltgeschichte ihrer volksthümlichen Aufgabe entsprechen und den Gebildeten aller Stände ein höchst belehrendes und vollkommen genügendes Hand- und Hülfsbuch werden. Der bei der schönen Ausstattung gewiß sehr billige Preis von fl. 1 30 kr. pr. Band macht die Anschaffung auch den weniger Bemittelten möglich, und so wird dem Unternehmen die verdiente günstige Aufnahme, welche es bis jetzt gefunden hat, verbleiben.

(Stuttgart.) Man sagt, Lindpaintner sey beauftragt, zur Eröffnung des neuen Opernhauses eine Oper zu componiren: sie soll Lichtenstein heißen — nach dem bekannten Roman von Hauff von Dingelstedt bearbeitet. Das Werk wird 5 Akte bilden.

Die Jesuiten in Luzern, denen das sehr schöne Steiger'sche Wohnhaus längst in die Augen stach, haben dasselbe zugeschlossen und unter Siegel gelegt. Man geht mit dem Plan um, daselbst eine Jesuitenschule anzulegen. Es wird täglich darin geräuchert, um dem Freigeist eine Nebelkappe aufzusetzen.

(Auf Viele anwendbar.) Ein Bauer wollte zwei Streitende auseinander bringen und bekam dabei selbst ein Loch in den Kopf. Als der Wundarzt nachsehen wollte, ob an seinem Gehirn nichts geschehen, rief der Bauer: „Warum nicht gar, hätte ich welches gehabt, würde ich mich nicht hineingemischt haben."

Die Ferdinandskapelle, welche an der Stelle errichtet worden ist, an welcher der Herzog von Orleans den Tod fand, ist jetzt ganz vollendet. Auf dem Grabmale sieht man die liegende Gestalt des verunglückten Fürsten und neben ihm steht ein Engel, der ihm mit seinen beiden Händen den Kopf hält. Diese liebliche Gruppe ist der letzte Entwurf der Herzogin Marie, der Schwester des Herzogs, die bekanntlich als Bildhauerin sich auszeichnete und ebenfalls bereits gestorben ist. In einem neben der Kapelle befindlichen Zimmer stehen zwei kostbare Uhren, die immer eine und dieselbe Minute zeigen sollen, die Zeit des Sturzes und des Todes des Prinzen.

Digitized by Google

(Altenburg, 31. Juli.) Ich habe einen jüngst aus sehr achtbarer Hand geflossenen Brief aus Magdeburg vorlesen hören, welcher, wenn nicht Uebertreibungen und Mißverständnisse obwalten, einen sprechenden Beweis des Fanatismus Römisch-Katholischer gegen die Deutsch-Katholiken ans Licht bringen würde. In Magdeburg ist der neuen Gemeinde eine unbenutzte Kirche eingeräumt worden, an deren innerer Wiederherstellung gearbeitet wird. Vor kurzem traten Morgens um die elfte Stunde zwei anständig gekleidete Männer in dieselbe, besahen sie sich und äußerten einem in der Nähe Stehenden hörbar: „Recht hübsch, doch leider zu hübsch für ein Irrenhaus!" Abends gegen 9 Uhr fanden sie sich wieder ein und knüpften mit dem Wächter, der sich ihrer vom Morgen her noch erinnerte, ein Gespräch an, fragten ihn nach Diesem und Jenem und zuletzt auch nach seinen persönlichen Verhältnissen, seinem Verdienst ꝛc. Auf seine Auskunft deßhalb erwiederten sie, das Genannte erscheine ihnen wenig, und ob er nicht Lust habe, mehr zu verdienen. Der Mann ging natürlich darauf ein und fragte, auf welche Weise? worauf ihm die Antwort ward, wenn er sich entschließen wolle, die Kirche anzuzünden, so solle es ihm an einer reichlichen Belohnung nicht fehlen. Dies erschreckte den Mann so, daß er zurückfuhr, und solches wahrnehmend, schlugen die Herren gleich um, erfaßten mit Lebhaftigkeit seine Hand, lobten seinen bewiesenen Abscheu und gaben vor, sie freuten sich, in ihm einen zuverlässigen Mann gefunden zu haben, der die Probe bestanden; denn es schlichen der neuen Sekte feindselig gesinnte Römlinge umher, welche ernstlich mit solchen Planen umgingen, wie sie ihm einen zur Probe vorgelegt. Die Männer entfernten sich alsbald darauf, und leider kann der Wächter nicht eine so genaue Personenbeschreibung geben, daß man auf deren Grund einen unumstößlichen Verdacht schöpfen kann. Indessen reichen doch seine Angaben so weit, daß man, wie unwahrscheinlich die ganze Sache auch klingt, doch gegen zwei Personen Verdacht hegt, welche in der dortigen katholischen Gemeinde für sonst sehr achtbar gehalten werden.

Korrespondenz.

Marburg, 1. Aug.

Wieder erhebt der Mysticismus sein Haupt bei uns. Man hört von Conferenzen in abgelegenen Orten, z. B. in Willingehausen an der Schwalm. — Es konnte nicht fehlen, daß die schon erwähnte Predigt des Prof. Thiersch allgemeine Indignation dahier erregte; sofort circulirte eine Petition an den Superintendenten Dr. Justi, die mit zahlreichen Unterschriften versehen wurde; in derselben wird energisch gegen eine Thiersch'sche Auffassung des Christenthums protestirt und verlangt, daß solche Predigten und solche Prediger von der Kanzel fern gehalten werden. Der Prof. T. spricht nun zwar, er habe Alles nicht so schlimm gemeint; doch wird es wohl genöthigt seyn, die Predigt drucken zu lassen, und man wird alsdann sehen, nicht was Dr. T. nachträglich gemeint hat, sondern welche Gesinnung und welcher protestantisch-jesuitischer Fanatismus den schwülstigen Tiraden zu Grunde liegt.

Baden-Baden, im Juli.

Als im vorigen Jahezehnt Baden einen so überraschend schnellen Aufschwung nahm, sprach sich auch das Bedürfniß nach einer Unterrichts- und Erziehungsanstalt für fremde Knaben aus; doch war das Bedürfniß, obschon allerdings vorhanden, nicht umfassend genug, um einzig und allein eine Anstalt zu erhalten; die gemachten Versuche mußten daher scheitern und das Bedürfniß blieb unberücksichtigt, bis in neuester Zeit die Eisenbahn eine Möglichkeit vermittelte: in Baden, mit der Familie lebend, die Söhne einer „nahegerückten" Anstalt zu vertrauen, wo sie, in jeder Beziehung gut aufgehoben, an freien Tagen leicht und schnell zu erreichen oder zu rufen sind. Das Schloß St. Pierre, wenig seitwärts von der Eisenbahn, zwischen Benfeld und Schlettstadt bei Bar (oberhalb Straßburg) am Fuß der Vogesen gelegen, gehört jetzt zu unserer Nachbarschaft, trotz der Entfernung von fünfzehn Wegstunden, und die seit sechs Jahren bestehende Erziehungsanstalt der verdienstvollen Herren Blind, Mechel und Schuler ist, wie nicht leicht sonst eine, geeignet, auch dem hiesigen Bedürfniß zu entsprechen. Die gesunde Lage des hübschen, geräumigen Hauses in der anmuthigen Gegend, das frische Aussehen der Zöglinge, die Veranstaltungen zu geistiger, sittlicher und körperlicher Ausbildung der Jugend, insofern diese ein flüchtiger Besuch übersehen läßt, Das und mehr noch berührte mich angenehm, als ich in diesem Frühjahr einen Freund begleitete, der seinen Sohn in St. Pierre besuchte. Die Anstalt war mir bisher sogar dem Namen nach unbekannt gewesen, dafür aber weiß ich aus langer Erfahrung, daß manche Familie gern den ganzen Sommer und etwa auch den Winter in Baden zubringen würde, wenn sie eine passende Unterkunft in der Nähe für ihre Söhne kennten, und so glaub' ich eine oder die andere dieser Familien zum Dank zu verpflichten, indem ich sie auf das nahe und höchst empfehlenswerthe Schloß St. Pierre aufmerksam mache.

Kreuznach, 3. August.

Die Sache der Deutschkatholiken hat hier abermals ihre gebührende Anerkennung gefunden. Die in meinem letzten Berichte zum Vortheil der hiesigen Gemeinde erwähnte Verloosung der Arbeiten, welche von Frauen und Jungfrauen der Stadt gefertigt worden und woran auch unsere Kurgäste sich betheiligten, hat heute stattgefunden. Die allgemeine erfreuliche Theilnahme, welche sich bei Anfertigung der verloos'ten Gegenstände zeigte, wurde zu einem begeisterten Eifer beim Vertheilen der Loose, nach welchen der Zudrang und die Nachfrage so groß waren, daß die diese Angelegenheit leitenden Damen, Adelheid Kobell, Adelheid Gräf, Louise Mayer und Caroline Schmidt, nicht im Stande waren, den Anforderungen zu entsprechen. Eine nicht unbedeutende Summe war das Resultat dieser Verloosung. Die Unterzeichnungen zur Bewilligung von bestimmten Beiträgen für mehrere Jahre, um die Bedürfnisse der Gemeinde zu bestreiten, sind fortwährend im Steigen.

Wicker bei Hochheim, 3. August.

Durch die seitherigen Regengüsse ward der Landmann in seinen Erntearbeiten sehr gestört. Hier ist jedoch der Schaden, den diese Regengüsse am Korn verursacht haben, nicht sehr bedeutend, und was sie dem Landmanne an seinem Korne geschadet haben, das haben sie an den meisten Gewächsen und besonders an Drake's nährender Gabe genützt. Vor diesen Regengüssen beeilte man sich, den Reps nach Hause zu bringen, welcher per Mltr. zu 12 — 14 fl. verkauft wird. Der Waizen und die Gerste stehen hoffnungsvoll und nach wenigen Tagen werden diese Früchte unter der geschärften Sense und Sichel des frohen Mähers und Schnitters fallen. Die vielen und wundervollen Trauben unserer herrlichen Weinberge wachsen freudig fort und bei sonniger Witterung wird uns hoffentlich demnächst die Freude werden, von weichen und reifen Trauben die Nachricht geben zu können. H.

Charade.

(Zweisylbig.)

Glaube nie auf meine Treu',
Erste gilt für eins und zwei.
Von der Zweiten hast du zwei,
Wie das Ganze deren drei.
Dieses, ein gemein Geräth,
Das in jeder Küche steht,
Galt vor manchem Säculum
Häufig als ein Heiligthum.

Edenkoben. Elsasser.

Mainwasser-Wärme.

Den 6. August, Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. August. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Samstag, 9. August. Hamlet, Trauerspiel in 5 Abth., nach Shakespeare von Schlegel. (Gastrolle) Hamlet: Hr. Breuer, vom Stadttheater in Bremen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 218. Samstag den 9. August 1845.

Ein Zug aus Rembrandt's Leben.

(Fortsetzung.)

„Vor einigen Wochen," hob Rubens an, „war ich Euretwegen, werther Herr, sehr besorgt. Zu Antwerpen ging ein Gerücht von Eurem Tode, und ein Gemälde-Mäkler zeigte sogar einen Brief von Eurem Sohne, worin diese traurige Nachricht bestätigt wurde!"

Rembrandt ließ ein halb unterdrücktes Lachen hören, und antwortete, ohne zu erröthen:

„Das Wahre an der Sache ist, daß ich wegen 6000 Gulden, die ich noch fortwährend als einen Theil von dem Kaufschilling dieses Hauses schuldig bin, in schmählicher Verlegenheit mich befand. Ich breitete selbst das Gerücht von meinem Tode aus, und die List gelang auch, denn meine Gemälde stiegen sofort in ihrem Preise um das Doppelte *). Aber," fuhr er fort, „ich muß Euch tausendmal um Nachsicht bitten, es ist jetzt Essenszeit, und so entschuldigt mich, wenn ich esse, ohne Euch übrigens unterbrechen zu wollen. Ich darf Euch nicht einladen, an meinem ärmlichen Mahle Theil zu nehmen, denn es würde Eurem und Eurer Herren Begleiter an Wohlleben gewöhnten Magen schlecht behagen. Was läßt sich aber dagegen machen? Nicht allen Malern ist das Loos beschieden, ein Botschafter und ein Fürst zu werden, wie Ihr. Ich war nie so glücklich, aus der Hand des Herrn von Spanien und Indien, oder aus der des Königs von England Gunstbezeugungen zu erhalten; auch bin ich in keinen Orden der Christenheit aufgenommen, und mein ganzes Gefolge besteht aus meinem Pavian, meinem Weib und meinem Sohne Titus, wenn dieser zufällig in Köln ist. Komm, komm, Catharine, trag die Suppe und das Essen auf!"

Ein Stück mageres versottenes Ochsenfleisch, einige gesalzene Häringe, etwas Käse und ein Krug Bier machten die ganze Mahlzeit aus. Rembrandt und seine Frau Gemahlin setzten sich zu Tische, ohne die geringste Rücksicht auf die Gesellschaft zu nehmen, und aßen wie ein Paar hungrige Wölfe. Als sie fertig waren, gab Rubens gerade dem Bild auf seiner Leinwand den letzten Strich zur Vollendung; es war dies der berühmte Chapeau de Paille, der unter der Begeisterung der von Rembrandt erhaltenen Lektion gemalt wurde, und den ganzen Einfluß von Licht und Schatten zeigt, wie er der Manier des großen Meisters von Köln so eigen ist *).

Rembrandt betrachtete das Gemälde mit erkünstelter Bewunderung, während geheime Eifersucht sein Herz verzehrte. Rubens überreichte das Bild dem Meister Rembrandt.

„Jetzt sind wir," sagte der Letztere, „mehr als quitt, denn ich bleibe sogar noch in Eurer Schuld."

„Nein, nein, Meister Rembrandt," antwortete Rubens, „wir sind keineswegs quitt. Ohne die von Euch empfangene Lektion wäre ich nie im Stande gewesen, dieses Portrait zu malen, das wohl mein Meisterstück genannt werden darf. Erlaubt mir nun, Euch dieses Silberkästchen für Euren Mittagstisch zu überreichen. Ich habe den Inhalt ausdrücklich für Euch anfertigen lassen, und Euer Name ist auf jedem Stücke eingegraben. So oft Ihr Euch dieser Bestecke bedient, denkt auch — ich bitte Euch darum — einen Augenblick an Euren Bewunderer-, Euren Schüler und, wenn Ihr mir die Ehre dieses Namens vergönnen wollt, Euren Freund!"

Rembrandt betrachtete das Geschenk vollkommen gleichgültig, während die alte Catharine das Kästchen ergriff, die silbernen Messer, Gabeln und Löffel herausnahm, und lange Zeit in Bewunderung dieser Schönheiten versunken blieb.

„Ha, ha, Catharine, sie sind viel schöner, als die zinnernen, deren wir uns bis dahin bedienten!" rief der alte Rembrandt. „Lege sie übrigens bei Seite, Weib — thu' sie weg!" fuhr er fort; „Ihr aber, Meister Rubens, seyd ein großer Herr, und es würde sich für einen armen Künstler, wie ich bin, nicht schicken, die Zeichen Eurer Freigebigkeit von der Hand zu weisen. Ich möchte Euch gehorsamst um die Erlaubniß bitten, edler Herr, Euch meine Aufwartung machen zu dürfen. In welchem Hotel wohnt Ihr, Herr Rubens?"

„Ich bin bei dem Grafen Penaflores, dem Gouverneur der Stadt, abgestiegen," antwortete Rubens. „Lebt wohl, Meister Rembrandt, und laßt Euch bei mir sehen."

Rubens führte seine Helene hinaus, und seine Begleiter folgten ihm nach; hierauf stiegen Alle wieder zu Pferde und ritten weiter.

„Er ist ein Fürst!" murmelte Rembrandt, während sie sich

*) Rembrandt verschmähte selbst die gemeinsten Mittel nicht, um die Preise seiner Gemälde zu steigern und Geld zum elenden Zwecke der Anhäufung zu bekommen. Er war überdies ein Wucherer und notorischer Geldererpresser. Auch ließ er, zu Erzielung größerer Einnahmen, seine Bilder im Aufstreich verkaufen, und da konnte er sogar Leute aufstellen, um die Preise auf eine gewissenlose Höhe zu treiben; die weniger vollkommenen wurden bei Licht verkauft, damit ihre Mängel nicht bemerkt werden möchten. — Wir haben von einem „Gemälde-Mäkler" gesprochen. Dies war während der glorreichen Zeiten der Kunst in den Niederlanden ein regelmäßig betriebenes und sehr einträgliches Geschäft. Diejenigen, welche sich demselben widmeten, waren, wie heut zu Tage die Bullen und Bären an der Londoner Börse, bemüht, die Gemäldepreise durch tausenderlei Gerüchte und Kunstgriffe zum Steigen oder Sinken zu bringen. Auch Betrügereien geschahen mit den Monogrammen großer Meister, und jede Art der den Börsen-Mäklern so wohlbekannten Manipulationen fand ihre Anwendung.

*) Dieses Bild ist jetzt Eigenthum von Sir Robert Peel, der es um 20,000 Pfe. erstanden hat.

Digitized by Google

entfernten; — „er ist ein wahrer König! Er führt ein Leben voll Freude und Pracht. Vielleicht hat er Recht!"

„Was fehlt Dir?" fragte sein Weib; „Deine Lippen sind leichenblaß; Dein Blick ist unstät; Du hast die Halskrause an Deinem Wamms zerrissen, und die Bruchstücke davon befinden sich noch in Deinen Händen. Was fehlt Dir?"

„Still, Weib! still! ich will allein seyn!" antwortete Rembrandt mit wildem Tone, der keinen Widerspruch zuließ. Als er allein war, warf er sich in seinen alten ledernen Armstuhl und rief, während er sich mit geballter Faust heftig vor die Stirne schlug: „Welch ein Wahnsinn von mir, diesen Mann zu beneiden!"

(Fortsetzung folgt.)

Walther von der Vogelweide.

Von Fr. Lucä.

Zu Würzburg im Stifte auf trauriger Statt
Herr Walther lag nieder so siech und so matt:

„Ihr heiligen Väter, nehmt hin mein Gold
„Und seyd meinem letzten Begehren hold.

„Ihr wißt es, von zarter Minne ich sang,
„Von treuer Liebe mein Leben lang.

„Ich sang, wie da draußen das Vöglein im Walde,
„Ich sang, wie mir es hier innen gefallt.

„Darum hab' ich viel gerne die Vöglein gehegt,
„Viel gerne mit Krümlein und Körnlein gepflegt.

„Nun setzt mir auf's Grab einen zierlichen Stein;
„Da meißelt vier zierliche Schüsselchen ein;

„Und füllt sie an jeglichem Morgen mit Brod,
„Auf daß mir die Vöglein nicht kommen in Noth." —

So wollt es Herr Walther; so ist es geschehn
Zu Ehr' und zu Lieb' ihm wohl mannich Jahrzehn;

Und manniche Lenznacht mit klagendem Schall
Saß neben dem Grabstein die Nachtigall.

Dann aber zog mannich Jahrhundert einher,
Da sah man von Krümlein und Vöglein nichts mehr,

Und wandert ihr heute zum strömenden Main;
Ihr findet nicht Schüsselchen mehr und nicht Stein.

Frankfurt a. M.

Zschokke's erfüllte Prophezeihung,

zu finden in seinen ausgewählten Schriften. Theil 9, Seite 293 ꝛc.

Die großen, weitumfassenden Bewegungen und Bestrebungen unserer Zeit auf katholischem wie auf protestantischem Gebiet, welche jedes reine, gleichgestimmte Gemüth mit den frohesten Hoffnungen erfüllen, hat ein tiefschauender Geist vor mehr als 20 Jahren vorausgesehen und vorausgesagt: der herrliche, ehrwürdige H. Zschokke. — In dem freudigen Vertrauen, daß man diesen wahrhaften Jesusjünger, der in seinem unsterblichen Werke, den „Stunden der Andacht", dem reinen Christenthume die wesentlichsten und erfolgreichsten Dienste geleistet und so die großen Erscheinungen unserer Tage unläugbar mit vorbereitet und hervorgerufen hat, mit warmer Theilnahme hören werde, gebe ich folgende inhaltschwere Stelle aus seinen Schriften:

„Es wird eher möglich seyn, zwischen Lutheranern, Reformirten und Katholiken eine neue und sehr große Glaubens- und Kirchenpartei zu stiften, die sich vielleicht schnell genug durch die christlichen Länder verbreiten würde, als es möglich ist, die trägen, schweren Massen der verschiedenen Glaubensbekenner zu vereinigen, welche noch in angestammten Vorurtheilen, Gewohnheiten und gegenseitigen Verdächtigungen fortdauern. Die Erfahrung lehrte, daß die Pläne zu einer allgemeinen Religionsvereinigung Schwindeleien blieben, und der gesunde Menschenverstand lehrt, warum sie es bleiben mußten.

Aber wir wissen auch, daß in England wie in Deutschland, in Frankreich wie in Italien, eine ungezählte Menge religiöser Personen aus allen Ständen lebt, welchen bei aller Ehrfurcht für das Göttliche, und bei aller Liebe für das Heilige, auf der Stufe ihrer höhern Geistes- und Gemüthsbildung Das nicht mehr zusagt, was der Katechismus der Protestanten, oder der Begriff der römischen Kirche zu glauben verlangt.

Zu diesen, in allen Kirchen Europens zerstreuten Christusverehrern, welche die edle Einfalt der Religion Jesu, abgeschieden vom Wuste später aus Parteizank oder exegetischen Mißverständnissen entsprungenen Dogmen, wieder hergestellt zu sehen wünschen, gehören nicht nur Geistliche, sondern auch Laien, nicht nur Männer und Jünglinge, auch gebildete Frauen und Jungfrauen.

Man hat sehr Unrecht, den Geist der Eintracht und schönen Uebereinstimmung, welche sich bei gebildeten Menschen von verschiedenen Kirchen in religiösen Dingen offenbart, ohne Unterschied einer aus Aufklärerei entstandenen Gleichgültigkeit gegen Religion, oder wohl gar einer überhandnehmenden Irreligiosität zuzuschreiben. Dies voreilige Urtheil stammt gewöhnlich von Unkunde der Dinge, oder der intoleranten, an den alten Fanatismus streifenden Orthodoxie. Es ist mehr religiöser Sinn im Volke, zumal in den gebildetern Klassen des Volks, als die herben Eiferer vermuthen, die Den als Naturalisten, Deisten und Atheisten verschreien, welcher ihnen zwar ihre Dogmen lassen, aber sie für sich nicht annehmen will.

Man denke sich diese gebildeten Christen aus allen Kirchen Europens, Katholiken, Griechen, Protestanten, vereint zu einer rein christlichen Kirche, wo sie nicht mehr von Dogmen, Satzungen und Gebräuchen geschieden werden, die sie mißbilligen, obschon sie sich ihnen, um nicht anstößig zu seyn, nicht entziehen mögen. Man denke sich diese Alle, frei vom Einflusse fremder und menschlicher Autorität, nur in Dem verbunden, was Christus gelehrt hat, ohne alle Rücksicht auf spätern Zusatz streitseliger, scholastischer und mystischer Theologen. Man denke sie sich durch Uebereinkunft von Land zu Land, oder durch eine allgemeine Kirchenversammlung, über Form und Feierlichkeiten ihrer öffentlichen Gottesverehrung, so wie über Gebrauch der heiligen Handlungen bei Taufe, Nachtmahl, Vermählung und Grab, einverstanden. Wer wird zweifeln, daß diese Kirche nicht in wenigen Jahren eine unzählige Menge Genossen und Bekenner haben und eine recht heilige Gemeinschaft an Christusjüngern bilden werde? — Schon besteht diese Gemeinschaft, aber unsichtbar und zerstreut; ihr mangelt kirchliche Gestaltung zu einem großen Ganzen.

Es ist keineswegs zu zweifeln, das Erstehen dieser Kirche wird nicht wenig zur Beförderung der Religiosität unter den europäischen Völkern wirken. Denn eben das Unbefriedigende, was die alten Kirchen in Lehrsätzen, Bräuchen und Verfassung für gebildetere Christen haben, flößt diese nicht selten von Theilnahme am üblichen Gottesdienste zurück und flößt ihnen Gleichgültigkeit gegen diesen, wahrlich nicht gegen die Christusreligion, ein.

Digitized by Google

Wenn die neue Kirche nicht im neunzehnten Jahrhunderte gebildet wird, werden unsere Enkel sie im zwanzigsten erblicken."

Mannichfaltigkeiten.

Aus Rotterdam schreibt man: Eine Luftreise, welche Hr. Kirsch am 2. Aug. unternahm, hat ein unglückliches Ende gehabt. Bei dem Herablassen zu Alphen konnte der Luftschiffer wegen des starken Windes seinen Ballon unmöglich bezwingen; er ward eine Strecke Wegs über den Grund und mehr als eine Viertelstunde weit durch das Wasser geschleppt. Sein Leben stand während dieser ganzen Zeit in der größten Gefahr, und nur mit der äußersten Mühe wurde er durch verschiedene ihm zu Hülfe geeilte Bauern gerettet.

Man liest im Vaterland: Unsere Zeit ist eine Zeit der Feste, an das Gewöhnlichste und Außerordentliche, an das Gemeine und Heilige schließen sich Feste an. Sie liebt nicht das Abstrakte, sie liebt die heitere Fülle des Lebens, und sucht Geistiges mit Materiellem zu verbinden. Und bei den Festen gelingt es oft nicht nur in dem Sinne, daß sie dem Geist wieder eine wohlthätige Ruhe gewähren, sondern auch auf die Weise, daß sie ihn zur neuen That wecken, und manche Ehe von Idee und Wirklichkeit wird da als unauflösliches Sakrament geschlossen.

Das Königreich Baiern hat gegenwärtig, laut einem statistischen Berichte der D. Allg. Ztg. 56 Mönchs- und 76 Frauenklöster.

(Dresden.) Nach einer brieflichen Mittheilung hatten sich vor einiger Zeit die dortigen Aerzte vereinigt, um dem Unfuge zu steuern, welcher mit lobhudelnden Danksagungen in öffentlichen Blättern getrieben wurde, und wodurch nicht allein der einzelne Arzt, sondern auch der ganze ärztliche Stand in den Augen des gebildeten Publikums tief herabgewürdigt wird. Seitdem soll dieses Unwesen in der Hauptstadt selbst aufgehört haben, und überhaupt nur noch in solchen Gegenden Sachsens fortbestehen, welche mit Aerzten sehr überfüllt sind.

Man will in unsern Tagen Alles ganz genau wissen, und deshalb wird Alles berechnet. Man weiß jetzt z. B., daß die englischen Zeitungen jährlich nahe an zwei Millionen Ankündigungen und Anzeigen aller Art enthalten, und daß die meisten davon die bekannte Zeitung Times bringt, nämlich ein Viertel von der ganzen Summe, da sie im Durchschnitt täglich 700, bisweilen aber sogar 1200 enthält. Das ankündigungslustigste, wie überhaupt rührigste Volk sind die Nordamerikaner; die Zeitungen in den Vereinigten-Staaten enthalten jährlich über zehn Millionen Anzeigen aller Art. — In Deutschland hat die Anzeigen noch Niemand gezählt, gewiß ist aber, daß wir auch darin den Engländern nachstehen. Die erste öffentliche Ankündigung erschien in England 1649, und betraf ein gestohlenes Pferd.

(O . . ., Ende Juli) Es gehört unstreitig zu den sichersten Resultaten der Pädagogik, daß die Erziehung und Heranbildung der Mädchen, besonders in den sogenannten höheren Ständen, sich als eine weit schwierigere Aufgabe darstellt, als die der Knaben. Bei der Erziehung und dem Unterrichte der Knaben schwebt sowohl den Eltern als den Lehrern ein bestimmtes und begränztes Ziel vor Augen, welches zu erreichen sie ihre Kräfte aufbieten und anwenden können, während die Zukunft der Mädchen als ein unselbstständiges, meistens erst durch die spätere Ehe bedingtes Lebensverhältniß sich darstellt. Für dieses, im Kindesalter noch nicht zu ahnende Lebensverhältniß das Mädchen so zu erziehen, daß es einst als Gattin und Mutter nicht nur sich selbst glücklich fühlt, sondern auch ihre Umgebung beglücken kann, ist eine Aufgabe, an deren Lösung schon die bedeutendsten Schulmänner erfolglos ihre Kräfte versuchten. Mit Freude ist deshalb eine jede Ansicht zu begrüßen, welche zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe geäußert wird, weshalb auch eine ausführliche Abhandlung über diesen Gegenstand im „Badischen Volks-Schulblatt für Lehrer und Bürger" die Aufmerksamkeit aller für diesen Zweig der Erziehungslehre sich Interessirenden verdient. Unter der Aufschrift: „Einiges über Erziehung und Unterricht der Mädchen in den sogenannten höheren Ständen" wird dort von Nr. 14 bis Nr. 19 d. J. dieser Gegenstand mit sorgfältiger Umsicht beleuchtet. Die genannte Abhandlung glauben wir der Beachtung von Lehrern und Eltern bestens empfehlen zu müssen.

In Frankreich kamen im Jahre 1843 nach amtlichen Angaben 3020 Selbstmorde vor. Unter den Selbstmördern waren 729 Frauenzimmer, 15 Kinder unter sechzehn Jahren, 20 achtzigjährige Leute, 170 siebenzigjährige und 384 sechzigjährige; ein Viertel jener Selbstmörder war geisteskrank oder wahnsinnig.

Das zu Danzig erscheinende „Dampfboot" enthält folgende Erklärung: Da die Juden in unserem preußischen Staate bürgerlich den Christen nicht gleichgestellt sind, ich aber, als ein einzelnes Glied dieses Staates, für das Ganze nicht verantwortlich seyn kann: so erkläre ich hiermit, daß ich für meine Person die natürlichen Menschenrechte ehren und die Juden als meine Brüder, die mit mir eines Gottes Gepräge tragen, stets mit christlicher Liebe umfassen will. Tuchel, 14. Juni 1845. Schumacher.

(Meteorologisches.) Während der letzten Sommerhitze, die zu Wien in der Sonne 36 bis 40 Gr. R. erreichte, stürzten Schnitter und Pferde auf dem Felde todt zu Boden. Die Angst wurde aber unter dem Landvolke, wie dem Schwb. Merkur aus Wien geschrieben wird, noch durch den Aberglauben gesteigert. Eine Zigeunerin prophezeihete nämlich eine fortwährende Steigerung der Hitze bis zum 20. Juli, worauf dann eine allgemeine Seuche ausbrechen werde. Die Polizei hat sich veranlaßt gefunden, der Unglücksprophetin vorläufig einen kühlen Aufenthalt hinter dicken Mauern anzuweisen.

(Solothurn.) Ein ausgezeichneter Schütze von Basel hat in Verbindung mit einem talentvollen Büchsenschmied in Olten folgende Proben einer gewiß beachtenswerthen Erfindung abgelegt. Er schoß und traf mit gewöhnlicher Ladung auf Scheibenschußweite mit einem Stutzer, an dessen Visir, Zügen ꝛc. einige Abänderungen vorgenommen wurden, welche bis dahin noch Geheimniß des Erfinders bleiben, auf eine Entfernung von 500 bis 2000 Fuß im Visirschusse mit solch' enormer Kraft, daß auf erstere Distanz die Kugel einen eichenen Balken von 4 Zoll Durchmesser durchbrach und auf letztere eine 2 Zoll durchmessende, an der Scheibe angebrachte buchene Stange durchbohrt wurde und die Kugel mit noch immer furchtbarer Kraft an einem naheliegenden Felsen abprallte. Der Erfinder gibt die Versicherung und es unterliegt keinem Zweifel, daß mit gleicher Pulverkraft auf noch weit größere Entfernungen mit großer Wirkung geschossen werden könne.

Von Seiten der stattgehabten Industrie-Ausstellung in Berlin wurde dem Wagenfabrikbesitzer Hrn. Dick (unter der Firma Dick und Kirschten) in Offenbach, in Anerkennung seiner dazu gelieferten geschmackvollen und soliden Fabrikate, eine werthvolle goldene Preismedaille bestimmt. — Um die Arbeiter der Fabrik die aus Veranlassung jener ehrenvollen Anerkennung bei Hrn. Dick hervorgerufene Freude mitgenießen zu lassen, veranstaltete derselbe auf seine Kosten dem zahlreichen Personale der in seiner Fabrik beschäftigten Handwerker (über hundert) ein gemeinschaftliches Fest, mit

Digitized by Google

Bewirthung, Tanzbelustigung ꝛc., worauf ihm des andern Tags von den Arbeitern eine herzliche Dankadresse eingehändigt wurde.

(Berlin.) In diesen Tagen machte hier ein Luxusgegenstand merkwürdiger Art, ausgestellt in dem Magazin eines Tischlers, viel Aufsehen. Es war ein aus dem schönsten Ebenholz mit blauem Sammet ausgeschlagener und mit ächten Goldtroddeln und Goldfransen reich ausgeschmückter Sarg. Der Preis desselben mit den dazu nöthigen Einsätzen und Futteralen hatte gegen 1100 Thaler betragen. Er war für eine hier gestorbene vornehme Dame bestimmt, die in dieser letzten Wohnung in der vorigen Nacht auf ihre Besitzungen und in die daselbst befindliche Familiengruft abgeführt wurde. Bei dieser Gelegenheit erinnern wir an eine Ankündigung, die vor wenigen Monaten in unserem Intelligenzblatt zu lesen war; sie lautete: „Bei mir sind die besten und bequemsten Särge zu haben. Der Tischlermeister N. N."

General von Castellane erzählte kürzlich in der französischen Pairskammer folgende ergötzliche Geschichte, die sich in der Gegend von Budschia zugetragen: „Ein Soldat von einem Disciplinar-Bataillon war in eine hölzerne Zelle eingesperrt worden, die als Arrestlokal diente. Ein Kolonist ging vorüber, diesem rief der Soldat und bat ihn, die Thüre seiner Baracke zu öffnen, da er sich durch eine Unachtsamkeit selbst eingesperrt habe. Nachdem die Thüre geöffnet war, machte der Soldat noch einen Handel mit dem Kolonisten und verkaufte an ihn die Baracke. Am folgenden Tage, als man nachsehen wollte, waren Gefangener und Gefängniß verschwunden."

Bis zum Jahr 1787 führte der römische Staatskalender die Könige von Preußen nicht anders, als „Marchese von Brandenburg" auf. Die Mitunterschrift des Königs von Preußen unter die Wiener Congreßakte 1815, durch welche der Papst wieder in seine weltlichen Besitzungen eingesetzt ward, hat die vaticanische Curie aber gerne gelten lassen. (Dampfboot.)

Korrespondenz.

Von der Lahn, 26. Juli.

Wer den Ultramontanismus, wie er leibt und lebt, besonders in seiner heiligen Entrüstung über die deutschen Katholiken und ihre Freunde, kennen lernen will, der lese die Mainzer Sonntagsblätter für Erbauung und Belehrung, Nro. 26 — 30 u. s. w. Gegen Ronge, Czerski, Kerbler ꝛc. ist natürlich die erste volle Ladung des Zorns gerichtet; dann wird gefeuert auf den Prof. Schreiber und den Pfarrer Theiner; diese sind von dem Zeitpunkte an, wo sie sich den deutschen Katholiken angeschlossen, geist- und charakterlose Menschen, abgelebte Zweige, die sich von dem ewig frischen Baume der römischen alleinseligmachenden Kirche abgelöst haben. Mit gleichem Ingrimm ziehen die Sonntagsblätter zu Felde gegen den Verfasser der Schrift: „Ueber das Verhältniß des Christenthums zur Vernunftreligion, oder: Geist des Christenthums, Hadamar 1818 und 1819" — und gegen die religiösen Ansichten, die derselbe Verf. in einigen Aufsätzen der Pölitz'schen Jahrbücher für Geschichte, namentlich in Wilhelm I. von Oranien, Jul. und Dec. 1829, und in den Betrachtungen über die Reformation, Febr. und April 1834, niedergelegt hat. — Die Sonntagsblätter lehren eine ganz eigene Geschichte. Was Meteren, Bor, Reyd, Hugo Grotius, de Thou (Thuanus), Meurs, Hooft u. A. über den Abfall der Niederlande, über die spanische Inquisition, über Philipp II. berichten, ist meistens Lug und Trug; die Inquisition ist bei weitem nicht die Abscheuliche, wie die Protestanten sie darstellen; der fromme Philipp war in seinem Rechte, die Ketzer so zu behandeln; ihm lag Alles am Seelenheile seiner Unterthanen; der böse Geist, der damals seine Flügel schwang, mußte durch energische Mittel niedergeschlagen werden. — Indessen geht, den Mainzer Blättern zum Trotz, die Weltgeschichte ihren großen Gang; die Reformation feiert noch jetzt ihre Feste. Auch die neueren Bewegungen in der katholischen Kirche, die Bemühungen um Wiederherstellung des reinen ursprünglichen Christenthums werden ihres Erfolgs sich erfreuen. Eure Zauberformeln reichen nicht hin, diesen Geist zu bannen. Der, welcher sprach: Meine Worte sind Geist und Leben, Der, welcher eine Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit wollte, Der, welcher gegen die Pharisäer seiner Zeit auftrat und die religiöse Scheidewand zwischen den Völkern niederriß, der wird dafür sorgen, daß sein Gottesreich sich immer weiter verbreite. Der rein-christliche Geist wird siegen.

Weisenheim, 1. August.

Durch einige schnell nach einander erfolgte Todesfälle sind in unserm Oberamte einige Pfarrstellen und das Rectorat der hiesigen lateinischen Schule erledigt worden. Wie man vernimmt, beabsichtigt unsere Regierung, eine baldige Besetzung derselben vorzunehmen, und, da es jetzt an inländischen Candidaten fehlt, die Plätze an Ausländer zu vergeben. In unserem kleinen Staate jedoch, wo es der Stellen nicht sehr viele gibt, wäre es allerdings wünschenswerth, schon im voraus auf diejenigen jungen Leute, die sich jetzt auf Universitäten dem Studium der Theologie widmen, Rücksicht zu nehmen; indem sie bei der sofortigen Besetzung dieser Stellen durch Ausländer Jahre lang auf eine anständige Versorgung im Vaterlande warten können. Sollte deshalb unsere Regierung es nicht vorziehen, die Stellen einige Jahre provisorisch verwalten zu lassen, so erwarten wir doch von ihrer Fürsorge für das Wohl des Landes, daß sie besonders bei der Besetzung des hiesigen Rectorats ein fähiges Subject wähle und sich zu diesem Behufe mit andern Regierungen in Benehmen setze, damit die Stelle, mit der ein ansehnlicher Gehalt verbunden ist, an einen recht fähigen, auf einer deutschen Hochschule gebildeten Mann vergeben werde. Dieser Wunsch wird um so lebhafter, als wir durch den Tod des allverehrten Professor Neusel einen Verlust erlitten haben, der noch nicht verschmerzt ist. In diesen Worten sind die Wünsche einiger Bürger ausgedrückt, denen das Wohl ihres Landes vor Allem am Herzen liegt.

† Bad Homburg, 3. August.

Das Laub unserer Taunuswaldungen nimmt schon eine dunkelgrüne Herbstfärbung an und so werden auch die Reihen unserer Kurgäste schon etwas lichter; doch nennt die heutige Kurliste 3000 Personen, was beweis't, daß es noch immer sehr lebhaft hier ist. In dem am Freitage stattgefundenen Konzerte des Obristen Lavigné lernten wir in demselben einen sehr gediegenen Künstler kennen; auch Fräul. Basini sang ihre Lieder recht schön. Unser treffliches Orchester führte uns eine neue Ouvertüre von dem französischen Componisten Louis vor, der selbst anwesend war und sich sehr freundlich über die Sicherheit und Präcision aussprach, mit welcher sein Werk aufgeführt worden. Ueberhaupt ist unser Kurorchester hier sehr beliebt und die Kurgäste, denen es so manche freundliche Stunde gewährte, haben den beiden Direktoren Garbe und Koch schon mehrfach Beweise der Anerkennung gezollt. — Ih. k. Hoh. die Prinzessin Wilhelm von Preußen befindet sich bedeutend besser und wird hoffentlich bald ganz genesen seyn. — An unserer Trinkhalle ist nun auch eine Thurmuhr angebracht, was für die das Mineralwasser trinkenden Kurgäste sehr bequem ist; überhaupt ist die Anlage um den Brunnen in diesem Jahre bedeutend verschönert worden und einen sehr freundlichen Anblick gewährt der schöne dort angebrachte Weiher. — Fortwährend haben wir jede Woche im Conversationshause réunion dansante und Konzert; an Abwechslung der Unterhaltung fehlt es daher den Fremden nicht.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 215:
Schneider. Neider. Eider.

Mainwasser-Wärme.

Den 7. August, Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. August. Hamlet, Trauerspiel in 5 Abth., nach Shakespeare von Schlegel. (Gastrolle) Hamlet: Hr. Breuer, vom Stadttheater in Bremen.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 219. Sonntag, den 10. August 1845.

Ein Zug aus Rembrandt's Leben.

(Fortsetzung.)

Wir müssen übrigens wieder zu unserem ehrbaren Freund Nikolaus Borruelo und dem jungen Antonio zurückkehren. Nachdem er von dem freigebigen Kavalier die vier Goldstücke empfangen hatte, kaufte der erstere Speise und eine Flasche Bier, die er auf seinen kleinen Tisch stellte, und hierauf Befehle zu anständiger Beerdigung der Mutter und ihres Kindes ertheilte. Als er um sich blickte, sah er, wie der wahnsinnige Vater in der Ecke des Zimmers sich niederduckte und gierig die Speisen verschlang, die er unbemerkt, und ohne die mindeste Rücksicht auf den unglücklichen Jungen oder seinen edelmüthigen Beschützer zu nehmen, vom Tische hinweggenommen hatte. Der Schneidermeister ward von diesem Anblicke über alle Maßen ergriffen; denn es bedurfte nun keines weiteren Beweises mehr für die gänzliche geistige Gesunkenheit des unglücklichen Vaters.

„Gestern noch," sprach Borruelo wehmüthig vor sich hin, „zeigte dieser Mann einen heldenmäßigen Muth, die zärtlichste Hingebung für Weib und Kinder, und heute schon hat er seinen Verstand verloren, und folgt neben den kalten Ueberresten Derer, die einst seinem Herzen das Theuerste waren, der Stimme eines niedrigen Instinkts! Gestern war er fast ein Engel, und heute ist er weniger als das gemeinste Thier!"

Das Begräbniß fand in üblicher Weise statt, wobei die Nachbarn des Schneidermeisters den Särgen folgten; Jeder unter ihnen nämlich war gerne bereit, einem Manne seine Achtung zu bezeigen, der mit so außerordentlicher Gutherzigkeit gehandelt hatte Der Tag ging nun rasch seiner Neige zu, und noch immer war der Fremde nicht erschienen, wie er doch so bestimmt versprochen hatte. Da stellte Nikolaus Borruelo mancherlei Betrachtungen über die Herzlosigkeit der Reichen an. Der selbstsüchtige Onkel hatte seinen Neffen auf die Straße hinausgeworfen, um zu darben, oder sein Brod zu betteln, und jede Unterstützung zum Begräbniß seiner Nichte verweigert. Der reiche Fremde hatte ein leichthin gegebenes Versprechen leicht wieder vergessen und nicht wieder nachgefragt.

„Ach, Meister Eustachius!" sagte der gute Alte zu seinem Nachbarn, dem Kunstschreiner, „laßt uns Gott danken, daß er uns im armen Stande geboren werden ließ; denn glaubt mir, mein Freund, nur die Armen kennen die Leiden des Armen, und nur sie hegen die innigste Theilnahme für dieselben!"

„Bei unserer lieben Frau, Herr Nachbar!" antwortete der Kunsttischler, „Ihr seyd ein würdiger Mann, und ich verehre Euch aus dem Grunde meines Herzens. Aber schaut, Freund Nikolaus, ich bin etwas eifersüchtig, daß Ihr das gute Werk ganz allein ausführen sollt; und so will ich, wenn Ihr Nichts dagegen einwendet, dem armen Antonio, während Ihr ihn in Kost und Logis habt, mein Handwerk lehren, und ich verspreche Euch, den besten Arbeiter in Köln aus ihm zu machen. Was sagt Ihr dazu?"

Die beiden Biedermänner drückten einander herzlich die Hand, und der Handel war bald abgeschlossen.

Beiläufig müssen wir hier bemerken, daß ein Eilbote nach Köln gekommen war, um Rubens zur sofortigen Abreise nach Brüssel zu veranlassen, wo ihm eine andere, höchst wichtige Sendung übertragen werden sollte. Er reis'te auch noch denselben Abend ab, und wurde somit verhindert, den versprochenen Besuch bei dem ehrbaren Nikolaus Borruelo zu machen . . . .

Wir bitten nunmehr um die Erlaubniß, über einen Zeitraum von mehreren Jahren hingleiten zu dürfen, und fahren, dieselbe anticipirend, in unserer Geschichte folgendermaßen fort:

Zehn Jahre nach den eben erzählten Ereignissen kam Rubens noch ein Mal in die alte Stadt Köln; er war nämlich von seinem Souverain, Philipp dem Zweiten von Spanien, beauftragt, für die Gallerie des Escurials eine Sammlung von den Schöpfungen der gefeiertsten Meister der flämischen Schule zu veranstalten. Einen solchen Befehl nun mußte er in eigener Person ausführen, und der erste Meister, an den er sich wandte, war natürlich der alte Rembrandt. Als Rubens sich dem Hause näherte, gewahrte er mit Erstaunen hieran mancherlei Verschönerungen im Aeußern, und als er in die inneren Räume trat, überraschten ihn die vielen hier eingetretenen Verbesserungen. Er wurde durch einen Diener in sauberer Livree eingeführt, und in das Vorzimmer von einer alten, gutgekleideten Dame geleitet. Es war ein kleines, wohlbeleibtes und geschäftiges Frauenzimmer, aus dessen Augen die helle Gutmüthigkeit herausleuchtete.

„Herr Rubens," sagte sie, sobald sie den Namen und Stand des Besuchers erfuhr, im Tone innigster Herzlichkeit, „mein Bruder wird sich sehr freuen, solch einen Gast bei sich zu sehen, denn Ihr werdet hoffentlich in unserem Hause absteigen. Nicht wahr? Meister Rubens wird wohl von keinem andern Menschen Gastfreundschaft annehmen mögen, als von seinem Bewunderer Rembrandt?"

Rubens entschuldigte sich, aber die gute Dame wollte das durchaus nicht gelten lassen. Auf jeden Fall bestand sie darauf, daß er mit ihrem Bruder zu Mittag speis'te, und meldete, die Thüre des Ateliers öffnend, den Namen ihres hohen Gastes. Dieses Gemach hatte zwar weniger Veränderung erfahren, als die übrigen Theile des Hauses; der alte Herd übrigens hatte einem sauberen Porzellan-Ofen Platz gemacht.

„Willkommen!" rief Rembrandt dem Könige von Antwerpen entgegen; „wo hat aber Eure königliche Majestät Ihr gewöhnliches Gefolge gelassen?"

Dieser Gruß, der in spöttischer Weise vorgebracht wurde, jagte ein tiefes Roth auf die Wangen des Gastes; als jedoch Rembrandt's Auge dem seiner Schwester begegnete, änderte er seine Manieren und nahm einen weit herzlicheren Ton an. Er drückte Rubens Hand mit Wärme und sagte: „Es sind schon viele Jahre, Meister Rubens, seit wir uns sahen, und mancherlei Ereignisse sind seit-

Digitized by Google

dem eingetreten. Meine alte Catharine, deren Ihr Euch vielleicht erinnert, ist, dem Himmel sey Lob und Dank, gestorben."

„Pfui, Bruder, schäme dich!" fiel hier die Schwester ein.

„Meine Schwester Lise," fuhr Rembrandt fort, „hat sich meiner und meines Hauswesens freundlich angenommen, und widmet sich gänzlich ihrer Liebe zu mir. Sie ist ein vollkommener Engel, Herr Rubens, ein vollkommener Engel." Seine Stimme bebte, während seine Schwester herantrat, deren Hand er mit inniger Zärtlichkeit küßte.

Eine Thräne glänzte in dem Auge des edelmüthigen Rubens, als er Louisen mit tiefer Achtung anschaute; Louise aber erröthete wie ein junges Mädchen von 16 Jahren.

„Ich hoffe, Meister Rubens," hob Rembrandt von neuem an, „daß Ihr dies Mal eine bessere Aufnahme in unserem Hause finden werdet, als bei Eurem letzten Hiersein. Ich schäme mich noch heute, wenn ich an den elenden Empfang von damals denke. Aber, wer kommt da?" fuhr er fort, nach der Thüre sich umwendend, die von Meister Nikeleker, dem Notar, geöffnet wurde.

(Schluß folgt.)

Deutsches Sängerfest in Würzburg.

(Würzburg, 7. August.) Bei dem Weihegruße, den die versammelten Sänger vor dem Geburtshause unseres unsterblichen Meisters Abt Voglers brachten, sprach der Hr. Legationsrath Dr. Scharold eine darauf bezügliche Anrede.

Das erste Hoch, das hier ausgebracht wurde, galt den Manen Voglers, das zweite dem historischen Verein, das dritte seinem thätigen Vorstande. Nachmittags veranstaltete Hr. Prof. Fröhlich im akademischen Musiksaale ein Konzert, in welchem gediegene Musikstücke mit jener Peäcision und geistigen Auffassung vorgetragen wurden, welche so sehr unter seiner Leitung in dieser Anstalt gewonnen werden; die hier anwesenden Notabilitäten der Musik sprachen allgemein ihren Beifall aus. — Ein Fest anderer Art fand in der Aumühle statt, nach welcher ein gemeinschaftlicher Spaziergang verabredet worden war. Eine Darstellung des dortigen lustigen Treibens kann eher durch den Pinsel, als durch die Feder gegeben werden; kein Fleckchen war in dem schönen Garten leer, Musik und Gesang schallte auf allen Seiten; da saßen schöngeschmückte Frauen, dort lagerten lustige Musensöhne im Grase, hüben stellte sich ein Chor Sänger zum Vortrage eines gemeinschaftlichen Liedes auf, drüben gruppirte sich ein anderer um ein volles Bierfäßchen. Kein unangenehmer Vorfall trübte übrigens die Freuden des Tages.

Zu den Toasten tragen wir nachfolgende nach: Aus der Mitte der schleswig-holstein'schen Festtheilnehmer brachten am 4. und 5. August folgende Herren Toaste aus: Advokat Bauditz aus Rendsburg, Publicist Hansen aus Eckernförde, Advokat Bremer aus Flensburg. Die Toaste waren ihrem Inhalte nach folgende: Beim Festmahle vom 4. August sprach Hr. Advokat Bauditz: „Seit einigen Jahren fühlen wir Bewohner der deutschen Länder Schleswig-Holstein uns mehr und mehr hingezogen zu dem gesammten deutschen Vaterlande, wir wünschen, uns demselben immer näher und näher zu verknüpfen, und wir freuen uns außerordentlich, daß wir bei unsern südlichen Brüdern ein so herzliches Entgegenkommen finden. Erlauben Sie mir daher, meine Herren, ein „Hoch" auszubringen für das gemeinsame einige deutsche Vaterland!"

Beim Mahle am 5. August sprach H. Hansen: „Wir Schleswig-Holsteiner, die wir von der nördlichsten Gränzmark des theuern Vaterlandes hergezogen sind zu dem großartigen deutschen Feste, welches die altehrwürdige Stadt Würzburg gibt, haben nur Gefühle des Dankes zu äußern; Dank und Gruß haben wir zu bringen, von denen meine Worte nur ein schwacher Wiederhall seyn können, im Namen aller Schleswig-Holsteiner, welchen Standes sie auch sind. Denn von den höchsten Ständen an bis zu den niedrigsten werden alle vom lebendigsten deutschen Nationalbewußtseyn durchdrungen. Dank haben wir zu bringen an alle unsere deutschen Brüder, die sich bei unserm socialen und nationalen Kampfe interessiren. Dank an die Volksrepräsentanten und ihre Regierungen, welche ihre Theilnahme thatsächlich bewiesen haben oder noch beweisen werden, Dank im Besondern an die Einwohner dieser Stadt. Und hierin werden alle Gäste mit uns übereinstimmen, denn wir alle aus der Nähe und Ferne werden nicht genug preisen können die außerordentliche Gastlichkeit, welche wir hier finden. Daher, meine Herren, Alle: den gastlichen Einwohnern der Stadt Würzburg ein dankbares „Hoch!"

Hr. Advokat Bremer: „Zwar sind alle Stämme des deutschen Volkes tüchtig und ehrenwerth und alle werden das Ihrige thun zum Wohle des Ganzen, aber ein Stamm hat sich doch im Laufe der Zeiten vielfach durch Thaten ausgezeichnet, die ich nicht alle aufzählen will: es ist der Stamm der Franken. Er ist es auch, von dem das erste allgemeine deutsche Sängerfest ausgeht und unternommen worden ist, dem hoffentlich andere folgen werden. Aber was ist es eigentlich, das uns aus allen Stämmen hieher geführt, ist es die Harmonie der Töne allein? O nein! Wohl lieben wir auch sie, wohl ist auch sie ein herrliches Bindungsmittel; aber es ist doch noch eine höhere Harmonie, es ist die, welche uns das Bewußtseyn gibt, daß wir Alle Brüder sind, Alle einem großen Volke angehören, dem Volke der Deutschen. Dieses Gefühl durchdringt uns Alle auf das lebendigste, aber es darf nicht vorübergehend seyn, es muß stets kräftig bleiben und sich in der That bewähren. Aber meine Rede kehre zurück, wovon sie ausgegangen, dem edlen Volksstamme der Franken ein jubelndes „Hoch"!"

Hr. Advokat Bauditz sprach: „Kurz vor meiner Abreise wohnte ich einem Volksfeste im Amte Rendsburg bei, da traten von den Bauern zu mir und sagten: „„Herr, Sie reisen nach Würzburg zu dem großen deutschen Sängerfeste; bringen Sie da auch einen Gruß von den Schleswig-Holsteiner Bauern und sagen Sie, daß auch wir Bauern alle gute treue Deutsche sind und es seyn wollen"" ; und als ich versprach, den Gruß bestellen zu wollen, trat ein alter Bauer in schneeweißem Haar zu mir und sagte: „„Herr, vergessen Sie es ja nicht"" (der Redner führte die eignen Worte der Bauern in ihrer niedersächsischen Mundart an). Diesem Auftrage und Versprechen komme ich jetzt nach, ich bringe Ihnen, meine Herren! einen herzlichen Gruß von den deutschen Bauern Schleswig-Holsteins. Unser Bauernstand ist ein ehrenwerther, ein tüchtiger Stand. Erlauben Sie daher, daß ich ihm ein Hoch ausbringe." In dieses Hoch wurde jubelnd eingestimmt, die Gesellschaft beauftragte den Redner, den Gruß herzlich zu erwiedern, was derselbe auszurichten versprach.

Ein Augsburger brachte dem deutschen Gesang ein „Lebehoch" aus, der stets förderlich für das Vaterland gewirkt. Er sey aus Schwaben, und das Schwabenland sey nie zurückgeblieben, wenn es gegolten, dem Vaterlande eine Huldigung zu bringen. Ein Rigaer forderte auf, den Schleswig-Holsteinern jene Liebe zu erhalten, die man ihnen am Feste gezeigt. Es seyen noch andere Stämme beim Feste vertreten, die sich nicht einmal zum Gesammt-Vaterlande rechnen könnten. Dennoch seyen auch sie vom deutschen Geiste beseelt. Brüder, nicht einmal unter deutscher Herrschaft! Würzburg's deutsches Sängerfest, Vereinigung aller, lebe hoch!

Auch dem Gesange und den Frauen wurden mehrere Toaste ausgebracht; gar gemüthlich sprach ein Schleswig-Holsteiner von den lieben Weibern, die sie zu Hause gelassen hätten, und brachte ihnen sein Lebehoch!

Digitized by Google

Endlich wurde auch des tüchtigen Lehrerstandes gedacht, in dessen Hände Deutschland seine werdende Generation legt.

Bei den Wettgesängen des gestrigen Tages errangen neben den Schleswig-Holsteinern die Münchener und Nürnberger den meisten Beifall.

(Würzburg, 8. Aug.) Heute Morgen verließ der größere Theil unserer nordischen Gäste die Stadt, um auf dem Dampfboote nach Frankfurt zu reisen. Gestern Abend fand ihnen zu Ehren im Theaterhause eine Abend-Unterhaltung statt, bei welcher wiederum herzliche Toaste gesprochen wurden. Hr. Kreisrath Dörffer von hier sprach passende Worte über die „Einheit Deutschlands" und fügte in Beziehung auf die Anwesenheit der Schleswig-Holsteiner Sänger hinzu, „daß hier sich verwirklicht habe, was in manches Dichters Mund von der Eintracht unter den deutschen Stämmen gesungen wurde. Er verglich Deutschland mit einer Eiche, und Schleswig-Holstein mit einem Aste derselben. Der Ast aber sey in Gefahr, erdrückt zu werden von einem benachbarten Baume, mit dem er sich verschlungen.

Wir bringen dem Hauptinhalte nach das bereits erwähnte Lebehoch des Hrn. Melchert aus Altona, das er den Frauen dargebracht, hier nach: Meine lieben Herren, meine theuren Sangesbrüder! Hier steht auch ein Holsteiner; viel reden kann er nicht, doch erfüllt seine Bitte, und trinkt auf den Toast, den er ausbringt. Wir Schleswig-Holsteiner sind freudigen Herzens hergekommen, aber wir haben unsere Weiber daheimgelassen, und ich habe ein gutes Weibel! Laßt alle Weibel leben, ihr guten Leut!

Als am zweiten Festtage, nachdem der Sturm eine Zeit lang gewüthet, plötzlich die Sonne wieder erschien, brachte Hr. Heinrich Schmidt, der Repräsentant der Jenaer Liedertafel, folgenden Toast aus: „Es lebe die Sonne, der König und das Fest!"

Auch in der Gesellschaft Wittelsbach waren unsere Schleswig-Holsteiner gestern Abend willkommene Gäste. Wir glauben es bemerken zu müssen, wie sehr sie sich über die herzliche Eintracht unter dem Militär- und dem Bürgerstande freuten.

(Würzburg.) Der „Nürnberger Kurier" enthält folgende Stelle über einen Moment, in welchem das Festmahl vom 4. August unterbrochen wurde. „Noch hob sich der Enthusiasmus, namentlich als ein Holsteiner Gast, ein Mann von gewandtem Wesen und gebietender Stimme, Deutschlands und seiner Einheit gedachte. Aber als gleich der nächste Redner die Religion auf eine zwar durchaus unverfängliche, aber für diesen Moment, wie überhaupt für den Zwischenmoment eines bereits weinbegeisterten Mahls, durchaus ungeeignete, doctrinäre Weise, eine Weise, die leicht mißverstanden werden konnte, mit in seine Rede zog: steigerte sich die Reizbarkeit von neuem, und es war bald keine Möglichkeit mehr, die begonnene Feier fortzusetzen. Der Vorstand des Festcomité's, welcher schon zuvor zum ruhigen Anhören hatte ermahnen wollen, aber nicht lange das Wort behalten konnte, — „man solle doch seine Mißbilligung ob verschiedener Ansicht auf andere Weise kund geben", hatte er gesagt, — bestieg nunmehr die Tribüne, und erklärte mit bewegter Stimme, daß das Fest als ein allgemeines nicht fortgesetzt werden könne. Man müsse diese Fortsetzung auf den folgenden Tag verschieben und heute die Feier und festliche Unterhaltung den Einzelnen überlassen. Es schienen Leute da zu seyn, er müsse den Ausdruck gebrauchen (das am Mahle nicht theilnehmende Publikum war nämlich inzwischen in die Halle gedrungen), die an den Gefühlen, welche die Sänger und Gesangsfreunde belebten, kein Interesse fänden u. s. f. Somit müsse der Ausdruck dieser Gefühle auf das nächste Mal, wenn die Sänger unter sich seyen, verschoben werden. Sonderbar, vielseitiger Beifall begleitete diese doch etwas scharfe Rüge, aber, wie gesagt, man wollte nichts Ernstes haben. Uebrigens hatte dieser Herr Unrecht. Das eingedrungene Publikum verhielt sich ganz ruhig und gerade Sänger waren es, welche den Tumult machten."

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Dem Repertoir unserer Bühne steht in Schauspiel und in Oper eine erfreuliche Abwechslung bevor. Im ersteren wird das Debut des hier engagirten Hrn. Breuer, welchem ein ehrenvoller Ruf vorausgeht und der als ein gediegener Künstler gerühmt wird, uns mehrere klassische Stücke und andere beliebte Dramen vorführen, deren sorgfältiger Aufführung wir entgegen sehen. In der Oper dagegen eröffnen Hr. und Mad. Steinmüller ein Gastspiel, welches den Musikfreunden um so willkommener seyn muß, als beide Gäste eines wohlbegründeten Renommée's genießen und bereits auf vielen Bühnen mit dem glänzendsten Erfolge aufgetreten sind. So ist die hiesige Theaterdirektion fortwährend bemüht, für das Vergnügen und den Kunstgenuß des Publikums bestens zu sorgen.

Die Stadt Wien hat die Gasbeleuchtung einer großen englischen Gesellschaft (Imperial-continental-gaz-association) überlassen. Hieraus nimmt ein Correspondent der „Aachener Zeitung" Anlaß, darauf aufmerksam zu machen, daß es besser wäre, wenn deutsche Gesellschaften sich bildeten, und die Gemeinden mit diesen Verträge schließen würden. Als Ursachen, weshalb englische und französische Gesellschaften auch bei der Gasbeleuchtung so gute Geschäfte in Deutschland machen, bezeichnet der Correspondent die Sucht der Deutschen, das Ausländische besser und schöner zu finden, als das Einheimische (was wir so oft zu beklagen Gelegenheit haben), und den Mangel an Selbstvertrauen als Folge der leidigen Bevormundung der Bürger und der Gemeinden durch die Regierungen.

Bis jetzt hatte es an Lettern zur typographischen Herstellung der ägyptischen Hieroglyphen gefehlt. Der Direktor der königlichen Druckerei in Paris läßt nun solche Typen anfertigen; es sind nicht weniger als 1500 verschiedene Zeichen nothwendig, um alle in der ägyptischen Geheimschrift vorkommenden Figuren wiederzugeben.

Aus Glatz meldet man ein merkwürdiges Beispiel großer Geistesgegenwart. Die Pferde des dortigen Gastwirths Brauner gingen durch und eilten der Neisse zu. In dem Wagen saß die Frau des Gastwirths mit fünf Kindern. Da die Frau sah, daß ein Unglück nicht zu vermeiden war, so ergriff sie ein Kind nach dem andern, warf sie sämmtlich so, daß sie keinen Schaden nahmen, aus dem Wagen, und hatte dann kaum noch die Zeit, sich selbst zu retten, als die Pferde bereits in die Fluthen stürzten. Der Hinterwagen wurde von der Strömung abgehoben und fortgeführt, die Pferde nur mit Mühe gerettet, und ohne die Besonnenheit der Frau wäre sie und ihre Familie des Todes gewesen.

Die „Bresl. Ztg." schreibt aus Berlin: Zwischen dem 20. und 24. August soll hier eine General-Versammlung sämmtlicher Enthaltsamkeitsvereine Deutschlands statt finden; da eine Kirche nicht geräumig genug erscheint, hat man das Kroll'sche Lokal erwählt. Darüber geriethen viele Fromme in gewaltiges Aergerniß, und fragten bei dem bekannten Prediger Kuntze an, ob er in solcher vermaledeiten Teufelskapelle — dies ist ihr buchstäblicher Ausdruck — erscheinen werde. Hr. Kuntze erwiederte: ja, denn der Teufel wohne nicht in den Mauern, sondern in den bösen Menschen. Trotz dieser recht vernünftigen Antwort ergrimmten jene, und haben beschlossen, den Enthaltsamkeitsvereinen keinen Beitrag mehr zu gewähren, nachdem sie auseinandergesetzt, daß es verkehrt sey, eine Generalversammlung der Enthaltsamkeitsvereine durch eine große Schmauserei zu feiern.

(Berlin, 2. August.) Der Rector der Universität hat nerlich durch Anschlag am schwarzen Brett den Studirenden das Ta-

Digitized by Google

bakrauchen im Universitätsgebäude und dessen Umgebungen untersagt. Wenn schon das Rauchen auf den Straßen polizeilich verboten, so sey es an den vorbezeichneten Orten „ungehörig und die guten Sitten verletzend", so daß die „Schuldigen nachdrücklich bestraft werden sollten" und es nicht bloß bei dem Verweise bewenden werde.

Die Daguerreotypie hat wieder bedeutende Fortschritte gemacht. In der letzten Sitzung der Akademie in Paris wurden, wie der Bericht der Augsb. Allg. Ztg. meldet, große Platten vorgelegt, welche Rundgemälde darstellten und einen vollkommenen Halbkreis umfaßten. Eine Rundsicht von Paris namentlich, von der Höhe der Thürme von Notre Dame aus genommen, war ausgezeichnet. In weitester Ferne zeigte sich etwa im Mittelpunkte der Triumphbogen de l'Etoile; das Pantheon auf der einen, die Höhen von Montmartre auf der andern Seite stellten sich auf den äußersten Gränzen des Bildes dar, und alle Einzelheiten waren mit derselben Schärfe wiedergegeben, wie wenn es sich nur um Daguerreotypirung eines einzigen Monumentes gehandelt hätte. Diese Rundsichten werden von einem gewissen Martens nicht etwa durch ein ungeheures Objectiv gewonnen, sondern sehr einfach mittelst einer Vorrichtung, welche dem Objectivglase eine drehende Bewegung mittheilt. Das Objectivglas ist ganz das eines gewöhnlichen Daguerreotyps; die Platte, auf welcher das Bild fixirt werden soll, erhält durch Einspannen eine entsprechende Rundung, und nun wird mittelst der Drehvorrichtung die Objectivlinse in beliebiger Umfassung gedreht, so daß ein mehr oder minder großes Stück des Horizontes aufgefaßt wird.

In einer kleinen österreichischen Provinzialstadt sollte in einem Stücke gesagt werden: Herr Hauptmann, es wird zum Füttern geblasen. Da aber keine Trompeter aufzutreiben waren, so ließ der geistreiche Regisseur das Signal durch die Violinen markiren. Herr Hauptmann, rief der Darsteller der obigen Meldung, es wird zum Füttern geigt.

Dem Einsender des Festgedichtes — Nein.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 3. August.

Die diesjährige Saison wird in den Kurannalen Wiesbaden's Epoche machen, denn sie gehört zu den besuchtesten, deren man sich erinnert. Die neueste Kurliste vom 2. d. enthält außer 9,385 Passanten die Zahl von 8,707 Gästen, wovon der größere Theil gegenwärtig dahier weilt. Unter den Anwesenden sind die höchsten Stände zahlreich vertreten. Ein lobenswerther Eifer beseelt die Inhaber der Hotels ersten und zweiten Ranges, den Fremden den hiesigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Außer den gastronomischen Genüssen sieht man sie da, wo es die localen Einrichtungen gestatten, ihren Gästen auch Genüsse sinnlich-geistiger Art bieten. So gibt der gegen seine Gäste sehr aufmerksame Inhaber des Hotels zur Rose in seinem dicht am Hotel gelegenen Gärtchen an zwei Abenden der Woche gut besetzte Blechharmoniemusik, die Jung und Alt heranzieht. Unsere Hotellerien würden unter solchen Umständen glänzende Geschäfte machen, wäre nicht bei vielen Gästen eine ängstliche Sparsamkeit zu vorherrschend. Auch beim öffentlichen Spiel will man gegen früher ein größeres Zurückhalten des Geldes wahrnehmen; hier fehlen dieses Jahr fast ganz die verwegenen Spieler, wofür die französische Sprache den Kunstausdruck „brûleurs" hat. — Zunächst im Interesse des fremden Publikums ist dahier ein Institut in's Leben getreten, dem gutes Gedeihen zu wünschen ist. Die sehr betriebsame Ritter'sche Buchhandlung hat nämlich in ihrem passend gelegenen Local ein Geschäfts- und Erkundigungsbureau (bureau des renseignemens) gegründet, das dem Fremdrn jede wünschenswerthe Auskunft ertheilt. Die Gebühr von 4 Kr. für jede Auskunft ist so gering, daß Engländer und Franzosen bei deren Entrichtung lächeln müssen. — Die Zahl der jetzt dahier weilenden dramatischen Künstler und Künstlerinnen ist sehr groß. Man wird dadurch unwillkürlich an jenen Künstler-Bazar in Paris erinnert, woselbst sechs Wochen vor Ostern die Schauspielunternehmer aus allen Provinzen Frankreichs eintreffen, um die bei ihren Gesellschaften erledigten Fächer mit neuen Subjecten zu besetzen. Mit Wiederbesetzung der im Schauspiel vacant werdenden Fächer ist man gegenwärtig auch hier beschäftigt. Als Ersatz für den mit September abgehenden Hrn. Grabowsky debütirte gestern Hr. v. Remay vom Königstädtre Theater zu Berlin in den beiden Stücken: „Sie ist wahnsinnig" und „Nach Sonnenuntergang", im ersten den Baron Harleigh, im zweiten den Baron Abendstern spielend. He. v. R. bewies, daß er viele Eigenschaften eines guten Mimen besitzt; seine Leistung als Harleigh war eine sehr gelungene, was das Publikum durch lebhaften Beifall und Hervorruf anerkannte. Zur Wiederbesetzung der im Damenpersonal entstehenden Lücken werden gleichfalls Gäste erwartet. Das Repertoir des Schauspiels dürfte unter diesen Umständen in nächstee Zeit wenig Neues bieten. Anlangend jenes der Oper, so brachte solches in diesem Jahe erst eine Novität: „Don Pasquale", womit die während dreiee Monate geschlossene Bühne am 1. Mai wieder eröffnet ward. Da erwähnte Donizetti'sche Opee, trotz alsen in Schutznehmens der Kunstkritik, beim Publikum wenig Glück machte, so scheint dieselde vor der Hand al acta genommen worden zu seyn. Gegenwärtig beschäftigt man sich mit dem Einstudieren der Flotow'schen Oper „Stradella." Doch das auch anderwärts in Ehren gehaltene Sprüchwort: „Gut Ding will Weile haben", wird deren erste Aufführung voraussichtlich noch etwas verzögern. Dagegen sahen wir in kurzen Zwischenräumen „Othello" viermal über die Bretter schreiten. — Zu den remarquablen Kurgästen unserer Saison gehört der General v. Hallberg, bekannt unter dem Namen des Eremiten von Ganting. Trotz seinee 80 Lebensjahre ist er fortwährend rüstig und mit hellem Verstande begabt. Obwohl kein Freund der Gastronomie, hat er doch zu seinem Aufenthalte das in dieser Beziehung vortreffliche Adler-Hotel gewählt, in dessen freundlichen Räumen er sich sehr behaglich findet. Er wird nur wenige Tage hier verweilen und dann seine Wanderungen durch die alte und neue Welt fortsetzen.

Logogryph.

(Zweisylbig.)

Sie sind nicht mehr, die finstern Zeiten,
Wo man gehegt den aegen Wahn,
Nur durch uns selbst geschaff'ne Leiden
Der Gottheit immer mehr zu nah'n,
Da noch ein Schreckbild, düster, trübe,
Dem Volk Religion erschien,
Der Schöpfer nicht als Gott der Liebe,
Der's Höchste uns durch sie verlieh'n.
Da welkte hin in öden Räumen,
Die uns benennt das ganze Wort,
Manch' frisches Leben, noch im Keimen,
An furchtbar abgeschloss'nem Ort.
Des Kopfs beraubt, und es entfaltet
Sich dir ein sehr bekanntes Maß,
Das ähnlich lautend sich gestaltet,
Als ich es vor- und rückwärts las.

Auflösung der Charade in Nro. 217:
Deeifuß.

Mainwasser-Wärme.

Den 8. August, Abends: 16 Grad. **W. Gerlach, Schwimmlehrer.**

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. August. Hamlet, Trauerspiel in 5 Abth., nach Shakespeare von Schlegel. (Gastrolle) Hamlet: Hr. Brânee, vom Stadttheatee in Bremen.

Sonntag, 10. August. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 220. Montag, den 11. August 1845.

Ein Zug aus Rembrandt's Leben.

(Schluß.)

Des Malers Schwester suchte den Eintritt des Notars zu verhindern, mit der Entschuldigung, daß Ihr Bruder Besuch habe, und sich nicht stören lassen könne.

„Bah," rief der Notar mit herzlichem Tone, „Ihr müßt mir den Eintritt nicht verwehren, Jungfer Lise. Ich bringe Euch die Nachricht, daß Ihr eine große Erbschaft gemacht habt, und daß Meister Rembrandt einen Zuwachs von 200,000 Gulden zu seinem Vermögen erhält."

„200,000 Gulden?" jauchzte Rembrandt, vor Entzücken ganz außer sich.

„Ja, Herr," antwortete der Notar. „Euer Oheim Eustachius Göritz ist nicht mehr. Er hat im Ganzen 600,000 Gulden hinterlassen — ein Drittheil gehört Euch, ein Drittheil der Jungfer hier, und das übrige Drittheil den Kindern Eurer Schwester Margaretha."

„Meine Schwester Margaretha," sagte Rembrandt hastig, „starb vor vielen Jahren."

„Wirklich?" antwortete der Notar; „aber ihre Kinder?"

„Sind auch todt," versicherte der Maler.

„Dann," sagte Nikeleker, „muß ihr Tod gesetzlich bewiesen werden; denn bevor das geschehen ist, kann die Vermögenstheilung unmöglich vor sich gehen."

„Nun, das kann in weniger als einer Stunde geschehen," antwortete Rembrandt. „Das Mädchen starb, wie ich weiß; der Knabe aber war krank und ist, wie ich wohl sagen darf, schon längst todt; wofern ihn nicht etwa der Schneidermeister Nikolaus Borruelo, der sich seiner annahm, nach dem Hospital brachte."

„Der Knabe unserer Schwester Margaretha?" fragte die zärtliche Lise, „ließ sie ein lebendiges Kind zurück? o Bruder, Bruder! der Himmel sey Dir gnädig! warum sagtest Du mir nie etwas von der Existenz dieses Knaben?"

„Was willst Du denn, liebe Schwester?" erwiederte Rembrandt ganz verwirrt. „Wie hätte ich die Kosten für die Erziehung von Margaretha's Knaben erschwingen können, während ich selbst einen Jungen hatte, und überdies ein armer Künstler war, der sich nur mit Mühe und Anstrengung seinen Unterhalt erwerben konnte?"

„Und hast Du," fragte Lise weiter, „erst in der letzten Zeit von des Knaben Existenz Kunde erhalten?"

„Es sind jetzt," fiel hier Rubens ein, der sich seines Zusammentreffens mit Borruelo und dem Kleinen wohl erinnerte, „zehn Jahre, seit Meister Rembrandt von dem Daseyn seines Neffen Etwas erfuhr: es war gerade in der Allerheiligen-Nacht."

Nun ersuchte Lise den Notar auf's dringendste, sie sofort nach Borruelo's Wohnung zu geleiten; Meister Nikeleker erklärte sich hiezu gerne bereit, und auch Rubens bat um die Erlaubniß, mitgehen zu dürfen, da er sich durch Nichterfüllung eines Versprechens eines großen Unrechts schuldig gemacht habe, und Alles, was in seinen Kräften stehe, zu thun wünsche, um die Folgen seiner Vergeßlichkeit gut zu machen.

Lise, Rubens und der Notar eilten also mit einander durch die Stadt, und traten in die bescheidene Wohnung des Nikolaus Borruelo. Da fanden sie einen gut aussehenden gesunden Jungen von 16 Jahren, der eifrig an einem Stück Leinwand beschäftigt war, das in der Ecke des Zimmers auf einer Staffelei stand. Auf Befragen antwortete er den Besuchern, daß Meister Borruelo, der mit einigen Kleidungsstücken zu einem Kunden gegangen war, bald wieder heimkommen werde, und bot einstweilen der Jungfrau Lise, die sich in sichtbarer großer Aufregung befand, einen Stuhl an. Rubens lief geradewegs auf die Skizze vor der Staffelei zu, und stieß einen Ruf des Erstaunens und der Verwunderung aus, in Folge dessen der junge Mensch scharlachroth wurde.

„Wer ist Dein Meister?" fragte Rubens, zu dem Jungen sich wendend.

„Ich hatte nie einen Lehrmeister im Malen," antwortete der Gefragte. „In meinen Freistunden unterhalte ich mich eben damit, die Leinwand zu beschmieren, wie Ihr seht; doch geschieht das nur selten, denn Meister Eustachius, der Kunst-Tischler, für den ich arbeite, hat zu viel für mich zu thun."

„Du solltest Hobel und Säge wegwerfen und Dich gänzlich der Malerei widmen," bemerkte Rubens.

„Das, lieber Herr, geht durchaus nicht," erwiederte der Junge, „denn ich muß täglich auf meinem Handwerk arbeiten, um mich und meinen Vater, der jetzt alt wird, zu ernähren."

„Deinen Vater?" fragte Lise; „lebt Dein Vater noch?"

„Ich meinte hier, liebe Frau," antwortete der junge Mensch, „den wackeren Schneidermeister Nikolaus Borruelo, der mich an Kindesstatt angenommen und Alles für mich gethan hat, was nur der zärtlichste Vater hätte thun können. Mein armer leiblicher Vater ist seit vier Jahren todt. Meister Borruelo ernährte auch ihn sechs Jahre lang, bis er meiner seligen Mutter und meinem Schwesterlein im Himmel nachgefolgt ist! Ach, liebe Frau, unsere Geschichte ist eine sehr traurige; aber der Himmel ist mir gnädig gewesen, daß er mir zwei so edle Freunde, wie Borruelo und Eustachius, sandte."

„Du heißt Antonio Nicelli, nicht wahr?" hob die Dame von neuem an.

„Ja, verehrtes Fräulein; so heiße ich in der That."

„Dann sind Deine Leiden und Prüfungen zu Ende!" rief die Dame. „Du brauchst nicht länger für Dein tägliches Brod zu arbeiten; denn Du hast nunmehr Deine Verwandten gefunden und bist reich geworden. Mein Kind — mein Kind! Ich bin Lise, Deiner Mutter Tante." Und mit reichen Thränen schloß die gutherzige Dame den jungen Antonio in die Arme.

Digitized by Google

In diesem Augenblicke ließen sich schwere Tritte auf der Hausflur vernehmen, und alsbald trat Borruelo in's Zimmer. Sofort machte sich der Junge aus Lisens Armen los, sprang freudig auf seinen Pflegvater zu und rief:

„Tante Lise ist da, Vater — Tante Lise, von welcher meine Mutter so oft und in so zärtlichen Ausdrücken gesprochen hat!"

Lise setzte den Schneidermeister von dem plötzlichen Wechsel in Antonio's Schicksal in Kenntniß.

Borruelo hörte aber diese Mittheilung mit sichtlichem Herzeleid an. Seine Lippen bebten und sein Auge wandte sich in stillem Gebete himmelwärts. Dann nahm er den Jungen in seine Arme, und sagte mit schwacher, wehmüthiger Stimme: „Du bist nun reich geworden, Antonio, und brauchst nicht länger auf Deinem Handwerk zu arbeiten; Du mußt jetzt meine Hütte verlassen, und wirst vielleicht bald aufhören, Deinen Vater zu lieben."

„Nie — nie!" rief Antonio, der seiner Rührung kaum Herr zu werden vermochte. „Was Du mir bis daher gewesen, sollst Du mir fernerhin stets bleiben — mein Vater. Wir wollen stets unter Einem Dache wohnen und uns nun und nimmermehr trennen."

„Würdiger Mann!" hob die gute Lise an, „Ihr verdient die Achtung der Welt, und es ist eine Ehre, Euch kennen zu lernen. Betrachtet mich hinfort als Eure innige Freundin. Du aber, mein Neffe, komm jetzt mit mir, Dein Onkel Rembrandt wünscht sehnlichst Dich zu sehen."

„Mein Onkel Rembrandt?" rief der Junge, zurückbebend und zusammenschauernd.

„Stille!" entgegnete Lise, „Du mußt das Geschehene vergeben, wie auch Die verziehen haben, die nunmehr im Himmel sind!"

„So kommt also, Vater," sagte Antonio, sich zu Borruelo wendend, „wenn ich fort soll, so müßt Ihr auch mitgehen." Damit faßte er den alten Mann liebreich am Arm und führte ihn mit sich fort.

„Junger Mann," begann nun Rubens, seine Hand auf Antonio's Schulter legend, „willst Du mein Schüler werden? Ich will Dich und Deinen wackern Vater nach Antwerpen mitnehmen, und mein Haus soll Dir eine Heimath seyn. Bist Du's zufrieden? Ich bin Peter Paul Rubens!"

„Rubens?" rief Antonio mit Begeisterung. „Rubens! Was! Ich der Schüler von Rubens werden?" Hier hielt er einige Augenblicke in großer Unentschlossenheit inne, sprang sodann liebreich auf Lisen zu und sagte: „Verzeiht mir, edler Herr, ich kann's nicht thun. Ich muß bei dieser guten Dame bleiben, denn sie ist ja das lebendige Ebenbild meiner verstorbenen Mutter."

Antonio Ricelli wurde der Schüler Rembrandt's und erlangte schnell große Berühmtheit, als einer der ersten Meister der flandrischen Kunst. Seinem Oheim zu gefallen gab er seinem italienischen Namen eine flämische Endung, und bezeichnete jedes seiner Gemälde mit: Caspar Anton Netscher.

Fragmente aus Volney's Ruinen.

(Uebersetzt von Wilh. Wagner.)

I.

Wir theilen nachstehend unsern Lesern einige Auszüge aus dem berühmten Werke des Grafen Volney: „les Ruines" mit, und zweifeln nicht, daß solche Interesse erwecken werden. Eine weitere Einleitung für unnöthig erachtend, lassen wir den Verfasser, welcher auf seiner Reise in den Orient nach der kleinen Stadt Hems gekommen ist, selber reden. „Ich gelangte" — erzählt Volney — „nach der Stadt Hems, an den Ufern des Orontes, und befand mich hier ganz in der Nähe des in der Wüste gelegenen Palmyra. Ich beschloß, durch eigene Anschauungen die vielgepriesenen Monumente jener einst so berühmten Stadt kennen zu lernen, und nach einer dreitägigen Reise erreichte ich ein mit Grotten und Gräbern erfülltes Thal; beim Austritt aus demselben bemerkte ich in der Ebene die mein Erstaunen in vollen Anspruch nehmende Scene der Ruinen. Ich sah eine Menge von herrlichen und aufrecht stehenden Säulen, die sich in gleichmäßigen Reihen weit hinstreckten. Unter ihnen befanden sich große, mehr oder weniger verfallene Gebäude und auch der Boden war mit Trümmern aller Art aus weißem Marmor bedeckt. Nach einer dreistündigen Wanderung durch diese ausgedehnten Ruinen trat ich in das Innere eines weiten Gebäudes, welches ehemals wahrscheinlich ein Sonnentempel gewesen. Arme Araber, die sich hier eine Hütte gebaut hatten, nahmen mich, nach ihrer Landessitte, gastfreundlich auf, und ich nahm mir vor, einige Tage bei ihnen zu verweilen, um die Schönheiten und Merkwürdigkeiten dieser Trümmerwelt in Augenschein zu nehmen. Eines Abends, als ich, in Betrachtungen verloren, mich dem Thale der Gräber wieder genähert hatte, erstieg ich einen der es umgränzenden Hügel, von wo aus das Auge den Anblick der Ruinen und der weiten Wüste genießt. Die Sonne war eben untergegangen und ein röthlicher Streif bezeichnete ihre letzten Spuren am Horizont, den die fernen Berge Syriens begränzten. Im Osten erhob sich der Vollmond aus dem bläulichen Hintergrunde über den ruhigen Gewässern des Euphrat; der Himmel war rein und die Luft heiter und still; der sterbende Glanz des Tages milderte den Schauer der hereinbrechenden Finsterniß und die Nachtkühle erquickte die von der Hitze ermatteten Gewächse. Die Hirten hatten sich zurückgezogen und überall weit umher lag eine tiefe Stille, nur zeitweise unterbrochen durch den traurigen Ruf eines Nachtvogels oder durch das dumpfe Gebrüll eines Schakals. Die Schatten wuchsen und bald konnte ich nur die dämmernden Umrisse der Säulen und des Mauerwerks noch gleich Phantomen entdecken. Die Einsamkeit der Nacht, die Stille umher und die erhabene Trümmerwelt erfüllten meine Seele mit Ehrfurcht und Andacht. Ich setzte mich auf den Stumpf einer Säule, stützte die Ellenbogen auf meine Kniee, ließ den Kopf auf die Hände sinken und ergab mich ernsten Betrachtungen, während meine Blicke abwechselnd nach den vor mir liegenden Ruinen und nach der Wüste hinüber schweiften. Ich sprach zu mir selbst: „Hier blühte einst eine reiche Stadt, hier war der Sitz eines mächtigen Reiches. Diese jetzt so einsamen Orte waren früher von einer Fülle des Lebens durchzogen und eine thätige Menschenmasse bewegte sich in diesen jetzt verödeten Räumen. Zwischen diesen schweigsamen Mauern ertönte einst das Geräusch der Künste und der heiteren Feste; diese zerstückelten Marmorblöcke bildeten einst, als sie noch unversehrt waren, prangende Paläste; diese umgestürzten Säulen schmückten den stolzen Bau der Tempel und diese jetzt zerbröckelten Galerien bezeichneten die öffentlichen Plätze. Hier wogte ein zahlreiches Volk im Dienste seiner Götter und Herrscher und in dem seiner eigenen Bedürfnisse; hierher brachte eine schöpferische Betriebsamkeit die Reichthümer aller Zonen, und man sah den Purpur von Tyrus gegen die köstlichen Gewebe von Syrien tauschen; die werthvollen Stoffe von Kachemir gegen die prunkvollen Teppiche von Lydien; das Ambra vom baltischen Meere gegen die Wohlgerüche Arabiens; das Gold von Ophir gegen das Zinn von Thule, — und von allen diesen Schätzen, dieser Fülle, diesem Leben ist nur ein trauriges Gerippe übrig geblieben! Dem lärmenden Gewühle auf diesen Plätzen und unter diesen Hallen ist Todtenstille gefolgt und die Ruhe eines Kirchhofs; der Glanz ist verblichen und der Reichthum zu Staub geworden. Die Paläste der Könige sind der Wohnplatz wilder Thiere geworden; Heerden weiden auf der Schwelle der Tempel und schmutziges Gewürm wohnt im Heiligthum der Götter. Ach! wie ist so viel Ruhm jetzt verdunkelt, wie sind so viel herrliche Arbeiten des Fleißes jetzt vernichtet. So gehen also die Schöpfungen der Menschen unter und so versinken die Völker und die Reiche!" Die Geschichte der Vergan-

Digitized by Google

genheit trat lebhaft vor meine Seele, und ich rief mir jene Zeiten zurück, wo an diesen Orten hier sich zwanzig Völkerschaften tummelten; es erschien mir der Assyrier an den Ufern des Tigris, der Kaldäer an denen des Euphrat, der Perser, vom Indus bis zum Mittelmeere herrschend; ich zählte die Herrscher von Damaskus und Idumea, von Jerusalem und Samaria, die kriegerischen Staaten der Philister und die Handelsrepubliken Phöniziens. „Dieses jetzt entvölkerte Syrien" — sagte ich zu mir — „hatte damals hundert mächtige Städte und seine Fluren waren mit Dörfern und Flecken bedeckt; überall sah man angebaute Felder und belebte Straßen. Wo sind sie endlich hingekommen diese Wälle von Ninive, diese Mauern von Babylon, diese Paläste von Persepolis, diese Tempel von Balbek und Jerusalem? Wo sind diese Flotten von Tyrus, diese Rheden von Arad, diese Werkstätten von Sidon, diese Schaaren von Matrosen, Piloten, Soldaten und Kaufleuten, diese Arbeiter, Schnitter und Hirten, und alle die lebendigen Geschöpfe, welche damals die Oberfläche dieses Landes bedeckten? Ach! jene Pracht, jenes Leben ist verschwunden, und was übrig blieb, gleicht den Spuren, die der Fuß eines Wanderers im Staube zurückläßt. Großer Gott! woher kommen so traurige Umwälzungen und warum hat das Geschick dieser Länder sich so sehr geändert? warum sind so viel Städte zerstört und warum hat jene alte Bevölkerung sich nicht erneuert und fortgepflanzt?" Mein Verstand gerieth in Verwirrung und meines Herzens bemächtigten sich bange Zweifel.

(Schluß folgt.)

Deutsches Sängerfest in Würzburg.

(Würzburg, 7. August.) Der letzte Festtag war nach Vieler Ansicht der interessanteste. Sowohl Vormittags als am Abend hatten sich die einzelnen Liedertafeln im Freien gelagert und unter Musikbegleitung Gesänge aufgeführt. In diesen Gesängen lag aber nicht sowohl der Zweck einer Kunstentfaltung, als vielmehr eine Manifestation der Vaterlandsliebe und der Theilnahme an allen höheren Bestrebungen der Menschheit. Die meisten Vereine hatten ihre Grüße drucken lassen und vertheilten sie nun einer nach dem andern unter die sie umwogende Menge. Der umfangreiche Raum in der Aumühle faßte die Zahl der Besuchenden nicht. Sänger und Einwohner Würzburgs saßen hier wie alte Vertraute durcheinander. Unter dem Trinkspruch: „Nord und Süden Hand in Hand!" traten die Schleswig-Holsteiner mit folgendem Festgruß auf:

„Nord und Süd Hand in Hand!"

Schleswig-Holstein an Deutschland.

Fernher kommen wir gezogen,
Von des Nordens Felsenstrand,
Wo im ew'gen Kampf der Wogen
Ruhlos bebt des Weltmeers Rand.
Froh Euch grüßend, deutsche Brüder,
Von dem Schleswig-Holstenland,
Künden jubelnd unf're Lieder:
„Nord und Süden Hand in Hand!"

Laut durch Deutschlands fernste Auen
Tönte freudig Euer Ruf,
Der aus allen deutschen Gauen
Dieses Fest der Einheit schuf.
Nur 'ne kleine Schaar von Barden,
Haben Tausend' uns gesandt;
Wie dem Süden knüpft der Norden
Alter Liebe neues Band.

Dort, wo sich an Deutschlands Marken
Fluth und Brandung zwiefach bricht,
Saht im Kampfe Ihr erstarken
Eine Eiche sturmgewiegt.
Doch die nerv'ge Wurzel keimet
Hier aus deutscher Felsen Wand;
Ihre Krone stolz sich bäumet
Ueber's ganze deutsche Land.

Ja! auch wir sind Hermanns Söhne!
Ja, auch wir ein deutsch Geschlecht!
Unsers Liedes starke Töne
Wahren siegend unser Recht.
Drum habt Dank, Ihr deutschen Brüder,
Für das Wort, das, scharf bewehrt,
Fiel auf unf're Dränger nieder,
Wie ein Teutoburger Schwert.

„Deutschlands Einheit", singt ein Sänger,
„Soll nicht blos ein Spruch beim Wein,
Deutschlands Einheit soll nicht länger
Wie ein Wort der Klage seyn.
Hören wird man neue Weisen:
Deutschlands Einheit ist hinfort
Eine Red' in Stahl und Eisen,
Ein geharnischt stolzes Wort."

Was uns eint? — ist nicht die Sitte,
Die der Väter Arm gestählt,
Und dann milder stets erblühte
Von den Alpen bis zum Belt?
Ha! ob Ost- und Nordsee stürmen
An dem schaumgepeitschten Strand,
Ob sich Woge auf Woge thürmen: —
„Nord und Süden Hand in Hand!"

Der Eindruck, den dieses trefflich gesungene Lied auf die anwesenden Tausende machte, kann nicht beschrieben werden. Man kann mit Wahrheit sagen: von diesem Momente an ist das Würzburger Sängerfest eine geschichtliche That geworden. Das Sangfest war in den Hintergrund getreten, eine Volksverbrüderung feierte ihren Abschied.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die schwedische Sängerin Jenny Lind, zu deren Ruhm bereits so viel Zeitungspapier verdruckt und so viel sogenannter Kunstenthusiasmus aufgeboten worden ist, befindet sich gegenwärtig in unserer Stadt, wird aber schon morgen wieder abreisen, um sich nach Stolzenfels und Bonn zu begeben. Nach Beendigung der dortigen Festlichkeiten, welche die schwedische Nachtigall durch ihren Gesang verschönern soll, wird sie nach unserer Mainstadt zurückfliegen, um im Theater zu singen. Aus sicherer Quelle erfahren wir, daß die Theater-Direktion mit Jenny Lind ein Gastspiel abgeschlossen hat, worauf wir uns freuen, und dem wir auch unsern Beifall gerne spenden werden, ohne aber den Wagen der Sängerin aus- und uns selber einzuspannen.

(Aschaffenburg, 8. August.) Die Mitglieder unserer Liedertafel, welche am großen Sängerfeste in Würzburg Antheil genommen haben, sind gestern Abends mit dem Dampfschiffe dahier eingetroffen und unter dem Spiele der städtischen Blechmusik vor das Haus des Hrn. Buchhändlers Krebs, Vorstandes der Lieder

Digitized by Google

tafel, gezogen, um die Fahne abzugeben, bei welchem drei von Würzburg mitgekommene werthe Gäste, die Herren: Hofkapellmeister Dr. Schneider aus Dessau, Musikdirektor Breis aus Riga und Fränkel aus Oldenburg in Holstein ihr Absteigquartier nahmen. — Gegen 10 Uhr brachte die Liedertafel Hrn. Dr. Schneider, der unter den Komponisteuren einen der ersten Plätze einnimmt, ein Ständchen, um ihre Achtung und Verehrung auszudrücken. — Die genannten drei Herren begeben sich von hier aus nach Bonn, um dem Beethovenfeste beizuwohnen. — (Auch in Frankfurt wurden die vom Würzburger Feste am 7. d. Abends zurückgekehrten Sänger durch die Blechmusik des Bürgercorps und des Linienmilitärs unter der Leitung des Hrn. F. A. Bock freundlich empfangen.)

Der Luftschiffer Green machte am 4. August vom londoner Vauxhallgarten aus in dem Ballon Albion um 11 Uhr Abends eine nächtliche Luftfahrt, während welcher er ein durch Schnüre an dem Ballonschiffe befestigtes Feuerwerk abbrannte, welches sich in der bedeutenden Höhe, wo Green die ersten Feuerräder anzündete, höchst prachtvoll ausnahm. Die Lords Munster und Beresford wollten die Fahrt mitmachen; Hr. Green erklärte aber, daß er bei der Gefährlichkeit der Fahrt Niemanden mitnehmen, sondern dieselbe ganz allein wagen wolle. Der kühne Luftschiffer ließ sich ein paar engl. Meilen weiter wohlbehalten nieder.

(Ulm, 6. August.) Die heutige Nummer des Stuttgarter „Beobachters" bringt einen Bericht aus Balingen, welcher erzählt, daß sich in Dußmettingen (O. A. Balingen) ein 9jähriger Knabe selbst erhenkt habe; ein ähnlicher Fall dürfte höchst selten vorgekommen seyn. Der Knabe hatte mehrfache Unarten verübt, und als ihn eine Nachbarin ertappte, wie er gerade ihren Melk-Kübel besudelte, und ihm drohte, es seinem Vater anzuzeigen, suchte er sich der Strafe durch Selbstmord zu entziehen. Dieser unerhörte Selbstmord bietet reichen Stoff zu ernstlichen Betrachtungen über christliche Erziehung.

Korrespondenz.

Bonn, 7. August.

Nachgerade wird es sehr lebhaft hier; die Musiknotabilitäten finden sich ein und es ist interessant zu sehen, wie an den Landungsplätzen und an der Eisenbahn, so wie in den Hotels, ja selbst auf den Straßen sich alte Freunde wiederfinden, neue Bekanntschaften anknüpfen, wie die Ankommenden zunächst Beethovens (durch eine Inschrift auf Marmor bezeichnetes) Geburtshaus besehen und begrüßen, worüber der freundliche Besitzer, Hr. Fischer (dessen Großvater zur Zeit, als Beethoven geboren wurde, Eigenthümer desselben gewesen), den gemüthlichen Cicerone macht und sich nicht wenig darauf zu gute thut, daß er es ist, zu dem Alles von nah und ferne wallt, um die Schwellen seines sonst nicht gerade merkwürdigen Hauses mit Ehrfurcht zu betreten. Man hat Vieles darüber gelesen, daß Bonns Bürger bei diesem Anlasse auf die Börsen der Fremden speculiren und Alles unendlich theuer seyn soll. Referent gibt zu, daß, wer sich während des Festes einschränkt, um durch das Vermiethen entbehrlicher Localitäten Etwas zu erwerben, sich dieser Mühe wegen weniger Groschen nicht wird unterziehen wollen; er ist aber doch im Besitze eines recht anständigen, gut gelegenen und möblirten Zimmers für einen Thaler per Tag, was im Betracht des aus mehrfachen Gründen starken Zudranges doch keine große oder übermäßige Forderung seyn dürfte. Auch die anderen Bedürfnisse — will man nicht gerade in den ersten Hotels zusprechen — sind verhältnißmäßig billig zu nennen. — Mögen auch Einzelne die Schranken der Billigkeit überschreiten, der Geist der gesammten Bürgerschaft ist ein sehr guter und einträchtiger, das Erkennen der Würde des Festes von Seiten der Bürger sichtlich und die Stimmung derselben begeistert. Als Beweis hier eine Thatsache! Das vom Comité für die Konzerte bestimmte Festlocale genügte den Bürgern Bonns nicht; sie wollten ein größeres, würdigeres haben, konnten es aber nicht dahin bringen, daß man ihrem Wunsche entsprach! Da kam Liszt, der begeisterte, energische, und trat auf die Seite der Bürger mit dem Ausspruche: „Eine kleine Stadt kann das Glück haben, daß ein großer Mann in ihr das Licht der Welt erblickte, aber kleinstädtisch darf sein Andenken nicht gefeiert werden!" Dies gab den Ausschlag. Die Bürger konnten ihren Wunsch erfüllen und unabhängig vom Festcomité eine Festhalle bauen, die, ohnerachtet der dazu gediebenen Zeit von nur 11 Tagen, an Zweckmäßigkeit, Raum und Eleganz ihres Gleichen kaum wird finden können. Ihre Länge beträgt 200 Schuh, die Breite 75 und die Höhe 41 Schuh; sie ist ohngefähr 2400 Quadratschuh größer als der Gürzenich in Köln und faßt — abgesehen vom Raum für das Orchester — 3000 Zuhörer. Der Einsender kam gerade in dem Augenblick zu dem merkwürdigen Bau, als der Gedenkstein mit der Inschrift: „Beethovenfesthalle. Durch die Begeisterung und Eintracht der Bürger Bonns; errichtet binnen 11 Tagen vom 27. Juli bis 7. August 1845", unter großem Jubel an die Façade befestigt wurde. Die Idee, deren Ausführung in der Kürze der Zeit für unmöglich erklärt wurde, ging von einem hiesigen Architecten (Brambach) aus, wurde aber von dem großen Zwirner (dessen weltbekannte Genialität sich auf's neue bewährte) approbirt und modificirt. Dieser Riesenbau allein ist es werth, daß man Bonn besucht; schwerlich wird er nur für die wenigen Festtage bleiben, da er gar leicht zu einem dauernden Gebäude gemacht und eine Zierde des schönen Bonn werden kann. Heute waren die ersten Hauptproben, bei welchen bereits eine achtbare Zahl Mitwirkender, unter Spohr's Direktion, thätig gewesen; stündlich mehrt sich die Zahl der Geladenen, von welchen wir unter den bekannteren Notabilitäten nennen: L. Spohr, Fetis, Fischhof, C. Holz, Gassner, Vesque von Püttlingen (J. Hoven), Möser, v. Lindpaintner, M. Ganz, Staudigl, Messer, H. Ries, Hartmann, Weber, Dercum, Breuer, A. Taur, A. Schmitt u. m. A. — Ausführlicheres nach dem Feste.

Meeseburg, 4. August.

Das Gewitter am frühen Morgen des vorgestrigen Tages, das sich abermals über einen großen Theil von Deutschland verbreitet zu haben scheint, hat wieder mancherlei Unglücksfälle in seinem Gefolge gehabt. Namentlich wurde in hiesiger Stadt eins der ältesten Baudenkmale durch den Blitz zerstört. Dies war der Sixtusthurm, der, auf dem Berge gleiches Namens gelegen, durch seine Höhe sich vor allen übrigen auszeichnete. Die dazu gehörige Kirche, von welcher schon seit langer Zeit nur noch Ruinen vorhanden sind, wurde im Jahre 1045 unter dem Bischof Hunold erbaut. Der Dienst darin wurde anfangs von einem besondern Plebanus des Stifts versehen, bis endlich Bischof Gerhard im Jahre 1327 bei dieser Kirche ein wirkliches Collegiatstift errichtete. Dasselbe verfiel aber nach der Zeit der Reformation und mit ihm das Kirchengebäude. Zweimal wurde der Aufbau dieser Kirche seitdem wieder begonnen, aber durch mancherlei Umstände, besonders aber durch den 30jährigen Krieg verhindert. Den dritten Versuch zum Wiederaufbau dieses Kirchengebäudes machte 1692 Herzog Christian II. auf seine Kosten, aber auch er wurde an dessen Vollendung durch einen frühzeitigen Tod verhindert, weshalb es seitdem in diesem Zustande verblieben ist. Der Thurm selbst rührte noch aus den ersten Zeiten der Erbauung her; nur der obere Theil ward nach dem im Jahre 1400 entstandenen Brande neu aufgesetzt. Er war noch gut erhalten und trug die Glocken der Stadtkirche, deren Thurm hat abgetragen werden müssen. Die Einäscherung des Sixtusthurmes wird von Freunden des Alterthums tief beklagt. — Das Gewitter am Morgen des 2. d. M. hat auch in der Gegend von Weimar heftig gewüthet. In Apolda zündete der Blitz und legte 7 Scheunen in Asche, während zu derselben Zeit in Blankenhayn der Blitz in ein Haus fuhr und ein Mädchen tödtete, ohne Spuren von weiterer Zerstörung zurückzulassen. Wunderbarerweise sind die übrigen Personen, welche sich ebenfalls in diesem Zimmer befanden, nicht beschädigt worden.

Mainwasser-Wärme.

Den 9. August, Abends: 16 Grad. W. Seelach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 10. August. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Montag, 11. August. Moritz von Sachsen, Schauspiel in 5 Abth., von R. E. Prutz. (Gastrolle) Moritz: Hr. Bräuer, vom Stadttheater in Bremen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 221. Dienstag, den 12. August 1845.

Das Landgut auf der Gränze.

Eine amerikanische Geschichte.

Eduard Wilson war der Sohn eines vermöglichen Pächters im Westen von England, der ihn mit der größten Vatergüte auferzogen und unter möglichst günstigen Umständen in die Welt hinausgesandt hatte. Als später der alte Mann an Gesundheit wie an Wohlhabenheit abnahm, zog er zu seinem Sohne, der es sich nun angelegen seyn ließ, seines Vaters Liebe und Treue nach besten Kräften zu vergelten, und zu diesem Zwecke kein Opfer scheute. Eduard war nur ein unbedeutender Pächter, und sein Gut lag überdies in einer sehr unfreundlichen Gegend; aber er zeigte sich ungemein standhaft und ausdauernd, und früh und spät war er bemüht, die natürlichen Schwierigkeiten, unter denen er arbeitete, zu verbessern. Das Verlangen, im Leben vorwärts zu kommen, und der Wunsch, die wenigen noch übrigen Lebensjahre seines sehr verehrten Vaters zu versüßen, waren für ihn ein gewaltiger Sporn zur Thätigkeit; ein noch mächtigerer Antrieb aber lag vielleicht in der Hoffnung, die hübsche Amy Walcot eines Tages als die Bewohnerin seiner bescheidenen Behausung zu sehen.

Amy war die Tochter eines Mannes, der ganz demselben Stande angehörte, wie er selbst, der aber, in gleichfalls mäßigen Umständen lebend, und mit vieler Mühe vor Schulden und Verlegenheiten sich bewahrend, doch in späterer Zeit das Unglück hatte, in letztere zu gerathen. Eduard Wilson war jung, und hatte eine heitere Aussicht auf noch viele künftige Tage vor sich; Walcot hingegen stand im mittleren Lebensalter, war Wittwer, und hatte ein einziges Kind. Die jungen Leutchen hatten sich seit frühester Jugend gekannt, und kennen war bei ihnen lieben; ihre zuerst blos kindliche Zuneigung war mit ihnen selbst herangewachsen und mit ihnen erstarkt, bis man endlich, als sie den Charakter warmer und ernstlicher Liebe annahm, ihre Verbindung nur auf die Zeit verschob, wo Besorgnisse und Schwierigkeiten ihren Horizont nicht mehr verfinstern würden. Wie so viele Andere, hofften Amy und Eduard auf bessere Tage. Aber statt sich zu verbessern, schienen die Zeiten immer ungünstiger zu werden: die Ernte fiel in einem Sommer ungewöhnlich dürftig aus, und Eduard wurde düster und traurig.

Walcot's Gut, das er als Freigut besaß, lag dicht an der Chaussee nach London, gerade der Stelle gegenüber, wo ein Pfad zwischen Hecken auf die staubige Straße ausmündete. Es war an einem Abend gegen Ausgang des Monats September; des heißen Tages Mühen und Lasten waren vorüber, und Amy und ihr Vater standen in der milden Wärme der untergehenden Sonne, auf die vor ihnen liegende Scene hinausschauend. Sie hatten hier eine stille, ruhige Landschaft vor sich: eine Straße, mit grünen Hecken eingefaßt, wo sich da eine Oeffnung, dort eine Gruppe Bäume zeigte, über die in der Ferne der Thurm eines bescheidenen Dorfkirchleins hervorragte, während rings herum in Zwischenräumen aufsteigende Rauchsäulen das Vorhandenseyn zerstreuter menschlicher Wohnungen beurkundeten. Endlich ging die Sonne in einer Wolkenlage von blutrothen Dünsten unter, gerade als eine Gestalt die ziemlich steile Anhöhe überschritt, die am Ende des zu Wilsons Gut führenden Pfades lag, und da diese Gestalt völlig im Mittelpunkt der erbleichenden Herrlichkeit des Tages stand, so sah sie aus wie eine phantastische Schöpfung der Einbildungskraft.

Es war übrigens Niemand anders als Eduard.

Der junge Mann wurde wie gewöhnlich mit Herzlichkeit bewillkommt, und er trat nun in das stille Haus, in welchem seine Verlobte wohnte, um den Abend in Gesellschaft von Vater und Tochter zuzubringen. Sein eigener Vater begab sich bei'm Eintritt des Zwielichts zur Ruhe. Eduard's Besuche hatten ihren Grund meistens in einer freudigen Veranlassung in der Familie Walcot, deren Haupt eine wahrhaft väterliche Zuneigung für ihn hegte, während Amy ihn mit einer Treue und Aufrichtigkeit liebte, die sie keineswegs zu verbergen bemüht war. Bei dem heutigen Besuche jedoch blieb ihr Nachbar mißgestimmt und einsylbig; ein schweres Gewicht schien seinen Geist zu drücken, und Eduard selbst war allem Anscheine nach nicht geneigt, sich von dieser Bürde zu befreien.

„Wie, Junge, was ist's denn mit Dir?" hob endlich Walcot an, „Du bist heute Abend so ungewöhnlich still?"

„Ich habe meine guten Gründe dazu," erwiederte Eduard, der eine bessere und feinere Erziehung erhalten hatte, während er die verwunderte Amy mißmuthig anstarrte.

„Wie, Junge, Du hast hoffentlich nichts Neues erfahren?" rief der alte Pächter, „die Zeiten sind ohnedies schon fürchterlich schlimm."

„So schlimm, Meister Walcot," betheuerte Eduard Wilson, „daß ich fest entschlossen bin, Alles, was ich besitze, zu verkaufen und Alt-England für immer zu verlassen."

Auf diese Erklärung folgte ein tiefes Stillschweigen. Amy wurde bleß, und schien in Thränen ausbrechen zu wollen; es war nämlich nicht das erste Mal, daß sie von etwas Derartigem reden hörte. Walcot sah ganz verwundert aus; ohne jedoch seinen beiden Zuhörern Zeit zu Bemerkungen zu lassen, eröffnete ihnen nunmehr Wilson seine Absicht, die Vereinigten-Staaten zu seinem Adoptiv-Vaterlande zu wählen. Er setzte ihnen sodann auseinander, wie man dort Hunderte von Morgen holz- und wasserreichen Landes um einen wahren Spottpreis kaufe; stellte ihnen jeden Vortheil vor, den ein derartiger Wechsel irgend bieten konnte oder mochte, und schilderte endlich, beredt werdend, das gelobte Land mit allen den Farben, in welchen Auswanderer die Stätte zu betrachten pflegen, die sie zu ihrer neuen Heimath zu wählen im Begriffe sind. Er sprach mehr als eine Stunde in warmer und glühender Rede, ohne daß ihn weder Amy noch ihr Vater, außer mit einer Zwischenrede, unterbrachen.

Digitized by Google

„Gut!“ sagte Walcot, als der Emigrant in spe endlich inne hielt; „wenn Du also fest entschlossen bist, zu gehen, so müssen Amy und ich es eben auch so machen, denn ich glaube, daß Dich gerade das dazu veranlaßt. Die Sachen stehen hier fürchterlich schlecht, und so kann's drüben nicht schlimmer, wohl aber vielleicht besser aussehen.

Amy's Gesicht klärte sich freudig auf, von dem Eduard's verschwand ein flüchtiger Schatten und den übrigen Theil des Abends hindurch wurden die bevorstehenden Zurüstungen mit Eifer und Lebhaftigkeit besprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus Volney's Ruinen.

(Uebersetzt von Wilh. Wagner.)

(Schluß.)

„Damals, zu den Zeiten der Blüthe dieser Länder, waren es“ — so sagte ich mir weiter — „ungläubige Völker, die sie bewohnten; es waren die Phönizier, die Anbeter des Moloch, die Kaldäer, die sich vor einer Schlange anbetend niederwarfen; die Perser, die das Feuer verehrten; die Bewohner von Palmyra, die zu der Sonne und zu den Sternen beteten, und die doch so viel Herrliches zu vollenden und so mächtig zu herrschen berufen waren. Zahlreiche Heerden, fruchtbare Felder und reiche Ernten waren in den Händen jener Götzendiener, und heutigen Tages, wo gläubige Völker hier wohnen, ist Alles verödet und einsam, und trägt die Erde nur noch Disteln und Dornen, streut der Mensch den Samen in einen unfruchtbaren Boden und hat er mit Armuth, mit Hunger und mit Pest zu kämpfen. Sind die Kinder des Propheten und die auserwählten Völker Gottes, die Christen und Juden, die hier wohnen, nicht mit aller Gnade des Himmels überschüttet, wie ihre Priester sagen? Warum genießen denn diese privilegirten Geschlechter nicht mehr dieselben Vorzüge? Warum ist diese Erde, die doch gedüngt ist mit dem Blute der Märtyrer, der Wohlthaten und des Segens beraubt, welche den alten Völkern und den Götzendienern zu Theil wurden?“ Bei diesen Fragen durchlief ich die Geschichte vieler Völker, die abwechselnd geblüht und geherrscht haben und die doch nach Verfassung und Religion so ganz verschieden waren, und im Verlaufe solcher Betrachtungen lenkten sich meine Gedanken auch auf mein eigenes Vaterland. Ich gedachte seiner so trefflich angebauten Gefilde, seiner ausgebreiteten Kunststraßen, seiner starkbevölkerten Städte, seiner auf allen Meeren verbreiteten Flotten, seiner Häfen, erfüllt mit den Schätzen beider Indien; ich gedachte des Glanzes und der Größe meines Vaterlandes; — ich verglich mit der Ausdehnung seiner Schifffahrt, mit der Mannichfaltigkeit seiner Denkmäler, mit seinen Künsten und dem Gewerbfleiß seiner Bewohner Dasjenige, was Aegypten und Syrien ehemals in ihrer Art besessen hatten, und es that mir wohl, den Glanz des Orients in dem neuen Europa wieder zu finden. Indessen wurde das Vergnügen einer solchen Vergleichung durch eine neue Betrachtung wesentlich gestört. Erwägend, wie groß die Macht und der Reichthum in diesen Gegenden des Orients gewesen und wie sie jetzt so gänzlich verschwunden, fragte ich mich, ob ein ähnliches Loos auch unsern Welttheil und unsere europäische Cultur mit der Zeit nicht treffen könnte? Wer weiß, ob an den Ufern der Seine, der Themse oder am Südersee, da, wo heutigen Tages im Strudel so vieler Genüsse Auge und Herz nicht ausreichen, um alle Eindrücke in sich aufzunehmen, wer weiß, ob auch an diesen Orten nach Verlauf von Jahrhunderten oder Jahrtausenden sich nicht ein Reisender auf einsamen Ruinen niederlassen und über der Asche versunkener Geschlechter und zerstörter Paläste trauern wird? Bei diesen Gedanken füllten sich meine Augen mit Thränen; ich barg mein Angesicht in meinen Mantel und überließ mich düsteren Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen. „Ach!“ seufzte ich, „ein blindes Verhängniß spielt mit dem Daseyn des Menschen, und eine traurige Nothwendigkeit herrscht launenhaft über das Loos der Sterblichen, — oder sollte dies Alles nach den ewigen Rathschlüssen einer weisen Vorsehung, eines Gottes in der Weltgeschichte so geschehen seyn?“ Immer tiefer versank ich in meine Betrachtungen, und den Faden aus diesem Labyrinthe vermochte ich nicht zu finden.

Es drang jetzt ein dem Rauschen eines Kleides ähnliches Geräusch an meine Ohren, und über dem dürren Grase vernahm ich einen leichten und schwebenden Tritt; ich lüftete den Mantel, blickte forschend umher und gewahrte beim bleichen Lichte des Mondes zwischen den Säulen und Trümmern eine weiße Gestalt, ähnlich denen, die uns die Maler von Gespenstern vorführen. Ein Schauer überlief mich, und während ich überlegte, ob ich entfliehen oder das Phantom anreden sollte, vernahm ich die dumpfen Töne der folgenden Anrede: „Wie lange wird der Mensch den Himmel mit ungerechten Klagen belästigen? Wie lange wird er das Schicksal als die Urheberin seiner Uebel beschuldigen, und wie lange werden seine Augen dem Lichte der Wahrheit verschlossen bleiben und sein Herz der richtigen Empfindung? Die Wahrheit zeigt sich ihm zwar überall, aber er will sie nirgends erkennen. Verblendeter Sterblicher! wenn du nach Licht und Wahrheit wirklich suchest, so kannst du sie finden, wenn du diese Ruinen befragest. Ihr Zeugen aus vergangenen Jahrhunderten, ihr heiligen Tempel und ehrwürdigen Gräber, ihr einst ruhmgekrönten Mauern, kommt, um vor dem Richterstuhl der Wahrheit gegen ungerechte Anklagen Zeugniß zu geben? Widerlegt die falsche Weisheit und die heuchlerische Frömmigkeit und rechtfertigt die Erde und den Himmel gegen die Anschuldigungen der Menschen! Was ist dieses blinde Verhängniß, welches ohne Plan mit den Sterblichen spielt, und was ist diese ungerechte Nothwendigkeit, die den Ausgang der Handlungen bestimmt, ohne Rücksicht zu nehmen, ob Klugheit oder Thorheit sie eingab? Worin besteht der über diese Gegenden geschleuderte Fluch des Himmels und wo ist der Bannstrahl, der sie zur Einöde macht? Sagt, ihr Denkmäler vergangener Zeiten, hat der Himmel seine Gesetze und hat die Erde ihre Bewegungen geändert, ist das Feuer der Sonne erloschen, steigen aus dem Meere keine Dünste zu den Wolken empor und gibt es keinen Regen und keinen Thau mehr? Halten die Berge ihre Quellen zurück, sind die Bäche ausgetrocknet und tragen die Pflanzen und die Bäume keine Früchte mehr? Hat Gott die Ordnung der Natur und die heilige Regel seiner Welt aufgehoben und ist die Natur gegen die Menschen als Feindin aufgetreten? Nichts in der Natur hat sich geändert, und an ihr liegt es nicht, daß Völker untergegangen und Staaten versunken sind. Das Schicksal und die Gottheit haben eure Uebel nicht verschuldet, und sie sind es nicht, welche diese Tempel gestürzt und diese Mauern zerbröckelt haben. Gottes Hand ist es nicht, welche diese Städte angezündet und diese Ernten verbrannt hat, sondern nur der Arm des Menschen ist es gewesen, und nur seine blinde Wuth hat den Völkern Verderben und Untergang gebracht. Die Habgier der Herrscher und der sclavische Sinn der Beherrschten, der Stolz der Könige und die Kriecherei der Höflinge, die Leidenschaften der Parteien und die Rohheit des Pöbels haben unter euch gewüthet, nicht aber der Zorn Gottes, noch der feindliche Wille des Schicksals. Furchtbar ist das Heer eurer Leidenschaften, die ewig alles menschliche Glück untergraben, und groß ist die Summe eurer Thorheiten, die nie aufhören, sondern nur ihre äußere Gestalt ändern. Wenn ihr im Unglück und in trüben Tagen euch nicht zu helfen wißt, ist dann die Unwissenheit Gottes oder die eurige zu beklagen? Gott ist gut und gerecht, eure Unvollkommenheiten sind nicht die seinigen und an euren Verbrechen hat er keinen Antheil. Der wunderbare Wechsel der Dinge, worüber die Menschen sich beklagen, ist nicht vom Schicksal verschuldet; das Dunkel, worin ihr euch verirrt, ist nicht das Dunkel des Himmels und eure Klagen sind so ungerecht und so verkehrt, wie die Verblen-

Digitized by Google

dungen eures eigenen Geistes. Du fragst, warum jene ungläubigen Völker und Götzendiener alle Segnungen des Himmels und der Erde genossen haben? Wann jene alten Völker Fleiß und Nachdenken anwendeten, um den Boden fruchtbar zu machen und sich durch Handel und Gewerbe zu bereichern, sollte da die Gnade des Himmels sich von ihnen abwenden, und sollte der Lohn ihrer Arbeit ihnen von der Gottheit vorenthalten werden? Wann sie, um die Erde fruchtbar und ergiebig zu machen, Kanäle gruben, Wasserleitungen anlegten und Sümpfe austrockneten, sollte da der Herr des Himmels und der Erde die Quellen der Berge verstopfen, den Regen zurückhalten und ihre Saaten zerstören, sollte er die Ordnung der Natur stören, weil jene Menschen ihn auf ihre Weise und nicht auf die eurige anbeteten und verehrten? Sie waren Ungläubige und Götzendiener, nach dem Ausspruche eurer Priester, aber sie besaßen Klugheit genug, um treffliche Einrichtungen zu machen, Muth genug, um ihr Vaterland zu vertheidigen, Gerechtigkeit genug, um ihre Gesetze aufrecht zu halten, Glauben genug, um die Weisheit ihrer Götter zu erkennen, und Frömmigkeit genug, um sie zu verehren. Nennt ihr das Unglauben, so sagt mir, was ihr Glauben nennt? Ihr nennt euch auserlesen und in ganz besonderer Gnade Gottes stehende Völker, und doch habt ihr ganze Nationen mit dem Schwerte vernichtet, Städte eingeäschert, Felder verwüstet und die heiligsten Menschenrechte mit Füßen getreten und doch sind eure Priester nicht besser und nicht duldsamer als es jene vor Jahrtausenden waren! Die ewigen Naturgesetze galten damals und werden immer gelten, denn sie sind älter als Priester, Propheten und Tempel; weder die Leidenschaften noch die Thorheiten der Menschen können sie aufheben. — Andere sagen: „Alles ist nur Zufall, und ein blindes Verhängniß theilt Böses und Gutes willkürlich aus, und die Klugheit oder der Wille des Menschen vermögen nichts dawider." Ich aber sage, daß die Völker weder durch den Fluch der Götter, noch durch ein blindes Verhängniß untergegangen sind, sondern nur durch ihre eigenen Leidenschaften und Thorheiten, durch ihre Laster und Verbrechen, durch ihre Habgier und Zwietracht, durch ihren Uebermuth und durch die Verschlechterung ihrer Sitten." Dies waren die ernsten Worte des Phantoms, die ich vernahm und deren Wahrheit mich erschütterte.

Mannichfaltigkeiten.

Sonntag den 3. August wurde der auch als Schriftsteller wohlbekannte und vielfach verdiente Superintendent Dr. theol. Lomler zu Saalfeld mitten in seinem Berufe, auf der Kanzel, vom Schlag getroffen, und verschied bald nachher in einem Privathause, wohin er gebracht wurde.

(Neueste Mode.) In Paris kommen jetzt die Federhüte wieder auf, wie sie zu den Zeiten Ludwig's XIII. in der Mode waren. In Lyon haben die Hutfabrikanten sehr nothwendig, um solche Hüte zu fabriciren.

An ein Stück Sohlenleder, das auf einer Ausstellung von Gewerbs-Erzeugnissen in Stuttgart zu sehen war, hatte der ehrliche Gerber, von dem es herrührte, einen Zettel geheftet mit den Worten: „Dieses Leder ist von einem inländischen Ochsen verfertigt."

In der Dorfzeitung liest man folgende Einsendung: Da es im Seminar zu E. Sommer und Winter fürchterliche Donner- und Hagelwetter gibt, und es dabei alle Mal Eselsköpfe, Pferdeknechte, Pferdelümmel, Schafsköpfe, Sperlingsköpfe, Dummköpfe, Ochsen, Rindvieh und eine große Menge entsetzlicher Flüche und Schwüre regnet, so werden hiermit alle edelgesinnte und religiöse Menschen aufgefordert, wer irgend einen Ableiter gegen solche schreckliche Gewitter kennt, die nach und nach einem ganzen Lande durch Fortpflanzung und Uebertragung höchst gefährlich werden können, ihn in diesem Blatte gefälligst bekannt zu machen.

Ein ergrauter Geistlicher."

(Mazurka, Polka, Alles ist überboten!) Die Indianer, welche kürzlich in Paris gezeigt wurden, haben durch ihren Tanz mit den Streitärten Alles zum Rasen gebracht. Man tanzt ihn schon an allen öffentlichen Vergnügungsorten und ganz Paris erscheint wie ein einziger Wilder! Zwar werden ihn die Wilden selbst schwerlich mehr erkennen, weil er so überaus verfeinert, daß es als ewige Wahrheit sich herausstellt: die Wildheit bedürfe der Hülfsmittel höchster Civilisation, um in ihrer vollendetsten Größe zu erscheinen.

An der projectirten Werra-Eisenbahn wird bereits den ganzen Werragrund entlang fleißig nivellirt und abgesteckt.

Die Allg. Kirchenzeitung Nro. 24, 1845, versichert, daß im Fürstenthume Rudolstadt an der Spitze der geistlichen Angelegenheiten ein Oberstallmeister stehe. Ist das so?

Eine sehr ergötzliche Scene ward am 26. Juli den Besuchern des Jardin des Plantes zu Paris zum besten gegeben. Eine gute ehrliche Bürgersfrau betrachtete sich die Bären bei ihrer Grube und wollte ihnen ein Stück Brod zuwerfen, unglücklicherweise entglitt ihr dabei ihr Regenschirm; sogleich läuft einer der Bären hinzu, ergreift das Regendach mit seinen Vordertatzen, sucht es zu öffnen, was ihm nach unzähligen possirlichen Anstrengungen endlich gelingt, und spaziert dann, auf seine Hinterfüße aufgerichtet, gravitätisch in der Grube umher, sich mit seinem Regenschirm gegen die Sonnenstrahlen schützend. Man kann sich das unaufhörliche Gelächter der zahlreichen Zuschauer denken, in welches auch die gute Frau, die Anfangs das Schicksal ihres Regendaches zu bewcinen große Lust hatte, endlich einstimmen mußte.

Die Wittwe Lucian Bonaparte's hat eine Broschüre gegen Thiers Verfälschung des Verhältnisses Lucians zu Napoleon geschrieben. Alphons Karr sagt in seinen „Wespen", daß sie sich bitter über Thiers beklagt und ihm gesagt, daß die Ehre und die Pflicht ihres Wittwenthums ihr diese öffentliche Erklärung zur Pflicht gemacht habe, indem sie nichts Verletzendes für ihren Gemahl der Nachwelt überliefert wissen wollte, was der Wahrheit zuwider sey. Karr sagt, daß Thiers dabei sehr leichtsinnig verfahren, denn er habe gewußt, daß die Wittwe Lucian Bonaparte's Dokumente von der höchsten Wichtigkeit in Händen habe, und sich durchaus keine Mühe gegeben, deren Mittheilung zu erlangen. Er sagt, daß die Worte, die man Lucian zugeschrieben, „daß das Land der Schwätzer sehr müde sey", auf heute treffende Anwendung finde.

Korrespondenz.

Nordhausen, 1. Aug.

In diesen Tagen ward in dem zwei kleine Wegstunden von hier entfernten Dorfe Urbach die dortige sehr alte und baufällige, aus dem tiefen Mittelalter stammende Kirche niedergerissen, um eine neue an deren Stelle zu setzen. Als man das Gemäuer bis zur Mitte der Fensterluken abgetragen hatte, stieß man in der Mitte der südlichen, 4 Fuß dicken Chorwand auf einen aufrecht stehenden, kostbaren, mit vielem Bildwerk in erhabener Arbeit versehenen Marmorsarg, dessen Länge 9' 4" beträgt. Derselbe ward vorsichtig und unverletzt heraus gehoben und im Beisein des Kirchenvorstandes geöffnet. Die Oeffnung hatte ihre große Schwierigkeit, indem der Deckel mit einem Cement aufgelöthet war, welcher Marmorhärte angenommen hatte und durch welchen Umstand leider ein großes Stück aus dem Fußende des Sarges herausbrach. Großes Staunen, ja Schrecken ergriff die Anwesenden beim Anblicke des Leichnams, da derselbe, in vollem, prächtigem Priesterornate, so frisch und wohl er-

Digitized by Google

halten aussieht, als wäre der Mann erst gestern gestorben. Alles, die Farbe der Haut, die Weichheit derselben, das greise, kurzgeschorene Haupthaar, die Nägel der Finger u. s. w. sind vollkommen erhalten. Das Fleisch ist weich und eindrückbar, wie Wachs, die Glieder biegsam und geschmeidig, die Zähne vollzählig, schön geformt und weiß wie Elfenbein. Selbst die Augen, nur halb bedeckt von den Augenlidern, haben noch eine Art Glanz. Das Ornat besteht aus einem Talar von himmelblauer Seide, von ächten Goldfäden durchwirkt, und in einem weißen Ueberwurf (Chorhemd) aus dem feinsten Nesseltuch und mit kostbaren Spitzen besetzt, Alles sehr schön erhalten und glänzend, als wärr es nagelneu. Um die ineinandergefalteten Hände ist ein aus milchweißen, auf Golddraht gereiheten Perlen bestehender Rosenkranz gewunden, an welchem eine aus unbekanntem Metall gefertigte Kapsel in Form eines Medaillon hängt, auf deren einer Seite in Mönchschrift aus dem 11ten Jahrhunderte die Worte stehen: Otto Imperator Parocho Jebichano sculptori excellentissimo. Zu deutsch: Kaiser Otto dem Pfarrer in Irdich (Urdach), dem ausgezeichneten Künstler. Auf der Kehrseite steht das Bild des guten Hirten. Die Kapsel ließ sich leicht öffnen und enthielt ein kleines zusammengerolltes Pergament mit Goldschrift auf ultramarin, die aber, wegen der Alterthümlichkeit der Lettern wenigstens nicht gut zu lesen ist und vorerst so viel ergibt, daß der Priester ein großer Künstler seiner Zeit gewesen, und das uralte Altarblatt mit bewunderungswürdigen Holzfiguren, Scenen aus der biblischen Geschichte darstellend, nebst der äußerst schön geschnitzten Kanzel, welche beide Gegenstände bis auf den heutigen Tag in der nunmehr abgebrochenen Kirche vorhanden geblieben sind, gefertigt habe. Der Mann hat gewiß auch körperlich zu den größten Leuten seiner Zeit gehört, denn die Leiche ist vom Scheitel bis zur Fußsohle, genau gemessen, 7 Fuß 11 Zoll rheinl. lang. Zu Füßen fand man, fast ganz bedeckt von dem himmelblauen Talare, einen Foliobund Pergamentschriften, auf dem Vorderblatte gezeichnet: Chronicon saeculi XI. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieser in geschichtlicher, kunst- und naturhistorischer Hinsicht gewiß äußerst wichtige Fund dem gebildeten Publikum einige Zeit lang zugänglich seyn wird, indem die Gestattung wohl keinen Schwierigkeiten unterliegen dürfte. — Höchst rührend war der Moment, als das alte Gotteshaus, durch welches so viele Generationen mehrerer Jahrhunderte hingegangen sind und darin nach beiden Culten, dem katholischen und protestantischen, die Herrlichkeit ihres Gottes gefeiert haben, den ersten Handschlag der demolirenden Werkleute erfuhr, nachdem darin der letzte feierliche Gottesdienst gehalten, wobei kein Auge der Anwesenden, durchdrungen von der ergreifenden Rede des Pfarrers, trocken blieb. Das schöne Gebäude liegt nun in Trümmern und hat das Loos alles Irdischen erfahren. Mag durch die huldreiche Munificenz von oben das neue sich schön und würdig erheben und wir ein Phönix aus dem Schutte des alten erstehen. Der Riß ist großartig und erhaben, in rein gothischem Style; mag es dem Baumeister Eller gelingen, das Vorbild zu erreichen! Die Gemeinde harret mit Sehnsucht dem neuen Tempel entgegen, um sich einmal in voller Zahl wieder zum Gottesdienste versammeln zu können, was bis jetzt wegen Kleinheit des Raumes nicht möglich war.

Coburg, 4. August.

Ueberall werden dahier bereits Vorkehrungen zum glänzenden Empfang Ihrer Majestät der Königin von England getroffen; vorzüglich aber wird von Seite der Theaterintendantur alles Mögliche aufgeboten, um die stattzufindende Festoper so brillant als möglich zu executiren. Die ausgezeichnetsten Künstler und Künstlerinnen sind zu diesem Zwecke eigens verschrieben. Auch hatten wir, nachdem wir der gewöhnlichen Ferien wegen die Oper längere Zeit entbehren mußten, bereits den Genuß, den 3. August an Fräul. Oswald, königl. würtembergische Hofsängerin, eine erwähnte Künstlerin in der „Regimentstochter" als Marie zu hören. Dieselbe besitzt, außer einer jugendlichen und schönen Figur, eine metallreiche und kräftige Stimme. In jeder ihrer Gesangspiecen zeigte sie eine gute Schule und einen gebildeten Vortrag. Sie fand lebhaften Beifall. Ihr würdig zur Seite stand Hr. Nolden, der den Sulpice im wahren militärischen Charakter und mit vielem Anstand gab und dessen eingelegte Arie im ersten Act mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Eben so vorzüglich war Hr. Kerr als Tonio; auch er sang im zweiten Act eine eingelegte Arie vom Kapellmeister Dronet, die zwar einfach, aber ausgezeichnet lieblich und schön componirt ist und ebenfalls sehr gefiel. Auch das übrige Ensemble, so wie das Orchester verdient einer rühmlichen Erwähnung.

Baiger, 31. Juli.

Wie sehr durch die Musik und insbesondere durch den Gesang der ganze Mensch moralisch und ästhetisch gehoben werde, das hat keine Zeit deutlicher erkannt, als die gegenwärtige; eine Folge davon sind die zahlreichen Gesangvereine, die besonders in den letzten Jahren eine so große Verbreitung gefunden und täglich mehr finden. Insofern durch die Pflege des Gesanges auch die Seele harmonisch gestimmt und für alles Schöne und Gute immer empfänglicher wird, sind solche Vereine wahrhaft volksveredelnd und sollten daher von Allen, deren Stellung in den Gemeinden von Einfluß ist, nicht blos da, wo die Liebe zu ihnen aus der Mitte der Gemeinde selbst erwacht, auf jede Weise befördert und unterstützt werden, sondern auch kein Mittel unversucht bleiben, um den Sinn dafür, da, wo er noch schlummert, zu wecken. Nur erfreulich konnte es daher seyn, daß sich vor Jahresfrist auch in unserer Stadt ein Gesangverein constituirte, der nicht blos gleich Anfangs mit Liebe die gute Sache ergriff, sondern sie auch, unter der kräftigen und unermüdlichen Leitung des hiesigen Knabenlehrers Hrn. Hermanni mit Ausdauer fortwährend pflegte. Am 28. d. M. feierte die hiesige „Liedertafel" ihr Stiftungsfest und gab besonders in dem am Vorabende desselben stattgefundenen Konzerte den erfreulichsten Beweis davon, wie sehr sich ernstliches Bemühen auch selbst in kurzer Zeit belohnt findet, da die Leistungen in jeder Beziehung befriedigend waren und davon zeugten, daß der Verein, bis jetzt aus 45 Mitgliedern bestehend, nicht blos die technischen Schwierigkeiten schon glücklich überwunden, sondern daß, was das Wichtigste ist, der Gesang ihm auch Herzenssache geworden, im Gemüthe Wurzel gefaßt hat und daher auch auf das Leben den wohlthätigsten Einfluß ausüben muß. Die Feier am Stiftungsfeste, mehr der geselligen Freude gewidmet, bestand in einem Auszuge des Vereins mit den Jungfrauen der Stadt unter Vorausritt eines Musikchors in's Freie, wo heitere Gesänge mit Tanz abwechselten und Hr. Schulinspector Otto in einer herzlichen, allgemein ansprechenden Anrede die höhere Bedeutung des Gesanges und des Vereins hervorhob und somit dem Feste die Weihe gab. Pfarrer Anthes, der verhindert war, dem Feste beizuwohnen, sandte schriftlich den Sängern seinen Gruß. Den Schluß des Festes bildete ein Ball, wo dieselbe Ordnung und derselbe Anstand, wie während des ganzen Festes, herrschte und wodurch sich factisch der gute Geist, der den Verein bereits durchdringt, bekundete. — Möge nun dieses erste Fest dazu beigetragen haben, daß der schöne, einträchtige Bund auch für die Zukunft vor jedem Zerwürfnisse gesichert sey, da nur, wenn vereinte Kräfte das Gute mit Ausdauer erstreben, es zu Stand und Wesen kommen kann! Mögen die hiesigen Bewohner, die es mit unserer Stadt wahrhaft wohl meinen, einem Vereine ihre ganze Liebe in Wort und That zuwenden, der so reichen Segen in unsere Mitte bringen kann, einen Segen, der nicht kürzer und treffender bezeichnet werden kann, als es in dem bedeutungsvollen Worte Seume's geschieht: „Ein Volk, das singt, ist kein böses Volk!"

A.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 219:

Zelle. Elle.

Mainwasser-Wärme.

Den 10. August, Abends: 16 Grad. W. Erlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 11. August. Moritz von Sachsen, Schauspiel in 5 Abth., von R. E. Prutz. (Gastrolle) Moritz: Hr. Bräuer, vom Stadttheater in Bremen.

Dienstag, 12. August. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini. (Gastrollen) Rosine: Mad. Steinmüller, vom k. Hoftheater zu Hannover. Figaro: Hr. Steinmüller, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 222. Mittwoch, den 13. August 1845.

Das Landgut auf der Gränze.

Eine amerikanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Etwa acht Monate nach dem zwischen Walcot und Eduard Wilson stattgefundenen Gespräche zog eine kleine Karawane in einen der dichtesten Wälder im nördlichsten Theile von Kentucky ein. Sie bestand aus verschiedenen Wagen, und gehörte einem jungen Mann und seinem freundlichen Weibchen, so wie zwei älteren Männern. Vier junge Feldarbeiter, von denen zwei ebenfalls ihre Frauen bei sich hatten, begleiteten die Emigranten aus ihrem Vaterlande hierher, während ein einfältiger Junge, der sich in der neuen Heimath an sie angeschlossen, den Kolonisten den Weg nach dem Lande zeigte, das sie durch Kauf an sich gebracht. Eduard und Amy waren nun Mann und Weib, und traten die Gefahren und Schwierigkeiten ihres Lebens „im Walde" mit den besten Hoffnungen, und zugleich mit dem entschiedenen Willen an, vor keinem Hindernisse zurückzuweichen, das irgend zu überwinden sey.

Der Zug durch die Wildniß war für Menschen und Vieh im höchsten Grade ermüdend. Da war keine Straße, und die Wagen der Auswanderer mußten durch Gesträuch und Dickigt, über Baumstämme durch die Waldung hingeschleppt werden, wobei man in der Regel nur drei und höchstens fünf Meilen des Tages zurücklegen konnte. Da mußte ein hoher Baum aus dem Wege geschafft, dort ein gewaltiges Dickigt ausgehauen werden, und dann konnte sie wieder eine tiefe Grube zu einem langen und ermüdenden Umweg nöthigen. Zwei Ochsen fielen bei diesen Anstrengungen, und die Auswanderer selbst bekamen eine frühe Probe der Schwierigkeiten zu sehen, die sie in einem neuen Lande zu besiegen hatten. Endlich jedoch erreichten sie den erkauften 500 Morgen großen Platz, und da zeigte sich, daß er mit demselben schweren Holzschlage bewachsen war, der ihnen bisher so viel zu schaffen gemacht hatte.

Wilson war übrigens keineswegs der Mann, um den Muth zu verlieren. Nachdem man die Ochsen ausgespannt, ließ man die Wagen auf der Seite des Bergabhanges stehen, auf welchen der Auswanderer — nicht bildlich gesprochen, sondern buchstäblich zu nehmen — sein Zelt für so lange aufzuschlagen beschlossen hatte, bis eine solidere Wohnstätte errichtet werden konnte. Nachdem dies geschehen, kehrte er zu der Gränzstadt zurück, wo er zwei jener wohlbekannten Taglöhner dingte, die, mit der amerikanischen Axt in der Hand, Waldungen in dem zehnten Theile der Zeit ausroden, die ein europäischer Arbeiter darauf verwenden würde. Ihre Taglöhne waren zwar sehr hoch, aber wie alle Yankee's, wenn sie ein Mal am Geschäfte sind, thaten sie ihre Schuldigkeit; und noch ehe der Winter hereinbrach, war eine Fläche von etwa 8 Morgen ausgehauen, ein Haus erbaut, und der Holzabfall, mit Ausnahme der guten Stämme, zu Asche verbrannt. Der dem Walde abgerungene Raum war klein und unscheinbar: die Bäume waren etwa zwei Fuß vom Boden abgehauen und die Stümpfe lagen auf den Feldern — aber es waren doch Felder und zur gehörigen Zeit wurden sie mit indianischem Korn, süßen Kartoffeln, Kürbissen und all' den übrigen Produkten amerikanischer Landwirthschaft besät und bepflanzt. Wildpret jedoch bildete die Hauptnahrung der Kolonisten, die trotz des rauhen Lebens und Hauswesens, das sie führen mußten, voll Hoffnung und Kraft waren.

Das erste entmuthigende Symptom zeigte sich in der Regenzeit. Das Haus war auf der halben Höhe des Berges erbaut, und anfänglich konnten die guten Leute kein Mittel erdenken, ihre Wohnung vor der Ueberschwemmung durch das herabströmende Wasser zu sichern. Ein oberhalb des Hauses angelegter und nach jeder Seite weithin auslaufender Graben jedoch begegnete endlich diesem Uebelstande. Der Frühling kam, und mit ihm eine Zeit schwerer Prüfung für die Eingewanderten. Das heiße Wetter und die dichte Vegetation der Waldungen rings herum brachten Krankheiten, und der alte Wilson starb am Klimafieber, während die junge Frau, auf dem Punkte, ihren Eduard zum Vater zu machen, um ein Haar dem Beispiele des alten Mannes nachgefolgt wäre. Eine der Frauen verlor ihr Kind, und um das Unglück vollständig zu machen, fiel die Ernte, in Folge ihrer Unkenntniß des amerikanischen Landbaues, so wie durch eine plötzliche Ueberschwemmung, gänzlich unergiebig aus. Auch das Vieh wurde krank, und einige Stücke fielen sogar, da sie einen offenen Weideplatz entbehren mußten.

Aus der geistigen Bangigkeit und Niedergeschlagenheit, welche diese Reihenfolge von Unglücksfällen hervorrief, wurde Eduard Wilson durch die Geburt eines Sohnes aufgeweckt. Doch schien sich noch immer Nichts günstig für ihn gestalten zu wollen, und der Winter nahte unter nur schwachen Zeichen eingetretener Besserung. Das Kapital Eduard's und Walcot's, das sie bei dem Verkaufe ihrer Besitzungen erlöst hatten, wurde durch die erhöhten Ausgaben, welche Krankheit und die schlechte Ernte mit sich brachten, immer mehr und mehr aufgezehrt. Keiner von ihnen jedoch ließ in seiner Thätigkeit nach, und so wurden noch einige weitere Morgen der Wildniß entrissen.

Etwa zwei Jahre nach dem ersten, dem Leser berichteten Auftreten der verschiedenen Personen unserer einfachen Erzählung war eines Abends die ganze Familie in dem geräumigen hölzernen Hause versammelt, das, in verschiedene Parzellen abgetheilt, die Schlafstätte für Alle bildete. Wilson saß auf der einen Seite des hochauflodernden Feuers und Walcot auf der andern, während Amy in der Nähe ihres Mannes mit einer weiblichen Arbeit für ihr Kind beschäftigt war, das in einer geflochtenen Wiege zu ihren Füßen schlief. Die Arbeiter verfertigten einige rohe Werkzeuge zu landwirthschaftlichem Gebrauch, und die Weiber, gleichfalls nicht müßig, nähten die Felle zusammen, die bei Allen die Stelle des Oberkleides vertraten. Eduard las aus einer Zeitung, die in seine

Digitized by Google

ferne Wohnstätte gelangt war, diejenigen Neuigkeiten vor, die etwa seinen Zuhörern interessant erscheinen mochten.

Während er noch las, ward ein leises Klopfen an der Thüre vernehmbar; die Thüre wurde sodann aufgemacht, und nun stand ein unbewaffneter Indianer vor ihnen, nach Luft schnappend und aus vielen frischen Wunden blutend. Es war ein alter Penobscot, den jedoch Niemand von den Anwesenden kannte.

„Indianer verwundet — schwach — hungrig — Sioux dürsten nach Blut. Will weißer Mann gönnen ihm Speise und Schlaf?"

Wilson war unschlüssig und Walcot schüttelte, wie verneinend, halb und halb den Kopf; Amy jedoch beseitigte auf ein Mal alle Zweifel, die sich bei ihrem Gemahl eingestellt haben mochten.

„Kommt zum Feuer her, Indianer!" sprach sie liebreich, „und theilt uns, wenn Ihr gegessen habt, mit, was Ihr von den Sioux zu sagen habt. — Wenn sie im Walde sind, so werden wir uns wohl selbst vorzusehen haben," setzte sie hinzu, einen bangen Blick auf ihr schlummerndes Kind werfend.

„Einer, zwei, drei," hob der fremde Gast an, die Frau dankbar anblickend, „zehn, zwanzig böse Indianer im Wald. Aber Weib heißen Indianer sehr gut willkommen. Wollen weißer Häuptling auch so sagen?"

„Allerdings, das will ich," rief Wilson, in welchem sein angebornes hochherziges Wesen plötzlich die Oberhand gewann, mit Wärme; „eßt, trinkt, und seyd wohlgemuth, und dann sagt uns Alles, was noth thut, um uns gegen den Feind zu schützen."

„Erst schützen, nachher essen," entgegnete der Penobscot mit Würde. „Sioux ganz nahe, jagen Wan-ti-mu durch die Wälder alle Tage. Wan-ti-mu tödten zwei," setzte er hinzu, die gewöhnlichen Sieges-Trophäen zeigend, „aber nicht können tödten zwanzig."

Der alte Häuptling verließ hierauf die Hütte, kehrte aber im nächsten Augenblicke wieder mit Büchse, Tomahawk und dem Pulverhorn, das er, zum Zeichen seiner Leere, traurig schüttelte, zurück. Kaum befand er sich wieder innerhalb der vier Wände der Hütte, als er Wilson aufforderte, die Thüre zu verrammeln und alle Anstalten zur Vertheidigung gegen die Sioux zu treffen. Eduard that dies, und sofort wurden alle aufzutreibenden Waffen hereingebracht und hergerichtet, während einer der Arbeiter, den man hiezu am geeignetsten hielt, eine Leiter, die zu einer Oeffnung im Dache führte, hinaufstieg, und, sich gegen das Kamin stemmend, die Gegend rings herum bewachte, damit die Sioux nicht unvermuthet herannahen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus Frankreich über die religiöse Bewegung in Deutschland.

(An die Redaction des Frankfurter Journals.)

** Aus dem Elsasse, 31. Juli.

Da Ihr schätzbares Blatt die religiöse Bewegung der deutsch-katholischen Kirche ergriffen, und bisher Alles, was sich auf dieselbe bezog, mit vieler Genauigkeit und Umsicht mitgetheilt hat, so muß es Ihnen interessant seyn, zu vernehmen, wie diese neue, so glorreiche Reformation in Frankreich beurtheilt wird, sowie, welche Wirkung diese geistige Aufregung bei uns hervorbringt. Die französischen Protestanten haben Deutschland zu viel zu verdanken und sind zu sehr in einem geistigen Verband mit diesem Lande, als daß sie nicht mit Jubel die neue Morgenröthe begrüßt hätten, die nun wieder, in diesem Lande der Ideen und des Forschens, das Erscheinen des Lichtes verkündigt, und mit lebhafter Spannung und Segenswünschen sehen sie der Entwickelung und Gestaltung der neuen Kirche entgegen, die, wir zweifeln nicht daran, einer der wichtigsten Momente der neuern Zeit werden wird.

Auch in Frankreich regt sich der Geist hie und da. Man fühlt die Last des Joches, das der Ultramontanismus dem Volk auflegt; man ist der veralteten, erstarrten Formen überdrüssig und möchte den auf Menschen gegründeten Autoritätsglauben abschütteln; allein bei den Gebildeten herrscht leider zu oft ein großer Indifferentismus gegen die christliche Religion, die sie nur durch das Prisma des Ultramontanismus kennen gelernt haben, dessen mystische Formen und hierarchische Grundsätze und Tendenzen ihnen durch ihre geistreichsten Schriftsteller lächerlich gemacht wurden, und die Masse des Volkes ist durch eine planmäßige religiöse Erziehung der ultramontanen Geistlichkeit, die seit der Restauration in den Seminarien gebildet wurde, in die alte strenge Form des Romanismus zurückgeführt worden. Der Erfolg dieser Reaction auf den Volksgeist der französischen Nation ist bedeutender, als man vermuthen sollte, und hat sich besonders an den Orten gezeigt, wo Protestanten und Katholiken beisammen wohnen.

Wäre die Geistlichkeit mit ihren Grundsätzen und Tendenzen nicht zu frühe hervorgetreten, hätte sie nicht tollkühn die Universität, die Institute und Männer, auf die die Nation stolz ist, angegriffen, wäre das Volk nicht so beweglich und an freisinnige politische Formen und Ideen gewöhnt, hätten die Journale nicht so ritterlich gekämpft, wer weiß, in welche Verfinsterung Frankreich hätte versinken können. Seit den Kämpfen gegen die Jesuiten und Bischöfe hat aber die öffentliche Meinung einen Umschwung erhalten. Manche, die schon halb gewonnen waren, sehen jetzt den Abgrund, in welchen eine hierarchische Priester-Regierung die Nation stürzen würde. Andere, die nur aus Politik der neuen Richtung gehuldigt hatten, erkennen es jetzt, daß mit der ultramontanen Partei nicht viel zu gewinnen ist, und daß der bessere Theil der Nation sie zurückstößt. Die vielen Schriften, die in neuerer Zeit über die religiösen Zustände gewechselt wurden, haben eine Gährung in den Geistern hervorgebracht, die schon hie und da erfreuliche Erscheinungen zeigt, so daß Alles zu großen Ereignissen vorbereitet ist. Zwar wird es schwer halten, eine französisch-katholische Kirche zu gründen nach den unglücklichen Versuchen des Abbé Chatel und Consorten, die persönlich nicht genug geachtet waren, und welche die wahre religiöse Würde durch Pomp und Affectation zu ersetzen suchten; jedoch ein kenntnißreicher, geachteter, umsichtiger, mit seinem Volke und seinen religiösen Bedürfnissen bekannter höherer Geistlicher, der aus der römischen Kirche treten würde, wäre bald nicht mehr allein. Bis jetzt haben sich die mit ihrer Kirche und deren Lehren unzufriedenen Katholiken an die Protestanten angeschlossen. Besonders glimmt der Funke unter der Asche im südlichen Frankreich, in der Nähe von La Rochelle, und an den Orten, wo die kräftigen Hugenotten mit dem Märtyrertode ihren Glauben besiegelten. — Helden, euer Blut ist nicht vergebens geflossen; nach langen Jahren trägt es noch seine geistigen Früchte! —

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Würzburg, 10. August.) Die auswärtigen Blätter haben dem großen deutschen Sängerfeste die gebührende Würdigung angedeihen lassen, und auf allen Seiten liest man Berichte darüber. Am meisten beschäftigte sich der „Nürnberger Kurier" mit ihm. Rücksichtlich seiner Schilderung der Vorfälle des ersten Tages glauben wir auf ihn hier zurückkommen zu müssen. Zuvörderst können wir seiner bestimmt gegebenen Behauptung, daß es Sänger und nur Sänger gewesen, welche den Tumult hervorgerufen, eben so bestimmt, aber mit Nachweisen widersprechen. Der Vorstand und

viele andere Personen, auf deren Zeugniß wir uns berufen können, versichern uns, daß Leute, die keineswegs zu den Sängern gehörten und sich in Masse zu denselben eingedrängt hatten, wegen Tumults zur Rede gestellt und von ihnen entfernt worden seyen. Was die Schlußfolgerung anlangt, die der Nürnberger Kurier aus dem Vorfalle zieht, der gemeinschaftliche Gesang reize an, statt daß er die Sitten mildere, so ist sie, gelind gesprochen, frivol. Somit wäre also dem Kirchenliede der Stab gebrochen, hiemit das Lied als geselliges Vergnügen, als Erhebungsmittel verdammt, hiermit die alte Mythe von Orpheus und Arion Lügen gestraft, hiermit eine Erfahrung umgeworfen, die Jahehunderte erprobt worden ist. Wenn überhaupt die Musik, je nach ihrem Charakter, verschiedene Wirkung auf das menschliche Gemüth übt, wie kann es möglich seyn, daß der Gesang (Vokalmusik) immer dieselbe Wirkung ausüben soll? — Um auf unsern speciellen Fall zurückzukommen, so hat sogar dieser am andern Tage den Correspondenten eines Besseren belehrt, und zu verwundern ist allerdings, daß die Redaction des Nürnberger Kuriers nicht wenigstens diesen Satz, wenn nicht das ganze Referat ihres Correspondenten über diesen Vorfall unterdrückt hat, da dieser selber in derselben Nummer des Blattes dem Sängerfeste ein Amende honorable gibt. — Die „Augsb. Abendzeitung" meldet, einige Toaste wären unterdrückt worden. Dieser Ausdruck könnte zu Mißdeutung Veranlassung geben. Daß einige Redner durch den Lärm gestört wurden, ist wahr: daß aber auf irgend eine andere Weise ein Toast unterdrückt worden wäre, ist durchaus unwahr. Es herrschte während des ganzen Festes fortwährend ungezwungene Redefreiheit, aber nie überschritt dieselbe die Gränzen, die richtiger Tact und Mäßigung gezogen, und es war deßhalb auch nie ein Einschreiten nothwendig gewesen. — Nun auch noch ein Wort über den pecuniären Ertrag des Festes: er stellte sich auf 6812 fl.

(Vom Schwarzwald, 29. Juli.) Nachdem schon in mehreren Gemeinden Unglücksfälle zu bedauern sind, die ihren Grund in der durch religiöse Herleitung herbeigeführten Geistesverrücktheit junger Mädchen haben, erregte eine blitzschnell sich ausbreitende Sage, noch ehe ihre Wahrheit gänzlich verbürgt war, eine außerordentliche Erbitterung, und machte die überall lauten Forderungen nach kirchlichen Verbesserungen nur noch heftiger. Nach derselben hat sich eine ganz junge Weibsperson von R—d—b—g bei Neustadt mit einem neuen Kleide nach F—r zu dem durch seine jesuitischen Umtriebe allerwärts bekannten jungen Priester R. begeben, um ihre Andacht zu verrichten, incl. zu beichten und zu kommuniziren, was von den Gutgläubigen alle Tage zu geschehen hat. Dieser junge geistliche Herr aber hat in seiner gewöhnlichen Art von dem neuen Kleide Anlaß genommen, ihr wegen solchem Anzug von Sünde und Hölle zu sprechen, die ihr jetzt mit den ewigen Feuerflammen drohe. Geängstigt durch dieses ächt mönchische Lehrverfahren, ist dieses arme Mädchen kaum nach Hause gekommen, als es nicht blos seine neuen Kleider in einen brennenden Ofen warf, sondern den Versuch machte, sich selber darin zu verbrennen, so das es kaum noch gerettet werden konnte. Dasselbe, im Gesichte und an den übrigen Theilen des Kopfes sehr übel zugerichtet, befindet sich in der Behandlung eines Arztes von Neustadt, der schnell herbeigerufen ward, und von dem zu erwarten steht, daß er der Behörde die gehörige Anzeige machen werde. (Oberr. Z.)

Fast alle politischen Blätter bestehen durch die Annoncen, das heißt, sie würden ihren Eigenthümern nicht den geringsten Vortheil abwerfen, wenn sie nicht dazu benützt würden, die mannichfachsten Anzeigen unter die Leute zu bringen. Dies ist eben so der Fall bei den Lokalblättern, wie bei den Zeitungen, die weithin versendet werden. Selbst die Allgemeine Zeitung könnte, trotz ihrer zehn- oder zwölftausend Abonnenten, ohne ihre zahlreichen Inserate nicht bestehen. In Frankreich und England hat dieses Annoncenwesen eine ungeheure Ausdehnung gewonnen, aber auch zugleich eine eigenthümliche Organisation erfahren. In Frankreich namentlich sind die politischen Journale bis auf ein paar, wie die Debats, der Globe, die Democratie, nur als eine Spekulation auf Annoncen zu betrachten, zu welcher der Abonnent nur als Mittel dienen soll. Würden die Annoncen einmal aufhören, so würden an demselben Tage auch die Journale mit ihren fünfzehn-, zwanzig-, dreißigtausend Abonnenten zu Grunde gehen. Wenn diese Verhältnisse schon seit lange diesen Theil der Presse in den Augen der Welt tief herabsetzten, so war es die erneute Speculation, das Format zu vergrößern, die offenbar darauf hinzielte, sich immer mehr und mehr von der Basis, die sich auf das Abonnement gründet, zu entfernen, und die Basis der Anzeigen zu ergreifen. Die Anzeigen sind als der Schlußstein des Gewölbes zu betrachten.

(Berlin, 24. Juli.) Die philosophische Facultät unserer Universität hatte vor kurzem zwei neue Privatdocenten angenommen und es erhob sich dabei die Frage, ob ihnen die Bedingung ihrer Habilitation, welche das jüngst erlassene Rescript vorschreibe, daß die Privatdocenten nur auf vier Jahre zur Probe zugelassen werden sollen und dann über ihr ferneres Bleiben zu entscheiden sey, mitgetheilt werden solle, da gegen dieses Ministerialrescript protestirt worden sey, und dasselbe somit auch keine legale Kraft habe. Die beiden Privatdocenten wurden somit unter den gewöhnlichen Bedingungen zugelassen.

(Magdeb. Ztg.)

Wie fingen es früher die Kritiker an, um in dem beschränkten Raum, den ihnen die Journale für ihre Bemerkungen boten, geistreich zu schreiben und dabei zu unterhalten und zu belehren? Wer jetzt nicht so und so viel „Spalten" hat, weiß nichts zu sagen. Die alten Kritiker müssen doch etwas verstanden haben; und trotz der geringen Ausdehnung, die ihre Kritiken hatten, wurden sie auch mehr beachtet und in Ehren gehalten, als die langgestreckten unserer Tage.

Ein Mann wurde aufgefoedert, in der nächsten Sitzung der Gemeinderäthe die Einführung einer Hundesteuer zu beantragen. „Ich werde mich wohl hüten", erwiederte er, „alle Hunde im ganzen Lande würden mich anbellen."

Frankfurter Theater.

Während man nicht in Abrede stellen kann, daß die Anforderungen des Publikums an Schauspieler und Sänger, besonders in größern Städten, wo man viel gesehen hat und täglich Neues sieht, sich immer mehr steigern und wirklich schwer zu befriedigen sind, indem man nicht selten zuviel verlangt, ist es dagegen eben so gewiß, daß wir gegenwärtig an bedeutenden Talenten in der Oper, wie im Schauspiel ziemlich verarmt sind. Die geringe Anzahl der heutigen Notabilitäten der Bühne sind theilweise über die Jahre ihres Glanzes und ihrer Kraft schon hinaus, theilweise in den beengenden Schranken einiger Hofbühnen mehr oder minder erschlafft, und wie wenig Namen von Klang sich unter dem jüngeren Nachwuchs befinden, wie der Mangel von Theaterschulen und gehöriger Vorbildung überall gefühlt wird und wir überhaupt unter diesen Jüngern nur wenig tüchtige Kräfte vorhanden sind, dies bedarf keiner Auseinandersetzung. Seit Batson's Abgang von der hiesigen Bühne haben hier einige Dutzend Schauspieler, aus Nord und Süd kommend und mitunter nicht ohne Renommée, gastirt, aber ihre Darstellungen waren in der That entweder ganz unerquicklich, oder sie erhoben sich kaum zur Mittelmäßigkeit; wir sahen viel Unnatur, viel theatralische Unarten und hörten viel hohle Declamationen ohne Wahrheit und Tiefe, viel falschen Pathos und Affectation, aber nur wenig von jener Kunst, die den Beschauer erfreuen und erwärmen kann, nur wenig von jener Natur, die uns das Leben und die Menschen in edeln Bildern abspiegelt. Nach solchen Erfahrungen gestehen wir offen, daß wir auch dem Gastspiele des Hrn. Bräuer, obwohl demselben ein guter Ruf vorausging, nicht ohne Mißtrauen entgegensahen; aber um so mehr waren wir erfreut, der Beachtung würdige Vorzüge zu finden.

Digitized by Google

Hr. Breuer debütirte als Hamlet, welche Rolle so vielseitige Richtungen bietet, daß in ihr der Darsteller seine Befähigung erproben kann. Bei den verschiedenartigen Auffassungsweisen und den vielen Einzelnheiten der Darstellung dieser bedeutungsvollen Rolle können wir wegen des beschränkten Raumes unserer Berichte weder in kritische Erörterungen, noch in Details der Leistung des Gastes eingehen, sondern ist uns nur vergönnt, zu berichten, daß Hr. Breuer seine Aufgabe im Ganzen sehr befriedigend und unter sehr beifälliger Aufnahme gelöst hat. Ohne durch die äußerlichen Vorzüge einer bestechenden oder imponirenden Persönlichkeit unterstützt zu seyn, hat er den darzustellenden Charakter durch ein sehr gewandtes und bühnenkundiges Spiel, durch poetische Belebung, dramatische Durchführung und würdige Haltung geltend gemacht und gezeigt, daß er zu den über das Wesen und den Zweck der Kunst klargewordenen, denkenden, durch Fleiß und Studien vorbereiteten Schauspielern gehört. Am meisten genügte er uns in den ruhigern Momenten der Reflexion und des Gefühlsausdruckes, bei welchem letzteren er indessen, wie z. B. beim Schlusse der Scene mit Ophelia (Geh' in ein Kloster!) etwas zu weichlich und süßlich wurde, in welchen flötenden Ton er auch in mehreren andern Scenen verfiel. Wenigee befriedigend erschien uns der Ausdruck der Leidenschaft, der eine kräftigere Haltung und weniger Gereiztheit zu wünschen ließ. Hr. Breuer besitzt ein schönes und klangvolles Sprachorgan, welches jedoch nicht stark angestrengt werden darf und so viel als möglich in ruhigen Tonbewegungen gehalten werden muß. In dieser Beziehung wird Hrn. Beener unser sehr akustisches Haus zu statten kommen. Nachdem der Gast durch seine im Totaleindruck wohl befriedigende und in manchen Scenen vorzügliche Leistung sich als einen nicht zur Masse der gewöhnlichen Schauspieler gehörenden, sondern als einen der bessern Mimen bekundet hat, sehen wir dessen fernerem Auftreten mit Vergnügen entgegen. Le wurde mehrmals hervorgerufen. — Auch Fräul. Hausmann (Ophelia) sprach sehr an und wurde durch lebhaften Beifall belohnt. W.

Korrespondenz.

Langenschwalbach, 5. August.

Jubiläum des herzogl. nassauischen Geheimenrathes Dr. Heinr. Fenner von Fenneberg.

Da das Auge des Menschenfreundes bei jeglichem Bunde gerne weilt, den edle Menschen schließen, um entweder etwas Gutes in's Daseyn zu rufen, oder das bereits vorhandene Edle durch Ehrenbezeugungen zu verherrlichen, so glaubt Einsender dieses Artikels, zumal bei dem weitverbreiteten Rufe Dessen, über den sich hauptsächlich ausgesprochen werden soll, Vielen eine recht willkommene Kunde zu bringen. Die Bürger Langenschwalbach's haben nämlich am 3. d. M. das fünfzigjährige Dienstjubiläum ihres um ihre Stadt hochverdienten Hrn. Geheimenrathes, Badearztes und Ritters Dr. Heinr. Fenner v. Fenneberg, festlich begangen. Mit Umsicht und Eifer für die Sache wirkte gleich beim Beginn, als die Festidee auftauchte, der bei uns als wackerer Mann und als tüchtiger Geschäftsmann bekannte herzogl. Stadtschultheiß Hr. Milchsack. Anregung, Leitung, Schlichtung von einzelnen Differenzen, die bei jedem Feste zu dem Unvermeidlichen gehören, fanden in ihm den Anreger, Leiter und Friedensstifter, und mit seltenem Tacte und seltener Gewandtheit setzte er das Ganze in's Werk. Auf der andern Seite bot ihm der Stadtvorstand, das Festcomité und mancher gute Bürger die Hand, und so konnte es denn nicht fehlen, daß wir ein Fest feiern konnten, das in Bezug auf das Menschenleben ein selten wiederkehrendes, in Bezug auf den Jubilar und uns ein freudiges, für Alle, welche Dieses lesen, ein interessantes genannt werden muß. Nun folge die Festgeschichte! — Die Festvorbereitung bildete am 2. August, vereint mit dem hiesigen Gesangverein, Kurmusik ꝛc., Serenade und Fackelzug; der geehrte Greis dankte in warm gesprochenen Worten, an der Seite seines Sohnes stehend, vom Fenstee herab den Versammelten. Am 3. August, Morgens, empfing er in seiner Wohnung obenerwähnten Hrn. Stadtschultheißen, den Stadtvorstand und das Comité. Der Hr. Stadtschultheiß mit dem Stadtvorstande überreichte im Namen der Stadt das Ehrenbürgerdiplom (welches wahrhaft kunstmäßig von einem Bürger Schwalbachs, Hrn. Helenmacher, mit der Feder geschrieben und nach Aussage von Sachkennern Lithographie übertraf) und das Festcomité den Ehrenbecher, worauf der Gefeierte eine Anrede an die anwesenden Herren hielt, die kein Auge ohne Thränen ließ. Der Besuch endete mit einer Einladung des Hrn. Geheimenrathes und seines Sohnes zu einem Festessen. Mehrere Damen Schwalbachs überreichten kurze Zeit darauf einen geschmackvollen Teppich, als Zeichen ihrer Anerkennung. Die große goldene Verdienstmedaille, welche Se. Hoh. der Herzog gnädigst dem Jubilare zu verleihen geruhten und welche derselbe an seinem festlichen Tage neben dem rothen Adlerorden auf der Brust trug, überreichte der mit Recht hochgeschätzte hiesige Amtmann, Hr. Regierungsrath Scheyp. Im Namen der Domaine übergab der als treuer Staatsdiener bekannte He. Rath Cäsar ein verbindliches Schreiben, und so folgte Gruß auf Gruß, Gabe auf Gabe. (Die Marburger medizinische Facultät hatte unter Anderem das Doctordiplom erneuert zugeschickt, welches ihm durch den beliebten Arzt Hrn. Medicinalrath Müller in Begleitung mehrerer anderer hochgeschätzten Aerzte überreicht wurde.) Eine eigene Festliteratur hatte sich außerdies, so zu sagen, gebildet. Der Dichter Hr. Wilh. Wagner hatte in Auftrag des Comité ein Gericht verfaßt, das eine sehr schöne Gabe war; Hr. Decan Dr. Creuzmeyer, unser vorzüglicher Kanzelredner, hatte die Sage von der Burg Adolphseck poetisch bearbeitet, und endlich hatte der einzige Sohn des Jubilars poetische Gaben, unter dem Titel: „Liedesgaben" und „Von Herzen zu Herzen", dargebracht. Ein tieferschütternder Anblick war es, als der Hr. Jubilar, der Hr. Stadtschultheiß und der Sohn des Hrn. Jubilars Mittags 1 Uhr die Armentafel, wobei die Kurmusik spielte, besuchten, welche in einem Gasthause von Seiten des Hrn. Geheimenraths arrangirt worden war. Mittags 5 Uhr folgte nun das eigentliche Festessen. Abgeholt von dem Hrn. Stadtschultheißen und einem Herrn des Comité's, verfügte sich zu Wagen, neben seinem Sohne sitzend, der Jubilar zum „russischen Hofe." Von außen und innen war dieser Gasthof schön decorirt, und drei große Tafeln empfingen die Gäste. Der erste Toast, welcher ausgebracht wurde, war der des Hrn. Stadtschultheißen, und lautete: „Verehrteste Versammlung! Der Tag ist erschienen, der Tag unserer heißesten Sehnsucht. In der Bürger festlichen Mitte weilt der Ehrenbürger, der gefeierte, allgeliebte, an seinem Ehrentage, und Aller Herz und Auge ist auf ihn gerichtet. Mir, dem die lohnende Aufgabe geworden, für Alle, an Alle zu sprechen, wäre es wohl erlaubt, bei dieser Gelegenheit Vieles von unserem neuen Ehrenbürger und alten Ehrenmanne zu sagen, Vieles auch von uns und unserer Liebe und Dankbarkeit. Allein wozu das? — Wo das Herz spricht, braucht die Lippe nicht zu reden. Daher für den hochgefeierten Jubilar die Gläser zur Hand! Froh, glücklich und lange noch soll er unter uns leben! Hoch!!!" Begeistert erhob sich die ganze Versammlung und rauschend fiel die Musik ein. Der He. Jubilar selbst brachte nun einen Toast zur Entgegnung aus, worin er all' der ihm widerfahrenen Ehren gedachte, zugleich für die Gnade dankend, welche ihm Se. Hoh. der Herzog erwiesen. Der dritte und letzte Toast ward vom Sohne des Jubilars auf das Comité ausgebracht. Auf das Essen folgte Ball, den der Jubilar in eigener Person eröffnete. Eine reiche Zahl von Schönen war hierbei vereinigt, und an die Stelle der Rührung trat nun in vollem Glanze die Freude. Die Straße vor dem Gasthofe, den ein schönes, aus farbigen Gläsern zusammengesetztes Transparent, die Anfangsbuchstaben des Namens des Hrn. Jubilars bildend, zierte, war übersäet mit Menschen. Zum Schlusse des Festtages begab sich der Hr. Jubilar nebst seinem Sohne in den „Adlersaal", allwo zur Verherrlichung des Festes der hiesige Gesangverein ein Konzert gab und eine große Bürgergesellschaft den festlichen Tag beging. Hier wurde er gleichfalls mit frohem herzlichem Lebehoch empfangen. So viel vom Feste; — gewiß nicht zu viel für Alle, die nah' und fern mit gleicher Liebe, wie wir, am theuern Jubilare hängen. N. S.

Mainwasser-Wärme.

Den 11. August, Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 12. August. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini. (Gastrollen) Rosine: Mad. Steinmüller, vom k. Hoftheater zu Hannover. Figaro: Hr. Steinmüller, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Mittwoch, 13. August. Er muß aufs Land, Lustspiel in 3 Abth., von W. Friedrich.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 223. Donnerstag, den 14. August 1845.

Das Landgut auf der Gränze.

Eine amerikanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Unterdessen war Amy beschäftigt, die Wunden des Penobscot auszuwaschen und zu verbinden, und der Letztere ließ sich das Essen herzhaft schmecken, trank jedoch nur sehr sparsam aus der Branntweinflasche, die man ihm vorgesetzt hatte; so sparsam in der That, daß Eduard sich veranlaßt fand, seinem Gaste zuzusprechen.

„Wenn krank," erwiederte der Indianer, „Feuer-Wasser nur so viel" — und dabei goß er eine kleine Quantität in die flache Hand, „aber viel nehmen den Kopf weg — Mann dann nicht fechten — wie Schweine."

Amy lächelte, da Mäßigkeits-Gedanken unglücklicher Weise heut zu Tage nicht sehr beliebt sind, und auch Eduard und Walcot, obgleich im Allgemeinen mäßig lebend, doch bisweilen dem Glase genugsam huldigten, um etwas begeistert zu werden. Auch sie mußten lächeln, versuchten jedoch nicht länger, dem Penobscot das geistige Getränke aufzudringen, der nun die Absicht aussprach, auf den von dem jungen Arbeiter besetzten Posten sich zu begeben. Er that dies auch sofort, und sandte alsdann den Arbeiter herab.

Nun waren die weißen Männer allein; das Haus war in Vertheidigungs-Zustand gesetzt, die Thüren und Fenster sorgfältig und fest verschlossen, die Lichter auf des Indianers Rath ausgelöscht und das Feuer beinahe ganz erstickt. Dann wurden mehrere Schießscharten, die bis daher verstopft waren, an verschiedenen Stellen der Hütte geöffnet. Dies war kaum geschehen, als der Indianer leise die Leiter herunterschlich, den Finger auf die Lippen legend. Sobald er sich auf dem Erdboden der Hütte befand, ergriff er seine Büchse, winkte den Andern, das Gleiche zu thun, streckte sein Gewehr zu einer der Schießscharten hinaus und feuerte, sobald die Uebrigen schußfertig waren, ab. Ein wildes Kriegsgeschrei begleitete ein lautes Klagerufen, und dann war Alles still.

„Indianer," sagte Amy, während sie ihr kleines Kind an die Brust drückte, mit Begeisterung, „Ihr habt mein Kind, meinen Gatten, mein Alles gerettet; fordert von mir, was Ihr wollt, von meinem Eigenthum, und es soll Euch werden."

„Weißes Weib heißen Indianer willkommen — das genug," erwiederte der Penobscot stolz.

Nun wurde Kriegsrath gehalten, worauf Wan-ti-mu, begleitet von Eduard, wieder auf seinen Posten sich begab. Sorgsam herumspähend, bemühten sich der weiße Mann und die rothe Haut, die tiefe Dunkelheit der Nacht zu durchdringen. Vor ihnen lag der Wald und dazwischen ein Feld, dessen freundliche Oberfläche durch die bereits erwähnten schwarzen Stümpfe sehr entstellt wurde. Durch seinen langen Aufenthalt an diesem Orte kannte Eduard sowohl die Zahl als die Lage der Stümpfe, und sein Auge bemerkte auf ein Mal, daß es aussah, als ob einige weitere hinzugekommen wären.

„Bst!" sagte er zu dem Indianer, „in jenem Felde sind vierzehn schwarze Stümpfe, während ich doch diesen Morgen nur sechs daselbst sah. Das ist irgend eine Kriegslist der Sioux."

„Gut," sagte der Penobscot, im Tone hoher Befriedigung. „Weiß Mann haben bekommen scharfe Augen" — hier zielten beide Männer gleichzeitig — „geben eine gute Feldwache."

Die rothe Haut und ihr Gefährte feuerten in demselben Augenblicke ab; ein Wuth- und Schmerzgeschrei ließ sich hören, und hierauf waren nur noch sechs jener unscheinbaren Gegenstände sichtbar, die zuvor so dicht auf dem kleinen Felde gestanden hatten. Von diesem Augenblicke an ließ sich auch nicht das mindeste fernere Zeichen von der Anwesenheit eines Feindes wahrnehmen, und die Kolonisten genossen nun in ihrer kleinen Burg der Ruhe, unter der Wache des Penobscot, der, trotz seiner Wunden und Anstrengungen, der Thätigste von Allen zu seyn schien. Es war gerade die Zeit des Tages-Anbruchs, als die Sioux, heulend und schreiend, wie Dämonen, von neuem am Saume des Waldes sich zeigten. Sie waren etwa vierzig Mann stark, theilten sich in zwei Haufen ab, und griffen muthig das Haus der Kolonisten an. Dort wurden sie jedoch lebhaft empfangen und zurückgeworfen, worauf sie sich unter das gewaltige und düstere Obdach des Waldes zurückzogen, und Alles versank nun in dieselbe tiefe Stille, die an dieser Stätte geherrscht, ehe sie der weiße Mann theilweise gelichtet.

Daß die Indianer ganz abgezogen seyen, glaubte Niemand; Alle blickten vielmehr mit Schrecken auf die Belagerung, für die sich der Feind offenbar entschieden hatte, und die, wenn sie von den Wilden mit ihrer gewöhnlichen Ausdauer und Thatkraft bewerkstelligt wurde, nur mit dem Siege der Letzteren enden konnte. Der Tag schlich langsam und träge dahin, ohne daß irgend ein Angriff versucht worden wäre. Amy's Herz litt fürchterlich; das schreckliche Loos, das ihrem Gatten und ihrem Kinde drohte, schwebte ihr beständig vor Augen, während auch Wilson's ernsteres Wesen tief gerührt war. Der Indianer legte sich einstweilen nieder und schlief, bis der Abend von neuem seinen Schatten auf den Schauplatz senkte, wo er dann plötzlich die Leiter erstieg, die einen freien Blick auf die ganze Umgegend gestattete.

Mit der Dunkelheit fanden sich auch jene nicht zu bezeichnenden Besorgnisse ein, deren sich unter solchen Umständen selbst die stärksten Geister nicht zu erwehren vermögen. Einige Zeit ließ sich kein Laut hören, bis einer der Wächter an den Schießscharten die Annäherung des Feindes verkündete. Auf ein Mal begann ein Einzelfeuer, das ziemlich lange fortwährte, ohne daß des Penobscots Büchse auch nur im mindesten darauf geantwortet hätte. Eduard war ganz erstaunt über die Unthätigkeit der rothen Haut; er überließ die Leitung der Vertheidigung den Andern und stieg die Leiter hinauf, um nach Wan-ti-mu zu sehen. Er war fortgegangen! Dies bot neuen Stoff zu Befürchtungen und Besorg-

Digitized by Google

nissen. Ihre Gegner waren nun in demselben Verhältnisse stärker, als die Kolonisten schwächer waren, obgleich die Anwesenheit eines Verräthers sicherlich nicht wünschenswerth erscheinen konnte.

Eduard stieg mit schwerem Herzen herab, um diese Neuigkeit zu melden. Sie wurde von Allen mit Beunruhigung vernommen, obgleich Amy in ihrem Glauben an die freundschaftlichen Gesinnungen des Indianes fest beharrte. Eduard antwortete nicht, sondern trat seinen Posten als Kommandant der kleinen Garnison von neuem an.

(Schluß folgt.)

Stimmen aus Frankreich über die religiöse Bewegung in Deutschland.

(Schluß.)

Ueber die religiöse Bewegung in Deutschland äußert sich das „Echo de la Réforme" folgendermaßen: „Nähern wir uns einer der feierlichen Epochen, welche von der Vorsehung zur Wiedergeburt der Menschheit bezeichnet werden? — Berühren wir eine der Stunden der geistigen Schöpfung, wo die bewegten Seelen bei dem mächtigen Hauche des Herrn erschüttert werden? wo die verjüngte Kirche ihre zerrissenen Lappen ablegt, um sich mit einem neuen Gewande zu schmücken? wo die verirrten Kinder, welche die Brust ihrer Mutter zerrissen, sich am Altare der Versöhnung umarmen? — Wir wagen es noch nicht, dies zu hoffen. Allein, während wir diese Stunde der religiösen Erneuerung erwarten, die bald für die Menschheit schlagen muß, während wir erwarten, daß sich die religiöse Einheit auf einer andern Basis begründe, hören wir mit freudiger Erschütterung den fernen Wiederhall der Stimmen, welche vom Rhein bis zur Weichsel, von der Elbe bis zur Donau den Schrei der geistigen Emancipation ertönen lassen, und welche keinen andern Meister, als Jesum Christum, kein anderes Panier, als sein Evangelium, anerkennen wollen! — Das Land, das uns Luther gegeben hat, schreitet zu einer zweiten Reformation. Gott sey mit diesen neuen Brüdern, um ihnen den wahren Glauben einzuflößen und um sie vor den inneren Kämpfen zu bewahren, die die Siege der ersten Reformation aufhielten, und die seit drei Jahrhunderten noch nicht verschwunden sind! Mit wahrer Sympathie und lebendiger Hoffnung für die Zukunft der christlichen Kirche folgen wir den Fortschritten dieser christlichen Geburt, welche sich nicht, wie die in der französisch-katholischen Kirche, mit einer Mißgeburt endigen wird. Der tiefe religiöse Geist unserer Brüder über dem Rhein beruhigt uns gegen die Prophezeihungen der Ultramontanen. Diese religiöse Bewegung, die sich mit Schnelle verbreitet hat, ist nicht das Resultat des Ehrgeizes einiger gemeinen Priester, noch die Laune einiger mißvergnügten Gemeinden, sondern der Ausbruch eines Freiheitsgefühls, welches schon lange in den Massen und im Schooße des katholischen Clerus selbst gährte. Die Trennung war schon in den Geistern ausgesprochen, und die Drohung der Excommunication war hinreichend, um sie zum Ausbruch zu bringen. Der Stoß, der die Völker von Rom entfernt, ist gegeben; wo wird er aufhören? Gott allein weiß es!"

Abschied der Schleswig-Holsteiner von Würzburg.

(Würzburg.) Großartig hat das erste deutsche Sängerfest begonnen, seelenvoll geendet. Nachdem, wie schon früher angedeutet, der künstlerischen Seite des Festes die nationale gefolgt war, lag es in der Natürlichkeit, den schleswig-holsteinischen Gästen, deren Erscheinen hauptsächlich jenen Uebergang vermittelt hatte, ein öffentliches Zeichen der fränkischen Sympathie für ihre fernerhin deutsche Zukunft zu geben. Schon das Fest hindurch der Gegenstand der allgemeinsten Theilnahme und Achtungsbezeugung, wurden nach demselben die beiden Advokaten Bauditz aus Flensburg und Wiggers aus Plön zu einer Abschiedsfeier in den größern Saal des Theaterhauses eingeladen, wo unter andern Dekorationen sich die deutsche Dreifarbe innig um das Blau-Weiß-Roth des vereinten Herzogthums Schleswig-Holstein schlang. Nach einer passenden Introduction der hiesigen Landwehrregimentsmusik ergriff der frankensteinische Oberamtmann Quante das Wort und richtete in einer klaren ernsten Rede an die Versammlung die Frage, ob wohl Deutschlands Völker und Fürsten zugeben könnten, daß ein so herrlicher Bruderstamm wie der anget-friesische von dem großen Vaterlande abgetrennt werde? Ein donnerndes Nein erschallte aus dem Munde der 500 anwesenden Männer, unter welchen alle Klassen der hiesigen Einwohnerschaft und mehrere abgereiste Liedertafeln durch zurückgebliebene Mitglieder vertreten waren. Unmittelbar auf dieses Nein folgte das Arndt'sche Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Hierauf sprach Bauditz, ein an Leib und Seele colossaler Greis, begabt mit seltener Rednergabe und einen jeden Moment nützenden Scharfblick, Worte des Dankes gegen das baierische Staatsoberhaupt, dann gegen Würzburgs Bürgerschaft, Frauen und Jungfrauen, welche während des Festes eine solche rührende Theilnahme an dem künftigen Geschick Schleswig-Holsteins an den Tag gelegt. Dieser Rede schloß sich das bekannte schleswig-holsteinische Patriotenlied von Chemnitz und Bellmann an. Nach mehreren Zwischen-Toasten, darunter ein vom königlichen Appellationsgerichtsrath Marx zu den beiden Gefeierten schön gesungener, erhob sich der k. Kreisgerichtsrath Dörffer und sprach „von der deutschen Eiche", von Deutschlands Einheit und Zukunft, in solcher sichtlichen Begeisterung und hinreißender Sprache, daß aus vielen Augen Thränen flossen und nur schwer der Beifallssturm zu legen war. Den unbeschreiblichsten Eindruck aber brachte nach Absingung manches schönen Liedes das Schlußwort des Bauditz hervor, als er den Geist des schleswig-holstein'schen Vorkämpfers, des in der Verbannung gestorbenen und in allen Volksherzen fortlebenden Uve Lorenzen aus dem Grabe rief, und ihn aufforderte, Zeuge dieser Stunde zu seyn, und die Franken für ihre warme Theilnahme an dem Geschicke eines bedrängten Bruderstammes segnend zu umschweben. Für den hierauf folgenden Moment kann ich keine Bezeichnung finden. Nach Mitternacht brach die Versammlung auf, die Musik voran, die Gefeierten in der Mitte, den Schützenmarsch spielend und singend, der ziemlich entlegenen Wohnung der beiden Männer zu. Noch ein Mal unter der Hausthüre dankte Wiggers unter Thränen, nicht für sich, sondern Namens seiner Landsleute, die ihn als Richtsänger zu dem glorreichen Stamme der Franken gesandt, um Mitgefühl zu suchen, was ihm aber schon so in so legaler, liebevoller Weise entgegengekommen sey, und Bauditz küßte den Nächsten der Umstehenden, Einen für Alle. — Nach einem Lebehoch vor der Behausung des biedern Stadtkommissärs Scherer wurde von demselben Zuge der hochbetagte „Vater Schmidt aus Jena," der Nämliche, der während der drei Festtage als der Fröhlichste unter den Jüngsten saß, und seiner gleichfalls greisen Ehehälfte nach Hause schrieb, daß, wenn sie wüßte, daß es im Himmel so schön sey, wie in Würzburg, sie beide sich anschicken wollten, ungesäumt zu sterben, zu seiner Herberge geleitet

Digitized by Google

und zum letzten Male begrüßt. Damit schloß die Nachfeier des ersten deutschen Sängerfestes, ein von vielen Theilnehmern als schönster Tag ihres Lebens bezeichnet.

Charade.

(Zweisylbig.)

Die Erste erblickst du beim schönen Geschlechte
In mancherlei Farb' und Gestalten,
In Küche und Keller, im häuslichen Kreise,
Vorab beim geschäftigen Walten.
Dem Reiche der Thiere entstammet die Zweite
Und wird verbeucht auf vielfache Art;
Sie schützt ihre Träger wohl bei dem Streite
Und macht sie gegen die Kälte hart.
Das Ganze ist meiner Letzten entsprossen;
Du trifft es bei allen Handwerksgenossen.

Diez E. L...

Mannichfaltigkeiten.

(Hamburg, 4. August.) Der hiesige norddeutsche Musikverein hat den von ihm ausgeschriebenen Preis auf die beste Komposition des Geibel'schen Liedes: „Es rauscht das rothe Laub zu meinen Füßen," unter den 55 Mitbewerbern dem Dom-Organisten Sponholtz in Rostock zuerkannt. Da aber auch unter den andern eingegangenen Kompositionen viele werthvolle sind, so ersucht das Comité die Verfasser um die Erlaubniß zur Veröffentlichung ihrer Namen.

Das Einbalsamiren der Leichen ist zur lohnenden Spekulation der Chirurgen geworden. Nun werden bereits Danksagungsschreiben von Gatten veröffentlicht, die die einbalsamirten Leichen haben ausgraben lassen und sie ganz und gar erhalten vorgefunden haben ꝛc.

(Mainz, 6. August.) In diesen Tagen wurde dem Dr. Schevé, der jetzt in Wiesbaden Vorträge über Phrenologie hält, von einer Anzahl seiner hiesigen Zuhörer, besonders Medizinern, Juristen und Gymnasiallehrern, ein sehr freundliches Dankschreiben für seine hier gehaltene Vorlesungen übersendet.

Von dem deutschen Volksblatt „Monatschrift für das Volk und seine Freunde, herausgegeben von Dr. Robert Haas. Leipzig bei Brockhaus." sind bis jetzt 7 Hefte erschienen, deren mannichfaltiger und der Sache der Volksbildung und der fortschreitenden Aufklärung gewidmeter Inhalt viel Anziehendes und theilweise Vorzügliches bietet. Mit diesem Volksblatte haben Verleger und Herausgeber als Organ sämmtlicher deutscher Vereine für Volksbildung und ihre Freunde ein Centralblatt verbunden, von welchem bereits zwei Hefte erschienen sind. So sehr das Bestehen vieler ähnlichen Blätter das Aufkommen eines neuen erschweren dürfte, so lehrt doch die Erfahrung, daß das Publikum Alles zu prüfen und das Beste zu behalten weiß.

Bei einer Auction in London wurde kürzlich ein Autograph Shakespeares (seine Namensunterschrift) mit 125 Thlrn. bezahlt, während ein Briefchen von der Königin Elisabeth mit 40 Thlrn. verkauft wurde.

Bei Spandau fanden am 8 August zwei Hinrichtungen statt. Der Eine der Enthaupteten war ein schon betagter Mann, der seine Frau ermordet, der Andere ein junger Mensch von 23 Jahren, der einen alten Schuhmachermeister getödtet hatte.

(Frankfurt.) Nach Mittheilungen von mehreren höchst achtbaren Wiener Künstlern, welche Augenzeugen bei der Beurtheilung der Klavier-Instrumente während der diesjährigen Wiener Industrie-Ausstellung waren, und dieser Tage hier durchreis'ten, hat der auch bei uns im ehrenvollsten Renommée stehende Klavierfabrikant J. B. Streicher die höchste Auszeichnung in der goldenen Hof-Kommissions-Medaille erhalten. Es war übrigens vorauszusehen, daß Streicher's herrliche Instrumente auch dies Mal wieder den Sieg davon tragen würden, wie es bereits in den Jahren 1835 bei der ersten und 1839 bei der zweiten Industrie-Ausstellung in Wien der Fall gewesen, wobei ihm jedes Mal die goldene Preismedaille zuerkannt worden war.

Laut Berichten der Mannheimer Blätter hat sich der Baritonist Pischek, den ein dortiges Feuilleton den Sänger-Feldherrn genannt hat, nach Stolzenfels begeben, einem Rufe des Königs von Preußen folgend, um einen Theil des Ruhmes der Jenny Lind unserm deutschen Vaterlande zu erhalten. Da heißt es doch ein Mal wieder: „Es soll der Sänger mit dem König gehen!"

(Bonn, 12. Aug.) Mit dem gestrigen Tage begannen bei uns die Festlichkeiten, welche sich an die Inauguration des Beethoven-Denkmals knüpfen, und ich will versuchen, Ihnen in gedrängter Kürze das eben Erlebte als Skizze hinzuzeichnen. Der Vormittag war zur Abhaltung einer General-Probe der Konzerte in der Beethovenhalle und zur Besichtigung der akademischen Institute und Sammlungen bestimmt, während das unter Leitung des Hrn. Hof-Kapellmeisters Dr. Spohr des Nachmittags 6 Uhr beginnende Konzert als der Kulminationspunkt der Tagesfeier zu betrachten war. Der Anblick der geräumigen, 200 Fuß langen und 75 Fuß breiten Konzerthalle, die durch die energischen Bemühungen und die thätige materielle Hülfe des Hrn. Dr. Liszt in wenigen Tagen wie ein Wunderbau entstanden war, machte einen höchst imposanten und angenehmen Eindruck; dreizehn mit Epheu umzogene Palmensäulen stützten dieselbe auf zwei Seiten, und theilten sie zugleich in zwei Neben- und ein Hauptschiff; rings an den Wänden hingen die Werke Beethovens, eingefaßt von Kränzen von Eichenlaub; unzählige Kronleuchter mit flammenden Kerzen verbreiteten eine gänzliche Helle und erzeugten eine magische Beleuchtung. Bald war der Saal mit mehr als 2500 Personen gefüllt, das 200 Mitglieder starke Orchester und an 400 Sänger und Sängerinnen hatten sich geordnet und erwarteten die Ankunft ihres Dirigenten. Als Spohr erschien, empfing ihn ein enthusiastischer Frendenruf, der jedoch alsbald zur tiefsten Stille herabsank, als der edle Meister seinen Stab erhob, und das Zeichen zum Beginn der seelenvollen Missa solennis in D. D. unseres unsterblichen Meisters gab. Die Solo-Partien waren darin wie folgt vertheilt: Hr. Beyer aus Köln Tenor; Hr. Standigl aus Wien Baß; Fräul. Tuczek aus Berlin Sopran und Fräul. Schloß aus Köln Alt. Hr. Dr. Spohr dirigirte mit ausgezeichneter Sicherheit und Kraft, und man konnte bald bemerken, wie günstig diese Ruhe und dieses Selbstvertrauen auf alle Mitwirkende sich äußerte. Alles ging vortrefflich, der erhabene Eindruck dieser großartigen Schöpfung Beethoven's zeigte sich sichtbar und das Publikum lauschte mit tiefer Aufmerksamkeit den herrlichen Tönen der Musik in ihrer hier oft nur schwer zu fassenden Erhaben-

Digitized by Google

heit. Als ausgezeichnet gelungen muß das Benedictus bezeichnet werden, und hier hatte Hr. Hartmann aus Köln Gelegenheit, sein hohes Talent in dem schwierigen Violinen-Solo glänzen zu lassen, indem er dasselbe mit bewährter Meisterschaft ausgezeichnet schön durchführte; eben so wurden die sämmtlichen Solo-Partien sehr brav vorgetragen, und wir bedauern nur, daß Hr. Beyer wegen Heiserkeit verhindert wurde, seine vortrefflich ausgebildete Stimme in ihrer ganzen Reinheit zu zeigen. Der Schluß des Credo hingegen mochte vielleicht etwas zu schnell seyn, wodurch die Einzelnheiten verloren gingen, und wenn die Schwierigkeiten in Betreff des Aushaltens der höheren Töne auch nicht überall überwunden seyn mochten, so liegt dies wohl mehr in der Komposition, welche von dem Sänger zu viele und lange Töne hinter einander fordert. Die hierauf folgende Symphonie in D. M. wurde mit ungetheiltem Beifall von dem Publikum aufgenommen, vielleicht, wenn wir aufrichtig sprechen wollen, weil sie im Allgemeinen besser und leichter als die Missa verstanden wurde. Fräul. Sachs aus Köln sang hier Sopran, Fräul. Kratky aus Frankfurt a. M. Alt und Hr. Beyer Tenor, über alle Drei kann nur Treffliches gesagt werden, wie dies auch der laute Beifall der Zuhörer, besonders im zweiten Theile der Symphonie, bewiesen hat. Nach Beendigung des Konzertes war Feuerwerk am Rhein. Morgen findet die Taufe eines Dampfbootes der Kölner Gesellschaft und eine Lustfahrt nach Nonnenwerth statt.

Korrespondenz.

Mainz, 11. August.

Die hiesige rheinische naturforschende Gesellschaft feierte gestern zum elftenmal ihr Stiftungsfest. Die Anordnungen dazu waren in einem der Säle des kurfürstl. Schlosses, wo die Sammlungen aufgestellt sind, getroffen. Vor dem Beginne der Feierlichkeit waren die Sammlungen geöffnet und recht zahlreich besucht. Man bemerkte mit Zufriedenheit die stets anwachsende Menge von Merkwürdigkeiten, darunter besonders einen Schrank mit Kleidungsstücken und Waffen fremder Völker, ein Geschenk eines gebornen Mainzees, des in Polynesien dienenden Oberlieutenants Hrn. Schwab, der schon mehrere Gegenstände, womit die Sammlung sich vervollständigte, in frühern Jahren eingesendet und durch diese letztere Sendung einen reichen Beitrag geliefert hat. Um 11 Uhr wurde die Sitzung eröffnet. Die Versammlung an Damen und Herren war zahlreich; man bemerkte den Hrn. Landesbischof Dr Kaiser, den Hrn. Präs. Pitschaft, mehrere Professoren der hiesigen Lehranstalten, einheimische und auswärtige Aerzte und sonstige angesehene Personen. Hr. Dr. und Medizinalrath Gröser eröffnete die Feier mit einem Vortrage, in welchem er mit Wärme sich über die Theilnahme des Publikums an dem Vereine und dessen immer zunehmendes Gedeihen unter dem Protektorate unseres allverehrten Großherzogs aussprach. Die Reichhaltigkeit der Sammlungen, bemerkte er, hätte sich auch des Beifalls des Hrn. Erbgroßherzogs bei dessen Anwesenheit zu erfreuen gehabt und es stehe zu hoffen, daß bei fortdauernder Würdigung des Zweckes dieselbe sich nicht allein auf dem angenommenen Standpunkte erhalten, sondern stets fortschreiten würde. Mit Bedauern gedachte der Redner des großen Verlustes, den die naturforschende Gesellschaft durch das vor kurzem erfolgte Hinscheiden des verehrten Regierungspräsidenten Freihrn. v. Lichtenberg erlitten, eines Mannes, der sowohl durch wirksame Hülfe als durch seine persönliche Liebenswürdigkeit dem Vereine ein sehr werthes Mitglied gewesen und dessen Andenken stets dankbar unter ihm fortbestehen würde. Von diesen besondern Zuständen zu allgemeinen Umrissen übergehend, sprach der Redner von den Verhältnissen der Medizin in gegenwärtiger Zeit und stellte dann einen Vergleich an mit jenen der früheren Zeiten. Zu diesem Behufe theilte er Fragmente aus den ältesten auf uns gekommenen Urkunden mit, die den in Rede stehenden Gegenstand behandeln. Aus einem Berichte des Decans der medizinischen Facultät der mainzer Universität, Ludwig v. Hörning, vom Jahre 1650, einen Zeitraum von 16 Jahren umfassend, las er der Versammlung Bruchstücke vor, die sich auf die damaligen Zustände bezogen; Verheerung durch Krieg, Verfall der Wissenschaft, Zunahme der Quacksalberei, schlechter Stand der Medizin, Chirurgie und der medizinischen und Sanitäts-Polizei bilden die Hauptmomente einer Urkunde, die uns das so oft gepriesene Glück früherer Zeiten nicht beneiden lassen. Eine andere Urkunde von 1680, aus der der Redner manches Interessante anführte, meldet, daß damals die medizinische Facultät der Mainzer Universität nur aus zwei Professoren bestand; einer dritten zufolge waren im Jahre 1698 in Mainz nur zwei Doctoren der Medizin und drei Apotheken, die seit 36 Jahren keiner Visitation waren unterworfen worden. Den Schluß des Vortrags bildeten allgemeine Betrachtungen über den großen Nutzen der Naturkunde und deren vorzügliche Nothwendigkeit in unsern Tagen, wo die Riesenfortschritte in materieller Hinsicht ihr Studium unentbehrlich machen, wo Naturforschung und Welthandel sich begegnen. Nach Hrn. Gröser nahm Hr. Pfarrer Schmitt das Wort; er sprach von dem Geschenke an Waffen und Kleidungsstücken des Hrn. Oberlieutenant Schwab, gab dann eine anziehende Beschreibung der Moluckeninseln und ihrer Bewohner, ihrer Lebensart, Beschäftigungen und Kriege, Sitten und Gewohnheiten. Der dritte Redner, Hr. Dr. und Prof. Gergens, hielt einen Vortrag über Versteinerungen von Pflanzen und Thieren, die aufgefunden wurden und als Ueberreste einer dahin geschwundenen Zeit und Generation dastehen. Er sprach sehr unterhaltend über die verschiedenen Ansichten der Gelehrten sowohl, als der Nichtgelehrten älterer, mittlerer und neuer Zeit über aufgefundene Fossilien, worunter manche das Lachen der Anwesenden erregten. Durch Vorzeigung von solchen Versteinerungen lieferte er Belege zu seinen Angaben und Beweise selbstbetriebener Forschungen. Nach Hrn. Gergens nahm Hr. Dr. Zeltstein, hiesiger practischer Arzt, das Wort. Den Gegenstand seines Vortrags bildete das sogenannte neuentdeckte Mittel zu Verhütung von Krankheiten, die von Hr. Raspail erfundene Kampher-Cigarre, die jetzt in Paris und andern großen Städten, auch in Frankfurt, von Herren und Damen als Präservative gegen Erkrankung und Ansteckung geraucht wird. Der Redner ging auf den in Deutschland schon in früherer Zeit üblichen Gebrauch des Kamphers als Präservatio gegen Krankheiten, die durch das Zufliegen von Insekten und deren Einnistung in den menschlichen Körper entstanden seyn sollten, ein und setzte die Sache geschichtlich auseinander; er betrachtet demnach die von Dr. Raspail gemachte Erfindung der Kampher-Cigarren als eine Wiederholung dieses Systems; er scheint demselben weder die gehörige Begründung, noch dem Mittel die Wirksamkeit beizulegen, die ihm seine Anhänger vindiciren. Die Mehrheit der Versammlung, besonders aber die Männer vom Fach, schienen seine Ansicht zu theilen. Nach Beendigung dieses Vortrags wurde die Sitzung geschlossen und der männliche Theil der Versammlung verfügte sich in den „Europäischen Hof", wo bei einem splendiden Mittagsmahle und passenden Toasten die Feier des elften Jahrestags des Stiftungsfestes der naturforschenden Gesellschaft beschlossen wurde. A.

München, 9. August.

Gutzkow's „Urbild des Tartuffe" hat die Theilnahme für das tendenzverwandte Lustspiel: „Er muß auf's Land", wie wir uns gestern haben überzeugen können, nicht vermindert. Das Haus war voll, obschon lange die meisten Dultfremden unsere Stadt bereits verlassen haben. — Vorgestern feierte Mad. Stöckel-Heinefetter auf unserer Bühne einen glänzenden Triumph als Valentine in Meyerbeer's Hugenotten. Durch diese gefeierte Sängerin hat unser jüngeres Theaterpublikum auch erst den Werth und die Bedeutung der Rolle Eloiren's in Mozart's Don Juan kennen gelernt, die wir lange Jahre hindurch förmlich mißhandeln sehen mußten, bis sie erst vor kurzem in bessere Hände gekommen ist.

Mainwasser-Wärme.

Den 12. August, Abends: 15 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 13. August. Bruderzwist, oder: Die Versöhnung, Schauspiel in 5 Abth., von Kotzebue.

Donnerstag, 14. August. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrollen) Don Juan: Hr. Steinmüller, vom k. Hoftheater zu Hannover. Donna Anna: Mad. Steinmüller, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 224. Freitag, den 15. August 1845.

Das Landgut auf der Gränze.

Eine amerikanische Geschichte.

(Schluß.)

Mehrere Stunden blieb der Kampf ohne Erfolg für den Feind, der endlich, erbittert über diese hartnäckige Vertheidigung, nach bisher unversuchten Geschossen griff, um sie gegen die Belagerten abzusenden. Die erste Andeutung über die bevorstehende fürchterliche Gefahr erhielten die Letzten durch das Abschießen eines brennenden Pfeiles, der auf die trockenen und leicht entzündbaren Kornspeicher und Scheunen fiel und sie augenblicklich in Flammen steckte. Ein lautes Geschrei verkündete den Jubel der Wilden — ein Seufzer die Angst der Eigenthümer der Behausung.

Sobald Eduard von dem Erstaunen, in welches ihn dieses fürchterliche Ereigniß versetzt, sich wieder erholt hatte, befahl er den Männern, ihre Waffen in Bereitschaft zu setzen und zu ergreifen, zu einem noch tödtlicheren Kampfe, als der bisher stattgefundene, so wie zur Vereitlung des feindlichen Planes. In kleiner Entfernung vom Hause lagen die Holzblöcke aufgeschichtet, die zur Feuerung dienten; es waren drei Haufen, die drei Seiten eines Vierecks bildeten; dorthin begaben sich die Weiber und Kinder, und während zwei Mann Wache standen, damit die Indianer nicht darauf losstürzen möchten, waren die Andern beschäftigt, ihre Kostbarkeiten aus dem Hause unter den freien Himmel zu flüchten. Der Brand nahm unterdessen an Gewalt zu, und verbreitete in diesem Augenblicke ein so schimmerndes Licht, daß die weißen Männer sich genöthigt sahen, innerhalb ihrer Brustwehr zu verbleiben. Des Tages Anbruch traf sie in dieser Stellung, und dann zogen die Indianer heulend und schreiend herbei, offenbar fest entschlossen, die kleine Burg im Sturme zu nehmen. Jeder der Kolonisten griff nach seinen Waffen, und als der Feind herankam, erhoben sich Alle und gaben Feuer. Die Indianer hielten still, als die tödtliche Salve von zwanzig Büchsen, die hinter ihrem Rücken abgebrannt wurde, und der Schatten einer dunkeln Schlachtlinie, die, den Penobscot an der Spitze, über die Felder hereinbrach, sie plötzlich in hastigster Flucht über die Grundstücke hinjagte, die zwischen ihrem damaligen Standpunkte und dem Walde lagen, in dessen Vertiefungen sie sich verbargen.

Drei Stunden nachher starrten Eduard Wilson und seine Familie mit gänzlicher Niedergeschlagenheit die Trümmer ihrer neuen Heimath an, die rauchend vor ihnen lag; die Bundesgenossen aus der Umgegend, die der Penobscot um sich versammelt hatte, vertieften sich in Verfolgung der Sioux in die Waldungen. Stillschweigend und traurig lehnte sich Eduard an den Holzhaufen, während seine Frau den Säugling zu seinen Füßen stillte und Wacot ernst und düster darein sah. In diesem Augenblick kehrten Wan-ti-mu und die weißen Männer zurück, und die letzteren boten dem Nachbar ihre Hülfe bei Wiederaufbauung seines Hauses an. Der Penobscot jedoch näherte sich Eduard, während die Andern aßen, und rief ihn und seine Frau auf die Seite. Amy folgte mit ihrem Kinde im Arme. Sobald sie Wan-ti-mu aus dem Gesichtskreis der Uebrigen weggeführt hatte, wandte er sich zu Eduard mit den Worten:

„Weiß Mann gut gegen Indianer — Indianer bekommen ein Herz — Herz fühlen; weiß Mann es nicht denken, aber Wan-ti-mu machen ihn sehr glücklich. — Folgen Indianer!" setzte er hinzu, nach den Wäldern deutend.

„Nein, Wan-ti-mu!" erwiederte Eduard, „ich muß jetzt für Wiederaufbauung meines Hauses besorgt seyn, und habe also keinen Augenblick zu verlieren."

Der Indianer war verlegen, obgleich er es nicht gestehen mochte; es war ihm unmöglich, seine Absichten auf Englisch auszudrücken, doch drang er in Eduard, ihm zu folgen, dieser aber zeigte sich unbeugsam. Nachdem endlich Wan-ti-mu seine ganze Beredsamkeit fruchtlos verschwendet hatte, wandte er sich zu Amy, ergriff das Kind so schonend als möglich, und sprang lachend eine kleine Strecke von den erstaunten und bestürzten Eltern weg. Sobald sich der Penobscot etwa zwanzig Ellen von ihnen entfernt hatte, blieb er stehen, hielt das Kind in die Höhe und winkte ihnen, nachzukommen. Hierauf wandte er sich um, und nun liefen Eduard und seine Frau, gewaltsam in seine Fußstapfen tretend, langsamen Schrittes durch den Wald. Der Pfad, den sie einschlugen, war äußerst rauh, und eben darum bis daher von keinem ihrer Leute und Gäste betreten worden.

Nach Verlauf einer halben Stunde etwa hielt Wan-ti-mu still, und ließ Eduard und dessen Frau zu sich herankommen, während er jauchzend auf ein offenes Grundstück hinüberdeutete. Es war ein einsamer lichter Raum im Walde, von vielen Hundert Morgen im Umfange, eine Prairie im Innern, die, obgleich überaus fruchtbar, doch bis jetzt durch irgend einen Zufall von dem dichten Gehölze befreit geblieben war, das sich rings herum zeigte. Eduard sah nun auf ein Mal ein, warum sie der Indianer auf diese Stelle geführt habe, die vielleicht auf zwanzig Meilen die beste Lokalität zu Niederlassung einer Kolonie darbot.

„Weiß Mann's Gut fort, — Sioux-Hund verbrennen," sagte Wan-ti-mu, und legte das Kind wieder in seiner Mutter Arme; „das dort unten schlecht — zu viel Bäume — zu viel Nässe — zu schwere Arbeit; hier Bäume genug — Land genug — das indianisch Gut!"

Wilson drückte dem Penobscot die Hand, dankte ihm innig, und sprach die Absicht aus, sofort hierher zu ziehen. Sie kehrten nach der zerstörten Wohnstätte zurück, und nachdem Eduard den Anwesenden sein Vorhaben mitgetheilt, gingen ihm dieselben, die ihn so glücklich vor gänzlicher Vernichtung gerettet, nunmehr beim Umzug mit Rath und That an die Hand. Dieser wurde auch, wiewohl mit schwerer Mühe und unter mannichfachen Hindernissen bewerkstelligt. Die Orts-Veränderung erwies sich jedoch als sehr

Digitized by Google

glücklich und vortheilhaft für die Eingewanderten, die von Stund an in Allem Glück hatten. Sie besaßen nun fruchtbare Felder und Grasboden im Ueberfluß und Waldungen genug. Ein Kreis von hölzernen Häusern erhob sich. Das Vermögen der Kolonisten an baarem Gelde setzte sie in den Stand, die Grundstücke zu verbessern und sie käuflich an sich zu bringen. Bald füllte ein Dörflein den Raum aus, auf welchem einst nur Wilsons einsame Hütte gestanden hatte. Der Penobscot wurde förmlich als Jäger angestellt, und als das Alter auf ihn hereinbrach, sorgfältig verpflegt, während Amy, so oft sie ihre herrlich gedeihenden und glücklichen Kinder ansah, sich freute, daß sie des armen Flüchtlings sich angenommen. Sie hatte ihn vor seinen Feinden gerettet, und all' ihr nachfolgendes Glück, so wie das Wohlergehen Derer, die sie liebte, fand seinen Ursprung in des Indianers Dankbarkeit!

Dr. Eduin Bauer.

Die Aufmerksamkeit des ganzen deutschen Volkes hat sich jetzt auf die deutsch-katholische Kirche gerichtet und wendet sich mit Interesse auch den Männern zu, welche sich an dieselbe anschließen. Nachdem Breslau mit dem Beispiele vorangegangen, protestantische Candidaten, welche sich zur deutsch-katholischen Kirche bekannt haben, als Geistliche zu berufen, sind mehrere protestantische Theologen übergetreten. Ihre Namen werden folgende seyn: Bätdig, Förster, Hieronymi, Hofferichter (dieser war bereits evangelischer Hülfsprediger), Ruprecht, Vogtherr und Loose. Unter ihnen sollen namentlich Hofferichter und Ruprecht ausgezeichnete Redner seyn, während man Hieronymi's Wissenschaftlichkeit rühmt. Neuerdings ist auch in Sachsen ein protestantischer Predigtamtscandidat übergetreten, Dr. Eduin Bauer.

Sein Name dürfte allerdings bekannter seyn, als sein bisheriges Wirken. Dieses ist jedoch ein Zeugniß dafür, daß die deutsch-katholische Kirche an diesem Manne eine nicht unerfreuliche Acquisition gemacht hat. Wir glauben unsern Lesern in folgender Skizze eine willkommene Mittheilung zu bieten, welche allerdings unvollständig, aber doch hinreichend ist, um den Werth dieses neuen Streiters für die freie, deutsch-katholische Kirche und gegen Rom anzudeuten. Bauer, der Sohn eines tüchtigen Landpfarrers in Sachsen, präsidirte schon im väterlichen Hause, als siebenzehnjähriger Jüngling, einem selbstgeschaffenen Verein junger Schullehrer. Auf der Universität Leipzig schrieb er in den ersten Wochen seines dortigen Aufenthaltes „Klagelieder der Geistlichen", eine Broschüre, in welcher er seine Vertrautheit mit den kirchlichen und pfarramtlichen Zuständen in überraschender Weise kund gibt. Als Verfasser dieses Schriftchens ward er 1839 als Redakteur und Begründer der sächsischen Kirchenzeitung engagirt, ohne daß die Leser und die Verlagshandlung ihn kannten. Ehe er Leipzig verließ, schrieb er zur Zeit der Kölner Wirren „Repressalien, das einzige Mittel, um mit Rom fertig zu werden." Der Inhalt dieser Flugschrift zeugt, daß Bauer schon damals in das Wesen der römischen Kirche eingedrungen gewesen. Allein seine Autorschaft verschwieg er bis jetzt streng. Nachdem er mit höchst günstiger Censur Leipzig verlassen, übernahm er im August 1840 die Redaktion der sächsischen Schulzeitung, stand einige Zeit dem Knabeninstitut in Zehren, bei Meißen, als Vicedirektor vor und mußte Sonntags die Stelle des auf einer Reise begriffenen Diaconus versehen. Nach dem Tode seines Vaters verwaltete er das vacante Pfarramt zu Zadel bei Meißen, soweit dies einem Candidaten gestattet ist. Die vicarirenden Geistlichen erschienen nur alle drei Wochen zur Abhaltung des Gottesdienstes und zur Verrichtung der actus ministeriales. Bis zum Herbste 1844 lebte er theils privatisirend seinen Studien, theils als Erzieher und Lehrer. In diesem kurzen Zeitraum gab er, neben der erwähnten sächsischen Schulzeitung, die „Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner" in drei starken Bänden heraus und bearbeitete die „Galerie der Reformatoren der christlichen Kirche", eine Reformationsgeschichte von Luther bis auf Tzschirner, in zwei Bänden, welche ungetheiltes Lob einerntete und nicht bloß oberflächliches Studium der Kirchengeschichte verbürgt. Auch begann er in der „Volksbibliothek" Schriften für's Volk zu bearbeiten. Das Beste davon ist unstreitig der „Landpfarrer Cotta", eine Biographie seines würdigen Vaters. Diese dürfte keinen Zweifel obwalten lassen, daß auch der Bearbeiter derselben von dem ächt-christlichen Geiste Cotta's durchdrungen sey und die hohe Bedeutung des geistlichen Berufes auf das innigste erfaßt habe.

Wie Bauer schon früher im Hause des Staatsministers von Rostiz und Jänkendorf vor einem gewählten Kreise adliger Damen Vorträge über deutsche Sprache und Literatur gehalten, begann er auch im Herbste 1844 öffentliche Vorlesungen über Erziehung, welche zahlreich besucht, aber durch Bauer's Abreise an den Rhein unterbrochen wurden. Nach einem kurzen Aufenthalte bei dem Redakteur des „Deutschen Volksblattes" und „Centralblattes" in Nassau, als Mitarbeiter dieser Zeitschrift, kehrte er zu Anfang des Jahres 1845 nach Sachsen zurück und seine erste That auf sächsischem Boden war seine „Abfertigung der Sporschil'schen praktischen Bedenken". — Hatte Bauer schon durch seine, als Deputirter des Dresdener pädagogischen Vereins, zu Borna bei Gelegenheit des Dinterfestes gehaltene Rede, welche auch später gedruckt wurde, lauten Beifall eingeerntet, so zeig'te besonders sein vor der deutsch-katholischen Gemeinde zu Dresden gehaltener, ebenfalls im Druck erschienener Vortrag, daß Dr. Bauer ein hochbegabter Redner sey. Aber seine theologische, namentlich exegetische Bildung wird Jedem klar werden, der seine neueste Schrift: „Urchristenthum", d. i. Christi Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit, für Gebildete aller Confessionen, liest. Sie dürfte namentlich für den innern Ausbau der deutsch-katholischen Kirche von größtem Nutzen seyn, und bietet auf Grund der Aussprüche Christi hin einen Anhalt, der allen jetzt erschienenen Schriften der deutsch-katholischen und protestantischen Lichtfreunde mangelt. Sie ist erst jetzt erschienen und erlebt jedenfalls die heftigsten Angriffe neben großer Anerkennung.

Am 5. August ward Bauer von Ronge feierlichst ordinirt. Seine bei dieser Gelegenheit gehaltene Predigt begeisterte die ganze aus ziemlich zweitausend Menschen bestehende Versammlung. — Am 8. August beschloß die Dresdener Gemeinde einstimmig seine Berufung als Geistlicher, während Leipzig unentschieden zu seyn scheint, ob sie einen früher protestantisch gewesenen Theologen anstellen soll oder nicht. Ronge soll freilich erklärt haben, für Dresden und Leipzig könne er unter vier Jahren keinen tüchtigen römisch-katholisch gewesenen Theologen herbeischaffen.

Eine „Geschichte der von Ronge und Czerski ausgegangenen Gründung der deutsch-katholischen Kirche", von Dr. Bauer, ist schon mehrmals angekündigt, aber noch nicht vollendet. Sobald Bauer sich über seine Anstellung entschieden hat, wird er auf Selenka's, des Vorstehers der Gemeinde zu Braunschweig, Einladung, wie wir in Leipzig vernommen, eine Missionsreise antreten. Ein Mitglied der Gemeinde zu Braunschweig, bei dem Bauer früher in Leipzig als Student gewohnt, ein begeisterter Verehrer Bauers, weil er Zeuge von dessen musterhaftem und fleißigem Leben gewesen, ist Veranlassung, daß auch Braunschweig Lust bezeigt, ihn zu berufen. Seine Energie dürfte jedoch sein Bleiben in Sachsen wünschenswerther machen, während in Braunschweig Regierung und Geistlichkeit der deutsch-katholischen Gemeinde allen Vorschub leisten.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Lemberg, 30. Juli.) Gallizien ist seit lange nicht vom Unglücke so heimgesucht worden, wie in diesem Jahre. Die Nachrichten, welche man aus den verschiedenen Gegenden dieser Provinz erhält, lauten schrecklich. Kaum hörten die Ueberschwemmungen auf, so folgten in der Mitte des vorigen Monats heftige Regengüsse und erzeugten eine furchtbare Anschwellung aller Flüsse. Im Kreise Tarnow allein irren über 100,000 Menschen ohne Nahrung und Obdach umher. Im Kloster der Benedictinerinnen stieg das Wasser bis zum zweiten Stock und die armen Nonnen mußten sich auf die Dächer retten. Aus den Spitälern mußten die Kranken fortgebracht werden. Unter Anderem ereignete sich in Tarnow folgender Vorfall: Den 19. Juli strömte, da es sich aufzuheitern begann, eine Menge Neugieriger aus der Stadt, um den hohen Wasserstand zu sehen. Unter ihnen befand sich ein junger Offizier von dem kaiserlichen leichten Cavallerieregimente, Namens Berger, welcher zu Pferde auf das andere Ufer wollte. Das vom Rauschen des Wassers erschreckte Pferd wollte nicht weiter, aber durch den Sporn des Reiters getrieben, sprang es von der Chaussee ab, und im Nu verschlang das Wasser Pferd und Reiter. Nach einer Weile schwamm das Pferd heraus und lief nach dem Stalle. Bald darauf zeigte sich auch der Reiter in der Entfernung von etwa 1000 Klafter von der Chaussee, wo er, nach dem Gesträuch oder vielmehr nach einer jungen dünnen Birke fassend, sich auf der Oberfläche des Wassers erhielt. Dies fand vor den Augen einer großen Menschenmasse statt, welche aus der Stadt herbeigekommen war. Man brachte Taue und schlug Triften, um den Unglücklichen zu retten. Aber die Gewalt des Wasserstrudels und der heftig entgegenbrausende Wind vereitelte alle Anstrengungen, obgleich 15 bis 18 handfeste Menschen dem Strome entgegensteuerten. Vier volle Stunden blieb der Arme in dieser gräßlichen Lage, während ihm jeden Augenblick der Tod drohte. Endlich verließen ihn die Kräfte, was er mit verzweifelten Mienen Allen zu verstehen gab. Sein Leben hing an der immer mehr ermattenden Kraft seiner Hand und der Stärke des hin und her schwankenden Bäumchens. Da zeigte sich von Biala her ein Kähnchen; ein kühner Fischer steuerte mit Macht dem Unglücklichen entgegen; es gelang ihm trotz des Wassers, das mit seinen hochaufgethürmten Wellen sein Opfer gegen den Retter zu vertheidigen schien, sich dem armen Jünglinge zu nähern; er erreichte ihn, und brachte ihn wohlbehalten ans Ufer. Der Fürst Sanguschko nahm den ohnmächtigen jungen Mann in seinen Wagen und fuhr ihn nach Hause, während die umherstehende Menge dem wackern Fischer, einem Seitenstücke zu Bürgers „Braven Mann", lauten Beifall zujauchzte, und Jeder sich herandrängte, um dem biedern Retter die Hand zu drücken.

(Preußische Preßverhältnisse) Die Kölnische Zeitung giebt über die Preußische Allgemeine eine kurze Charakteristik, die für die preußischen dermaligen Preßverhältnisse sehr bezeichnend ist; sie bemerkt: „Die Nro. 218 der „Allg. Preuß. Ztg." bringt unter der Rubrik: Inland, d. h. Preußen, neun Zeilen; aus den deutschen Bundesstaaten elf Zeilen; dagegen über Rußland drei Spalten, Frankreich zwei Spalten. Es passirt ja im „Inlande" und Deutschland doch auch rein gar nichts; was sollte also das „Spreeblatt" auch melden, wenn nicht etwa ein Trumpf gegen die fürchterlichen sächsischen „Radikalen" oder andere honnete Leute auszuspielen ist?"

Spanische Zeitungen erzählen, ein reicher Müller wurde in der Umgegend allgemein beneidet, und Straßenräuber ersahen sich ihn denn auch bald zum Opfer aus. An dem Tage aber, an welchem Abends der Angriff gegen ihn ausgeführt werden sollte, erschienen mehrere entlassene Soldaten, die auf dem Wege in ihre Heimath waren, und den Müller baten, ihnen ein Nachtlager zu gewähren. Er that es, und die Soldaten schliefen oben, als die Räuber ankamen und das Geld des Müllers verlangten. Der Müller versprach, es zu holen, ging auf den Boden seines Hauses hinauf, weckte die Soldaten, und tödtete mit Hülfe derselben die Räuber, die er im Blute liegen ließ. Am andern Morgen ging er, da der Vorfall doch der Obrigkeit angezeigt werden mußte, in das Haus des Alcalden seines Dorfes; aber der Alcalde war nicht zu Hause. Der Müller begab sich also zu dem Stellvertreter des Alcalden, aber auch dieser war nicht zu finden. Er mußte zu einem Dritten gehen, und auch er war nicht zugegen; auch wußte Niemand anzugeben, wo wohl die drei Männer seyn möchten. Der Müller kehrte nach Hause zurück und wollte die drei Leichen selbst begraben. Man zog ihnen die Masken ab, die sie vorgenommen hatten, und siehe da, da lagen die drei Alcalden!

(Allg. Modenztg.)

Die seit dem Anfange des vorigen Jahres auf der Strecke von Münden bis Bremen eingerichtete Dampfschifffahrt hat den davon gehegten Erwartungen vollkommen entsprochen, und namentlich einen so starken Zufluß von Fremden bewirkt, daß z. B. in dem früher eben nicht sehr belebten Hameln die Gasthöfe zur Aufnahme der Reisenden diesen Sommer nicht mehr ausreichten.

Die Hutfrage ist auch von Göthe in folgenden Versen behandelt worden:

Ehret die Frauen, begrüßt sie mit Neigen,
Begrüßt sie mit freundlichem, sittlichen Beugen
Des bedeckten männlichen Haupts.
Glaubt's dem Erfahrenen! Jede erlaubt's,
Wollt Ihr, trotz hypokratischem Schelten
Denn mit Gewalt das Genie Euch erkälten?
Lasset die Hüte, die stattlichen Mützen
Fest auf den Locken, auf Glatzen festsitzen.
Grüßet mit Worten, grüßt mit der Hand,
Ehret die Sitte, schont den Verstand! (Hört!)

Frankfurter Theater.

Am 12. d. M. eröffneten Hr. und Mad. Steinmüller ein Gastspiel auf unserer Bühne, welches der Theaterkasse ein einträgliches und dem Publikum ein anziehendes zu werden verspricht. Das Haus war stark besetzt und die Stimmung der Anwesenden eine freundliche. Hr. Steinmüller ist ein Frankfurter und man war begierig, den zu dem Rufe eines unserer ersten heutigen Baritonisten gelangten Landsmann auch hier in seiner Vaterstadt einmal zu hören. Man will doch wissen, ob die Fama wahr oder unwahr berichtet und ob der Landsmann uns Ehre macht oder nicht. Hr. Steinmüller sang den Figaro im Barbier von Sevilla und rechtfertigte unsere Erwartungen. Dieser Sänger gehört zu denjenigen, deren musikalische Sicherheit und Festigkeit wahrhaft wohlthuend wirken und dem Hörer ein ungetrübtes Vergnügen bereiten; in seinem Gesange waltet jene Ruhe und jene Klarheit, die das Ergebniß tüchtiger Studien und gereifter Einsicht sind. Da ist kein Ueberschreien und Ueberbieten der Stimmmittel, kein Haschen nach Toneffecten, kein Suchen und Schwanken, sondern Alles tritt schön und bestimmt, abgerundet und gemessen hervor; jeder Note ist der rechte Werth gegeben, aber die wohlberechneten Einzelnheiten schließen sich zum lebendigen Ganzen und zur Harmonie ab. Hr. Steinmüller versteht zu singen und zwar in der strengeren Bedeutung des Wortes und wie sein Gesang kunstgerecht, so ist er auch belebt und ausdrucksvoll, dem Charakter des Tonstücks angemessen und dessen Schönheit entfaltend. In musikalischer Beziehung steht Steinmüller dem trefflichen Pischek nicht nach. Was nun die Stimme betrifft, so ist diese, obwohl keine eigentliche Baritonlage, schön und klangvoll, weich und kräftig zugleich und ihr Umfang macht Hrn. Steinmüller zur Ausführung eines ausgedehnten Rollenkreises geeignet. Für seine Wirksamkeit in den Ensembles wäre es dagegen besser, wenn seine Stimme eine engere Begränzung und Abschließung hätte. Die Rolle des Figaro sang der Gast mit Auszeichnung und in Vortrag und Charakter so befriedigend, daß ihm nach jeder Nummer der ungetheilteste Beifall und nach jedem Acte einstimmige Hervorrufung

Digitized by Google

zu Theil wurde. Das Interesse der Gesangsleistung wurde durch eine anziehende Persönlichkeit und durch ein bühnenkundiges, gewandtes Spiel unterstützt, wobei indessen ein etwas frischerer Humor mitunter zu wünschen gewesen wäre. — Mad. Steinmüller, geb. Schrickel, sang die Rosine. In Bordogni's und Micherour Schule gebildet, ist diese Sängerin mit der gefälligen Methode der neueren Meister ganz vertraut; ihr Gesang ist lieblich und anmuthig, ihre Coloratur leicht und perlend, ihre Verzierung geschmackvoll und ihre Tonbildung gut. Die in solcher Weise vorgetragenen Gesangstücke konnten die Wirkung nicht verfehlen und würden uns noch mehr zugesagt haben, wenn mitunter allzu große Berücksichtigung einzelner Verzierungen den schönen Zusammenhang des Melodienflusses nicht beeinträchtigt hätte, so wie auch ein etwas belebterer Ausdruck hätte gewünscht werden mögen. Auch die Leistung dieses Gastes fand die freundlichste Aufnahme und wiederholte Hervorrufung. — Die übrigen Mitwirkenden, die Herren Chrudimsky, Conradi und Dassel, sind bekannt und gefielen dem heute sehr freundlich gestimmten und dem Eindrucke der herrlichen Tondichtung sich ungestört hingebenden Publikum. W.

Korrespondenz.

Berlin, 9. August.

Auf das 25jährige Regierungs-Jubiläum und die silberne Hochzeitsfeier des Fürsten von Lippe-Detmold ist aus der rühmlichst bekannten hiesigen Medailleu-Münze von G. Loos eine treffliche Denkmünze hervorgegangen. Die Hauptseite derselben zeigt die Bildnisse des Fürstenpaars mit der Umschrift: „Emilie, Fürstin z. Lippe, geb. Fürstin z. Schwarzb. — P. A. Leopold, Fürst z. Lippe.“ — Auf der Kehrseite reicht die Lupia einen Kranz dar. Zur charakteristischen Bezeichnung dienen das Schild mit der Lippe'schen Rose, worauf sie den linken Arm stützt; die Eiche, woran sie sich lehnt; die Baumgruppe, hinter welcher ein Pferd — stillstehend, als im Walde heimisch — wahrgenommen wird, und im Hintergrunde der Teuloburger Wald mit dem Hermanns-Denkmal. Die Umschrift lautet: „Dem Fürstenpaare das treue Volk Zur Feier der 25jährigen gesegneten Regierung und silbernen Hochzeit,“ und der Abschnitt enthält die Worte: „d. 3. Juli 1845.“

Gießen, 4. August.

So eben ist wieder eine neue Vertheidigung des Katholizismus gegen die Denkgläubigen erschienen unter dem Titel: „Der Katholizismus und die Denkgläubigen. Mit Rücksicht auf die zwei Schriften des großh. hess. Hofgerichtsraths Dr. Kraft: Der Staat und die Ultramontanen, und: Eine andere Betrachtung der neuesten kirchlichen Ereignisse u. s. f. Von Dr. Fr. Ant. Scharpff, ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Gießen. Tübingen, Verlag der Laupp'schen Buchhandlung.“ — Sie scheint sich von den mehr örtlichen Verhältnissen ganz ferne halten zu wollen, da sie die letzte Broschüre des Hrn. Professor D. Schmidt und die kräftige Entgegnung des Hrn. Dr. Kraft gänzlich ignorirt. Sie sucht „zuerst die Principien des Katholizismus darzustellen und im Gegensatze gegen diese die der Denkgläubigen zu beleuchten“, und ein zweiter im Herbste erscheinender Theil soll „die Geschichtsprincipien und Geschichtsbehandlung des Katholizismus und der Denkgläubigen einander gegenüber stellen.“ Zur nähern Würdigung derselben mögen hier einige der Hauptsätze, von welchen sie ausgeht, folgen: „Von Seite Gottes wird die Religionsverbindung vermittelt durch Setzen von Thatsachen, als Offenbarungen seines Wesens (also z. B. nicht durch die Vernunft?) Die Religion ist daher wesentlich Geschichte, heilige Geschichte. Die Offenbarungen an die Menschheit setzen diese als Einheit voraus. In der religiösen Einheit liegt die religiöse Freiheit.“ Von diesem unrichtigen philosophisch-geschichtlichen Standpunkte aus kann die Broschüre des Hrn. Dr Scharpff natürlich nicht die reine lebendige Wahrheit des Lebens erfassen; doch kommt ihr das Verdienst unbestritten zu, ohne Leidenschaftlichkeit geschrieben und würdiger der Bekämpfung zu seyn, als die in hohlen Phrasen der Philosophie abgefaßte Schrift des Hrn. Dr. Schmid, und wir hoffen, von Hrn. Dr. Kraft einer kurzen und schlagenden Erwiderung entgegen sehen zu dürfen.

Wildel, 9. August.

Am 5. d. M. hat sich denn auch hier eine neukatholische Gemeinde gebildet. Sie ist zwar noch klein, aber wir hoffen, daß sie gedeihen und bald mehr und mehr heranwachsen werde. Dafür bürgt uns der gute Sinn der Vorsteher und überhaupt der Geist, der hier schon seit der Reclausstellung gegen das ultramontane Wesen fast allgemein sich kund gegeben. Wirkt ja auch das blinde Eifern am Altar sowohl, wie am Gesellschaftstisch ganz vortrefflich für die angefochtene gute Sache, indem dasselbe manchen stillen und ruhigen „Gläubigen“ aus seinem sichern Schlummer weckt und ihn zum Denken und Forschen nach Licht und Wahrheit anspornt! Wenn auch hier und da ein Freund des Fortschrittes in seiner äußern Stellung verliert, einen fanatisirten und fanatisirenden Kunden einbüßt ꝛc. — der Fortschritt zum Bessern wird dadurch nicht aufgehalten. Wie der Jesuitismus oder Fanatismus in der katholischen Kirche seine guten Früchte bringt und bereits gebracht hat, so, hoffen wir, wird der Pietismus, dieser krankhafte Auswuchs in der protestantischen Kirche, auch sein Gutes erzeugen. Hört man die Stimmen der Vernünftigen, so findet man immer wieder den Wunsch, daß die Zeit nicht mehr fern seyn möge, wo wir, frei von äußerm Geistesdruck, frei von blindem Glauben und Scheinfrömmigkeit, als denkende und liebende Menschen uns in Einer Kirche, als Christen wieder finden werden.

Eschborn, 13. August.

Auch in unserem Orte hat sich zu der Zeit, als man überall erkannte, wie wohlthätig ein veredelter Gesang auf das Volk wirke, unter der Leitung des Lehrers Hrn. P. Weber ein Sängerverein gebildet. Derselbe beabsichtigt nun, künftigen Sonntag den 17. August sein Stiftungsfest zu begehen und hat zur Erhöhung der Feier an 18 Vereine der Umgegend Einladungen ergehen lassen, wovon die meisten bis jetzt zugesagt haben. Das Fest wird in dem geräumigen Gartenlocale des Hrn. Ph. Müller „zum Nassauer Hof“ stattfinden und man zweifelt nicht, daß sich bei günstiger Witterung zahlreiche Gesangsfreunde, so wie auch noch manche nicht speziell eingeladene Sängervereine, welche einer freundlichen Aufnahme gewiß seyn können, einfinden werden.

Palindrom.

Ich nenne euch ein kleines Zimmer;
Der mich bewohnet, wird wohl nimmer
Durch irgend Etwas aufgeregt.
Doch lies't die Zeichen jetzt der Leser,
Wie weiland Rabbi Elieser
Die heil'gen Schriften alle las,
Dann ändert sich wohl schnell das Ganze;
Ich nenne euch dann eine Pflanze,
Die decket, was man längst vergaß.

Auflösung der Charade in Nro. 223:

Schürzfell.

Mainwasser-Wärme.

Den 13. August, Abends: 15 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 14. August. (Auf hohes Begehren). Alessandro Stradella, Oper in 3 Abth., von Friedrich, Musik von Flotow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 225. Samstag den 16. August 1845.

Ein Grand von Spanien.

Dem Französischen frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

I.

Schwarzröschen.

Es war im November 1770.

Der Tag graute kaum; ein eisiger Wind blies schon seit dem vorigen Abend wild einher, während ein feiner, mit Schneeflöckchen gemischter Regen unaufhörlich herabfiel; kurz, es war ein Wetter, um nicht einen Hund vor die Thür zu jagen.

Dennoch schritt ein junges Mädchen, dessen Tracht die Ausländerin verrieth, beherzt die Saint-Denis-Straße entlang. Hatte die Fremde auch den spanischen „Cogon" mit dem französischen „Casaquin" vertauscht, so hatte sie doch die „Basquina" beibehalten, die das untere Ende eines feingebauten Beines sehen ließ, das ein zarter Knöchel mit einem winzigen, trotz des schlechten Wetters zierlich beschuhten Füßchen verband. Die Fremde, von kleinem, aber wohlgeformtem Wuchse, schien der Hindernisse, welche die schmutzige Straße ihr so reichlich darbot, zu spotten, da sie in leichten Sprüngen über die Wasserpfützen wegsetzte, die ihr den Weg zu versperren drohten.

Während eines solchen anmuthigen Sprunges trieb der Wind die Kapuze ihres kleines Mantels zurück, und ließ ein schönes braunes Haar sichtbar werden, das, in einer mächtigen Flechte aufgewunden, von dem einfachen, mit einer schmalen Spitze besetzten Seidenhäubchen nur mit Mühe festgehalten wurde. Dieser Umstand schien der Kleinen höchst widerwärtig zu seyn, besonders als sie neben sich einen Mann von verdächtigem Aussehen gewahrte, der seine Schritte genau nach den ihrigen abzumessen schien. Auf ihrer schön geformten Stirn zeigten sich zwei mächtige Falten, und zwischen den langen Seidenwimpern ihrer großen schwarzen Augen schossen feurige Blitze hervor, während ihre dichten Brauen sich zusammenzogen und fast berührten, den herben Ausdruck zornigen Unwillens noch vermehrend, der ohnehin einen grellen Gegensatz zu dem gewohnten Lächeln ihres Mundes bildete, welcher letztere vielleicht ein wenig zu groß erschienen wäre, wenn nicht das Inkarnat der Lippen und das glänzende Email der Zähne diesen Mangel mehr als hinreichend vergessen gemacht hätten.

Das junge Mädchen, einen Augenblick lang im Zweifel, ob es sofort wieder umkehren oder seinen Weg fortsetzen sollte, entschloß sich, den Schritt zu beflügeln und sich so den Forscherblicken des Unbekannten zu entziehen, der sich seinerseits ebenfalls in raschen Lauf setzte und bald den Augen des Mädchens entschwunden war. Das arme Kind stand einen Augenblick still, um Athem zu schöpfen; seine feingeschnittenen Nasenlöcher, offen und von besonderer Beweglichkeit, erweiterten sich, und sein gebräunter, durch das rasche Eilen noch mehr belebter Teint nahm jenen warmen Ton an, der den Kindern Andalusiens, denen Rosa, so war der Name des Mädchens, in der That angehörte, eigenthümlich ist.

Als sich „Schwarzröschen", wie Rosa von ihren Vertrauten genannt zu werden pflegte, von ihrer Aufregung ein wenig erholt hatte, setzte sie ihren Weg weiter fort, und gelangte bald an die große Truanderie-Straße, wo sie rasch um die Ecke bog und verstohlen in das Haus eines Baders schlüpfte, der dort möblirte Wohnungen feil hatte.

Ungeachtet der Schnelligkeit, mit welcher Rosa dies letzte Manoeuvre ausführte, hatte sie doch Zeit gefunden, zu bemerken, wie der Unbekannte, welcher ihr früher gefolgt, jetzt kaum zehn Schritte von der Wohnung des Baders entfernt, mit einem andern Manne von eben so verdächtigem Aussehen im leisen, doch lebhaften Gespräche begriffen war; ein Anblick, der sie neuerdings erbeben machte und auf ihrem hübschen Gesichtchen wieder den Ausdruck jenes zornigen und leidenschaftlichen Unwillens hervorrief, der sie kurz vorher in der Saint-Denis-Straße in so lebhafte Aufregung versetzt hatte.

„Das ist die Geliebte des jungen Mannes," sagte der Eine der Beiden, der in dieser Gegend die Wache zu haben schien.

„Und vielleicht seine Mitschuldige," versetzte der Andere.

„Meiner Seel, das wäre Jammerschade! Es ist gar ein schmuckes Ding von Mädchen!"

„Schweig, alter Weiberjäger! Hat Unsereins auf solche Dinge zu achten? . . . Ich kenne nur meine Pflicht, und . . . Doch still; aufgepaßt! Der Andere wird jetzt nicht lange mehr ausbleiben!"

„Ich glaube, es wäre am besten, wenn wir uns trennten; wir könnten sonst den Vogel leicht verscheuchen."

„Ich bin's zufrieden!"

II.

Eine Dachstube in der großen Truanderie-Straße.

War Rosa ein Mädchen oder eine Frau?

Das kümmert uns wenig; erforschen wir lieber, wohin das arme Kind, das kaum sechzehn Jahre zu zählen schien, sich bei so abscheulichem Wetter so eilig in aller Frühe begab.

Im fünften Stockwerk des Hauses, in das wir „Schwarzröschen" eintreten sahen, befand sich dicht unter dem Dache ein abgelegenes Winkelzimmerchen, dessen nackte Wände von widerlichem Schmutze strotzten. Zwei Betten, die zu beiden Seiten der Thüre standen, eine ungeheure Truhe von Eichenholz, ein kleiner Tisch und vier wackelige Stühle bildeten das ganze Zimmergeräth dieser elenden Wohnung.

Man sah auch dort einen Kamin, dessen Herd statt des Feuers von einer Menge schadhaften Töpfergeschirrs bedeckt wurde, während das Gesimse des Kamins mit vier leeren Flaschen ausgeschmückt war, von denen zwei die Stelle eines Leuchters vertraten.

Digitized by Google

Inmitten dieser nichts weniger als anmuthigen Umgebung erblickte man die Gestalt eines Mannes, dessen Aussehen wo möglich noch gemeiner als das seiner Umgebung war. Er mochte ungefähr vierzig Jahre alt seyn; von Statur klein und untersetzt, hatte er rothes Kopf- und Bart-Haar, grünliche Augen, eine dicke platte Stumpfnase und bleiche schmalgeschnittene Lippen; dazu war er in einen Mantel gehüllt, dessen Farbe die Zeit höchst zweifelhaft gemacht hatte.

Am Fenster sitzend, die Füße auf einen kleinen Koffer gestützt, hatte der Mann seit einer Stunde ungefähr sich die Zeit mit Rauchen vertrieben, als Rosa eintrat, die er mit grinsender Freundlichkeit begrüßte. Statt der Antwort ließ „Schwarzröschen" einen raschen Forscherblick durch das Zimmer gleiten.

Das eine Bett war in Unordnung und ließ die Armseligkeit des Lagers erkennen; das andere dagegen stand unberührt; eine Kattundecke, die den ärmlichen Inhalt der Bettstatt verbarg, lag über dasselbe ausgebreitet.

„Karl hat noch nicht zu Hause geschlafen?" rief „Schwarzröschen" fragend aus.

„Wie Ihr seht," entgegnete ruhig der Angeredete, indem er seine Pfeife aus dem Munde nahm und zwischen den Beinen ausklopfte.

„Wo hat er denn die Nacht zugebracht?"

„Er hat mir's nicht gesagt."

„Ho, ho! „Rothmönch" wird mich doch nicht glauben machen wollen, er wisse nicht, wo Karl seit länger als einer Woche seine Tage und Nächte hinbringe!"

„Schwarzröschen erweist mir mehr Ehre, als ich verdiene, wenn sie mich für so vorsichtig und verschwiegen hält .... Zudem, hast Du mir Deinen Karl etwa aufzuheben gegeben?...."

„Es handelt sich hier nicht um Karl; es ist „Eisenherz", den ich suche .... Versteht Ihr? Rothmönch! .... erwiederte das junge Mädchen, jedes seiner Worte gewichtig betonend.

„Eisenherz!" ... Und weshalb?" fiel der Mann, den man „Rothmönch" nannte, hastig ein.

„Jakob ist in Paris."

„Nun?"

„Er hat sich einen Paß nach Deutschland verschafft."

„Und was weiter?"

„Nach Eurer Unterweisung habe ich mit ihm von dem „dreizehnten September" und dem dreißigsten Mai" gesprochen. Er befaßt sich mit Allem!"

„Wvat hoch! ... Oh, ich habe es immer gesagt: „Schwarzröschen" ist ein kostbares Mädel! ... Laß Dich umarmen!"

„Nein! Nein!" rief Schwarzröschen aus, sich seiner erwehrend, während sich in ihren Zügen tiefer Abscheu malte.

„Noch immer so spröde! ... Wahrlich, Eisenherz sollte Dich zur Frau nehmen. Du bist würdig, seinen Namen zu tragen! ... Doch weil Du gar so hartherzig bist, reden wir nicht weiter davon. Laß uns auf die Geschäfte zurückkommen. Du sagst also, Jakob übernimmt den „dreizehnten September" und den dreißigsten Mai?"

„Ja, und wenn ich sie ihm hätte überliefern können, wäre er bereits abgereist."

„Und was hinderte Dich an dem Abschluß des Geschäfts, da wir Dir doch vollständige Vollmacht gaben und Alles in Deinen Händen ist?"

„Es ist nicht Alles in meinen Händen!"

„Wie?"

„Vor ungefähr acht Tagen hat „Eisenherz" den „dreizehnten September" von mir zurück verlangt; er sagte, er bedürfe dessen zu einem höchst wichtigen Unternehmen."

„Den dreizehnten September!!!" rief „Rothmönch" wüthend aus, indem er seine Pfeife zornig zu Boden warf. „Und Du hast ihn, so ohne Weiteres und ohne mir ein Wort zu sagen, an „Eisenherz" überliefert? ... Hast Du vergessen, „Schwarzröse", daß der „dreizehnte September" Dich eben so an mich, wie an Eisenherz fesselt?!" setzte er, noch ehe Rosa antworten konnte, mit dumpfer, grollender Stimme hinzu.

„O nein, ich habe Das nicht vergessen; was ich that, geschah im Gegentheil, weil ich mich wohl daran erinnerte. Ihr seyd es, Rothmönch, der vergißt, daß, als Ihr entdecktet, daß mich der Zufall zum unfreiwilligen Zeugen jenes Unternehmens machte, Ihr es wart, der mich mit den Worten: „Nur die Todten schweigen!" in den Abgrund stürzen wollte, daß „Eisenherz" mich dann in seinen Schutz nahm und mir das Leben rettete. Doch Ihr habt Recht; der „dreizehnte September" fesselt mich an Euch Beide: an Euch durch den Haß, an Karl durch die Dankbarkeit."

„Tod und Teufel! Hier ist nicht die Rede von Dankbarkeit oder Haß!... Hier handelt sich's um mein Recht!... Du hast mich betrogen und sollst es theuer büßen!" kreischte Rothmönch, vor Zorn seiner kaum mächtig und den Arm der Unglücklichen so gewaltig ergreifend, daß diese vor Schmerz laut aufschrie.

(Fortsetzung folgt.)

Lahneck, die Marxburg, Ober- und Nieder-Lahnstein.

Der interessanteste Punkt, dem Schlosse Stolzenfels gegenüber, ist die 290 Fuß über dem Rhein gelegene Burg Lahneck. Diese malerische Ruine krönt einen steil gegen das linke Ufer der Lahn abfallenden Felsen und wird auf der Rückseite von dem Flusse umschlängelt, dessen untersten Lauf sie überwacht. Die Römer scheinen durch diesen Umstand sich veranlaßt gefunden zu haben, auf derselben Stelle eine Warte herzustellen, wo in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Kurmainz, als Schutzwehr für seine Besitzung Ober-Lahnstein, die Burg Lahneck erbaute. Augenscheinlich wurde dabei Stolzenfels als Muster genommen, denn der 96 Fuß hohe fünfeckige Mittelthurm hat ganz dieselbe Richtung und Form, wie der rauhe Thurm der kurtrierischen Feste. Der Thurm scheidet sich in fünf ehemals gewölbte Stockwerke. Er wird ganz oben durch Gebüsch gedeckt, was im Innern eine eigenthümliche Wirkung hervorbringt. Lahneck besteht aus zwei über einander befindlichen Abtheilungen. Die obere, wo wahrscheinlich die römische Warte stand, hat vollkommen die Gestalt eines kleines Kastells, das ein regelmäßig behauener Felsen getragen. Seine noch erhaltenen Mauern haben eine Höhe von 30 Fuß; sie werden von einem 40 Fuß tiefen Graben umschlossen. Die Gebäude, welche sich in dem doppelten Burgbering befanden, sind größtentheils zerfallen. Von der ehemaligen Kapelle, die über dem Abgrunde zu schweben scheint, sind noch sieben ziemlich große Spitzbogen-Fenster vorhanden, durch welche die Aussicht auf den in der Tiefe in einer Doppelkrümmung rauschenden Fluß überraschend ist. Das schöne Thor des äußeren Umschlusses gegen den Rhein, die hohen, theils noch erhaltenen, theils von der Zeit zernagten Zinnen, der ganze merkwürdige Bau überhaupt sollen zur Zeit des Verweilens der Königin Victoria auf dem Stolzenfels, nach der Verfügung des Herzogs von Nassau (Eigenthümers der Burg), jeden Abend auf eine verschiedenartige Weise, durch bengalische Weiß-, Roth- und Blaufeuer erleuchtet werden und andere Feuer die weiter oben gelegene, ebenfalls zum Herzogthum Nassau gehörige Marxburg erhellen. Diese letzte steht noch aufrecht in ihrem alten Wesen, während Lahneck 1689 von den Franzosen zerstört wurde.

Die Marx- oder Markusburg bedeckt einen 480 Fuß hohen steilen Felsen, welcher unmittelbar über dem Städtchen Braubach emporragt. Die gothische Feste, deren Entstehen noch einer sehr

Digitized by Google

verbreiteten, jedoch nicht urkundlich verbürgten Sage der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts angehört, erzeugt mit ihrem 84 Fuß hohen viereckigen Mittelthurm, ihrem achteckigen Vorthurm und der übrigen mächtigen Gebäudemasse auf dem vereinzelten Spitzberge einen tiefen Eindruck. Die jetzt als Staatsgefängniß dienende Feste hat eine Besatzung von herzoglich nassauischen Invaliden, ihr Geschütz besteht in sieben Kanonen, darunter zwei bronzene französische Zwölfpfünder, worauf das N und die Jahrzahl 1813 stehen. Die gedeckte Batterie ist gegen den Rhein gerichtet. Der Fremde wird militärisch angerufen und erst nach abgestattetem Rapport eingelassen. Das Innere der Burg ist noch in demselben Zustande, in welchen die Wiederherstellung von 1648 nach kurzem Verfall sie versetzt. Man besucht das Gemach, welches Kaiser Heinrich IV. nach seiner Entweichung aus der ersten Gefangenschaft im Saale zu Ingelheim 1104 bewohnt haben soll. Es ist jetzt in mehrere Zimmer geschieden und nur ein Kamin noch in dem früheren Zustande erhalten. Die übrigen Merkwürdigkeiten der Burg bestehen in dem aussichtreichen Hauptthurm, dem mit einer Winde versehenen Verließ und der Folterkammer, deren Werkzeuge beseitigt worden.

Zwischen der Marxburg und Lahneck, unfern des Städtchens Ober-Lahnstein, gewahrt man, dem Königsstuhl gerade gegenüber, die Marien- oder Liebfrauen-Kapelle, gewöhnlich die Wenzels-Kirche genannt. Kaiser Wenzel soll hier, den 20. August 1400, durch die Kurfürsten des Thrones verlustig erklärt worden seyn; es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die Berathung und der Beschluß dieses wichtigens Begehens nicht in dem kleinen offenen Gotteshause, sondern vielmehr in dem nahen Schlosse zu Ober-Lahnstein stattgefunden habe, was auch Freher in seinen notis ad Petro de Andlo, Kap. 2, S. 166 behauptet.

Der alte vielbethürmte Mauerkranz, welcher die kleine Stadt Ober-Lahnstein umschließt, verleiht dieser ein eben so alterthümliches als malerisches Ansehen, durch die reizende, in der üppigsten Baumpracht prangende Gegend noch erhöht. Dem alten kurmainzischen Schlosse am Rhein ist wohl nur der mit drei Wappenschilden versehene, über dem Eingang vorspringende hübsche Erker, mit der Jahrzahl 1394, als ursprünglich angehörend zu betrachten; das jetzige Hauptgebäude ist aus neuerer Zeit. Für das Alter des Ortes spricht indeß der Umstand, daß schon Ausonius desselben in seinem Moselgedicht erwähnt. Sein noch vorhandener Umschluß ist aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Die Pfarrkirche, welche schon 978 stand, enthält außer einem alten Steinbilde in der Vorhalle nichts Bemerkenswerthes.

Von Ober-Lahnstein ist der Flecken Nieder-Lahnstein nur zwanzig Minuten entfernt. Der letzte ist größer, schöner und gewerbiger als das erste. Die neue Lahnstraße von Koblenz nach Ems durchschneidet ihn, deßhalb findet man hier auch einen eben so großen Ueberfluß an Gasthäusern, als in Ober-Lahnstein daran Mangel ist. Beide Orte liegen dem Schlosse Stolzenfels gerade gegenüber. Ober-Lahnstein hat 1900 und Nieder-Lahnstein 2200 Einwohner. Beide gehören zu Nassau. Ueber dem letzten erhebt sich der Allerheiligenberg mit einer 420 Fuß über dem Rhein erhöhten Wallfahrts-Kirche und ganz eigener Aussicht, die gegen Ost eben so beschränkt als auf der entgegengesetzten Seite gegen den Rhein mannichfach und großartig ist. (Rh. Beob.)

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 3. August.) In der vorgestrigen Sitzung der Abgeordnetenkammer wurde unter anderen Gegenständen auch der Bericht der Kommission für Gegenstände der inneren Verwaltung über den Antrag des Frhrn. v. Varnbüler, betreffend **verbesserte Fürsorge für die Eisenbahn-Arbeiter**, berathen. Diese Fürsorge sollte eintreten durch a) Errichtung von Speisehütten im Mittelpunkt der Arbeiter zu zweckmäßigerer Verköstigung der Arbeiter unter entsprechenden Einrichtungen auf Rechnung der Eisenbahnkasse; b) Bestimmung längerer Zahlungsfristen gegen angemessene Zinsenvergütung; c) Abgabe guten Arbeitsgeschirrs von Seiten der Eisenbahn-Verwaltung, sowie Aufstellung von Modellen zweckmäßiger Wagen, Karren u. dergl., endlich zu Hebung und Erhaltung der Sittlichkeit und Religiosität; d) durch geeignete Verschaffung der Möglichkeit und Veranlassung zu regelmäßigen Kirchenbesuchen. Die Kommission erkennt an, daß der Antrag, von den edelsten Gesinnungen für eine große, sich selbst überlassene Anzahl von Menschen aus den untern Klassen ausgehend, von um so größerer Wichtigkeit sey, als nach den neuesten Kammerbeschlüssen die Eisenbahn-Arbeiten in nächster Zeit von großem Umfang werden und eine Anzahl von mehreren Tausend Menschen beschäftigen dürften, deren Wohl und Wehe, Gesundheit und Leben hauptsächlich von der Sorge für ihre äußeren Verhältnisse abhänge, welche Fürsorge nach den Erfahrungen bei andern Eisenbahnen, aber auch nach den bei einigen derselben vorgekommenen traurigen Erscheinungen auch im Interesse der Regierung liege, jedoch in keiner Bevormundung, in keinem Zwang bestehen solle, und beantragt, daß die Motion mit der Bitte an die Staatsregierung gebracht werden solle, solche in nähere Erwägung zu ziehen und nach dem Ergebniß die geeigneten Vorkehrungen treffen zu wollen, auch die Kammer der Standesherren zum Beitritte einzuladen. — Frhr. v. **Varnbüler** dankt der Kommission für das warme Interesse, welches sie dem zur Sprache gebrachten Gegenstand gewidmet habe, und drückt seine Wünsche gegen Diejenigen, welche zu der Berathung und Ausführung berufen werden, näher unter dem Beifügen aus, daß nach einer von dem Abgeordneten von Gmünd erhaltenen Mittheilung Vorschläge ähnlicher Art ohne allen Zwang an mehreren Orten mit dem glücklichsten Erfolg zum Vollzug kommen. — Mayer von Schorndorf, Präl. von Mehring und von Heermann, Mak, Deffner, Dörtenbach unterstützten die Motion und den Kommissionsantrag, mehrere Andere aber, welche sich zu gleichem Zweck erhoben hatten, wie Schmidt von Auttlingen, Gwinner, Klemm verzichteten auf die Bemerkung des Präsidenten, daß bei der allseitigen Unterstützung es keiner weitern Diskussion bedürfen werde, auf das Wort. Zu erwähnen ist, daß Deffner und Dörtenbach besonders auch den Gemeinde-Obrigkeiten empfohlen haben, sich für ihre Angehörigen hierbei zu interessiren, damit der große Aufwand für die Eisenbahnen bei dem gesunkenen Wohlstand einem großen Theile des Volkes auch wirklich zu gute komme. Nach einigen anderen Bemerkungen wurde der Kommissionsantrag durch Zuruf zum Beschlusse der Kammer erhoben.

In London haben seit Anfang dieses Jahres bereits mehr als 411 Feuersbrünste stattgefunden.

Literatur.

Bürger. Ein deutsches Dichterleben. Roman von Otto Müller. Frankfurt a. M. G. Oehler. 1845.

Der Verfasser dieses Romans tritt zum zweiten Male mit einer größeren Arbeit vor das Publikum, zum ersten Male mit einem Romane; sein Drama „Cola Rienzi" erschien bereits vor mehreren Jahren. Neugierig, aber mit völlig unbestimmter Erwartung, sogar mit einiger Bangigkeit vor dem über fünfthalbhundert enggedruckte Seiten umfassenden Volumen, öffnete Referent das Buch. Sogleich bei den Anfangsworten: „Es war ein heiterer, sonniger Septembermorgen des Jahres 1774, als zwei Männer . . . langsam dahin ritten", soufflirte der Genius oder Dämon der Kritik: „Richtig, so ungefähr beginnen langsam alle langen hi-

Digitized by Google

storischen Romane." Die Reiter, deren einer ein Ritter (der jüngere Graf Stolberg), fingen an, sich über Bürger, den heute fast verschollenen Dichter, als über einen leuchtenden Stern des damaligen deutschen Himmels zu unterhalten. Der Dämon mäkelte mitunter an ihrer Ausdrucksweise und prüfte puristisch Worte und Wörter. Aber er verstummte vor den tiefen, ahnungsvollen Blicken einer ächt deutschen Dichterseele, welche dem Leser aus den immer wärmer angeschauten Blättern entgegen leuchteten. In diesen Blättern rauscht der Hauch eines bewegten, bald in Natur und Menschengeschichte hinaus, bald in sich selbst zurückblickenden Geistes. Deshalb führt dieser Geist uns einerseits die immer in ähnlicher Weise wiederkehrenden Erscheinungen des inneren Menschenlebens vor, welche jedem Einzelnen nur sofern immer neu erscheinen, als er sie an und in sich selbst als neue Zustände erlebt oder erlebt hat und als sie ihm die eigenen ersten Freuden und Leiden, Fragen und Antworten, Zweifel und Verzweiflung, Kraftgefühl und That seiner einzelnen Lebensperioden abspiegeln. Bald aber wiederum versetzt uns der Geist des Dichters über unsere Gegenwart und nähere Vergangenheit hinaus in eine bestimmte, nur einmal dagewesene Zeit, und unser Dichter unterscheidet sich dann sofern von dem Historiker, als er selbst und mit seiner ganzen Empfindung, den Leser mit sich fortziehend, mitten unter den Menschen der Vergangenheit wandelt, ja sich ihnen incorporirt, ihre Zeit und Umgebung auf sich wirken läßt, jeden Schlag ihrer Pulse und Herzen als eigenen empfindet. Sein gerechter Spott trifft (S. 300) jene Sorte von Historikern, „die Herren von der Weltgeschichte, die beständig an den Quellen sitzen und darüber den Strom nicht rauschen hören." — An Bürger's nicht idealisirte, vielmehr mit rein menschlichen Kräften und Schwächen reichlich begabte Gestalt lehnen sich die bekannten Glieder des Haindundes an und, wenn auch nur in einzelnen Berührungen, die ganze Heroenzeit der deutschen Dichterwelt, jene wunderreiche Zeit, in deren kurzem Raume sich Zeitgenossen des höchsten Geisterranges zusammendrängten, wie sie selten Eine Zeit und kleiner Raum verbindet. Und doch lohnte es sich damals, auch nur ein kleiner Dichter zu seyn, weil auch dieser entweder als vorbereitender Johannes in der messianischen Zeit, oder als ein des Umganges mit Gottmenschen gewürdigter Jünger erschien, und weil die Mitwelt, besonders im mittleren und nördlichen Deutschland, mit meistentheils liebevoller Aufmerksamkeit jeden neuen Mitbildner der Zeit begrüßte.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Berlin, 11. August.

Vor einigen Tagen hatten wir in einem Privatzirkel Gelegenheit, einen Klaviervirtuosen zu hören, dessen Name bereits durch die öffentlichen Blätter gegangen und der bei seinem, in der Wintersaison zu erwartenden Auftreten ohne Zweifel das größte Interesse zu erregen bestimmt ist. Hr. Litolff ist ein geborner Engländer, und stammt väterlicher Seits aus einer russischen, mütterlicher Seits aus einer französischen Familie. Die Weise, wie sein musikalisches Genie zum Durchdruch kam, ist sehr charakteristisch. Litolff arbeitete bei einem Londoner Instrumentenmacher, er lernte — Pianoforte-Kasten machen. Ohne nur eine Note zu kennen, lernte er zuerst Akkorde greifen, übte sich, spielte einzelne Melodien und brachte es so weit, daß er endlich mit großer Fertigkeit die schwierigsten Stücke nach dem Gehör spielte. Indeß war und blieb er Klavierbauer, und da er keine Mittel hatte, so wäre er ohne eine besonderes Ereigniß wohl noch heute dasselbe. Eines Tages kam ein Fremder in die Anstalt, besah mehrere Instrumente und hörte Litolff spielen. Ueberrascht von der Fertigkeit und dem originellen Ausdruck dieses Spiels ließ er sich in ein Gespräch mit dem jungen Virtuosen ein, und erfuhr zu seinem größten Erstaunen, daß er ohne alle musikalische Schuldildung, ein reiner naturwüchsiger Dilettant, aber mit außerordentlicher Genialität und scharfsichtiger Kritik begabt sey. Das Interesse dieses Fremden war im höchsten Grade für dies unter dem Fluch der socialen Verhältnisse vergrabene Genie erregt, und er bot dem jungen Manne an, mit ihm auf Reisen zu gehen. Dieser Fremde war — Moscheles. Diejenigen, welche die Sinnesart Moscheles näher kennen, werden in seiner edelmüthigen Handlung um so mehr Beweis für Litolff's wahrhafte Genialität finden, als Hr. Moscheles sonst — nicht eben überraschend freigebig seyn soll. Vier Jahre ließ Moscheles seinen jungen Zögling im Generalbaß und Contrapunkt und in der Schule der besten Meister im Spiel unterrichten, und man muß gestehen, Litolff hat den Erwartungen seines Gönners Ehre gemacht. Wir stehen keinen Augenblick an, ihn Liszt voranzustellen. Litolff hat die ganze Kraft und Virtuosität von Liszt, aber sein Spiel hat reicheren Ausdruck und mehr geniale Eigenthümlichkeit als das von Liszt. Unstreitig hat er viel Aehnlichkeit mit Liszt. Wie Liszt beherrscht er sein Instrument in einer wahrhaft großartigen, höchst imponirenden Weise, aber er beherrscht es nicht wie ein Eroberer, sondern wie ein von der Natur berufener, natürlicher Herr. Er beherrscht nicht nur das Instrument, er beherrscht auch sein Spiel. Wir hörten ihn eine Fantasie über Thema's aus Meyerbeer's Robert spielen, die wohl zu dem Vorzüglichsten gehört, was bisher geleistet ist, und in deren Finale er drei Themata zugleich spielt! Eine Tarantella, nicht minder vortrefflich, eint die Kraft und Virtuosität mit einer Weichheit, wie wir sie bei Liszt nicht finden. In seinen besten Compositionen, die wir bis jetzt gehört, rechnen wir noch einzelne Partieen aus einer Oper: „Katharina Howard." Litolff ist blond, klein und schmächtig gebaut, nichts an ihm verräth die Kraft seines Spiels, nur zeigt eine stete, fast krampfhafte Erregung nach dem Spiel, wie heftig es ihn ergriffen. Seine Genialität ist unbestreitbar und seine Laufbahn wird eine glänzende seyn.

Darmstadt, 10. August.

Wenn der Wind durch die Stoppeln zu wehen beginnt, dann ist auch schon längst bei uns im Gebiet der Kunst eine Dürre eingetreten, welche bisweilen nur eine wohlthätig anregende und erfrischende Unterbrechung erleidet. Nachdem Hr. Kircheis mit dem Himmel lange genug parlementirt hatte, bis es ihm endlich gelang, sein schönes Konzert im Freien abzuhalten, wurde den Freunden der Musik noch ein anderer Genuß geboten durch die Abendunterhaltungen der Herz'schen Gesellschaft, welche nie verabsäumt, die neuen und besseren Erzeugnisse der musikalischen Composition mit wahrem Kunstgeschmack vorzutragen. — Thalia's Tempel ist noch fortwährend fest verriegelt und verschlossen, und vor Mitte September werden die Anhänger ihres Kultus ihn wohl schwerlich wieder betreten können. — Fräul. Luise Weiß, welche einst unserer Bühne angehörte und in der letzten Zeit bei dem Ballet des Drurylane-Theater zu London engagirt war, befindet sich in diesem Augenblick hier und ist auf der Reise nach Rußland begriffen, wo sie für Petersburg und Moskau ein glänzendes Engagement erhalten hat.

Auflösung des Palindroms in Nro. 224:

Sarg. Gras.

Mainwasser-Wärme.

Den 14. August. Abends: 15 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 15. August. Der gespenstische Barbier, oder: der Rothmantel, Volksmährchen von Musäus; für die Bühne bearbeitet in 4 Abth., von A. v. Kotzebue.

Samstag, 16. August. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrollen) Don Juan: Hr. Steinmüller, k. hannover'scher Hofsänger und erster Regisseur der Oper. Donna Anna: Mad. Steinmüller, geb. Schrickel, k. hannover'sche Hofopernsängerin und Kammersängerin Ih. k. Hoh. der verwittw. Großherzogin Stephanie von Baden.

Montag, 18. August. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum Erstenmale): Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld. Obrist von Götze: Hr. Breuer, vom Stadttheater in Bremen. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 226. Sonntag, den 17. August 1845.

Das deutsche Lied und seine Sänger.

Von Fr. Lucä. *)

„Dem Donner gleich, dem Glockenklang,
„Der Wog' am Meeresstrand,
„Brauf' hin, brauf' hin, du deutscher Sang,
„Brauf' hin durch's deutsche Land;
„Brauf' hin im Flug durch Wald und Feld,
„Du Lied, so treu und traut,
„Brauf' hin, brauf' hin durch alle Welt,
„Du stolzer, deutscher Laut!"

Mit des Frühlings erstem Regen,
Mit dem ersten Grün der Au',
Mit dem ersten Ruf der Lerche
In dem heimathlichen Gau,
Regt sich's auch in Sängers Busen
Wie durch Zauberschlags Gewalt,
Und im Thal und auf der Höhe
Deutschen Liedes Jubel schallt.

„Gegrüßt sey uns, du holder Mai!
„Gegrüßt dein Blüthenduft!
„Gegrüßt, du Vöglein, froh und frei,
„In blau verklärter Luft!
„Gegrüßt, du Bächlein, sonder Ruh',
„Das längs der Mühle rauscht,
„Gegrüßt, du freundlich Mägdlein, du,
„So uns'ren Tönen lauscht!"

Und die deutsche Sängerschaar
Einet sich zum Bunde,
Und aus stolzer Runde
Steigt ein Siegesaar
Zu des Himmels Dom empor:
Und in Hütten und Palästen,
Und im Osten und im Westen,
Preist man dich, du deutscher Männerchor!

„Wir künden, wo wir sind und wallen,
„Bei'm Strahl des Tags, in dunkler Nacht,
„Auf freier Flur, in Domes Hallen
„Des deutschen Männersanges Macht;
„D'rum ziehen wir, ein Heer von Brüdern,
„Entlang der deutschen Ströme Lauf,
„Und wo man hört von unsern Liedern,
„Da schließt man Thür' und Herzen auf."

Und bei ihrem Nahen ziehet,
Wie des Nordens eis'ger Sohn
Vor dem Schlag der Lerche fliehet,
Rauhe Sitte bang davon;
Und nicht blos dem heit'ren Herzen
Naht mit ihnen Freud' und Lust;
Nein! der Seele auch in Schmerzen,
Auch der schwerbedrängten Brust!

„O Mutter, stille deine Thränen!
„O weine nicht, verwais'ter Knab'!
„Getrost, o Greis, mit deinem Sehnen,
„Mit deinem Jammern nach dem Grab!
„Ob Feuersgluth, ob Felsensturz euch droht,
„So Gott es will, wir lindern eu're Noth.
„Allein nicht uns sey Dank gezollt,
„Dem deutschen Laut und seinem Glockengold,
„Dem deutschen Laut und seines Genius Schwingen
„Verdankt ihr unser Ringen und Vollbringen.

Droht, den Degen in der Hand,
Feindesgrimm dem Vaterland,
Dann von Sängers Lippen braus't
Deutsches Freiheitslied, und saus't,
Wie aus höhern Welten stammend,
Unbezwinglich, gluthentflammend,
Von der Oder bis zum Rheine
Durch die deutschen Eichenhaine.

„Auf, Brüder! zum Leben, zum Sterben vereint!
„Hinaus in die Feldschlacht, hinaus in den Feind!
„Den wallenden Helm in die Locken gedrückt,
„Die Banner entfaltet, die Schwerter gezückt!
„Auf! — sey es zum Siege, zum Tode! Hurrah!
„Germania allzeit! Germania!"

So brauf' denn hin wie Sturmesdrang
An Nordens Felsenstrand,
So brauf' denn hin, du deutscher Sang,
Brauf' hin durch's deutsche Land!
Brauf' hin im Flug durch Wald und Feld,
Du Lied, so treu und traut!
Brauf' hin, brauf' hin durch alle Welt,
Du stolzer, deutscher Laut.

*) Diese Dichtung ist von Heinrich Need componirt und beim deutschen Sängerfeste in Würzburg executirt worden, wie aus den öffentlichen Berichten bereits bekannt.

Digitized by Google

Ein Grand von Spanien.

Dem Französischen frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

In demselben Augenblick machte ein starker Faustschlag die Thüre erdröhnen, sie öffnete sich kreischend; ein groß und stark gebauter stolzblickender, junger Mann von noblem Aeußeren trat ein.

„Eisenherz!" brüllte Rothmönch mit unterdrückter Wuth.

„Karl!" rief Rosa aus mit dem Ausdrucke der innigsten Anhänglichkeit und Liebe.

„Nun ja denn! es ist Karl, es ist Eisenherz; was ist da weiter Erstaunliches? Ihr seht Beide aus, als wenn Ihr toll geworden wäret. Ich bin sehr erfreut, Euch Beide zusammen hier zu finden. Du Rothmönch mußt mir sogleich zweihundert Pistolen geben, und Du, Schwarzröschen, geh' und hole mir rasch Etwas zum Frühstück, denn ich sterbe vor Hunger!"

Glücklich, sich dem gewaltigen Drucke der Faust „Rothmönch's" entziehen zu können, ergreift „Schwarzröschen" rasch einen Korb, nebst zwei leeren Flaschen, und beeilt sich, dem eben erhaltenen Auftrage zu gehorchen.

Ungeachtet der Gewalt, welche „Eisenherz" über seine ganze Umgebung ausübte, leistete „Rothmönch" weit zögernder als Rosa der ihm gewordenen Aufforderung Gehorsam, und die berechnete Langsamkeit, mit der er sich anschickte, den Schlüssel, der zu der eichenen Truhe, die als Geldkiste diente, aus seiner Beinkleidertasche hervorzuholen, gestattete ihm, das Schließen der Zimmerthüre zu erwarten, ehe er „Eisenherz's" Forderung erfüllte. Als er sich genugsam überzeugt hielt, daß Rosa wirklich fortgegangen sey, steckte er den hervorgezogenen Schlüssel mit rascher Bewegung wieder in die Tasche, und sich entschlossen gegen Eisenherz wendend, sagte er:

„Jetzt haben wir ein Wort mit einander zu reden!"

„Was soll das, Spitzbube?"

„Ein ehrlicher Spitzbube wenigstens ... Ich habe Nichts auf dem Gewissen ... Ich treibe mein Handwerk offen und ohne Heimlichkeiten ...."

„Nun?"

„Während „Eisenherz" ... unser Oberhaupt ... Er, dessen Beispiel Allen vorleuchten sollte ... nicht zufrieden damit, mit vollen Händen aus der gemeinschaftlichen Kasse zu schöpfen, sich zu seinem alleinigen Vortheil an anvertrautem Gute, das ihm heilig seyn sollte, vergreift! ... O, er ist kein Kostverächter, der Kapitain ... er nahm nur den „dreizehnten September." ... Nichts für ungut!"

„Verdammte Schwätzerin, das Schwarzröschen!"

„Du hast Dich wirklich zu beklagen .... Indem sie plauderte, that sie nur, was ihres Amtes als Frauenzimmer war .... Was mich betrifft, so werde ich das meine nicht minder zu vollziehen wissen ... Und ich erkläre hiemit dem Meister „Eisenherz", daß, wenn nicht heute Abend der „dreizehnte September" den Händen des Juden Jakob überliefert ist, der darauf wartet, um ihn nach Deutschland zu schaffen, ich morgen eine ganz kleine Unterredung haben werde in einem gewissen Hause der Straße Saint ..."

„Elender!" unterbrach „Eisenherz" den Redner, eine heftige Gebärde machend, die er jedoch sogleich unterdrückte. „Bedenke, daß, wenn Du mich verdirbst, Du Dich selber zu Grunde richtest."

„Ich weiß das; aber ich will lieber selbst verloren seyn, als den „dreizehnten September" verloren wissen! ... Wenn es mich rächen gilt! ... Hüte Dich, „Eisenherz"!"

„Drohungen, Nichtswürdiger! ... Ich dächte, Du wüßtest doch, daß man damit bei mir nicht weit kommt! ... Wenn ich Dich nun heute noch stumm machte ... He? ..."

Bei diesen Worten hatte Eisenherz einen langen, verborgen gehaltenen Dolch hervorgezogen; doch er hatte kaum Zeit gehabt, sich damit zu bewaffnen, als „Rothmönch", seine Absicht errathend, einige Schritte zurückwich und ihm die Mündung eines Taschenpistols entgegenhielt.

„Komm nur an!" sagte er mit dumpfer Stimme zu seinem Gegner; „komm nur an, ich erwarte Dich! ..."

„Bei allen Teufeln! Ich werde herankommen und Du wirst nicht losdrücken," entgegnete Eisenherz, verächtlich die Achseln zuckend. — „Deine Waffe macht viel zu viel Lärm! ... Aber bleibe nur in Deiner Position! ... Nein, wie Du so stolz darin aussiehst! ... Bei meiner Ehre, Du bist entsetzlich schön, so! .. Ich bewundere Dich ... Ich habe Dich noch nie in so günstigem Lichte gesehen!"

Eisenherz brach in ein helles Gelächter aus; sein Zorn war schon verraucht. Rothmönch's Wuth kochte dagegen noch grollend in seinem Innern, und obgleich Eisenherz seinen Dolch ruhig wieder in die Scheide gesteckt, so hielt der zornige Rothmönch sein Pistol noch fortwährend fest.

„Und dann," fuhr Eisenherz fort, „weißt Du recht gut, daß es, um Deinen „dreizehnten September" wieder zu sehen, ein höchst lächerliches Mittel seyn würde, zwischen Dir und ihm ein Grab auszuwerfen. Noch ein Mal: ich fürchte Dich nicht; behalte Dein Spielzeug nur immerhin in der Hand, wenn es Dir beliebt, und laß uns jetzt plaudern."

Rothmönch trat wieder näher.

„Nach dem so eben Vorgefallenen," sagte Eisenherz, „dächte ich, wäre es am Besten, wir stellten den Tisch hier zwischen uns. Was meinst Du? ..."

„Wie Ihr wollt, Hauptmann."

„Gut denn; setze Dich dorthin, ich werde mich hierher setzen .... Du sprachst von dem alten Juden; wie ist's, was giebt's mit ihm? ..."

„Rosa hat Jakob gesehen ... Der alte Gauner ist allem Anschein nach bei Gelde, und übernimmt beide Prisen, die uns schon so viel Sorge gemacht."

„Bei'm Satan! Es ist verdammt ärgerlich, eine so schöne Gelegenheit unbenutzt lassen zu müssen!"

„Ich denke nicht daran, sie unbenutzt zu lassen. Beachte wohl, was ich Dir gesagt habe, Eisenherz! ... Diesen Abend muß die „Portugiesin" zurückkommen."

„Unmöglich! Grade heute Abend muß sie ihre Rolle spielen."

„Und warum, zum Henker, hast Du Dich ihrer bei diesem Handel bedient? ... Weshalb nahmst Du die „Pariserin" nicht dazu?"

„Etwa, um uns ertappen zu lassen, Schaafskopf! ... Die „Pariserin" konnte sich dabei nicht zeigen ... Du kennst das Sprichwort: Kein Prophet gilt etwas in seinem Vaterlande."

„Bist Du etwa jetzt hier, um Sprichwörter feil zu bieten?"

„Nicht wahr, das Sprichwort: „Nur die Todten schweigen!" behagt Dir besser? Ich weiß es. Aber was willst Du? wir haben Jeder das unserige."

„Es giebt eins, das da lautet: „Unter Dieben kein Betrüger!" Und doch hast Du mein Vertrauen gemißbraucht, Eisenherz .... Wenn ich das den Andern erzählte, Du würdest entehrt seyn."

„Höre, Du langweilst mich mit Deinen Sentenzen. Stellen wir die Frage klar und deutlich. Glaubst Du etwa, ich hätte die Absicht, mich des „dreizehnten Septembers" oder der „Portugiesin", wie Du sie eben nanntest, zu bemächtigen?"

„Nein; aber ich halte dafür, daß Du nicht, ohne mich zu Rathe gezogen zu haben, über einen solchen Schatz verfügen solltest, um so mehr, als Du mich von Allem, was den ganzen Handel, der Dich beschäftigt, sonst betrifft, in Kenntniß gesetzt hast."

„Ich fürchtete, daß Du Schwierigkeiten machen würdest ... Der Augenblick, einen großen Schlag auszuführen, war gekommen ... Ich bedurfte Diamanten; die des „dreißigsten Mai" hätten uns in Gefahr bringen können; ich bediente mich der „Por-

Digitized by Google

tugiesen"; das ist Alles! . . . Nach unsern Plänen müssen sie, wie Du weißt, in guter Begleitung wieder zu uns zurückkommen . . . Also was fürchtest Du? . . . Ein kleines Opfer, das ich auf meinen Antheil übernehme, wird den Juden so lange warten machen, als es uns beliebt . . . . Aber ich weiß, was Dich übler Laune macht . . . Daß ich ganz allein arbeiten und Dich müßig lassen wollte, das ist es, was Dich, bei Deiner verteufelten Eigenliebe, verletzt und ärgert."

(Fortsetzung folgt.)

Hirtenbrief eines kathol. Bischofs im Jahre 1785.

Wir Joseph von Gottes Gnaden, exemter Bischof und des H. R. R. Fürst zu Passau ꝛc. ꝛc. ertheilen unserer gesammten Geistlichkeit unseren bischöflichen Segen zum voraus.

Wenn es unserm Oberstthirtenamte schon für sich wesentlich obliegt, die Christliche Religion nur unter ihren wahren Grundsätzen zu lehren und zu verbreiten, ihre Pflege auf die reine Lehre Jesu Christi zuruckzuführen, davon alles zu entfernen, was auf falschen Grundsätzen beruht, und von dem Pfade ihrer Aechtheit abweicht, oder was den eigentlichen Hilfsmitteln, sie in ein helles Licht zu setzen, entgegen steht, oder was unter dem Scheine einer Gott misfälligen Andächteley, als ein zu großer Religions Eifer, wo nicht gar bis an den Aberglauben führet, doch wenigstens die Reinheit der Religion mehr entehret, als heiliget. Wenn uns nun dieses alles überhaupt obliegt, wie sehr muß also nicht der so unliebsame Umstand diese unsre oberstthirtliche Obsorge vermehren, da uns zu Ohren gekommen ist, daß in unserm Kirchsprengel eine neue Bruderschaft unter dem Titel der allerheiligsten Dreyfaltigkeit und vorgeblich mit einem päpstlichen Breve vom 15ten Mai 1784. versehen, entstanden sey; da wir hiernächst weiter ein zu Augsburg im Jahr 1731. aufgelegtes Büchelgen, die Marianische Goldgrube genannt, zu Gesichte bekommen, worinnen wir unsinnige und bis auf Ketzereien selbst sich erstreckende Meinungen gelesen haben; und da wir in Erfahrung gebracht, daß jene übermäßigen dem Kirchengeiste gar nicht angemeßenen Tändeleyen, jene wider die Grundverfaßung unsrer geheiligten Religion anstößige Lukaszettel, Amuleten, Herenrauch, und andere derley Machtwerke des andächtelnden Mißgangeſ, so gar gewiße die Religions Reinheit verderbende Benedictions Büchel im Schwange seyn, und selbst von unsrer Geistlichkeit bey sich geführt werden sollen.

Gleichwie nun alles dieses der von Christo eingesetzten Religion zum Nachtheile geht, und das Christenvolk von seinen wahren Grundsätzen entfernet, wenn nicht gar zum Aberglauben, jedoch zu so manchen dem Christengeiste widersprechenden Handlungen unter dem Irrwahne einer gleichsam geheiligten Schutzwehre Anlaß giebt; als verwerfen und verbieten wir die ohne unsre Ordinariats Einwilligung entstandne Bruderschaft der allerheiligsten Dreyfaltigkeit, massen solche bei ermangelnder Ordinariats Bewilligung kein Päpstliches Breve schützen kann. Weiter verwerfen und verbieten wir sowohl gesammten Geistlichkeit als Kirchengemeinde allen Gebrauch obbesagter Benediktions Büchel, der von den ächten Grundsätzen der Christus Religion so ganz abweichenden marianischen Goldgrube, so wie aller zum Aberglauben verführender Andächteleyen mittels Lukaszettel, Amuleten und dergleichen.

Wir befehlen aber anbey unsern gesamten Seelsorgern, daß sie auf Erstickung alles dessen die genaueste Absicht tragen, und sich eifrigst bestreben sollen, diese vom Kirchengeist so sehr entfernten Bruderschafteleyen und Irrthümer aus ihren Wurzeln zu heben, und den Schaafen, deren Weide ihnen obliegt, und deren Sittlichkeit sie auf ihrer Seele haben, derley unwürdige Vormeinungen durch Beibringung ächter Grundsätze zu benehmen.

Im Verfolge dessen werden sie von selbst ihres Ortes vorzutragen wißen, daß keine Bruderschaften, und wie auch immer von Rom aus selbst erschlichene Ablässe ohne Ordinariats Bewilligung geltend bestehen, ungiltige und verbotne Andachten hingegen das Seelenheil keinesweges wirken können, sondern selbes mehr verhindern; daß die von Christo eingesetzte Religionslehre zur Wirkung des ewigen Heils allein hinreiche, und keinen Mangel an sich habe, der etwan erst durch Errichtung irgend einer Bruderschaft, oder andrer obbenannter Tändeleyen ersetzt werden müßte; daß unser göttliche Lehrer selbst derley Handlungen zum nachahmlichen Beyspiele für uns unaufhörlich an den Pharisäern bestrafet, und Paulus mit vielem Nachdrucke dem Timotheus anbefohlen habe, erdichtete Erzählungen und Fabeln nicht anzuhören; Endlich, daß sich die Eigenschaft eines Christen nicht lediglich auf Gebete und Andachten beschränke, sondern zu dessen unumgänglichen Wesenheit gehöre, daß alle Handlungen mit dem ewigen Ziele übereinkommen, und das Gepräge der Rechtschaffenheit auf sich tragen, wozu nächsten Liebe, Demuth, Unterwirfigkeit gegen die Vorgesetzten, Gehorsam gegen unsern Leiter (Seelenhirten) Mitleiden gegen die Bedrängten, thätige Beihilfe gegen die Armen, Erfüllung seiner Standespflichten, kurz, jene angewohnte dem Laster entgegen arbeitende Gesinnung der allgemeinen Menschenliebe, forderſamſt behilflich ist.

Wir versprechen uns von den gesammten Seelsorgern eine genau und nicht minder vorsichtige Befolgung dieser unsrer heilsamsten Verfügung, und wollen annebst, daß sie von Zeit zu Zeit, wo sie entweder einen Vorfall zu hinterbringen, oder etwan einen Rath oder Erklärung einzuhohlen haben, den Bericht an uns selbst, oder an unsern nachgesetzten geistlichen Rath erstatten sollen.

Mannichfaltigkeiten.

(Freiburg, 14. August.) Mit dem Bahnzuge, welcher gestern Abends halb 6 Uhr hierher kam, traf die Nachricht ein, daß in der Gegend von Emmendingen ein auf der Bahn beschäftigter Schlosser unter die Locomotive gerathen sey und auf diese Art seinen Tod gefunden habe; ob durch Zufall oder freiwillig, darüber verlautet nichts Bestimmtes.

Man liest in „Lewald's Europa": „Von Deinhardstein gab man in Berlin zum Erstenmale ein Lustspiel in vier Akten: „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten", welches auf dem alten Schwank beruht, daß Jemand, der Wilhelm Fürst heißt, für einen Fürsten gehalten wird. Welche Armuth in der Erfindung! Wie oft wurden schon ähnliche Mystifikationen verarbeitet. Was der selige Clauren vor 20 Jahren schon ausbeutete, sollte doch jetzt ruhig zur Seite liegen bleiben. Und: die Handlung geht in einer kleinen deutschen Stadt vor! Ist das auch noch nicht zur Genüge breitgetreten? Deinhardstein, der Wiener, gebe uns einmal die große deutsche Stadt. — Noch mehr! Von Spohr gaben sie in Berlin „die Kreuzfahrer", nach Kotzebue's Schauspiel. Zu dem elendsten Machwerke Kotzebue's seine Zuflucht nehmen müssen, wenn man Spohr heißt und eine Oper schreiben will, zeigt recht deutlich, wie elend es um unsere Theaterverhältnisse bestellt ist. Der Zettel schenkt uns nichts, wir finden alle Personen des Schauspiels in der Oper wieder; den päpstlichen Legaten und den Emir der Seldschucken, und diese zerfahrene Handlung soll eine Oper geben!"

In der nach Freienwalde zu, in der reizenden Bergschlucht gelegenen Mühle von Falkenberg ward am Freitag früh der älteste hoffnungsvolle Sohn des Mühlenmeisters Herrn B., ein 23jähriger Jüngling, des Vaters treueste Stütze, als er mit dem Einschmieren des Getriebes beschäftigt war, von den Rädern ergriffen,

Digitized by Google

und, zwischen Trieb- und Kammrad gepreßt, auf eine entsetzliche Weise zerstückelt. Da der Unglückliche sich allein in der Mühle befunden hatte, ward man erst nach einiger Zeit, durch den Stillstand der Mühle aufmerksam gemacht, von dem Unglück unterrichtet.

(Dresden.) Am 20. v. M. wurde hier zum ersten Male die bereits in Hamburg und Leipzig mit entschiedenem Beifall aufgenommene Oper „Alessandro Stradella", Text von W. Friedrich, Musik von Fr. v. Flotow, aufgeführt. Auch hier erwarb sie sich gleichen Beifall. Die herrliche, reine und das Herz ergreifende Tenorstimme unseres Tichatscheck eignete sich ganz für die Partie des Stradella, welche eigentlich fast die Oper allein ausmacht. Denn das ist eben das Ansprechende und wahrhaft Erfreuliche dieser Oper, daß sie keine gewaltigen Kräfte in Anspruch nimmt. Das eben so frische als geniale Trinklied im zweiten Akte mußte wiederholt werden, und mehrmaliger Vorruf der Sänger zeigte die Dankbarkeit für ihre Leistungen an. — Am 21. wurde ebenfalls zum ersten Male „Dina", Trauerspiel in 5 Aufzügen von Oehlenschläger, aufgeführt. Der Dichter des Correggio hatte dieses Stück bei seinem vorjährigen Aufenthalte in Dresden in mehreren Kreisen vorgelesen. Man wußte, daß die berühmte Künstlerin Heiberg in Kopenhagen darin einen Triumph gefeiert habe, und war daher nicht wenig gespannt darauf. Das Stück nimmt in den ersten 3 Akten völlig den Anlauf zu einem Lustspiele, und zeigt auch darin recht glückliche Elemente, schlägt aber mit dem Schlusse des dritten plötzlich in ein Trauerspiel über. Eduard Devrient gab die schwierige Rolle des Corfiz Ulfeld mit Würde und Feuer, und behandelte besonders die so schwierige Scene im Garten mit ächt künstlerischem Verständniß.

Literatur.

Bürger. Ein deutsches Dichterleben. Roman von Otto Müller. Frankfurt a. M. G. Oehler. 1845.

(Schluß.)

Wir abstrahiren hier indessen von der historischen und literarhistorischen Würdigung des vorliegenden Romans, und gewiß nehmen die Charaktere, Aeußerungen und Schicksale der darin auftretenden Menschen auch abgesehen von jenen Beziehungen unser vollstes Interesse in Anspruch. Der sie uns vorführt, empfange unseren aufrichtigen Dank, gleichviel ob er so viel Treffliches gab oder nur wiedergab; gewiß hat er sich so tief in die geschilderten Menschen hinüber gefühlt, daß er an ihrer Stelle reden und handeln darf, wo die Chroniken leere Blätter zeigen. Er führt uns in Bürger's Leben ein an seinem ersten Hochzeittage, wo er, voll der „Gottbegeisterung, die zugleich anbeten und umarmen will", die verhängnißvolle Entdeckung macht, daß sein Lieben und Leben nicht seiner Gattin, sondern ihrer Schwester, der „Molly" seiner Lieder, gehört. Diese erwiederte Liebe bildet den Lebensfaden der ganzen Geschichte bis über Molly's Tod hinaus. Von jenem selig-unglückseligen Tage an erfüllt Mollo Bürger's ganzes Daseyn; als er ihren Besitz in der Wirklichkeit verloren hat, welken alle Blüthen seiner Welt und seine selbst verwelkte Dichterkraft vermag sie nicht wieder zu beleben. Ja, seine Erinnerung verliert ihre Lebenskraft und die Züge der ewig Geliebten und Verlorenen verschwimmen in verhüllendem Nebel, bis sie eine Vision wieder hervorzaubert. Diese Vision entsteht durch den phantastischen Bund Bürger's mit Elise Hahn, in welcher er seine Molly wieder sucht, aber, früh und schrecklich enttäuscht, ein fremdes Wesen findet. Wie es indessen geschah, daß dieses immerhin reich begabte Wesen allmälig bis zu der gespenstigen Gestalt, die wir noch vor nicht gar langer Zeit in Frankfurt a. M. wandeln sahen, herabsinken konnte: darüber gibt unser Dichter nicht genügende Auskunft. Desto vortrefflicher dis in die feinsten Lebensadern hinein hat er uns Bürger selbst, wie nicht minder seine, an der ihr entfremdeten Glut seines Busens früh verwelkte Gattin und endlich wohl am schönsten und reichsten Molly geschildert. Molly ist die verkörperte Poesie und doch wieder das liebende, sorgende Weib, das auch für das irdische Wohl des Geliebten Alles aufgeben kann, selbst den überirdischen Drang dem irdischen Bedürfnisse unterordnen; wie schön und rührend spricht sie ihre Empfindung am ersten Tage ihrer Ehe mit Bürger in dem Anrufe an den Frühling ihrer Liebe S. 288 aus! Dora, Bürgers Gattin, besitzt fast nur die zweite Hälfte von jenem Inhalte Molly's, diese aber in so hoher, heiliger Würde und Selbstopferungskraft, daß alle Fürsprache der poetischen Berechtigung uns nicht ganz mit jenen Beiden aussöhnen kann, die ein solches Opfer annehmen konnten. Freilich, wie erfinderisch ist die Sophistik der Wünsche, zumal der Liebeswünsche! Sehr gut hat sie der Verf. u. A. S. 45 geschildert, so wie Bürger's reuevolle, wenn auch nur momentane Selbsterkenntniß S. 169; nicht minder Molly's Empfindungen in ihren Tagebuchsbriefen und später in den wichtigsten Momenten ihres Verhältnisses zu Bürger und zu ihrer Schwester. Letzteres ist am besten in den Worten concentrirt, mit welchen sie bald nach der Schwester Tode (S. 246) Bürgern sagt, warum sie vor der Lebenden leichter ihr Gewissen über ihren Liebesraub beschwichtigte: „denn sie hatte ja Augen, zu strafen, hatte ein Herz voll Liebe, der Schuldigen zu vergeben"; „so straft (fügt der Dichter S. 248 hinzu) das Glück in seinem Lächeln die Schuld, die es in der Trübsal verzeihen mochte." In Bürger schildert der Verf. nicht allein, was er geworden ist, sondern auch, was er werden sollte und nicht wurde, seine wehmüthige Empfindung (S. 102): „daß Das, was uns in so hoher Ahnung und unsterblicher Sehnsucht bewegt und erschüttert, nur Akkorde sind einer Harmonie, die in andern besseren Saiten, als den unseren, rauschen soll"; wie denn Bürger's eigene Worte: „Meiner Palme Keime starben, eines bess'ren Lenzes werth" zum Motto des Buches gewählt sind. Wohlgethan ist der Abdruck mehrerer Gedichte Bürgers an schicklichen Stellen. — Mit besonderer Liebe hat der Verf. auch eine andere, noch weit unentwickeltere und in krankhafter Ueberwucherung zu Grunde gegangene Dichternatur geschildert in dem Hainbündner Hahn nämlich, in diesem wunderlichen „Gast, der in alle Verhältnisse des Bestehenden, wie ein Wolf in die Hürde brach." Er erinnert oft an den gleich unglücklichen Grabbe, nur daß in Letzterem die Excentricität viel mehr zu unseliger Verzerrung wurde. Hahn bildet mit der durch seine Liebe geheilten Irrsinnigen und mit dem wirren „Buchonkel" ein dämonisches Kleeblatt — vielleicht zu viele, von dem Geiste der Selbstvernichtung besessene Menschen im Verhältnisse zu der übrigen Gestaltenzahl des Romans. Referent hatte angefangen, für diese Anzeige eine Anzahl bedeutender Stellen des Romans zu excerpiren, gab dies Verfahren aber auf, weil in der That fast jede Seite Bedeutendes aufzeigt. Ueberdies ist die vorwiegende, bald mit ernster, bald mit humoristischer Miene auftretende Lyrik des Buches dergestalt mit dem objectiven Theile verwachsen, daß auch die allgemeinsten Ausdrücke der Empfindung und der Seelenbelauschung erst durch den besonderen Zusammenhang, in welchem sie nur der Leser des ganzen Buches auffassen kann, in ihrer vollen Bedeutung und Bedeutsamkeit erkannt werden mögen. Im Allgemeinen entspricht der blühende Styl seinem lebendigen Inhalte und läßt selbst die ausgedehnte Dialogisirung nie ermüdend wirken. Schon ist ein zweiter Roman des Verfassers im selben Verlage angekündigt: „der Freund des Kaisers"; mit warmer Theilnahme erwarten wir die weitere und ohne Zweifel immer lebenvollere Entfaltung eines so schönen Talentes.

Offenbach, 5. Aug. 1845. Dr. Lorenz Diefenbach.

Mainwasser-Wärme.

Den 15. August, Abends: 13 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. August. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrollen) Don Juan: Hr. Steinmüller, k. hannover'scher Hofsänger und erster Regisseur der Oper. Donna Anna: Mad. Steinmüller, geb. Schrickel, k. hannover'sche Hofopernsängerin und Kammersängerin Ihr. k. Hoh. der verwittw. Großherzogin Stephanie von Baden.

Sonntag, 17. August. Die vier Haimonskinder, komische Oper in 3 Abth., Musik von Balfe.

Montag, 18. August. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum Erstenmale): Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld. Obrist von Götze: Hr. Breuer, vom Stadttheater in Bremen. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 227. Montag, den 18. August 1845.

Ein Grand von Spanien.

Dem Französischen frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

„Meiner Seel, Hauptmann! Es ist doch auch wahrhaftig nicht angenehm für mich, so die Hände in den Schoß zu legen und still zu sitzen, während, und dazu bei diesen langen Nächten, in unsern Bergen die schönsten Unternehmungen auszuführen seyn würden."

„Du wirst dorthin zurückkehren; beruhige Dich deshalb darüber . . . Und dann, wenn Du nicht hier wärest, wer sollte wohl den Koffer da und seinen Inhalt hüten? . . ."

„Schönen Dank! . . . Man macht mich zur Bulldogge; fürwahr ein hübsches Geschäft! . . . Ich schäme mich, Capitain; nein, nein! das kann nicht länger so bleiben."

„Und wenn ich Dir nun sage, daß ich in zwei Tagen Alles, was mich betrifft, beendet haben werde?"

„O, dann werde ich mich in Geduld fassen . . . Wie! in zwei Tagen könnte Alles geschehen seyn? In zwei Tagen könnten wir Jakob die Diamanten überliefern und uns aus dem Staube machen?" rief Rothmönch in wilder Freude.

„Das heißt," fiel Eisenherz in einiger Verlegenheit ein, „ein paar Tage . . . mehr oder weniger . . . . . ich muß genießen!"

„O, ich begreife! . . . Die Katze will erst mit der Maus spielen, ehe sie diese tödtet!" versetzte Rothmönch mit grausamem Lächeln.

Dieser schreckliche Scherz machte den jungen Mann erbeben Rothmönch bemerkte es und sagte:

„Sollte Eisenherz so schwach seyn? . . ."

„Schweig, Elender!"

„Jedenfalls werde ich dort seyn, und wenn Deine Hand zittern sollte, wird die meinige . . . ."

„Schweig! sage ich; ich höre kommen!"

„Eisenherz" — flüsterte Rothmönch noch schnell und bedeutsam — „nur die Todten schweigen!"

„Ruhig, Bestie!.... Ah! da ist ja unser Schwarzröschen!"

„O mein Gott! Heilige Jungfrau, schütze uns!" sagte das junge Mädchen, indem es ängstlich die Thür schloß, und, auf den Tisch zugehend, ein großes Kreuz machte.

„Was hast Du?" fragte Eisenherz, der Kleinen helfend, die mitgebrachten Vorräthe aus dem Korbe hervorzuheben. „Du bist bleich und zitterst, mein armes Röschen; was ist Dir begegnet?"

„Nichts," erwiederte Schwarzröschen, „nichts. Aber ich fürchte, die Polizei ist uns auf der Spur . . . O Karl! Nur Du bist es, für den ich bebe!"

„Gutes Kind! . . . Doch sage, woher kommt Dein Verdacht?"

„Ich gewahrte, daß zwei verdächtige Kerle, die ich schon diesen Morgen bemerkt hatte, mir folgten. Beim Weinhändler angelangt, hatte ich nicht kleine Münze genug. Ich mußte einen Louisd'or zum Wechseln geben. Das kostete Zeit. Der Weinhändler konnte mit dem Herausgeben gar nicht fertig werden, und während er die Rechnung machte, gingen die beiden Kerle vor der Thür fortwährend auf und nieder, wo sich endlich ein Dritter zu ihnen gesellte, mit dem sie lebhaft sprachen. Als ich den Laden verließ, waren sie fortgegangen; allein der Letztgekommene folgte mir bis hieher nach, und in dem Augenblicke, wo ich in die Allee einbiegen wollte, sah ich, wie die beiden Ersten in einiger Entfernung mit andern, etwas weiterhin aufgestellten Individuen gleichen Gelichters Zeichen des Einverständnisses wechselten."

„Teufel! Teufel!"

„Karl! Ich bitte Dich mit gerungenen Händen . . . Karl, geh' nicht fort von hier!"

„Für den Augenblick habe ich wirklich nicht die geringste Lust dazu . . . Beruhige Dich, Kleine! . . . Du bringst mir da einen ganz anständig aussehenden Kapaun und ein recht hübsches Stück Schinken; ohne Zweifel hast Du auch vom besten Wein genommen . . ."

Rosa nickte bejahend, ohne indeß ihre Angst bemeistern zu können.

„So wollen wir denn auf die Gesundheit des Herrn Polizei-Lieutenants und Derjenigen trinken, die er bei dem Hundewetter im Kothe umherwaten läßt! . . . An's Werk denn! . . . Setze Dich hieher, mein Liebchen . . . Du, Rothmönch, zerlege uns das Geflügel . . . Es lebe die Freude! . . . Vor allen Dingen frühstücken wir; dann laßt uns an den Rückzug denken!"

III.

Ein Palast der Sanct-Ludwig-Straße im Jahr 1770.

Wir lassen jetzt die Bewohner des Dachstübchens in der großen Truanderiestraße mit vollem Munde, das Glas in der Hand, nach Herzenslust die Agenten des Polizei-Lieutenants verhöhnen — wenn Rosa's Befürchtungen überhaupt gegründet sind — und versetzen den Leser in einen der prachtvollen Paläste in der Sanct-Ludwig-Straße, der von Herrn Talmont von Blancheville, vormaligem Generalpächter, bewohnt wurde.

Herr von Blancheville hatte sich ein ungeheures Vermögen und, was noch seltener ist, dabei allgemein den Ruf eines höchst achtungswerthen und rechtschaffenen Mannes erworben, da er, gleich viel, ob er mit Fremden oder mit seinen Landsleuten Geschäfte machte, sich stets durch sein Wort, mochte er dies schriftlich oder mündlich gegeben haben, für gebunden hielt. So verdankte er denn nur einer Reihe von günstigen Umständen seinen unermeßlichen Reichthum, von dem er übrigens, wie seine Frau, den edelsten Gebrauch machte.

Herr und Frau von Blancheville hatten ein einziges Kind,

Digitized by Google

eine Tochter, Namens Sophie, ein sanftes, liebenswerthes schönes Geschöpf, begabt mit mancherlei Talenten und von einer Menge trefflicher Eigenschaften beseelt.

Die Familie war überhaupt geliebt und geachtet, und besaß, mindestens in den Augen Derer, die nach dem äußeren Anschein zu urtheilen gewohnt sind, alle Bedingnisse, die zu irdischer Glückseligkeit nothwendig sind; allein wenn man in das Innere ihrer Verhältnisse hätte dringen können, würde man von neuem zu der Ueberzeugung gelangt seyn, daß oft selbst die schönsten Eigenschaften zur Leidensquelle werden können. In der That hatten Herr und Frau von Blancheville, von einer eben so übermäßigen als unbedachten Güte verleitet, das Glück und die Zufriedenheit ihres Familienlebens dadurch preisgegeben, daß sie der Mutter des Herrn von Blancheville eine unumschränkte Herrschaft im Hause auszuüben gestatteten.

Frau von Blancheville, Mutter, hatte, bei ihrer Vermählung mit Herrn Talmont, diesem als Heirathsgut das Lehen Blancheville und damit zugleich den Titel eines Parlaments-Präsidenten zugebracht. In Folge dessen hatte sie nie eine Gelegenheit versäumt, ihren gutmüthigen und nachsichtigen Ehegatten fühlen zu lassen, daß sie es war, die ihn, wie man zu sagen pflegt, zum Manne gemacht hatte, und sich eine despotische Gewalt angemaßt, die sich über ihr ganzes Hauswesen, somit auch über ihre Kinder, erstreckte. Zudem war die Präsidentin eine jener unbarmherzigen Koketten, die, in demselben Maße, wie sie an Jahren zunehmen, ihre ganze Umgebung das Gewicht des Schmerzes fühlen lassen, den ihnen die Abnahme ihrer Reize verursacht.

Im Jahre 1770 wurde die Präsidentin außer ihren fünfundsiebenzig Jahren noch von einem respektablen Asthma und tüchtigen Rheumatismus geplagt; man kann daher leicht ermessen, bis zu welchem Grade ihr von Natur störrisches und herrisches Wesen an Heftigkeit zunehmen mußte, wie denn Alle, Sophie, welche von ihr vergöttert wurde, allein ausgenommen, die Rückwirkung ihrer Seelen- und Körperleiden zu empfinden hatten.

Seit zwei und zwanzig Jahren war die Gattin des Herrn Talmont von Blancheville stets bedacht gewesen, nicht nur Alles zu vermeiden, was den Unwillen der Präsidentin, ihrer Schwiegermutter, hätte erregen können, sondern auch ihren leisesten Wünschen zuvorzukommen. Sie erwies ihr alle Pflichten einer ergebenen Tochter, ja sie trieb ihre Hingebung so weit, daß sie oft die Stelle einer Kammerfrau bei ihr vertrat, da es täglich schwerer wurde, eine solche zu finden, die sich dazu verstanden hätte, diesen Dienst bei der Präsidentin zu versehen. Ungeachtet ihrer schwächlichen Gesundheit, brachte Frau von Blancheville oft länger als drei Stunden damit zu, ihre Schwiegermutter zu putzen und anzukleiden und deren Launen möglichst zu befriedigen; allein trotz einer so rührenden Selbstverläugnung und Aufopferung wurde ihr nie ein anderer Lohn zu Theil, als unwürdige Vorwürfe und ganz unverdienter Tadel.

Herr von Blancheville sah und wußte das Alles. Er litt grausam seiner Gattin halber, deren himmlische Geduld er bewunderte; allein er beobachtete stets ein stummes Schweigen. Die Ehrerbietung, welche er vor seiner Mutter hegte, besonders aber die Furcht, welche sie ihm stets einflößt, hatten ihn gleich Anfangs daran verhindert, ein Joch abzuschütteln, das mit den Jahren so gewichtig geworden war, daß man selbst nicht mehr daran denken durfte, sich seiner zu entledigen.

Dieses unglückselige Familienleben, das in den goldgeschmückten Hallen seufzend waltete, wurde noch trauriger durch die Gegenwart der Schwester des Herrn von Blancheville. Diese Schwester, welche Madame Elise genannt wurde, war sie ein Stiftsfräulein oder eine Wittwe? War sie von ihrem Manne geschieden worden oder überhaupt jemals verheirathet gewesen? Niemand konnte darüber Auskunft geben. Man wußte nur, daß sie kein eigenes Vermögen besaß; eines Tages von Bordeaux gekommen, sich im Hause ihres Bruders niedergelassen, und vergebens Vergessenheit eines geheimen Kummers gesucht hatte; immer trübsinnig und schweigsam, hatte man sie niemals lächeln gesehen. Und wenn zufällig ein Mal die mürrische und ärgerliche Laune der alten Mutter der Heiterkeit eine kurze Einkehr in den Familienkreis gestattete, verbarg Elise nur mit Mühe gewisse nervöse Zuckungen, wobei sie die dicken Zähren zu zerdrücken bestrebt war, die ihr wider Willen entrollten. Mit wenig Worten: Elise war eines jener Wesen, die nur geschaffen zu seyn scheinen, um zu leiden. Ihre gewöhnliche Blässe, ihre großen, erstorbenen Augen verkündeten deutlich ein langes Seelenleiden, wie ihre unterdrückten Seufzer es laut genug verriethen, daß ein schreckliches, geheimnißvolles Ereigniß ihr Leben in seiner Blüthe zerknickt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus Volney's Ruinen.

II.

Kaum hatten die Menschen ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten einigermaßen entwickelt und der Natur den Besitz einiger Güter abgerungen, als sie sich ihren ungezügelten Begierden überließen, und als ihnen das mit der Befriedigung ihrer einfachen Lebensbedürfnisse verknüpfte Vergnügen nicht mehr genügte. Nicht zufrieden mit den Gütern, welche die Erde ihnen bot, oder ihr Kunstfleiß hervorbrachte, wollten sie die Genüsse häufen und sich auch derjenigen ihrer Brüder bemächtigen. Der Starke erhob sich gegen den Schwachen, um ihm die Früchte seiner Arbeit zu rauben; da verbanden sich die Schwachen mit einander, um der Gewalt zu widerstehen, aber auch die Gewaltigen vereinten sich, indem sie sprachen: „Wir wollen uns verbinden und die Schwachen mögen arbeiten, damit wir genießen und uns freuen können." So quälten die Einen die Andern und beide geriethen in das Verhältniß der Unterdrücker und der Unterdrückten; die traurige Zwietracht trat ein und die Verkettung der mannichfachsten Begierden und Leidenschaften hatte Elend und Unglück im Gefolge.

Die Eigenliebe, die in ihrer Mäßigung eine Quelle des Glückes gewesen, wurde in ihrer Verblendung und Unmäßigkeit ein verderbliches Gift und die ungezügelte Begierde, die Tochter der Unwissenheit, führte alle Uebel, welche die Erde verwüstet haben, herbei. Ja, die Unwissenheit und die ungezügelte Begierde waren stets und sind noch immer die Quelle alles Uebels, denn durch sie hat sich der Mensch falsche Begriffe über sein Glück gebildet, die Sittlichkeit getrübt, sein Herz dem Mitgefühl verschlossen und die Gesetze der Natur verletzt; durch Unwissenheit und ungezügelte Begierde hat sich der Mensch gegen den Menschen, die Familie gegen die Familie, der Völkerstamm gegen den Völkerstamm bewaffnet und Kampf und Zwietracht sind eingekehrt. Der politische Despotismus hat Wurzel gefaßt und nicht minder ein anderer, wohl noch verderblicher, der seine Rechte und Ansprüche auf die Gnade und die Offenbarung des Himmels stützen zu müssen glaubte; die Begriffe von gut und schlecht, gerecht und ungerecht, tugendhaft und lasterhaft, fromm und gottlos, wahr und unwahr, heilig und unheilig sind in eine traurige Verwirrung gerathen, und die einzelnen Menschen, wie ganze Völkerschaften haben sich schmählich verirrt. Unwissenheit und ungezügelte Begierde sind die Dämonen des Menschengeschlechts; sie haben die Reiche gestürzt, sie sind der Fluch, der Unheil und Zerstörung gebracht und den Glanz jener einst so prangenden Stätte aufgelöst und jenes blühende Leben in Tod verwandelt hat. Gegen diese beiden Grundübel haben die Weisen und Gesetzgeber, die Tugendhaften und die Menschenfreunde aller Zeiten und aller Völker angekämpft, ohne daß es ihnen gelungen wäre, dies ewig wuchernde Unkraut auszurotten; sie haben es hier und dort vermindert, aber

Digitized by Google

immer ist es wieder von neuem aufgeschossen, und stets wird es die Aufgabe aller Guten und Weisen bleiben, solches Unkraut auszurotten. Ob dies je ganz gelingen wird, wissen wir nicht, aber wir hoffen und wünschen es und den Glauben an eine bessere Zukunft dürfen wir nicht verlieren. W.

Die große Beleuchtungs- und Feuerscene bei Stolzenfels, am Abende des 14. August.

Disposition.

I. Abtheilung. Avertissement.

Artilleriefeuer auf Stolzenfels (6 Schuß).

Zehn Fallschirmraketen ebendaselbst, als Frage über die Bereitschaft. Alle Punkte antworten mit zwei Signalraketen und zwei Kanonenschlägen (nur Ehrenbreitstein und die Marxburg, in Braubach) antworten bloß durch ihre Artillerie, jede mit sechs Schuß.

II. Abtheilung. Beleuchtung (zwanzig Minuten).

Allgemeine Stille. Fünf Fallschirmraketen auf Stolzenfels. Beginn des Glockengeläutes in der Johannes-Kirche (am Rheinufer bei Lahnstein).

Erster Moment. Beleuchtung der Johannes-Kirche. Ein Chevalet mit zehn Raketen auf Stolzenfels als Signal zum Zünden für die Johannes-Kirche. Glockengeläute in Kapellen fällt ein. Dauer des Moments: fünf Minuten.

Zweiter Moment: Beleuchtung des vorigen Punktes, des Allerheiligenberges (gegen Lahneck über) und Lahneck. Eine Fallschirmrakete als Signal. So wie ein neuer Punkt in die Beleuchtung tritt, beginnt das Glockengeläute in oder bei demselben, so jetzt in Niederlahnstein. Dauer des Moments: fünf Minuten.

Dritter Moment. Beleuchtung des vorigen, von Rhense, Oberlahnstein und Horchheim. Die zweite einzelne Fallschirmrakete als Signal, Glockengeläute in Oberlahnstein, Horchheim und Rhense. Dauer des Moments: fünf Minuten.

Vierter Moment. Ehrenbreitstein und Marxburg treten auf die dritte einzelne Fallschirmrakete auf Stolzenfels in die Beleuchtung ein. Allgemeines Glockengeläute (incl. Koblenz, Ehrenbreitstein, Braubach und Niederspei). Gleich darauf Beginn des Artilleriefeuers auf allen Punkten. Dauer des Moments: fünf Minuten. Die Marxburg beginnt während desselben ihr Feuerwerk.

III. Abtheilung. Feuerwerk.

Die Artillerie feuert fort. Feuerwerk auf Stolzenfels. Gieandole an der Lahnmündung als Schluß. Das Artilleriefeuer schweigt.

Mannichfaltigkeiten.

(Weimar.) Seit einigen Wochen zieht eine in Blüthe tretende Aloë (Agave americana) in Belvedere vielfach die Aufmerksamkeit auf sich. Soweit man sich erinnern kann, befanden sich dort im Anfange dieses Jahrhunderts zwölf junge Pflanzen dieser Art, gingen aber, mit Ausnahme einer einzigen, in den schonungslosen Verwüstungen nach der Schlacht bei Jena mit zu Grunde. Diese gerettete ist es, welche jetzt im Begriff ist, die Blüthe zu entwickeln, und seither auf einem Baumstrunk im östlichen Gewächshause stand, so daß man unter den Blättern hinweg gehen konnte. Am 11. Juni zeigte sich zuerst der Blüthenstängel und war am 18. desselben Monats bereits 5 Fuß, am 2. Juli 10½ und am 12. d. M. 13 Fuß gewachsen. Zu dieser Zeit wurden an dem obern Theile die Blüthenzweige und Blumenknospen sichtbar. Nachdem am 17. Juli der Stängel 14½ Fuß emporgestiegen war, mußte die Pflanze, da das Haus nicht hoch genug ist, niedriger gestellt und mit dem Kübel eingegraben werden. Am 5. August, da sie 18 Fuß maß, offenbarten sich 15 Blüthenzweige oder Arme ohne Spitze mit 5 — 6 Nebenzweigen, auf welchen die einzelnen Blumenknospen sitzen. Da die Höhe des Gebäudes noch nicht zureichte, so mußte man sich entschließen, die Decke an dieser Stelle zu durchbrechen. Auf sorgsame Veranstaltung wird nun diese Oeffnung oben mit Glasfenstern umgeben und an der Außenseite des Gebäudes eine Treppe angebracht, so daß man die Blume ganz in der Nähe betrachten kann. Zur vollständigen Entwickelung wird die Pflanze wahrscheinlich noch einige Wochen brauchen und dann wohl an zweitausend Blumen zeigen, worauf sie selbst abstirbt. Nur sehr bejahrte Männer können sich erinnern, in ihrer frühsten Jugend hier eine Aloë in der Blüthe gesehen zu haben.

Man liest in der „Mainz. Ztg." folgende Anzeige: „Da in jüngster Zeit einige égarements in Betreff der an mich abgesendeten Briefe stattgefunden, wodurch (abseiten der Postanstalt) deren Remission in locum a quo veranlaßt worden (ohne daß bis heute eine der remittirten Episteln zu meiner Kenntniß gekommen), so erachte für nöthig, meinen Correspondenten im Großherzogthum Hessen und den limitrophischen Staatengebieten zu annonciren, daß ich bis Ende Sept. l. J. in Frankfurt a. M. sejournire und zwar in Lit. G, Nro. 15, neben der Giorgischen Chokolade-Fabrik. Leop. v. Lasser."

(Düsseldorf.) Endlich ist das berühmte große Bild, „die gefangenen Wiedertäufer vor dem Bischofe von Münster", von Karl Schorn aus Düsseldorf, welches Se. Maj. der König dem Verwaltungsrathe des Kunstvereins für die Rheinlande und Westphalen allergnädigst anvertraut hat, auf unserer Ausstellung erschienen. Es ist 12½ Fuß hoch, 16½ Fuß breit und enthält nicht weniger als 40 lebensgroße Figuren.

(London, 11. August.) Nach abgehaltener Prorogationsrede der Königin in dem Saale des Oberhauses schien der Herzog von Argyll, der die mit Edelsteinen reich besetzte Krone auf einem Kissen J. Maj. vortrug, bei dem Zurücktreten von dem Throne vergessen zu haben, daß sich hinter ihm zwei Stufen befanden, die er hinabsteigen mußte. Nachdem er nun den ersten Tritt verfehlt, stolperte er, die Krone glitt von dem Kissen herunter auf den Boden und verlor durch das heftige Anstoßen mehrere Diamanten. Die Bestürzung unter den Staatsbeamten und denjenigen Personen, welche den Thron umstanden, läßt sich kaum beschreiben. Der Herzog befand sich in einer äußerst peinlichen Lage; die Königin beruhigte ihn jedoch auf die huldreichste Weise und hoffte, daß Se. Herrlichkeit sich nicht verletzt haben möchte. Sobald es geschehen konnte, wurde nachgesucht, und man glaubt, daß sämmtliche abgestoßenen Diamanten wieder aufgefunden sind. Als Ihre Majestät vom Throne herabgestiegen, erschien der Kastellan vor demselben, um das Herantreten anderer Personen höflichst zu verbitten. Nachdem die Königin das Haus verlassen hatte, wurde dieser Vorfall Gegenstand der ernstesten Unterhaltung. Der Herzog von Wellington verweilte noch lange Zeit in der königlichen Gallerie und erzählte verschiedenen Pairinnen die Veranlassung dieses unangenehmen Vorfalls, sowie die tröstenden Worte, die Ihre Maj. an den Herzog von Argyll gerichtet.

(München.) Es scheint nichts versäumt worden zu seyn, um unsere nächste allgemeine Kunst-Ausstellung zu einer glänzenden zu machen. An mehr als 300 auswärtige Künstler sind Einladungen dazu ergangen, und sollte etwa in unserm Salon die belgische und französische Kunst nicht in dem Umfange vertreten werden,

Digitized by Google

als es jedenfalls wünschenswerth, so würde die Ursache wohl darin zu suchen seyn, daß auf das gegenwärtige Jahr auch die Brüsseler Ausstellung fällt, und gleich der Münchener von der zweiten Hälfte des Augusts bis gegen die Mitte Oktobers dauert.

Das Luzerner Zuchthaus vereinigt jetzt alle Stände in seinem Inneren; da gibt es Professoren, Schriftsteller, Militärpersonen, Aerzte, Juristen, Landleute, Handwerker. Die Züchtlinge werden in Luzern zur Straßenreinigung verwendet; die gefangenen Freischärler sind ganz behandelt wie gemeine Verbrecher und werden diese Arbeit auch verrichten müssen. Welch' ein Genuß für eine jesuitische Seele: diese Männer den Koth ihrer Füße fegen zu sehen! (Telegraph.)

Der älteste Schauspieler war vielleicht Jean Noël, der im Jahr 1829 zu Paris, 118 Jahre alt, starb. Er hatte vom achten Jahre an die Bühne betreten und 92 Jahre lang auf ihr, nicht mit großem Ruhm, aber doch mit steter Brauchbarkeit, gewirkt und 2760 Rollen gespielt. 28,010 Mal war er aufgetreten, 1040 Mal gestorben, 230 Mal König, 920 Mal ein ehrlicher Mann und 23,500 Mal ein Schurke und Unglücklicher gewesen.

Korrespondenz.

Leipzig, 12. August.

Eine erfreuliche Sache ist ein Aufruf an die Bewohner Leipzigs, sich bei einem allgemeinen Turnverein zu betheiligen. 36 Namen, Männer jeden Standes, Gelehrte und Handwerker, an der Spitze Professor Biedermann, der, wo es nur geht, kräftig zu wirken strebt, haben diesen Aufruf unterzeichnet; unter ihnen haben sich drei, Prof. Biedermann, Prof. Dr. Bock und Dr. Schreber, bereit erklärt, nächsten Sonntag öffentliche Vorträge zu halten, um den Einzelnen Gelegenheit zu verschaffen, sich über den Einfluß und die Bedeutung des Turnens in gesundheitlicher und sittlicher Beziehung zu unterrichtrn. Da der Beitrag jedes Mitglieds nur sehr unbedeutend, den Aermern jeder Beitrag erlassen ist und ein Freund des Turnens einen vollständig eingerichteten Turnplatz bis auf Weiteres unentgeltlich hergegeben, wird die Sache einen erfreulichen Fortgang nehmen. Nur in einem gesunden Körper kann eine gesunde Seele wohnen und es ist daher sehr erfreulich, daß das Turnen als eine gemeinsame Angelegenheit und Sache des öffentlichen Wohls betrachtet und behandelt wird. Dresden hat einen sehr starken Turnverein, so wie viele Städte Sachsens; Leipzig wird solchen nicht nachstehen.

Meisenheim, 15. August.

Es hat hier fast allgemein die Vermuthung Wurzel gefaßt, ich sey der Verfasser jener Mittheilung vom 1. August, in welcher der Wunsch ausgesprochen wurde, man möge die im hiesigen Oberamte erledigten Pfarrstellen, bis die jungen Theologen unseres Ländchens ihre Studien vollendet hätten, provisorisch verwalten lassen, und die durch den Tod des Hrn. Prof. Neussel erledigte Rectorstelle durch ein fähiges, auf einer deutschen Hochschule gebildetes Subject besetzen. Obwohl ich nun gerne glaube, daß in dieser Mittheilung der Wunsch achtbarer Bürger hiesiger Stadt ausgesprochen war, so kann ich doch betheuern, daß ich der Abfassung und Einsendung dieses Artikels gänzlich fremd bin, und die verehrliche Redaktion wird mir bezeugen, daß weder dieser, noch irgend ein anderer im Laufe dieses Jahres in der Didaskalia erschienener Artikel von mir herrührt. Da ich selbst Lehrer bin und mit den beiden Lehrern der hies. lat. Schule stets in den freundlichsten Beziehungen stand, den jungen Mann aber, der gegenwärtig die Rectorstelle interimistisch verwaltet, gar nicht kenne, würde es von meiner Seite mehr als Anmaßung gewesen seyn, wenn ich mich auf die angedeutete Weise geäußert hätte. Auch halte ich dafür, daß man nicht gerade auf einer deutschen Universität seine Bildung holen müsse, und daß auch in Utrecht, wo die beiden Lehrer der hies. lat. Schule ihre Studien machten, tüchtige Männer gebildet werden. Ueberdies lebe ich des Glaubens, daß unsere hohe Regierung auch ohne solche Demonstrationen des Landes, der Gemeinden und der Schule Wohl bedenken und befördern werde.

Heinrich Stamm.

Daß weder der hier genannte Korrespondenzartikel aus Meisenheim, noch irgend ein anderer, im Laufe dieses Jahres in der Didaskalia erschienener von Hrn. Heinrich Stamm herrühret, wird andurch auf Verlangen bezeugt.

Die Red. d. Didaskalia.

Einladung zur Theilnahme
an dem
Vereine zur Verbreitung nützlicher Volks- und Jugendschriften, resp. zur Errichtung einer Volks-Lesebibliothek.

Dieser, mit Genehmigung Hohen Senats gegründete Verein hat sich nach §. 1 seiner Statuten folgende Aufgabe gestellt:

> Durch Verbreitung nützlicher und gediegener Schriften den religiösen Sinn und das sittliche Gefühl des Volks zu beleben, es für praktische Lebensweisheit empfänglich zu machen und somit gegen alle diejenigen Uebel anzukämpfen, welche in sittlicher Verderbniß und Vielleserei seichter und oft unverdaulicher Schriften ihren Grund haben. Er gedenkt auf diese Weise durch die Veredlung des Volks und dessen Aufklärung über seine heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten dem Staate denjenigen festen Boden sichern zu helfen, auf welchem allein das Wohl des Gemeinwesens dauernd gegründet werden kann. Die Gesellschaft wird ihre Zwecke im Geiste der Liebe und der Eintracht verfolgen und schließt daher im voraus jede einseitige Richtung, als ihrem innersten Wesen entgegen, aus.

Diesen Zweck zu erreichen, wird der Verein zunächst zur Errichtung einer Volks-Lesebibliothek schreiten, aus welcher gegen den geringen Abonnementsbetrag von jährlich 30 kr. Bücher entliehen werden können. An diesem Vereine kann max sich durch einen jährlichen Beitrag von fl. 1. 30 kr. (höhere Beiträge werden ebenfalls mit Dank angenommen) als Mitglied betheiligen. Alle Mitglieder haben das Recht, in den Generalversammlungen zu erscheinen und bei zu fassenden Beschlüssen mitzustimmen; sie können in den Vorstand gewählt werden und sind zur freien Benutzung der Bibliothek berechtigt. Außer den jährlichen Beiträgen werden auch Geschenke dankbar angenommen. Mit Zuversicht empfiehlt der unterzeichnete Vorstand die junge Anstalt dem praktischen Sinne seiner Mitbürger. Der angeregte Gegenstand ist gewiß von großer Wichtigkeit, und die Anstalt wird die wohlthätigsten Folgen haben, wenn sie, von allgemeiner Theilnahme gestützt, kräftig emporwächst und wenn es ihr gelingt, ihre Wirksamkeit in die Regionen zu verbreiten, die dem Lichte der Literatur bisher entweder gänzlich unzugänglich geblieben sind, oder aus derselben nicht den geringsten Nutzen, vielleicht gar Gift, gesogen haben. Bei jedem Vorstandsmitgliede sowohl, als auch auf dem Redaktionsbureau des Frankfurter Journals, liegt eine Liste zu Einzeichnungen und ein Verzeichniß der bis jetzt beigetretenen Mitglieder offen.

Frankfurt, im August 1845.

Der Vorstand:

Oberlehrer Dr. Finger, d. Z. Direktor (Mittelschule).
G. D. F. Bettenhäuser (Steinweg E 219).
N. Hadermann (Pfingstweide).
Cand. Roos (F 32)
Ph. C. Rayrecht.
Rud. Stein (Schützenstraße A 99r.)

Mainwasser-Wärme.

Den 16. August, Abends: 18 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 17. August. Die vier Haimonskinder, komische Oper in 3 Abth., Musik von Balfe.

Montag, 18. August. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum Erstenmale): Ein deutscher Krieger. Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld. Obrist von Götze: He. Brener, vom Stadttheater in Bremen. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rodm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 228. Dienstag, den 19. August 1845.

Ein Grand von Spanien.

Dem Französischen frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

An dem kalten und feuchten Novembermorgen, wo unsere Geschichte spielt, war im Hotel Blancheville Alles in lebhafter Bewegung. Es war noch nicht neun Uhr, und schon erschien die alte Frau von Blancheville, in der Nachthaube und mit einem Pelze über ihrem wattirten Morgenanzuge durch die Zimmer wandelnd, wie ein Gespenst mitten unter der im Speisesaale versammelten Dienerschaft.

„Germain!" rief sie mit ihrer heisern Stimme einem Bedienten zu, „weshalb ist das Feuer im großen Saale noch nicht angemacht? Mein Befehl lautete doch, es um sieben Uhr anzuzünden .... Und was machst Du da, Franziska? ... Das Silbergeräth ist nicht Deine Sache ... Geh! nimm die Gazeüberzüge von den Kronleuchtern und Kandelabern ab, und reinige die Kristalle gehörig!"

Jerome, der Mann Franziska's, welcher eben mit dem Abreiben eines Schenktisches beschäftigt war, erhob sich und sagte zu seiner Frau:

„Es würde gut seyn, wenn Du Dich bei'm Putzen der spanischen Kreide bedientest; Du findest sie im Vorzimmer auf dem Ofen."

„Was schwatzt Er da von spanisch?" fuhr die Präsidentin auf, die den Sprecher nicht recht verstanden hatte, und eine verborgene Anspielung vermuthete.

„Verzeihung, Madame! Ich sagte nur zu meiner Frau, daß das spanische Weiß ..."

„Schweig Er, Unverschämter, und pack Er sich an die Arbeit!"

„Aber, gnädige Frau ..."

„Noch ein Wort, und ich jage Ihn aus dem Dienst! ... Jean!"

„Frau Präsidentin!"

„War Er bei Leonard?"

„Zu Befehl; er wird um drei Uhr hier seyn."

„Um drei Uhr? Ich habe Ihm doch gesagt, daß Leonard mit dem Schlage Eins hier seyn sollte."

„Ich habe auch den Auftrag genau nach dem Befehle der Frau Präsidentin ausgerichtet, allein Herr Leonard geht nach Versailles, und kann daher nicht vor drei Uhr zurück seyn."

„Welch fataler Zufall! ... Mein Gott, mein Gott! .. Wie wird meine arme Sophie frisirt werden? ... Nun, was steht Ihr Alle da und haltet Maulaffen feil? Von Eurem mich Anglotzen wird die Arbeit nicht fertig werden!... Vorwärts denn!... Sputet Euch, und macht mir Alles hübsch sauber, doch hütet Euch wohl, neben dem Zimmer des Fräuleins zu viel Lärm zu machen .... Arme Kleine! ... Je länger sie schläft, desto frischer wird sie aussehen ... Das liebe Kind!" murmelte die Alte, indem sie sich entfernte .... „Ja! es heißt mit Recht: Wie der Herr, so der Knecht ... Meine liebe Frau Schwiegertochter ist so ruhig .... bei ihr heißt's: Jedes Ding will seine Zeit haben ... So schalten und walten denn natürlich die Domestiken auch nach ihrer Bequemlichkeit .... Wenn ich mich nicht noch zuweilen der Sache annähme, es würde schön hier im Hause aussehen! ... Doch, wir wollen ein Mal sehen, was meine beiden Sorglosen treiben!"

Ihren Monolog beendend, trat die Präsidentin in das Zimmer ihrer Schwiegertochter. Elise war bei dieser.

„Wie, liebe Mutter, Sie sind es!" rief Frau von Blancheville aus.

„Ja, Madame, ich bin es. Wenn ich, gleich Ihnen, bis neun Uhr in meinem Zimmer verweilen wollte, wer würde auf Ihre Leute Achtung geben!"

„Verzeihung, liebe Mutter; die Leute haben schon längst meine Befehle empfangen und sind alle beschäftigt, während ich selbst eben Ihren Kaffee bereite, und Ihnen, wie gewöhnlich, an Ihr Bett zu bringen gedachte."

„Guten Morgen, Mama," sagte schüchtern Madame Elise, die Hand ihrer Mutter ergreifend, um sie an ihre Lippen zu drücken.

„Guten Morgen, guten Morgen."

„Um Gott, liebe Mama, wie sind Ihre Hände so kalt."

„Setzen Sie sich hier in diesen Lehnstuhl neben dem Feuer," sagte mit theilnehmendem Eifer Frau von Blancheville. „Ist es Ihnen vielleicht gefällig, während Sie sich erwärmen, das Frühstück mit uns einzunehmen?"

„Ich bin es zufrieden, vorausgesetzt, daß es nicht lange währt."

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieses Polster hinter den Rücken lege und Ihre Füße auf das Kissen hier stelle; es wird so am bequemsten seyn."

„Schon recht, schon recht; ich danke. Doch schnell meinen Kaffee."

„Hier ist er," sagte Madame Elise, indem sie ein kleines Tischchen, auf welchem das Frühstück sich schon bereitet befand, vor ihre Mutter hinrollte.

„Ich bin wahrhaft betrübt, Sie heute so frühe aufgestanden zu sehen, liebe Mutter; wenn es Ihnen nur nicht schadet, und Sie sich am Ende heute Abend unwohl fühlen."

„Fürchten Sie nichts, Madame, durchaus nichts. An einem Tage, wie der heutige, ist man nicht krank ... Wenn man seine Enkelin verheirathet, noch dazu mit einem Grand von Spanien!... Don Alphonso Gonzalo, Herzog von Almaveda y Pergoras! .... Welch schöner Name! ... Und glauben Sie wirklich, Madame, daß an dem Tage, wo meine Enkelin, meine geliebte Sophie, Herzogin von Almaveda werden soll, ich krank seyn könnte? ..."

„Mein Gott, liebste Mutter, ich nehme gewiß eben so viel Theil, als Sie es nur irgend thun können, an der Standeserhö-

Digitized by Google

hung meines Kindes; allein das verhindert mich doch nicht, an Ihre theure Gesundheit zu denken."

„Meine Gesundheit würde unstreitig weit kräftiger seyn, wenn Sie für das Glück Ihrer Tochter empfänglicher gewesen wären."

„Ich verstehe Sie nicht, liebe Mutter."

„Sie begreifen also nicht, daß Ihre Hartnäckigkeit mich in den letzten acht Tagen um zehn Jahre älter gemacht hat?"

„Die Bemerkungen, welche ich machte, waren aber doch so natürlich . . ."

„Sie hätten jedenfalls besser gethan, wenn Sie uns damit verschont hätten."

„Was forderte ich denn so Unbilliges? Man sollte Nichts übereilen, sondern zuvor die Antwort des Vaters erwarten; das war Alles."

„Wozu denn warten, wenn man seiner Sache gewiß ist?"

„Sie glauben es zu seyn, beste Mutter; aber wenn unglücklicherweise der alte Herzog seine Einwilligung versagte, welch einer grausamen Prüfung würde sich dann meine arme Sophie ausgesetzt sehen, indem sie einer Familie angehörte, die sie stolz zurückwiese!"

„Fürchten Sie nichts, Madame; Don Alphonso ist ein Hidalgo von gutem Stamme; das Blut der Grandezza roût in seinen Adern . . . . Ich verstehe mich darauf," entgegnete die Präsidentin, sich aufrichtend.

„Liebe Mutter," fiel Madame Elise zögernd ein, „halten Sie denn Don Alphonso wirklich nicht älter, als zweiundzwanzig Jahre?"

„Es würde mich in der That Wunder genommen haben, wenn Sie sich nicht noch in's Gespräch gemischt hätten," erwiederte die Präsidentin mit bitterer Ironie. „Wahrhaftig, ich vergaß, daß in Heirathsangelegenheiten Sie ein ausgezeichnetes, vortrefflich zu befragendes Orakel sind . . . Meine langjährige Erfahrung muß vor der Ihrigen die Segel streichen . . . So lassen Sie denn hören! Was haben Sie zu sagen? . . . Ich bin voller Erwartung . . ."

Jedes dieser Worte der Präsidentin, ohne Zweifel eine verletzende Anspielung auf ein früheres, uns unbekanntes Ereigniß enthaltend, schien Elisens Herz wie scharfe Dolchstiche zu durchbohren. Das arme Weib verlor die Fassung vor den stechenden Zornesblicken der Mutter, und nur mit unerhörter Anstrengung gelang es ihr, zitternd die wenigen Worte zu stammeln:

„Liebe Mutter . . . Ich habe hier zwar keine Stimme . . . allein Sie wissen, wie sehr ich Sophie liebe . . . . Es handelt sich hier um deren Glück . . . und wider meinen Willen . . . kann ich . . . eine trübe Ahnung . . ."

„O, das überrascht mich durchaus nicht, Madame; die Freude der Andern verursacht Ihnen Betrübniß; das ist ganz natürlich!" versetzte die Präsidentin mit boshafter Bitterkeit.

„Verzeihung, meine Mutter," gab Elise zur Antwort, ihre Thränen gewaltsam zurückhaltend; „mich betrübt nur, Sophiens Zukunft gegen einen ach! vielleicht nur allzutrügerischen Außenschein auf's Spiel gesetzt zu sehen."

„Ja, ja! . . . Der Schein trügt zuweilen!" rief die Präsidentin aus, ihrer Tochter einen Blick zermalmender Verachtung zuwerfend. „Ja, ja! . . . Sie müssen das wissen! . . . So sehen Sie denn auch überall Lambertus . . . und doch sind solche Leute, Gott sey Dank! sehr selten . . . ."

Bei diesen Worten ließ Madame Elise die Tasse, welche sie an ihre Lippen setzen wollte, zu Boden fallen, und mit ihrem Taschentuche das Schluchzen, welches sie zu ersticken drohte, dämpfend, erhob sie sich, und verließ schwankenden, doch raschen Schrittes das Zimmer.

„O, meine Mutter! wie sind Sie doch so grausam gegen die arme Elise!" rief Frau von Blancheville aus, als die Thüre sich geschlossen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rheinbeleuchtung bei Stolzenfels.

(Koblenz, 15. August. — Rhein. B.) Burg Stolzenfels eröffnete heute Abend ihre Salven und verlängerte dieselben bis nach dem gegen 5 Uhr erfolgenden Eintreffen der Allerhöchsten Herrschaften unter ihren Mauern. Des Königs Majestät, in einem offenen Wagen mit dem König Leopold sitzend, fuhren voraus. Dann folgten JJ. MM. die Königinnen von England und der Belgier, Prinz Albert und Erzherzog Friedrich von Oesterreich in einem zweiten, die Königin von Preußen Majestät und drei Prinzessinnen in einem dritten gedeckten Leibwagen, dem sich 30 bis 35 königliche und andere Wagen mit dem zahlreichen königl. Gefolge anschlossen. Die sehr ungünstige Witterung hatte die Bewohner der Umgegend und zahlreiche Fremde nicht verhindern können, ein ununterbrochenes Spalier von dem mit Laubgewinden über Tannensäulen geschmückten Landungsplatze zu Kapellen, und dem schönen Triumphbogen am Anfang des Burgweges, längs desselben, seinen großen Krümmungen nach, bis zum Burgthor zu bilden. Der König und die Königin führten Ihre erhabenen Gäste in die für Sie bestimmten Appartements (die gewöhnliche Wohnung der Majestäten) ein, und zogen Sich in die Gastwohnung in der Kemnate zurück. Die Königstafel, von 48 Gedecken, war im großen Rittersaale und die Tafel der ersten Hofchargen von einigen 40 Gedecken in der Ritterhalle servirt. Zwei andere Tafeln waren in Nebensälen. Nach Aufhebung der Königstafel, um 9 Uhr Abends, begann das große Feuerwerk mit mehreren Schwärmern und vielfarbigen Leuchtkugeln, die von dem Amphitheater oberhalb des Schlosses emporstiegen. Bald nachher erglühte das Innere der in Trümmern zerfallenen Johanniskirche und deren 130 Fuß hohen Thurmes im reinsten Purpurfeuer, während der die gottesdienstliche Ruine umschließende Begräbnißplatz der Gemeinde Nieder-Lahnstein breite Weißfeuer aufsteigen ließ, welche das Gebäude und den es umschließenden Laubrahmen geisterhaft erhellten. Fünf Minuten später entbrannte die auf einem vereinzelten Berge erbaute Allerheiligen-Wallfahrtskapelle, hinter der sich die lange sanftgerundete Linie des schwarzen Lahnberges und seitwärts der noch längere Rücken des matterhellten Lichterberges zeichneten. Immer weiter in der Richtung von Nord gegen Süd setzten sich die Weiß- und Rothfeuer fort. In Mitte derselben streckte plötzlich der fünfeckige Thurm der Burg Lahneck seine mächtige Säule silberähnlich empor, während an seinem Fuße das alte kastellartige Gemäuer und die weite Ringmauer, mit dem schönen mittelalterlichen äußeren Thore, über dem breiten Flammenbande einen hellen Dampf ausstießen, der bald einzelne Theile des Ganzen verbarg, bald sie wieder in magischer Dämmerung oder in schärfster Beleuchtung hervortreten ließ. Sowohl dies Schauspiel, als das durch den scheinbaren Brand der Johanniskirche gebotene, machten, als dem Stolzenfels zunächst befindlich, die großartigste Wirkung. Während nach 9 1/2 Uhr einerseits der Ehrenbreitstein seine lange erleuchte Zinnenlinie enthüllte, und auf der entgegengesetzten Seite die Thürme des alten Rhens und der Königsstuhl in Weiß- und Blaufeuer sich erhellten, stiegen neben und hinter dem Schlosse Stolzenfels von Minute zu Minute eine Menge Schwärmer, blaue, rothe, grüne und weiße Leuchtkugeln auf, welche über die ganze Gegend eine wechselnde Helle verbreiteten. Das Echo der Rhein- und Lahnberge sendete den zeitweisen Kanonendonner verzehnfacht zurück, der Rhein wurde von 5 oder 6 mehr oder weniger verschiedenartig erleuchteten Dampfschiffen und vielen Nachen in allen Richtungen befahren. Da zeigte sich ebenfalls in wechselndem Feuer das in diesem Augenblick von dem Herzog von Nassau bewohnte herrschaftliche Schloß (dessen Thürme aus dem 14. Jahrhundert sind) zu Oberlahnstein, und bald nachher strahlte die 1 1/4 Stunde entfernte Marxburg im buntesten Farbenspiel. Zahllose Schwärmer, Leuchtkugeln, Fontänen ꝛc. entstiegen den ur-

Digitized by Google

alten Mauern, von denen oft wiederholte Kanonenschläge das Fest auch weitee aufwärts verkündigten. Eine prachtvolle Scene stand indeß noch bevor. Südlich vom Stolzenfels erglüheten wie durch einen Blitzstrahl zwei mächtige, durch große Vasen gedeckte Säulen, die eine in dreifach wechselndem Brillantfeuer sprühende Königskrone überragte, unter der sich die sehr großen, weithin lesbaren Buchstaben V. E. (Victoria, Elisabeth) zeigten. Außerhalb der Säule zur Rechten flammte der britische Löwe, und außerhalb der zur Linken der preußische Adler. Inzwischen stiegen vom rechten Rheinufer, nahe an der Lahnmündung, etwa zweitausend Leuchtkugeln, Schwärmer ꝛc. in die Höhe Sie wurden gleichzeitig von eben so vielen ähnlichen Feuerwerkstöcken durchkreuzt, welche die Höhe neben der Königsburg entsendete und die bald einer rothen oder grünen, bald einer blauen oder violetten Feuergarbe zu entsteigen schienen. Feuer brannten auf mehren erhöheten Punkten am rechten Ufer des Rheins, andere am Strome selbst und in den vereinzelten Ortschaften. Das wahrhaft herrliche Feuerwerk und die nicht minder großartige und malerische Beleuchtung durch die bengalischen Feuer dauerten über 1¼ Stunde und erreichten erst nach 11 Uhr ihr Ende. Die vielen tausend Zuschauer, welche sich von nahe und fern dazu eingefunden, zerstreuten sich nun in allen Richtungen, da nur die wenigsten derselben im voraus sich ein Nachtlager in dem kleinen Kapellen hatten sichern können. — Heute Morgen trafen zahlreiche Besuche bei den Majestäten ein. Der Herzog von Nassau, Prinz und Prinzessin Karl von Hessen, der Fürst von Wied, der Erzbischof-Koadjutor von Geissel ꝛc. ꝛc. machten ihre Aufwartung. — Eine leichte Unpäßlichkeit Sr. Maj. des Königs, veranlaßt durch die sehr üble, regnerische und kalte Witterung, welche eben so schnell vorübergehen wird, als sie entstanden ist, dürfte heute jeden Ausflug verhindern. Die Allerhöchsten Herrschaften werden in Familie mit den erhabenen Gästen speisen und am Abend einem Konzert im großen Rittersaale beiwohnen. Morgen wird die Königin von England die Reise nach Mainz auf Höchstihrer auf dem Rhein unter Stolzenfels vor Anker liegenden Yacht fortsetzen. Ihre Majestäten unser erlauchtes Herrscherpaar gedenken übermorgen Stolzenfels zu verlassen. Dem Vernehmen nach wird Se. Maj. Seine hohe Gemahlin bis München begleiten.

Mannichfaltigkeiten.

Der große Meister Beethoven liegt auf dem Kirchhof in Währing bei Wien begraben, wo sein Leichenstein dem Einsturz nahe ist. Am Tage der Enthüllung seines Monuments in Bonn wurde sein Grab bekränzt, in der Kirche seine Messe aufgeführt und dabei eine Collecte zur Herstellung des Leichensteins veranstaltet.

In Neuruppin wurde der erste Gottesdienst der deutsch-katholischen Gemeinde in der römisch-katholischen Kirche daselbst gehalten, da dieselbe unbenutzt steht, wenn nicht ein Geistlicher aus der Nachbarschaft Gottesdienst hält. Die Vorsteher der Gemeinde wie der Magistrat trugen nicht das geringste Bedenken, christlichen Glaubensbrüdern die Kirche zur Benutzung zu überlassen. Was aber wird der Papst dazu sagen?

(München, 13. August.) Von den holsteiner Sängern, die in Würzburg waren, werden zwei heute Nachmittag, von Augsburg kommend, mit der Eisenbahn hier eintreffen und am Bahnhofe von unserer Liedertafel festlich empfangen und unter Gesang in die Stadt begleitet werden. Heute Abend findet ihnen zu Ehren von der Liedertafel ein großes Gastmahl statt; da dieselben einige Tage hier verweilen wollen, so werden noch andere Festlichkeiten folgen.

Man schreibt dem „Westf. Merk." aus Berlin: Auf der Havel bei Potsdam ist seit einiger Zeit ein neues Boot bemerkt worden, welches die Namen „Itzstein und Hecker" führt. Wie man hört, ist das Boot auch hochgestellten Männern bei ihren Spaziergängen aufgefallen, und, wie es heißt, sollen dieselben sich nach dem Eigenthümer des Bootes erkundigt haben.

(Wasser gegen die Cholera.) In Ostindien macht ein Doktor Gomez Aufsehen durch die glänzenden Kuren bei Cholerakranken. Das Verfahren besteht ganz einfach darin, daß der Cholerakranke in nasse wollene Decken fest eingewickelt wird. Bald erfolgt eine starke Transspiration, die durch Eiswasser, das der Patient nach Möglichkeit trinkt, gefördert wird. Nachdem das feste Einschnüren in nasse wollene Decken nebst Kaltwassertrinken zwei bis drei Mal wiederholt worden, ist der Cholerakranke außer Gefahr.

Ein Frevel sonder Gleichen wurde dieser Tage in Lennep verübt. Ein unbekannter Mann trifft auf dem Markt ein Dienstmädchen, welches Wasser holen will; er grüßt sie, thut freundlich und spricht: „Kind, gib mir einmal die Hand." Das arglose Mädchen reicht ihm die Hand, er faßt dieselbe, schneidet sofort mit einem verborgen gehaltenen Messer die Adern des innern Handgelenkes durch und entfernt sich dann rasch. Des armen Mädchens Hand wird wohl steif werden. Was diese Schändlichkeit veranlaßt, ist nicht bekannt.

Die Frauenklöster in Frankreich müssen eine genaue Liste ihrer Pensionärinnen, welche fast immer den vornehmsten und reichsten Familien angehören, nach Rom einschicken, woselbst man auf diese Weise Kunde von Alter, Rang, Reichthum u. s. w. der heirathsfähigen Damen hat Geschieht dasselbe von Seiten der Klöster der übrigen katholischen Staaten, so ist in Rom das großartigste und beste Heirathsbureau.

Eine englische Gesellschaft hat den Preis von 1000 Pfund Sterling für ein Oelgemälde ausgesetzt, welches Christi Taufe im Jordan vorstellen soll. Das Bild muß nicht kleiner als 12 Fuß hoch und 10 breit, und nicht größer als 15 Fuß auf 12 Fuß seyn. Die Künstler aller Nationen sind zur Konkurrenz geladen. Sie haben jedoch bis 1. Januar 1846 die Anzeige an einen der Abgeordneten des Comite's zu machen, daß sie ein Bild einsenden werden. Garantien werden durch Londoner und Edinburger Häuser geleistet; die Kosten des Transports werden nicht vergütet. Die Unterschriften lauten: Thomas Bell in South Shields und Charles Hill Roe in Birmingham.

Das Museum des Louvre zählt jetzt 15 Bilder von Rafael, 22 von Guido Reni, 12 von Correggio, 12 von Paul Veronese, 14 von Domenichino und 20 von Albani. Von Rubens sind 43 Bilder, fast alle von sehr großer Dimension, vorhanden; von Van Dyck 10 herrliche Portraits. Die französische Schule wird durch 352 Bilder der ersten Meister repräsentirt, darunter sind 39 Poussins und 46 Lesueurs.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Aus dem Herzogthum Nassau, im Aug.

Der Cronberger Decanats-Zweigverein der Gustav-Adolph-Stiftung im Herzogthume Nassau hielt am 22. Juni a. c. Nachmittags 3 Uhr in der Kirche zu Soden seine nach den Statuten festgesetzte Jahresversammlung seiner Mitglieder. Nachdem diese Versammlung an zwei Sonntagen vorher von den Geistlichen auf der Kanzel bekannt gemacht worden und die Mitglieder des Vereins eingeladen waren, setzten sich am Tage der Versammlung aus jedem Kirchdorfe des Decanats lange Züge in Bewegung und es bot dem Freunde der guten Sache einen rührenden und zugleich erhebenden Anblick dar, alle nach Soden hin führenden Wege von Fußgängern und von Wagen aller Gattung bedeckt zu sehen, die zum „Gustav-Adolph-Feste" eilten. Stunden lang vor Beginn des Gottesdienstes harrte eine übergroße Menschenmenge vor der Kirche bis zur festgesetzten Stunde des Anfangs, und als die im Innern recht schön renovirte Kirche ihre Pforten öffnete, waren ihre für diesen Zweck viel zu beschränkten Räume in einem Augenblicke gefüllt. Nachdem der Vorstand des Vereins an den für ihn reservirten Plätzen um den Altar sich eingefunden hatte, eröffnete der Singverein in Soden und Sulzbach die Feier mit einer passenden Motette. Gegen den Schluß derselben trat Hr. Kaplan Theistreund von Soden an den Altar und sprach ein sehr schönes Gebet, welches wegen der schwachen Stimme des Vortragenden von den Fernstehenden leider nicht gehört wurde. Darauf sang die Versammlung mit Orgelbegleitung Luther's herrliches Lied: „Ein feste Burg" ꝛc., dessen wunderbare Gewalt, mit der es die Herzen ergreift, auch hier sich bewährete; denn als seine kräftige Weise im Gotteshause ertönte, da wurde auch die vor demselben dichtgedrängte Menge hingerissen, daß sie laut mitenstimmte, und heilige Begeisterung leuchtete aus den Augen der Versammelten. Auf diese Art fand die Predigt des Hrn. Pfarrer Becker von Ried, welcher über Röm. 8, 31 — 34 einen aus warmem Herzen geflossenen, mit ergreifenden Schilderungen durchflochtenen, mit hoher Begeisterung gesprochenen Vortrag hielt und darin den Beweis führte, daß die Gustav-Adolph-Stiftung eine heilige Sache sey, wohlzubereitete Herzen, auf welche des Redners Worte einen tiefen Eindruck machen mußten. Mit einem passenden Gebete schloß der Redner und nun stimmte die Versammlung den letzten übrig gebliebenen Vers des Lutherliedes an. Hierauf trat der Präsident des Vereins, Hr. Kirchenrath Genth von Oberliederbach, vor den Altar und legte nach einer kurzen ansprechenden Rede den Rechenschaftsbericht ab, nach welchem der Cronberger Decanats-Zweigverein im Jahre 1844 391 fl. 22 kr. Einnahme hatte. Den Schluß der ganzen Verhandlung machte die von dem Eschborner Singverein so herrlich, mit eben so bewundernswerther Präcision, als ansprechender Zartheit vorgetragene Motette: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich ꝛc.", an welche sich der Choral: „Nun danket Alle Gott ꝛc." anschließt. Als aber der Sängerchor zu demselben überging, da konnte die ganze Versammlung sich nicht enthalten, mit einzustimmen in das Danklied, dem Gott gesungen, der uns einen so schönen Tag gegeben hatte, an welchem für den Aufbau des Reichs Gottes, wie nach Innen, so nach Außen, gewiß nicht Unbedeutendes geschehen war. Ein Gefühl beherrschte alle Gemüther, das des mächtig Angeregt-, des freudig Erhoben-, des innig Erwärmtseyns für die gute Sache. O wäret ihr doch dagewesen, die ihr den Alles belebenden Geist des Evangeliums in die Fesseln eines Compendiums der Dogmatik schmieden wollt und dann über Irreligiosität klaget, wenn der Geist die Fesseln leerer Formeln sprengt und zwar nicht zum frömmelnden Herr! Herr! sagen, aber zu edeln Thaten das Volk begeistert, da hättet ihr sehen können, daß das Volk nicht gleichgültig ist gegen die Sache der Religion, daß es vielmehr dem Ausspruche Jesu gemäß: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", des Christenthums schönste Aufgabe, eine aus dem Glauben an den von Gott gesandten Weltheiland hervorgehende werkthätige Menschenliebe, welche zugleich Gottesliebe ist, in den Herzen der Menschen zu entzünden, begriffen hat und an der Lösung derselben arbeitet. Wäret ihr doch da gewesen, die ihr dem Protestantismus zum Vorwurfe macht, es mangle ihm alle Einheit, weshalb er seiner Auflösung, seinem Untergange entgegeneile — da hättet ihr sehen können, daß die Protestanten, wenn sie auch nicht durch das Band abgeschlossener, starrer Glaubenssätze, nicht durch das Band der Einheit im Cultus, nicht durch das Band einer gleichmäßigen kirchlichen Verfassung zusammengehalten werden, doch eins sind in der Liebe, unzertrennlich eng verbunden, wenn es gilt, ein Werk christlicher Liebe zu treiben, und daß der Protestantismus, ruhend auf dem unerschütterlichen Fundamente evangelischer Bruderliebe, welche auch dann noch besteht, wenn der Glaube sich in Schauen verwandelt hat und die Hoffnung zur Gewißheit geworden ist, seinem Untergange nicht so nahe ist, wie ihr in eurer Befangenheit wähnen, im thörichten Wahne wünschen möget — Die an den Kirchthüren erhobene Collecte zum Besten des Vereins lieferte ein ungemein günstiges Resultat.

Usingen, im August.

Der „Tannusbote", dessen zunehmende Inserate den besten Beweis für seine zunehmende Verbreitung liefern, veröffentlicht jetzt die Kirchengeschichte von Usingen und was sich seit 400 Jahren an dieselbe anreihet. Wie sehr wäre es zu wünschen, diese in einem Wochenblatte der Vergänglichkeit leider sehr ausgesetzten Mittheilungen in einem Buche vereinigt zu sehen. Wie leicht wäre es möglich, dieselben durch eine Reihe gemeinnütziger und interessanter Aufsätze und Skizzen aus der neueren und älteren Zeit unserer Stadt und Gegend zu ergänzen und zu vervollständigen. Man könnte, um sicher zu gehen, diese Sammlung auf Subscription herausgeben und den Ertrag zu irgend einem gemeinnützigen Zwecke, etwa zum Besten unserer Stadtbibliothek, bestimmen. So würde ein gutes Werk durch das andere gefördert und würden zwei nützliche Zwecke durch ein von Vielen schon seit Jahren gewünschtes Unternehmen erreicht. — Mein zweiter Wunsch, für den ich bis jetzt vergebens thätig gewesen bin, gründet sich auf die Thatsache, daß in der nassauisch-hassenheimischen Gemarkung Werndorn etwa 200 — 300 Morgen sehr gutes Land, „Kerner's Trieß" geheißen, von 10 — 30 Gulden per Morgen zu verkaufen sind. Diese unglaubliche Wohlfeilheit hat ihren Grund darin, daß obgenannter District zu weit von dem Dorfe Werndorn entfernt ist, um von den dortigen Einwohnern gehörig bebaut werden zu können. Dies ist auch der Grund, weshalb die Freifrau von Löw zu Ziegenberg früher schon Parzellen dieses Districts ankaufen ließ, um sie zu Wald anzulegen. Aber für die Begründung eines großartigen Hofgutes wäre der treffliche Boden, die Lage, der Zusammenhang des Ganzen sehr geeignet, wenn es nur dem Unternehmer gelingt, durch einen artesischen Brunnen das erforderliche Wasser zu finden, weil keine Quelle hier entspringt und die Usa zur täglichen Benutzung zu entfernt ist. Mit näheren Anfragen beliebe man sich an den Hrn. Schultheißen Maibach zu Werndorn, Amts Usingen, portofrei zu wenden. — Der Viehmarkt in hiesiger Stadt schwankt auf und ab, einmal ist er sehr florissant, das andere Mal ist er wieder so beschaffen, daß man weder Vieh, noch Käufer und Verkäufer sieht. Diesem unsteten Zustande könnte leicht ein Ende gemacht werden, wenn es in unserer Stadt nicht leider allzusehr an der erforderlichen Energie und Einsicht fehlte und man bei uns häufig nur dann klug ist, wann die Gelegenheit zum Handeln nutzlos verstrichen ist.

Räthsel.

Sonnenlicht nur macht dir meine
Stellung und Gestalt erst klar;
Doch im hellsten Sonnenscheine
Bin ich völlig unsichtbar.

Mainwasser-Wärme.

Den 17. August, Abends: 12 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 18. August. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum Erstenmale): Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld. Oberst von Götze: Hr. Breuer, vom Stadttheater in Bremen. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller in Bad Homburg.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 229. Mittwoch, den 20. August 1845.

Ein Grand von Spanien.

Dem Französischen frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Verlobung.

Ungefähr drei Wochen vor dem Tage, mit welchem unsere Erzählung beginnt, hatte sich ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, groß und wohlgebaut, mit großen dunkelglühenden Augen, gebräuntem Teint, aber edler Gesichtsbildung, und von eleganten und aristokratischen Manieren, dem Vater Sophiens vorgestellt und ein Schreiben vom Herzoge von Almaveda eingehändigt.

Herr von Blancheville war früher der Geschäftsführer des Herzogs, und als solcher stets darauf bedacht gewesen, das ihm geschenkte Vertrauen in jeder Beziehung zu verdienen und zu rechtfertigen. Der Herzog von Almaveda war dann nach Spanien zurückgekehrt, und seit sechzehn Jahren hatte alle Verbindung zwischen ihm und Herrn von Blancheville aufgehört.

Als dieser Letztere die Handschrift und das Siegel des Herzogs erkannte, fühlte er sich eben so erfreut als geehrt durch den neuen Beweis von Achtung, welchen ihm sein ehemaliger Gönner erwies. Der alte Herzog empfahl ihm seinen Sohn, mit dem Ersuchen, dessen Aufführung zu überwachen, ihn bei der Anknüpfung von Bekanntschaften zu leiten, kurz, ihm Mentor seyn zu wollen; wobei der Herzog bemerkte, daß der junge Mann sehr schüchtern und mit der großen Welt völlig unbekannt sey.

Herr von Blancheville nahm also den Sohn des Herzogs mit jener herzlichen Dienstwilligkeit und freimüthigen Biederkeit auf, die leider in unserer Zeit von Tag zu Tage seltener werden.

Der junge Herzog wurde der ganzen Familie mit großem Gepränge vorgestellt. Frau von Blancheville und ihre Schwägerin Elise empfingen ihn mit Zurückhaltung, Sophie voll Schüchternheit, die alte Präsidentin dagegen mit Enthusiasmus: ein Herzog als Gast im Kreise ihrer Familie! Welche Ehre! Die alte Dame wußte sich vor Freude nicht zu fassen; sie war ganz aufgebläht vor Stolz, und richtete alle Augenblicke das Wort an den jungen Mann, nur um das Vergnügen zu genießen, sagen zu können: mein Herr Herzog!

„Der Herr Herzog sind ohne Zweifel sehr musikalisch?"

„Ein wenig, Madame."

„Nun, Sophie, so nimm die Mandoline zur Hand und singe dem Herrn Herzog eine Ariette."

„Aber liebe, beste Großmama ...."

„Thue, wie ich Dir gesagt habe, Sophie, der Herr Herzog wartet darauf."

„Sie haben eine sehr liebenswürdige Enkelin, Madame," sagte der Herzog leise, sich zur Präsidentin beugend, während die arme Sophie, um ihrer Großmutter gehorsam zu seyn, die Mandoline stimmte.

„Nicht wahr, mein Herr Herzog, die Kleine ist in der That eben so hübsch als liebenswürdig?"

Sophie sang bebend und mit niedergesenkten Augen. Bald darauf war, ohne daß man recht wußte wie, die Mandoline aus den Händen des jungen Mädchens in die des Herzogs übergegangen. Dieser hatte eine sehr schöne Stimme; gleichsam aus Spielerei und ohne daran zu denken scheinend, trug er mehrere spanische Lieder mit dem geläutertsten Geschmacke vor.

So war denn die Präsidentin gleich am ersten dahin gelangt, zwischen den jungen Leuten eine nähere Beziehung anzuknüpfen, und namentlich die Aufmerksamkeit des Herzogs auf Sophie zu lenken, indem sie das bescheidene Talent ihrer Enkelin möglichst hervorzuheben bemüht war; eine mütterliche Koketterie, unschuldig, ja löblich sogar, wenn sie nicht zu weit getrieben wird, oder gar bis an's Lächerliche streift.

Weit weniger Neuling, als sein Vater es angedeutet hatte, durchschaute der junge Herzog von Almaveda leicht die geheime Absicht der Präsidentin, um so mehr, da die Beobachtung eines einzigen Abends hinreichend gewesen war, um den Charakter und die Stellung der einzelnen Familienmitglieder völlig kennen zu lernen. In Folge dessen hatte der Herzog seinen Plan bald entworfen, und drei Tage später hielt er um die Hand des Fräuleins von Blancheville an.

Die wichtigste Handlung im Leben ist unstreitig die, durch welche der Mann sich eine Gefährtin wählt und die Frau sich einem Herrn unterwirft, und doch haben an diesem bedeutungsvollen Akte die am meisten betheiligten Parteien oft nur den geringsten Antheil; sonst entzündeten Stolz und Ehrsucht der Familien Hymens Fackel; heutzutage haben Stolz und Ehrsucht diese Arbeit der Habgier übertragen. Aber wenn von Geschlecht zu Geschlecht die Väter und Mütter die Verantwortung der Zukunft ihrer Kinder auf sich nehmen, wie sehr haben sie dann, bei so ernsten und feierlichen Verhältnissen, auch nöthig, sich gegenseitig zu verständigen, und sich genau über Alles zu unterrichten. Welch eine unerschöpfliche Quelle der Betrübniß für eine Mutter, das ganze Lebensglück einer geliebten Tochter gefährdet zu sehen! Welche Verzweiflung für einen Vater, an der Biederkeit und Rechtschaffenheit des neuen Familienmitgliedes zu zweifeln, und doch, wider Willen, fremden Ueberredungen und Ueberzeugungen, die nicht die seinigen sind, nachzugeben! Entsetzliches, herzzerreißendes Geschick! Und doch waren es diese Gefühle, welche Herrn und Frau von Blancheville, Dank dem beklagenswerthen Einflusse der Präsidentin, beseelten. Diese hatte bei der Wahl des sich darbietenden Bräutigams nur allein Sophiens Erhebung zur Herzogin im Auge; sie sah und dachte nichts Anderes, und bedrängte, fürchtend, der junge Herzog könne den gethanen Schritt wieder

Digitized by Google

rückgängig machen wollen, ihren Sohn unabläſſig, ſeine Einwilligung zur Verbindung der beiden jungen Leute zu geben.

Herr von Blancheville, bei aller Befangenheit, in die ihn ein ſo ganz unerwarteter Antrag verſetzt hatte, ſehr wohl fühlend, daß auf denſelben füglich nicht früher einzugehen ſey, als bis der alte Herzog von Almaveda ſeine Einwilligung zu der Verbindung ſeines Sohnes mit Sophien in aller Form Rechtens gegeben habe, kämpfte nach allen Kräften gegen den hartnäckigen Willen der Präſidentin an. Zugleich verlangte er, daß der junge Herzog ſchleunigſt ſeinen Vater von Allem in Kenntniß ſetze, und in wiederholten Schreiben dringend um eine baldige Entſchließung nachſuchte.

Don Alphonſo that Alles, was man von ihm begehrte, aber er wurde nicht müde, ſtets zu wiederholen, daß er feſt überzeugt ſey, der alte Herzog werde ſich ſeinen Wünſchen gewiß nicht widerſetzen. Um ſeine Abſicht noch beſſer zu erreichen, zeigte er ſich in Sophiens Nähe ſtets von der glühendſten Leidenſchaft beſeelt, indem er zugleich die Präſidentin beſtürmte, ſeine Verbindung mit Sophien möglichſt beſchleunigen zu helfen. Im Uebrigen ſpielte er den großen Herrn, ſchien an nichts zu zweifeln, und hörte mit ſardoniſchem Lächeln die Vorſtellungen des Herrn von Blancheville an, welche dieſer ihm zu machen ein Recht zu haben glaubte.

Don Alphonſo's Benehmen, das mit der in dem Empfehlungsſchreiben von ſeinem Vater gemachten Schilderung ſo wenig im Einklange ſtand, flößte der Frau von Blancheville, wie ihrer Schwägerin, die lebhafteſten Befürchtungen ein. Sie prüften Alles mit ruhigem Blute, und betrachteten die ganze Angelegenheit ohne Vorurtheil und mit jenem feinen Takte, der den Frauen eigen iſt, und ſie ſelten irre leitet, wenn ſie nicht anders von irgend einer Leidenſchaft geblendet ſind. Beide theilten ihre Bedenken Herrn von Blancheville mit, und baten ihn, ja mit aller nur möglichen Klugheit und Umſicht in der Sache zu Werke zu gehen. Allein der arme Mann, wie ſehr er auch das Gewicht der Bemerkungen ſeiner Frau und Schweſter würdigte, überließ ſich doch allmählig ganz den Einflüſterungen ſeiner Mutter; dieß geſchah indeß nicht etwa aus Schwachheit des Charakters, ſondern es war dies lediglich die ſo beklagenswerthe als natürliche Folge ſeiner Erziehung, die er zu einer Zeit empfangen hatte, wo leidender Gehorſam die vornehmſte Pflicht und zugleich der einzige Beweis von Liebe war, welche die Kinder ihren Eltern zu geben vermochten.

Dieſer Konflikt veranlaßte denn auch die häuslichen Zerwürfniſſe, dieſe gegenſeitigen Beſchuldigungen, Vorwürfe und ſauerſüßen Erörterungen, bei denen die Präſidentin ſtets die Hauptſtimme hatte, und welche regelmäßig damit endeten, daß dieſe ihren Willen ohne Weiteres durchſetzte.

So war denn auch, ungeachtet aller Einwendungen der armen Mutter Sophiens, und obwohl man noch keine Antwort von Seiten des alten Herzogs erhalten hatte, nach dem Willen der Präſidentin die Verlobungsfeier feſtgeſetzt, und der Abend des Tages, an welchem wir unſere Bekanntſchaft mit der Familie von Blancheville machten, zur Unterzeichnung des Heirathsvertrags beſtimmt worden. Wie wir bereits geſehen, war Alles im Hauſe des Herrn von Blancheville auf's eifrigſte mit den Zurüſtungen zu der bevorſtehenden Feſtivität beſchäftigt, und die Präſidentin nie lebendiger, als an dieſem Tage.

(Fortſetzung folgt.)

Das norddeutſche Sängerfeſt zu Itzehoe.

Ueber das in den erſten Tagen voriger Woche zu Itzehoe abgehaltene norddeutſche Sängerfeſt enthält das „Itzeh. Wochenblatt" eine recht hübſche Beſchreibung, aus der wir einige der hervorragendſten Momente entlehnen. Am Sonnabend Nachmittag zogen die verſchiedenen an dem Feſte theilnehmenden Liedertafeln (ihrer 26) in die mit Laub- und Blumenguirlanden, Ehrenpforten und Fahnen aller Art (die verbotenen dreifarbigen waren durch die Hinzufügung eines gelben oder ſchwarzen Streifens practicabel gemacht) feſtlich geſchmückte und mit Dunkelwerden glänzend erleuchtete Stadt ein. Noch an demſelben Abend verſammelte man ſich in der Feſthalle zur freien Unterhaltung, wobei Geſang und Reden mit einander wechſelten. Hier war der bekannte Hoffmann von Fallersleben der Löwe des Abends. Er trug mehrere ſeiner unpolitiſchen Lieder vor, die ſich keines allgemeinen Beifalls erfreuet zu haben ſcheinen, hauptſächlich, wie es heißt, weil dieſe politiſchen Fibelverſe wohl dienlich ſeyn möchten, um das politiſche Bewußtſeyn zu wecken, wo es noch tief ſchlummert, man aber in Schleswig-Holſtein, wo es mit klaren Augen wache, zu weit fortgeſchritten ſey, um an ſolchen Dingen viel Gefallen zu finden. Am Sonntag Morgen um 8 Uhr ward in der Verſammlung der Deputirten der Liedertafeln Harburg zum Feſtorte für künftiges Jahr erwählt, mit großer Stimmenmehrheit gegen das ebenfalls in Vorſchlag gebrachte Kiel. Dann folgte die Probe des geiſtlichen Konzerts und am Nachmittag ein Feſt auf der lieblichen Amönenhöhe, wo geräumige Zelte und Hallen an den beiden Seiten des Pavillons errichtet waren, mit den Wettgeſängen der einzelnen Liedertafeln, unter denen namentlich der Vortrag der Hamburg-Schäfferſchen Liedertafel das Auditorium (gegen 3 bis 4000 Perſonen ſtark) förmlich electriſirte. Um dieſe Zeit wurde ein Feuerwerk auf dem Vorlande am jenſeitigen Stöufer abgebrannt, deſſen Schluß: das ſchleswig-holſteiniſche Wappen im Brillantfeuer, ſofort mit dem Liede: „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen" und tauſendſtimmigem Beifall begrüßt wurde. Inzwiſchen war der Feſtplatz hinter dem Pavillon durch unzählige Lampen erleuchtet und die vom Feuerwerk rückkehrenden Feſttheilnehmer ergaben ſich einer immer allgemeinen, immer lautern Freude, welche ſich bald in dankenden Toaſten, bald in vaterländiſchen Geſängen ausſprach. Jedermann erklärte das Feſt für vollkommen gelungen und das ſchöne Wetter, welches auf den Regen am Morgen gefolgt war, erhöhte alle Genüſſe. Das geiſtliche Konzert fand am Montage um 10 Uhr in der St. Laurentii-Kirche ſtatt, deſſen Ausführung im Allgemeinen als ſehr gelungen bezeichnet wird, und wobei das Soloquartett ſich beſonders auszeichnete. Am Nachmittag ſetzte ſich der Feſtzug mit Bannern und Fahnen, von denen keine einzige mit der anſtößigen Dreifarbigkeit behaftet war, wie dieſe auch keiner der hier vertretenen holſteiniſchen Liedertafeln eigen ſeyn ſoll, von der Feſthalle aus in Bewegung. Die Zahl der Sänger war im Ganzen 406, die Liedertafeln, welche vertreten wurden, waren folgende: Allermöhe, vier aus Altona, Bergedorf, Brunsbüttel, Burtehude, Eutin, Glückſtadt, zwei aus Hamburg, Harburg, Itzehoe, Kiel, Lübeck, Lütjenburg, Meldorf, Oldesloe, Otterndorf, Plön, Preetz, Ratzeburg, Segeberg, Travemünde und Uetersen. Der Anblick Vater Löck's, der vor ſeiner Thür ſtehend dem Feſtzuge zuſah, veranlaßte eine allgemeine Acclamation durch Hurrahrufen und Hüteſchwenken. Der Zug ging nach dem Eichthal, anfangs etwas geſtört vom Wetter, das ſich aber während der Geſangvorträge aufklärte. Arndt's Vaterlandslied wurde mit donnerndem Beifall begrüßt, die andern Lieder, trotz guten Vortrags, ließen das Publikum ziemlich kalt. Um 6 Uhr ging es zurück zum Feſtmahl, an welchem 650 Perſonen Theil nahmen (mehr faßte die Halle nicht). Die drei Toaſte, welche das Comité ſich vorbehalten hatte, galten dem norddeutſchen Sängerbunde, den Bürgern und Einwohnern (beſonders den Damen) der Stadt Itzehoe, welche das Feſt unterſtützt hatten, und den beiden Muſikdirektoren, worauf die Toaſtfreiheit eintrat. Politiſche Reden wurden nicht gehalten, nur ein Mal ſchien ein Redner in das Gebiet der Politik abſpringen zu wollen, ward aber durch den von allen Seiten ertönenden Ruf: „keine Politik!" verhindert, ſeine Rede zu Ende zu bringen. Die

Digitized by Google

„ungeheure Heiterkeit", der sich völlig hinzugeben der alte Etatsrath Rötger dann die Versammlung aufforderte, erlaubte keine weiteren Versuche zur Einflechtung politischer Gegenstände, die man, nach der Ansicht des Berichterstatters, richtiger der Presse oder, wo diese zu sehr bedrückt sey, eignen Versammlungen ernster Männer zur Besprechung und Berathung überlasse. Nachdem das Festmahl um 10 Uhr beendet war, begab sich ein großer Theil der Sänger noch zu der Wohnung des Abgeordneten Löck, um ihm ein Ständchen zu bringen, während zugleich in den anfangs überfüllten Räumen die Vorbereitungen zum Ball getroffen wurden, welcher den Beschluß der dreitägigen Festlichkeiten bilden sollte.

Indem wir obige Beschreibung mittheilen, drängt sich uns der Gedanke auf, daß diese harmlosen Liederfeste, die kaum erst das Bürgerrecht bei uns erlangt haben, in einen immer grelleren Contrast treten mit dem wachsenden Ernst der Zeit und ihren allgemeinen und besondern Fragen, die täglich lauter und gebieterischer eine Lösung verlangen und mehr und mehr auch den Einzelnen zur Parteinahme zwingen zu wollen scheinen, und daß es immer schwerer fallen wird, das Hervortreten der Gegensätze, welche die Gesellschaft in ihren Tiefen bewegen, von diesen Festen, die keinen Stand und kein Bekenntniß ausschließen, fern zu halten. Einzelne Mißtöne deuten auch hier schon die verborgene Discordanz an.

(Alt. Merk.)

Nachtrag zum Würzburger Sängerfest.

Die „Allg. Ztg." enthält einen ausführlichen Bericht über das Würzburger Sängerfest, welchem wir folgende bezeichnende Stelle entnehmen: Die größte Aufmerksamkeit wurde den anwesenden Schleswig-Holsteinern erwiesen, so daß dieselben sich nicht selten zu der Erklärung veranlaßt sahen, sie seyen in Verlegenheit mit der Erwiederung auf so viele herzliche Worte. Aber es muß ihnen dies eine sehr angenehme Erscheinung seyn, da sie die vollkommenste Gewißheit erhielten, daß das ganze deutsche Volk für ihre patriotischen Kämpfe die lebhafteste Theilnahme hegt und jeden Augenblick zu bethätigen geneigt ist. Solches spricht sich am klarsten aus in einer poetischen Antwort, die ihnen auf den Gruß Schleswig-Holsteins an Deutschland und ihr Volkslied: „Wanke nicht mein Vaterland" (welche beide Lieder die „Allg. Ztg." bereits mitgetheilt hat) gedruckt überreicht ward; besonders erfreulich war den Schleswig-Holsteinern und allen Anwesenden und muß es allen Deutschen seyn, daß man ihnen gleichsam auf halb offizielle Weise zu erkennen gab, wie ihr Erscheinen höheren und höchsten Orts gern gesehen sey, und Baycens für die schleswig-holsteinische Angelegenheit die stärkste Sympathie hege. Es ist eine neue Bekräftigung der längst gehegten Ueberzeugung, daß Bayerns deutschgesinnter König und seine Regierung nicht gleichgültig zusehen wird, daß eine wohlhabende deutsche Provinz mit mehr als 800,000 tüchtigen Bewohnern ganz oder halb von dem Gesammtkörper getrennt werde. Eine ungetheilte Sympathie legte sich auch zu Tage in Beziehung auf andere deutsche Volksgenossen außerhalb des deutschen Bundesgebiets, und die Ermahnung, den Schleswig-Holsteinern treue Liebe zu bewahren, aber auch die anderen Brüder nicht zu vergessen, denen ihr deutsches Recht genommen werde, die sich nicht einmal mehr Deutsche nennen dürften, erregte zwar die lebhaftesten Aeußerungen der Theilnahme auch für diese deutschen Brüder, aber zugleich das traurige Bekenntniß, daß man nicht wisse, wie ihnen zu helfen sey. Hoffentlich werden das aber diejenigen Deutschen wissen, welche eingeweiht sind in die Weisheit der Staatsregierungen und, an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stehend, berufen zu seyn scheinen, Einfluß und Macht überall im Interesse des Rechts und deutscher Nationalität aufzubieten. Daher ist es auch zu erklären, daß dies Interesse für die deutsche Nationalität in den russischen Ostseeprovinzen nicht so oft und laut hervorbrach, wie für Schleswig-Holstein, wiewohl auch bei dieser Gelegenheit nicht zu verkennen war, welche Stimmung im deutschen Volke wurzelt gegen den Koloß, der an seiner östlichen Gränze steht.

Spruch eines Weisen.

Fest in der Erde steht der Fels gegründet;
Das Eisen stürzt ihn.
Stark ist das Eisen, trotzend seiner Dauer;
Das Feuer schmelzt es.
Verheerend ist des Feuers Macht;
Das Wasser löscht es.
Vernichtend ist die Donnerwolke;
Der Wind verscheucht sie.
Herbrausend ist der Wind, mit Sturm bewaffnet;
Der Mensch verlacht ihn.
Keck ist der Mensch, er wagt und meistert Alles;
Gram wirft ihn nieder.
Schwer trifft der Gram, die Lust des Lebens raubend;
Der Wein vertreibt ihn.
Allwirksam ist die hohe Kraft des Weines;
Der Schlaf vertilgt sie.
Viel tilgt der Schlaf und Alles tilgt und endet
Der Todesschlummer.
Auch ihn besiegt und überlebt die Tugend
Und schwingt zum Himmel sich in ew'ger Jugend.

Mannichfaltigkeiten.

Die „Geraische Zeitung" vom Dezember 1844 enthält folgende Verordnung des Fürsten von Reuß-Greiz: „Da der Unfug der jungen Burschen eine solche Höhe erreicht hat, daß die öffentliche Ruhe und persönliche Sicherheit dadurch gefährdet wird, so befehle ich, daß ein Gensdarme mit zwei Soldaten von Beginn der Dämmerung bis nach Mitternacht patrouilliren, die Excedenten zu ergreifen, auf die Wache zu bringen, nach summarischem Verhöre vor der Polizei mir die Protocolle vorzulegen, und werden sodann die schuldig Befundenen mit zehn bis zwanzig und weiteren Stockschlägen durch zwei Corporale bestraft werden. Greiz, 5. Dezember 1844. Heinrich XX."

Die Franzosen sind und bleiben doch die bescheidensten Leute in ganz Europa. In der „Revue des deux mondes" schreibt jüngst einer von ihnen (wiewohl der Name spanisch klingt), ein Monsieur Alphonse Esquiros, unter Anderem: „Die Widerrufung des Edikts von Nantes, welche 400,000 Franzosen aus ihrem Vaterlande verjagte, mischte unser Blut unter das Blut der Deutschen. Die kräftigsten Individualitäten erwachsen aus der Vermischung der kraftvollen Racen. Humboldt, Gall, Schiller, Goethe sind germanisirte Franzosen."

Die „Augsb. Allg. Ztg." schreibt aus Brüssel: Sie wissen, wie man anderswo thätliche Beleidigungen zu verstehen und ihnen zu begegnen pflegt. Man denkt so nicht überall. Als jüngst ein junger Mann hier im Park sich eine Unart gegen Damen erlaubte, welche ein Offizier begleitete, gab dieser jenem seine Karte, und fragte ihn nach seiner Wohnung, um eine Erklärung zu fordern. Als nach Auswechslung der Karten der Offizier sich umwandte, zerriß der junge Wildfang die ihm gegebene Karte und schlug dem Offizier in's Gesicht. Als dieser dann den Angreifer nicht bewegen

Digitized by Google

konnte, sofort mit ihm aus dem Park zu gehen, entfernte er sich einen Augenblick, kehrte bald darauf in bürgerlicher Kleidung zurück und gab jenem nun mit seiner Faust die wohlverdiente Züchtigung. Die öffentliche Meinung lobt hier einmüthig die Ruhe und die Achtung vor der Uniform, die der Offizier bei diesem leidigen Anlaß bewiesen habe, und gewiß nicht mit Unrecht.

Literatur.

Elementar-Schreibschule. Eine Anleitung, das Schreiben im sächsischen und im eckig-flüchtigen Ductus nach einer wahrhaft erziehenden Methode zu lehren, von Karl Aug. Zschille. Leipzig, 1845, bei Weinedel.

Der altsächsische Ductus wurde mit Recht in seinen steifen Formen antiquirt; doch haben die Pädagogen leider die Erfahrung gemacht, daß die neue beliebte amerikanische Schreidmethode nicht erziehend und bildend ist, wohl aber unleserliche Hände genug gezogen hat. Daher fand sich Hr. Zschille veranlaßt, das Gute des Raßberg'schen oder altsächsischen Ductus mit dem amerikanischen oder kaufmännischen zu verdinden und so einen modernen sächsischen Ductus herzustellen. Dies ist ihm nun nicht nur trefflich gelungen, sondern er hat auch zu seinem Schreidhefte, welches im sächsischen und eckig-flüchtigen Ductus separat zu haben ist, eine Schreibschule beardeitet, welche von großem Fleiße, wie nicht minder von seltener Belesenheit im Gebiete der Pädagogik zeugt. Bisher fehlte den practischen Kalligraphen immer genaue Kenntniß der pädagogischen Grundsätze überhaupt, wie der verschiedenen kalligraphischen Systeme und Methoden und ihrer Literatur insbesondere. Allein Zschille, dessen Handschrift selbst in London bewundert wurde und der in Dresden in mehreren Schulanstalten Unterricht gegeben, verdindet Praxis und Theorie in erfreulicher Weise. Hier ist nicht der Ort, auf das Werk specieller einzugehen; Ref. wollte nur die Pädagogen Süddeutschlands auf das Werk aufmerksam machen und hofft, das Buch werde sich selbst empfehlen.

Korrespondenz.

Köln, 15. August.

J. Janin über das Beethovenfest.

Das heute hier eingetroffene „Journal des Debats" vom 13. Aug. bringt den ersten Brief seines zur Berichterstattung über das Beethovenfest nach Bonn abgeschickten gepriesenen Feuilletonisten J. Janin. Nachdem er im Eingange über die Massen von Besuchern, welche aus allen „32 Königreichen" Deutschlands in Bonn zusammen strömen, und über die fast zur Verzückung gesteigerte Begeisterung, womit ganz Deutschland für seinen Beethoven schwärme, in gewohnter Weise radotirt hat, bespricht Janin die zwei rivalisirenden Geburtshäuser des großen Componisten und springt dann auf die heitere, belebte Haltung über, welche das gelehrte und ernste Bonn, dem in gewöhnlichen Tagen noch ganz die Form und das Aussehen der „alten Universitäten des Mittelalters" anklebe, jetzt auf einmal in diesem Uebersprudeln des allgemeinen Beethovenenthusiasmus angenommen habe. Nach einer Apotheose Schlegel's gibt der Feuilletonist einige oberflächliche Bemerkungen über die literarischen Verdienste dieses und jenes Professors (z. B. des Archäologen „Welcher") zum Besten und zollt Liszt seine Huldigung, von dem erzählt wird, daß er zu Bonn Alles in Allem, ja daß er förmlich Herr der Stadt sey und sie „nach Gutdünken vertheile." Nach Liszt kömmt die Reihe an den Gasthof zum Stern, in dessen großem Speisesaale Hrn. Janin die Behaglichkeit aufgefallen ist, womit die mitunter recht artigen und hübschen deutschen Damen trotz einer Wolke von Tabaksdampf beim besten Appetit ihr Diner einnehmen. Sehr ergötzlich wird nun unser Feuilletonist, indem er, mit der Versicherung, sich der deutlichsten Handschrift befleißigen zu wollen, die Namen einiger der „genialen Pilger" mittheilt, die dem Feste zugewandert sind. Gleich unter den ersten macht er, neben einem Hrn. Pelargous aus Nürnberg, hinter dem, Gott weiß, wer stecken mag, den Meister, der das Modell der Beethovenstatue gefertigt hat, als Mr. Hacnen namhaft; später ist von Prof. Tischof und vom Kapellmeister Töglichsbeck die Rede. Letzterer Name wird gewiß kräftig dazu beitragen, die eleganten Pariser in ihrem Entsetzen vor den barbarischen deutschen Wörtern zu bestärken. Ich übergehe eine verwässernde prosaische Uebersetzung, welche Janin von D. L. B. Wolff's Cantate liefert und führe zum Schlusse noch an, daß er eine picant seyn sollende geschichtliche Parallele an die zwei Schlösser Brühl und Stolzenfels knüpft, an welchen man, wie er seine Leser belehrt, „auf dem Wege von Köln nach Bonn vorüber kommt." Nur einem Pariser Feuilletonisten ist es gegeben, das jenseits Koblenz liegende Stolzenfels so ohne Umstände zwischen Köln und Bonn zu versetzen. Eine Hauptsache hätte ich fast vergessen; Hr. Janin versichert nämlich, mit seinen Collegen von der „Morning Post", der „Times" ꝛc., diesen Botschaftern der englischen Presse, in Bonn Freundschaft geschlossen zu haben, eine Thatsache, die gewiß für die fernere Aufrechthaltung des „herzlichen Einvernehmens" zwischen Frankreich und England nicht ohne die ersprießlichsten Folgen bleiben wird.

Von der Bergstraße.

„Ein Volk, das singt, ist kein böses Volk." Mit diesem Ausspruch des geistreichen Seume, womit ein Artikel in Nro. 221 Ihres Blattes schließt, möchte ich heute beginnen, indem ich auf ein nächstdem bevorstehendes Gesangfest aufmerksam zu machen mir erlaube. Am 25 d. M. nämlich werden über 200 Sänger, bestehend aus Lehrern, Schulkandidaten und Seminaristen zu Auerbach im Gasthause zur Krone zur Feier des Namensfestes unseres allverehrten Großherzogs eine Reihe Gesänge anerkannter Meister (Haydn, B. Klein, Kreutzer, F. J. Kunkel, Mozart, Nägeli, Reichardt, Schnyder v. Wartensee, Spever, v. Weber, Winter, Zöllner) zur Ausführung bringen. Wenn nun Musik und besonders Gesang als wesentliches Moment zur Volksbildung von höchst geistreichen Männern und ausgezeichneten Pädagogen längst anerkannt — und sodann auch mit maßgebend für den Bildungsstand des Volkes ist, so wäre die Idee, daß die Volkslehrrr ein Gesangfest zur Ausführung bringen, schon von dieser Seite der Beachtung würdig, indem dieselben dadurch thatsächlich den Beweis ablegen — einmal, wie sehr sie von dieser längst anerkannten Wahrheit, daß Gesang ein wesentliches Bildungsmittel sey, durchdrungen sind — und zweitens, wie es mit dieser Befähigung bei den jetzigen Volkslehrern selbst steht. Ein doppeltes Interesse aber erhält dieses bevorstehende Gesangfest dadurch, daß es zur Namensfeier unseres geliebten Landesvaters — unter dessen segensreicher Regierung dem Lehrerstande schon so viele Sorgfalt gewidmet wurde und noch die Beseitigung mancher Mißstände, so wie Verbesserung ihrer Lage in Aussicht gestellt ist — beitragen soll, als Zeichen der Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit, so wie ein Beweis, der höchsten Beachtung und Huld nicht unwürdig zu seyn in Gesinnung und Berufstreue. Bereits sind Vorproben mit den einzelnen Partieen zu Hofheim, Wessel, Zwingenberg, Füth und Bensheim abgehalten worden, welche größtentheils zur vollen Zufriedenheit des dirigirenden Rectors Kunkel (Musiklehrer am Seminar zu Bensheim) ausgefallen seyn sollen. Kürzlich fand eine Hauptvorprobe von etwa zwei Drittheilen der Sänger zu Auerbach statt, welche für manchen Zuhörer, dem der Zutritt verstattet wurde, überraschend war. Man zweifelt nicht, daß das eifrige Bestreben der wackeren Lehrer recht vielen Anklang finden werde, wodurch sie wohl zur Wiederholung ähnlicher Aufführungen dürften aufgemuntert werden. Nach der Ausführung der Gesänge wird ein Festball folgen, so wie andere Festlichkeiten zur Verherrlichung des Tages vorhergehen.

Mainwasser-Wärme.

Den 18. August. Abends: 12 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 19. August. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini. (Gastrollen) Rosine: Madame Steinmüller, geb. Schrickel, k. hannover'sche Hofopernsängerin und Kammersängerin Ih. k. Hoh. der verwittw. Großherzogin Stephanie von Baden. Figaro: Hr. Steinmüller, k. hannover'scher Hofsänger und erster Regisseur der Oper.

Mittwoch, 20. August. Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in 5 Abtheil., von Fr. Halm. (Gastrolle) Ingomar: Hr. Breuer, vom Stadttheater zu Bremen.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 230. Donnerstag, den 21. August 1845.

Ein Grand von Spanien.

Dem Französischen frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag empfing Herr von Blancheville unter einem und demselben Couverte ein Billet von dem jungen Mann, und ein an diesen, von dem alten Herzoge, seinem Vater, gerichtetes Schreiben, worin dieser nicht nur seine völlige Zufriedenheit mit der Wahl und Bewerbung seines Sohnes um die Hand der Tochter des Herrn von Blancheville aussprach, sondern auch hinzufügte, daß er mit dem nächsten Kourier nebst dem in gesetzmäßiger Form abgefaßten Einwilligungsschreiben zugleich auch die Urkunden in Bezug auf die Uebergabe der Güter, welche künftighin das Besitzthum Don Alphonso's bilden würden, und wovon in diesem Briefe ein vorläufiges Verzeichniß beigefügt sey, übersenden werde.

Die Kenntnißnahme von diesem Briefe gewährte den bedrückten Gemüthern der Familie Blancheville eine große Erleichterung; nichtsdestoweniger empfand Herr von Blancheville ein lebhaftes Mißbehagen darüber, daß der alte Herzog ihn keines direkt an ihn gerichteten Schreibens gewürdigt habe.

Diese neue Wolke wurde indeß durch das Anlangen eines prächtigen Hochzeitsgeschenkes für Sophie theilweise zerstreut. Vollständige Anzüge von Spitzen aus Alençon und England, andere von den schönsten Blonden, die reichsten gold- und silber-durchwirkten Stoffe bildeten den Inhalt des Hochzeitkörbchens, besonders aber trug ein wahrhaft fürstlicher Brillantschmuck vom reinsten Wasser dazu bei, der alten Präsidentin völlig den Kopf zu verdrehen. Sie hat wohl Recht gehabt, zu behaupten, daß an einem Tage, wie der heutige, sie nicht krank sein könne, verjüngte sie doch der Anblick so herrlicher Sachen fast um zwanzig Jahre! Sie feierte den stolzesten Triumph.

Kaum war der Tag hinreichend, alle Zurüstungen zum Feste und die Sorgen für die Toiletten zu beenden. Man war zu sehr beschäftigt, um Zeit zum ruhigen Nachdenken zu haben, und so kam denn die zur Verlobungsfeier bestimmte Stunde heran, ohne daß man sich dessen versehen hätte.

In den ungeheuren, von Glanz und Schimmer strahlenden Prunkgemächern des Hotel Blancheville wogte eine zahlreiche Gesellschaft. Die Herren, in Anzügen von Sammt oder Seide, auf denen große, rautenförmig geschnittene Knöpfe von Stahl, Email, Rubinen oder Diamanten erglänzten, wandelten, um die Zeit hinzubringen, in steifer Haltung, den Degen an der Seite, und die von weißen Seidenstrümpfen eng umschlossenen Beine mit gesuchter Grazie vor sich hinstreckend, auf und nieder. Hier warfen sich Einige zu Lobrednern der vom Hofe zu Versailles befolgten Politik auf, während Andere den herbsten Tadel derselben laut werden ließen; Jene dort zollten der Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich den größten Beifall, während Diese hier die Folgen derselben beklagten, und nur eine Quelle unsäglichen Unglücks darin zu erblicken vermochten. Die Frauen, wohl frisirt und gepudert, das Gesicht mit Schminke und Schönpflästerchen bedeckt, trugen selbstgefällig den reichen Falbelnbesatz ihrer offenstehenden Oberkleider, wie der kostbaren Unterkleider zur Schau, wobei sie mit den Fächern spielten und sich in ihren Reifröcken hin- und herwiegten. Die jungen Mädchen, so fest in ihre Schnürleiber eingepreßt, daß sie kaum zu athmen vermochten, zupften gesenkten Blickes und in steifer Haltung an der Bandschleife ihres Leibgürtels à la Guimard, ungeduldig des Eintritts der Braut harrend, damit sie doch endlich einen Gegenstand hätten, den sie anzuschauen wagen dürften.

Herr und Frau von Blancheville, nebst Madame Elise, genöthigt, die Honneurs in einer Gesellschaft zu machen, die sich zu einer Handlung versammelt hatte, gegen welche sich ihr Verstand, wie ihr Herz gleichzeitig, wenn auch im Stillen auflehnten, entledigten sich ihres Amtes mit jener kalten Freundlichkeit, die gewöhnlich bei der Ausübung solcher peinlichen, uns durch eine Art moralischen Zwanges auferlegten Pflichten zur Anwendung kommt. Ihr verstörtes Aussehen war schon von mehreren Personen bemerkt worden, als die Präsidentin, strahlend von Freude und Hochmuth, in der Gesellschaft erschien. Sie hatte es sich vorbehalten, die junge Braut der Versammlung vorzustellen, und hielt demnach Sophie an der Hand. Diese, mehr vor Schüchternheit als Freude erröthend, ließ sich wie eine hübsche Puppe im Kreise umherführen, betäubt von dem Glück, das ihrer harrte, von dem Brillantschmucke, mit dem sie geziert war, und den Komplimenten, mit denen man sie überhäufte. Man verheirathete sie! Aber ach! der Willen und das Herz des armen Kindes zählten dabei für Nichts.

Nur noch zwei zur Gesellschaft gehörige Personen fehlten: der Notar und — der Bräutigam.

Es verstrich eine Stunde. Da es uns zu schwer fallen würde, die Gedanken, welche jedes einzelne Mitglied der Familie von Blancheville bewegten, genau zu analysiren, so überlassen wir es den mit der Sachlage vertrauten Lesern, sich dieselben bestmöglichst auszumalen. Nur wollen wir nicht verschweigen, daß der Neid, der sich stets an die Glücklichen dieser Erde zu heften pflegt, den Gästen tausend boshafte Vermuthungen einflüsterte, welche die Runde hinter den Fächern machten, deren beständiges Bewegen ein monotones Geräusch verursachte, das sich mit dem von ihm begünstigten Zischeln zu einem harmonischen Ganzen einte.

„Seine Hoheit, Don Alphonso Gonzalo, Herzog von Almaveda y Pergoras!" rief ein Lakai, geräuschvoll die beiden Flügelthüren des Saales öffnend... „Herr Notar Lerond!" setzte er nach einer Pause leiser hinzu.

Es wäre wohl unnütz, besonders bemerken zu wollen, daß die Präsidentin dem Diener die nöthigen Anweisungen gegeben hatte.

Alle Welt erhob sich, und während einer Viertelstunde entstand ein förmliches Kreuzfeuer von Vorstellungen, Begrüßungen, Ver-

Digitized by Google

beugungen, Glückwünschungen, und von und nach allen Seiten gewechselten Blicken.

Was den Notar, Herrn Lerond, betrifft, so kümmerte sich Niemand um ihn, außer Herrn von Blancheville, der ihm bewillkommend die Hand drückte und zugleich einen andern ganz schwarzgekleideten, großen Herrn begrüßte, der, allem Anschein nach, der erste Schreiber des Notars war.

Nach Beendigung aller Grimassen und liebenswürdigen Falschheiten, die man in der guten Gesellschaft Höflichkeiten nennt, nahm Jeder Platz, und man schritt nun zur Lesung des Heirathsvertrages.

Ein ziemlich seltsamer Umstand, dem indeß Madame Elise allein Aufmerksamkeit schenkte, war es, daß der Notar sich selbst der Mühe unterzog, die Heirathsakte zu lesen, anstatt dies Geschäft, wie üblich, seinem Gehülfen zu überlassen. Noch mehr aber wurde die gute Tante Sophiens in Verwirrung gesetzt, als der nunmehr ganz überflüssige, der Gesellschaft vielleicht überlästige Mensch an der Ecke des Tisches, in einer gewissen Entfernung von dem Notar, Platz nahm, mit seltsamen Blicken den Bräutigam musterte, dann ein Papier aus der Tasche zog, das er hinter seinem dreieckigen Hute halb verborgen hielt, und so lange die Lesung des Kontrakts währte, unabläßig seine Blicke bald von dem Papiere auf den jungen Herzog, bald wieder von diesem auf das Papier gleiten ließ. Madame Elise, welcher auch nicht eine Bewegung des Mannes entging, erwartete voll Aengstlichkeit das Ende seines wunderlichen Benehmens.

Die Lesung war zu Ende. Der Herzog von Almaveda beeilte sich, den Vertrag zu unterzeichnen und Sophien die Feder zu überreichen, als der Unbekannte sich plötzlich erhob, und mit ruhigem, aber gebieterischem Tone sagte:

„Einen Augenblick!"

Die Ueberraschung der Gesellschaft war außerordentlich; der armen Verlobten sank die Feder aus den Händen; Alle harrten in zweifelnder Erwartung. Der Fremde benutzte diesen Moment, um rasch nach einem Fenster zu eilen. Er öffnete es geräuschvoll und rief aus Leibeskräften:

„Heran zu mir!"

„Welche Frechheit!" rief die Präsidentin aus, die der Zorn zu ersticken drohte.

„Was bedeutet das?" sagte Herr von Blancheville, sich dem schwarzgekleideten Mann nähernd, der den Aufruhr veranlaßt.

„Mein Kind!" flüsterte Frau von Blancheville, Sophie bewegt an ihr Herz drückend.

„O mein Gott! Was wird geschehen?" seufzte Madame Elise.

Bei diesem gleichzeitigen Ausrufen hatten sich die Anwesenden wie ein Mann erhoben. Alle Blicke waren auf den Fremden gerichtet; in den einen las man ängstliche Furcht, in den andern malte sich lebhafte Neugier, noch andere endlich ließen eine boshafte Freude durchschimmern; aber alle schienen mit Madame Elise fragen zu wollen: „Was wird geschehen?"

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Die Saalthüren öffneten sich im Namen des Königs; ein Gerichtsbote, mit dem Amtsstabe in der Hand, von sechs Häschern gefolgt, trat ein und fragte:

„Wer ist hier der Herzog von Almaveda?"

Der Unbekannte bezeichnete diesen durch eine Bewegung dem Huissier, der, seinen Stab auf die Schultern des Herzogs legend, zu diesem sagte:

„Im Namen des Königs und des Gesetzes! Karl Lamberti, Sie sind mein Gefangener; folgen Sie mir!"

Der junge Mann wollte sich mit Kühnheit durchhelfen und Widerstand leisten. Er zog den Degen und rief seine Leute mit lauter Stimme zu seiner Vertheidigung herbei; allein diese waren schon entwaffnet und in der Gewalt der Häscher.

Vergebens suchte sich der sogenannte Herzog zur Wehre zu setzen; er unterlag der Uebermacht, wurde entwaffnet und, von kräftigen Armen gehalten, mitten durch die Menge fortgeführt.

Im Begriff, die Schwelle zu überschreiten, sahen die Beamten der Polizei sich durch ein Hinderniß aufgehalten: es war der leblose Körper der Madame Elise, die Niemand in dem allgemeinen Tumulte zu Boden sinken gesehen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Blaumantel zu Paris.

(Von F. C — s.)

On reconnait en France le petit manteau bleu.

Die Pariser Geheimnisse des menschenfreundlichen Eugen Sue haben für mich, außer dem humanen Interesse, das dem merkwürdigen Buche seinen europäischen Ruf und dem Verfasser Reichthum und Ehre erworben hat, noch ein persönliches gehabt, das mir zuweilen über die gedehnten, um nicht zu sagen langweiligen, Passagen hinweghalf. Es versetzte mich, wie tausend Andere, auf's lebhafteste in die schöne Zeit meines Aufenthaltes zu Paris im Winter von 1839 auf 40. Alle weltberühmten Straßen, Gebäude, öffentlichen Plätze, welche Sue zum Schauplatze seines Romans gemacht und ihnen demgemäß noch eine Berühmtheit höherer Art verliehen hat, wurden mir damals bekannt. Ich erfuhr und fühlte die große Wahrheit der Worte Ludwig Börne's: „Paris ist ein Buch, und in seinen Straßen wandern, heißt darin lesen." Die Abende verbrachte ich in fröhlicher Gesellschaft bei einem Weinwirthe in der „Grande rue la Chapelle St. Denis". Wie entfernt von dem Centrum der Stadt auch diese vor den Barrièren gelegene fröhliche Weinschenke war, so war doch der Wechsel der Anschauungen, die sich hier in einem halben Jahre darboten, unermeßlich, und die Possenreißer, die Mouchard's in verkapptem Aufzuge, die Kartenschläger, die Flaneurs und Wahrsager, die Flöten- und Harfenspieler gaben stets Veranlassung zu Scherz und geselligem Frohsinn, dessen eigentliche Heimath das schöne Frankreich ist und auch unter allen Stürmen der Jahrhunderte war und bleiben wird. Hier wurde mir der große Unterschied des deutschen und französischen Volksliedes sehr klar, und wenn in unseren Gesängen unstreitig der poetische Werth höher ist, so ist in den französischen die Tendenz vorherrschend, dermaßen, daß sie in den meisten Fällen nur gesungene Prosa sind. Indeß haben sie nicht immer den Kriegsruhm und die Grisetten zum Gegenstand, sondern auch edle Thaten und die stillen Verdienste ächter Bürger. Wo die Zeitungen nicht hinreichen, da finden diese Lieder, von Harfenmädchen gesungen und durch Colporteurs im Druck verbreitet, erwünschten Eingang. — In jenem Winter war das Lied vom „kleinen Blaumantel" recht im Schwung und fast jeden Tag wurde es als ein Favoritstück mehrmals wiederholt, so daß mir vom often Hören folgende Strophe im Gedächtnisse blieb:

Lorsque l'hiver par ses frimas
Engourdit la nature,
Les malheureux sur ses grabats
Manquent de nourriture,
On voit un homme obligeant
Leur partager son argent
Au pauvre sans pain, sans feu,
On reconnait en France le petit manteau bleu.

Für den deutschen Leser möge folgende Uebersetzung genügen: Wenn in der rauhen Winterzeit die Natur erstarret ist und die Armen bittern Mangel leiden, so siehet man einen Biedermann den Armen ohne Brot und Feuer sein Geld austheilen, und man verehrt in Frankreich den kleinen Blaumantel.

Man weiß, daß zuweilen ächte Menschenfreunde die seltsame Eigenheit besitzen, sich auffallend zu kleiden, ohne daß die Eitelkeit

Digitized by Google

dazu Veranlassung gäbe. Es ist häufig eine Grille, welche zu unbedeutend ist, um nicht entschuldigt zu werden. So kam es, daß Herr Champion in ganz Paris nur unter dem Namen des kleinen Blaumantels bekannt und als solcher geliebt, geachtet und besungen wurde. Auf dem Markte der Unschuldigen, auf dem Pont neuf und andern Plätzen, wo es nicht immer menschenfreundlich hergegangen, übt er seine Werke der Menschenliebe, indem er an arme Handwerker Brot und Suppen reichlich vertheilt und auch mit freigebiger Hand kleine Almosen an viele Bedrängte spendet. Mir wurde die seltene Freude zu Theil, diesen Ehrenmann häufig zu sehen und endlich mit ihm befreundet zu werden. So erfuhr ich denn aus seinem eigenen Munde, daß er sehr arm gewesen und in früher Jugend auf Abenteuer nach Westindien ausgegangen sey; dort habe er auf Guadeloupe Handel getrieben und sein Vermögen erworben, das er jetzt, da er selbst sehr einfach lebt, seinen ärmeren Mitmenschen zu gute kommen läßt. Die Gespräche der Commis des Notar Ferrand in den „Geheimnissen", welche seiner erwähnen, indem sie scherzend ihren verhaßten Principal mit ihm vergleichen, riefen diese Erinnerungen in mir wach und veranlaßten mich, dieselben Ihrem Blatte anzuvertrauen. Indem ich somit das Andenken an einen ächten Menschenfreund aus einem anderen Volke erneuere und ergänze, kann ich diese flüchtigen Worte nicht schließen, ohne dem geneigten Leser ein „Gehe hin und thue desgleichen" zuzurufen.

Der Frack und der Rock.

Bekanntlich hat sich in der neuesten Zeit eine entschiedene Tendenz des Fracks, zum Rock zu werden, herausgestellt, während er sich früher durch immer schärfere Zuspitzung seinem Ideal anzunähern suchte. Dieses Zugeständniß, das der Frack dem Rocke zu machen nothwendig findet, ist ein sicheres Zeichen, daß die Zeit seiner unbedingten Herrschaft, die Zeit, wo man mit dem Frack das Selbstbewußtseyn, zur anständigen Gesellschaft zu gehören, anzog, vorüber ist. Zwischen Frack und Rock ist ein Kampf eingetreten, dessen Entscheidung man vergeblich durch allerhand Vermittelungen zu verzögern suchen wird; es gibt hier keine „höhere Einheit", keine „Vermittelung der Gegensätze", es gibt nur ein Entweder — oder, es ist ein Kampf auf Leben und Tod. Der Hintergrund dieses Kampfes liegt in dem Gegensatze, der unsere ganze Zeit bewegt, und es stellt sich hier heraus, daß kein Lebenskreis sich dem Geiste der Zeit und der Bewegung desselben ganz zu verschließen vermag. Denn mag man noch so viele Vorsichtsmaßregeln treffen, die „gemüthliche Geselligkeit" nicht durch politische und religiöse Erörterungen stören zu lassen, mag man noch so glücklich seyn in dem Gefühl, die freundliche Herablassung hoher Personen durch einen unendlich zufriedenen und loyalen Sinn zu verdienen: der Gegensatz, der einmal in der Zeit liegt, macht sich doch geltend und bricht, wenn er keine andere Form gewinnen kann, als der Kampf zwischen Frack und Rock hervor.

Der Frack ist, wie der Zopf, ein Gewächs der Zopfzeit, und es war eine entschiedene Inconsequenz, den Zopf abzuschneiden und den Frack stehen zu lassen. Frack und Zopf gehören zusammen, und wie der letztere, ein Gradmesser der Würde und bürgerlichen Stellung, jede Bewegung des Hauptes, das Neigen, Nicken, Schütteln und Zurückwerfen desselben zugleich mäßigte und markirte, so ist der Frack dazu bestimmt, ein Gradmesser für die Biegungen des Leibes, also für die verschiedenen Verbeugungen zu seyn und diese hervorzuheben. Das Eigenthümliche der Zopfzeit ist die Unnatur und Förmlichkeit; sie fand eine eigene Befriedigung darin, die Natur zu verschnörkeln und ihr den Stempel der Willkür aufzudrücken, wie sie im Gebiete der Geselligkeit die unmittelbare, lebendige Berührung und Reibung der Persönlichkeit aufhob, und die Einzelnen mit abgemessenen, gleich zierlichen wie willkürlichen Formen gleichsam gegen einander verschanzte. Diesen Charakter der Unnatur und Förmlichkeit nahm auch die Kleidung an; auch sie mußte dazu dienen, den wahren Menschen zu verbergen und ihm in Gestalt und Bewegung eine gewisse Abgemessenheit, eine verkünstelt-zierliche Steifheit zu geben. Diese Kleidung mußte beständig daran erinnern, daß nicht ein Mensch dem andern, sondern daß man sich als Beamter von höherem oder niederem Range, als dem oder jenem Stande Angehöriger gegenüberstehe. Die äußere Stellung war aber eine auch äußerlich gegebene, eine von oben her gesetzte, willkürlich bestimmte: der innere und äußere Mensch stand in keiner Coerespondenz.

Es kam eine neue Zeit, welche die bloß innerliche Freiheit verwirklichen und äußerlich darstellen wollte, deren Losungswort Natur und Wahrheit war. Diese Tendenz der Zeit brach in der französischen Revolution gewaltsam den Widerstand der alten Formen, und diese französische Revolution ist es auch gewesen, die für die steifzierliche Kleidung des vergangenen Jahrhunderts einfache und natürliche Moden einführte. In Deutschland waren es die Philanthropinisten, die den Geist der Aufklärung im Gebiete der Erziehung geltend machten, die für eine naturgemäßere Kleidung besonders wirkten. Wie aber die Franzosen überhaupt es waren, die uns von der Franzoserei befreiten, — denn in Frankreich hatte das der Zopfzeit eigenthümliche Wesen seine vorzüglichste Ausbildung und bei uns hauptsächlich Nachahmung gefunden, — so trug die Reaction der deutschen Volksthümlichkeit gegen die revolutionäre Despotie wesentlich dazu bei, dem Streben nach naturgemäßeren Formen in Umgang und Kleidung Geltung zu verschaffen. Die Deutschthümler führten den deutschen Rock ein, der freilich bald hier und da für polizeiwidrig gelten mußte. — Daß jetzt das Militär mit Einführung des Rockes voraufgeht, wird den Sieg desselben bald entscheiden; denn der Kampf wird hierdurch leicht zum Privilegienstreit, und ein solcher vermag selbst Die aufzuregen und zu interessiren, welche die wichtigsten Zeitereignisse theilnahmlos an sich vorübergehen lassen. (Allg. Anz. d. Deutsch.)

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, im August.) Unsere älteren (meistens dem Gewerbestande angehörigen) Turner haben dem Turnen in neuester Zeit eine sehr praktische Uebung beigefügt: die Einübung zur Hülfeleistung bei Feuersbrünsten. Sie benützen zu ihren Uebungen eine Feuerspritze des Spitals, haben Strickleitern ꝛc. angeschafft und üben sich im Spitalhofe, wo sie ihre Feuerspritze selbst herbeiziehen, in Handhabung derselben, Erklettern hoher Stellen auf Strickleitern ꝛc.

Einem Gerichtspräsidenten in Frankreich wurde die Bemerkung gemacht: er möge die Entscheidung eines Prozesses verschieben, weil dadurch dem Ministerium ein wichtiger Dienst geleistet werde. — „Wir sprechen hier Urtheile", erwiederte der brave Mann, „aber wir leisten keine Dienste."

Frankfurter Theater.

Vollendete und wahre Kunstwerke bewähren sich dadurch, daß sie immer mehr an Reiz und Schönheit gewinnen, je öfter man sie bewundert und bewundert. So auch Mozart's „Don Juan", diese herrlichste aller Opern, welche Liebliches und Erhabenes, Heiteres und Ernstes, Klassisches und Romantisches in sich vereinigt und jeder Empfindung eine Sprache, jedem Gedanken einen Ausdruck verleiht. Die bekannte Vorliebe der hiesigen Musikfreunde für Mozart's Meisterwerk und das Gastspiel des Hrn. und der Mad. Steinmüller (Don Juan und Donna

Digitized by Google

Anna) hatten das Schauspielhaus in allen Räumen so überfüllt, wie wir es seit Monaten nicht gesehen und so, daß Viele an der Kasse abgewiesen werden mußten. He. Steinmüller ist nicht nur ein ausgezeichneter Don Juan, sondern sang auch den Part auf eine Weise, welche die von uns bereits gerühmte gediegene Kunstbildung nicht verkennen ließ. Die Präcision und Klarheit, Festigkeit und Abrundung seines Gesanges konnten dem Musikkenner nur Vergnügen bereiten und sind unserer Anerkennung in vollem Maße würdig. Was dagegen die dramatische Belebung von Gesang und Spiel betrifft, so war diese strengeren Anforderungen nicht ganz entsprechend. Hrn. S's. Stimme ist zwar schön und klangvoll, doch erschien sie uns heute nicht durchgreifend genug, um in der hier nöthigen Tonfülle und Kraft ausströmen und wirken zu können und so vermißten wir jene leidenschaftliche Gluth und jenes eigentlich romantische Element, die den Charakter des Don Juan bedingen. Eben so waren in Spiel und Darstellung des Gastes zuviel Zurückhaltung und Gemessenheit, um uns das feurige Temperament eines Don Juan zu veranschaulichen. In den ruhigeren Momenten, wie z. B. im Duett mit Zerlinen (Gib mir die Hand) und beim Ständchen (Laß dich am Fenster sehen) u. a. sang der Gast ausgezeichnet schön und mußte Mehreres wiederholen. Beifall und Hervorrufung wurden dem Gaste von Seiten des Publikums gespendet und seinem ferneren Auftreten sieht man mit Vergnügen entgegen, indem Sänger von so tüchtiger musikalischer Bildung gegenwärtig selten sind.

Mad. Steinmüller (Donna Anna) ist für den italienischen Gesang wohl mehr geeignet, als für den getragenen deutschen und wirkt in jenem, wo es Coloratur und liebliche Verzierung gilt, glänzender als in diesem und namentlich in der Rolle einer Donna Anna, die einen imposanten Stimmenfond und einfache Kraft und Fülle erfordert. Von Seiten des Publikums erhielt auch Mad. St. wiederholte Zeichen des Beifalls. Es hat jeder Künstler seine ihm eigenthümliche Sphäre, in welcher er sich mit entschiedenem Erfolge bewegt und diese anzudeuten, ist die Aufgabe unpaeteiischer Referate. W.

Korrespondenz.

Köln, 10. August.

Der königl. hochlöbl. Assisenhof zu Köln hat am 6. Aug. den zu Mülheim a. Rh. wohnenden Kaufmann Hrn. Gossi einstimmig des ihm zur Last gelegten Verbrechens, sein daselbst am Rheine belegenes Waarenlagee angezündet, eventualiter von dieser Anzündung Mitwissenschaft gehabt zu haben, gänzlich und einstimmig für unschuldig erklärt. Unter einer großen Anzahl während zweien Tagen abgehörtre Zeugen hat denselben auch kein einziger Zeuge belastet, so daß der Angeklagte selbst, welcher sich mit der höchsten Seelenruhe, Anstand und Scharfsinn vertheidiget hat, auf die fernere Vernehmung mehrerer Schutzzeugen verzichtete, so wie er selbst vielen Zeugen auf die würdigste und klarste Weise ihre Zeugnisse zu ergänzen und faßlich zu machen sich bestrebte, um in das Gewebe der Geschichte reines Licht fließen zu lassen. — Wenn das öffentliche Ministerium selbst die Sache eines Angeklagten in Schutz nimmt; wenn der Hr. Präsident in seinem Resumé den Angeklagten in Schutz zu nehmen als eine heilige Verpflichtung sich bewogen fühlt, indem derselbe sagte: meine Herren Geschwornen, wenn wir den Zeugen, über deren Charakter uns nur ehrenhafte Auskunft geworden ist, und welche wir sonach als ehrenhafte Zeugen halten müssen, Glauben schenken können, so ist es nicht möglich, daß der Angeklagte das ihm zu Last gelegte Verbrechen begangen haben kann. Mehrere der Herren Geschwornen, welche meistens betagte Männer, unter welchen selbst Männer aus dem Justizfache waren, haben sich während der Prozedur der Sache des Hrn. Gossi anzunehmen gedrungen gefühlt, indem derselben vielleicht schon vorab im Laufe der Zeugenvernehmung seine Unschuld erkannt haben mögen. Solche Zeichen sind es, welche es vermögen, einen so hart betroffenen, schuldlosen, thätigen und intelligenten Kaufmann mit neuem Muthe zu beleben; solche Zeichen, sagen wir, sind es, welche es vermögen, den Mann wieder in das Leben unter Ehrenmänner einzuführen, und ihn neben dem allgemeinen Bedauern des erlebten Geschickes, mit erneuter Liebe seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft einzunehmen, und ferner ehrenvoll zu erkämpfen und zu behaupten. Gehaltreich und überzeugend war die ungeschminkte Darstellung der wahrheitsvollen Rede seines Rechtsbeistandes, des Hrn. Justizrath Dr. Holthoff, wie dies auch nicht anders zu erwarten wae, da dessen hohes Talent in den schwierigsten Fällen bereits so viele Triumphe zu feiern hatte; nicht manches Auge blieb ohne Thräne; und als endlich die einstimmige Anerkennung der Unschuld durch den Vorsitzenden der Herren Geschwornen verkündigt wurde, da wollte der Jubel kein Ende nehmen, bis der Hr. Präsident die Versammlung um Stille ersuchte. Wir, die wir die Scene des Wiedersehens bei seiner treuen, liebenden Gattin und Kindern erlebten, würden uns vergebens bemühen, unser ganzes Leben hindurch diesen Act des Schmerzes und der Wonne, diesen Austausch der heiligsten Gefühle aus unserem Gedächtnisse zu verwischen; es grub sich dieser Augenblick mit ewig unauslöschlichen Zügen in die Seele Aller, welche Thränen der Freude mit ihm vergossen. Wir kennen keinen Fall, welcher eine so ungetheilte, freudige Theilnahme in der ganzen Stadt hervorgerufen hätte, wo Jeder sich beeilte, dem Freunde die frohe Kunde mitzutheilen; wir kennen keinen Fall, wo ein Mann aus solcher schrecklichen Lage so glänzend gerechtfertigt zu uns zurückkehrte, weßhalb er denn auch von allen seinen früherrn Freunden mit so offener Liebe wieder empfangen worden ist; selbst die Leute der arbeitenden Klasse haben ihn, wo er sich sehen ließ, mit Jubel und Vivats begrüßt. Es ist bekannt, wie nach der Entfernung des Hrn. Gossi von seinen verzweigtrn Geschäften, welche ohne seine Uebersicht Niemand fortführen konnte, das königliche Handelsgericht in Köln, in Anbetracht dessen, daß er von seinen Geschäften entfernt war, und auf den Grund, daß sich mehrere Häuser als Gläubiger auswiesen; zur Sicherung der Activa für die sämmtlichen Gläubiger den Zustand des Fallimentś decretirte, und der provisorische Agent des Fallimentś, Ditges, Siegel anlegen ließ, von welchem als definitiver Syndik der Kaufmann Hr. H. Weynen die Sache übernahm, und ein Inventar errichtete, welches außer der versicherten Summe für das größtentheils vernichtete Waarenlager von circa 15,000 Thlr. bei der wie immer doch sehr geringen Abschätzung einen Ueberschuß von mehreren Tausend Thalern nachweist, und wodurch es sich doch wohl als zu klar herausstellte, daß nur das ihn betroffene Geschick, die gewaltsame Entfernung von seinem lebhaften, im besten Fortgange befindlichen Geschäfte diesen Zustand allein hervorgerufen hat. Wir sind übrigens auf diese flüchtige Darstellung des Verhältnisses nur deßhalb eingegangen, um bei dieser Gelegenheit eines Mannes, des Kaufmanns Hen. H. Weynen, als eines aller Hochschätzung werthen, gefühlvollen und theilnehmenden Mannes zu gedenken, welcher edlen Sinn genug hat, seinem um die Sache des Hrn. Gossi und seinen Angehörigen verdienten Lohn in dem hohen Bewußtseyn ausgeübter Menschenliebe zu finden. Dem Hrn. H. Gossi selbst wünschen wir nur, daß seine früherrn Herren Geschäftsfreunde baldmöglichst seine allerwärts anerkannte Thätigkeit, und seine allumfassende Umsicht und Routine in fast allen kaufmännischen Operationrn in lebhaften Anspruch nehmen möchten; damit derselbe auch von dieser Seite den unberechenbaren und unersetzlichen Verlust einigermaßen wieder ausgleichen und seine Geschäfte auf den frühern Standpunkt bringen könne.

Mainz, 18. August.

Wie man vernimmt, so wird die königliche Dampf-Yacht, mit der die Königin Victoria hier angekommen ist, hier bis zu Höchstihrer Rückkehe verweilen und sie den Rhein hinab und dann zu See nach England bringen. Dieses ist das erste Dampffahrzeug mit archimedische Schraube und ohne Schwungeäder, das in dem hiesigen Hafen angelegt hat. Es macht seine Bewegungen mit außerordentlicher Leichtigkeit und ohne bemerkbare Erschütterung; es soll um ein Drittheil schneller gehen, als die übrigen Boote auf dem Rheine. Schon seit seiner Ankunft ist es stets mit Schaulustigen angefüllt; es wird jedoch Niemand hineingelassen, der nicht mit einer Karte versehen ist. — Daß am Abende der Ankunft der Königin die Offiziercorps der hiesigen Garnisonen ihr eine Fackelmusik gebracht haben, wobei die k. k. österreichische und die königl. preuß. Musik abwechselnd spielten, werden Sie schon vernommen haben. Ohngeachtet es an jenem Abende ziemlich kühl war, so blieb Ih. Maj. sehr viel auf dem Balkon des Gasthauses und schien der kunstvollen Aufführung mit Vergnügen zuzuhören. Gestern Nachmittag nach beendigtem Gottesdienste nach anglicanischem Ritus durchfuhr die Königin die Hauptstraßen der Stadt und besah das Gutenbergsmonument. Allenthalben kam ihr die hiesige Bevölkerung mit Ehrfurchtsbezeugungen entgegen.

Mainwasser-Wärme.

Den 19. August, Abends: 12 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 20. August. Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in 5 Abtheil., von Fr. Halm. (Gastrolle) Ingomar: Hr. Breuer, vom Stadttheater zu Bremen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 231. Freitag, den 22. August 1845.

Ein Grand von Spanien.

Dem Französischen frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

V.

Rache! ... Und Gerechtigkeit!

Um Aufschluß zu erhalten, wie Karl Lamberti dazu gelangt war, den Namen des jungen Alphonso von Almaveda zu usurpiren, bitten wir den Leser, uns an demselben Tage in das Arbeitszimmer des Herrn von Sartines, Generallieutenants der Polizei des Königreichs, zu folgen.

Es ist elf Uhr Morgens und der „unermüdliche" Herr von Sartines entsetzlich ermüdet, und eben im Begriff, eine Arbeit zu beenden, die er um fünf Uhr in der Frühe begonnen hatte. Sein Frühstück erwartet ihn seit einer Stunde; er stirbt fast vor Hunger, und doch muß er erst die Berichte einiger seiner vorzüglichsten Agenten anhören, welche er zu diesem Zwecke hatte zu sich bescheiden lassen. Nachdem er auch dieser Pflicht genügt, und den letzten dieser Leute entlassen, entwindet sich ein Seufzer der Befriedigung seiner Brust: endlich wird es ihm möglich seyn, etwas zu essen und sich auszuruhen!

Allein der Herr Polizeiminister täuscht sich gewaltig, wenn er glaubt, daß ein wahrhaft nützlicher und dem Gemeinwohl so ergebener Mann den Anforderungen des Lebens Genüge leisten kann, wann es ihm beliebt, oder daß er sich der Ruhe zu erfreuen vermag, wann er ihrer bedarf; das sind Vorrechte Derjenigen, welche zu Nichts nütze sind.

In dem Augenblicke, wo Herr von Sartines sein Kabinet verlassen will, wird ihm gemeldet, daß ein alter Herr sich eingefunden und um eine Audienz bitte, und daß seit den zwei Stunden, wo er in der Kanzlei erschienen, der Alte, ungeachtet aller ihm deshalb gemachten Vorstellungen, durchaus nicht von seinem Vorhaben habe ablassen wollen, sondern unter Bitten und Thränen auf seinem Gesuche einer Audienz beharre.

„Er soll sich an meinen Sekretair wenden."

„Man hat es ihm vorgeschlagen; er hat es verweigert."

„So möge er wieder kommen, wann ich öffentliche Audienz ertheile."

„Er bittet dringend um ein Privatgehör, und sagt, daß, wenn er seinen Namen nennen wollte, Sie seinem Wunsche augenblicklich willfahren würden."

„Die Beharrlichkeit des Alten ist wahrlich seltsam!" sagte Herr von Sartines. „Laßt ihn eintreten!"

Der Fremde, welcher sich dem Polizeiminister vorstellte, ist ein Mann von hohem Wuchse; aus seinen edlen und ernsten Zügen spricht der Ausdruck des tiefsten Schmerzes; sein noch kräftiges und blühendes Antlitz läßt höchstens einen Sechziger in ihm vermuthen, obwohl sein Bart und Haupthaar bereits völlig schneeweiß sind.

„Was wünschen Sie, mein Herr?" begann Herr von Sartines, dem Greise einen Sessel anbietend.

„Rache! ..." ruft der Fremde lebhaft aus; dann setzte er voll Würde hinzu: „und Gerechtigkeit!"

„Erklären Sie sich!"

„Sie sehen einen unglücklichen Vater, dessen Sohn auf schändliche Weise ermordet ...."

„Einen Augenblick, mein Herr," sagt Herr von Sartines, den Sprecher unterbrechend, indem er eine Klingelschnur zog. — „Der erste Kanzleisekretair!" ruft er dem die Thüre öffnenden Huissier zu.

Es entstand eine kurze Pause, während die beiden Männer sich forschend beobachteten. Dem Fremden begann die intelligente Physiognomie des Generallieutenants der Polizei Vertrauen einzuflößen; während dieser sich des Gefühls der Ehrerbietung bei'm Anblick des ehrwürdigen Greises nicht erwehren konnte, dessen erhabener Schmerz sich in den beiden Worten: „Rache und Gerechtigkeit!" so unzweideutig kund gegeben hatte.

Der Kanzleisekretair trat ein und nahm am Schreibtische Platz. Herr von Sartines wandte sich zu dem Fremden.

„Machen Sie jetzt gefälligst Ihre Aussage, mein Herr. Ich bin ganz Ohr."

Der Greis preßte sein weißes Haupt in beide Hände, als wolle er seine innere Bewegung bemeistern, und begann in folgenden Worten:

„Ich bin ein Spanier, Herr Generallieutenant, und heiße Rodrigo, Herzog von Almaveda y Pergoras

Herr von Sartines und der Greffier verneigten sich ehrerbietig.

„Was ich Ihnen zu sagen habe, ist schrecklich," fuhr der Herzog fort. „Fünf Personen wurden gemeuchelmordet ... doch, da ich einen Mann mit hierher gebracht habe, dessen Zeugniß meine Aussage bekräftigen wird, so bitte ich, ihn rufen zu lassen; er harrt unten in meinem Wagen."

„Es soll sogleich geschehen. Unterdeß wollen Sie die Güte haben, in Ihren Mittheilungen fortzufahren."

„Ich hatte einen einzigen Sohn. Er wünschte Frankreich kennen zu lernen; weit entfernt davon, mich seinem Wunsch zu widersetzen, versah ich ihn mit allen Mitteln, ihm seinen Aufenthalt daselbst so angenehm als möglich zu machen. Er verließ Madrid in Begleitung meines Leibarztes, eines höchst verdienstvollen Mannes, der mein ganzes Vertrauen besaß, und den ich in jeder Beziehung dem Hofmeister meines Sohnes vorzog. Im Pyrenäenpasse hatte der Wagen, in welchem sich mein Sohn befand, einen Vorsprung von vielleicht einer halben Stunde vor dem des Gefolges, da dieser durch den Sturz eines Pferdes am Weiterkommen auf kurze Zeit gehindert worden war. Als dieser letztere nun in einen tiefen Hohlweg gelangte, welchen der Wagen meines Sohnes bereits passirt hatte .... fünf Leichname lagen auf dem Wege ....

Digitized by Google

Mein Sohn .... mein armer Sohn! ... Verzeihung .... es sind die Thränen eines verzweiflungsvollen Vaters ..."

„Fassen Sie Muth, gnädigster Herr; erzählen Sie weiter ..."

„Nein, nein .... ich vermag es nicht! ... Tritt näher, Pedrillo, beende Du die schreckliche Erzählung," sagte tief erschüttert der Herzog zu dem alten Diener, welcher unterdeß eingetreten war.

(Fortsetzung folgt.)

Biographische Notizen über den Luzerner Rathsherrn Leu von Ebersol.

Die hier folgenden Notizen über das Leben des zu einer unglücklichen Berühmtheit gelangten Leu von Ebersol dürften Ihnen vielleicht nicht unwillkommen seyn. Sie enthalten manches psychologisch Merkwürdige und erklären hinreichend sowohl die unheilvolle Bahn, in welche der Verirrte gerathen ist, als auch dessen tragisches Ende.

Joseph Leu wurde im Jahre 1800 geboren. Seine Eltern waren wohlhabend, ließen aber ihrem Sohne keine bessere Erziehung geben, als die damals höchst miserablen Landschulen boten. Dürftig Lesen und Schreiben und etwas Rechnen, dabei eine Masse von unverständlichem Kirchenstoff war die ganze Summe von Kenntnissen, die er sich in der Schule in Hochdorf erwarb. In diesem Ober-Amt hatte von jeher die ultramontane Geistlichkeit einen großen Einfluß; auch Leu's Eltern standen in dieser geistigen Abhängigkeit und der Sohn kam natürlich bald in dieselben Fesseln. Die ultramontane Reaction, die nach der Restauration (1814) eintrat, verfolgte unter andern finstern Richtungen vorzüglich auch die Förderung des Aber- und Wunderglaubens im Volk. Auch der junge Leu wurde in diesen Zauberkreis gezogen durch folgenden Vorfall, der zweifelsohne für sein ganzes Leben entscheidend wurde. Ein gewisser Betrüger, Nikolaus Wolf, hatte von dem Generalvikar der Baseler Diöcese, Göldlin von Tiefenau, die förmliche Erlaubniß erhalten, Wunderkuren zu verrichten und namentlich den Teufel auszutreiben (veni-m exoreitandi). So unglaublich dies von einem so hochgestellten Prälaten scheint, so buchstäblich wahr ist es. Man sehe darüber Dr. Ludwig Snell's pragmatische Geschichte der neuern kirchlichen Veränderungen in der katholischen Schweiz. An diesen Gaukler wendeten sich Leu's Eltern in einer schwierigen Krankheit ihrer Tochter. Wolf heilte, mit Hülfe eines Arztes, der ebenfalls ein serviles Pfaffeninstrument war, glücklich die Besessene, und nun wurde Leu's Geistesrichtung entschieden, da er seine Schwester ungemein liebte und zu wenig gebildet war, den Betrug zu durchschauen. Er war damals zwanzig Jahre alt. Von da an wurde er ein blindes Werkzeug der ultramontanen Faction, das ihr um so schätzbarer wurde, als Leu's Eltern vermögend waren und er selbst das väterliche Gut durch Fleiß, Thätigkeit und eine gewisse Schlauheit im Vieh- und Kornhandel noch sehr vermehrte. Jene Faction war mit dem aristokratischen Regiment von 1814 bis 1830 gänzlich zerfallen, weil dasselbe die Uebergriffe des Klerus in das Staatsgebiet entschieden zurückwies, von der schon mehrmals angeregten Berufung der Jesuiten nichts hören wollte, die alten klugen Maximen der frühern Aristokratie (vor 1798) je länger, je consequenter handhabte und gegen das Ende dieser Periode auch an die Verbesserung des Volksschulwesens schritt, was der Ultramontanismus mehr als Alles haßt. Als daher im Jahre 1830 die Bewegung der liberalen Partei in der Schweiz für Verfassungsreformen sich entwickelte, warf sich der römische Klerus mit Hals und Kopf in diese Bewegung hinein, um schon damals zu erreichen, was ihm später gelang, — durch eine demokratische Ochlokratie den Staat in seine Hände zu bekommen. Demgemäß ward Leu von dieser Faction ins Feld geschickt. Er verband sich mit den Liberalen, stellte sich an die Spitze der Bauern, von denen viele durch Verkehr, Geldanleihen, Bürgschaften u. s. w. schon von ihm abhängig waren, und drang auf den Sturz der Regierung durch einen bewaffneten Zug. Der letztere Plan mißlang mit genauer Noth durch die Anstrengungen der Liberalen, die auf dem Wege der Ordnung die Reform der Verfassung bewirken wollten; eben so mißlang die Berufung der Jesuiten, die Leu schon damals vorschlug, woraus die Grundlosigkeit der Behauptung erhellt, daß die Einkehr dieses Ordens in Luzern nur eine Folge der Aufhebung der aargauischen Klöster (1841) sey; endlich mißlang die ganze ochlokratische Wendung, welche Leu der Verfassungsrevision geben wollte. Die Liberalen merkten die schwarze Hand, die im Spiele war; sie errichteten einen gebildeten Repräsentativstaat, in welchem Rom nie Boden gewinnt, und adoptieten nicht blos den Maximen der Aristokratie gegenüber den Klerus, sondern entwickelten sie auch noch folgerechter. Leu's und seiner geistigen Vormünder Projekt war gescheitert. Natürlich bekämpften diese nun mit derselben Todfeindschaft die liberale Regierung, wie früher die aristokratische. Leu ward im Jahre 1831 von seinem Wahlbezirk in den neuen großen Rath gewählt. Ehe er diese Stelle annahm, berieth er sich mit dem Chorherrn Geiger in Luzern — einem fanatischen Römling, den man nur den „römischen Hahn" nannte. Dieser rieth ihm die Annahme und weihte ihn in die Rolle ein, die er im großen Rath zu spielen habe. Von da an stand er stets an der Spitze der pfäffischen Opposition, handelte aber nie nach eigenen Ansichten, sondern immer nach den Instruktionen, die er von dem ultramontanen Klerus erhielt. In allen Dingen, die nicht das alltägliche Leben betrafen, war er entsetzlich unwissend. So behauptete er z. B., als die Badener Konferenzartikel (Rechte des Staats in Kirchensachen) im großen Rath behandelt wurden, diese gottlosen Eingriffe in die Gesetze der heiligen katholischen Kirche hätten die Protestanten erfunden. Als ihm darauf Dr. Cas. Pfyffer bewies, daß diese Staatskirchenrechte lange vor der Reformation von den Regierungen seyen behauptet und ausgeübt worden, entgegnete er, zum allgemeinen Gelächter, man könne nicht wissen, ob nicht schon vor Zwingli Reformirte dagewesen seyen (von den anderen Reformatoren wußte er wenig). Ueber seine geistige Abhängigkeit von dem Klerus kann Einsender Dieses, der ihn, bei einem mehrjährigen Aufenthalt in Luzern, ziemlich gut kennen lernte, Folgendes aus eigener Erfahrung berichten. Bei der Heimreise von den Großrathssitzungen pflegte Leu gewöhnlich in einem Wirthshause vor der Stadt, Namens Lädeli, einzukehren. Dort suchte einst der Verfasser dieser Zeilen nach einer heftigen Großrathsdebatte, worin jener leidenschaftlich gegen die Versündigung an den Rechten der heiligen Kirche deklamirt hatte, absichtlich mit ihm zusammen zu treffen und die Probe zu machen, ob er nicht zu belehren sey. Das erstere gelang, das letztere natürlich nicht. Es wurde ihm mit Berufung auf vollkommen rechtgläubige katholische Schriftsteller bewiesen, daß seine ganze Ansicht von der katholischen Kirche und ihren Rechten nicht einmal römisch-katholisch, geschweige rein katholisch, sondern blos jesuitisch sey. Leu hörte zwar ruhig zu, ließ sich selbst einige Punkte zum besseren Verständniß wiederholen, bemerkte aber beim Schluß dieses Bekehrungsversuches: „Ja, mein lieber Herr! das ist Eure Meinung, nun will ich aber auch Männer von meiner Partei fragen, was die dazu sagen." „Da fragen Sie", wurde ihm entgegnet, „ohne Zweifel die Pfarrer B. u. E., welche Ihnen Ihren ganzen Kirchenglauben in den Kopf getrichtert haben, und die werden natürlich sagen, daß ich ein verfluchter Ketzer sey. Trachten Sie durch sich selbst zu einem eigenen Urtheil zu gelangen und lesen Sie die genannten Schriftsteller." „Gott weiß", war die Antwort, „was das für Ketzer sind. Adieu, guter Herr, lebet wohl!"

Die Opposition, die Leu anführte, war bis 1839 äußerst schwach. Das Luzerner Volk war mit der liberalen Regierung zufrieden und die Jesuitenpartei war nicht im Stande, das allge-

Digitized by Google

meine Vertrauen in diese Regierung zu zerstören; aber das Volk war, wie schon bemerkt, unwissend und ungebildet, und der größte Fehler der Liberalen war, daß sie von 1830 an zu wenig für die Volksschulen gethan hatten. Ganz anders verfuhr in dieser Hinsicht die liberale Partei im Kanton Zürich; durch eine gründliche Reform der Volksschule hatte diese für eine freisinnige Generation gesorgt, welcher unzweifelhaft der Sieg über mögliche Verirrungen der alten Generation zufallen mußte. Die Krise trat ein, als eben in diesem Kanton Zürich im Jahre 1839 Dr. Strauß zum Professor der Dogmatik berufen wurde. Die dort erhobene Verläumdung, die Regierung wolle das Christenthum und „den Glauben der Väter" ausrotten, wurde von der Jesuitenpartei schnell auch gegen die Luzerner Liberalen, die man sammt und sonders „Straußen" nannte, gerichtet und nun war das Vertrauen des Volkes in seine Regierung zerstört. Von nun an wuchs Leu's Einfluß mit jedem Tage. Schon früher hatte er den sogenannten „Betverein" (worin den Gläubigen Glück und Segen und den Ungläubigen und Ketzern Tod und Verderben erbetet wurde) gestiftet und dieser wurde Anfangs der Mittelpunkt der Reaction. Bald darauf (1840) gründete er den „Rußwiler Verein", einen eigentlichen Revolutionsclubb, und trieb eine Petition mit 11,000 Unterschriften zusammen, worin unter Anderem die Berufung der Jesuiten verlangt wurde. Damals äußerte er: er wolle zufrieden sterben, wenn die Jesuiten in den Kanton eingezogen seyen. Seine Liebe zu diesem Orden hatte er auch bei der Errichtung des Jesuitenpensionats in Schwyz, wobei er mit 30,000 fl. betheiligt war, an den Tag gelegt. Die liberale Partei sah ihren Sturz voraus, zumal als mehrere frühere Ultra-Radicalen, wie Siegwart, Bernh. Meier u. a. ihre alten Fahnen verließen und zu Leu übergingen. Die Grundideen, welche Leu zu verwirklichen strebte, waren: Unterordnung des Staates unter die Kirche und daher Ausschluß der Liberalen von allen Staatsämtern, weil sie dieser Ansicht nicht huldigten; oberste Leitung des Staats und der Kirche durch die Jesuiten und allmählige Absonderung der ganzen katholischen Schweiz von den Reformirten (Ketzern) in einen eigenen „katholischen (den alten borromäischen) Bund", natürlich auch unter den Jesuiten. In der That wurden diese abenteuerlichen Ideen durch die neue Verfassung und das aus ihr resultirende Staatsleben im Kanton Luzern realisirt; dennoch arbeitete Leu für ein Phantom, das ihn in eine unheilvolle Bahn führte, die früher oder später mit seinem eigenen Verderben enden mußte.

Seit 1841 war Leu das Factotum im Kanton Luzern. Er hatte stets 60 — 70 Großräthe (von 100) zur Verfügung, die unbedingt mit ihm stimmten; gegen seinen Willen durfte nichts in der Regierung und im Erziehungsrathe beschlossen werden; selbst die Gerichte mußten urtheilen, wie er wollte, und ihre in der Verfassung garantirte Selbstständigkeit war factisch Null; — er selbst aber war ein blindes Werkzeug des jesuitischen Klerus. Allerdings handelte er nach seiner Ueberzeugung, aber diese Ueberzeugung war die eines geistigen Sklaven. Je weiter er durch eine rohe Ochlokratie an der Realisirung seines mittelalterlichen Staatsgespenstes arbeitete, in desto unheilbarern Zwiespalt kam er mit allen Ideen und Lebensverhältnissen der neuen Zeit. Alle gebildeten Elemente und alle Bildungsrichtungen entfernte er aus dem Staatsleben; die ganze liberale Partei verfolgte er; mit der Stadt Luzern zerfiel er gänzlich, er haßte sie; bei der Berufung der Jesuiten beging er eine sechsfache Verfassungsverletzung; mit der Hälfte der Säculargeistlichkeit, die gegen die Jesuiten war, gerieth er in offene Feindschaft; mit seinem „katholischen Bund" verwundete er tief alle eidgenössisch gesinnte Herzen — und das Alles auf Geheiß der Kirche und zum Ruhm der Kirche. Was Wunder, wenn sich endlich in den Beleidigten, Verfolgten, Unterdrückten und Verjagten eine Gegenwirkung erzeugte! Sie mißlang am 8. Dez. (1844), und nun war es Leu, der das barbarische Gesetz gegen die Freischaaren im großen Rath zu Stande brachte, mit Hülfe der jesuitischgesinnten Geistlichen die Bauern zu den bekannten Greuelthaten bei dem Freischaarenzug fanatisiete, und später gegen die gefangenen Luzerner den grausamen Terrorismus zum herrschenden System erhob; — Alles auf Geheiß und im Dienst der Kirche. Allein hier war auch das Ziel seiner Laufbahn. Leu war von Natur nicht grausam, sondern gutmüthig. Der jesuitische Klerus hatte ihn zu diesen Extravaganzen nur durch die Vorspiegelung getrieben, daß dies nothwendige Konsequenzen des heiligen Berufes seyen, den ihm die Kirche übertragen habe. Aber an dem menschlichen Herzen bricht sich in der Regel am ehesten der Irrwahn des Verstandes. Leu sah zahllose Familien seines Kantons in's tiefste Elend gestürzt; Hunderte von Kindern, die ihre todten oder eingekerkerten Väter beweinten, die halbe Bevölkerung im Unglück, sein Vaterland niedergetreten und zerfleischt. Er begann an der Wahrheit der Pfaffencingebungen zu zweifeln und wurde melancholisch. Oefter fiel ihm die Warnung ein, die ihm der selige Staatsrath Krauer, ein Freund seines Vaters, mit den Worten gegeben hatte: „Leu, Du wirst durch Deine Pfafferei noch Dich und Deinen Kanton unglücklich machen!" Schon vor der Wallfahrt nach Sarelen äußerte er, daß er nicht mehr lange leben werde. Auf dieser Wallfahrt erschütterte ein Kapuziner, bei dem er beichtete, sein Gewissen bis in seine innersten Tiefen. Ohne die hinreichende Bildung und Willenskraft, um die dunkele Bahn im Leben zu verlassen, verließ er sie durch einen Tod, über welchen bis jetzt noch ein geheimnißvolles Dunkel schwebt; — ein schreckliches Beispiel der alten Wahrheit, daß thatkräftige Menschen in der Hand der Pfaffen immer das Verderben ihres Vaterlandes werden.

Schmerz und Wein.

Will der Schmerz dich übermannen,
Greif' zum Glas und trinke,
Daß er fliehe rasch von dannen,
Oder grundwärts sinke.

Denn der Wein ist Ueberwinder
Und im Kampfe Sieger,
Flüchtling wird der feige Gegner,
Oder Unterlieger.

Die Schenkin.

Wird die kredenzt von einer schönen Hand
Der Becher, küss' erst mit den rothen Lippen
Von dem, von gold'nem Wein umspülten Rand
Das Mädchen mit dem Himmelsantlitz nippen.

Der Wiederschein bleibt in den Gluthen hangen,
Und wenn beim Trunk' du in die Tiefen spähest,
So ist dir, ob du eine Rose prangen
In heiterm Frühlingssonnenscheine sähest.

Daniel Zöllner.

Mannichfaltigkeiten.

Der „Charivari" berichtet aus Braunschweig: „Auch bei unserm Theater ist unlängst eine höchst interessante Künstlerehe geschlossen worden. Der Tenorist Leber hat die Sängerin Wurst geheirathet. Letztere heißt seitdem Mad. Leber-Wurst, und

Digitized by Google

hat, weil Braunschweig berühmt durch seine Leberwürste ist, einen Ruf nach Leipzig erhalten."

Aus Macassar melden die holländischen Zeitungen, daß am 19. Februar die Frau eines Eingebornen in Patjolle bei Macassar von drei Knaben entbunden wurde, von denen der eine weiß, der andere braun, der dritte schwarz war.

In Schottland fällt dieses Jahr der Lachsfang sehr ergiebig aus, 40 bis 60 Fische auf einen Zug ist nichts seltnes. Unter den Gefangenen befindet sich ein Lachs, der 46 Pfund wog.

Korrespondenz.

Bonn, 16. August.

Da die hohen Gäste des Beethovenfestes bei der Enthüllung der Beethovenbildsäule das Fürstenbergische Haus beehrten, so konnten sie bei der Enthüllung nur den Rücken des großen Tonbildners schauen. Es war daher im Festausschusse die Rede davon gewesen, dem Standbilde wenigstens für den ersten Tag eine andere Richtung zu geben, dasselbe dann später wieder umzudrehen. Dieser Einfall konnte sich jedoch keine weitere Aufnahme verschaffen und so blieb sich dann Beethoven selbst in seinem Standbilde getreu, wie er sich in dem bekannten Briefe an Bettina schildert.

Köln, 16. August.

Die diesjährige Kunstausstellung, die wieder über 300 Nummern von Bildern zählt, bildet eine bunte Menge belgischer, niederländischer, französischer und deutscher Gemälde. Großartige Bilder, wie jene der frühern Ausstellungen, sind dieses Mal keine zu finden, doch immer noch manches Tüchtige. Das Uebergewicht des deutschen Geistes ist dabei unverkennbar. Einige Portraits von de Kayser, Fräul. Baumann und Kretschmer, Landschaften von Gurlitt, Fries, Funke und Lange gehören zu den Perlen der Ausstellung.

† Bad Homburg, 19. August.

Das bisher so anhaltend schlechte Wetter war der Saison der Taunusbäder nicht günstig und so sieht man natürlich mehr Reisewagen aus unsern Mauern fortteilen als kommen und unser Bad bekommt dadurch schon ein etwas herbstliches Aussehen, obgleich noch immer sehr viele Fremde hier sind und namentlich auch viele Engländer, deren Sommerferien nach Schluß des Parlaments erst begonnen, vergangene Woche hier eintrafen. So nennt unsere Kurliste bis auf heute 3600 Kurgäste und dürfte die Zahl bis auf 5000 steigen, wenn nur ein wenig uns die Sonne gewogen wäre und wir einen freundlichen September bekämen. Die Kurgäste sind natürlich jetzt mehr auf die Salons beschränkt und Ball, Konzerte, musikalische Soiréen unseres Orchesters sind sehr belebt. Wir werden in diesem Monate noch zwei oder drei Bälle haben und dann sind die Reunions de danse für diesen Sommer geschlossen. Unser Kurorchester bleibt aber bis zum 1. Oct. hier, wo erst die Sommersaison im Conversationshause zu Ende geht. — Wir dürfen unsere diesjährige Saison mit Recht eine sehr brillante nennen, namentlich waren wir vorzugsweise mit der Elite der Gesellschaft und den erlauchtesten Personen aus den höchsten Fürstengeschlechtern bedacht.

Eschborn, 18. August.

Das dritte Stiftungsfest des hiesigen Gesangvereins, so wie die damit verbundene Vereinigung der benachbarten Sängerbünde, hat am 17. d., begünstigt von einem heitern Himmel, stattgefunden. Gegen 3 Uhr Nachmittags wurde die Feier von den hiesigen Sängern, die unter der umsichtigen Leitung des Hrn. Lehrers P. Webrr stehen, durch einen solennen Zug aus ihrem Uebungslokale auf den so ganz dafür geeigneten Festplatz eröffnet. Die bald darauf ankommenden Nachbarvereine von Bockenheim, Falkenstein, Heddernheim, Niederursel, Rödelheim, Steinbach ꝛc. wurden von den Festordnern auf das herzlichste empfangen, unter einem dreimaligen Lebehoch, in das der ganze Verein einstimmte, auf die für sie bestimmten Plätze eingeführt und darauf durch das von H. Nesb componirte Lied: „Herein, ihr singenden Gäste" in corpore noch einmal begrüßt. Unter der letzten Strophe schlossen sich alle Vereine zu gemeinschaftlichen Gesangsaufführungen an, denen dann die Wettgesänge der einzelnen Vereine folgten. Die Productionen waren zum größten Theil gelungen und man bewunderte die Sicherheit und Deutlichkeit des Ausdrucks, mit welchen die Sänger selbst derjenigen Orte sich bewegten, in denen noch vor kurzem die Gassenhauer vorherrschend waren. Auch an Toasten fehlte es nicht und namentlich erregten zwei, von Hrn. Grr gesprochene, dem deutschen Vaterland und dem Männergesang ausgebrachte, allgemeinen Enthusiasmus. Vor Beendigung des Festes trat der die Wohlthaten des Gesanges erkennende und den hiesigen Verein auf alle Weise begünstigende, ehrwürdige Hr. Pfarrer Stahl in den Kreis der Sänger, aus dem ihn vorher dringende Geschäfte entfernt gehalten, und ermahnte in einer kräftigen Ansprache zur fernern Liebe und Eintracht. Worte, die von Herzen kamen und zu Herzen gingen; sie wurden von den Anwesenden durch ein dreimaliges Lebehoch und durch das Lied: „Holdr Eintracht, wie bist du so schön", von unsern Sängern ausgeführt, erwiedert. — Die Festtheilnehmer, die bisher die Wirthschaftslocale der HH. Müller und Ph. Reges angefüllt hatten, traten nun den Weg nach Hause an. — Als Zeichen der Liebe und Verehrung wurde Hrn. Pfarrer Stahl um 9 Uhr Abends von den hiesigen Sängern ein Ständchen gebracht, womit die Feier des Tages sich endigte.

Berichtigung.

Die Didaskalia vom Dienstag 19. d. M. bringt unter dem Artikel „Mannigfaltigkeiten" folgende Notiz aus andern Blättern: „Der große Meister Beethoven liegt auf dem Kirchhofe in Währing bei Wien begraben, wo sein Leichenstein dem Einsturze nahe ist. Am Tage der Enthüllung seines Monuments in Bonn wurde sein Grab bekränzt, in der Kirche seine Messe aufgeführt und dabei eine Collecte zur Herstellung des Leichensteines veranstaltet." — Ich sehe mich veranlaßt, dieser Anzeige geradezu zu widersprechen und zwar schon aus dem Grunde, weil dadurch die Beethoven-Verehrung der Wiener in ein eben nicht sehr vortheilhaftes Licht gestellt wird. Beethovens Leichenstein in Währing ist nicht nur nicht dem Einsturze nahe, sondern sehr wohl erhalten, und wird von dem mit der Beaufsichtigung Beauftragten mit großer Sorgfalt vor allem Schaden möglichst bewahrt. Aus diesem Grunde kann wohl auch von einer Sammlung zur Reparirung des Grabsteines keine Rede seyn. Daß derselbe am Tage, an welchem das Inaugurationsfest in Bonn stattfand, bekränzt worden, finde ich um so mehr begreiflich, als solche Bekränzungen regelmäßig am Geburts- und Sterbetage alljährlich stattfinden. Ich habe es für Pflicht gehalten, diese Anzeige hiermit zu berichtigen, weil man in Folge der Mozart'schen Grabangelegenheit meinen Landsleuten auch bei andern Gelegenheiten in dieser Beziehung nahe zu treten bemüht ist. Frankfurt, 19. August 1845.

Dr. August Schmidt,
Redactrur der Wiener Allgem. Musikzeitung.

Auflösung des Räthsels in Nro. 228:

Der Mond.

Mainwasser-Wärme.

Den 20. August, Abends: 12 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Wegen des Ausrückens der Stadtwehr bleibt das Theater Donnerstag, 21. August geschlossen.

Freitag, 22. August. Er muß ans Land, Lustspiel in 3 Abth., von W. Friedrich.

Redaktrur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 232. Samstag den 23 August 1845.

Ein Grand von Spanien.

Dem Französischen frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

Auf ein Zeichen des Herrn von Sartines trat Pedrillo näher. „Ich vermag nicht zu sagen," begann dieser, „was in dem Augenblicke, von welchem Seine Hoheit sprach, vorging, da ich damals für todt am Boden niedergestreckt lag; doch hören Sie, was sich vorher ereignete. Als der Wagen in den Engpaß einbog, rief uns ein Bauer zu: „Seyd auf Eurer Hut, Ihr Herren! die Bande des Lamberti Eisenherz ist Euch auf den Fersen!..." Ich muß Ihnen sagen, Herr Generallieutenant, daß diese Bande...." „.... Der Schrecken der Reisenden ist, seit den drei Jahren, wo ihr Anführer im Gefängnisse zu Valladolid starb und sein Sohn Karl Lamberti unter dem Namen „Eisenherz" sein Nachfolger wurde. Ich weiß das."

„Ach!" sagte Pedrillo ganz erstaunt.

„Nur weiter, weiter!"

„Seine Hoheit der junge Herzog, mein Gebieter, wollte umkehren und seinen Leuten zu Hülfe eilen, die vielleicht schon angegriffen seyn konnten; allein die Personen seiner Umgebung widersetzten sich diesem Vorhaben, besonders der Doktor, der dem Postillon die Börse zuwarf und ihm in gestrecktem Galopp davon zu jagen befahl. — Ach! Wenn er doch nicht so geeilt hätte .... um in die Falle zu gerathen! — Genug, eine Viertelstunde später sahen wir uns von mehr als zwanzig Banditen umringt, die Feuer auf uns gaben. Der Postillon wurde zu Boden gestreckt. Ich war von mehreren Kugeln in die Hüfte getroffen; mein Pferd, ebenfalls verwundet, bäumte sich; ich wurde aus dem Sattel geworfen und die Räuber stürzten auf den Kutschenschlag los, welchen ich vertheidigt hatte. Aus dem Wagen fielen Pistolenschüsse, welche die Banditen erwiederten. Endlich sah ich, wie man den Doktor bei den Beinen herauszerrte und auf die Straße warf; der Sekretär Seiner Hoheit hatte ohne Zweifel auf der entgegengesetzten Seite des Wagens ein gleiches Schicksal, und ich vermuthe, daß mein Kamerad, der sich dort befand, vielleicht noch schlimmer mißhandelt worden war, als ich. Endlich sprang mein junger Herr, als er sich allein sah, im raschen Satze aus dem Wagen, um sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen; aber während er sich heldenmüthig zur Wehre setzte, Er allein gegen Drei, stieß ihm der Hauptmann der Bande meuchelmörderisch den Dolch in den Rücken. Ich sah ihn zu Boden sinken. Jetzt näherte sich einer der Räuber, ohne Widerspruch der schrecklichste von Allen, dem Mörder meines armen Herrn, mit den Worten: „So recht, Eisenherz! Nur die Todten schweigen!"

Bei diesen Worten fielen die Räuber über uns her und, ob todt oder lebend, wurden wir Alle von Dolchstichen durchbohrt. Ich hatte nur noch Zeit, meine Seele Gott zu empfehlen, und, bei Unserer lieben Frau vom Pfeiler! ich weiß nicht, wie ich davon gekommen bin. Uebrigens weiß Seine Hoheit" — setzte Pedrillo hinzu, indem er sich gegen den Herzog wandte — „mehr von dem Verlaufe, als ich."

Pedrillo machte Miene, sich zu entfernen.

„Noch Eins, wackerer Mann!" sagte Herr von Sartines zu ihm. „Da Ihr „Eisenherz" gesehen habt, könnt Ihr mir vielleicht sein genaues Signalement liefern?"

„O, seine Züge sind hier fest eingeprägt," erwiederte Pedrillo, seine Stirn berührend, „wie der Dolchstoß, den er meinem armen Herrn versetzte, mich noch immer hier bluten läßt." Bei diesen Worten deutete der treue Alte mit der Hand auf's Herz.

„Die Personalbeschreibung dieses Bösewichts!" fiel der alte Herzog ein, der seine ganze Fassung wieder gewonnen hatte. „Hier ist sie. Ich schrieb sie nach Pedrillo's Aussage nieder, sobald dieser von seinen Wunden genesen war. Was ich Ihnen jetzt noch zu sagen habe, Herr Polizeiminister, sind nur wenige Worte, da ich weder von meiner Verzweiflung reden will, die mich bei'm Empfange der zermalmenden Schreckensbotschaft von dem tragischen Ende meines armen Sohnes erfaßte, noch von den heiligen Pflichten, die mir nun zu erfüllen blieben, und in Folge deren ich die ganze Polizei Spaniens zur angestrengtesten Thätigkeit antrieb. Die Banditen wurden im strengsten Sinne des Wortes wie das Wild gehetzt und umzingelt; doch überall wußten sie den Verfolgern zu entgehen. Endlich vermuthete man, daß sie sich nach Frankreich geflüchtet hätten. So kam ich denn im tiefsten Incognito selbst hieher, auf Niemand hoffend, auf Niemand bauend, als auf Sie, Herr Polizeiminister, der allein dem gebeugten Vater Rache und Gerechtigkeit verschaffen kann und wird.

VI.

Herr von Sartines und seine Polizei.

Während der Herzog von Almaveda seine Erzählung endete, durchlief Herr von Sartines rasch das von Pedrillo gelieferte Signalement des Räuberhauptmanns. Plötzlich wandte er sich zu seinem Kanzleischreiber und sagte:

„Geben Sie mir doch die Berichte der spanischen Polizei, nebst dem Signalement des Durand, Littera G. Numero 296."

Die begehrten Aktenstücke wurden sofort herbeigebracht. H von Sartines begann sie zu durchlesen und miteinander zu gleichen. er ver-

Der Herzog verharrte, den Minister ängstlich beobachtend, in lautlosem Schweigen.

„Herr Herzog," begann endlich Herr von Sarti einem Ausdruck von Stolz, „wenn mich nicht Alles tr Aes, mit der Tag nicht enden, ohne daß Ihr Sohn gerächt se gt, so wird

„Gerächt!..." murmelte der Herzog bebend gn wird."

Doch ach ... er bleibt ja todt!" „gerächt!..."

Digitized by Google

„Das Signalement, welches Sie mir übergaben," fuhr Herr von Sartines fort, „stimmt zwar nicht mit dem überein, welches dem mir von der spanischen Polizei übersandten Berichte beigefügt ist, aber es gleicht vollkommen dem eines höchst verdächtigen Individuums, welchem meine Leute bereits seit acht Tagen auflauern .... Kehren Sie jetzt in Ihre Wohnung zurück, Hoheit, ich werde die nöthigen Befehle ertheilen, und bald sollen Sie Nachricht von mir erhalten ... Nur haben Sie die Güte, zuvor noch die von Ihnen gemachte Aussage zu unterzeichnen, und zugleich Ihre Adresse hinzuzufügen."

Hierauf grüßte Herr von Sartines, dessen Geist durch die Wichtigkeit der Sache zwar völlig in Anspruch genommen war, dessen Magen aber seinerseits nichtsdestoweniger um Gerechtigkeit schrie, den Herzog auf das ehrfurchtvollste und begab sich in ein anderes Gemach.

Man glaube indeß nicht, daß Herr von Sartines mit sybaritischer Lust sein vier Mal von neuem gewärmtes Frühstück zu sich nahm. Nein! Herr von Sartines stand seinem Amte mit Lust und Liebe vor, der „Generallieutenant der Polizei des Königreichs" war beständig überall und vor Allen. Er ließ also noch während des Frühstücks einen seiner vertrautesten Lieblingsagenten rufen.

„Lefebvre," sagte er zu diesem, „ich beauftrage Dich mit der Ausführung einer wichtigen Expedition. Es giebt einen Mann in Paris, der sich binnen zwei Stunden in den Gefängnissen des Chatelet befinden muß."

„Eine leichte Arbeit. Herr Minister wollen mir nur gefälligst sagen, wo der Mann sich aufhält."

„Setze Dich dorthin und schreibe Deine Instruktionen nieder: Große Truanderie-Straße bei dem Bader und Stubenvermiether Ronsard, das Haus von ... Nun, Du weißt schon. Dort wohnen die beiden Brüder Durand; beide sind verdächtig: der eine, weil er das Haus nie verläßt, der andere, weil er in allen Stadtvierteln, bald elegant, bald dürftig gekleidet, umherstreift. Dieser letztere bringt ohne Zweifel die Nächte in der Vorstadt Saint-Denis bei einem jungen Mädchen, das für seine Geliebte gilt, zu, da er in seiner Wohnung noch nicht geschlafen hat; aber er hat noch keinen Tag versäumt, sich zu Ronsard zu begeben, wohin das junge Mädchen ebenfalls jeden Morgen kommt. Bisher hegte ich nur Vermuthungen, doch heute ist mir die Gewißheit geworden, daß diese Menschen verruchte Meuchelmörder sind. Du wirst Dich mit Deinen Leuten nach Ronsard's Hause begeben, nachdem Du Dir vorher von den in jenem Bezirke stationirten Agenten über Alles an diesem Morgen in ihrem Bereiche Vorgefallene genaue Auskunft hast ertheilen lassen. Du wirst das Haus umzingeln, die strengste Nachforschung halten, und die beiden Durand, das junge Mädchen, wie Alle, welche Dir nur im geringsten verdächtig scheinen, sofort in Verhaft nehmen. Hier ist das Signalement des Gefährlichsten der beiden Gauner; aber denke daran, daß mir besonders daran liegt, ihn lebend zu haben."

„Schon recht! Sie sollen ihn haben, und die Andern noch im Kauf dazu; mein Wort darauf, oder ich will nicht mehr Lefebvre heißen!"

(Fortsetzung folgt.)

Große Feuersbrunst in New-York am 19. Juli.

(Auszug aus dem „Wochenblatte der New-Yorker deutschen Schnellpost.")

Zum zweiten Male in zehn Jahren ist der untere Theil der Stadt New-York, der Sitz ihres kaufmännischen Reichthums, von einer der verheerendsten Brandkatastrophen betroffen worden, die man erlebt hat. Wenn sie an materieller Ausdehnung derjenigen vom 16. Dez. 1835, die einen Eigenthumswerth von zwanzig Millionen Dollars verzehrte, bei weitem nicht gleichkommt, so ist die eben erlebte Feuersbrunst von so viel tragischeren Umständen begleitet; an ihre Möglichkeit schon knüpfen sich so düstere Betrachtungen, daß der Eindruck wo möglich noch ein ernsterer ist. In der That, wenn dieses zweite Handelsemporium der Welt, im Besitze der mächtigsten Wasserwerke moderner Zeit, vor so schrecklichen Heimsuchungen, wie die gegenwärtige, nicht geschützt ist, so kann man nur mit bangem Zagen in die Zukunft blicken. Es ist ein schreckliches Gefühl für unsere energische Bevölkerung, deren Leben, zu ausschließlich vielleicht, einer mühevollen und angestrengten Thätigkeit gewidmet ist, dem Schwerte des Damokles gleich, die verheerende Fackel des Brandes als ewige Drohung über dem Haupte zu erblicken. Am 19. Juli, um halb drei Uhr Morgens, brach in der Oel- und Stearinlichte-Niederlage von J. L. Van Doren, Nro 34 in Neu-Street (bekanntlich eine der engsten Straßen der untern Stadt) Feuer aus, das sich rasch auf die benachbarten Häuser verbreitete. Unglücklicher Weise machte das Feuer bei der vorausgegangenen beispiellosen atmosphärischen Hitze, welche alle Holztheile im höchsten Grade ausgetrocknet hatte, gleich anfangs rasche — und da diese Häuser bei Nacht unbewohnt sind, die Sturmglocke von City-Hall erst gegen drei Uhr anschlug — eben so ungehemmte Fortschritte. Dennoch hatten, nach dem offiziellen Berichte des Hrn. C. V. Anderson, Oberingenieur des städtischen Feuer-Departements, an den Stadtrath, die herbeigeeilten Spritzen-Compagnien nach unerhörten Anstrengungen dem Brande Gränzen zu setzen gewußt, nur zwei Häuser schienen ganz verloren, als gegen halb 4 Uhr, oder etwas später, in der anstoßenden Broadstraße das Haus, in welchem die Commissionskaufleute Crocker und Warren ihre Niederlage haben, nachdem es die Flammen erfaßt, durch eine der furchtbarsten Explosionen in die Luft gesprengt wurde, angeblich von einer großen Quantität Salpeter herrührend, das in diesem Gewölbe bewahrt wurde. Durch ganz New-York bebte der entsetzliche Schlag, in der ganzen Umgegend, Meilen weit, wurde er gefühlt, sechs oder acht andere Gebäude wurden nun von dem mit unwiderstehlicher Wuth sich ergießenden Elemente gleichzeitig erfaßt; von diesem Augenblicke an war vorauszusehen, daß die menschlichen Widerstandsmittel ihre Gränzen erreicht hatten, mit bangem Herzen sah man der Richtung und Ausdehnung der nun siegreichen Flammen entgegen. Der Schauplatz der Verheerung war nun zuerst nach Broadstreet verlegt und die Lage der dort, wie der in Neustreet arbeitenden heroischen Feuerleute höchst bedenklich. Wir wollen bemerken, daß zu verschiedenen Zeiten noch zwei andere Explosionen stattgefunden haben sollen, von denen wenigstens die eine der Entzündung eines Gas-Reservoirs in Neustreet zugeschrieben, wie von Andern behauptet wird, daß die Hauptexplosion durch die Entzündung eines Pulver- und nicht eines Salpeter-Vorraths entstand. Als die Explosion stattfand, gestalteten sich die Flammen zu einem Feuermeere, das auf beiden Seiten die Gebäude ergriff und bald eine unübersehbare Ausdehnung annahm. Es ist schwer, zu sagen, nach welcher Richtung hin es sich schneller verbreitete; mit Riesenschritten stürmte es westlich gegen Broadway, während es in der näheren Umgebung zu einem immer größeren Zirkel sich erweiterte.

An den Scenen, welche sich in Broadway in der Nähe des Feuers, in Wall-Str., South-William-Str., Exchange Place, Rector-, Morris- und Thames-Str. darbieten, kann, sagt ein Berichterstatter, keine Beschreibung sich versuchen. Schleifen, Karren, Schubkarren, aufs eiligste mit der buntesten, unglaublichsten Fracht beladen, drängten sich nach allen Seiten durch den dichten Haufen unter schweißbedeckten, dunkel geschwärzten, leidenschaftlich erregten Führern. Irische Weiber, das Bett unter einem Arme, zwei, drei nackte Kinder unter dem andern, eilen, ihre Last an dem Gehwege oder wo sonst es mit einem Anscheine von Sicherheit geschehen kann, nieder zu legen. Längs des an der Dreifaltigkeitskirche liegenden Trottoirs erhebt sich mehr als mannshoch ein Bollwerk von Betten, Schränken, Laden, Tischen, Kesseln,

Digitized by Google

Schlaguhren, Brühnäpfen, Bildern, Vasen, Bratrosten, Lehnstühlen, Bettdecken, Mehlsäcken, Kartoffeln, von allen Dingen, mit einem Worte, die man je gesehen oder nennen gehört hat. Das Bowling-Green ist mit ähnlichen Gegenständen angefüllt und um die Luxusfontaine bewegen sich an vierzig bis fünfzig arme Familien, die sich dort kleiden, in der Fontaine ihr Antlitz baden, das Geschrei ihrer Kinder zu beschwichtigen suchen. In der Battery sind ganze Morgen Landes von dem Haushalte einer Unzahl armer Familien bedeckt — auf dem Grase liegt er umhergestreut — und jeden Stoß solchen Eigenthums umgibt die vom häuslichen Altare getriebene Familie. Hier eine Wiege von Fichtenholz, sie schüttelt mehr, als sie wiegt, ein blasses, unsauberes Kind — hier eine Rotte geschwärzter Gestalten, die bei einer zerbrochenen Whisky-Flasche Labung sucht . . . Eine Scene, die sich nicht denken, nicht beschreiben läßt. — Leider sind bei diesem Brande mehrere Unfälle der traurigsten Art zu beklagen. Mit erhöhtem Leidwesen, da wir von einem uns persönlich bekannten achtbaren und geachteten Manne zu sprechen haben, zeigen wir das traurige Schicksal des Hrn. v. Gröning (von der Firma Pavenstedt und von Gröning) an. Derselbe hatte sich in Gesellschaft des Hrn. H. Oelrichs, mit welchem er das gleiche Haus bewohnte, nach dessen Geschäftslokale begeben, wo er sich in der Rettung der kaufmännischen Bücher besonders thätig erwies. Fünf Minuten, nachdem seine Freunde das Haus verließen, wurde er unter dessen Trümmern begraben. Der Dahingegangene war in der Blüthe seiner Jahre, er war in Bremen geboren, wo sein Vater früher Bürgermeister gewesen ist.

Die Versicherungsgesellschaften in New-York sollen für etwas mehr als vier Millionen Dollars betheiligt seyn. Man ist der Meinung, daß sie im Stande seyn werden, sämmtlich ihre Verpflichtungen zu erfüllen; aber, fragt mit Recht der hiesige „Courrieur des Etats Unis", welche Bürgschaft bleibt uns jetzt, wo die New-Yorker Compagnien so reducirt sind, mehrere derselben beinahe ihr ganzes Capital einbüßen dürften, für den Fall — den hoffentlich nicht eintretenden, aber doch in der Möglichkeit liegenden Fall neuer Brandunfälle? und ist es möglich, ohne daß sich neue Gesellschaften bilden, solchen Fällen ohne die größte Besorgniß entgegen zu sehen? Die Blätter debattiren bis zum Ueberdruß die Frage, ob Salpeter überhaupt explodiren kann und unter den gegenwärtigen Umständen die mächtige Explosion hervorzubringen vermochte. Der Vorrath belief sich auf 1500 Säcke. Unter den zerstörten Gütern finden wir unter Anderem angeführt: Baumwolle 11,000 Ballen, Kaffee 13,000 Säcke, gegen 16,000 Kisten Thee. Bloß nach ersterem Artikel ist etwas vermehrte Nachfrage eingetreten. Man berechnet auf 9,388,000 Dollars das Gesammtcapital der 31 Assecuranz-Compagnien New-Yorks, auf die ein Gesammtverlust von 4,549,500 Dollars fällt, die sich auf die Compagnien ziemlich ungleich vertheilen, doch werden auch die schwächsten starke Dividenden geben. Außerhalb New-York ist versichert für den Betrag von 8,257,000 Dollars; Versicherungen begreiflich sehr schwierig, bei geminderter Sicherheit und beinahe verdoppelten Kosten.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M. — Einige naturhistorische Notizen über den Geyerkönig.) Ganz in Kürze, sobald der Käfig vollendet seyn wird, wird dem Publikum der prachtvolle lebende Geyerkönig gezeigt werden können, welchen der englische Gesandte zu Buenos-Ayres dem hohen Senate unserer Stadt zum Geschenke gemacht hat. Es dürfte daher bei dieser Veranlassung nicht unpassend erscheinen, einige Notizen über diesen Vogel bekannt zu machen. Der Geyerkönig (Kuttengeyer, Cathartes Papa, Vultur Papa; le roi des vautours; brasilianisch: Urubu-Rey) ist ungefähr von der Größe eines Truthahns. Der Schnabel ist an der gekrümmten Spitze roth, weiter nach hinten wird er schwarz; die Wachshaut, womit das hintere Theil des Schnabels überkleidet ist, ist röthlich-orangefarben und setzt sich nach oben in einem lappenförmigen Anhang (in Art eines Kammes) fort, welcher bald auf diese, bald auf jene Seite herabfällt, je nach den Bewegungen des Kopfes. Der Hals, welcher, wie bei fast allen Geyern nackt ist, hat eine schöne blutrothe Färbung, die nach unten zu etwas heller wird; das Ende des Halses umgibt ein aschgrauer Federkragen, in welchen das Thier den ganzen Hals verbergen kann. Der Rücken, sowie Brust und Bauch sind isabellgelb mit röthlichem Anstrich; Schwung- und Schwanzfedern schwarz mit grünlichem Schiller; die Füße schmutzigweiß, die Klauen schwarz. Er ist in Südamerika zu Hause, besonders in den Gebirgswäldern Brasiliens; lebt besonders von Aas, doch auch von kleinen Säugethieren, Eidechsen, Schlangen u. s. w. Ein berühmter Reisender bemerkt ausdrücklich, daß dieser Vogel sehr lüstern nach den Augen der gefallenen Thiere sey; übrigens begnüge er sich sehr häufig mit Dem, was seine Gattungsverwandten, der s. g. brasilianische Geyer (Cathartes Aura) übrig gelassen, weßhalb er auch schaarenweise diesem Vogel zu folgen pflege. Unser Exemplar ist ein ausgezeichnet schönes altes Männchen.

Der österreichische Staat hat jetzt 280 Glashütten und 74 Glasraffinerien, die nebst den Perlenfabriken jährlich ungefähr 400,000 Ztnr. Glas- und Spiegelwaaren zum Werth von 17½ Millionen Gulden C. M. verfertigen. Im deutschen Zollverein befinden sich etwa 210 bis 220 Glashütten, und die Mehrausfuhr derselben war im Durchschnitt der letzten Jahre an grünem Hohlglas 24,000 Ztnr., weißem Hohlglas 17,000 Ztnr., Spiegelglas 5330 Ztnr., sonstigen Glaswaaren 8000 Ztnr., zum Werth von etwa 2,200,000 fl, wovon jedoch 600,000 fl. für 6000 Ztnr. Mehreinfuhr an gepreßtem und geschliffenem Glas abzusetzen sind.

Literatur.

Auch Ein Wort für die Jesuiten. Von Mauritius Moritz, kath. Priester und Studienlehrer in Aschaffenburg. Frankfurt a. M., bei Varrentrapp, 1845.

Eine Apologie des Ordens, wie man sie von dem Verfasser nicht anders erwarten darf. Wären die Jesuiten ihren ursprünglichen Satzungen, die eine rein religiöse Tendenz hatten, treu geblieben, hätten sie bei ihrer kirchlichen Mission sich nur kirchlicher Mittel bedient, und hätten sie sich im Verfolg der Entwickelung und Ausbreitung ihres Ordens nicht weit davon entfernt; so würden sie nicht zu jenem beklagenswerthen Ruf gelangt seyn, der sie bei den Königen, wie bei dem römischen Stuhle in das schlimmste Licht setzte und zuletzt den Untergang ihres Ordens durch die bekannte Aufhebungsbulle von Clemens XIV. herbeiführte. Wie die Jesuiten in dem spanischen Amerika sich betrugen (man lese nur die beiden merkwürdigen anklagenden Berichte des berühmten Johann Palafox, Bischofs von Angelopolis, an den damaligen Papst Innozenz X., datirt vom 2. Mai 1647 und 8. Januar 1649) *), wie sie in Parraguay hausten, wie sie eine spanische Familie um 400,000 Dukaten brachten (s. die Geschichte der römisch-katholischen Kirche unter Pius VI., von Peter Ph. Wolf, 2r. Bd., Zürich, 1793), und wie sie überhaupt in die geistlichen und weltlichen Angelegenheiten in und außer Europa einzugreifen gewohnt waren — das sind für den Geschichtkundigen lauter bekannte Dinge, die Dr. Mauritius Müller aus Vorliebe für seine Schützlinge natürlich nicht zu berühren wagt. Und was die berüchtigte Moral des Ordens, oder wenigstens doch vieler ihrer Mitglieder betrifft, die dem reinen christlichen Sittengesetz durch ihre schlechten Schriften wahrhaft

*) Siehe den II. Band der nachfolgend citirten Geschichte von P. Ph. Wolf, Seite 42 u. f.

Digitized by Google

Hohn sprachen, so hat ihr Philosophie und Geschichte schon längst den Stab gebrochen. — Es ist übrigens gar nicht wahr, was der Verfasser behauptet, daß die Jesuiten zur Verhinderung der größeren Ausbreitung der Reformation entschieden mitgewirkt und der kath. Kirche eine so große Summe von Seelen erhalten hätten. Die Jesuiten, ohne die weltliche Macht, würden wohl so gar viel nicht ausgerichtet haben; aber wo diese ihnen zu Gebot stand, wo die Mordfackel der Inquisition en jedrn Gedanken an Kirchenreform im Keime erstickte, konnten die sanften Väter der Gesellschaft Jesu des Erfolgs ihrer Bemühungen so ziemlich gewiß seyn. Ketzerverbrennende Inquisitoren und fanatische Generale, das waren ihre Männer, für welche sie Stühle im Himmel bereit hielten. Von solchen Männern der Gewalt unterstützt, mag es wohl seyn, daß, wie der Verf. S. 22 behauptet, die Jesuiten der Kirche des Abendlandes zwei Drittheile treu erhielten. Daß übrigens die Mitglieder dieses Ordens, auch nach seiner Wiederherstellung, den unruhigen und pharisäischen Charakter, der sich in der planmäßigen geheimen oder offenen Befehdung der Andersdenkenden kund gibt, beibehalten haben, das hat ihr bedauerliches Auftreten in der Schweiz, namentlich in den Kantonen Freiburg und Wallis bewiesen, wo sie sich schon seit langrr Zeit zum größten Schaden des Gemeinwesens und einer wahrhaft christlichen Bildung, welche keinen Religionshaß kennt, eingenistet und durch ihr äußerst verwerfliches Treiben sich bereits mit dem Fluche des Jahrhunderts belastet haben. Wie hätte man auch von Hrn. Mauritius Müller erwarten dürfen, daß er die Nachtseite des alten und modernen Jesuitismus aufdecken würde! Das wäre von einem Apologetrn wahrlich zu viel verlangt. Statt dessen hascht er ängstlich nach von protestantischen Schriftstellern gefällten, zu Gunsten der Jesuiten lautenden Urtheilen, die aber wenig oder nichts beweisen. Man spricht so viel von den Verdiensten der Jesuitrn um die Wissenschaften. Worin bestehen denn eigentlich diese gerühmten großen Verdienste? Waren etwa Jordan Brunus, den die römische Hierarchie verbrennen ließ, Galilei, dem die Inquisition zu Rom den Prozeß machte, Copernicus, Newton und Carteſius — waren alle diese hochverdienten Männer Jesuiten? Zum Glück der Menschheit waren sie es nicht; denn in der Zwangsjacke des Jesuitismus würden sie wahrscheinlich nur fanatische Polemiker und sophistische Casuisten geworden seyn.

Korrespondenz.

Aus Thüringen, im August.

Ein Ereigniß sonderbarer Art hat in einem Theile von Thüringen ungewöhnliches Aufsehen erregt. In dem Dorfe Hardisleben ist man nämlich grgenwärtig mit dem Bau einer Chaussee beschäftigt, welche mitten durch das Dorf nach dem Städtchen Rastenberg führt. Bei der Ebenung des Geländes machte es sich nöthig, daß an einer Stelle in der Mitte des Dorfes das Erdreich etwas niedriger gelegt werden mußte. Kaum war dies geschehen, so zeigte sich, als der erste Wagen darüber gefahren war, eine kleine Oeffnung, welche sogleich mit einer mannshohen Stange untersucht wurde, aber kein Grund gefunden werden konnte. Dadurch neugieriger geworden, zeigten die Arbeiter diesen Umstand dem Schulzen an. Dieser kam, betrachtete die Oeffnung und erinnerte sich dabei, gelesen zu haben, daß vor Zeiten an dieser Stelle das Haus eines Branntweinbrenners gestanden habe und daß diese Oeffnung wahrscheinlich in den zu jenem Gebäude gehörigen Keller führe. Er ließ daher die Oeffnung vergrößern und einen Mann hineinsteigen, um das Innere zu untersuchen. Es fand sich darin aber nichts weiter als ein Loch, das durch die Mauer in ein zweites Behältniß zu führen schien, das jedoch, weil die Oeffnung zu klein und das Ganze überhaupt sehr dunkel war, vorläufig nicht bestiegen wurde. Erst als der Schulze den Ortsvorstand von dem Auffinden eines Kellergewölbes in Kenntniß gesetzt und von diesem die Weisung erhalten hatte, das Gewölbe vor dem Verschütten noch einmal genau untersuchen zu lassen, geschah dieses von zwei Männern mit Laternen. Bevor aber dazu geschritten wurde, hatte die Oeffnung einen Tag und eine Nacht, leicht mit Brettern überdeckt, offen gestanden. Bei der Durchsuchung des Gewölbes fand sich abermals nichts vor; als man jedoch auch die Oeffnung in der Mauer erweitert und sich in das zweite Behältniß begeben hatte, das einem Kanal nicht unähnlich gewesen seyn soll, fand man in demselben die untere Hälfte eines alten irdenen Topfes und eine Glasflasche, in welcher eine Schrift verwahrt war, deren Inhalt wir mit Beifügung der nöthigen Interpunctionen hier wörtlich folgen lassen: „Nachruf an die Nachwelt, geschrieben von dem Branntweinbrenner Thomas Martes, geboren 1602 den 15. Februar nach Christi Geburt. Bis zum 31. Jahre habe ich lauter Krieg erlebt, wo wir uns in dieser Schlucht verstreckt haben. Zu derselben Zeit lebte hier der Baron von Hartleben, der das Guht besaß, ein sehr strenger Mann. Der Pastor hieß Benshaußen; die Kantores: der erste Güldenhahn, der andere Haueisen; der Richter: Caspar Halle. Als ich nun 20 Jahre alt war, verehlichte ich mich mit Junfer Eva Rollen und zeigte 2 Kinder, die aber im vierten Jahre wieder starben. In meinen 30. Jahren kahm eine Siville (Sibylle) bei mich und wahrsagte mir: daß wir 1700 Einen Krieg erlebten und 1789 große Revolution in Frankreich; 1805 würde wieder Krieg in Deutschland und dauerte bis 1815; und 1816 und 1817 große Theurung. Von der Zeit an bis 1830 große Brände in Hartleben (Hardisleben); 1840 ein sehr dürres Jahr; darauf 1845 ein sehr naß Jahr und 1850 großer Krieg in Deutschland wegen der Religion und 1872 den 4. August geht die Welt mit Feuer unter. In der Schlucht liegt noch etwas Grld, wer es findet, übergibt es der Obrigkeit, wovon die Kirche und Schule verschönert werden sollen." Diese Schrift hat nicht nur unter dem Volke, sondern auch unter einigen Gebildetern große Bestürzung verbreitet und viele dieser Kleinmüthigen haben sich seldst auch dann nicht ganz beruhigen können, nachdem man sie überzeugt hatte, daß ein loser Spaßvogel damit einen Witz gemacht und die Flasche mit jener Schrift erst in das Kellergewölbe gebracht habe, als dasselbe 24 Stunden lang offen gestanden hatte. Die Flasche ist eine moderne Champagnerflasche, die man vorher zum Aufbewahren des Oels benutzt zu haben scheint, wovon sich noch einige Tropfen dem Papier — einem Bogen Maschinen-Konzeptpapier — mitgetheilt haben. Das Papier hatte dadurch allerdings ein vergilbtes, den alten Urkunden ähnliches Ansehen erhalten, welche Täuschung noch dadurch vermehrt wurde, daß der Schreibrr die Form der alten Urkunden genau nachgahmt und den Bogen nach seiner ganzen Breite beschrirben hatte. Demungeachtet aber ließen der frische, kräftige Oelgeruch, noch mehr aber die Schriftzüge und die Orthographie auf den ersten Blick erkennen, daß der Schreiber jener famosen Prophezeihung der jetzigen Zeit angehört. Die Behörde, der jenes Schreiben mit einem kurzen Bericht übergeben worden ist, hat die ganze Sache für zu geringfügig befunden, als daß sie hätte eine Untersuchung vornehmen lassen.

Fulda, 20. August. — (Eingef.)

Heute wurde die gewöhnliche Feier des Geburtsfestes unseres geliebten hohen Regenten in hiesiger Synagoge noch durch deutsche Choralgesänge und Musik verherrlicht, und zeigt dieses, wie sehr auch der hiesige Hr. Rabbiner dem Fortschritte huldigt, was eine neue, längst projectirte Synagogen-Ordnung, die sehr noth thut und hoffentlich nun endlich bald in Kraft tritt, auf's deutlichste bethätigen wird. Ganz besonders ist die Gemeinde ihrem Seelsorger auch dadurch verbunden, daß auf dessen Veranlassung der Hr. Rab.-Cand. M. Löwenthal aus Sohrau jüngsten Sonnabend eine in jeder Brziehung ausgezeichnete Rede hielt und dadurch der Gemeinde der lang entbehrte Genuß einer tüchtigen Predigt verschafft wurde. Erbaut und mit Dank erfüllt, verließen Alle die Synagoge, nur wünschend, daß Hr. Löwenthal das so schön begonnene Werk fortsetzen möge.

Mainwasser-Wärme.

Den 21. August, Abends: 13½ Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 22. August. Er muß aufs Land, Lustspiel in 3 Abth., von W. Friedrich.

Samstag, 23. August. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. (Gastrollen) Graf: Hr. Steinmüller, k. hannover'scher Hofsänger und erster Regisseur der Oper. Amine: Mad. Steinmüller, geb. Schrickel, k. hannover'sche Hofopernsängerin und Kammersängerin Ihr. k. Hoh. der verwittw. Großherzogin Stephanie von Baden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag v Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 233. Sonntag, den 24. August 1845.

Nachklänge.

(Dem Monat August 1845 gewidmet von Wilh. Wagner.)

Von euch, ihr zwölf Beherrscher, die sich theilen
In eines Jahres rasche Zeitenfluth,
Die ewig wechseln, ewig flieh'n und eilen,
Bald trüb und feucht und bald voll Sonnengluth,
Von euch weiß jeder Vieles zu erzählen
Vom Glück der Welt, von ihrem Leid noch mehr,
Wie sich die Weisen und die Thoren quälen,
Wie's Einem leicht wird und dem Andern schwer,
Wie hier die Einen nach dem Lichte streben
Und Jene dort träg' an der Scholle kleben.

Auch du, August, hast Mancherlei gesehen
Und Manches wird in deinem Chronikbuch
Zur Kunde unsrer späten Enkel stehen,
Manch' heit'res Wort und mancher ernste Spruch.
Du hörtest in der Mainstadt dort, der schönen,
Der alten, die des Festes Banner nahm,
Den Jubelruf der frohen Schaar ertönen,
Die zu dem deutschen Sängerfeste kam;
Der edle Steinwein perlte im Pokale,
Die Böller dröhnten bei dem Freudenmahle.

Und weiter sahst du dort am Rheinesstrande,
Wo gern der Musensohn verweilen mag,
Aus allen Ländern Pilger und Gesandte,
Gekommen zu dem hohen Ehrentag
Des Meisters, dem ein Denkmal ward errichtet.
Sein Lebenspfad war rauh und dornenvoll.
Was er in Tönen schöpferisch gedichtet,
Was aus dem Born des reichen Geistes quoll,
Das wird besteh'n, im fernesten Jahrhundert
Gepriesen noch, gefeiert und bewundert.

Vom Stolzenfels und seinen Festestagen
Wird viel in deinem Chronikbuche steh'n,
Von Ehrenpforten, prangend aufgeschlagen,
Von Königen, die ihr entgegen geh'n,
Der Herrscherin von Albion; die Menge,
Schaulustig stets, wogt wie ein Meer heran.
Da! welch ein Jubel, welch ein Volksgedränge,
Kanonen donnern, Kriegerschaaren nah'n.
Und als des Tages Rosen nun verblühen,
Sieht man die Nacht gar wundersam erglühen.

Doch Trübes auch gesellt sich deinem Bilde
Und der Erinn'rung deiner Tage bei.
Der Regen strömte nieder in's Gefilde
Und manchen Damm brach seine Fluth entzwei.
Des Landmanns schönste Hoffnung ward vernichtet,
Der Traube fehlte deiner Sonne Strahl;
Manch' Darbender ward nicht emporgerichtet
Und ihn bedrückte der Entbehrung Qual.
Nicht Feste nur, du hattest auch zu schauen
Gefahr und Noth in manchen deutschen Gauen.

Du sahst auch Kampf und Fehde um den Glauben,
Und dieser Kampf, er ist kein eitles Spiel.
Der Geist läßt seine Freiheit sich nicht rauben
Und immer kräft'ger streckt er nach dem Ziel.
Nur der Vernunft will man Gehör jetzt schenken,
Was sie nicht stützt, erliegt dem Todesstreich;
Gewissensfreiheit und ein freies Denken
Das will man jetzt, das macht uns froh und reich.
Die Gegenwart mit ihren münd'gen Söhnen
Sie will nicht mehr dem blinden Glauben fröhnen.

So bringt die Zeit im steten Wechsel Frieden,
Kampf und Versöhnung, Lust und herbes Leid;
Doch Keiner weiß, was morgen uns beschieden.
Wohl Dem, der stets gefaßt ist und bereit,
Der zu genießen weiß und zu entsagen,
Zu kämpfen und des Sieges sich zu freu'n;
Die Zeit enteilt mit ihren flücht'gen Tagen,
Auch uns wird sie verwehen und zerstreu'n;
Doch war die Blüthe eines schönen Lebens,
Versinkt sie auch im Zeitstrom, nicht vergebens.

Ein Grand von Spanien.

Dem Französischen frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

Lefebvre lebte seinem Berufe ebenfalls mit Lust und Liebe. Niemand verstand, gleich ihm, eine Verhaftnahme zu bewerkstelligen, eine genauere Nachforschung anzustellen, ein Versteck zu entdecken, das Auge überall zu haben, und Alles in den Bereich seiner Beobachtungen zu ziehen. Lefebvre war ein kostbarer Schatz für Herrn von Sartines, wie denn zwischen beiden Männern, ungeachtet des sie trennenden Standesunterschiedes, eine Art von

Digitized by Google

Sympathie herrschte, genährt durch das Vertrauen oder die Bewunderung, welche Einen für den Andern beseelte.

Eine halbe Stunde später befand sich Lefebvre mit fünfundzwanzig zu dieser Expedition eigens von ihm ausgewählten Häschern in der großen Truanderiestraße. Dem Berichte der dort wachhaltenden Agenten zufolge, mußte sich der junge Mann, wie das junge Mädchen, noch in dem Hause befinden. Man hatte sie in dasselbe eintreten, aber es nicht wieder verlassen gesehen. Lefebvre befahl, der größern Sicherheit halber, den beiden Agenten, welche ihm die verlangte Auskunft gegeben, ihm ebenfalls zu folgen, und nachdem er fünfzehn der Häscher an verschiedenen Punkten aufgestellt, schritt er mit den zehn andern geradewegs auf Ronsard's Haus zu, und zwang diesen, ihm das von den beiden Durand bewohnte Gemach anzuzeigen.

Lefebvre ließ vier seiner Leute zur Bewachung der Hausthüre zurück, während er mit den übrigen sechs und den beiden Schaarwächtern die Treppen hinanstieg. Oben angelangt, gab Lefebvre Ronsard leise den Befehl, an die Zimmerthür zu klopfen und zu reden, um so vielleicht ein freiwilliges Oeffnen derselben herbeizuführen. Unnütze Mühe! . . . Ronsard klopfte und sprach: keine Antwort . . . Man klopfte stärker: dasselbe Schweigen . . . Man sprengte die Thüre mit Gewalt . . . Niemand da! . . . Der Koffer und die Eichentruhe, welche die Effekten der Miethsleute Ronsard's enthalten sollten, waren leer, wie das Gemach. Man begann eben eine allgemeine Durchsuchung, als sich eine Stimme auf der Treppe hören ließ:

„Herr Ronsard! Herr Ronsard! Was ist nur Das? . . ." Und das ehrliche Gesicht eines Auvergnaten, dessen breiten Dialekt hier wiederzugeben nur ein vergeblicher Versuch seyn dürfte, zeigte sich an der Zimmerthüre.

„Wer ist der Mann?" fragte Lefebvre.

„Der Miether der Nebenwohnung," versetzte Ronsard.

„Sie da! O! da ist ja Herr Lefebvre! Kennen Sie mich denn nicht mehr?"

„O ja, ich erkenne Dich jetzt; aber Du hast hier nichts zu schaffen, packe Dich auf Dein Zimmer!"

„Entschuldigen Sie, Herr Lefebvre, aber . . ."

„Mach', daß Du fortkommst, sage ich!"

Der arme Auvergnat zog sich, ohne sich Gehör verschaffen zu können, zurück. Lefebvre und seine Leute hatten bald die beiden Betten und das Kamin durchstöbert. Ueberzeugt von der Nutzlosigkeit ihrer Nachforschungen, verließen sie das Gemach, um dieselben anderswo fortzusetzen, als Lefebvre auf den Auvergnaten stieß, der wie eine Bildsäule an die Mauer gelehnt stand.

„Was machst Du da?"

„Ich wage nicht dort einzutreten," sagte der Auvergnat, auf die Thüre seines Zimmers deutend.

Lefebvre trat näher und sah, daß die Thüre vermittelst Einbruch geöffnet worden war. Er stieß sie auf und eilte in's Zimmer. Jetzt wurde Alles erklärlich. Männer- und Frauenkleider, die von den Schaarwächtern sogleich als den Flüchtlingen gehörig erkannt wurden, lagen bunt durcheinander in der Mitte des Gemachs; ein großes, weißes Blatt Papier, welches oben auf lag, trug die Inschrift: „Für die Gerichtsschreiberei!"

„Die Elenden!" rief Lefebvre aus, „sie spotten unserer noch! . . . . Einerlei, sie haben Recht! . . . Die Sachen da nehmt sämmtlich mit Euch, sie werden als Beweisstücke dienen."

„O mein grundgütiger Himmel! . . . O du mein Herr Gott! . . . Ach! Herr Lefebvre! . . ."

„Was giebt's! Was hast Du?"

„Zwei Westen und drei Paar Hosen weniger im Schrank. O mein lieber Gott! . . . Ich bin bestohlen! . . ."

„Bist Du dessen gewiß?"

„Hier ist der Beweis," sagte einer der Häscher, hinzutretend. „Sehen Sie nur!"

In der That enthielt ein anderes, auf das Kamingesimse neben eine Börse mit Geld gelegtes Papier die Worte: „Für drei Paar Hosen und zwei Westen!"

„Da geht ein Mal wieder die Rechtschaffenheit mit dem Verbrechen Hand in Hand," murmelte Lefebvre, „und das kommt öfters vor, als man glauben sollte: Schurken, die durchaus kein Bedenken tragen, einen Reichen zu meuchelmorden, machen sich ein Gewissen daraus, einen Armen zu bestehlen. — Es ist jetzt offenbar" — sagte er darauf zu seinen Gefährten — „daß die Bösewichte mit den hier weggenommenen Gegenständen sich und die Kleine verkappt haben; allein es ist möglich, daß sie noch im Hause stecken; laßt uns darum Alles, vom Keller bis zum Dachgiebel, auf das genaueste durchsuchen!"

Die von Lefebvre angeordnete Haussuchung wurde mit der strengsten und gewissenhaftesten Genauigkeit vollzogen; doch hatte sie kein anderes Resultat, als den Verlust zweier, höchst kostbarer Stunden.

Der arme Lefebvre begab sich, niedergeschlagen, Zorn im Herzen, zum Generallieutenant der Polizei des Königreichs zurück.

„Nun!" sagte Herr von Sartines, als er ihn erblickte, „heißest Du immer noch Lefebvre?"

Diese Worte steigerten die Verlegenheit des Agenten auf's höchste. Bald hatte indeß Herr von Sartines eben so wenig mehr Lust zum Lachen, als sein Untergebener. Der Polizeiminister sandte sofort einen Bericht an alle Thore; dann schickte er einen Boten zum Herzoge von Almaveda, um diesen einzuladen, sich sofort zu ihm zu begeben.

. . . . . .

. . . . . .

„Es ist mir wahrhaft schmerzlich," sagte Herr von Sartines, „genöthigt zu seyn, bei Eurer Hoheit so schmerzliche Erinnerungen auf's neue wecken zu müssen, allein da jener Mann, wie ich Ihnen eben sagte, mir entkommen ist, so bedarf ich durchaus neuer Nachweisungen, weil ich mir in der Sache nicht Licht genug verschaffen kann. Ohne Zweifel haben die Mörder ihre Opfer beraubt?"

„So ist es. Der Wagen meines Sohnes wurde, hundert Schritt von dem Mordplatze entfernt, umgeworfen und ganz zertrümmert aufgefunden."

„Enthielt derselbe werthvolle Gegenstände, und von welchem Betrage?"

„Mein Sohn hatte nur wenig an Juwelen und gemünztem Gelde bei sich; dagegen befand er sich im Besitze von vierzigtausend Francs in Kreditbriefen auf mehrere Generalpächter."

„Haben Sie diesen Nachricht von sich gegeben?"

„Wie hätte ich das thun können? Diese Nacht hier angelangt, war mein erster Weg zu Ihnen, Herr Generallieutenant, und nach der sichern Hoffnung, welche Sie mir diesen Morgen gaben, gestehe ich . . . Zudem, bedurfte ich einiger Ruhe so nöthig . . ."

„Sie haben Recht."

„Ich gedachte, wenn sich inzwischen nichts Neues ereignen sollte, diese Herren morgen zu besuchen; namentlich Herrn Talmont von Blancheville, an welchen ich meinem Sohne ein besonderes Empfehlungsschreiben mitgegeben, und der . . ."

„Verzeihung, wenn ich Sie unterbreche, Hoheit! Allein es ist kein Augenblick Zeit zu verlieren. Schreiben Sie doch gefälligst die Namen der Generalpächter, auf welche die Kreditbriefe Ihres Sohnes ausgestellt waren, auf diesen Bogen Papier, und erlauben Sie mir, unterdessen einem meiner Agenten einen Befehl ertheilen zu dürfen! . . . Man rufe Lefebvre!" sagte dann Herr von Sartines zu einem Diener, indem er sich in ein anstoßendes Gemach begab, wo Lefebvre sich alsbald einfand.

„Du hast eine Scharte auszuwetzen, mein Alter," redete Herr von Sartines diesen an. „Du siehst, daß ich keinen Groll gegen Dich hege; ich beauftrage Dich vielmehr mit einer neuen Sen-

Digitized by Google

dung. Begieb Dich sofort nach der Sankt-Ludwigsstraße in den Palast des Herrn von Blancheville, und erkundige Dich, ob sich dort Jemand als Sohn des Herzogs von Almaveda eingeführt hat. Geh', ich harre Deiner Zurückkunft!"

Herr von Sartines kehrte hierauf in sein gewöhnliches Arbeitsgemach zurück, wo der Herzog von Almaveda so eben das begehrte Namensverzeichniß vollendet hatte.

„Hier, Herr Generallieutenant, ist das Verlangte; es sind acht Namen. Am meisten beunruhigt mich der des Herrn von Blancheville; wenn der Mörder meines Alphonso zu ihm gegangen wäre . . . ."

„Das ist es, was ich binnen einer Stunde wissen werde; ich lasse deshalb schon Erkundigungen einziehen."

„Schon?"

„Noch während des Abends wird man zu allen Andern gehen, denen ich deshalb selbst schreiben werde."

Da der Herzog sah, daß Herr von Sartines zur Feder griff, so empfahl er sich, um den Generallieutenant nicht weiter zu stören.

. . . . . .

Lefebvre, glücklicher bei seinem zweiten Unternehmen, erfuhr, indem er den Schweizer des Hauses plaudern zu machen wußte, daß ein Fremder, der sich „Sohn des Herzogs von Almaveda" nannte, der Bräutigam des Fräuleins von Blancheville geworden sey, und daß am selben Abend, um sechs Uhr, die Unterzeichnung des Heirathsvertrags im Beisein des Notars Lerond statt haben würde.

Als Lefebvre diesen Bericht abstattete, war es Dreiviertel auf Sechs. Herr von Sartines benutzte die ihm noch übrige Viertelstunde dazu, seinen ersten Sekretair mit genauen Instruktionen zu versehen und ihn zu Herrn Lerond zu senden, damit dieser ihn als seinen Gehülfen in das Hotel Blancheville einführen möchte.

Die Zeit drängte; die Ehre einer achtbaren Familie stand in Gefahr; der Notar willigte ein.

Der fernere Verlauf dieses verhängnißvollen Abends ist uns bekannt; ebenso, daß Seiner Hoheit, dem Räuberhauptmann „Eisenherz", das Chatelet als Palast und ein dunkles Kerkerloch als Brautgemach angewiesen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Orgelbauer Dreymann.

(Aus Rheinhessen, im August.) In früheren Nummern der Didaskalia wurde der im Orgelbau berühmten Gebrüder Stumm und Familie erwähnt und die vielen Orgeln aufgezählt, welche durch diese Orgelbaukünstler erbaut worden sind. Referent dieses hat den darüber mitgetheilten Aufsatz mit großem Interesse gelesen und sich darüber gefreut, daß der Kunstsinn für Orgelbau in dieser Familie sich auf Kinder und Kindeskinder fortgepflanzt hat. Referent kennt einen großen Theil der von den Gebrüdern Stumm erbau'en Orgeln aus eigener Anschauung und Probe und kann das Urtheil, das in jenem Aufsatze über dieselben gegeben ist, nur unterschreiben. Wenn sich Referent Dieses nun erlaubt, mit Gegenwärtigem eines tüchtigen Orgelbauers unserer Rheinprovinz zu erwähnen, so geschieht es nicht in der Absicht, um etwa den Ruhm der Orgelbauerfamilie Stumm zu schmälern, sondern vielmehr nur aus dem Grunde, um ebenfalls einen Orgelbauer öffentlich namhaft zu machen, der den geschickten Meistern würdig im Orgelbaufach an die Seite gestellt werden darf. Dieser Orgelbauer ist Bernh. Dreymann in Mainz. Dreymann ist ein geborner Westphale. Bockum ist sein Geburtsort. Bei seinem daselbst verstorbenen Vater erlernte er die Orgelbaukunst, in welcher er sich bei M. Bornweg in Münster, E. Maaß in Köln, J. S. Buchholz in Berlin, J. A. Utyhe in Dresden, B. Knobloch zu Halle, Gebhard zu Merseburg und Erler zu Wien gründlich ausbildete. Im Jahr 1821 gründete er durch Uebernahme des Orgelbaugeschäfts der Wittwe Ripple in Mainz sein eigenes Etablissement und erbaute, neben bedeutenden Hauptreparaturen an 160 Orgeln, folgende 39 kleinere und größere neue Werke: Für Wirhausen, Dudenhofen, Beerfelden, Bodenheim, Jügesheim, Bingen, Schlierbach, Langenwinkel, Astheim, Soßenheim, Eltwille, Oestrich, Biebesheim, Griesheim, Hamm, Holzhausen, Gronau, Lindenfels, Aspisheim, Kirberg, Sct. Ignatz zu Mainz, Eppertshausen, Georgenhausen, Alsenbrück, Münster, Obererlenbach, Alsheim, Gießen, Brüssel, Stockstadt am Rhein, Erbesbüdesheim, Nyvelles, Trebur, Homburg vor der Höhe, Dieburg, Eich, Freylaubersheim, und noch im Bau begriffen ein Werk von 28 Stimmen für die St. Clara-Kirche in Brüssel und ein ähnliches für Antwerpen, welches letztere im Laufe dieses Jahres noch aufgeschlagen wird. Dreymann hat mit seinen Orgeln allenthalben Ehre eingelegt und wegen seiner vorzüglichen Arbeiten Anerkennung gefunden. Seine Orgeln zeichnen sich aus durch eine höchst angenehme Intonation des Pfeifenwerks. Besonders weiß er dem Register Spitzflöte acht F. eine fast unübertreffliche anmuthige Intonation zu geben, und die Zungenwerke, welche er ausarbeitet, namentlich Krummhorn, Trompete und Posaune, letztere mit einschlagenden Zungen, sind als sehr gelungen zu bezeichnen. Die Dispositionen Dreymann's nehmen keine alleinstehende Terz mehr auf, dagegen wird zu Prinzipal acht F. immer Bourdon 16 F. Ton und Nasardquinte sechs F. Ton disponirt.

Die größeste Orgel, welche Dreymann erbaut hat — 1837 — steht in der St. Ignatzkirche zu Mainz. Dieselbe hat 35 klingende Stimmen, unter welchen sich ein Subbaß 32 F. Ton befindet. Jeder Orgelfreund, der sich die Mühe nehmen will, diese oder eine andere der erwähnten Orgeln zu untersuchen, wird sicher durch die Untersuchung ein sehr günstiges Urtheil für Dreymann gewinnen. Die Gediegenheit des Charakters Dreymanns, seine Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit hinsichtlich der Ausführung der Arbeiten bieten außerdem, neben seinen gut geordneten ökonomischen Verhältnissen, die beste Garantie dar. Dreymann beschäftigt in der Regel acht bis zehn Gehülfen; zwei Söhne werden dereinst das Geschäft des Vaters forttreiben; ein erwachsener Sohn steht bereits dem Vater im Geschäft treulich zur Seite und verspricht in der Orgelbaukunst ein tüchtiger Meister zu werden, so daß der Name Dreymann im Orgelbaufach auch in Zukunft genannt werden wird. Möge Bernhard Dreymann seinen Söhnen noch recht lange als Lehrmeister zur Seite stehen, damit sie unter seiner Leitung nicht nur die Kunstfertigkeit und Geschäftskenntniß erlernen, durch welche er sich Auszeichnung verschafft hat, sondern sich auch die Gemüthseigenschaften aneignen, die ihrem Vater als Mensch und Künstler Achtung und Wohlwollen erworben haben.

Die Religionsfreiheit in Nord-Amerika.

(Erster Artikel.)

Z (Vom Main.) Bei der Wendung, welche die religiösen und näher die kirchlichen Differenzen in Deutschland zu nehmen scheinen, dürfte es nicht unzweckmäßig seyn, Einiges zu größerer Oeffentlichkeit zu bringen aus einem Schreiben von New-York, welches die gehaltreiche „Berl. Allg. Kirchenztg." unterm 16. v. M. in ihre Spalten aufgenommen hat. — „Wenn man", heißt es hier, „vom europäischen Standpunkt ausgeht, so kommt man leicht zu dem falschen Schluß, daß es in Amerika (d. h. den vereinigten Staaten), wo die Kirche ganz frei dem Staat ge-

Digitized by Google

genüber steht, sehr schlimm um dieselbe stehen müsse. Dem ist aber nicht so, wie die offenkundige religiöse Theilnahme der Nord-Amerikaner, ihre erfolgreiche Missionsthätigkeit, die treffliche praktische Bildung vieler Geistlichen und selbst die Menge religiöser Sekten beweist, die nur aus lebendigem Antheil an religiösen Dingen entstehen. Diese ganz eigenthümliche Erscheinung ist nur zu erklären durch die kirchliche Selbstständigkeit, die in sich selbst hinreichende Mittel für ihre Bedürfnisse findet, die sich selbst vertraut, und in diesem Vertrauen zum Ziele gelangt ... Die Trennung von Kirche und Staat ging zunächst lediglich von den Gemeinden selbst, von ihrem freien Willen aus, indem vor Allen die Presbyterianer, Quäker und Baptisten ꝛc. von Virginien an den Congreß um diese Trennung petionirten, welchem Gesuch zuerst 1776 Raum gegeben wurde. Maryland, New-York, Karolina und alle protestantisch-bischöflichen Staaten folgten bald diesem Beispiel, und nur in den neuenglischen Provinzen, wo die Hochkirchlichen prädominirten, erfolgte jene Trennung erst neuerdings, aber immer von Gläubigen ausgehend. So herrscht nun jenes Freiwilligkeits-System, wonach jede Confession und Kirche vor dem Gesetze gleich und frei ist, sonst aber nichts mit der weltlichen Macht zu thun hat, indem jede Gemeinschaft, jede Sekte nur von ihren eignen Anhängern unterhalten wird, — jenes Freiwilligkeitsprincip (voluntary principle) herrscht in allen Vereinsstaaten; das Volk fühlt, daß es sich selbst helfen kann, und daß, dies zu thun, seine Pflicht und sein Vorrecht ist.... So kommt es denn, daß trotz der reißend schnell sich vermehrenden Bevölkerung, welche jährlich den Neubau von über 806 Kirchen und fast eben so viel neue Geistliche fordert, daß trotzdem Kirchen und Schulen und vor Allem ein wahrhaft religiöses Leben in Nord-Amerika blühen, und daß jenes Freiwilligkeitsprincip den Stolz und die Hoffnung jedes Mannes der ver. Staaten bildet. Denn wo ein solcher Geist für Religion lebendig ist, wie dort, da wird die Wahrheit siegen; in welcher äußeren Form und Gestalt, das ist Gottes Werk, der dem freilebendigen Geist die freilebendige Gestalt nicht versagen wird." —

In einem zweiten Artikel werde ich noch Einiges auf diesen Gegenstand Bezügliche aus der eben erschienenen Schrift F. von Raumer's über „die vereinigten Staaten von Nord-Amerika" mittheilen.

Mannichfaltigkeiten.

Der Pianist Leopold von Meyer, welcher im vorigen Jahre auch in unserer Stadt (Frankfurt a. M.) mehrere Konzerte gab und seine Virtuosität glänzend entfaltete, hat in London die ungetheilteste Anerkennung gefunden und in einem Hofkonzerte von Seiten der Königin Victoria und des Prinzen Albert sich des höchsten Beifalls zu erfreuen gehabt. — Der Baritonist Pischek wird nach Beendigung des Gastspieles des Hrn. Steinmüller das seinige auf der Frankfurter Bühne eröffnen. Fräulein Lind gastirt in Köln, wird aber dieser Tage hier eintreffen und bei erhöhten Eingangspreisen in der Norma, Nachtwandlerin u. a. singen. — Mit Vergnügen vernehmen wir, daß Fräulein Capitän, von längerem Unwohlseyn genesen, demnächst wieder auftreten wird, während wir dagegen mit Bedauern erfahren, daß Fräulein Reuther nach von der Theaterdirektion erfolgter und von ihr angenommener Kündigung unsere Bühne verlassen wird, wodurch dem Repertoir abermals mancherlei Störungen erwachsen.

Der Musikdirektor Carl Ludwig Fischer, dem deutschen Publikum durch die Composition seiner Cantate: „Meeresstille und glückliche Fahrt", die er bei dem Würzburger Sängerfest dirigirte, wie durch sein wohlgetroffenes Bild in dem Festalbum neuerdings bekannt geworden, hat nun Würzburg verlassen, um seine Function als Musikdirektor der Kölner Oper anzutreten. Der Abschied dieses in Würzburg allgemein beliebten Künstlers wurde durch ein Fest von Seiten seiner zahlreichen Freunde gefeiert, welches sich durch Sinnigkeit im Arrangement und durch die herzlichste Theilnahme auszeichnete.

Korrespondenz.

Stuttgart, 19. August.

Unserem Theater dürften demnächst sehr fühlbare und schmerzliche Verluste bevorstehen. Man spricht nämlich bereits davon, daß Baron Taubenheim, der ohne Zweifel in die Stelle des Oberst-Stallmeisters v. Maucler einrückt, alsdann von der Theaterintendanz abtreten werde; er hat sich, seit er diese schwierige Stelle bekleidet, wie früher in seinen anderen Stellungen, allgemein beliebt zu machen gewußt. Wer in diesem Fall sein Nachfolger werden soll, darüber können höchstens Vermuthungen vorhanden seyn. Man spricht zwar von Hofrath Fr. Dingelstedt; allein dieser müßte nach bisherigem Usus vorher geadelt und zum Kammerherrn ernannt werden, da bis jetzt immer ein Adeliger und Kammerherr des Königs dieses Amt verwaltete und man daher annimmt, es werde auch ferner so gehalten werden wollen. Unmöglich wäre das freilich nicht, und ich wenigstens glaube, das Theaterregiment könnte in keine besseren Hände übergehen. Ferner wird viel von dem Rücktritt von Fräul. Stubenrauch von der Bühne gesprochen, an welcher unsere Hoftheater, so selten sie auch auftritt, doch seine einzige wirklich gediegene dramatische Künstlerin verlieren würde, deren Stelle nur sehr schwer zu ersetzen wäre; ein Verlust, der uns besorgen ließe, daß Schiller und Shakspeare vollends ganz von unserer Bühne verschwinden müßten. — Unsere Oper hat in Fräul. Waldhauser eine gute Acquisition gemacht; doch scheint es immerhin, daß man etwas gar zu viel Wesen von der jungen Künstlerin machte, die zwar eine schöne Stimme und viel Talent besitzt, aber noch keine so vollendete Sängerin ist, als man einigen Artikeln nach hätte glauben sollen; übrigens berechtigt sie zu schönen Hoffnungen. Fräul. Walter, unsere erste Sängerin, hatte sich auf ihrer noch immer nicht beendigten Ferienreise der glänzendsten Triumphe zu erfreuen. Auf ihre außerordentlichen Erfolge in Nürnberg folgten die schmeichelhaftesten Einladungen zu Hofkonzerten in Coburg, wo ihr die höchste Anerkennung auf's huldvollste sich kund gab, und zu glänzendem und schmeichelhaftem Engagement zu 12 Gastrollen für nächstes Jahr gefolgt war; sie weilt jetzt in Berlin, wohin sie zu einem Gastrollencyclus berufen ist. — Die großartigen Triumphe Pischek's kennen Sie bereits; für heute nur noch so viel, daß wir ihn dieser Tage wieder hier erwarten und daß unsere Bühne zu Cannstadt nächstes Tage wieder eröffnet wird. Der Physiker Ludw. Winter gibt daselbst von der vornehmen Welt und den Mittelklassen eifrig besuchte Vorstellungen in der natürlichen Magie. Ueber das Anziehende seines geistreichen humoristischen Vortrags in neuem Genre ist nur eine Stimme.

Mainwasser-Wärme.

Den 22. August, Abends: 13½ Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. August. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. (Gastrollen) Graf: Hr. Steinmüller, k. hannover'scher Hofsänger und erster Regisseur der Oper. Amine: Mad. Steinmüller, geb. Schrickel, k. hannover'sche Hofopernsängerin und Kammersängerin Ih. k. Hoh. der verwittw. Großherzogin Stephanie von Baden.

Sonntag, 24. August. (Zum Erstenmale wiederholt): Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld. Obrist von Götze: Hr. Breuer, vom Stadttheater in Bremen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 234. Montag, den 25. August 1845.

Ein Grand von Spanien.

Dem Französischen frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

VII.

Ein Damenbesuch bei Herrn von Sartines.

Am Morgen nach dem Triumphe der Polizei des Herrn von Sartines, genau zur selben Stunde, wo Tags vorher der Herzog von Almaveda, kraft seiner hartnäckigen Zudringlichkeit, eine Privat-Audienz bei dem Generallieutenant der Polizei erlangt hatte, suchte eine, in einen schwarzen Seidenmantel gehüllte, dichtverschleierte Dame um dieselbe Gunst nach. Aber sey es, daß sie von Natur schüchtern war, oder daß sie nicht völliges Vertrauen in den Grund der Veranlassung setzte, welche sie hierherführte, genug, ihre Beharrlichkeit war nicht anhaltend genug, ihre Bitten blieben fruchtlos; man wies sie, ohne ihrer Thränen zu achten, mit kurzen Worten ab.

Am nächsten Tage erschien sie wieder, und dies Mal, nachdem sie Herrn von Sartines zuvor ein kleines Billet hatte überreichen lassen, beeilte sich dieser, ihr die gewünschte Unterredung zu gewähren. Der Zweck derselben war, die Erlaubniß zum Eintritt in das Gefängniß des Räubers „Eisenherz" zu erhalten.

Herr von Sartines, obwohl durch dies Begehren ziemlich überrascht, enthielt sich, sein Erstaunen zu erkennen zu geben, und begnügte sich damit, der Bittstellerin zu erwiedern, daß seine Thätigkeit und Macht in dieser Angelegenheit völlig zu Ende seyen, wie denn jeder weitere, den Gefangenen betreffende Schritt lediglich von der Bestimmung des Kriminallieutenants abhinge, an den sich die Bittstellerin deshalb zu wenden habe.

Die arme Frau zog sich, niedergeschlagen und entmuthigt, zurück. Es war augenscheinlich, daß sie den äußersten Widerwillen dagegen empfand, mit dem letztgenannten Beamten in irgend eine Verbindung zu kommen. Dennoch entschloß sie sich am nächsten Morgen, nach einer in peinlicher Unruhe und schwerem Kampfe durchwachten Nacht, sich zu dem Kriminallieutenant zu begeben.

Dieser empfing sie anfangs auf das höflichste, als sie ihm aber ihr Anliegen vortrug, nahmen seine Züge den Ausdruck ernster Strenge an; seine dichten Augenbrauen zogen sich zusammen, wie die des olympischen Jupiters, und mit scharf betonter Stimme antwortete er nur die zwei trostlosen Worte:

„Unmöglich, Madame!"

„Barmherzigkeit, gnädiger Herr!"

„Wissen Sie, Madame, welcher Verbrechen dieser Gefangene angeklagt ist?"

„Es ist mir unbekannt . . . Alles, was ich weiß, ist nur, daß ich ihn sehen muß."

„Es ist unmöglich, sage ich Ihnen. Er befindet sich im strengsten Gewahrsam."

„Himmel! . . . Was ist denn sein Vergehen?"

„Wie, Madame, Sie sollten nicht wissen, daß er der Schrecken einer ganzen Gegend war? So hören Sie denn! Derjenige, für dessen Schicksal Sie eine so lebhafte Theilnahme zu hegen scheinen, ist der Hauptmann einer Räuberbande, ein Meuchelmörder!"

„Ein Meuchelmörder! . . ." rief die Unglückliche in herzzerreißendem Tone aus. „O mein Gott! . . . Ist das möglich?"

„Und Sie wußten das in der That nicht?" sagte der Kriminallieutenant mit gemildertem Ausdrucke der Stimme, als er sah, daß die arme Frau ihrem Schmerz zu erliegen drohte.

„Ach, mein Herr, ich wußte wohl, daß er schuldbelastet war . . . aber . . . Das, was Sie mir sagten . . . Nein, nein! . . . Ich muß es aus seinem eigenen Munde hören . . . O, mein Herr, hier auf meinen Knieen beschwöre ich Sie! Bewilligen Sie mir, nur eine Viertelstunde lang eine Unterredung mit dem Unglücklichen haben zu dürfen! . . . Sie werden mir die Erfüllung meiner Bitte nicht versagen, gnädiger Herr! . . . O, wenden Sie sich nicht von mir ab! . . . Erhören Sie mein heißes Flehen! Ich werde nicht eher ablassen, Ihre Kniee zu umklammern, bis ich die Gewährung meiner Bitte von Ihnen erlangt habe!"

Und die arme Frau folgte, sich auf ihren Knieen weiterschleppend, allen Bewegungen des Kriminallieutenants.

„Stehen Sie auf, Madame, ich bitte Sie darum, und hören Sie mich . . . Karl Lamberti hat bereits schon mehrere Verhöre bestanden, ja, er ist selbst mit einem Manne confrontirt worden, welcher Zeuge und Opfer des letzten Verbrechens war, dessen man ihn beschuldigt. Dieser Mann hat ihn sofort auf das bestimmteste erkannt, und wiederholt in seiner Gegenwart alle die nähern Umstände angegeben, welche bei der Begehung des Verbrechens stattfanden. Trotz alle Dem zeigte der Räuber „Eisenherz", gleichsam, als wolle er seinen verruchten Beinamen rechtfertigen und Angesichts aller Welt beweisen, daß die Gefühllosigkeit des menschlichen Herzens keine Gränzen kenne, auch nicht die mindeste Rührung. Er verharrte bei dem von ihm seit seiner Verhaftung behaupteten System eines vollständigen Läugnens, sowohl was ihn selbst, als seine zahlreichen Genossen anlangt, und man hat ihn bis zu diesem Augenblick auch noch nicht ein einziges Wort des Geständnisses entreißen können. So lange er nun bei seinem beklagenswerthen Abläugnen beharren wird, muß er durchaus im strengsten Gewahrsam bleiben. Sollte er jedoch darauf verzichten, irgend ein Bekenntniß ablegen, namentlich aber sich dazu verstehen, die Justizbehörde über seine Mitschuldigen aufzuklären, alsdann kann man die Strenge seiner Haft, der er jetzt unterworfen ist, mildern; alsdann wird es Ihnen erlaubt seyn, den Angeklagten zu sehen und zu sprechen."

Es entstand ein langes Schweigen, während dessen die unglückliche Frau unter der Last dieser Enthüllungen zu erliegen schien. Dann erhob sie plötzlich, ihre Kräfte und ihren Muth gewalt-

Digitized by Google

sam zusammenraffend, den Kopf und sagte mit dem Ausdruck einer höhern Eingebung:

„Wohlan denn, mein Herr! Wenn irgend Jemand im Stande seyn kann, diese wilde Hartnäckigkeit zu besiegen; wenn irgend Jemand dieses eiserne Herz, dessen Unerschütterlichkeit Sie verzweifeln macht, erweichen und irgend ein Gefühl der Reue und des Bessern in ihm erwecken kann: so bin ich es, ich allein, Herr Kriminallieutenant!"

„Sie, Madame! . . . Wer sind Sie denn?"

„Ich bin . . . ."

Die Fremde näherte sich dem Ohre des Kriminalrichters und beendete die begonnene Phrase mit zwei so leise gesprochenen Worten, daß nur der Kriminallieutenant sie vernehmen konnte. Indessen waren diese beiden Worte hinreichend gewesen, den Kriminallieutenant erbeben zu machen, der nun seinerseits in tiefes Nachdenken versank. Endlich erhob er sich, und die Bittstellerin fest anblickend, sagte er:

„Ich lasse mir Dergleichen nicht aufbinden."

„Ich war auf diese Kränkung gefaßt," entgegnete die Frau mit ruhiger Würde. „Hier meine Antwort: lesen Sie, mein Herr!"

Der Kriminallieutenant nahm ein ihm von der Frau bei diesen Worten überreichtes, durch die Länge der Zeit gegilbtes Papier, durchlief dessen Inhalt, und gab es, ohne ein Wort zu sagen, der Fremden zurück; dann setzte er sich und schrieb einige Zeilen.

„Ihr Wunsch ist erfüllt, Madame," sagte er, der Bittstellerin das von ihm Geschriebene einhändigend. „Möchte doch Ihr Einfluß mächtig genug seyn, den Starrsinn des Gefangenen zu beugen und sein Herz zu erweichen!"

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus Volney's Ruinen.

III.

Der Tugendhafte gibt sich gerne dem schönen Traume von einer Verbesserung der Welt hin, aber die Erscheinungen der Wirklichkeit rufen ihn von solchen Hoffnungen zurück. Je mehr ich über die Natur des Menschen nachdenke, je mehr ich die gesellschaftlichen Zustände betrachte, desto weniger scheint mir eine Welt des Glückes und der Vervollkommnung möglich. Ich überblicke die Oberfläche unserer Halbkugel und nirgends gewahre ich den Keim oder die Blüthen einer wahrhaft beglückenden Umgestaltung. Noch ist ganz Asien in tiefes Dunkel eingehüllt. Der Chinese herrscht durch einen traurigen Despotismus, durch Strafen, welche die menschliche Natur entehren, durch das Grundübel einer schlecht organisirten Sprache und seine oft gepriesene Civilisation zeigt mir nur eine Automaten-Bildung, und eine unglückselige, nur äußerliche Verbesserung; der Indier, mit hundert Vorurtheilen belastet und von den Fesseln seiner Kasten umschlungen, führt ein unheilbares Pflanzenleben; der Tartar, meist unstät umherirrend, lebt noch immer in der Barbarei seiner Ahnen; der Araber, mit den schönsten Naturanlagen begabt, verliert seine Kraft durch die Anarchie unter den vereinzelten Stämmen und durch die Eifersucht unter den einzelnen Familien; der Afrikaner, seiner Menschenwürde fast ganz entäußert, scheint ohne Rettung dem furchtbaren Joche der Sclaverei verfallen. Im Norden sehe ich gleichfalls nur Leibeigenschaft und Knechtschaft und Heerden von Völkern, die von mächtigen Besitzern ausgebeutet und bedrückt werden; überall Unwissenheit, Elend und Geisteszwang. In einigen Ländern von Europa hat, ich will es nicht verkennen, die Vernunft sich zu entwickeln und die Wahrheit sich auszubreiten angefangen, aber dies Licht und diese Wahrheit sind doch noch immer mehr ein Besitz der Einzelnen als der ganzen Massen des Volks. Regierungen zielen mehr auf den eigenen Vortheil als auf den Nutzen der Unterthanen, und Völker und Fürsten, die sich gerne die gebildeten nennen, haben die Erde mit ihren Ungerechtigkeiten überschwemmt, und noch immer schämen sie sich nicht, Afrika durch den Sclavenhandel zu entvölkern. Kann Freiheit aus der Tyrannei entstehen und kann Gerechtigkeit da ihre Wurzeln schlagen, wo noch so viel Willkür herrscht? Ich habe diese civilisirten Länder kennen gelernt und die Täuschung ihrer eingebildeten Weisheit eingesehen. Da sah ich hier den Reichthum in den Händen Einzelner und die Armuth unter der Menge; dort die Vorrechte und Privilegien bei den Mächtigen und das Gegentheil bei den Geringen. Hier die Vertretung der Interessen der Herrscher, aber nicht die der Beherrschten; dort Erschlaffung und Ueberfeinerung und hier Entmuthigung und blinden Gehorsam. Zwanzig verschiedene Gottesverehrungen und Glaubenssysteme spalten die Menschen, und Jeder rühmt sich der wahren Erkenntniß und des rechten Glaubens, woraus mir zu folgen scheint, daß der menschliche Geist sich eben so gut vom Irrthum als von der Wahrheit überzeugen läßt. Wie soll man ihn aufklären? Wie soll man ihn an ein freies Denken gewöhnen, da jede Glaubenslehre den Zweifel verwirft und einen unbedingten Gehorsam verlangt? Woran soll der Mensch die Wahrheit erkennen, da man die Forschung verdächtigt und jeden Andersdenkenden als einen Neuerer verschreit? Die Verblendung der Leidenschaften und das Dunkel der Unwissenheit sind noch nicht gewichen, und es müßten günstigere Umstände als seither erscheinen, um diese Uebel zu entfernen. Ein ganzes Volk, vom Aberglauben befreit, müßte den Fanatismus von sich weisen; es müßte den Gesetzen einer reinen Moral und Vernunft Folge leisten und müßte zu gleicher Zeit muthig und besonnen, erleuchtet und bedächtig seyn; seine Armen müßten der Verführung, seine Reichen der Habgier widerstehen; es müßten gerechte und uneigennützige Herrscher, Feinde jeder Unterdrückung, vorhanden seyn, und das Volk müßte volles Vertrauen in sie setzen können; es müßten veraltete Mißbräuche abgeschafft und passende Neuerungen rasch in's Leben gerufen werden; endlich müßte dies Volk Muth genug besitzen, um seine Freiheit vollständig zu erringen, Einsicht genug, um sie zu befestigen, Beharrlichkeit genug, um sie aufrecht zu erhalten, und Großmuth genug, um das errungene Gut auch mit andern Nationen zu theilen. Werden so viel Vorzüge und so günstige Umstände je vereinigt seyn und wann wird eine so schöne und wünschenswerthe Zeit erscheinen?

W.

Mannichfaltigkeiten.

(Paris, 14. August.) Der Allerweltsspötter Charivari läßt einen schrillenden Ton der Spottlust durch den Begeisterungsjubel für das Beethovenfest in Bonn hindurchklingen. Fünfzig Orchester, sagt er, und zehntausend Musikanten hätten die so ruhige und gesetzte Stadt mit Sturm genommen. Das sey ein schauderhaftes Tohu Bohu aller bekannten und unbekannten Instrumente, ein Mischmasch von durchstrichenen Noten, ein polterndes Geraffel von Tremulanten. Die Künstler zählte man nach Dutzenden, die Sänger nach Hunderten, die Bläser, Geiger und Pauker nach Tausenden, die Componisten nach Schwadronen, die Chorsänger nach Armeen. Und alles Das singe, pfeife, schnurre, schnarre, schrille, keeische; jedes Haus sey ein Conservatorium. Alle deutschen Berlioz, und deren gebe es zu Köln und in Baiern, in Schwaben und Böhmen, in Schlesien und Tyrol, hätten Bonn in Besitz genommen, bis zu den Zähnen mit Partituren bewaffnet; man esse, man trinke, man schlafe nicht mehr, man musicire und musicire immer wieder von neuem. Die Pianisten allein, an ihrer Spitze Liszt, den die Ungarn Franz nennen, bildeten ein vollständiges Regiment. Unter dem Vorwand, daß man Beethoven feiere, hätten die Musikaster aller Länder sich eingebildet, mit von der

Digitized by Google

Partie seyn zu müssen. Man erfreue sich in Bonn der Anwesenheit von dreißig sehr berühmten Maestri, deren Namen Niemand kenne. Wenn der Teufel Bonn holen wolle, so würde es in der Welt weder Musik noch Musikanten mehr geben. Diese ergötzliche Beschwerdeschrift ist aus Bonn datirt und unterzeichnet: Ein Bürgermeister.

(München, 19. Aug.) Die englische wissenschaftliche Zeitschrift „The Builder (der Baumeister)" sagt unter der Aufschrift Architektur in München: „Wie viel sich in kurzer Zeit erreichen läßt, davon liefern ein glänzendes Beispiel die außerordentlichen Werke, die in München durch den Geist, die Liberalität und Thatkraft des jetzigen Königs von Baiern ausgeführt worden sind. In den letzten dreißig Jahren hat sich der Anblick der Stadt ganz verändert; eine Menge wundervoller Gebäude hat sich erhoben, eine neue Kunstschule ist in's Leben getreten. (Folgt eine Aufzählung, wobei auch der Walhalla gedacht wird, welche „gleichsam wie ein Hauch aus dem Felsen entsprungen sey, worauf sie steht, um ihren Urheber unsterblich zu machen"). München ist jetzt eine der merkwürdigsten Hauptstädte Europa's, und Fremde aus allen Ländern strömen alljährlich dahin, um ihre Schönheiten zu bewundern und die Schöpferkraft eines einzigen mächtigen Geistes anzustaunen. Nicht zufrieden damit, blos schöne Bauten hervorzurufen, hat König Ludwig von Baiern die schönen Künste zu nationalisiren, sie in die Wohnungen des Volks zu dessen Genuß einzuführen gesucht. Museen gewähren eine klare Uebersicht der Kunstgeschichte, und jedes seiner Gebäude dient dazu, irgend eine besondere Kunstepoche zu beleuchten. Die Mittel des Unterrichts in der Kunst sind Allen dargeboten, und das Höchste geschieht, um die Nationalhülfsquellen in dieser Hinsicht zu entwickeln. Dieser kunstliebende König hat gezeigt, daß es noch einen andern Weg zum Tempel des Ruhmes giebt, als über leichenvolle Schlachtfelder, und er hat sich eine Nische darin gewonnen neben den Standbildern eines Perikles und Augustus."

(Paris.) Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat in ihrer jüngsten Sitzung dem Professor Neumann in München den Preis zuerkannt für das von ihm eingesendete Werk, welches die von der Akademie 1839 aufgestellte Preisaufgabe (den Ursprung, die Wanderungen und die Aufeinanderfolge der Völker zu untersuchen, welche vom 3 — 11. Jahrhundert im Norden des schwarzen und caspischen Meeres gewohnt ꝛc.) behandelt.

Auf den den Bewohnern Norköpings öfters gemachten Vorwurf, daß sie die Ausführung der Statue Karl Johanns XIV. nicht einem inländischen Künstler übertragen haben, erwiedert die Allg. Pr. Ztg., daß man sich zuerst an die Professoren Byström, Fogelberg und Quernström, und erst, als diese Herren eine den Betrag der Subscription weit übersteigende Summe gefordert hätten, an Hrn. Schwanthaler gewendet habe, der auch in der That einen so geringen Preis gestellt habe, daß er voraussichtlich mit Verlust werde arbeiten müssen.

Man liest in der „Karlsr. Ztg.": Die in Amerika einwandernden Deutschen ꝛc. sehen sich oft, wenn sie der englischen Sprache nicht mächtig oder wenigstens nicht vertraut genug damit sind, um ihre Geistesfähigkeiten geltend zu machen, gezwungen, zu Handarbeiten ihre Zuflucht zu nehmen, und daher kömmt es, daß man oft an Kanälen, Chausseen und Eisenbahnen, in Kohlengruben und auf Dampfböten Doktoren und Geistliche, Offiziere und Kaufleute mit Hacken, Spaten und Schürstange, mit Schiebkarren und Handtrage beschäftigt findet, ihr „tägliches Brod" zu verdienen. In Pennsylvanien hatten sich in früheren Jahren in einer der dortigen einträglichen Kohlengruben viele wissenschaftlich gebildete Männer zusammengefunden und sie duldeten, um die gewöhnliche Klasse der Handarbeiter von ihrer Gesellschaft und Unterhaltung fern zu halten, keinen unter sich, der nicht lateinisch sprach oder wenigstens einige an ihn gerichtete Fragen befriedigend beantworten konnte. Jene Grube hieß in damaliger Zeit „die lateinische Kohlengrube."

Welchen Umfang das Bankgeschäft zu London in Folge der Eisenbahnspeculationen gewonnen hat, zeigt folgende Notiz des „Bankers Magazine": „Eine einzige Firma in Lombardstreet schickte kürzlich zur Abrechnung im Clearing-house ein Guthaben von 2½ Mill. Pfd., und da fast eine gleiche Summe auf sie gezogen wurde, so ergiebt dies 5 Millionen für die Transaction einer einzigen Firma an einem Tage. Eine Million war bis jetzt unter gewöhnlichen Umständen die höchste von dem größten Banquierhause vertretene Summe."

Iffland sagte einmal in einer Abendgesellschaft zu einem Freund, nachdem man ihn mit Dilettanten-Musik halb todt gemartert hatte: „Ach Lieber, wie war ich froh, als die „Hebe" zu Ende war! Aber sieben Lieder habe ich noch verschlucken müssen. Ich habe ein ganz verfluchtes Schicksal! Komm' ich in ein Haus, in dem eine singende Tochter ist, so muß ich Lieder anhören, und haben mich die lieben Kinder stundenlang gemartert mit ihrem Gesange, so sagt die Mutter: O Karolinchen, jetzt gib dem Herrn noch den Erlkönig; und wenn der Erlkönig tief verpackt liegt unter einem berghohen Haufen von Noten und das tausendste Mal nicht gefunden werden kann, bin ich da, so ist's richtig — die Canaillen finden den Erlkönig gewiß."

Donizetti hat vorläufig die von der Direktion der großen Oper in Paris an ihn ergangene Einladung abgelehnt, um für die diesjährige Saison eine neue große Oper zu schreiben. Seine gerechten Ansprüche gegen die Direktion in Betreff seiner bereits fertigen Oper: „Le Duc d'Alba", sollen ihn davon abhalten. Bekanntlich hat Donizetti die genannte Oper bereits vor drei Jahren geliefert, die Direktion aber die wegen der Aufführung derselben schwebenden Differenzen mit dem Verfasser des Textes Hrn. Scribe noch nicht beigelegt.

In der Rue Richelieu zu Paris ist ein chinesischer Parfumerieladen mit wirklichen Chinesinnen eröffnet worden. Diese Speculation gelingt vorzüglich, denn Jedermann will die unter ihren Palankins sitzenden Verkäuferinnen sehen. Die Chinesinnen sollen eben so schön seyn, als die Pariserinnen.

Die Bienenzucht soll in Oesterreich, nach Behauptung auswärtiger Zeitungen, im Abnehmen seyn, doch wird der jährliche Gewinn noch immer auf 400,000 Ctr. Honig und 2837 Ctr. Wachs veranschlagt.

(Gotha.) Der Pfarrer J. C. Ortmann in Steinbach hat in der Müller'schen Buchhandlung allhier so eben eine Schrift unter dem Titel: „Der Tod und die Todesfeier Dr. Martin Luther's. Eine Erinnerungsschrift zur 300jährigen Gedächtnißfeier des Todestages, des 18. Februar 1846" (Preis 6 Ngr.), erscheinen lassen. Dem Verfasser gebührt der Dank, daß er auf eine so hochwichtige Feier zuerst hinweist und uns in seiner Schrift zeigt, wie in vielen Städten Deutschlands 1646 und 1746 Luthers Todestag feierlich begangen wurde, auch zugleich in dieser Schrift Andeutungen zur Feier des Jahres 1846 gibt. (Gothaische Zeitung 1845. Nro. 147.)

(Regensburg.) Auf unserem Theater ging am 25. Juli ein neues historisches Schauspiel: „Prinz Eugen von Savoyen", von J. Priem, mit Beifall über die Bretter.

In der Kabinetsordre des Königs von Preußen vom 20. Februar 1804 heißt es: „Die Publicität ist für den Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit und den bösen

Digitized by Google

Willen der Beamten, die ohne sie eine bedenkliche Eigenmacht erhalten." — Wie kommt es doch, daß man jetzt diese Bürgschaft nicht mehr für nöthig hält? — Die Beamtenwelt ist gar zu geneigt, sich für den Staat zu halten, und wer sie antastet, ist in ihren Augen ein Staatsverräther.

Nachdem die „Leipziger Theaterzeitung" von Julius Koffka eingegangen, zeigt derselbe das demnächstige Erscheinen eines ähnlichen Blattes unter dem Titel: „Theater Locomotive" an. Nach dem Prospectus wird in dem neuen Blatte Alles ganz eisenbahnmäßig classificirt und rubricirt werden und in die Fächer Passagier-Zimmer 1, 2, 3, Coupé u. s. w. eingetheilt. Demnächst soll die Probenummer ausgegeben werden.

Korrespondenz.

München, 20. August.

Der Circus der Herren Cuzent und Lejars würde heute und morgen, als den letzten Tagen seines Bestehens dahier, von den sich zudrängenden Schaulustigen nicht leer werden, auch wenn die Vorstellungen von früh bis Abends währten, oder wenn selbst die Eintrittspreise verdoppelt würden. Obschon man vieles schon besser Gesehene zu Gesicht bekommt, ist doch im Allgemeinen Das, was von dieser Gesellschaft, und namentlich, was von deren vorzüglicheren Mitgliedern geleistet wird, so ausgezeichneter und anziehender Art, daß man nach einigen Vorstellungen leicht begreift, wie diese so ganz zum enthusiastisch begehrten Modeartikel haben werden können. Die der Mad. Lejaes (ersten Tänzerin zu Pferd der Gesellschaft) vor einigen Tagen an ihrem Benefizabend gespendeten Armbänder ꝛc. sollen einen Werth von beiläufig 400 Dukaten haben, — wenn hier anders nicht Uebertreibung obwaltet. Indessen nennt man allerdings unter den Kranz- und Bouquetspendern sehr hochgestellte Herren.

Bodenheim, im August.

Wie unser Flecken seit dreißig Jahren sich gehoben hat, kann man daraus ersehen, daß seine Bevölkerung das Doppelte von Dem ist, was sie damals war, daß eine ausgezeichnet schöne Kirche, ein neues Pfarr- und Schulhaus erbaut wurden, daß die nach den umliegenden Orten führenden Wege im bestrn Zustande sind und daß endlich die vielen Edelhöfe, die nun alle in Hände von Nichtadeligen übergegangen sind, neu hergestellt und auch Vieles zur Verschönerung geschehen ist. Dazu rechnen wir ganz besonders die von Hrn. Molthan auf seinem großen Weinberge, genannt Westrum, erbauten zwei Thürme mit Zinnen, die einen dem Auge wohlthuenden Anhaltspunkt an dem sich erhebenden Berge bilden und eine vortreffliche Aussicht gewähren. — Eines Besuches werth ist auch der dort gelegene freiherrl. v. Breidenbach'sche Hof, dessen Besitzer nunmehr der Weinhändler Hr. Joseph Dolles ist, kenndar an zwei Hirschgeweihen an dem obern Giebel des Herrschaftshauses, zum Zeichen der Jagdgerechtigkeit, die aber freilich in der Revolutionszeit mit so mancher andern Gerechtigkeit, deren Zeichen noch vorhanden sind, verloren gegangen ist. Der von den Mainzern stets hochverehrte Kurfürst Emrich Joseph aus der Familie Breidenbach hat dieses Haus erbauen lassen. Unvergeßlich und im Andenken des Mainzer Landes wird es noch Jahrhunderte hindurch bleiben, daß dieser gute Fürst in den 70er Hungerjahren des vorigen Jahrhunderts seine Magazine öffnen und Früchte unentgeltlich an Stadt und Land vertheilen ließ und daß er dadurch Tausende vom Hungertode rettete. Den herrschaftlichen Garten, mit einem Monumente des Kurfürsten im Rococostyle, hat Hr. Dolles in drei Theile getheilt, in einen botanischen Garten, dem ein Kunstgärtner vorsteht, den Blumen- und Gemüsegarten, in dem Hunderte von Rosenstöcken, mitunter seltene Exemplare, im Frühling in Blüthe stehen, und in einen sogenannten englischen oder Irrgarten mit herrlichen, schattigen Plätzchen, ganz geeignet, der Ruhe, der geselligen Freude und philosophischen Betrachtungen zu dienen. Hier steht auch das kurfürstliche Monument, dem wir eine Vergrößerung und die Aufschrift wünschten, daß zur Zeit, als es errichtet wurde, Fürsten, Grafen, Barone, Stifts- und Klostergeistliche mit einer geringen Bevölkerung von Zehnt- und Zinspflichtigen und Leibeigenen hier wohnten und daß 70 Jahre später ein mehr als doppelt so zahlreicher, kräftiger Stamm von Gutsbesitzern und freien Pächtern im Wohlstande hier lebten und ihre Familien reichlich ernährten. — Nur mit Vorsicht erwähnen wir der so herzlichen Aufnahme des Hrn. Dolles und seines Associé, des Hrn. Adresch, da dergleichen bei ihnen zu gewöhnlich ist, als daß man davon reden sollte.

Cronberg im Herzogth. Nassau, 20. August.

Ein Tag der schmerzlichsten Erinnerungen bleibt für Cronberg und seine nächste Umgebung der zweite August d. J. Was wir an demselben erlebt, gesehen, gefühlt, — was wir Alles verloren haben, das können wir nicht beschreiben und sagen. Wir glaubten nicht anders, als daß es mit uns gar aus sey, und die Berichte, welche von dem unglücksvollen Ereignisse, das uns betroffen hat, in diesen und andern öffentlichen Blättern sich finden, sind weit davon entfernt, auch nur die geringsten Uebertreibungen zu enthalten. Schrecklich ist die Verwüstung, welche die Eis- und Hagelmassen, die niederströmenden Wasserfluthen und der mit furchtbarem Ungestüm brausende Orkan rings um uns her angerichtet haben. Wie ein großes Verhau waren unsre Obstwälder anzusehen, entwurzelt, gespalten, zerknickt, zerrissen und entlaubt sind viele, viele Hunderte unserer edelsten Bäume, ohne Beschädigung ist auch kein einziger geblieben, so weit die Verwüstung reichte. Abgerissen und zu Boden geschmettert wurde das meiste Obst, und was noch an den Bäumen festhielt, verweis't und verdirbt nun, weil es verletzt ist, anstatt zu reifen. Die Erdbeernte ist großentheils dahin, und die Gewächse in unseren Gärtrn suchen wir vergebens wieder. Namentlich haben die Baumschulen, welche der Hauptnahrungszweig für unsere Mitbürger bilden, ungemein gelitten. Die zarten Stämmchen sind schwer verletzt, die Rinde ist abgeschlagen, und die Bäumchen erkranken, so daß auf ein freudiges Fortwachsen bei ihnen nicht zu hoffen ist. Welch ein Verlust dadurch für uns entsteht, geht daraus hervor, daß wir jährlich circa 36,000 Stämmchen weit und breit hin abzusetzen pflegen, was uns in diesem Jahre nicht möglich seyn wird. Eine Bestürzung sonder Gleichen war darum in der Stunde des Schreckens über uns gekommen, mit verweinten Augen und gebeugten Herzen gingen wir auf der weiten Strecke der Verheerung umher, und der größte Schmerz sprach sich bei einem Jeden in Wort und Miene aus. Statt daß die Zeit uns nun beruhigt hätte, steigt unser Schmerz noch immer, — denn von Stunde zu Stunde sehen wir mehr ein, wie nachhaltig verderblich die Zerstörung für uns geworden ist und wie viele Jahre erst herumgehen müssen, um die Wunde, die uns geschlagen ist, zu heilen, und den Schaden, der uns getroffen hat, zu ersetzen. Es kann nicht fehlen, daß der großen Zerstörung ein großer und bitterer Nothstand folgen muß; denn Jeder von uns hat verloren, der Reiche sehr viel, verhältnißmäßig mehr noch der Mittelmann, und bedeutend selbst der Arme, von dem man glaubt, er habe nichts zu verlieren. Da wird manche Haushaltung ihr Vieh abschaffen müssen, da wird Mancher, der vom Obst- und Baumhandel sich nährte, keine Nahrung finden, da wird der Vermögenslose vergeblich seine gewöhnliche Unterstützung in den hartgetroffenen Häusern der Begüterten suchen. „Wir können uns selbst nicht helfen", wird es da heißen, und verlassen und der bittersten Noth preisgegebrn wird dann der Unglückliche seyn. Wohl dürfen wir hoffen, daß uns durch die Milde unseres gnädigsten Landesherrn die Steuern erlassen, daß auch eine Collecte in den auswärtigen Armiern durch das Wohlwollen unserer weisen Landesregierung uns gestattet werden wird. Dankbar ergreifen wir diese Hülfe. Aber werden wir damit die Noth heben können, und was will das Wenige unter so Viele? 113,800 fl. ist unser Schaden in der Cronberger Gemarkung allein taxirt, 44,000 fl. der Schaden unserer Nachbarn! Ach, wenn doch unsere Noth auch Andern noch zu Herzen ginge, und wenn edle Menschenfreunde uns milde Gaben zuwenden wollten, zu deren Empfang die hiesigen Herren Geistlichen jederzeit berrit seyn werden!

Mainwasser-Wärme.

Den 23. August, Abends: 13½ Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 24. August. (Zum Erstenmale wiederholt): Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld. Obrist von Götze: Hr. Breuer, vom Stadttheater in Bremen.

Montag, 25. August. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 235. Dienstag, den 26. August 1845.

Ein Grand von Spanien.

Dem Französischen frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

VIII.

Der Kerker.

Mit dem kostbaren Talismann des Kriminallieutenants versehen, ließ sich die muthvolle Frau eine Thüre nach der andern öffnen und durchschritt furchtlos die langen und dumpfen Gänge, welche zu dem engen und finstern Kerker führten, dessen feuchte Mauern seit vier Tagen „Eisenherz" umschlossen.

Bei dem Geräusche, welche das Oeffnen der Schlösser und Riegel verursachte, hatte sich der Gefangene, aus seinem finstern Hinbrüten emporgescheucht, von dem Steine erhoben, an welchen er mit einer schweren Eisenkette gefesselt war.

„Eine Frau!" rief er voll Erstaunen aus.

Als aber der Kerkerknecht die mitgebrachte Fackel an der Mauer befestigt hatte, und „Eisenherz" bei ihrem flackernden Schimmer die Züge der Unbekannten erkennen konnte, da brach er in höchster Erbitterung in die Worte aus:

„Tod und Teufel! Sie hier, Madame? . . . Ist es die Hölle, welche Sie sendet? . . . Was wollen Sie von mir? . . . Was haben Sie hier zu schaffen? . . ."

Unterdeß hatte der Kerkerknecht die Gefängnißthüre wieder geschlossen, und die Frau mit dem Gefangenen allein gelassen.

„Werden denn die Henker nicht müde, mich zu quälen?" fuhr Eisenherz fort, in wilder Wuth seine Ketten schüttelnd. „Fluch und Verdammniß! . . . Es ist wohl ein süßes Schauspiel für Dich, mich hier so zu betrachten? . . . Sprich! sage ich . . . . Teufelsweib!"

„Karl!" sagte die so Geschmähte, welche bis dahin geschwiegen, um den ersten Zornesausbruch des Gefangenen ruhig vertoben zu lassen, „Karl! . . . Vergeude nicht eine so kostbare Zeit . . . Fluche nicht! . . . Lies diese Schrift, die mir so eben die Thüren Deines Kerkers öffnete; Du wirst dann sehen, ob Du recht thust, mich für Deine Feindin zu halten."

Der Gefangene nahm mit mißtrauischer Gebärde dasselbe vergilbte, ihm von der Fremden dargereichte Papier, welches früher der Kriminallieutenant durchlesen hatte.

„Das ist der Heirathskontrakt meines Vaters mit einer Frau, welche ich nie gekannt habe," sagte er alsdann, nachdem er mit flüchtigen Blicken das Papier überflogen.

„Hast Du denn nicht die Namen gelesen?"

„Was sehe ich! . . ." schrie Eisenherz auf, noch ein Mal in das Papier blickend . . . „Elise von Blancheville!"

„Setze hinzu, Schwester des Herrn von Blancheville, des Vaters der armen Sophie."

„Wie! Sie wären? . . ."

„Deine Mutter!"

Karl wollte sich auf die Knie werfen; die Kette hinderte ihn daran.

Elise breitete die Arme aus, ihn zu umfangen; ein Gefühl des Entsetzens hielt sie davon zurück.

„Hat denn Dein Vater nie mit Dir von mir gesprochen, Karl?"

„Niemals."

„Dank Dir, o mein Gott! Er ist weniger schuldvoll, als ich glaubte."

„Aber welch' eine seltsame Verkettung . . . Mein Kopf verwirrt sich . . . Reden Sie . . . Ach, meine Mutter! . . . Madame! . . . Barmherzigkeit! Helfen Sie mir dies entsetzliche Chaos zu entwirren . . . Wie? Ein Räuber, ein Lamberti . . . er war Ihr Gatte?"

„Sey ruhig, Karl; setze Dich nieder und höre, was ich Dir sagen will! . . . Ich war bis zu meinem zweiundzwanzigsten Jahre im Kloster erzogen worden, und trug schon seit sechs Monaten das Kleid einer Novize, als ein Maler, Namens Lamberti, in das Kloster kam, die Bildnisse mehrerer Pensionairinnen des Klosters anzufertigen. Mein Bruder wünschte ebenfalls das meinige zu haben, und die Aebtissin gab seinem Verlangen gerne nach. Lamberti war jung und schön; er glich Dir ein wenig, obwohl er älter war. Die Liebe ließ mich das Klosterleben bald verabscheuen, für das ich ohnehin nie rechten Beruf gefühlt hatte. Von meiner Leidenschaft für Lamberti geblendet, und von dessen stürmischen Bitten bewogen, willigte ich ein, ihm zu folgen. Ich entfloh aus dem Kloster. Wir flüchteten miteinander nach Bordeaux. Von hier aus flehte ich in den bewegtesten Ausdrücken meine Mutter um ihre Zustimmung zu unserer Heirath an; als Antwort sandte sie mir ihren Fluch! . . . Eine Flüchtige, ohne Stütze, ohne Vermögen, empfing ich mit inniger Dankbarkeit den Namen Desjenigen, der mich zu seiner Gattin erkor. Aber ach! der Fluch einer Mutter trägt stets seine Früchte! . . . Ich erfreute mich in meinem häuslichen Leben eines gewissen Wohlstandes, den ich dem Talente meines Gatten zu verdanken glaubte; ich lebte ruhig und zufrieden, so viel dies eine verfluchte Tochter zu seyn vermag. Gott hatte mir einen Sohn geschenkt; als ich ihn an mein Herz drückte, pries ich mich die glücklichste der Frauen. Dieser vergängliche Frieden sollte nur zu bald durch ein eben so schreckliches als unerwartetes Ereigniß zerstört werden: der Vater meines Kindes wurde verhaftet, in's Gefängniß geschleppt und als Fälscher verurtheilt. Er erlitt indeß seine Strafe nicht, da es mir gelang, ihm früher zur Flucht zu verhelfen. Seitdem hörte ich nichts mehr von ihm . . . In meiner traurigen Zurückgezogenheit, entfernt von all' den Meinigen, war mein Sohn, mein Karl, mein einziger Trost. Ich

Digitized by Google

war ja noch Mutter! . . . Ach, das war zu viel Glück für eine Verfluchte! . . . Ein letzter Schlag, der schrecklichste von allen, war mir noch vorbehalten. Mein Karl war drei Jahr alt geworden; eines Abends, während ich die Vesper besuchte, wurde er mir geraubt. Alle meine Bestrebungen, ihn wieder zu finden, waren vergebens. Nach einem Jahre der Schmerzen und unnützer Nachforschungen nahm ich das Anerbieten meines Bruders, mir in seinem Hause eine stille Freistätte zu sichern, an. So kam ich nach Paris, wo ich, aus Rücksicht für meine Familie, den Namen meines Mannes ablegte und mich nur Madame Elise nennen ließ . . . Jetzt weißt Du, wie Dein Vater mein Gatte wurde, wie Du es weißt, unter welchen Umständen ich meinen Sohn wieder fand."

„Tod und Verdammniß! . . . Ach! . . . Zu viel der Qualen für ein armes Weib!"

„Den schmerzlichsten Kummer . . . Karl . . . mußte ich heute empfinden: man sagte mir . . . mein Sohn . . . sey ein . . . Meuchelmörder!"

„Weh mir! . . . Man sprach nur allzuwahr!"

„O, Urbermaß des Jammers!"

„Ja, des Jammers und — der Schande! Ja, ich fühle es . . . seit ich allein bin . . . in diesem Augenblicke . . . ich sehe mein ganzes Leben . . . alle meine Verbrechen . . . alle die Opfer, welche ich erwürgte, sie wandeln, blutige Schreckbilder, an meinen Blicken vorüber . . . inmitten des Stöhnens, das ihnen der Todeskampf entreißt, scheinen sie mir zuzurufen: Blick auf, Lamberti! . . . Diese durch Leid und Schmerz geheiligte Frau . . . ein Räuber, es war Dein Vater . . . er konnte sie nicht durch seine Liebe besudeln . . . sie blieb rein . . . sie blieb eine Heilige . . . sie ist da . . . sie kommt, Dir ihr Leben zu erzählen . . . sie . . . die Dich unter ihrem Herzen getragen . . . die Dich an ihrem Busen genährt . . . die bei Dir wachte, bis zu dem Tage, wo Du ihr geraubt wurdest, die Dich seitdem mit ihren Gebeten, ihren Thränen begleitete . . . sie ist da . . . und Du wagst nicht zu ihr zu sagen: meine Mutter! . . . O Abgrund voll Schmach und Schande!"

„Karl! Karl!"

„Nicht diesen Namen; nein, nein, nicht diesen Namen! Es ist der Name Eures Sohnes . . . ich bin seiner nicht würdig! . . . Eisenherz! . . . Eisenherz, der Meuchelmörder! . . . Das ist der Namen, den mir mein Vater vermachte! . . ."

„Beruhige Dich, Armer . . . Karl oder Eisenherz, bist Du denn nicht immer mein Sohn!" sagte die beklagenswerthe Mutter fast wider ihren Willen.

„Ihr Sohn! . . . Armes, armes Weib!" murmelte Eisenherz schluchzend.

Erstaunt, seine Thränen fließen zu sehen, die ersten, welche er vergoß, suchte er sich zu ermannen, und sagte, gewaltsam die Bewegung seines Innern, die sich in dem zitternden Tone seiner Stimme kund gab, zu verbergen strebend:

„Bin ich auch schuldig in den Augen der Welt, werde ich doch in dem Herzen einer Mutter eine Entschuldigung finden. Sie müssen meine schreckliche Vergangenheit kennen lernen, Madame; ich bitte . . . ich flehe darum, hören Sie mich."

„Deshalb kam ich hieher, mein Sohn," sagte Madame Elise, das letzte Wort besonders hervorhebend, damit es ihrem unglücklichen Kinde mehr Vertrauen einflößen möge, denn ach! die arme Mutter hoffte noch immer, ihren Sohn weniger verbrecherisch zu finden, als er selbst es zu seyn behauptete.

(Fortsetzung folgt.)

An die sächsischen Landtagsabgeordneten.

Der ernste Kampf der auserwählten Schaaren,
Die sich das Volk zu Streitern hat ernannt,
Er gilt diesmal nicht blos den ird'schen Laren,
Zu streiten gilt's für's höh're Vaterland. —
Es lügt, wer sagt, daß wir am Glauben rütteln! —
Nur ab das Joch der Menschensatzung schütteln,
Bahn brechen gilt's dem lichten Gottestag.
Es lügt, wer sagt, daß nicht die Völker glühen
Für's Heilige! — Wo ächte Funken sprühen,
Ihr habt's geseh'n, was da ein Mann vermag.

Ja, Ronge's Wahl, sie stammt vom höchsten Wähler,
Sonst schlüge nicht sein Wort gleich Blitzen ein.
Wüßt' ich's noch nicht, die Sprache seiner Quäler
Verrieth' es mir, daß seine Quelle rein.
Zwar noch gedämmt, doch lauter, rein und eben,
Seh'n wir die Fluth von Tag zu Tag sich heben,
Es schwillt der Strom, — ein Meer voll Gotteskraft!
Nicht Sturmesbraus durchwühlet seine Wellen,
Nur Liebe soll des Schiffleins Segel schwellen,
An Euch ist's, daß Ihr ihm den Hafen schafft.

Nicht zürnt das Volk, weil And're anders glauben,
Demuth vor Gott, die läßt's wohl aufrecht steh'n,
Nur soll man ihm das heil'ge Recht nicht rauben,
Das Wort des Herrn selbstforschend zu verstehn.
Nicht hängt das Heil an künstlichen Begriffen,
Des Herzens Spiegel, so er rein geschliffen,
Zeigt auch Unmündigen der Gottheit Bild.
Nicht daran, wie den Ewigen sie nennen,
Nein! an den Früchten sollt ihr sie erkennen! —
Drum seyd der Glaubensfreiheit Schirm und Schild!

Von einem Sachsen.

Die Religionsfreiheit in Nord-Amerika.

(Zweiter Artikel.)

δ (Vom Main.) Was unlängst der Berliner Allg. Kirch.-Ztg. von New-York aus über die Religions- und Kirchen-Freiheit in der nordamerikanischen Union berichtet, das findet sich vollkommen bestätigt in der gleichzeitig erschienenen Schrift: „Die Ver. Staaten von Nord-Amerika, von F. v Raumer." Einige daraus hier anzuführende Stellen mögen das bereits von uns Mitgetheilte bekräftigen und ergänzen. „Unduldsamkeit," schreibt Hr. v. R., „trieb die Katholiken nach Maryland, die Episcopalen nach Virginien, die Puritaner nach Neu-England, die Quäker nach Pennsylvanien . . . Aber erst Jefferson und die ihm Gleichgesinnten kamen zum vollen Bewußtseyn und zu der wohlbegründeten Ueberzeugung: daß eine herrschende Kirche, welche es auch sey, immerdar vom Uebel und um keinen Preis zu dulden sey. Nach ernster und berechter Darlegung der Gründe beschloß Virginien 1785: „Kein Mensch soll gezwungen werden, zu besuchen oder zu unterstützen irgend einen religiösen Gottesdienst, Kirche oder Priesterschaft; auch soll man Niemand deßhalb an Leib und Gut beunruhigen, zwingen oder belästigen, oder ihm wegen religiöser Meinungen und Glauben irgend Leids anthun. Vielmehr steht es allen Menschen frei, ihre Ansichten über Religion offen zu bekennen und zu vertheidigen, und soll dies in keiner Weise ihre bürgerliche Stellung verändern, verbessern oder ver-

Digitized by Google

schlechtern." Ueber diesen Beschluß erhob sich ein gewaltiges Geschrei; — nachdem (aber) Nord-Amerika obige Grundsätze allgemein angenommen, — ertönen hauptsächlich nur Stimmen einzelner europäischer Reisenden gegen diese neue Entwickelungsstufe der Menschheit." (II. 149) „Es gab um 1834 auf dreizehn Millionen Einwohner 11,450 Geistliche und 12,580 Kirchen. Es ergibt sich hieraus, daß die Zahl der Kirchen und Geistlichen verhältnißmäßig größer ist als in Großbritannien. Man berechnet, daß jährlich für Schulen und Kirchen freiwillig wohl an 20 Millionen Dollars aufgebracht werden. Gewiß ist das freiwillige System in den Vereinigten Staaten das allein mögliche und anwendbare." (II. 180 ff) Hr. v. R. bemerkt indeß auch im Allgemeinen: „Die ächte Demokratie des Christenthum ward seither durch das Priesterthum zurückgedrängt und aufgehalten... Daher der Absolutismus in Staat und Kirche, Glaubens-, Polizei- und militärische Tyrannei (II. 150), und „wo der dreifache Druck stehender Heere, ungeheurer Abgaben und kirchlicher Gängelei oder Herrschsucht fortdauert, werden Viele auch da, wo gar keine Uebervölkerung stattfindet, eine Verbesserung ihrer Lage durch Auswanderung zu erreichen streben." (309) „Man kann nicht oft genug darauf aufmerksam machen, daß die Uebereinstimmung über alle Hauptlehren der christlichen Sittenlehre die, so oft als Kriegszeughaus mißbrauchte Dogmatik zügeln und mildern könnte und sollte." (153) Diese Mittheilungen glauben wir aber nicht angemessener beschließen zu können, als mit den Worten, mit denen Hr. v. R. selbst einen von ihm zu Philadelphia ausgebrachten Toast beschloß: „Es möge wachsen, grünen, blühen und Früchte tragen — in Deutschland und den Vereinigten Staaten — die wahre Freiheit, welche immer mit Gesetz und Ordnung Hand in Hand geht, und die wahre Wissenschaft, welche nie der ächten Religion und Sittlichkeit widerspricht." (487.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.). So eben wird uns die erfreuliche Nachricht, daß die gefeierte Jenny Lind ihren Gastrollencyklus in Köln künftigen Dienstag den 26. Aug. beendigt hat, und schon nächsten Freitag als Norma bei uns auftreten wird. Das Theater war bei den wenigen Vorstellungen, welche Fräul. Lind in Köln gegeben hat, ungeachtet der dreifachen Eintrittspreise, jedes Mal so überfüllt, daß ein großer Theil der Zuströmenden zurückgewiesen werden mußte. Fräul. Lind, die des Morgens Probe, des Abends Vorstellung hatte, war in der Zwischenzeit von Theaterunternehmern belagert. Brüssel offerirte Lorbeern und Francs, Aachen pr. Ct. und Enthusiasmus, der Namen der andern königl. preuß. für die Rheinprovinz concessionirten Theaterstädte nicht zu gedenken. Fräul. Lind, ihrer Zusage getreu, entschied sich zur Abreise nach Frankfurt, um allen diesen Zudringlichen zu entgehen.

Von dem Declamatorium von Ernst Littfas (Berlin, bei L. W. Krause) ist das achtzehnte Heft erschienen. Diese Sammlung kann auf das Verdienst einer Auswahl von nur werthvollen Dichtungen zwar keinen Anspruch machen, indem sie Gutes und Schlechtes, Edles und Gemeines im buntesten Durcheinander bringt, hat aber den Vorzug einer großen Reichhaltigkeit und eines sehr billigen Preises und bietet zum Vorlesen für heitere, gesellige Kreise mancherlei Stoff.

Die Buchhändler-Industrie läßt kein Bedürfniß unberücksichtigt. Was sie auf dem Felde der encyklopädischen Literatur bereits zu Tag gefördert hat, ist bekannt und dankenswerth. Da aber diese encyklopädischen Lexiken mit jedem Tage, der etwas Neues und Wichtiges bringt, eine Lücke bekommen, welche ausgefüllt werden muß, so soll auch diesem Uebelstand jetzt abgeholfen werden und zwar durch die in der Rombeg'schen Verlagshandlung in Leipzig erscheinenden „Ergänzungsblätter zu allen Conversationslexiken, unter der Redaktion von Dr. F. Steger." Die Ergänzungsblätter erscheinen als Wochenschrift, und es wird hierdurch möglich gemacht, der Zeit Schritt für Schritt zu folgen und Alles aufzuzeichnen, was im Gebiete des Staats, der Religion, der Wissenschaft, der Kunst, des Verkehrs als wichtiges Moment hervortritt. Die Abonnenten dieser Blätter verpflichten sich zur Abnahme eines halben Jahrgangs, welcher sechsundzwanzig Druckbogen wenigstens nebst einem Inhaltsverzeichniß umfaßt, in Lexikonformat erscheint und nur einen Thaler Pr. Crt. kostet. Wir werden Veranlassung nehmen, diese Ergänzungsblätter nach dem Erscheinen einer Anzahl von Nummern weiter zu besprechen.

(Berlin, 11. August.) Ich habe das Vergnügen, Ihnen heute von einer mechanischen Erfindung zu melden, die sich in der musikalischen Welt des lebhaftesten Beifalls zu erfreuen haben dürfte. Der erfundene Mechanismus ist nichts Geringeres als — ein Notenwender, der die kleine, aber für den Musiker kaum bezahlbare Gefälligkeit übernimmt, auf einen leisen Druck des Fußes an Stelle des Spielenden umzublättern. Etwas Aehnliches war bereits früher vorhanden, konnte wegen mannichfacher Mängel indeß kein Glück machen, wogegen dieser neueste, von unserem Finanzministerium für eigenthümlich befundene Mechanismus alle, auch die überspanntesten Ansprüche erfüllt. Das Ganze bildet ein kleines Gestell, oben einen Kamm von so vielen beweglichen Zähnen führend, als just gewünscht werden. Von diesen Zähnen faßt jeder wieder je ein Blatt, um es auf einen leisen Druck des unten befestigten und mit dem oberen Kamm durch Federkraft rapportirenden Pedals sofort zu wenden. Diese Thätigkeit ist von so überaus präciser Wirkung, daß man sie sich unmöglich vollkommener denken kann. Das Gestell ist zudem keineswegs für Klavierspieler allein, sondern kann an jedem beliebigen Pult eben so leicht angebracht, als wieder abgenommen werden. Der Erfinder, Rentier Raabe hieselbst, Klavierspieler und dilettirender Componist, hat diesseits ein sechsjähriges Patent empfangen und dürfte ehestens den öffentlichen Markt mit seiner Erfindung beschreiten. Der Preis des Exemplars ist auf 10 Rthlr. festgestellt.

Ein ausgezeichneter Lehrer des königl. Seminars zu Berlin, Dr. Bürstenbinder, der eine Ferienreise angetreten, wurde seit einiger Zeit vermißt. Jetzt vernimmt man, daß er in Tyrol durch einen jähen Sturz von den Gletschern bei Obergurgl seinen Tod gefunden hat. Das königl. Seminar beging am 12. August dem Hingeschiedenen zu Ehren eine Gedächtnißfeier.

In einer Gesellschaft, wo von den starken Wirkungen der Einbildungskraft die Rede war und schon verschiedene Beispiele von in einer Nacht weiß gewordenen Haaren angeführt wurden, und zwar immer von derselben Person erzählt, trat dann auch ein Herr mit etwas noch Schrecklicherem hervor: „Nämlich ein junger Mann von feurigem Blute", erzählte er, „träumt, daß, durch seine Leidenschaft hingerissen, er sich mit seiner Braut vergiften will, da die Eltern derselben ihre Einwilligung versagen; hat auch schon das Gift gekauft, aber durch zu große Eile hat die Dame es zu früh genommen und stirbt; man entdeckt bei ihm das Gift, er wird angeklagt, sie vorsätzlich vergiftet zu haben und zum Tode verurtheilt. Alle die fürchterlichen Anstalten der Hinrichtung erleidet er standhaft — im Traume; — doch je näher der Augenblick des Todes kommt, als er den Kopf unter das über ihm schwebende Beil legt, wird sein Athem kurz,.... das Beil fällt,.... und der Schreck tödtet ihn!!" Der Erzähler hatte Pantomime mit der Rede verbunden und eine große Stille folgte den letzten Worten des Erzählers. — Da aber fragte die Dame, welche die Ge-

Digitized by Google

sellschaft mit den weißen Haaren gelangweilt hatte: „Aber wie hat man denn dieses Alles erfahren können, da doch der Träumer gestorben ist!" „Man hat die ganze Sache in den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen gefunden", entgegnete mit gelassener Stimme der geistreiche Erzähler.

Ein Zufall, oder die Fügung der Vorsehung hat die Stadt Padua vor einer Katastrophe bewahrt, die viele Familien in Betrübniß hätte stürzen können. Am 23. Juli Morgens, als kaum zehn Minuten früher der starkbesetzte Train auf der Eisenbahn nach Venedig abgegangen, stürzte ein Theil des Daches des Säulenganges, unter dem die Wagen stehen, mit furchtbarem Gekrache zusammen. Nur zehn Minuten früher, und sechs mit Menschen vollgepfropfte Wagen wären zu Staub zermalmt worden! Bei der Kunde von diesem in der Geschichte der Eisenbahnen unerhörten Falle äußerte sich im Publikum eine Stimme des höchsten Unwillens, man erinnerte sich, daß der wackere, aber leider zu früh, vor zwei Monaten verstorbene Bauunternehmer Padrin schon im Augenblicke des Aufbaues die Ingenieure der Eisenbahn darauf aufmerksam machte, daß bei der großen Tragweite der Querbalken des Daches, und der deshalb nöthig gewordenen Anstückelung eiserne Mauerklammern unentbehrlich wären. Trotz dieser Warnung aus dem Munde eines erfahrungsreichen Mannes blieben die Klammern weg. Und nun bogen sich die Balken in der Mitte; dadurch an den Enden schiefgestellt, drückten sie die Säulen heraus, die vielleicht auch der kurz zuvor stark tobende Sturm erschüttert haben mochte, da sie weniger als die gegenstehenden durch die nahen Gebäude geschützt waren. Nicht genug, schreibt der Berichterstatter in der „Allgemeinen Zeitung" weiter, wir mußten auch noch die Köpfe der gebrochenen Balken — nach nur zweijährigem Bestehen — verfault erblicken! Und unter diesen Dächern, die wie ein fünfzig Klafter breites Schwert des Damokles täglich über tausend und tausend Menschen schwebten, stiegen wir wohl jeder Einzelne aus der Stadt und der Umgebung unzählige Mal ein und aus, und weilten oft da, und scherzten, und freuten uns des schmucken leichten Daches, das so lustig das nette Haupt erhob. Da stürzt dieses Dach ein, glücklicher Weise im Augenblick, in welchem kein einziger der Hunderttausende darunter weilt, die es beschattete in den tausend Tagen seines unsicheren Bestehens! Nach zehnjähriger Arbeit und einer Ausgabe von fast 27,000,000 L. A. haben wir bisher nur $3^1/_2$ Meilen Eisenbahn in Betrieb, und andere 9 Meilen halb vollendet. Und schon fangen die Gebäude an zu stürzen nach zwei- bis dreijährigem Bestand, und mit Grauen sehen wir selbst auf das eben aufgeführte Aufnahmsgebäude, da auch diesem unser unersetzlicher Padrin ein schlimmes Prognostikon soll gestellt haben. Sicherlich wäre uns nichts der Art begegnet, wenn wir eine Staatseisenbahn hätten.

Daß es einen Kaiser von Brasilien gibt, wissen die Schulkinder; es gibt aber auch einen König von Brasilien, und er ist allgemein gehaßt und gefürchtet. Man nennt in Brasilien so nämlich die Ameisen, die bekanntlich so große Verheerungen anrichten und trotz allen Verfolgungen nicht auszurotten sind. Es ist nichts Seltenes, daß sie ein ganzes Haus zum Einsturz bringen.

Sechs Mitglieder königl. und kaiserl. Familien — bemerkt das Journal des Debats — dienen jetzt zur See: der Prinz von Joinville, als Admiral der französischen Flotte; der Großfürst Constantin, zweiter Sohn des Kaisers Nicolaus, als Admiral der russischen Flotte; ein Erzherzog von Oesterreich, der Prinz Friedrich, als Admiral der österreichischen Flotte; der Prinz Heinrich, zweiter Sohn des Königs von Holland, als Admiral der holländischen Flotte; der Infant Don Henrique, als Schiffscapitän der spanischen Flotte, und der dritte Sohn des Königs Oscar, der Admiral der schwedischen Flotte ist.

In Bern gab in diesen Tagen ein 18jähriges, wegen Diebstahl verhaftetes Mädchen, von Gewissensbissen gefoltert, zu Protokoll, daß sie vor zwei Jahren ihre eigene Mutter vergiftet und später das Haus angezündet habe, — nur um in den Besitz der schönen Kleider ihrer Mutter zu gelangen. Gräßliche Eitelkeit!

Als am 13. d. M. der von Breslau abgehende Abendzug nicht mehr weit von Ohlau entfernt war, geriethen einige zwanzig an der Bahn weidende Schafe, deren Hirt einem Landmanne in seiner Arbeit behülflich war, auf die Schienen, und wurden, ehe der Zug halten konnte, auf das jämmerlichste gerädert und zerfleischt, ohne daß der Zug selbst Schaden gelitten hätte. Die Glieder und Eingeweide der armen Thiere hatten sich dermaßen in die Räder verwickelt und eingezwängt, daß sie mit Beilen herausgehauen werden mußten.

Die Summe, welche die Königin von England für den Kölner Dombau übersandt hat, beläuft sich (der Köln. Ztg. zufolge) auf 3500 Thaler.

Ein recht schlagendes Beispiel von der Veränderlichkeit der Ansichten der Kunstfreunde von berühmten Gemälden ist ein Bild, „die Jungfrau, das Jesuskind und der kleine Johannes", das Raphael zugeschrieben wird, und vor etwa zehn Jahren von einem Engländer mit 15,000 Thalern bezahlt wurde. In einer Auktion in London wurde es in voriger Woche für 12000 Thlr. erstanden.

Aus München schreibt man dem „Beobachter", daß dort die Arbeiter beabsichtigen, wie sie den wohlfeileren Bierpreis durchgesetzt haben, so auch eine Ermäßigung der Brod- und Mehlpreise zu erzwingen. Beinahe wäre es jüngst zu Excessen gekommen. Doch wurde durch die geeigneten Vorsichtsmaßregeln der Behörden die Ruhe erhalten.

Homonyme.

Einst trug ich sehr zur Frauengröße bei,
Doch jetzt auf mir meist nur noch Männer wandeln.
Der Kaufmann wünschet mich im Handeln
Nach allen Seiten möglichst frei.
Mich machen Architekt und Drucker,
Und ohne mich trinkt ein geübter Schlucker.

Mainwasser-Wärme.

Den 24. August, Abends: 15 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 25. August. Muttersegen, oder: die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Abth., nach dem Französischen des G. Lemoine, von W. Friedrich, Musik von H. Schäffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 236. Mittwoch, den 27. August 1845.

Ein Grand von Spanien.

Dem Französischen frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

„Ich zählte drei Jahre, sagten Sie," begann Eisenherz, „als man mich Ihrer Zärtlichkeit entriß; in dieser Zeit ereigneten sich so viel wunderliche Dinge, daß ich die Erinnerung an Ihre Liebe für mich, wie überhaupt an die ersten Jahre meiner Kindheit verloren habe. Mein Gedächtniß führt mich nicht weiter, als zu meinem sechsten Jahre zurück. Damals lebte ich im Schoße einer Hirtenfamilie. Mein Vater besuchte mich oft, und fragte mich dann, ob ich Lust hätte, mit ihm zu gehen. Ich antwortete stets: nein! Diese Antwort hatte mich die Frau gelehrt, welche sich mit meiner Pflege beschäftigte, und welche wahrscheinlich, von Eigennutz getrieben, mich bei sich zu behalten wünschte. Eines Tages endlich nahm mein Vater, ohne mich weiter um meinen Willen zu befragen, mich mit sich fort, und führte mich über Berg und Thal, über Klippen und Abgründe zu dem Orte, wo sich seine Wohnung befand. Es war dies eine ungeheure Höhle, deren Eingang durch ein mit Moos und Gestrüpp bewachsenes Felsstück völlig verdeckt wurde. War das Aeußere dieses Aufenthaltes rauh und unwirthlich, so bot das Innere dagegen alle Genüsse des Wohllebens und der Pracht dar."

„Mein Vater übergab mich der Pflege einer Frau, die er meine Tante nannte. — „Und meine Mutter", sagte ich zu ihm, „wo ist sie?" — „Dort oben!" erwiederte er, auf den Himmel deutend. — Sobald ich völlig in meinem neuen Heimathsorte eingebürgert war, beschäftigte sich mein Vater mit meiner Erziehung; er selbst lehrte mich Malerei und Musik. — „Alle menschlichen Kenntnisse und Fertigkeiten," sagte er zu mir, „können uns bei unserm Geschäfte nützlich seyn." — Was war dies für ein Geschäft? Ich wußte es nicht."

„Es gab in unserm Aufenthaltsorte eine Abtheilung, die ich nie betreten hatte. Mein Vater trug den Schlüssel dazu beständig bei sich, und ich dachte, daß jener Ort sein Studirzimmer seyn müsse. Doch sah ich ihn dort zuweilen allein eintreten, und hörte dann, zu meinem größten Erstaunen, alsbald mehrere Stimmen, die heftig mit einander zu streiten schienen. Ich horchte, allein ich konnte niemals auch nur ein einziges Wort unterscheiden. Das Ding beunruhigte mich außerordentlich; ich forderte endlich von der Person, welche ich meine Tante nannte, Aufschluß darüber. „Du wirst ihn bald genug erhalten," erwiederte sie. Ich wagte nicht, mit meinem Vater über die Sache zu reden, denn obwohl er äußerst gütig und wohlwollend gegen mich war, so fürchtete ich ihn doch weit mehr, als ich ihn liebte."

„Wie meine Tante es vorhergesagt, kam in der That der Tag bald heran, wo meine Einführung in jenes geheimnißvolle Gemach stattfinden sollte. Ich hatte mein fünfzehntes Jahr erreicht, und war, nach dem Urtheile meines Vaters, ein vollkommener Kavalier. Wir hatten einen langen Spazierritt in unseren Bergen gemacht; mein Vater ließ sein Roß im langsamen Schritt gehen; ich that ein Gleiches, als er plötzlich zu mir sagte:

„Ich habe mit Dir ein ernstes Wort zu reden, mein Sohn! Du bist nicht mehr in dem Alter, um Deine Zeit wie ein Mädchen hinzubringen. Es ist wohl gut, wenn Du Deine Fähigkeiten und natürlichen Anlagen fortzubilden und zu erhalten suchst, und Du sollst auch künftig einen Theil des Tages diesem Zwecke widmen; allein vor allen Dingen ist es jetzt Zeit, daß Du an meinen Unternehmungen Theil nimmst und Dich mit dem Gewerbe vertraut machst; bei unserer Zuhausekunft werde ich Dich meinen Geschäftsgenossen vorstellen."

„Nach dieser Rede beobachtete mein Vater ein strenges Schweigen. Tausend Fragen schwebten mir auf den Lippen. Zu welchem Stande war ich bestimmt? Wer waren die Genossen meines Vaters? Was forderte man von mir? Diese Gedanken waren es, die mich zunächst bedrängten, und worüber mein Vater mir gewiß Aufklärung gegeben haben würde, hätte ich gewagt, ihn darum zu befragen; aber die Furcht, welche er mir einflößte, schloß mir den Mund."

„An der Höhle angelangt, übergaben wir unsere Pferde dem mit ihrer Fortführung und Pflege beauftragten Diener. Mein Vater gab mir ein Zeichen, ihm zu folgen. Ich fühlte eine lebhafte Regung von Freude, als ich ihn die Thüre öffnen sah, welche zu seinem vermeintlichen Studirzimmer führte. Endlich sollte ich dieses geheimnißvolle Gemach kennen lernen! Aber meine Freude war nur von kurzer Dauer: anstatt eines bequem eingerichteten, hübsch dekorirten Gemaches, wie es die von uns bewohnten Zimmer waren, gähnte mir ein unterirdisches Gewölbe ohne Gränzen, ohne sichtbare mindestens, entgegen, und ich sah mich von einigen dreißig Menschen, mit wahren Galgengesichtern, umringt. Meine erste Bewegung war, einen kleinen Dolch zu ergreifen, den ich gewöhnlich als Zierrath bei mir trug."

„Meine Freunde," sagte mein Vater, nachdem wir eingetreten, „ich stelle Euch hier meinen Sohn vor; und Du, mein Sohn, siehst hier in diesen Männern die treuen Genossen Deines Vaters."

„Es lebe der Hauptmann," erscholl es im Chorus.

„Doch, Capitain," sagte dann Einer, „wie heißt denn der Kleine?"

Nach kurzem Zögern sagte mein Vater:

„Ich nenne ihn „Eisenherz."

„Es lebe „Eisenherz"!" brüllte der Haufe.

„Und der wiederholte Ruf: „Es lebe der Hauptmann! Es lebe „Eisenherz"! machte die tiefen Wölbungen der Höhle erbeben. Von dem wilden Geschrei und dem ganz unerwarteten Schauspiel, das sich vor meinen Blicken entfaltete, ganz betäubt, gab ich auf alles Uebrige nur wenig Acht."

„Man hielt mehrere Dolche übereinander, dann las oder rei-

Digitized by Google

tirte man einen Spruch; mein Vater legte meine Hand auf die Dolche, und befahl mir, die Worte zu sagen: Ich schwöre es!... Ach! Ich wiederholte diese Worte: als ich ihre Bedeutung begriff, war es zu spät!... Zudem, was hätte ich thun können? Ich war durchaus mittellos, und hatte keinen bestimmten Stand; in der Welt war kein Platz für mich; wer würde mir armen, in einer Räuberhöhle erzogenen Knaben die helfende Hand geboten haben? Nur eine Mutter hätte mich erheben und retten können, und ach, meine Mutter war ja todt für mich. Mein Verhängniß gebot, ich mußte ihm gehorchen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer,

ehemal. kurmainz. Ingenieur-Oberstlieutenant, sodann im Dienste der französischen Republik.

(Herausgegeben von H. König. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. 1845.)

Vorliegendes Werk bietet uns wieder ein Stück Mikrokosmus aus dem Makrokosmus jener wunderbaren Zeitperiode, die nicht nur zu den großartigsten Epochen der Weltgeschichte überhaupt gehört, sondern in ihren Entwickelungen, Folgen und Beziehungen zur Jetztzeit unbedingt als die wichtigste und bedeutungsvollste vor allen hervortritt. Beginnt doch mit deren Schilderung Klio selbst ein neues Epos, das der „Neuesten Geschichte", um so mächtiger fesselnd und ergreifend, als es Kunde gibt von der gewaltigsten Umwälzung, welche Staaten und Menschthum in allen Sphären und nach allen Richtungen hin jemals erlitten, wie von der Wiedergeburt eines neuen Weltlebens, dessen Fortbildung die Aufgabe der Gegenwart geworden, während dessen Vollendung erst der fernen Zukunft vorbehalten bleibt.

Wie viel aber auch bisher gethan, um der Gegenwart wie den zukünftigen Geschlechtern die Geschichte des Beginns und Verlaufes der neuen Aera in möglichster Genauigkeit und Ausführlichkeit, sowohl was die handelnden Persönlichkeiten und Faktoren als die Begebenheiten selbst, deren Ursachen und Wirkungen, im Einzelnen wie im Ganzen, betrifft, klar und deutlich festzustellen, so bleibt doch noch immer gar Vieles zu thun übrig, da noch so mancher Theil des großen Weltgemäldes in Dunkel gehüllt liegt, oder doch nur von nebelhaftem Zwielicht beleuchtet erscheint.

Mit um so lebhafterer Theilnahme wird man daher jede Art von Mittheilung begrüßen müssen, die nicht nur an und für sich geeignet ist, einzelne, wenn auch kleinere Theile der Dunkelpartien des riesenhaften Geschichtsbildes zu erhellen, sondern auch einem Manne entstammt, der zwar nicht zu den hervorragendsten Heroen jener Epoche gehörte, jedoch in seinem beschränkteren Wirkungskreise nach Kräften handelnd auftrat, namentlich aber als ein zeitgenössischer, umsichtiger und fast immer leidenschaftsloser, unparteiischer Beobachter- und Beurtheiler der damaligen Zustände und Ereignisse auf unsere Würdigung und Beachtung den gerechtesten Anspruch hat.

Insbesondere werden die „Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer" in den Rhein- und Main-Gegenden, wie in den diesen angränzenden Landen ungemeine Sensation erregen, da dieselben den Schauplatz der meisten im Buche erzählten Begebnisse bilden; wie denn Eickemeyer eben dort seine Thätigkeit zu entfalten vorzugsweise Gelegenheit fand. Ueber diese nun, wie von den Ergebnissen seiner Beobachtungen und Erfahrungen einen wahrheitstreuen, einfachen und anspruchslosen Bericht zu geben, ist der Zweck der vorliegenden Memoiren, für deren Veröffentlichung dem eben so verdienstvollen als beliebten Herausgeber, H. König, der aufrichtigste Dank um so mehr gebührt, als derselbe den Mittheilungen des Generals ein ausführliches, geistvolles und sachgemäßes Vorwort vorangehen ließ, das gleichsam als der Schlüssel zum Ganzen zu betrachten ist und das Verständniß wesentlich erleichtert.

Referent hat diesen Andeutungen nur noch die Bemerkung beizufügen, daß besonders die erwähnten „Schilderungen aus dem Mainzer Leben" allgemeine Beachtung verdienen; nicht etwa deßhalb, weil sie „pikant" sind, sondern weil sie der Jetzt- und Nachwelt ein sprechendes Bild eines Theiles jener üppigen, sitte- und charakterlosen Geistliche-Herren- und Aristokraten-Wirthschaft liefern, die in ihrer Gesammtheit wie ein drückender Alp auf deutschem Volk und Leben lastete.

Wir lassen nun aus dem genannten Buche einige Auszüge folgen.

Ich war zum siebzehnten Jahre gelangt (1770), als eine Offizierstelle in der Artillerie offen wurde. Ich meldete mich desfalls bei dem Gouverneur, der mir entgegnete, daß ich noch jung sey und gediente ältere Subjekte nachgesucht hätten. Ich hatte mir bereits Kenntnisse in der Artilleriewissenschaft erworben, wobei mir die Schriften meines Urgroßvaters, Großvaters und Onkels, welche geschickte Artillerieoffiziere gewesen, sehr zu statten kamen; auch hatte ich praktischen Unterricht in der Luftfeuerwerkerei genommen, die damals als ein nothwendiger Theil der Geschützkunst angesehen wurde, und erbot mich also, es mit den anderen Bewerbern auf ein Examen ankommen zu lassen; allein da diese keine Lust hierzu bezeigten, so erhielt ich ohne weiters die Stelle.

Damals herrschten in Mainz noch Kriecherei, Unwissenheit und Aberglaube. Der stiftsfähige Adel befand sich nicht nur im ausschließlichen Besitze der Hofstellen, sondern auch der ersten Staatsämter. Unfähig oder zu bequem, die mit letztern verbundenen Verpflichtungen zu erfüllen, überließ er solche meist den dazu bestellten Gehülfen. So hatte jedes Colleg einen Vice-Präsidenten oder Direktor, jedes Oberamt einen Unterbeamten aus dem Bürgerstande. Die Gewalt des Fürsten war durch die vierundzwanzig Domkapitulare beschränkt, die ihren Einfluß benutzten, die öffentlichen Aemter mit ihren Privatdienern zu besetzen und in der Zwischenzeit von dem Tode eines Fürsten bis zur Wahl seines Nachfolgers die Staatskassen und Vorräthe zu leeren. Mit Stolz blickte der hohe Adel auf die Bürgerlichen herab, welchen kein persönliches Verdienst, keine äußere Würde den Zutritt in adelige Gesellschaft oder zur Tafel des Fürsten vermitteln konnte, und die auch so sehr an ihre Erniedrigung gewöhnt waren, daß sie solche nicht fühlten, ja nicht einmal wagten, nur eine eigne Meinung zu haben. Da war auch nichts zu ungereimt, was nicht für unzubestreitende Wahrheit hingenommen wurde, wenn es aus dem Munde eines hochwürdig-gnädigen Herrn kam.

Mit dem öffentlichen Unterrichte stand es äußerst schlecht. Auf dem Lande gänzlich vernachlässigt, war er in der Stadt den Jesuiten überlassen. Diese befanden sich auch im Besitze der philosophischen und theologischen Lehrstellen bei der Universität und hatten nur noch einige Lehrer der Rechte und der Arzneikunde neben sich, Männer, die eben keine ausgezeichneten Gelehrten waren, ihr Lehramt auch als Nebensache betrachteten, da sie, aus Mangel an den nöthigen Fonds, keine Gehalte bezogen. Man lernte so viel, als zum täglichen Gebrauche höchst nöthig war, trat dann in den geistlichen Stand, oder bewarb sich um ein Amt. Kam auch von Zeit zu Zeit ein junger Mann, der einige Jahre in Göttingen die Rechte, oder in Wetzlar die Reichspraxis studirt hatte, in diesen Kreis der Beamten, so blieb doch hinsichtlich alles Dessen, was auf schöne Wissenschaften, auf Mathematik und Naturkunde, auf Staats- und Landwirthschaft Bezug hatte, die gröbste Unwissenheit herrschend. Alle Lasten lagen auf dem Landmanne; der Städter zahlte wenig und die Güter des hohen Adels, so wie der Geistlichkeit waren von Abgaben gänzlich frei. Das Einkommen des Staates wurde schlecht verwaltet; jenes der Gemeinden, der Aufsicht der Beamten überlassen, wurde verschleudert. Der Holzhaushalt war äußerst vernachlässigt; das Land unterhielt eine Menge Jäger,

Digitized by Google

hatte aber keinen Forstmann. Wichtige öffentliche Arbeiten wurden von unwissenden Handwerkern unter der Leitung noch unwissenderer Räthe und Beamten ausgeführt. So waren gewöhnliche Schiffleute als Wasserbaumeister angestellt. Die müssen's doch wohl verstehen, hieß es, da sie täglich auf dem Wasser fahren!

(Schluß folgt.)

Gesellschafts-Lied.

Mel. Prinz Eugen, der edle Ritter.

Ob wir rothe, gelbe Kragen,
Helme oder Hüte tragen,
Stiefel, Stiefel oder Schuh;
Oder ob wir Röcke nähen
Und zu Schuh'n die Fäden drehen —
Das thut, das thut Nichts dazu!

Ob wir können präsidiren
Oder müssen Acten schmieren
Ohne Rast und ohne Ruh;
Ob wir just Collegia lesen,
Oder aber binden Besen —
Das thut, das thut Nichts dazu!

Ob wir stolz zu Rosse reiten,
Ob zu Fuß wir fürbaß schreiten
Unserm, unserm Ziele zu;
Ob uns voene Kreuze schmücken,
Ob uns Kreuze hinten drücken —
Das thut, das thut Nichts dazu!

Aber ob wie Neues bauen
Oder Alles nur verbauen,
Wie das Geas die Kuh, die Kuh;
Ob wir in der Welt was schaffen
Oder nur die Welt begaffen —
Das thut, das thut was dazu!

Ob im Kopf ist etwas Grütze
Und im Herzen Licht und Hitze,
Daß es brennt im Nu, im Nu;
Oder ob wie friedlich kauern
Und verbauern und versauern, —
Das thut, das thut was dazu!

Ob wir thatig und geschäftig,
Wo es gilt, zu wirken kräftig,
Immer, immer greifen zu;
Oder ob wir schläfeig denken:
Gott wird's schon im Schlafe schenken —
Das thut, das thut was dazu!

Darum Brüeger, darum Brüder!
Alle eines Bundes Glieder,
Was auch Jeder, Jeder thu':
Alle, die dies Lied gesungen,
So die Alten, wie die Jungen —
Thun wir denn dazu, dazu!

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Das bereits auf vielen Bühnen mit Beifall gegebene und vielbesprochene dreiaktige Schauspiel von Bauernfeld „ein deutscher Krieger" ist auch auf der unsrigen zur Aufführung gekommen und schon wiederholt worden. Das Stück gehört jedenfalls zu den besseren Erzeugnissen der neuesten dramatischen Literatur, und wie es uns eine anziehende Handlung und gut gezeichnete Charaktere vorführt, so bieten auch die Einzelheiten viel Volksthümliches und den Patriotismus Anregendes dar. Die Handlung spielt gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges, und hat einen großartigen historischen Hintergrund. Die Hauptmomente derselben, so wie die besonders hervortretenden Details des auch auf unsere Gegenwart vielfache Beziehungen entfaltenden Dialogs wurden mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommen, und man kann den Totaleindruck, welchen die Novität hervorbrachte, einen entschieden günstigen nennen. Durch Bauernfeld's „deutscher Krieger" hat das Repertoir der hiesigen Bühne einen um so erfreulicheren Zuwachs gewonnen, als die Aufführung der Bedeutung des Schauspiels angemessen war. Die Herren Breuer (Obrist von Götze), Reger (Kurfürst von Sachsen), Grahn (Graf von Dohna), Nork (Hanns Büttner), Meck (Major Kanne) und Fräul. Hausmann (Frau von La Roche) führten die Hauptrollen der Novität in einer Weise aus, welche jeden Beschauer überzeugt haben muß, daß unser Schauspiel eben so befähigte, als von dem rühmlichen Bestreben, Würdiges zu leisten, belebte Individuen zählt, und daß man bei uns ein gutes Stück gut aufzuführen die Kraft und den Willen besitzt. Ferneren Wiederholungen dieser sorgfältig in Scene gesetzten Novität sieht man mit Vergnügen entgegen, und werden diese nicht ermangeln, dem gebildeten Publikum willkommen zu erscheinen.

Die Landesgeschichte nimmt jetzt in allen Volks- und Bürgerschulen unseres Vaterlandes ein eigenes Unterrichtsfach ein, und wo dies noch nicht der Fall ist, da soll und muß es geschehen. Um den heimischen Boden wahrhaft zu lieben, um die Gegenwart richtig zu beurtheilen, müssen wir die Vergangenheit kennen, und wie die Geschichte unsere Lehrerin ist, so bereitet der Umgang mit ihr jedem Stande und jedem Alter Vergnügen. Die neuerlich erschienene „Geschichte des Hannover'schen Landes von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage" (Hannover, in der Helwing'schen Hof-Buchhandlung. Dritte Auflage) ist eine gemeinfaßliche Erzählung der wichtigsten Ereignisse jenes Landes, wobei indessen wohl zu wünschen wäre, daß der Verfasser weniger die Geschichte der Regentenfamilien und dagegen mehr die des Volkes berücksichtigt hätte. Ihm schien der Zweck, die Treue und Anhänglichkeit der Unterthanen an ihre Herrscher zu befestigen, zu sehr vorzuschweben, während doch die Aufgabe, dem Volke seine eigenen Entwickelungsmomente vorzuführen, noch wichtiger gewesen wäre. Fürsten- und Adelsgeschichten haben wir genug, Bürger- und Volksgeschichten nur wenig, und in letzterer Hinsicht läßt das vorliegende Buch Manches zu wünschen übrig.

(Die Schädellehre.) Eine amerikanische Zeitung erzählt Nachfolgendes von einem berühmten Doktor der Phrenologie, der sich gegenwärtig in Philadelphia aufhält: „Der Doktor hat die Sonderbarkeit, daß er von dem Kopfe, den er untersucht, genau Alles sagt, was er von demselben denkt, selbst in Gegenwart zahlreicher Zuhörer. So forderte er am Schluß einer Vorlesung, welche er hielt, Jedermann, der über seine phrenologischen Anlagen etwas zu wissen wünschte, auf, sich untersuchen zu lassen. Ein fester, fauststarker Bursche trat herbei; der Doktor fuhr ihm mit der Hand über die Haare, maß die Erhabenheiten, und sagte: „Ihre phrenologischen Anlagen deuten auf einen infamen Schurken, auf enorme Streitsucht, auf wenig Gewissenhaftigkeit und auf verächt-

Digitized by Google

liche moralische und geistige Beschaffenheit. Sie bedürfen blos einer Gelegenheit, um ein vollkommener Spitzbube zu werden." Ohne etwas zu sagen, sprang der Mann von seinem Sitze auf, und schleuderte mit einem gutgerichteten Faustschlage den Doktor zu Boden. Der Phrenolog raffte sich mühevoll auf, und richtete folgende Worte an die Versammlung: „Meine Herren und Damen! Hier ist der kräftigste Beweis von der Wahrheit der Phrenologie, der mir noch jemals vorgekommen. Der Schurke bestätigte jedes Wort, das ich von ihm ausgesagt habe."

(Berlin, 21. August.) Das von Karl Blum nach seinem Tode erst erschienene Lustspiel: „Die Schule der Verliebten", kam gestern hier an der königlichen Bühne zum ersten Male zur Aufführung und sprach das zahlreiche Publikum im Ganzen sehr an. Fräulein Charl. von Hagn, für welche ausgezeichnete Künstlerin der im vorigen Jahre zu früh dahingeschiedene Verfasser sehr viele Rollen schrieb, glänzte darin wieder vor allen andern Darstellern und erntete auch den lautesten Beifall. Erwähntes Stück enthält manche gute Zeitanspielungen, aber auch einige Trivialitäten, die für unsere Gegenwart nicht mehr passen.

Im französischen Feldlazarethe auf dem Schlosse zu W.. wurde einem Soldaten der Arm abgelöset, der ohne Aeußerung des geringsten Schmerzes die Amputation ertrug. Da aber die Nerven und Fasern, wie man es nennen mag, sich zurückgezogen hatten, und so nicht unterbunden werden konnten, so mußten sie durch ein Zängelchen hervorgezogen werden, um sie unterbinden zu können. Als auch hier der Soldat sich ruhig betrug, und keine Aeußerung des Schmerzes verrieth, sagte ein Franzose von höherem Range zu den anwesenden umstehenden Deutschen, die sich eben auf dem Schlosse befanden: „Sehen Sie, meine Herren, was ein Franzose ertragen kann!" „Verzeihen Sie", entgegnete der Soldat in französischer Uniform, „ich bin ein Deutscher."

Literatur.

Bilder aus Welt und Zeit von Dr. Ludwig Frey, Heidelberg bei Wilhelm Hoffmeister.

Wer einmal etwas Pikantes lesen, wer in ein buntes Kaleidoskop blicken und an hundert mannigfaltigen, regelmäßigen und unregelmäßigen, eckigen und runden, heitern und trüben Bildern sich ergötzen, wer sich bald ärgern, bald freuen, bald erzürnen, bald besänftigen lassen will, wer den grellsten Widerspruch und die schroffsten Gegensätze, den ungebundensten Humor und die rücksichtsloseste Satyre nicht fürchtet, kurz, wer einmal aus dem gewöhnlichen Schlendrian des hergebrachten Denkens und Fühlens, der vorgefaßten Meinungen und herkömmlichen Lebensansichten gewaltsam aufgerüttelt und durchgeschüttelt seyn will, der nehme dies Buch zur Hand und es wird ihn nicht gereuen. Widerspruch reizt und Opposition kann in dieser Welt, wo so Vieles ohne Forschung angenommen wird und wo noch so viel Aberglauben und Köhlerglauben herrscht, gar nichts schaden. Freilich treibt es unser Verfasser mitunter etwas toll, wirft Alles durcheinander, geißelt die Guten wie die Bösen und zürnt mit den Gerechten wie mit den Ungerechten, freilich läßt er keinen Stand und kein Alter, kein System und keine Schule, keine Partei und keine Sekte unangetastet, aber das hat auch sein Gutes und Worte sind ja nicht so gefährlich, wie Flintenkugeln. Dazu kommt noch, daß er es im Grunde des Herzens gut meint, daß er Vorurtheile und Thorheiten, Verkehrtheiten und Schlendrian ausrotten, daß er züchtigen will, um zu verbessern. Die Bilder aus „Welt und Zeit" sind freie Phantasieen über Welt, Zeit und Menschen und zwar Phantasieen ohne abgemessene Form, ohne strenge Methode, Phantasieen in Capricio-Manier, oft höchst dueleck und in's äußerste Extrem überschweifend, aber immer pikant und nie langweilig, meist witzig und nicht selten sehr geistreich. Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Geringe, Prosaische und Poetische, Jung und Alt, Arm und Reich — Alles zwischen Himmel und Erde wird hier durchgehechelt und bekommt seinen Puff. Das Buch ist mit einem Worte der Art, daß es ungemein anregend wirkt und daß man auf jeder Seite es zu lesen anfangen und auch aufhören kann, denn es besteht aus lauter Gedankenfragmenten, Witzen und Blitzen, Hieben und Stichen. Mancher wird sich gewaltig darüber ärgern, aber der Vernünftige wird nach dem alten Sprüchwort: „Prüfet Alles und das Beste behaltet" viel daraus lernen und es nicht bereuen, darin geblättert oder es ganz durchlesen zu haben.

Korrespondenz.

†† Baden-Baden, 23. August.

Bekanntlich wird hier jedes Jahr im Laufe der Saison eine große musikalische Festlichkeit veranstaltet; auch in dieser Saison wird eine solche am 30. d. Mts. im großen Saale des Conversationshauses statt finden. Man verspricht uns die Aufführung einer der pikantesten musikalischen Neuigkeiten, nämlich die Ode-Symphonie: die Wüste, von Felician David; dieser junge Tonsetzer, dessen Erscheinen in der musikalischen Welt so viel Aufsehen erregte, ist in diesem Augenblicke in Baden, wo er das Einstudieren seines Werkes leitet, das so voll von eigenthümlichen Schönheiten ist und in Frankreich und England mit so vielem Enthusiasmus aufgenommen wurde und auch in Deutschland, diesem klassischen Boden der Harmonie, mit Erwartung begrüßt wird. Der erste Theil des Konzerts wird aus auserlesenen Orchesterstücken, Solomusik und Gesangstücken bestehen. Die Vocal-Partieen darin haben die Herren Haizinger und Oberhoffer vom großherzogl. Holtheater in Karlsruhe übernommen. In den Instrumentalpartieen wirken mit: der berühmte Hornist Vivier, die Herren Batta, Cosmann und Fräul. L. Cristiani, welche zum Erstenmal ein Violoncell-Trio nach den Motiven von Wilhelm Tell ausführen werden. Diese Namen bürgen hinlänglich für den Erfolg dieses Stückes. Man nennt noch als mitwirkende Künstler die Herren Lavigne, erster Hoboist der italienischen Oper in Paris, dessen Ruf schon gegründet ist, und Armingaut, ein junger ausgezeichneter Violinist, Schüler Allard's. Es wird dies, wie aus dem Programm ersichtlich, ein schönes Konzert geben; es verspricht dem Publikum große Genüsse und beweis't die Sorgfalt, womit man Alles ergreift, was zum Vergnügen der Fremden, die in Baden verweilen, beitragen kann und was diesem herrlichen Aufenthaltsort noch mehr Reiz zu verleihen im Stande ist.

Auflösung der Homonyme in Nro. 235:

Absatz.

Mainwasser-Wärme.

Den 25. August, Abends: 15 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 26. August. Belisar, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Belisar: Hr. Pischek, königl. würtemberg. Hof- und Kammersänger.

Mittwoch, 27. August. (Zum Erstenmale): Die Marquise von Villette, Original-Schauspiel in 5 Abth., von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Lord Bolingbrock: Hr. Breuer, vom Stadttheater in Bremen.

Freitag, 29. August. Norma, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

☞ *** (Gastrolle) Norma: Fräul. **Jenny Lind**, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eintrittspreisen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 237. Donnerstag, den 28. August 1845.

Ein Grand von Spanien.

Dem Französischen frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

„Armes, armes Kind!“ seufzte Madame Elise, ihre Thränen zu unterdrücken suchend.

„Ich werde Sie weder mit der Schilderung der Streitigkeiten, die ich mit meinem Vater hatte, noch mit der Aufzählung der von ihm angewandten Mittel, um mich zu zwingen, seiner Laufbahn zu folgen, behelligen. Er gehörte Ihnen einst an, Madame, und ich muß deshalb sein Andenken ehren.“

„Ist er todt?“

„Bei einem Scharmützel verwundet und gefangen, starb er vor drei Jahren im Gefängnisse an den Folgen seiner Wunden.“

„Und seit drei Jahren . . .“

„Hätte ich ein ehrlicher Mensch werden können, wollen Sie sagen . . . Unmöglich! Die Gesellschaft würde mich zurückgestoßen haben . . . Für mich, den Sohn eines Banditen, war jede ehrenhafte Laufbahn verschlossen; das Vorurtheil hält mit blankem Schwerte, dem Racheengel gleich, an den Pforten des Paradieses Wache . . Und dann gehört Muth dazu, ein Räuber zu seyn! . . . Dennoch sind wir zuweilen recht feige! . . . Das Leben, wie elend es auch die Umstände für uns machten, ist uns theuer; um es zu erhalten, war ich genöthigt, die Räubereien meines Vaters fortzusetzen. Die ganze Bande, welche mich einstimmig zu seinem Nachfolger erwählt, war jeden Augenblick bereit, sich für mich in Stücke hauen zu lassen; während, wenn ich mich der Uebernahme der Stelle, welche man mir bot, entzogen hätte, mindestens sechzig scharfgeschliffene Dolche mich überall, wohin ich auch meine Schritte lenken mochte, bedroht und verfolgt haben würden. Das Verbrechen hat seine gegenseitigen und gemeinsamen Verpflichtungen und Rechte; die einzigen zuverlässigen vielleicht — aber sie sind schrecklich. Man läßt einen Mann nicht leben, der so verhängnißvolle Geheimnisse kennt. „Nur die Todten schweigen!“ sagt mein Lieutenant . . . Ich war feige . . . Ja, ja, ich war sehr feige! . . . Ich hatte Furcht vor dem Tode . . . Ich zog ihm das Verbrechen vor — und ich hatte noch meine Mutter!“

„Aber Du wußtest es nicht, Karl; Du wurdest gewaltsam fortgerissen durch eine unselige Verkettung von Umständen, die man zu Deinen Gunsten geltend machen kann; Du bist schuldig, ohne Zweifel; aber die Gerechtigkeit . . . .“

„Wird und muß mich verdammen! . . . Sie vergessen das mit unauslöschlicher Blutschrift auf meiner Stirn eingegrabene Wort: Meuchelmörder!“

„Ja . . . ich vergaß es . . .“ sagte Madame Elise, vor Entsetzen zusammenschauernd — „und . . . ich kann es nicht glauben.“

„So hören Sie denn, wenn Sie den Muth dazu haben,“ — fuhr Karl fort, dessen zitternde Stimme die ungeheure Bewegung seines Innern verrieth — „so hören Sie denn das ganze Bekenntniß meiner Schuld . . . Mehr geliebt von meiner Bande, als es mein Vater jemals war, wurde ich unglücklicher Weise auch besser bedient, als er; so stieg dann in zwei Jahren der Schrecken unseres Namens bis auf's höchste. Ich ordnete die Ueberfälle und Unternehmungen an, ohne daran selbst Theil zu nehmen, denn ich hatte einen Abscheu vor vergossenem Blute; aber ein Streit, den ich mit meinem Lieutenant hatte, zwang mich, mein Leben selbst auf's Spiel zu setzen, wenn ich mich nicht verrathen sehen wollte.“

„Es war am dreizehnten September des vorigen Jahres. Eine portugiesische Familie fiel in den von uns gestellten Hinterhalt. Der Angriff war lebhaft, die Gegenwehr verzweifelt. In diesem gräßlichen Getümmel, gestachelt von den scheußlichsten Spottreden meines Lieutenants, mordete ich! . . . Noch jetzt erbebe ich . . . Elender, der ich bin! . . . Mein Opfer war ein Weib! . . . Meine Worte brechen Ihnen das Herz, Madame . . . Barmherzigkeit um Ihrer selbst willen! . . . Fliehen Sie diesen Ort . . . Verlassen Sie einen Elenden, dessen Anblick Ihr reines Auge besudelt.“

„Nein, nein!“ rief Madame Elise energisch aus. „Rede weiter, Karl! . . . Ich will . . . ich werde den Muth haben, Alles zu hören.“

Die Begleitung meines unglücklichen Opfers war von meinem höllischen Lieutenant niedergemetzelt worden. Ein junges Mädchen allein war entkommen; doch bald wieder ergriffen, schleppte man sie an den Ort, wo wir unsere höchst beträchtliche Beute theilten. Mein Lieutenant wollte das arme Kind in den Waldstrom hinabstürzen, der zu unsern Füßen wildschäumend brauste. Ich vertheidigte die arme Kleine, und es gelang mir, ihr das Leben zu retten . . . Eine gute That erfrischt die Seele doppelt nach einem Verbrechen; unglücklicher Weise kann sie dies nicht ungeschehen machen! . . . Nach völliger Beendigung dieser Angelegenheit ging mein Lieutenant nach Frankreich, um unsere Beute in Sicherheit zu bringen, während ich mich mit Rosa, dies war der Name des von mir geretteten jungen Mädchens, in die Pyrenäen zurückzog. Ich hielt mich dort ruhig verborgen, bis zu dem Augenblicke, wo mein Lieutenant mich aufforderte, zur Vermählung des Dauphin nach Paris zu kommen; eine Gelegenheit, sagte er, die uns mit allem Nöthigen versorgen kann. Sie erinnern sich gewiß des furchtbaren Unglücks und des Getümmels am dreißigsten Mai? Wir benutzten diese gräßlichen Stunden, um eine große Masse Diamanten zu rauben.“

„Und das waren jene, welche Du Sophien als Brautgeschenk darbotest!“ sagte Madame Elise mit tiefem Seufzer.

„Nein. Die zum Brautgeschenk für Sophie bestimmten stammten aus der Beute vom dreizehnten September, deren ich vorhin erwähnte . . . Nach dem dreißigsten Mai ließen wir Rosa als Hüterin unseres Schatzes zurück; sie sollte zu Paris die An-

Digitized by Google

kunft eines Juden erwarten, um mit ihm über den Verkauf der Steine zu unterhandeln. Wir kehrten nach den Pyrenäen zurück, wo wir in Folge der kurzen und hellen Nächte unthätig verweilten. Vor zwei Monaten wurde uns die Kunde von der Reise des jungen Herzogs von Almaveda. Es gelang uns, durch eine falsche Nachricht ihn von seinem Gefolge zu trennen, und wir griffen mit gesammter Macht seinen Wagen an. Einer seiner Diener, von uns für todt auf dem Platze gelassen, entkam. So geschah es, daß, von ihm geführt, die spanische Polizei uns erbarmungslos verfolgte, und wir uns genöthigt sahen, nach Frankreich zurückzukehren."

Der Gefangene schwieg. Auch Madame Elise, dem Gewichte der ihr gewordenen Enthüllungen erliegend, blieb in dumpfes Schweigen versunken.

(Schluß folgt.)

Aus den Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer,

ehemal. kurmainz. Ingenieur-Oberstlieutenant, sodann im Dienste der französischen Republik.

(Schluß.)

Ohne die über das Land verbreiteten Stifter, Mönch- und Nonnenklöster enthielt die Stadt Mainz allein deren etliche und zwanzig. Drei- bis vierhundert Individuen fanden hier reichlichen Unterhalt, deren ganze Verpflichtung, mit Ausnahme der Jesuiten und der sogenannten welschen Nonnen, welche Unterricht gaben, sich auf einen täglichen Chorgesang von einigen Stunden beschränkte. Die Stifts- oder Weltgeistlichen lebten selten ohne hübsche Haushälterinnen. Sie trieben dabei Spiel und Jagd, hielten viel auf Gastereien und vereinten sich gern des Abends in kleinen Gesellschaften, wo sie sich ein Räuschchen oder auch wohl einen Rausch tranken. Um ungestörter und mit Wahrung des Anstandes solchen häuslichen Freuden obzuliegen, waren ihre Wohnungen in der Regel so gebaut, daß sich Küche und Vorrathskammer an der Straße, die Schlaf- und Gesellschaftszimmer aber im Hintertheile des Hauses befanden. Die einer strengern Ordensregel unterworfenen Mönche besuchten fleißig die Häuser wohlhabender Bürger, wo sie eine liebreiche Aufnahme und gastfreie Bewirthung fanden. Sie mischten sich in Welthändel und Familienangelegenheiten und bewarben sich um die Gunst der Frauen. Alle waren eifrige Beförderer der Andächtelei und des Aberglaubens, still überzeugt, daß ihr Ansehen bei dem Volke hierauf beruhe. — Damals gab es noch Besessene, Gespenster, Hexen und Mittel gegen Hexerei. Folgende Geschichte, die nicht ohne alles Interesse ist, mag hierzu als Beleg dienen.

Ein Offizier der Mainzer Besatzung hatte ein krankes Kind. Die gebrauchten Arzneien blieben ohne Wirkung, und er suchte Hülfe bei dem Pfarrer an der Stephanskirche, der in dem Rufe stand, daß kein böser Feind seiner Wunderkraft und seinen geweihten Mitteln widerstehen könne. Dieser gab dem Offizier Kräuter oder sogenanntes Hexenpulver, womit er Abends vor dem Schlafengehen das Zimmer räuchern solle, mit dem Bemerken, daß dann der Zauber von selbst aufhören, oder die Hexe, durch des Pulvers Kraft genöthigt, unter irgend einem Vorwand erscheinen werde, um solchen zu lösen. Dieses letztere, setzte er hinzu, werde besonders eintreten, oder es doch ein verlässiges Zeichen seyn, daß sich die Hexe in der Nähe befinde, wenn der Rauch unter ungewöhnlichen Formen, besonders ringelförmig aufsteige.

Schon einige Abende hatte man ohne allen Erfolg tüchtig geräuchert, als der Zufall wollte, daß eine etliche und achtzigjährige, ledige und halb kindische Person, die sich bei Verwandten in einem darmstädtischen Rheinorte aufhielt, mit diesen in Zwist und auf den Gedanken kam, bei zwei alten Jungfern, mit welchen sie vor etlichen und zwanzig Jahren in Mainz gelebt hatte, einen Zufluchtsort zu suchen. Sie benutzte zur Ausführung ihres Vorhabens den gewöhnlichen Marktnachen, welcher Abends eintraf. Es war spät in der Jahreszeit und die Witterung kalt. Um sich zu erwärmen, trat sie in das nächste Wirthhaus, nahm etwas Wein zu sich und schlief ein. Die Uhr hatte bereits neun geschlagen, als man sie aufweckte, damit sie zu Bette gehen möge. Allein sie erklärte, daß sie ihr Quartier in der Gaugasse habe, und so gab man ihr eine Magd mit, um sie dahin zu führen. Beide kamen an das Haus, dessen oberstes Stockwerk der Offizier bewohnte. Nun bin ich, wo ich hin wollte, sagte die Alte und schickte ihre Begleiterin zurück. Das Haus war noch offen; sie fand sich die Stiegen hinauf und klopfte an die Thüre der Stube, welche sie vormals mit ihren Freundinnen bewohnt hatte, wo man jetzt aber mit Räuchern beschäftigt war und der Rauch, wie der Offizier nachher aussagte, in ganz wunderbaren Gestalten aufstieg.

Schrecken und Staunen ergriff die versammelte Familie, als das von Alter abgezehrte, zitternde und gebeugte Weib in das Zimmer trat. Man wußte nicht, ob man in ihr eine Hexe oder den bösen Feind erkennen sollte, dessen Leibfarbe sie trug. Sie war nämlich von Kopf bis zu den Füßen, nach alter Sitte, schwarz gekleidet und hatte rothe, triefende Augen. Der Offizier faßte endlich Muth, setzte ihr den gezogenen Degen auf die Brust und beschwor sie im Namen des Erlösers, sogleich das Kind zu entzaubern, indessen seine Gattin ihr fleißig mit geweihtem Wasser zusetzte. Der durch diese Behandlung betäubten Alten gelang es nur mit größter Mühe, sich so weit zu erwehren, um nach ihren Freundinnen zu fragen. Allein diese waren bereits todt und selbst ihre Namen dem Offiziere unbekannt. Und hatte der Geistliche nicht auch voraus gesagt, daß die Hexe ihr Erscheinen durch einen Vorwand beschönigen werde? — Ein Bedienter wurde nun an den Pfarrer abgeschickt. Dieser war bereits zu Bette und schickte den Bedienten mit dem Bedeuten zurück, daß man suchen sollte, Blut von der Hexe zu bekommen, bis er sogleich selbst nachfolgen werde. Nun wurde die Unglückliche ausgekleidet und die Geißelung war bereits bei der Ankunft des Pfarrers im Gang und ward unter dessen Leitung ohne Erbarmen fortgesetzt. Allein da die Alte auf ihrer ersten Aussage bestand und endlich alle Besinnung verlor, so wurde beschlossen, sie auf die nächste Thorwache zu bringen.

Die Nachricht, daß man die verflossene Nacht eine Hexe oder den bösen Feind selbst auf die Wache gebracht habe, verbreitete sich am folgenden Morgen schnell in der Stadt. Neugierig begab ich mich auf die Wache, in deren Nähe sich eine große Menge Volkes versammelt hatte. Ich ging in die Stube der Gemeinen. Hier stak die Alte unter der Pritsche, wohin sie gekrochen oder vielleicht geschoben war. Den Kopf hatte sie gegen die Mauer gerichtet und nur ihre Füße waren sichtbar. Die Soldaten, in der Ueberzeugung, daß es hier dem Teufel oder seiner Großmutter gelte, hatten ihr die Strümpfe ausgezogen und die Fußsohlen angesengt. Eben erschien ein Polizeibeamter. Man zog die Unglückliche hervor, die blutend und sinnlos, kurz in einem Zustande war, daß sie auf einer Tragbahre in das Hospital gebracht werden mußte, wo sie nach acht Tagen an den Folgen der erlittenen Mißhandlung starb. Der Offizier der Wache, der die Unglückliche dem Muthwillen der Soldaten preisgegeben hatte, bekam einige Tage Hausarrest. Der Vater des kranken Kindes wurde nach dreimonatlicher Gefängnißstrafe in eine andere Garnison und der Geistliche auf eine geringere Pfarrei versetzt, mit dem Verbote, ferner Teufel auszutreiben und auf Hexen zu jagen.

Damals (und zwar seit 1763) saß Emmerich Joseph, aus der Familie Breidenbach, auf dem Kurfürstenstuhle zu Mainz, — ein Mann von eben nicht sehr ausgebreiteten Kenntnissen, aber von richtiger Beurtheilung, bieder und für alles Gute empfänglich. Der Staatskanzler von Benzel, welcher sein Vertrauen besaß, über-

Digitized by Google

zeugte ihn von der Nothwendigkeit, den öffentlichen Unterricht zu verbessern und zwar damit anzufangen, geschickte Lehrer für die niedern Schulen zu bilden. Eine Normalschule wurde errichtet, in welcher junge Leute, die bereits einige Studien gemacht hatten, Unterricht in dem Schön- und Rechtschreiben, in dem deutschen Aufsatze, in der Religion, der Arithmetik, Geometrie, Erdbeschreibung, Naturgeschichte und in der Lehrmethode erhielten. Die Schulstellen in den Städten und auf dem Lande sollten, so wie sie offen würden, durch sie besetzt, von den Glöcknerstellen getrennt und die Gehalte verbessert werden.

Die Geistlichkeit, besonders die Mönche, waren mit dieser neuen Anstalt äußerst unzufrieden und beeiferten sich, das Volk dagegen zu reizen. Der Name Naturgeschichte gab ihnen besondern Vorwand dazu, und noch mehr der Mann, der sie lehrte, ein gewisser Steigentesch, der zugleich Direktor des Instituts war. Dieser hatte die schwere Sünde auf sich, vormals eine Wochenschrift unter dem Titel: der „Bürger", geschrieben zu haben. In Mainz sagte man „Burger", in Berlin und Leipzig aber „Bürger"; war also hier nicht ein steiler Abgrund der Ketzerei geöffnet?

Um den Eifer der Schulkandidaten zu nähren und zugleich das Vertrauen des Publikums zu gewinnen, wurden von Zeit zu Zeit Prüfungen gehatten, welchen Jedermann beiwohnen konnte. Allein das half wenig: die Zuhörer verstanden eben nichts von der Sache und das war genug, Alles für Freigeisterei oder noch etwas Schlimmeres zu halten. Mir war bei der Normalschule ein Theil des mathematischen Unterrichts übertragen, und da ich bei einer öffentlichen Prüfung eine arithmetische Aufgabe auflösen ließ und der Kandidat mehrmals das Additionszeichen an die Tafel schrieb, rief ein Bürger aus dem großen Haufen: „Macht nur Kreuze, macht sie nur schockweise, euch holt doch der Teufel!" Indessen war die Anstalt mit dem besten Erfolge vorgeschritten, als sich eine Gelegenheit darbot, den öffentlichen Erziehungsanstalten einen noch größern Wirkungskreis zu geben.

Ganganelli hatte den Jesuitenorden aufgehoben. Diese Begebenheit erregte damals — im Jahre 1773 — die äußerste Bestürzung unter den Bewohnern von Mainz und zog dem Papste Haß und Verwünschungen zu. Man nannte ihn nur den Antichrist. Als die Jesuiten bis zu ihrer ferneren Bestimmung in andere Klöster gebracht wurden, lief das Volk in großer Menge zusammen. Ueberall hörte man schimpfen, ächzen und wehklagen. Betschwestern fielen in eine Ohnmacht. Die Besatzung mußte unter das Gewehr treten, und die Wagen, welche die geistlichen Väter wegbrachten, waren unter Bedeckung von Reiterei.

Es wurde jetzt ein neuer Schulplan entworfen, und statt dem Unterrichte im Lateinischen und Griechischen, vorhin fast den einzigen Lehrgegenständen, ward jener in der französischen Sprache, der Erdbeschreibung, der Mathematik, der allgemeinen Welt- und Naturgeschichte verbunden, auch das Studium der Philosophie wurde verbessert. Alle Fächer erhielten eigene Lehrer, die zum Theil aus Laien und zum Theil aus Geistlichen bestanden. Unter diesen Letztern befanden sich auch einige Jesuiten, und man überzeugte sich bald, wie wenig der Ruf dieses Ordens hinsichtlich seiner Verdienste um die Wissenschaften gegründet war: als sie nämlich die Lehrstellen nicht mehr ausschließlich, sondern neben andern Lehrern besetzten, wurden sie bald von diesen übertroffen.

Mannichfaltigkeiten.

Bettina v. Arnim schließt die Schilderung einer pietistischen Versammlung in ihrer Schrift: „Dies Buch gehört dem Könige" (S. 592) mit folgenden Worten: „Die Betstunde bringt nur dann Segen in's Armenhaus, wenn sie rein von Heuchelei und Frömmelei ist und wenn die Theilnehmer aus höhern Ständen nicht zu jenen erbärmlichen Menschen gehören, welche an Kopf und Herz krank sind und die größte Freude haben, wenn sie Andere anstecken können. Wenn es überhaupt lächerlich (die gute Frau hätte leicht einen bezeichnendern und treffendern Ausdruck gebrauchen können!) ist, die schönste Lebenszeit mit Sündenbetrachtungen zu verlieren, so ist es gerade unmenschlich, die Armen gewaltsam in dieselben zu versenken. Es ist Pflicht, daß man diese im Glauben an den Werth der menschlichen Seele stärke, damit sie sich ermannen und dem Schicksal trotzen. Wer es nicht versteht, den Geist, „der lebendig macht", zu predigen, der dränge den Armen seine Litaneien nicht auf. Es ist besser, es komme ein Leierkastenmann in den Hof zwischen den Familienhäusern, denn ein pietistischer Pfarrer."

Von dem unseren Lesern bereits mehrfach zur Anzeige gebrachten „Conversationslexikon für bildende Kunst, Leipzig, Romberg's Verlag", ist die elfte Lieferung (Bernini bis Böttcher) erschienen. Das Werk fährt fort, seiner Aufgabe zu entsprechen und in kürzeren Nachweisungen wie in ausführlichen Artikeln Alles zu besprechen, was dem bildenden Künstler in theoretischer und praktischer Beziehung wissenswürdig und belehrend ist. Möge durch eine rasche Aufeinanderfolge der Lieferungen die Beendigung dieses bändereich werdenden Lexikons möglichst beschleunigt werden! Die beigegebenen Holzschnitte, sowie Druck und Papier des Werkes sind entsprechend.

(Posen, 18. August.) Gegenwärtig macht hier der merkwürdige und bei unserer Gesetzgebung seltene und unerwartete Ausgang eines Criminalprozesses großes Aufsehen. Im vorigen Jahre war hier in einem nahen Dorfe ein Brudermord vorgekommen, den auch die Zeitungen seiner Zeit meldeten. Beide Brüder, Söhne eines Müllers, waren in einem Zimmer ihres elterlichen Hauses mit einander in Streit gerathen, in dem der jüngere den älteren durch einen Pistotenschuß in die Brust durch die rechte Lunge tödtlich verwundete. Der Mörder wurde sogleich ergriffen und hieher abgeliefert; da jedoch der Streit ohne Zeugen begonnen und geendet hatte, so standen sich nur die Aussagen der beiden Brüder (der Geschossene lebte noch einige Tage) einander gegenüber: der jüngere behauptete nun im Verhör, der ältere sey mit einem Beil in der Hand auf ihn eingedrungen und bei dem Klirren desselben, wie jener es hinterm Ofen hervorgezogen, habe er alle Besinnung verloren und das Pistol, das er schon früher zu seinem Schutze vor dem gewaltthätigen Bruder zur Hand genommen, bei dessen Einstürmen auf ihn abgefeuert; der ältere bestritt dies dagegen noch in seiner Todesstunde mit der Hand auf dem Crucifix; dennoch glaubte schon der Untersuchungsrichter die moralische Ueberzeugung zu haben, daß nur ein unauslöschlicher Haß dieses hartnäckige Abläugnen einer durch viele Anzeichen wahrscheinlich gemachten Thatsache erzeuge. Jetzt ist nun das Erkenntniß unseres obersten Gerichtshofes in diesem Prozeß erfolgt, das den des Brudermordes Angeklagten völlig freispricht und seine sofortige Entlassung auf freien Fuß anordnet. Die Ausführung ist höchst interessant. Der erkennende Richter führt zunächst aus, daß Tödtung eines Menschen an und für sich kein strafbares Verbrechen sey, so lange das Gesetz eine solche im Falle der äußersten Nothwehr als straflos erkenne. Sodann macht er geltend, daß man, obgleich die Aussage des Getödteten dagegen spreche, doch annehmen müsse, daß sich der Angeklagte im Falle derselben befunden, da man beim Mangel anderer Zeugen eben so seine für ihn als gegen ihn sprechenden eigenen Aussagen als wahrheitsgetreu gelten lassen müsse, und zwar um so mehr, als die angestellten sorgfältigen Nachforschungen bei den Einwohnern des Dorfes über den moralischen Lebenswandel beider Brüder unzweifelhaft herausgestellt hätten, daß der Angeklagte immer einen sittlichen, durch Ordnung und Arbeitsamkeit ausgezeichneten Lebenswandel geführt habe, während der Getödtete als ein liederlicher, arbeitsscheuer und gewaltthätiger Mensch allge-

Digitized by Google

mein gekannt gewe'en sey, der oft schon seinen alten Vater so gemißhandelt habe, daß ihn die Hülfe der Nachbarn aus seinen Händen hätte befreien müssen. — Wir glauben, daß ein Geschwornengericht ihn gleichfalls freigesprochen haben würde; unter der Kraft unseres Allgemeinen Landrechts ist ein solcher Ausspruch jedoch wohl noch selten, wenn überhaupt je, gefällt worden, da dasselbe der moralischen Ueberzeugung des Richters so wenig Spielraum läßt, daß dieser gegen dieselbe ein verdammendes Urtheil aussprechen muß und höchstens mildernde Umstände bei dem Strafmaße zur Geltung bringen darf. — Gleichzeitig ist ein anderes Erkenntniß erschienen, durch das die, einige 25 an der Zahl, wegen Arbeitsverweigerung und Ungehorsam gegen die Anordnungen der Polizei vor einiger Zeit verhafteten und zur Criminalunterfuchung gezogenen Tischlergesellen freigesprochen und gleichfalls ihrer Haft entlassen sind, wodurch sich nun die von einigen Zeitungen früher gegebene und in der „Vossischen Zeitung" dann widerrufene Nachricht dennoch bestätigt hat.

(Die Kraft der Seebäder.) Es wird zwar schon die Seeluft für heilsam und stärkend gehalten, wahrscheinlich um ihrer Bestandtheile an flüchtigem Salz oder Sauerstoff willen. Auch das mit Salzen, Uschleim u. dgl. geschwängerte Meerwasser mag die Haut beleben und den auffaugenden Gefäßen heilsame Bestandtheile zuführen. Gewiß aber liegt die Hauptwirkung in den mächtigen Schauern, die das ganze Nervensystem in Anspruch nehmen. Mit heftiger Gewalt stürzt die Woge auf Einen herein. Dicht vor dem Badenden schwillt gegen ihn heran ein dunkelgrüner Wasserberg, schwankend, als wolle er sein Gewicht prüfen. In dem Augenblicke, wo sein Gipfel oder auch seine lange Firste überschlägt, entsteht ein Silberblick von Schaum; jedes der Millionen Tröpfchen, die wie Champagner zischen, ist lebendig. So platzt die Wassermauer dem Badenden über Kopf und Rücken, oder wenn sie ihn nicht erreicht, springen die vor ihm abgestürzten Wellen mit zischenden Pudelköpfen in zwei, drei Sätzen an ihm empor. Wider solche Gewalt eines übermächtigen, vom tiefsten Erdleben bewegten Elements hat sich dann der eigene Organismus zusammen zu nehmen und zu wehren. Der Angriff einer so absoluten Macht, diese ungestüme Noth von außen, schüttelt die lahmen, unter sich verstimmten Nerven und zwingt sie zu muthiger Erhebung, zum Aufgeben ihres kleinen, kranken Egoismus; sie versöhnen sich in einer solchen gemeinsamen Abwehr bei wiederholten Angriffen in einer, der Krankheit angemessenen Anzahl von Bädern. Die gehobene Nervenkraft wirkt dann auf die durch frühere Lahmheit eingetretenen Stockungen und Störungen. Alle Thätigkeiten des Organismus sind neu beschwingt und thun ihr Werk. Du bist genesen. Dieser wunderbare Einfluß eines mächtigen Elementes steht gewiß nicht vereinzelt da, sondern verräth nur seinen Zusammenhang mit einem allgemeinen Naturgesetze. Und wirklich findet man auch sonst, daß die besonderen, vereinzelten Lebens-Erscheinungen und Geschöpfe in der Berührung mit dem höhern, allgemeinen Lebenselement, aus dem sie hervorgegangen sind, ihre Kraft erhalten und neue Erquickung gewinnen. So lange ein besonderes, vereinzeltes Wesen in höherem noch eingehüllt ist, wird es von diesem genährt und bewahrt. So ist der Menschenkeim unter dem Mutterherzen. Allein sie werden erst besondere Wesen, wenn sie, reif dazu, aus dem allgemeinen Leben hervortretend, für sich bestehen. Ganz aufgehoben wird aber diese Unverbindung nicht; und so behält auch der kräftigste, selbstständigste Mensch für sein ganzes Erdenleben das Bedürfniß, aus seinem erschöpfenden Einzeldasein von Zeit zu Zeit im Schlafe zu dem ursprünglichen Naturzustande zurückzukehren, um Erneuerung an derselben Quelle zu finden, wo er sein Leben schöpfte.

Der „Rheinische Beobachter" brachte seinen Lesern eine Reihe von das Unternehmen des Vereins zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas fördernder Artikel, welche jetzt in einem besonderen Abdruck unter dem Titel: „Die deutsche Ansiedelung in Texas, Bonn, bei Friedrich Encke", erschienen sind. Der Verfasser dieser Mittheilungen ist Joh. Heinr. Siegfried Schultz und hat sich derselbe durch seine Arbeit in sofern ein Verdienst gemacht, als Alles, was die große und wichtige Auswanderungsfrage betrifft, als zu einer wesentlichen Lebensäußerung der Gegenwart gehörend, nicht genug erörtert, geprüft und beleuchtet werden kann. Die vorliegende Broschüre umfaßt auf vier Druckbogen die Geschichte der Entstehung und Fortentwickelung jenes Vereines, sowie geographische und statistische Nachweisungen über Texas.

Korrespondenz.

Mainz, im August.

Unserer Stadt ist eine bedeutende Verschönerung in erfreuliche Aussicht gestellt, indem unser verehrter Festungskommandant, Baron Jetzer, sehr geneigt seyn soll, das durch den Abtrag der Schanzaufwürfe entstandene große Glacis zwischen dem Münster- und Raimundithore in eine englische Parkanlage verwandeln zu lassen. Wir könnten dann einen herrlichen Spaziergang erhalten, welcher mit der Zeit den von unserm Gioulett schöpferisch hervorgerufenen Anlagen um Frankfurt herum an großartiger Schönheit nicht nachstehen dürfte. Um aber dieses gemeinnützige Werk in das Leben zu rufen, wäre es wünschenswerth, daß unser thätiger Gartenbauverein, der sich schon so große Verdienste um unsere Stadt erworben hat, die Leitung der Anlagen übernähme und daß die hiesige Bürgerschaft durch freiwillige Geldbeiträge diese Mainz zur Ehre und Zierde gereichende Sache nach bester Möglichkeit zu fördern suche. Außer den Geschenken an Pflanzen, würden die Gartenbesitzer gewiß auch nicht mit Gaben an Pflanzen und Gesträuchen kargen. Von der Stadtkasse ließe sich auch ein honnoriger Beitrag erwarten und das Stadtkommando würde dann gewiß geneigt seyn, gegen billige Vergütung eine hinreichende Anzahl Militärarbeiter zu stellen, welche das öde Feld wie durch Zauberei in ein kleines Paradies verwandeln würden. Nach einigen Jahren könnte sich in dieser Anlage ein elegantes Wirthschaftslokal erheben; auch hier würden an bestimmten Tagen die musikalischen Aufführungen statt finden, welche uns unsere beiden Garnisonen so freundlich darbieten; die neue Anlage würde eine Concurrenz in finden. Wir glauben, daß es nur dieser Anregung bedarf, um alle Freunde des Guten und Schönen zu veranlassen, sich an einer Sache zu betheiligen, deren Vortheil zu einleuchtend ist, um nicht Jedem in die Augen zu springen. Möge daher der Gartenbauverein recht bald die nothwendigen Schritte thun und eine Subscriptionsliste zur Einzeichnung eröffnen, so könnten vielleicht noch in diesem Herbste die nothwendigen Vorarbeiten begonnen werden. — Sollte das Werk wirklich zu Stande kommen, so wollen wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß das nahe Wasser vielleicht mit Vortheil zu Springbrunnen verwendet werden könnte.

△

Mainwasser-Wärme.

Den 26. August, Abends: 16½ Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 27. August. (Zum Erstenmale): Die Marquise von Villette, Original-Schauspiel in 5 Abth., von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Lord Bolingbrock: Hr. Breuer, vom Stadttheater in Bremen.

Donnerstag, 28. August. Der gespenstische Barbier, oder: Der Nothmantel, Volksmährchen von Musäus, für die Bühne bearbeitet in 4 Abth., von Kotzebue.

Freitag, 29. August. Norma, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

☞ *** (Gastrolle) Norma: Fräul. **Jenny Lind**, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eingangspreisen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 238. Freitag, den 29. August 1845.

Am 24. August. *)

Ein Häuflein hat sich frei gesprochen
Und von dem alten Zwang befreit;
Es hat die neue Bahn gebrochen
Voll Muth und Glaubensfreudigkeit.
Das Häuflein wächst, es sehnen Viele
Sich ja nach Freiheit und nach Licht;
Doch sind sie ferne noch vom Ziele.
Mir bangt, doch ich verzage nicht!

Der Vater aller Kraft und Liebe,
Der jedem Wesen Freiheit schenkt
Und der des Geistes edle Triebe
Dem Licht entgegen führt und lenkt,
Er wird das Häuflein nicht verlassen,
Ob auch die Fluth sich stürmend bricht,
Ob auch die Feinde dräu'n und hassen.
Mir bangt, doch ich verzage nicht!

Ein neuer Frühling kommt, doch gehen
Dir Stürme seinem Sieg voran;
Eh' seine Blüthendüfte wehen,
Eh' neu begrünt ist seine Bahn,
Muß erst des Winters Herrschaft weichen;
Es heitert sich das Angesicht
Der Sonne, ob auch Nebel steigen.
Mir bangt, doch ich verzage nicht!

So laßt uns fest zusammen halten,
Nicht Opfer scheuend und nicht Müh'n.
Vereint gen feindliche Gewalten,
Soll unser Herz stets mehr erglüh'n!
Manch' Hemmniß wird man uns bereiten,
Noch mancher Feind sitzt zu Gericht.
Laßt uns dem Herrn vertrau'n und streiten!
Mir bangt, doch ich verzage nicht!

B.

*) Der am 24. d. M. in Frankfurt a. M. bei dem zweiten öffentlichen Gottesdienste der Deutsch-Katholiken gehaltenen Predigt hatte Hr. Pfarrer Kerbler die Textesworte zu Grunde gelegt: „Mir ist bange, doch ich verzage nicht."

Ein Grand von Spanien.

Dem Französischen frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Schluß.)

„Mein Sohn! Mein unglücklicher Sohn!" schluchzte Madame Elise endlich, die Arme nach dem Gefangenen ausbreitend.

„O Himmel! Da Alles mich verläßt auf dieser Erde, giebst Du mir die Mutter zurück!" rief dieser, wie in heiliger Verzückung aus, mit der Fluth seiner Thränen die einzige mitleidsvolle Hand benetzend, die sich ihm jemals in dieser Welt genaht hatte.

„Der Himmel hat Dich der Mutter nie beraubt, mein Sohn; nur die Menschen allein haben eine Scheidewand zwischen ihr und Dir erhoben."

„Ach, noch ein Mal, Madame! nur noch ein einziges Mal diese Worte! . . . Sie thun mir wohl! . . . Welche Paradieses-seligkeit für den Verlassenen liegt doch in den zwei Sylben: Mein Sohn!"

„Nenne Du mich lieber Deine Mutter!" sagte Madame Elise in höchster Aufregung; „knüpfe Du selbst das Band enger, welches uns vereint." Und die Arme öffnend, näherte sie sich dem Gefangenen, der, ganz außer sich vor Glück und Schmerz, die zugleich seine Seele bestürmten, in die Worte ausbrach:

„Mutter! Meine Mutter! . . . O Dank, tausend Dank! . . . Ich habe jetzt das höchste Erdenglück genossen . . . Nun kann ich gerne sterben!"

„Sprich nicht vom Sterben, mein Sohn; Dein Herz ist ja noch weich, Deine Seele noch schön und für das Bessere empfänglich, da sie nicht taub bleibt bei der Stimme der Natur. . . . . Muth, mein Sohn, sey wahr und offen, genüge dem Verlangen Deiner Richter, indem Du ihnen Aufschluß giebst über Deine Mitschuldigen; Du darfst dann hoffen . . ."

„Nimmermehr! Ich, meine Gefährten verrathen! . . . Wollen Sie mir denn das einzige Ehrenhafte rauben, das noch an mir haftet! . . . O, meine Mutter, fordern Sie das nicht von mir. Wenn ich mich schuldig bekennen dürfte, ohne Jene zu gefährden, ich würde Alles gestehen . . . Aber ich kann nicht lügen, um mich zu retten . . . Ich muß schweigen zum Heile Aller . . . Glauben Sie mir, meine Mutter; Sie haben gottergeben ein frommes Werk vollbracht, als Sie einem so verbrecherischen Sohne die Tröstungen einer Mutter zu Theil werden ließen; mein letzter Seufzer noch wird Sie dafür segnen; aber ich selbst muß Sie von mir befreien; Sie würden befleckt werden durch jede Berührung mit mir . . ."

„Karl, mein Karl! Ja, Du bist wirklich mein Sohn: Deine Verzweiflung, Deine Reue sühnen Deine Vergehen."

„Solche Gnade kann nur das Herz einer Mutter gewähren!" rief Karl aus, mit dem Ausdrucke unaussprechlichen Dankgefühls.

„Und Gottes Barmherzigkeit!" setzte Madame Elise hinzu . . .

„Ja, mein Sohn, die Menschen werden Dich verdammen, aber

Digitized by Google

Gott, der in die Tiefen der Seelen schaut, wird Deine Fehler nach seiner Gerechtigkeit richten, und, gerührt von Deiner Reue, Dir verzeihen, wie ich Dir jetzt verzeihe."

„O meine Mutter! . . . O mein Gott! . . ."

Mit diesem Ausrufe sank der Unglückliche sprachlos in die Arme seiner in ihrer Zärtlichkeit wahrhaft erhabenen Mutter.

Es entstand eine lange, feierliche Stille.

Endlich erhob Karl langsam und voll Trauer sein Antlitz.

„Meine Mutter," sagte er ruhig und gefaßt, „eine Bitte! . . ."

„Rede, mein Kind."

„Rosa, das arme Mädchen, welches ich rettete, ist schuldlos . . . Geloben Sie mir, ihre Beschützerin zu seyn."

„Gewiß, mein Sohn!"

„Nun wollte ich noch . . ."

Der Gefangene wurde durch den Eintritt des Kerkermeisters unterbrochen, welcher Madame Elise anzeigte, daß die ihr zur Unterredung mit dem Gefangenen verstattete Frist abgelaufen sey.

„Nur noch einen Augenblick," versetzte Elise, ihre Börse dem Kerkermeister in die Hand drückend, „und ich folge Ihnen sogleich." Und sich wieder zu ihrem Sohne wendend, sagte sie leise:

„Rede schnell, lieber Karl; was wünschest Du von mir?"

Der junge Mann schien zu zögern; dann sagte er in herzzerreißendem Tone:

„Eine Gnade, deren ich nicht würdig bin . . . . Einen Kuß von den Lippen meiner Mutter!"

„O mein Sohn, mein armes, unglückliches Kind!"

Sie hielten einander sprachlos umschlungen, ihre Thränen, ihre Küsse mit einander tauschend, während ihre Seelen nur ein einziger Gedanke erfüllte: der Gedanke an ihre Trennung, die vielleicht eine ewige seyn sollte! War doch ihr Leben so verschieden gewesen.

Karl fand endlich den Muth, sich den Armen seiner ihn krampfhaft umschlungen haltenden Mutter zu entwinden, wobei er in die Worte ausbrach:

„Dank, theure, angebetete Mutter, den innigsten Dank! Jetzt hoffe ich auf die Barmherzigkeit des allsehenden Gottes, wie Sie es mir verheißen! . . . Mein Schicksal möge sich erfüllen, wie ich meine Pflicht erfüllen werde . . . Ich werde Niemand verrathen, selbst nicht Ihren Namen . . . Die Gerechtigkeit möge ihren Lauf haben . . . Leben Sie wohl, meine Mutter, meine gute, theure, vielgeliebte Mutter! . . . Beten Sie für mich, damit unsere Gebete vereint zum Throne des Ewigen gelangen mögen . . . Leben Sie wohl! . . ."

Madame Elise entfernte sich schluchzend, und der Kerkermeister hörte, indem er die Thüre schloß, den Gefangenen die Worte murmeln:

„Ja! Er hat Recht! Nur die Todten schweigen."

Am nächsten Morgen fand man Eisenherz todt in seinem Gefängnisse; der Unglückliche hatte sich erdrosselt.

Die Leute, welche man zugleich mit ihm verhaftet hatte, waren nur gemiethete Diener, die man wieder frei ließ. Von den Gefährten des Räubers sah sich keiner blosgestellt. Rothmönch's ferneres Schicksal blieb völlig unbekannt.

Madame Elise blieb, trotz des Grames, der sie zu verzehren drohte, ihres Versprechens, Rosa's Beschützerin seyn zu wollen, eingedenk. Es gelang ihr, den Aufenthaltsort des armen Mädchens zu entdecken und diesem die Mittel zur Rückkehr in den Schoß seiner Familie zu verschaffen, welche ein kleines Haus in der Nähe von Sevilla bewohnte.

Die Präsidentin überlebte nur kurze Zeit die Katastrophe, die ihrem Stolze so unheilbare Wunden geschlagen; sie starb, eben so sehr der Last ihrer zertrümmerten Pläne von Hoheit und Größe, als der ihres Asthma erliegend.

Sophie, jung und hübsch, wie sie war, fand bald einen ihrer würdigen Gatten.

Von dieser Zeit an war die ganze Familie nur darauf bedacht, Madame Elise in ihrem tiefen Kummer so viel als möglich zu erheitern. Doch umsonst. Die arme Mutter blieb untröstlich. Sie hatte bei den schrecklichen Bekenntnissen ihres Sohnes die ihm angeborene Seelengröße und die Weichheit seines Herzens erkannt, und oft rief sie lautweinend aus:

„Ach! Ohne den unheilvollen Einfluß jenes Mannes, der das Unglück meines Lebens war, würde Karl der Stolz und die Stütze meines Alters gewesen seyn! Und jetzt!!! . . . O mein Gott! Jetzt bleibt mir nichts, als der Trost der Hoffnung auf Deine unerschöpfliche Milde und Barmherzigkeit, die, ich bin dessen gewiß, in der verhängnißvollen Verkettung der Umstände, die den Unglücklichen in's Verderben rissen, in seiner Reue, seinem schrecklichen Tode, wie in dem unablässigen, qualvollen Jammer eines Mutterherzens genugsame Sühne für seine begangenen Vergehen finden wird! . . ."

Der Todestag ihres Sohnes war ein Jahr später auch der ihrige.

Zur Statistik der Landwirthschaft im Großherzogthum Hessen.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Zu den wünschenswerthen Verbesserungen im Fache des Landbaues im Großherzogthum Hessen gehörte die in unterschiedlichen Landestheilen ziemlich vernachlässigte Obstkultur, welche in ihrem bisherigen Beharrungszustande, der wahrlich kein erfreulicher war, einer besonderen Aufmunterung von Seiten der öffentlichen Verwaltung zu bedürfen schien. Bereits unter dem 17. August 1843 sah sich das großh. Ministerium des Innern und der Justiz veranlaßt, diesem für die Interessen der Landwirthschaft wichtigen Gegenstande seine besondere Fürsorge zuzuwenden und in einem an sämmtliche Kreisräthe der drei Provinzen erlassenen Ausschreiben die Anlegung von Gemeinde-Obstbaumschulen, als dem zweckmäßigsten Mittel zur Emporbringung der Obstkultur, dringend zu empfehlen. Die höchste Staatsbehörde hatte in ihrem Ausschreiben unter Anderem auch darauf aufmerksam gemacht: 1) Daß bei Bestimmung des Flächeninhaltes einer anzulegenden Baumschule darauf Rücksicht zu nehmen sey, daß daraus, wo möglich, demnächst das Bedürfniß der Gemeinde und der einzelnen Grundbesitzer in der Gemeinde an jungen Obstbäumen befriedigt werden könne; 2) daß die Aufsicht über die Baumschule gegen eine mäßige Vergütung, die auch in Bewilligung eines Ertragsantheils der Baumschule bestehen könne, den Schullehrern, wenn aber diese mit den Regeln der Obstbaumzucht nicht vertraut seyen, einem anderen in diesem Zweige der Landwirthschaft erfahrenen Gemeinde-Einwohner zu übertragen sey; endlich 3) daß der Aufseher der Baumschule den älteren Schulknaben und sonstigen Einwohnern, welche es etwa wünschen, namentlich auch den Feldschützen, praktischen Unterricht in der Obstbaumzucht zu ertheilen habe. Als Aufseher für die Ortsbaumschulen waren die Schullehrer mit Rücksicht auf den Umstand vorgeschlagen worden, daß in den Schullehrer-Seminarien zu Friedberg und Bensheim schon seit mehreren Jahren Unterricht in der Obstbaumzucht ertheilt wird. — Ueber den gedeihlichen Erfolg besagter Verwaltungsmaßregel ist in unserer landwirthschaftlichen Zeitschrift (Nro. 29 vom 17. Juli d. J.) eine sehr befriedigende statistische Uebersicht mitgetheilt, woraus zu ersehen, daß in den unterschiedlichen Kreisen des Landes, je nach Boden, Lage und Klima, nicht nur zahlreiche Gemeinde-Baumschulen, sondern hin und wieder auch Privat-Baumschulen bestehen, und daß, wie in einer besonderen Notiz jener Uebersicht bemerkt wird, für das Jahr 1845 die Anlegung von vielen neuen Baumschulen in Aussicht ge-

Digitized by Google

stellt ist. Unter den aufgeführten Verwaltungsbezirken haben jetzt die meisten Baumschulen aufzuweisen: die Kreise Großgerau, Heppenheim, Alsfeld, Friedberg, Gießen, Grünberg, Hungen, Nidda, Lauterbach, Bingen. Vergleicht man die drei Provinzen unter einander, so findet man, daß die Provinz Oberhessen, obschon ihrer geographischen und klimatischen Beschaffenheit nach in mehreren Distrikten für den Obstbau schlecht geeignet, die meisten Gemeinde-Baumschulen, dagegen die, an Flächeninhalt allerdings viel kleinere Provinz Rheinhessen die wenigsten Anlagen der Art hat, so dankenswerth auch die Vermehrung derselben im Interesse der Gemeinden und der Landwirthe dort seyn dürfte. Mit Ausnahme der hochgelegenen rauhen Gegend der Provinz Starkenburg, wo die Obstbäume bei aller Pflege nicht gedeihen, haben die vom Klima mehr begünstigten Gegenden derselben eine hübsche Anzahl von Gemeinde-Baumschulen aufzuweisen, deren Vermehrung besonders in den Kreisen Dieburg und Offenbach (jeder derselben hat nur zwei) sehr zu wünschen wäre. — Die beiden oberhessischen Kreise Biedenkopf und Büdingen entbehren jetzt noch ganz der Gemeinde-Baumschulen. Ersterer möchte in seinen höher gelegenen rauhen Gegenden wohl nicht sehr dafür geeignet seyn; dagegen aber läßt der letztere, zum Theil der obstreichen Wetterau angehörend, kein bemerkbares Hinderniß für die Ausführung so äußerst nützlicher Anlagen wahrnehmen. Der angränzende, geographisch weit ungünstiger gelegene Kreis Nidda zählt in vierzig Orten Gemeinde-Baumschulen, und in dreiunddreißig keine, nämlich im höheren Vogelsberge, wo keine Citronen blühen. In diesem rauhen Gebirgsdistrikt, wo die Landwirthschaft nur mit großer Einschränkung betrieben werden kann, würden alle Obstkulturversuche vergebens seyn. Uebrigens verdient hier anerkennend hervorgehoben zu werden, daß man schon in älterer Zeit in der damaligen Landgrafschaft Hessen für die Verbesserung des Obstbaues hin und wieder eifrig bemüht gewesen, wie aus dem von Professor G. Stumpf zu Jena für das Jahr 1791 herausgegebenen „Taschenbuch für Kameralisten, Gutsbesitzer" ꝛc. ꝛc., zu ersehen. Mit Interesse entnimmt man aus der mitgetheilten Uebersicht der ökonomischen Verbesserungen im hessen-darmstädtischen Lande vom Jahr 1781 die zahlreichen Anpflanzungen von Obstbäumen, die Fortschritte des Kleebaues, des Wiesenbaues, die Austrocknung von Sümpfen, die Gewinnung von Wüstereien für Feld oder Wald, die Zunahme der bürgerlichen Industrie auf dem Lande, die Tilgung von Gemeindeschulden ꝛc. ꝛc. Es ist in der That zu bedauern, daß dergleichen interessante Thatsachen für die Landesgeschichte gewöhnlich verloren gehen, die doch, wenn sie ihrem Zwecke ganz entsprechen soll, von Allem Kenntniß zu nehmen hat, was als eigentlich historisches Faktum für die Bezeichnung und nähere Charakterisirung der jeweiligen Kulturstufe eines Volkes von besonderem Interesse ist. Sehr treffend bemerkt der berühmte Schlözer: „Die Statistik ist eine stillstehende Geschichte, und die Geschichte eine fortlaufende Statistik." Dieser sehr wahre Ausspruch findet nicht immer die Berücksichtigung, die er seiner wahren Bedeutung nach zu finden verdiente. Fehlt aber einer Landesgeschichte das treue Gemälde der selbsteigenen geistigen und materiellen Entwickelung eines Volkes in Wissenschaft, Kunst und Industrie, so ist sie ohne Mark und Saft, und man kann alsdann mit Recht sagen, daß Clio, die fruchtbare Muse der Geschichte, eine unglückliche Niederkunft gehabt habe.

Darmstadt, im August 1845.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 19. August.) In diesen Tagen ist hier eine merkwürdige Species von Betrug verübt worden. Eine, vordem als Schauspielerin bekannte, junge, sehr schöne und in dem Hause eines hiesigen begüterten Kaufmanns lebende Dame war kürzlich mit jener Familie in einem Seebade. Hier sieht sie ein Baron, verliebt sich in sie und ist bald, da er sich wohl ausgewiesen haben mochte, der Verlobte. Er kommt hierher, um die Verlobung feierlich unter Sang und Klang in einem großen Lokale zu begehen. Der Tag wird festgesetzt, die Gäste sind geladen. Einige Tage zuvor präsentirt er dem Kaufmann, in dessen Familie die Braut lebt, eine Anweisung über 400 Rthlr., zahlbar bei einem sonst angesehenen pommer'schen Kaufmann, mit der Bitte, ihm darauf, da er in Potsdam Pferde kaufen will, 200 Rthlr. vorzustrecken. Der Angegangene gewährt es natürlich, kommt aber Tags darauf nochmals in die Versuchung, wiederum 100 Rthlr. vorzuschießen. Endlich erscheint der Verlobungstag, die Gäste warten, aber das Brautpaar und die, die Brauteltern Vertretenden erscheinen nicht; man wartet vergeblich, bis man erfährt — der Bräutigam habe sich aus dem Staube gemacht. Wie man hört, ist der Entflohene gar kein Baron, sondern ein Handlungsdiener, welcher sich schon vieler Unterschleife schuldig gemacht habe. Der Geldverlust ist bei dergleichen Vorgängen immer das Geringste.

Auch der diesjährige achte Jahresbericht über die Diakonissenanstalt in Kaiserswerth zeugt von dem erfreulichen Wachsthume dieser Anstalt. Die Diakonissenanstalt als Mutterhaus und Bildungsort der Diakonissen zählt jetzt 89 Pflegerinnen, wovon 55 eingesegnet und 34 noch in der Pflegeprobe begriffen sind; 60 von ihnen sind außerhalb des Mutterhauses thätig, darunter 36 in Hospitälern und Armenanstalten. Zu den 8 Hospitälern, in denen bisher die Schwestern aus dieser Anstalt pflegten, sind noch 4 neue gekommen, die alte Charité in Berlin, das neue Diakonissenhaus in Dresden, die Irrenheilanstalt in Marsberg und das Kinderhospital in Frankfurt a. M. Die Ansuchen um Sendung von Diakonissen in Anstalten und Gemeinden sind so häufig, daß sie nicht alle befriedigt werden können. — Das Diakonissenkrankenhaus verpflegte im laufenden Jahre 421, 129 mehr als im Jahre vorher. Es sind nur 19 davon gestorben; 94 blieben am 1. Jan. 1845 noch in Pflege. — Das Lehrerinnenseminar hat im Rechnungsjahre 45 Lehrerinnen gebildet, sonach bis jetzt 182. — Die Kleinkinderschule enthält gegen 40 Kinder von allen Confessionen; der monatliche Entgelt für jedes Kind beträgt 3 Ngr. Das Waisenhaus zählt 12 Waisen. Das evangelische Asyl für weibliche Entlassene besteht jetzt 12 Jahre, und hat während dieser Zeit 117 Pfleglinge aufgenommen. Zu einer Bildungsanstalt männlicher Kranken-, Armen-, Kinder- und Gefangenenpfleger ist nun auch der Grund gelegt in der am 15. Okt. v. J. in Duisburg in's Leben getretenen Pastoralgehülfenanstalt. Die Anstalt hat bereits 5 Probepfleger. Die laufenden Einnahmen der Anstalt haben 15,460, die Ausgaben 13,999 Thlr. betragen.

Die „Trierer Ztg." berichtet aus Koblenz folgenden Gaunerstreich: Am 12. Abends präsentirte sich bei einem hiesigen Goldarbeiter ein Fremder, welcher jammerte, er verfalle in eine bedeutende Conventionalstrafe, wenn er außer Stand sey, am nämlichen Tage noch 50 Thlr. an Jemanden zu zahlen; gleichwohl wolle ihm das Oberpostamt dahier einen an ihn adressirten Brief mit 120 Thlr. wegen der späten Stunde nicht übergeben. Der Fremde brachte es durch Ueberredung dahin, daß der spekulirende Goldarbeiter ihm 50 Thlr. vorschoß; dafür erhielt letzterer von jenem den bereits unterschriebenen und besiegelten Postschein, gemäß welchem der Geldbrief zur Abnahme bereit lag, mit dem Bedinge eingehändigt, er möge sich den Brief heute ausliefern lassen, und von der Einlage die vorgeschossene Summe so wie einige Thaler Zinsen abziehen. Als aber der Darleiher in der süßen Hoffnung, sein lucratives Geschäft realisirt zu sehen, den ihm heute Morgen von der Post auf Grund des Scheines wirklich übergebenen Brief öffnete, fand er darin 2 Papierstücke, welche die Worte trugen: „Chine-

Digitized by Google

fische Kassenanweisungen, geltend unter Thoren in allen Zahlungen für voll." Der Eigenthümer dieses Papiergeldes des himmlischen Reiches ward nicht mehr gesehen.

(Berlin, 7. August.) Es ist mit Unrecht geklagt worden, daß die hiesige Armenverwaltung so wenig für Arbeitsunfähige thue. Es lassen sich vielmehr eine Menge Fälle aufzählen, wo dieselbe die ganze Verpflegung solcher Unglücklichen übernimmt. Jedenfalls spricht der Umstand nicht zu Ungunsten der hiesigen Armenverpflegung, daß eine große Zahl der hiesigen Armen sich aus den Provinzialstädten nach Berlin eingeschmuggelt hat, weil sie hier mehr nach Wunsch unterstützt werden. Uebrigens nimmt bei uns eine Art Bettelei überhand, gegen die im Gesetz nichts vorgesehen ist, ja die sogar oft obrigkeitlich angeordnet ist, wir meinen das vielfache Einsammeln freiwilliger Gaben zu allen möglichen Zwecken, deren wahre Beweggründe nicht einmal immer die lautersten sind.

Korrespondenz.

Stuttgart, 25. August.

Eine grause Geschichte! Die Aushungerungs- und Mißhandlungsprozesse wider unnatürliche Väter und Mütter entlocken deutschen frommen Seelen nur zu häufig einen stolzen Mitleidsseufzer über die Verdorbenheit der Welt jenseits des Rheins, von der wir diesseits des freien deutschen gar keinen Begriff haben. Aber ach! diese uns übermannende Wehmuth sollte höchstens ein Mitleidsgefühl für uns selbst und unsere Zustände hervorrufen! Denn wer an die berüchtigten Prozeßverhandlungen zu Mainz, den Schulmeister zu München, den Fall zu Königsberg und selbst in unserm Schwaben vor einigen Jahren denkt, die trotzdem, daß fast alle unsere Gerichtsverhandlungen geheim sind, doch in wenigen Jahren zur öffentlichen Kenntniß kamen, der kann hierin nicht gerade so großen Vorzug des Deutschen vor dem Franzosen finden, wenn auch im Allgemeinen noch immer etwas mehr Moral und Religiosität bei uns zu Hause seyn mag; es deutet höchstens darauf hin, daß bei uns Vieles lange verborgen bleibt. Liegt unser ganzes Nationalgefühl darin, daß wir uns für besser halten als Andere im Privatleben, in der Moral, so ist es nicht weit her. — Eine ähnliche älterliche Marterhandlung an einem Kinde soll auch hier dieser Tage zur amtlichen Anzeige gekommen seyn, ein Verfahren der niedrigsten und verwerflichsten Art, weil es nur dahin führt, das Opfer, das man stets zwischen Leben und Sterben hält, zu zwingen, ein Dieb zu werden. Ein hiesiger Schneidermeister und seine Frau, die in keineswegs ungünstigen Vermögensverhältnissen leben, sollen seit mehreren Jahren ein Mädchen aus erster Ehe, das jetzt etwa 12 Jahre zählt, auf's schmählichste behandelt haben; das arme Kind hat nie ein ordentliches Bett erhalten, sondern schlief beständig auf einem schlechten Strohsack in einer unheizbaren Kammer; als Decke hatte es halbvermodertes Zeug. Es ward zu rauhen und schweren Arbeiten verwendet und nur zur Verrichtung dieser herausgelassen, sonst aber beständig eingesperrt gehalten. Seine Nahrung bestand nur aus wenigem halb unreifem und in Asche gebratenem Obst; Brod und eigentliche warme Speisen bekam es nie; so verhungerte das Kind bald und da es doch zuweilen aus seinem Arrest herauskam und sah, wie andere, ärmere Kinder genährt waren, mußte es nothwendig in seinem Hunger und Kummer der Versuchung unterliegen, sich Das auf heimliche und verbotene Weise zu verschaffen, was es gerechterweise zwar ansprechen, aber nicht von Denen erhalten konnte, die es ihm zu geben sich verpflichtet fühlen sollten. So entwendete es einige Kreuzer und Lebensmittel, seinen Hunger zu stillen. Seit dieser Zeit ist das arme Kind als Diebin erst recht hart und streng gehalten und mußte, wenn mitleidige Nachbarn ihm nicht hie und da etwas zuschöben, fast verhungern. Einmal soll es drei Tage und drei Nächte ohne einen Bissen im Keller zugebracht haben. Daß so verlassene Mädchen ist fast wie ein Gerippe abgezehrt und der unnatürliche Vater, von seiner megärenhaften zweiten Frau zu dieser Unmenschlichkeit angetrieben, hätte wohl nie sich herbeigelassen, das Loos seines Kindes zu mildern, wenn nicht, wie es heißt, einige empörte Nachbarn endlich die Behörden aufmerksam gemacht hätten. So die grause Geschichte, wie sie hier von Mund zu Mund geht; hoffentlich wird die amtliche Untersuchung Aufklärung bringen.

Mozart-Stiftung.

Bekanntmachung und Einladung.

Die in Frankfurt am Main bestehende

Mozart-Stiftung,

welche bekanntlich bei dem im Jahr 1838 dahier stattgefundenen Sängerfeste zum Andenken Mozart's gegründet wurde, hat ein Stipendium zu vergeben.

Um nun den in dieser Beziehung dem Verwaltungs-Ausschuß der Stiftung obliegenden Verpflichtungen nachzukommen, ist es erforderlich, folgende statutarische Bestimmungen wiederholt zur öffentlichen Kenntniß zu bringen:

§. 1. „Die Mozart-Stiftung bezweckt Unterstützung musikalischer Talente bei ihrer Ausbildung in der Compositionslehre."

§. 2. „Jünglinge aus allen Ländern, in denen die deutsche Sprache die Sprache des Volkes ist, können diese Unterstützung in Anspruch nehmen, wenn sie unbescholtenen Rufes sind und besondere musikalische Fähigkeiten besitzen."

§. 25. „Bewerbungen um die Stipendien der Stiftung werden in frankirten Zuschriften bei dem Ausschusse gemacht; dieselben müssen nebst Angabe des Alters, mit Zeugnissen über die musikalischen Fähigkeiten und Leistungen des Bewerbers begleitet seyn . . ."

§. 26. „Genügen Zeugnisse und Erkundigungen, so wird der Bewerber vom Ausschusse aufgefordert, seine musikalische Befähigung durch die That nachzuweisen . . ."

§. 33. „Der Stipendiat der Mozart-Stiftung wird sodann nach Wahl des Ausschusses, wobei jedoch der Wunsch des Schülers möglichst berücksichtigt werden soll, einem Meister in der Compositionslehre zum Unterricht übergeben."

In Gemäßheit dieser Vorschriften laden wir nunmehr zur Anmeldung binnen drei Monaten von unten gesetztem Datum an alle Diejenigen bei uns ein, die geneigt und geeigenschaftet sind, sich um dieses Stipendium der Mozart-Stiftung zu bewerben.

Zugleich ersuchen wir alle verehrlichen Redactionen deutscher Zeitungen und Zeitschriften, dieser Bekanntmachung zu deren möglichst allgemeiner Verbreitung einen Platz in ihren Blättern geneigtest vergönnen zu wollen, und sind dafür zum voraus dankbar verpflichtet.

Frankfurt am Main, den 14. August 1845.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozart-Stiftung.

Palindrom.

Es mag der Leser mich vor- oder rückwärts lesen,
So bin ich immer gut in jeder Noth gewesen;
Wird auch die letz're hart mit ihrer Wucht dich drücken,
So sage nicht, der Herr wird unverhofft mich schicken.

J. Bachmann-Korbeil.

Mainwasser-Wärme.

Den 27. August, Abends: 16½ Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 28. August. Der gespenstische Barbier, oder: Der Rothmantel, Volksmährchen von Musäus, für die Bühne bearbeitet in 4 Abth., von Kotzebue.

Freitag, 29. August. Norma, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

☞ *** (Gastrolle) Norma: Fräul. **Jenny Lind**, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eingangspreisen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 239. Samstag den 30. August 1845.

Aus den Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer,

ehemal. kurmainz. Ingenieur-Oberstlieutenant, sodann im Dienste der französischen Republik.

(Herausgegeben von H. König. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. 1845.)

Die Mainzer Lehranstalten zeichneten sich bald vor den Schulen anderer katholischen Staaten Deutschlands vortheilhaft aus und dienten den meisten derselben als Muster der Nachahmung. Kaum aber hatten sich diese schönen Blüthen der Aufklärung in Mainz entfaltet, als die Symptome einer Wassersucht einerseits zu gegründeten Besorgnissen für das Leben des Kurfürsten, andererseits zu geheimen Umtrieben wegen der Wahl eines Nachfolgers Anlaß gaben. Der Domkapitular Baron Erthal, ein eifriger Gegner Emmerich Joseph's und seiner Minister, war damals Gesandter in Wien, wohin man ihn wahrscheintich geschickt hatte, um ihn von Mainz entfernt zu halten. Auf die Nachricht von dem üblen Befinden des Kurfürsten verlangte er, unter dem Vorwande schwächlicher Gesundheit, seine Zurückberufung. Er gehörte zwar nicht zu den Domkapitularen, die auf eine Wahl zur Kurwürde hoffen durften; allein schlau, wie er war, stellte er sich wenigstens an die Spitze der Mißvergnügten. Mit Eifer sprach er gegen die neue Lehre, die den Verfall der Religion nach sich ziehen müsse, und von der Nothwendigkeit, die kurfürstliche Gewalt durch vermehrte Rechte des Kapitels zu beschränken. Unter dem Aushängeschild solcher Grundsätze, so wie unter der Maske der Frömmigkeit und Anspruchslosigkeit gelang es ihm, sich eine Partei unter den Domkapitularen zu machen. Noch in der nämlichen Stunde, als der Kurfürst verschied — den 11. Juni 1774 — erhielt er die Stimmenmehrheit zur erledigten Kurwürde. Schnell verbreitete sich diese in der Stadt, und Emmerich Joseph's Sterbetag wurde ein Tag schändlicher Ausgelassenheit des Pöbels.

In Schaaren erschien derselbe vor Steigentesch's Wohnung und forderte seine Auslieferung. Da indeß der Hausherr betheuerte, daß derselbe bereits vor zwei Tagen mit seiner ganzen Habe abgereist sey: so errichtete man wenigstens auf offnem Platz in aller Geschwindigkeit einen Galgen, an dem man den verhaßten Steigentesch im Bild eines Strohmanns aufknüpfte und dann verbrannte. Einige Schullehrer-Candidaten, die man auf den Straßen traf, wurden mißhandelt. Von da zog der lärmende Haufe vor die Wohnung des Neuerwählten, um ihm bis spät in die Nacht Vivat auf Vivat darzubrüllen, wobei sich ein junger, hoffnungsvoller Maler so sehr anstrengte, daß ihm ein Gefäß der Lunge sprang und sein Tod erfolgte.

Steigentesch hatte wirklich Mainz insgeheim verlassen. Viele Jahre führte er, verfolgt von Priesterhaß, ein unstätes Leben, bis ein Domkapitular von Freiburg, sein ehemaliger Universitätsgenosse, gefürsteter Abt von Berchtesgaden wurde und ihn einlud, als Freund und Rathgeber bei ihm eine ungestörte Ruhe zu genießen. Er folgte diesem Rufe, jedoch unter der Bedingung, daß sein Gönner nie von ihm fordere, etwas für Volksaufklärung zu thun. Das Unglück hatte den Geist des Mannes tief erschüttert. Er verbat sich den Briefwechsel mit seinen ehemaligen Freunden, von denen er wußte, daß sie liberale Ideen hegten; er schrieb geistliche Bücher, betete den Rosenkranz, heirathete seine Wäscherin und starb, wie weiland Compère Mathieu, in einer Mönchskutte.

Das Kanalmonument bei Erlangen.

Dieses Denkmal, eines der großartigsten in ganz Deutschland, wurde auf Befehl Sr. Maj. Königs Ludwig I. vom geheimen Rath v. Klenze entworfen, und der plastische Theil desselben von Ritter v. Schwanthaler modellirt, und unter dessen Leitung von seinen Schülern ausgeführt. Dasselbe ruht auf einem Unterbau (Sockel) von Sandsteinquadern aus den Steinbrüchen des nahen Reichswaldes bei Erlangen, die mit unregelmäßigen Bossen unter ungleichen Schichten wechseln. Dieser Unterbau, welcher 45 Fuß 8 Zoll lang, 14 Fuß hoch und oben 8 Fuß 6 Zoll breit ist, lehnt sich mit seinem Rücken an den Burgberg an, und auf beiden Seiten führen Treppen auf die gleich hohen Stützmauern der Straße, deren Kronen zu Spaziergängen benutzt werden. Auf ihm steht das eigentliche Postament des Denkmals, welches im griechischen Style mit einem Fuß- und Kranzgesimse und an den Pilaren mit Reliefs verziert ist. Das Material desselben besteht aus weißem Jura-Kalk aus den Brüchen von Oberau im Altmühlthale, eine Stunde oberhalb Kelheim. Die Pilaren davon sind aus einem Stücke zu je 323 Kubikfuß und 364 Centner an Gewicht, und wurden zu Lande nach Erlangen transportirt; das Postament ist 44 Fuß lang, innerhalb der Pilaren 5 F 2 Z. breit (letztere haben eine Breite von 6 F. 5 Zoll) und erricht eine Höhe von 13 F. 4 Z. 4 Lin. Die an der Vorderseite der Pilaren in Rahmen angebrachten Reliefs stellen rechts ein Steuer mit einem Fichtenkranze umwunden, und links den Neptunsdreizack dar. Auf diesem Postamente ruhen in der Mitte in halb sitzender Stellung auf ihren Urnen die Statuen, rechts die der Donau und links die des Mains, sich freundlich ansehend, die rechten Hände verschlungen, und in der Linken die Attribute ihres Stromgebietes haltend. Dieselben haben in der angegebenen Lage 13 F. 5 Z. Länge und 6 F. Höhe. Auf den Pilaren stehen rechts eine weibliche Figur mit dem Füllhorn und dem Merkurstab, links eine ähnliche mit dem Ruder, beide 14 F. hoch und allegorisch den Handel und die Schifffahrt darstellend. Sämmtliche vier Statuen bestehen aus demselben Material wie das Postament, und sind im antiken Style in einem eigenen

Digitized by Google

Atelier zu Oberau ausgeführt worden. Die Aufschrift, in Bronce und Romanschrift von D. Burgschmiet ausgeführt, lautet:

Donau und Main
Für die Schifffahrt verbunden,
Ein Werk von Karl dem Grossen versucht,
Durch Ludwig I. König von Bayern
neu begonnen und vollendet.

Der Platz, wo das Monument aufgestellt wurde, ist seiner Lage nach ein sehr schöner zu nennen, und in Beziehung auf den Kanal einer von den wichtigeren und schwierigeren bei der Ausführung gewesen. An der Hauptstraße und dem Kanale, am Fuße des westlichen Abhanges des Burgberges, dessen mäßige Höhe ein schöner Privatgarten ziert, von Eichen umgeben, nahe am Regnitzthale, ist derselbe einer der besuchtesten Plätze von jeher gewesen, und seit dem Baue des Kanals und der Nordgränzbahn sowohl in technischer als artistischer Beziehung für Einheimische und Fremde von hohem Interesse.

Ueber die Wirkungen des Blitzes.

Darmstadt, im August.

Längere Abwesenheit von hier hat mich das in Nro. 169 der Didaskalia berichtete Naturereigniß vom 18. Juni, dessen Erklärung in Nro. 180 desselben Blattes versucht wird, aus den Augen verlieren lassen. Ich habe die in letzterem Artikel gegebene Erklärung mit Interesse gelesen, und es ist möglich, daß der in den Teich gefahrene Blitzstrahl mittelbar durch die gewaltige Kraft der in der Tiefe erzeugten Wasserdämpfe gewirkt, und so die Emporhebung einer beträchtlichen Fläche von dichtverwachsenem, mit Gras, Binsen und hohem Schilf bedecktem Moorgrund, in der Gestalt einer schwimmenden kleinen Insel, veranlaßt haben kann. Ob aber diese Erklärung des Phänomens die allein wahrscheinliche und einzig zulässige sey, dies ist eine andere Frage, deren Beantwortung bei der mangelhaften Kenntniß von den Ursachen der Wirkungen des Blitzes, welche Arago selber in seiner sonst instruktiven Abhandlung „vom Donner und Blitz" zuzugeben kein Bedenken trägt, allerdings ihre besonderen Schwierigkeiten hat, gleichwohl aber im Interesse der Sache aufgeworfen zu werden verdient. Daß die Wirkung des Blitzes in und unter dem Wasser öfter eine sehr weit verbreitete und äußerst zerstörende sey, darüber finden sich in der betragten Abhandlung des französischen Naturforschers mehrere Fakta aufgezeichnet, unter denen hier insbesondere angeführt zu werden verdient, daß in Folge eines Blitzstrahls, der im Jahr 1670 in den Zirknitzer See fuhr, bald darauf eine so große Anzahl von Fischen auf der Oberfläche des See's schwamm, daß die Einwohner der umliegenden Gegend 25 Karren damit beluden. Dieser Vorgang scheint die blos „vertikale Richtung" des Blitzes im Wasser in Zweifel zu stellen. Arago beschränkt sich blos auf die Mittheilung der Thatsache, ohne sich weiter auf eine Erklärung des Phänomens einzulassen. Etwas Aehnliches ereignete sich hier bei dem Gewitter vom 18. Juni: man fand an der Stelle, wo es in den städtischen Weiher eingeschlagen hatte, eine Menge todter Frösche in der Umgebung des emporgehobenen Moorgrundes. Ferner läßt sich durch die Erfahrung nachweisen, daß der Blitz, wenn er auch schon in mehr oder weniger vertikaler Richtung die leitende Erde erreicht hat, dennoch vor seinem Einströmen in dieselbe große Verwüstungen auf der Oberfläche anrichten kann. Arago berichtet einen hierher gehörigen interessanten Fall. Der am 24. Februar 1774 auf den Kirchthurm des Dorfes Rouvrai, in der Gegend von Arras, gefallene Blitzstrahl hatte unter andern auch die Wirkung, daß das aus großen blauen Steinen bestehende Pflaster der Thurmhalle von ihm aufgehoben wurde. Der französische Physiker unterläßt zwar nicht bei Aufzählung dieses und ähnlicher Phänomene den Erklärungsgrund zu suchen: 1) in der direkten Wirkung des Blitzes, und zwar durch Annahme des aufsteigenden, der hier wirksam gewesen seyn könne, oder 2) in einer indirekten Wirkung, verursacht durch die vom Blitze erzeugten Wasserdämpfe, welche bei ihrer Explosion das Pflaster in der Thurmhalle der Kirche von Rouvrai aufgehoben hätten. Auf die erste Erklärung scheint Arago selber nicht viel zu halten, da er zwar die auffahrenden Blitze ohne Vorbehalt zugiebt, dabei aber doch zu bemerken nicht unterläßt, daß Physiker ersten Ranges nicht daran glaubten. Dagegen gewinnt die zweite Erklärungsart desto mehr Wahrscheinlichkeit, in je größerem Maße die Natur der eintretenden Umstände den Bedingungen entspricht, unter denen die Annahme einer solchen Hypothese nur allein als zulässig erscheinen kann. Was der berühmte französische Naturforscher in dem Abschnitt über die vom Blitze bewirkte Verrückung von Körpern hierher Gehöriges beibringt, scheint seiner diesfälligen Theorie allerdings zur größeren Begründung zu dienen, ja es möchte hiernach fast als gewiß angenommen werden können, daß in gewissen Fällen bei dem Einschlagen des Blitzes die in den Körpern plötzlich entwickelten Wasserdämpfe als das Hauptagens ihrer Zerstörung angesehen werden dürfen. Aber so eigentlich bewiesen ist es denn doch noch lange nicht, und man kann Den, der daran zweifelt, und blos an die direkte Wirkung des Blitzes glaubt, nicht unbedingt einer unrichtigen Ansicht zeihen. Arago will — um schließlich noch einer Kuriosität aus seiner mehr befragten Abhandlung zu erwähnen — durch eine vergleichende Zusammenstellung hierher gehöriger Angaben aus alten Schriftstellern gefunden haben, daß die Gewitter zur Zeit des Römerreichs heftiger und gefährlicher gewesen seyen, als heutzutage. Die angeführten Thatsachen scheinen dafür zu sprechen. Wie Dem auch sey, so möchte doch das gegenwärtige Jahr mit seinen vielen zerstörenden Gewittern zu den auffallenden Ausnahmen zu zählen seyn, welche selbst zu der bezeichneten geschichtlichen Epoche nicht viele ihres Gleichen finden dürften.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Mannichfaltigkeiten.

Selten ereignen sich vor den Schranken des Gerichts lustige Scenen; wenn es sich um Strafe handelt, handelt es sich selten um's Lachen. Am 9. Aug. aber machte die Sitzung des Arierer Zuchtpolizeigerichts auf einige Augenblicke von der allgemeinen Regel eine heitere Ausnahme. Es war ein Bauer angeklagt, einen Polizeiagenten im Dienste beleidigt zu haben. Der erstere saß nämlich in seinem Dorfe in einer Schenke, nachdem die Polizeistunde schon herangenaht war. Der Sicherheitsbeamte des Orts trat herein und gebot der trinkenden und schwatzenden Gesellschaft Feierabend. Derselbe war natürlich von Allen gut gekannt, und namentlich ein Duzbruder jenes Bauers, welcher heute als Inkulpat vor dem Polizeigerichte erschien. „Bist Du immer so pünktlich?" fragte der Bauer seinen Freund, den Sicherheitsbeamten im Dienst. „Ja wohl," antwortete dieser mit der ganzen Wichtigkeit, wie es Leute zu thun pflegen, welche von der Würde ihres Amtes und ihres Berufes durchdrungen sind. „Wenn Du mit mir sprichst, mußt Du Dich gerade stellen," entgegnete der Bauer in guter Bierlaune, indem er vielleicht der guten Zeiten gedachte, in welchen er den rothen Kragen trug, und oftmals von seinem Unteroffizier in ähnlicher Weise angeschnauzt wurde. Seine Bemerkung sollte ihm indessen theuer zu stehen kommen; wahrscheinlich hatte der Bauer noch nicht die Verordnung zu Gesicht bekommen, in welcher es heißt, daß man mit Beamten im Dienst nicht auf dieselbe Weise umgehen darf, als wenn sie nicht im Dienste sind, und daß eine Beleidigung eines Beamten im Dienst strenger geahndet wird, als wenn er sich nicht im Dienste befindet. —

Digitized by Google

Der gute Bauer bekam eine Ladung, und heute sollte ihm der Prozeß gemacht werden. Die Sache wurde verhandelt. In der Auseinandersetzung der Beleidigung lag so viel Komisches, so viel gutmüthiger Humor, daß nicht allein das Publikum, sondern sogar das Gericht herzlich über die komische Scene lachte. Der Beamte des öffentlichen Ministeriums konnte ebenfalls die Beleidigung des Dorfpolizei-Agenten im Dienst nicht einsehen, und trug auf Freisprechung an, welche das Gericht mit Vergnügen bestätigte.

(Eine neue Spekulation.) Die leidige Spekulationswuth, die in Frankreich die Literatur in einen Aktienhandel verwandelt, und die Gerichte mit unaufhörlichen Prozessen zwischen Schriftstellern und Verlegern beschäftigt, ist jetzt auf eine neue und originelle Entdeckung im Fache der Journalistik gerathen. Ein gewisser Herr Duveyrier hat mit den Eigenthümern des Journals des Débats, des Constitutionnel und der Presse eine Uebereinkunft abgeschlossen, der zufolge er die Annoncen dieser drei Zeitungen auf 15 Jahre, vom 1. Juli d. J. gerechnet, für eine Rente von 900,000 Francs pachtet, wobei er sich das Recht vorbehält, jede beliebige Zahl Annoncen einrücken zu dürfen. Das auf diese Weise von Hrn. Duveyrier erworbene Eigenthumsrecht ist an eine Aktien-Gesellschaft übergegangen, die ein Kapital von zwei Millionen Francs, in 8000 Aktien zu 250 Frcs. vertheilt, eingeschossen hat, und die Spekulation findet so viel Anklang, daß die Aktien auf dem Geldmarkt bereits mit einer Prämie von 100 Francs bezahlt werden, obgleich ein Zusatz-Artikel des Kontraktes die Bedingung enthält, daß die Eigenthümer jeder Zeitung, außer der jährlichen Rente von 300,000 Frcs., noch die Hälfte des Netto-Gewinns empfangen sollen.

Die Allg. Ztg. enthält eine tabellarische allgemeine Uebersicht über Frequenz und Ertrag der 27 deutschen Eisenbahnen im ersten Halbjahr 1845. Fahrbar sind seit dem 1. August im Ganzen 335 geographische Meilen. Es betrug die Zahl der transportirten Personen im ersten Halbjahr 1845: 4,809,987, 1844: 4,382,666; mehr im ersten Halbjahr 1845: 427,321. Die Zahl der transportirten Güter betrug im ersten Halbjahr 1845: 7,929,989 Ctr., 1844: 6,377,907 Ctr.; mehr im ersten Halbjahr 1845: 1,552,082 Ctr. Die Gesammteinnahme war im ersten Halbjahr 1845: 6,563,456 fl. rh., 1844: 5,712,658 fl.; mehr im ersten Halbjahr 1845: 850,797 fl.

(München.) Unter den Werken, die in der k. Erzgießerei hier in Ausführung begriffen sind, ist die Statue des Hussitenführers Ziska zu nennen, welche für ein Denkmal in Böhmen nach Schwanthaler's Modell in Erz gegossen wird. Dieses Denkmal ist das Unternehmen eines patriotischen Privatmannes, und, so viel bekannt, sind 20 solcher Statuen dafür bestellt. Von zwei andern, Huß und Ottokar von Böhmen, sieht man bereits die Modelle in der Werkstatt Schwanthaler's. Auch für die Schweiz wird die k. Erzgießerei ein Ehrendenkmal ausführen, die Statue nämlich des Herzogs von Zähringen, der Bern gegründet, nach dem Modell eines Schweizer Künstlers.

(Religiöse Journal-Speculation.) Es gibt in Frankreich ein wenig bekanntes religiöses Journal, „l'Etoile du Matin", welches vorzugsweise für die Jugend bestimmt ist. Da es keine glänzenden Geschäfte macht, so ist der Redakteur auf einen ganz eigenthümlichen Gedanken verfallen, um den Kreis seiner Abonnenten zu vermehren. Statt ihnen, wie andere Blätter — der „Constitutionnel", die „Presse" u. s. w. — historische Werke, Romane und dergleichen als Zugabe zu liefern, bietet er ihnen eine geistliche Prämie, indem er das Abonnement auf die „Etoile" in ein gottgefälliges und für das Seelenheil ersprießliches Werk verwandelt. Die Namen der Subscribenten sollen nämlich auf ein goldenes Herz eingegraben und dieses der Kapelle Unserer Lieben Frau zu Loretto dargebracht werden, um in dieser heiligen Stätte auf ewige Zeiten als Denkmal ihrer Frömmigkeit und ihres religiösen Eifers zu glänzen! Es steht nun zu erwarten, ob seine neue Erfindung den Erwartungen des speculativen Redakteurs entsprechen werde, oder ob die leidige Indifferenz unseres Jahrhunderts auch dieses fromme Unternehmen zu nichte macht.

Friedrich Rückert hat einen „Christophoro Colombo" — oder die Entdeckung der neuen Welt — ein Geschichtsdrama in drei Theilen (Frankfurt a. M. 2. Bd.) herausgegeben. Da sind im ersten Theil über 40 selbstständige Personen, darunter wenigstens ein Drittel, welche zur Aufführung gute Schauspieler erfordern; es ist gleichsam ein dramatisches Epos — oder ein episches Drama. Ausführlich stellt uns Rückert die ganze reiche Personenwelt, welche die Gestalt des Columbus umgibt, dar.

(Berlin.) Der gefeierte Reisende v. Siebold erfreut durch seine Anwesenheit alle Freunde der Wissenschaft und Länderkunde. Seine geographischen Mittheilungen über einige specielle Verhältnisse Japans werden als höchst interessant gepriesen. Er soll sogar noch zur Stunde in lebhaftem Briefwechsel mit den Gelehrten und Staatsmännern jenes unzugänglichen Landes stehen, und im Besitze von Briefen seiner dortigen Freunde seyn, die kaum länger als sechs Monate geschrieben sind.

(Die Pistolen und die Spritze.) Vor einiger Zeit wurde das Haus des Richter Barker zu Athen, im Staate Ohio, ein Raub der Flammen. Der muthmaßliche Brandstifter wurde verhaftet und zum Verhöre vor das Friedensgericht geführt. Sein Advokat, ein gewisser Wall, begab sich, mit zwei Sattelpistolen bewaffnet, in den Gerichtssaal und erklärte, er werde sich der Waffen bedienen, wenn er angegriffen würde. Dieses sogar in Amerika beispiellose Benehmen hatte offenbar die Einschüchterung der Richter zum Zwecke. Nachdem der Advokat Platz genommen, ließ der Regierungsanwalt, welcher ihm gerade gegenüber saß, eine kleine Spritze bringen, füllte dieselbe mit Wasser und legte sie vor sich auf den Tisch. Ein schallendes Gelächter erfüllte den Saal; alle Umstehenden nahmen laut die Partei der Spritze, und der Advokat übergab seine Pistolen beschämt dem diensthuenden Sheriff, welcher auch die nunmehr überflüssig gewordene Spritze in Empfang nahm.

(Hirschberg, 13. August.) Am 11. August gingen zwei hiesige Bürger nebst ihren Familien in den sogenannten Grünbusch, um ihren Kindern das Vergnügen, Beeren zu suchen, zu gewähren. Um die Vesperzeit setzten sich sämmtliche Personen in eine Runde, um einen Imbiß zu genießen. Während dem geht das eine Kind, 1 Jahr 8 Wochen alt, mit seinem Butterbrod von den Eltern weg, ihm folgt ein kleiner brauner Hund, das Kind setzt sich zur Erde, der Hund steht neben ihm. Plötzlich schlägt letzterer an und mit Erstaunen sieht die Gesellschaft, daß der Hund mit einer Kreuzotter im Kampfe ist; er stellte sich zur Wehre, als sie mit einem Gezische, gleich einer bösartigen Katze, ihn verfolgte, und wehrte sie mit den Tatzen ab, bis ein Mitglied der Gesellschaft einen Stock abgeschnitten, ihn abwehrte und mit einem Schlage die Otter tödtete. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Hund das Kind beschützte. Die Otter, welche eine Länge von einer Elle und 1 1/2 Zoll Umfang hatte, wurde mit nach Hause genommen. Wegen ihrer Stärke secirte man sie und fand im Vordertheile eine ausgewachsene Feldmaus, noch unbeschädigt, und im Hintertheile 14 Stück völlig ausgewachsene junge Ottern, von welchen die größte 8 Zoll Länge und 1/2 Zoll Stärke und die kleinste 5 Zoll Länge und 1/4 Zoll Stärke hatte.

Die Engländer brauchen ihre ausgedehnte Schifffahrt immer mehr, um alle Erzeugnisse der Erde schnell nach London zu schaf-

Digitized by Google

sen. Seit einigen Tagen kommen regelmäßig in der Hauptstadt von Großbritannien Ladungen neuer — Kartoffeln von den Azoren an, die weit mehlreicher sind als die englischen. In England selbst würde man unter zwei Monaten keine neuen Kartoffeln genießen können. — Ein anderer Handelszweig, der immer ausgedehnter und für die Gutschmecker von Wichtigkeit wird, ist die Zusendung von — Schildkröten aus Westindien, die man in London das Pfund zu einem halben Thaler verkauft.

Der Sultan hat nun auch ein eigenes Opernhaus. Er ließ es im Garten des Serails erbauen und es werden da unter der Leitung Donizetti's (des Bruders des Componisten) italienische Opern aufgeführt, welche dem Großherrn und dessen Frauen, die ungesehen anwesend sind, sehr zu gefallen scheinen.

Frankfurter Theater.

Der regelmäßige Fortgang der Theatervorstellungen wurde in letzterer Zeit durch das Unwohlseyn der Damen Capitain und Reuther wesentlich gestört; die Erstere sieht zwar ihrer Genesung entgegen, ist aber noch immer außer Thätigkeit und die Letztere hat unsere Bühne nun verlassen, jedenfalls ein fühlbarer Verlust, da sie mit den schönsten Stimmmitteln eine sich immer günstiger entfaltende dramatische Auffassung verbindet und beim Publikum mit Recht beliebt ist. Unter solchen Störungen hat auch das Gastspiel des Hrn. und der Mad. Steinmüller gelitten, indem viele Opern nicht gegeben werden konnten; doch vernehmen wir, daß dies unterbrochene Gastspiel später wieder eröffnet und fortgesetzt werden soll. Es war ein freundlich aufgenommenes und jedesmal sehr stark besuchtes. Nach einer Wiederholung des von uns bereits besprochenen „Barbier von Sevilla" wurde es mit Bellini's „Nachtwandlerin" vorläufig beschlossen. Mad. Steinmüller als Amine zeigte in dieser Partie, daß sie im Genre des colorirten italienischen Gesanges Vorzügliches leistet und mit eben so viel Geschmack, als Anmuth und Leichtigkeit zu singen versteht, was den ungetheiltesten Beifall fand. Hr. Steinmüller sang die Partie des Grafen ausgezeichnet schön. In ihm haben wir einen in musikalischer Hinsicht wahrhaft gebildeten und talentvollen Sänger kennen gelernt, dessen abgerundeter und gediegener Vortrag den Musikkenner auch bei strengen Anforderungen befriedigen mußte. Der Gast hat seinen wohlbegründeten Ruf eines der bedeutendsten jetzigen deutschen Baritonisten bewährt und alle Beweise der Anerkennung erhalten, die den Künstler erfreuen und für die Kunst warm erhalten müssen.

Das Auftreten unseres Pischek als „Belisar" war den Verehrern desselben — und deren Anzahl ist groß — ein freudiges Ereigniß. Wir fahren fort, ihn, den königl. würtembergischen Hofopernsänger, den in England Gefeierten, den Unsrigen zu nennen; denn gerne weilt er in der Mainstadt, wo er seinen schönen Beruf zur Kunst entwickelt, wo er die edelsten seiner dramatischen Gesangsleistungen in's Leben gerufen, wo er die Schwingen seines poetischen Genius in jugendlicher Kraft entfaltet, wo er stets Beweise von Achtung und Anerkennung erhalten und zugleich jenen Ruf begründet hat, der ihn jetzt zu einem gepriesenen Meister und zu einer Notabilität des heutigen Sängerthums macht. Wir kennen Pischek's Kunstleistungen zu genau, wir haben uns zu oft an ihnen erfreut, als daß es nöthig wäre, seinen Belisar nochmals zu besprechen. Der herrliche Stimmenfond, der lebensvolle und poetische Vortrag, die Kraft und Zartheit des Gesangs sind dieselben geblieben und der Eindruck, den solche Vorzüge hervorbringen, war diesmal um so größer, als wir ihn seit längerer Zeit nicht gehört hatten. Nach beendigtem Gastspiele der Fräul. Jenny Lind wird Hr. Pischek auf unserer Bühne einen weiteren Rollencyclus eröffnen.

Es wäre ungerecht, wenn wir bei Erwähnung dieser Gastspiele der rühmlichen Mitwirkung unseres thätigen Opernpersonals und des fortwährend so vielfach in Anspruch genommenen Orchesters nicht ebenfalls gedenken wollten. Die Anerkennung, welche wir den Gästen zollen, soll diejenige nicht beeinträchtigen, die wir den engagirten Mitgliedern darzubringen haben. W.

Korrespondenz.

Jena, 25. August.

Um das lebhafte Interesse zu erklären, welches hier für die christkatholische Sache sich zeigt, muß auf frühere Vorfälle verwiesen werden. Napoleon setzte einen römisch katholischen Geistlichen, von Geburt einen Franzosen, nach Jena und stattete ihn mit so reichlichen Mitteln aus, daß derselbe unter den Armen nicht wenige Proselyten machte, obschon er nur gebrochen deutsch zu sprechen vermochte. Er wurde von den Preußen später als Spion aufgehoben und unter seinem Kopfkissen — er hatte sich krank gestellt — fand man ziemlich wichtige Papiere. Das Gut Mohrenthal und anderes von Napoleon Geschenkte blieb der Weimar-Jenaischen Kirche mit den Filialen Blankenhain und Vieselbach. Und so konnte sie in Jena die alte Johanneskirche besonders mit Hülfe der „gutmüthigen Protestanten" ohngefähr im J. 1816 wieder herstellen. Das öftere Eifern des hier fungirenden Kaplans (aus Weimar) mag nicht wenig zu desto größerer Vorliebe für die Reformkirche beitragen, die sich selbst in unserem Localblatte ausspricht. Da in diesem der Ronge'sche Brief nicht abgedruckt werden durfte, ließ ihn ein geachteter Bürger auf seine Kosten mit dem Grahl'schen Gedichte drucken und umsonst vertheilen. Bald darauf schrieb der hier privatisirende U. R. Schmid seinen verbreiteten Aufruf, und die Adresse, die von hier abging, bewies die Theilnahme der Bürger. Die ebenfalls von einem hiesigen Gelehrten bearbeiteten Lebensbeschreibungen von Ronge und Czerski haben mehrere Auflagen erlebt. Das hier erschienene Ronge-Album enthält eine Menge Beiträge von ganz oder temporär hier Heimischen. Wir wollen nur noch auf eine kürzlich erschienene Predigt des Cand. Ed. Schröder (die Welt und ihr Urtheil über die Zeichen der Zeit. Jena, Hochhausen) aufmerksam machen. Wenn solche Talente für eine Sache sich entscheiden, dann muß es gut mit ihr stehen — Schließlich kann ich nicht umhin, hiebei auf das neueste Heft der katholischen Kirchenreform von A. M. Müller die Aufmerksamkeit zu richten. Ich las den darin enthaltenen Aufsatz: „die alte und neue Kirche" nach Durchlesung der zwei Bedenken im letzten Hefte der Ullmann'schen Studien und Kritiken. Wie ist doch mancher Skrupel, der hier erhoben wird, dort eben so einfach als treffend widerlegt. Es verdient der Aufsatz sicher einen besondern Abdruck.

Cirque de Paris

der Herren

P. Cuzent et Lejars.

Vorläufige Anzeige.

Einem hochgeehrten Publikum erlauben sich die obenbenannten Direktoren anzuzeigen, daß sie mit ihrer zahlreichen, hier noch nie gesehenen Gesellschaft nebst 47 Reitpferden eintreffen werden, um während der diesjährigen Herbstmesse hier ihre Vorstellungen zu geben.

Frankfurt a. M., 28. August 1845.

Mainwasser-Wärme.

Den 28. August, Abends: 15 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 29. August. Norma, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

☞ *** (Gastrolle) Norma: Fräul. **Jenny Lind**, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eingangspreisen.

Samstag, 30. August. Große Opernvorstellung in 4 Abtheilungen. I. „Faust", Oper von Spohr. (Scenen im 1. Act.) Gastrolle) Faust: Hr. Pischek, königl. würtemberg. Hof- und Kammersänger. II. „Die Favorite", Oper von Donizetti. (Scenen im 2. Act.) Alfons: Hr. Pischek. III. „Czaar und Zimmermann", Oper von Lortzing. (Scenen im 3. Act.) Peter I.: Hr. Pischek. Zum Schluß: IV. Lieder, gesungen von Hrn. Pischek. Während der Zwischenacte: Ouvertüre aus Wilhelm Tell, von Rossini. Sinfonie von Beethoven (C minor, Menuett und letzter Satz.)

Redakteur: J. L. Hetler. — Druck und Verlag von Hetler und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 240. Sonntag, den 31. August 1845.

Philipp von Reifenberg. *)

(Nach der Sage des Volkes.)

Tief in dem Gebiege, da liegt
Ein Thal ist wild und öd',
Da stürmt's von des Feldberg's Höh',
Und liegt noch im Sommer Schnee,
Wann's Korn in der Blüthe steht.

Und in dem Thale, da laz
Vor Zeiten gar fest ein Schloß,
Den Wall gehauen in Stein,
Daß sicher wohl mochte seyn,
Wer solchen Schirmes genoß.

Herr Philipp von Reifenberg,
Ein kühner, stolzer Mann,
Der hielt es in seiner Macht,
Hat Kaiser und Reich veracht,
Den Kirchenfluch und den Bann.

Er hauf'te einsam und wild
Auf der Wolf- und Eberjagd,
Da ließ ihm der Churfürst ergeh'n:
„Zu nehmen sein Schloß zu Lehn
Von des heil'gen Stuhles Macht."

Doch Philipp mit spöttlichem Wort
Ihm schnöden Bescheid erklärt:
„Er soll auf des Feldberg's Rücken
Erst reife Trauben sich pflücken,
Bevor ich sein Dienstmann werd'!"

Da hat ihm der Churfürst gedroht
Mit Acht und Fluch und Bann,
Nach Mainz vor Gericht ihn bestellt,
Dann hartes Urtheil gefällt,
Und aus Schutz und Schirm ihn gethan.

Doch Philipp, als er's vernahm,
Sprach: „Ist mir versagt der Schutz,
Will selber mein Schützer ich seyn;
Mit dem Schwerte biet' ich allein
Den Fürsten und Pfaffen Trutz!"

Da kamen viel Ritter auf's Schloß,
Der Fehde Genossen zu seyn;
Es kamen die deutschen Herrn,
Die Herrn von Kloppenheim, gern;
Denn er hatte drei Töchter fein.

Und wem nicht gefiel das Recht
Der neuen Herren, der kam,
Und wem die Ritterschaft werth,
Der Väter tapferes Schwert
Für Philipp zur Wehre nahm.

Da schallte das Schloß bei Tag
Von Waffen- und Schwerterklang,
Und Abends beim fröhlichen Mahl
Ertönte der gold'ne Pokal
Beim heiteren Reihengesang.

Die Fräulein, die waren so schön,
So edel der Ritter Art;
Es glänzte der funkelnde Saal
Von ihrer stattlichen Zahl
Und den Frauen, reizend und zart.

Einst nahm der Burgherr das Wort:
„Wir sind Alle so fröhlich nun!
Hier müßte der Churfürst noch seyn;
Es sollte ihn selbst wohl freu'n,
Wie gut vor dem Banne wir ruh'n!"

So er, und es sprachen darauf
Die Herrn von Kloppenheim dreist:
„Hier müßt's ihm gefallen, auf Ehr'!
Wir holen ihn morgen her;
Er ist nach Frankfurt gereis't!

Vielleicht hat er unsern Frau'n
Ein schönes Meßstück bestellt;
Denn bringet er keines her,
Bekommen sie doch keins mehr;
Der Pfaff hat der Ritter Geld!"

„Auch kann", ergänzt Philipp, „zugleich
Er dann nach den Trauben geh'n,
Ob bald sie zum Lesen reich;
Denn, wahrlich! dann komme ich gleich
Nach Mainz und muthe das Lehn!"

*) Aus: „Nassau in seinen Sagen, Geschichten und Liedern fremder und eigner Dichtung von Alois Henninger. Wiesbaden, Druck und Verlag von A. Scholz. 1845."

Digitized by Google

Und sie zogen des andren Tags
Wohl über's Gebirg an den Main;
Da kam mit reisigem Zug
Und Wehr und Mannschaft genug
Der Churfürst das Thal herein.

„Da ist er — des Adels Feind!"
Hub Jeder zu schreien an,
Und sprengten ein in's Gedräng'
Und hatten Beute die Meng';
Der Churfürst aber entrann.

Entrann auf dem Maulthier kaum
Der Ritter raschem Gericht;
Die zogen nach Reifenberg hin
Und sprachen mit heiterem Sinn:
„Er mag uns're Trauben nicht!"

Doch der Churfürst, hoch ergrimmt,
Sann bitterer Rache nach,
Hat Philipp in Bann und Acht
Bei Kaiser und Reich gebracht,
Weil des Landes Frieden er brach.

Darauf sammelt er rasch ein Heer
Und zog vor das Schloß heran;
Doch all' seine Macht verschwand
Vor dem muthigen Widerstand,
Den Philipp's Ritter gethan.

Am Tage scholl Waffenklang
Und Kriegsgelärm im Schloß;
Die Nacht beim fröhlichen Mahl
Und bei dem gold'nen Pokal
In heiterem Wachen verfloß.

Die Fräulein, die waren so schön,
So edel der Ritter Art;
Die thaten so sehr sich freu'n,
Den muthigen Schutz zu verleih'n
Den Fräulein, reizend und zart.

Doch der Churfürst dachte auf Trug,
Der Zorn verblendete ihn;
Bei fürstlichem Wort und Eid
Bot Philipp er sicher Geleit
Zur Red' auf den Feldberg hin.

Und Philipp ritt arglos hinauf
Mit einem Knechte allein;
Da lachte der Churfürst mit Hohn:
„Reif sind nun die Trauben schon,
Doch schmecke euch sauer der Wein!"

„So, so!" sprach Philipp bestürzt:
„Ist das der fürstliche Schwur?"
Doch der Churfürst höhnte fort:
„Dem Aechter halt' ich kein Wort;
Denn ihm gebührt Strafe nur!"

„So sollt", sprach Philipp, „Ihr doch
Euch dieses Verrathes nicht freu'n!
Frei war ich, frei bleib' ich auch noch;
Mein Schwert, es breche das Joch!"
Und stieß in die Brust es hinein.

Noch hielten die Fräulein das Schloß,
Bis aller Vorrath verzehrt;
Dann haben sie sich bei Nacht
Nach Kloppenheim aufgemacht
Und mit Feuer das Schloß zerstört.

Herr Philipp der letzte war
Von seinem Stamm und Geschlecht;
Doch, weil er das Lehn nicht nahm,
Sein Erb' auf die Fräulein kam,
Die männlich gewahret ihr Recht.

Der Wand'rer, der dort auf der Höh'
Des Feldbergs der Fernsicht sich freut,
Sieht Reifenberg's Mauern im Thal
Ernst trauern im Abendstrahl,
Ein Denkmal vergangener Zeit.

Crisalin.

Die Uhr der Zeiten.

Eine Zeit, wie die jetzige, und der Gegenstand, auf den aller Gebildeten Blicke vorzugsweise so freudig und begeisternd gerichtet sind, die Geistesentwickelung, das kräftige Losrißen von der Gewalt des Aber- und Köhlerglaubens und das Erheben zum freien Walten des beseligenden Glaubens im Gemüthe, eine solche Zeit ist ganz besonders geeignet, den Menschen in sein Inneres zu weisen und ihm zu zeigen, wo er eigentlich steht in der Menschenwelt.

Die große Uhr der Zeit geht ungestört ihren Gang, ihr regulirender Perpendikel steht allein in Gottes Hand, der gebieten kann: so soll's geschehen! Die Menschen theilen sich in die Bestimmung der Gewichte, der Ziffern und Zeiger am Zifferblatt, in das Geschäft der Glocke und des Hammers, des Weckers und der Gewichte. Ein Theil zieht als größere oder kleinere Gewichte an der Uhr, und hilft, mehr oder weniger seiner Thätigkeit sich bewußt, mehr oder weniger kräftig sie im Gang erhalten. Dies sind die zum Theil minder begabten, aber redlichen Gemüther, die das Rechte wollen und zu fördern nach allen Seiten hin die Hände bieten. Andere haben höher hinauf ihren Stand als Ziffern am Zifferblatt, damit man an ihnen sehe, wie die Zeit sich bewegt; sie deuten in kleinern oder größeren Zeittheilen den augenblicklichen Stand der Zeitperiode an, und wieder Andere gleichen dem schlagenden Hammer und dem Ertönen der Glocke, die den Zeitstand weithin verkünden.

Wir Alle ziehen und müssen mit allen Geschöpfen ziehen an der Zeiten Uhrwerk. Je mehr wir aus der bloßen Anschauung zum Begreifen mit dem Verstande gelangt, je gebildeter wir sind, desto mehr geschieht dies mit Bewußtseyn und umgekehrt. So ist der bloße Sinnenreiz, als Naturtrieb, Eigennutz, Jagen nach angenehmen Empfindungen, sich seiner Gewichtsthätigkeit am wenigsten bewußt, mehr das gute warme Herz, die Neugier, die Ehrliebe, die Ruhmsucht. Menschen dieser letzten Kategorie treten zugleich als Nummern am Zifferblatte hervor, an denen der Gang der Zeit, wiewohl noch dürftig, zu erkennen ist: sie deuten die Sekunden und Minuten des Fortschrittes an.

Am meisten fördern des Werkes Gang Diejenigen, die sich aus der oberflächlichen Anschauung des blos sinnlichen Menschen, seines Aberglaubens, seiner Fantasieschwärmerei herausgearbeitet haben, und durch die Kraft eines gereiften und wohl geübten Verstandes, mit klaren Begriffen bereichert, selbstständiger, mehr Herren ihrer Empfindungen, der Gefühle ihres Herzens und Gemüthes, und begeistert durch die Ideale der Vernunft, das Ziel des Menschen und die Zwecke, deren Erreichung uns diesem näher führen, erken-

Digitized by Google

nen und zu würdigen wissen, und mit Liebe und Sehnsucht dem ersten zueilen. Die letztgenannte Menschenklasse bezeichnet als Stundenziffern die größeren Schritte, mit denen der Zeitgeist fortschreitet, sie versehen zugleich, je höher sie stehen, desto mehr, das Geschäft des Minuten- und Stundenzeigers und des Schlagwerks, die den Zeiten- und Geistesstand der Nähe und Ferne verkünden. Es sind die Lehrer, Treiber und Tröster der Menschheit, die Ordner ihrer Thätigkeit: es sind die Männer des Talents.

Am höchsten hat Gott die auszezeichneten Wesen gestellt, die als Genien im Bereiche der Gemüthswelt, der Wissenschaft, der Poesie und Kunst im Weckwerke der Zeitenuhr ihren Posten haben, als Patriarchen und Propheten, als Ruser im Streit und Wecker aus dem Schlummer zu neuem Regen und kräftigem Anlauf auffordern und frischrs Leben in die gähnende Masse bringen. Der Zeiger am Weckwerke, das plötzliche Ausheben, der oft kaum bemerkbare Ausheber und die Räume, die der weckende Schall durchfliegt, stehen in höherer Hand, die Menschenmaschine vermag nur wenig oder gar nicht darüber zu gebieten.

Mensch, suche Dir klar zu machen, wo und wie Du stehst in und zu Deiner Zeit, damit Du nicht verkehrt und hemmend eingreifst in das Getriebe der Weltuhr! — „Sehe Jeder, wo er bleibe; sehe Jeder, wie er's treibe!" B.

Mannichfaltigkeiten.

(München.) Seit kurzem las man wiederholt in öffentlichen Blättern, daß man von Seiten der Polizei dem Unwesen der hier im Schwunge gehenden Wuchergeschäfte entgegen getreten, bei bekannten Wucherern Hausuntersuchungen und Beschlagnahme von Papieren angestellt habe, wodurch man Aufklärung über Verhältnisse fürchterlicher Art erhalten. Der „Baierische Landbote" enthält einen längeren Artikel über Wuchergeschäfte, und, indem er zur Bildung einer Hülfskasse auffoedert, bemerkt er: In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts bestand zwar dahier eine allgemeine Hülfs- und Leihanstalt, gegründet durch den damaligen Polizeidirektor Anton Baumgärtner. Von dieser Anstalt erhielten niedere Beamte und Bürger gegen äußerst billige Zinsen kleine Darlehen, und man konnte jedes Mal auf die redlichste Zurückzahlung des Kapitals hoffen. Jetzt ist aber aus dieser Hülfsquelle ein vergifteter Brunnen geworden, an welchem ein Heer von Geldmäklern steht, und gleichsam mit dem Trunke ein langsam tödtendes Gift Denen reicht, die von ihm Gebrauch zu machen gezwungen sind. Mit welch ungeheurem Wucher solche Geschäfte gemacht werden, darüber wollen wir hier beispielsweise nur Folgendes anführen. Z. B. es braucht irgend ein bedrängter Familienvater wegen unvorhergesehener widriger Zufälle oder zum bessern Aufschwung seines Gewerbes u. dgl. ein Kapital von 300 fl., so erhält derselbe dieses nur unter der Bedingung, 10 pCt. dafür zu zahlen und eine Lebensversicherungsurkunde auf den gleichen Betrag zu lösen. Will er nun jährlich 100 fl. zurückbezahlen, so entziffern sich die Zinsen zu 10 pCt. auf 60 fl. — die Lebensversicherungspolice — wir nehmen an, der Schuldner steht in dem 30. Lebensjahre, macht 55 — 50 fl. auf diese 3 Jahre, hiezu kommt noch das Douceur oder, wie sie es heißen, die Provision, für den Unterhändler von wenigstens 2 Kronenthalern. Dieses Alles wird nun sogleich bei Auszahlung des Darlehens in Abzug gebracht, und so erhält der Schuldner statt 300 fl. nicht mehr als, hochgenommen, 189 — 190 fl. Die monatlichen oder jährlichen Abzahlungen müssen ohnedies so sicher gestellt und Leib und Seele so verschrieben seyn, daß für den Geldmäkler nichts zu fürchten ist. — Wir haben hier so viele Kapitalisten, und unter ihnen so viele wackere Männer, daß es wirklich zu wünschen ist, wenn einige von ihnen zusammenstehen und eine Hülfskasse, wie sie vor 40 Jahren dahier bestand, wieder in's Leben rufen würden. Tausend Familien würden hiedurch vom Elende gerettet und dem scheußlichen Wucher, der sich, wie die Zahl der Unterhändler dahier, immer vermehrt, ein fester Damm gesetzt werden. Mögen diese Worte nicht vergebens ausgesprochen seyn!

Die Schlesische Zeitung vom 7. August enthält folgende Warnung: Seit einiger Zeit hat ein gut gekleideter und nicht übel aussehender junger Mann es sich zur Lust, oder, um einige Zeit angenehm leben zu können, zum Geschäft gemacht, auf den Dörfern in der Liegnitzer Gegend nach heirathsfähigen Landestöchtern umherzuspähen. Sobald der saubere Herr von den Familienverhältnissen eines solchen Mädchens unterrichtet war, verfehlte er nicht, sich bei den Eltern und der Auserkornen selbst als bemittelten Gutsbesitzer vorzustellen, der wegen Mangel an weiblicher Bekanntschaft in der Umgegend eine Braut suche, und sie hier gefunden zu haben glaube. Der Bewerbende wurde in der Regel gut aufgenommen, blieb auf erfolgte Einladung einige Tage im Hause, fand auch herrliche Bewirthung mit liebevollem Entgegenkommen. Vor seiner Abreise bat er sich noch zur Fortsetzung der Bekanntschaft und näheren Besprechung wegen einzuleitender Heirath aus, daß die Eltern mit ihrer Hoffnungsvollen bei Gelegenheit des Jahrmarkts in der nahen Stadt sich zum bestimmten Tage im dortigen Rathskeller einfinden möchten, was ihm auch um so mehr zugesagt wurde, als er nebenbei etwas von dort einzukaufenden noblen Geschenken fallen ließ. Nach solchem oft wiederholten Manöver des neuen Don Juan fanden sich auch richtig 11 schönstens herausgeputzte Heirathskandidatinnen nebst deren Angehörigen am Jahrmarktstage im Rathskeller zu H. ein, wo es allgemein auffiel, die Schönen hier zu sehen, da sich nur selten ein Töchterchen Evens blicken läßt. Noch mehr aber verbreitete sich unter den Anwesenden Erstaunen, als der sehnlichst Erwartete vergebens auf sich harren ließ, und aus gegenseitigen Mittheilungen die Gewißheit hervorging, daß sie die Rolle der Gefoppten spielten. Es wurde nun geschimpft, gelacht und geweint, am Ende aber aus dem Vorfall die Lehre gezogen, daß ein liebedürstiges Herz nicht sich gleich verlieren düese, denn sonst könnte noch Mancher, ja ein Jeder kommen und doch nicht — heirathen!

(Die Rachel.) Diese, gegenwärtig berühmteste Schauspielerin ist im Jahre 1822 von einer bettelarmen deutschen Judenfamilie in Paris geboren. Noch ganz klein, mußte sie schon auf den Straßen jener Hauptstadt als Leiermädchen ihr Brod zu erwerben suchen. Einst ging Choron, Duprez' Lehrer, an ihr vorüber, hörte sie und nahm sie mit sich, um ihr Unterricht im Gesange zu geben. Sie machte die glänzendsten Fortschritte, doch starb Choron, und Rachel sang wieder auf den Boulevards. Rachels Neigung war das recitirende Drama; sie begab sich daher, 13 Jahr alt, zu einem Lehrer in der Deklamation, verließ ihn jedoch nach einigen Monaten, als dieser ihr Liebesanträge machte, und begab sich zu St. Aulaire. Auch diesen Lehrer verschmähte sie bald, und trug bei'm Théâtre français um eine Debütrolle an, ward indeß zurückgewiesen, jedoch ließ man ihr im Conservatorium eine kleine Rolle im Lustspiel. Dies sagte ihr aber nicht zu. Manval, Regisseur vom Théâtre gymnase, nahm sie auf sein Theater und ließ sie die ersten Vaudevillenrollen spielen. Bald aber überzeugt, welches Talent in ihr verborgen sey, munterte er sie selbst auf, sich wieder um eine Stelle bei'm Théâtre français zu bewerben. Sie ward aufgenommen, und macht seitdem als erste Schauspielerin, die Deklamation und Spiel von einer ganz neuen Seite auffaßt, Furore. Seit 1839 wird sie durch Kränklichkeit an einem öfteren Auftreten gehindert.

Das zu Köln erscheinende „Gemeinnützige Wochenblatt" des Gewerbevereins hierselbst brachte vor kurzem die Probe eines Abdruckes eines alten Holzschnittes aus dem Jahre 1568, ein Por-

Digitized by Google

trait nach Lucas Kranach vorstellend, welches dem Original vollkommen ähnlich war. Dieser Abdruck, welcher sämmtlichen Exemplaren des Wochenblattes beigegeben war, ist in Köln angefertigt vermittelst einer neuen hier erfundenen Methode, die von dem neulich vielfältig erwähnten englischen Verfahren, der sogenannten „Anastatischen Druckerei", wesentlich verschieden seyn und sich durch Einfachheit, Sicherheit und Wohlfeilheit auszeichnen soll. Das Verfahren wird von den Erfindern „Palingraphie" genannt. (Wieder ein dem großen Publikum unverständlicher Name! Warum nicht einfach: Wiederdruck, was doch jenes griechische Wort bedeuten soll?) Die gelieferte Probe kann in jeder Beziehung als völlig gelungen betrachtet werden, und bei der großen Zahl der gelieferten Vervielfältigungen dieses Abdrucks ist wohl an einer praktischen Ausführung, wodurch in Zukunft alle Drucksachen als Stereotyp zu betrachten sind, nicht mehr zu zweifeln. Wie wichtig eine solche Erfindung für den ganzen Buchhandel ist, braucht hier nicht näher auseinandergesetzt zu werden. Dem „Gemeinnützigen Wochenblatt" zufolge steht bald eine Ausführung im Großen zu erwarten.

(Rom.) Mehemed Ali hat Sr. Heiligkeit vor kurzem wiederholt seines aufrichtigsten Bestrebens für eine erweiterte Toleranzpraxis gegen alle christlichen Parteien Aegyptens versichern lassen. Der alte Vicekönig hat sogar die Gründung einer Kunstakademie zu Kairo in Aussicht gestellt. Und zwar sollen sich die bei ihr anzustellenden ersten Lehrer zu Rom inmitten der Anschauung der Meisterwerke der alten und neuern Kunst bilden. Zu dem Ende hat er mehrere talentvolle Jünglinge auf Staatskosten hierher geschickt, welche als Bildhauer, Maler und Mosaikisten den üblichen Cursus der Schule durchmachen sollen. Cavalier Guidi ist über sie als Curator gesetzt, und der Vicegerent Monsignor Canali erhielt vom Papst den Befehl, den jungen Leuten jeden zweckdienlichen Antheil an dem in den hiesigen Kunstinstituten ertheilten Unterricht zu verschaffen.

(Kopenhagen, 9. August.) Dieser Tage hatten die Kopenhagener das ungewöhnliche Schauspiel eines Leichenbegängnisses auf die Weise, wie früher die Handwerkszünfte in Deutschland es zu halten pflegten. Ein deutscher Zimmergesell war gestorben und seine hiesigen Zunftgenossen und Landsleute, 2 bis 300 an der Zahl, erwirkten sich von der Behörde die Erlaubniß, ihn zunftmäßig auf gleiche Weise zu beerdigen. Der Sarg ward von schwarz gekleideten Gesellen mit Degen an der Seite getragen. Auch das Gefolge war schwarz gekleidet und trug mit schwarzen und weißen Bändern umwundenes Handwerksgeräth, mit einer Citrone an der Spitze. In diesem Aufzuge wurde die Leiche vom Friedrichshospital nach dem Assistenzkirchhofe gebracht und dort beerdigt, worauf der Zug in derselben Ordnung, wie er gekommen, wieder nach der Herberge zurückkehrte.

Unter den Zöglingen der berühmten polytechnischen Schule in Paris besteht ein in hohem Grade zur Nachahmung zu empfehlender Gebrauch. Ist einer der Zöglinge zu arm, als daß er die Kosten in der Anstalt bestreiten könnte, so kommt ihm eine Kasse zu Hülfe. Jedes Jahr erwählen die jungen Leute, welche bereits ein Jahr in der Anstalt zugebracht haben, zwei Kassirer, welche jedes Vierteljahr Collecten unter ihren Mitschülern veranstalten. Die armen Schüler wenden sich an die beiden Kassirer, welche über die Unterstützung entscheiden, die sie bewilligen können; allen übrigen bleibt es gänzlich unbekannt, welche ihrer Mitschüler Unterstützung erhalten, auch die Vorsteher wissen es nicht; die Wohlthat bleibt ganz geheim und seit fünfzig Jahren kennt man kein Beispiel, daß das Geheimniß verrathen worden wäre.

(Neuenstadt, am Bielersee.) Hrn. Uhrmacher Oppliger soll es nach 8jährigen Studien geglückt seyn, eine Thurmuhr zu construiren, die ohne Feder und Gewichtaufzug Jahehunderte die Funktionen regelmäßig und ungestört fortsetzt. Er macht sich zur Verfertigung solcher Uhren anheischig und bürgt für deren Solidität.

Es kommen nicht blos in Deutschland unbegreifliche Verbote vor; der Gouverneur der Provinz Antwerpen verbot kürzlich dem Direktor des italienischen Theaters in Antwerpen, auf den Theaterzettel Elisire d'amore (der Liebestrank) zu setzen, weil er etwas Unanständiges darin fand. Trotz allen Vorstellungen blieb er dabei und so wurde die Oper blos unter dem Namen Elisire (der Trank) angekündigt. Im Stücke selbst blieb Alles unverändert.

Korrespondenz.

Rödelheim, 29. August.

Die hiesige, durch mehrere unabwendbare Hindernisse bisher verzögerte Sängerversammlung, ausgeschrieben durch Hrn. Candidat Bus, wird nun künftigen Sonntag den 31. August im Freien stattfinden. Als Theilnehmer haben sich bis jetzt gemeldet die Gesangvereine von Bockenheim, Bonames, Boenheim, Falkenstein, Frankfurt, Griesheim, Kelsterbach, Niederrad, Soffenheim und Steinbach. Die Zahl der Sänger dürfte demnach ziemlich bedeutend werden und es wird an kräftigen Gesammchören, so wie an wetteifernden Vorsängern der einzelnen Vereine nicht fehlen. Jeder, der unserem vorjährigen, so befriedigend ausgefallenen Sängerfeste beigewohnt, wird auch diesmal wieder von der Partie seyn wollen und an uns soll es nicht liegen, wenn sich unsere Gäste in irgend einer Hinsicht getäuscht finden. Außer den geistigen Genüssen ist auch für materielle gesorgt, die man sowohl auf dem Festplatz als auch bei den Herren Haelmann und Weber antreffen kann. Einen wohlthuenden Eindruck wird auf Jeden, der in den letzten Monaten den hiesigen Ort nicht besucht hat, das neugelegte Straßenpflaster hervorbringen und es ist durch dasselbe, so wie durch die Anschaffung einer zweiten sehr zweckmäßig construirten Feuerspritze, durch den Schlossee und Mechanikee Baumann dahier verkettigt, zwei dringenden Bedürfnissen der Gemeinde abgeholfen worden. Auch sind wir noch im Besitze anderer Merkwürdigkeiten, unter welchen namentlich eine jeden Sonntag Morgen von 9 -- 11 Uhr hinter dem Wegrath'schen Garten ausgestellte Copie des Abraham a Santa Clara, witzeisenden Andenkens, nicht die letzte Stelle einnimmt. † † †

Auflösung des Palindroms in Nro. 238:

Reitze.

Mainwasser-Wärme.

Den 29. August, Abends: 15 Grad. W. Geelach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 30. August. Große Vorstellung in 3 Abtheilungen. I. „Faust", Oper von Spohr. (Scenen im 1. Act.) (Gastrolle) Faust: Hr. Pischek, königl. würtemberg. Hof- und Kammersänger. II. „Die Favoritin", Oper von Donizetti. (Scenen im 2. Act.) Alfons: Hr. Pischek. III. „Czaar und Zimmermann", Oper von Lortzing. (Scenen im 3. Act.) Peter I.: Hr. Pischek. Zum Schluß: IV. Lieder, gesungen von Hrn Pischek. Während der Zwischenacte: Ouverture aus Wilhelm Tell, von Rossini. Sinfonie von Beethoven (C minor, Menuett und letzter Satz.)

Sonntag, 31. August. Norma, Oper in 3 Akth., Musik von Bellini.

☞ (Gastrolle) Norma: Fräul. **Jenny Lind**, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

Mit aufgehobenem Abonnement und bekannten Eingangspreisen.

Redakteur: J. L. Reitze. — Druck und Verlag von Reitze und Rohr.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 241. Montag, den 1. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des G. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

I.

Eine alte Bekanntschaft.

Die Lastkorvette „die Spröde", vom Fregatten-Capitain von Kergal befehligt, lag zum Aufhissen fertig, um von Brest nach der Insel Bourbon unter Segel zu gehen. Man erwartete nur noch zur Ergänzung des Offizierkorps einen Schiffsfähndrich, da diese Stelle Tags vorher erledigt worden war, und man nicht wohl eine Fahrt von zwei oder drei Jahren unternehmen konnte, ohne in allen Kadres vollzählig zu seyn. Die Mannschaft, besonders aber die am Bord befindlichen Passagiere, harrten voll Ungeduld, als man dem wachhabenden Offizier die Ankunft eines Bootes meldete, in welchem sich sein zukünftiger Amtsgenoß befand.

Julius Renaud, der in diesem Augenblicke im lebhaften Gespräch mit Herrn von Rizière, Unterkommissär des Seewesens und Kolonial-Administrator, der Frau von Rizière, dessen Gattin, und deren Tochter, Antonina, begriffen war, sah sich genöthigt, eine Unterhaltung abzubrechen, die für ihn so viel Reiz hatte, und dem, üblichen Ceremoniell Folge leistend, sich zum Schiffseingange zu begeben.

Bis dahin waren sein ganzes Wesen, seine Haltung und Gebärden sorglos und heiter, Antoninens holde Stimme tönte noch in seinem Ohre, und ein freundliches Lächeln umspielte seine Lippen. Plötzlich schien eine seltsame Umwandlung mit ihm vorzugehen; er erbleichte, stand wie versteinert, und vermochte nur mit gewaltsamer Anstrengung den neuen Ankömmling, Emil Fargeolles, seinen nunmehrigen Kameraden und „alten Bekannten", auf militärische Weise zu empfangen und ihn mit eisig kaltem Gruße zu bewillkommnen. Fargeolles ging seinerseits eben so kalt, und ohne auch nur ein Wort zu sagen, an Julius vorüber, aber seine dünngeschnittenen Lippen zogen sich krampfhaft zusammen, und aus seinen kleinen, glasigen Augen zuckten stechende Blitze.

Julius hatte seinen verhaßtesten Feind erkannt, und sein lebhaftes Mißvergnügen vergrößerte sich noch, als er ihn zu Herrn von Kergal sagen hörte:

„Kommandant! Ich erhielt den Befehl, sofort bei Ihnen an Bord zu gehen; ich muß Ihnen gestehen, daß mir die gewordene Bestimmung, unter Ihren Befehlen zu dienen, die gerechteste und innigste Freude verursachte, und daß ich nach allen Kräften bestrebt seyn werde, mich dieser Ehre würdig zu machen."

Zu gleicher Zeit überreichte Fargeolles dem Befehlshaber der „Spröden" die erhaltene Ordre, kraft deren er sich am Bord der Korvette einfand.

„Emil Fargeolles!" — rief Herr von Kergal aus, nachdem er das Aktenstück durchlesen. — „Sind Sie nicht der Sohn eines Schiffskapitains außer Diensten?"

„Ganz recht, Kommandant."

„Ihr Vater war einer meiner besten Freunde . . . Doch die Augenblicke sind kostbar: Sie werden heute mit mir zu Mittag speisen, wir wollen dann von Ihrem Vater zusammen plaudern."

Fargeolles murmelte eine Danksagung, und erhielt sofort einige auf den Dienst bezügliche Instruktionen.

Eine halbe Stunde später war die Korvette unter Segel. Am Bord befanden sich Julius Renaud, dessen gesammte Glückshoffnungen durch ein einziges Faktum, die Anwesenheit Emil Fargeolles zertrümmert wurden, und Emil Fargeolles, welchem seine Anciennetät als Fähndrich den Vorrang vor Julius verlieh. Hätte das unmittelbare Untersegelgehen der „Spröden" Diesem die Möglichkeit einer Wahl zwischen dem Seezuge und einem Befehl zur Ausschiffung gelassen, so würde es sehr ungewiß gewesen seyn, ob seine Liebe für Antonina über seinen alten Widerwillen gegen Fargeolles den Sieg davon getragen haben würde. Aber da war nichts mehr zu machen; man war bereits außerhalb des Hafens, und das Fahrzeug begann schon sein Stampfen auf den hochgehenden Wellen der offenen See.

Während die als Passagiere am Bord befindlichen Soldaten die ersten Anwandlungen der Seekrankheit verspürten, hatte auf dem kleinen Oberdeck eine Versammlung von Matrosen statt.

„Was ist denn mit Dem?" fragten die Besucher des Vorderkastells, von Fargeolles miteinander redend.

Gaussard, ein alter Mastwächter vom Bugspriet, bekannt als ein lebendiges Verzeichniß des gesammten Marinepersonal, besaßte sich mit der Antwort.

„Nichts Gutes, meine Kinder!" sagte er. „Das ist Bärengesicht," wie er am Bord der „Siegreichen" genannt wurde, wo wir vor ungefähr einem Jahre zusammen waren."

„Schau, schau! Der Vater Gaussard hat doch mit aller Welt zusammen gedient!" unterbrach Papillon, der Schiffsjunge Renaud's, verwunderungsvoll den Sprecher.

„Dein Herr hat auch die Kampagne in Gesellschaft des Herrn da gemacht; er wird auch nicht all zu vergnügt darüber seyn, ihn hier wiederzufinden . . , und ich desgleichen."

„Ach! . . . Haben die Beiden denn irgend einen bösen Handel zusammen gehabt?" fragten die Umstehenden.

„Nicht ohne daß Herr Renaud — „Grabsinn", wie wir ihn nannten — Recht und Ehre auf seiner Seite behalten hätte. Doch das muß man erzählen. Höret also die Geschichte in kurzen Worten . . . In Rio war der Teufel los. Die deutsche Garde hatte sich empört und der Kaiser den Admiral gebeten, die Franzosen landen zu lassen, um Frieden zu stiften. Na, das war schon recht! Bei uns am Bord war „Bärengesicht" Hauptmann der Landungs-Kompagnie. Der Kommandant ließ ihn rufen; er kam nicht; er sey noch nicht ganz gerüstet, hieß es. — Na, man

Digitized by Google

erzählt sich mancherlei Geschichtchen über diesen Umstand; doch genug für jetzt davon! . . . „Gradsinn" war der zweite Befehlshaber der Kompagnie. Der Kommandant, in vollem Zorne, gab ihm den Befehl, ohne den Andern abzustoßen, wie Dieser es denn nicht besser verdiente . . . Wir thaten ein paar Flintenschüsse, worauf „Gradsinn" uns eine Stellung einnehmen ließ, „Ruht Euch!" kommandirte, und, den Säbel in der Faust, ganz allein auf die Aufrührer los ging. Anfangs wollten sie ihm mit den Bajonnetten zu Leibe. Wir machten uns schon fertig: es würde heiß hergegangen seyn! Aber er, ruhiger als ich es jetzt bin, befahl uns, ganz still zu bleiben und uns nicht vom Fleck zu rühren. Das machte denn, daß die Deutschen ihn anhörten. Er sagte ihnen, daß sie nicht recht bei Troste wären, und sprach so eindringlich, daß der Krawall von selbst ein Ende nahm und Alles auf's beste sich arrangirte . . . Der Kaiser war so zufrieden, daß er den Admiral bat, „Gradsinn" mit einem Berichte nach Frankreich zu senden und den König zu ersuchen, ihn als Lohn für die geleisteten Dienste zum Schiffslieutenant zu ernennen . . . Das verhindert indeß nicht, daß er noch immer Fähndrich ist, in Betracht dessen, wie es scheint, daß er den im Gesetz vorgeschriebenen Bedingungen noch nicht Genüge geleistet hat . . . „Bärengesicht" war aber durch die Geschichte so geärgert, daß er aus Wuth die halbe Mannschaft mit Strafen belegte: ich, für mein Theil, kam drei Nächte in Eisen zu liegen. Er suchte auf alle Weise Streit mit Herrn Renaud; aber die „Leichte" ging am andern Tage nach Brest ab, und „Gradsinn" kehrte an ihrem Bord nach Frankreich zurück. Seitdem begegnen sich die Beiden jetzt zum ersten Male wieder."

„Fürwahr," riefen die Matrosen aus, „das ist recht ergötzlich, 'nen solchen Höllenbrand an Bord zu haben!"

„Wir haben am Dreizehnten gehißt: merkt Euch das," fuhr Vater Gaussard ernsthaft fort; „ohne weiter zu rechnen, daß die verfluchten Gensdarmen gestern die schwarze Katze in's Meer geworfen haben."

Für Diejenigen, welche die abergläubischen Meinungen des Vorderkastells nicht allzusehr verspotten, sind solche Reden immerhin bedeutungsvoll. In der That übten sie auf die Einbildungskraft der Versammelten eine merkliche Wirkung aus. Fargeolles' Anbordkommen wurde als ein allgemeines Unglück betrachtet, und mehr als ein braver Seemann, der während des Feuerns einer Eskadre nicht mit den Augen geblinzelt haben würde, begab sich jetzt furchtsam und entmuthigt an seinen Posten. Es war unmöglich, eine lange Reise unter traurigern Auspizien zu unternehmen.

Inzwischen wurde Emil Fargeolles, Dank der innigen Freundschaft, die zwischen Herrn von Kergal und seinem Vater gewaltet hatte, bald der bevorzugteste Offizier an Bord. Julius bestrebte sich, mit ihm so viel nur möglich auf erträglichem Fuße zu leben, aber bald hatte eine Menge geheimer Plackereien von Seiten Fargeolles' seinen alten, nur zu gerechten Groll wieder aufgeregt. Die Passagiere hatten indeß noch keine Ahnung davon; man bemerkte nur, daß die beiden Fähndriche nie anders, als in Dienstangelegenheiten mit einander redeten.

So vergingen die ersten sechs Wochen der Fahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Crucifix bei Birnheim.

Nicht nur in den vielverschrieenen Zeitungen, auch anderwärts, selbst unter dem Bilde des gekreuzigten Erlösers, kann man Gedanken, Ge- und Verbote lesen, über welche der Leser den Kopf schüttelt, es sey denn, daß er keinen hat. — Neulich wanderte ich mit meinem Sohne die Bergstraße entlang bis nach Weinheim und von da nach dem zwei Stunden entfernten Birnheim. Allmählig entfaltete sich im Glanze der untergehenden Sonne in einer Pracht und Herrlichkeit die ganze Via montana, wie ich sie noch nie gesehen. Von Heidelberg bis zum Frankenstein lag die wundervolle Bergkette da mit ihren Städten und Dörfern, Burgen und Thürmen, Weinbergen und Feldern rosig beleuchtet, während im Nordwesten, dem Taunusgebirge entlang, dunkle Wetterwolken hinzogen. Wir hingen mit unsern Blicken an dem entzückenden Panorama, und waren nichts weniger als unmuthig ob der Schlangenwindungen, welche der Weg nach Birnheim beschreibt. Endlich — die Sonne wollte gerade den Gipfeln der Berge den letzten Abendgruß geben — finden wir auf dem Birnheimer Weichbilde ein hocherhabenes Crucifix auf einem altarähnlichen Postamente, zu welchem einige Stufen führen. „Hier laß uns ein wenig ruhen, Vater!" sagte der müde Knabe. „Wir können auch die ganze Gegend noch einmal in ihrer Schönheit sehen!" Ich wollte eben die kindliche Bitte gewähren, stand aber noch sinnend da, während mir, wie es so zu gehen pflegt, ein ganz anderer Gedanke durch die Seele fuhr, nämlich der: Wie der Gekreuzigte in seinem Leben ja auch ein Vorbild der wärmsten Verehrung der heiligen Gottesschöpfung gewesen, am liebsten auf den Gipfeln der Berge, in schattigen Hainen, an den zauberischen Ufern des Sees Genezareth weilte, und am liebsten aus der Natur, dem ewig überreichen Borne der Freude und der Lebensweisheit, das lebendige Wasser schöpfte und strömen ließ, welches in das ewige Leben quillt. Mir war es in diesem Augenblicke wie jenem Patriarchen, als er den schönen Traum von der Himmelsleiter geträumt hatte. Ist denn nicht auch die Natur eine Leiter, auf welcher wir zur Seligkeit des Himmels hinansteigen? Ist es uns nicht, als stiegen hier Engel Gottes auf und nieder und wehten uns mit den Palmen des Friedens an? Möchten wir nicht in dem großen heiligen Tempel, der das Firmament zur Wölbung und Berge Gottes zu Säulen hat, ausrufen: „Hier ist Nichts, denn Gottes Haus! Hier ist die Pforte des Himmels!" — Mit diesen Gedanken wollte ich mich zu den Stufen des Gekreuzigten niedersetzen, mit seinen Worten auf den Lippen: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken!" — Da rief der Sohn: „Vater, setze Dich nicht unter das Kreuz! Lies nur, was darunter geschrieben steht": „„Das Ruhen und Abstellen unter diesem Crucifixe ist bei 45 Kreuzer Strafe verboten."" — O, Heiland der Müden und Beladenen, was würdest du fühlen, wenn der Stein sich in Leben umwandelte! Wie würdest du deinen gerechten Unmuth fühlen lassen die allzu große Fürsorge der sogenannten „Heiligenpfleger." Unter deinem Kreuze wollte die Seele, rein und fromm gestimmt, dich und Den, der dich gesandt, und dessen Schöpfung umfassen — da wird mir bei 45 Kreuzer Strafe verboten, unter deinem Kreuze zu ruhen! Wenn du lebend die Müden und Mühseligen um dich sich lagern und ruhen hießest und dann sie sättigtest mit Himmelsbrod, warum sollte ich unter deinem Bilde nicht ruhen und Gedanken des ewigen Lebens denken dürfen? — „Setze Dich nur, Sohn", sprach ich; „man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen." Wir ruhten beide unter dem Crucifixe und sind nachträglich erbötig, auf Verlangen die Buße zu leisten, denn ohne die Lapidarschrift unter dem Kreuze wäre jene Ruhe mehr denn Gold werth gewesen.

Jenny Lind in Frankfurt am Main.

Die kleinen Leiden und Freuden des Alltagslebens, Geburts- und Sterbefälle, Stadtneuigkeiten, kleinen Eitelkeiten und Zänkereien des Tages bilden den Inhalt und den Stoff der gewöhnlichen Unterhaltung in den höheren und niederen Kreisen der Gesellschaft. Obwohl sich dieser Stoff nie erschöpft, so ist es doch gut

Digitized by Google

und erfreulich, daß er mitunter eine außergewöhnliche Nahrung und einen besondern Aufschwung erhält. Volksfeste, Geburtstage von allerhöchsten Personen, ungewöhnliche Unglücksfälle, Duellgeschichten, Befehdungen unter den Augen des Publikums, abnorme Witterungserscheinungen und erhebliche Evenements aus der Kunst- und Theaterwelt sind die stets willkommenen Beleber der Konversation, Nichts aber mehr, als die Ankunft eines Virtuosen von europäischem Rufe oder einer berühmten Sängerin. Da gibt es in allen Kreisen, bei Jung und Alt, auf dem Kaffeehaus und am Wirthstisch, im Salon und auf der Promenade Etwas zu plaudern und auszumachen; das ist ein Leben und ein Austausch von Hoffnungen und Befürchtungen; da weiß Jeder etwas Neues zu erzählen und Jeder hat seine Neuigkeit aus bester Quelle geschöpft. Wo wird die große Sängerin wohnen, ist sie jung und schön, um welche Stunde kommt sie an, und hat man ihr Zimmer mit Blumen bekränzt? Wie oft wird sie auftreten, was wird die Theater-Direktion an ihr verdienen und bei welchem Gesandten oder Bankier wird sie zu Mittag speisen? Diese und hundert ähnliche Fragen werden mit größter Wichtigkeit verhandelt und Einer weiß es immer besser, wie der Andere. Unterdessen geht die große Lärmtrommel durch die Stadt, prangt der Name der großen Künstlerin in ellenlangen Buchstaben an allen Straßenecken, wird das Haus des Logenmeisters belagert und sind alle Gemüther in Aufregung und höchster Erwartung. Die Stunde rückt heran und auf dem Theaterplatze wogt das Volk, steigen die jungen Schöngeister, Stadtporten, Notabilitäten der Kritik, Localcomponisten und dramatische Dichter, Claqueurs und Enthusiasten, Bühnenmitglieder, Billetverkäufer, Friseurs u. a. auf und nieder mit erhitztem Angesicht, mit den Händen heftig gestikulirend, im lebhaftesten Austausch der Gedanken, hier laut und lärmend, dort vertraulich und geheimnißvoll. Jetzt öffnen sich die Pforten des Tempels und hoch hinauf schlägt die Brandung der wie vom Sturmwind fortgerissenen Masse. Fortuna audaces juvat! und glücklich, wer ohne Schaden an Leib und Seele in den Hafen gelangt und dort sein schwererkämpftes Plätzchen in Besitz genommen hat! Beati sunt possidentes. Zwar ist es keine Kleinigkeit, nun noch anderthalb Stunden in einem Schwitzbade und von allen Seiten her bedrängt und beläßtigt auszuharren bis zum Beginn des Göttergenusses, aber was der Mensch gerne thut, das wird ihm leicht, und was gibt es Verdienstlicheres, als der Kunst und den Priesterinnen derselben seine Huldigung darzubringen, welche man in diesem Falle mit vollem Rechte eine warme oder auch heiße nennen kann.

Der langen Einleitung kurzer Inhalt ist nun der: Fräulein Jenny Lind ist in Frankfurt eingetroffen und bereits am 29. d. M. als Norma aufgetreten. Wie bekannt, ist sie in dem großen Dreiklang des neueren Berliner Kunstjubels die Dritte, und der Name Jenny Lind glänzt neben denen des Liszt und der Schwestern Milanollo. Da alle Welt Zeitungen liest, so kennt man jene Triumphe, Ständchen, Pferdeausspannungen, Blumenüberschwemmungen, Sonettenfluthen und nicht selten bis in's Kindische ausgearteten Huldigungen, deren Schauplatz Berlin, Hamburg und Hannover gewesen sind. So viel bleibt indessen gewiß, daß ein Ruf von solchem Umfange einen Grund haben muß und daß die Fama nicht so gewaltig in die Lärmposaune stoßen kann, wenn nichts Bedeutendes auszuposaunen wäre. Ein Zusammentreffen von glücklichen Umständen muß ein Renommée begünstigen und zu jener Lawine machen, die unaufhaltsam und stets anschwellend fortrollt, aber ohne wirkliches, wenn auch theilweise überschätztes Verdienst ist es doch nicht möglich, einen weitausstrahlenden Namen zu gewinnen. Was den wahren Künstler vor Allem bedingt, ist die Eigenthümlichkeit seiner Leistung und die Virtuosität, womit er seine Gebilde ausführt; sind beide vorhanden, so haben wir eine Kunstnotabilität anzuerkennen und einzelne Mangelhaftigkeiten können dies nicht beeinträchtigen, da eine vollkommene Vereinigung aller denkbaren Vorzüge nie vorhanden ist und alle Richtungen des Schönen sich in Einem Individuum nie conzentriren.

So weit uns nach der Norma der Fräulein Jenny Lind ein Urtheil zusteht, begrüßen wir in ihr eine hervorragende und treffliche Sängerin. Die Künstlerin steht gerade jetzt in der schönsten Blüthe der Jugend und ihre jungfräuliche Erscheinung, die Anmuth und Lieblichkeit in allen Bewegungen, die Weihe, die mit ihrem Auftreten verknüpft ist, machen einen unbedingt günstigen und gewinnenden Eindruck. Eben so überraschend wirken der zarte Wohllaut und der edle Schmelz ihrer jeder Modulation fähigen und besonders in den höheren Tonlagen überaus schönen und poetischen Stimme. Minder klangvoll sind die mittleren Töne, wenn auch immer noch schön zu nennen. Die Stimme gehört weniger zu den großartigen und durch Kraft und Fülle imponirenden, als vielmehr zu den lieblichen und anmuthigen. Ihr seelenvoller Vortrag machte sich besonders in der Arie: „Keusche Göttin" u. s. w. gleich im ersten Akte geltend, und diese kann man wohl nicht vollendeter hören; außerdem wären noch die beiden Duetts mit Adalgisa im zweiten und in der ersten Hälfte des dritten Aktes und das Duett und Finale des letzten Aktes als die hervortretendsten Momente auszuheben, welche über andere, durch die mangelnden Stimmmittel beeinträchtigten tieferen Piecen hinweghelfen mußten. Die dramatische Auffassung betreffend, so könnte man bei den mit Recht hochgestellten Anforderungen an eine Künstlerin von solchem Rufe Manches zu wünschen übrig haben. Die Rolle der Norma verlangt eine Energie und Kraft des leidenschaftlichen Ausdruckes, eine so exaltirte Aeußerung beleidigter Liebe und Frauenstolzes, kämpfender Eifersucht und aufblitzender Rachegluth, daß wir solche mit der mehr zum lyrischen sich hinneigenden Individualität der Sängerin nicht ganz in Einklang finden und daß der Charakter einer Adalgisa wohl eigentlich ihrer jungfräulichen Anmuth und unverkennbaren Liebenswürdigkeit noch mehr zusagen dürfte, als der einer Norma. In Hinsicht auf Gesangsvirtuosität sind die herrlich perlende Coloratur, der meisterhafte Triller, die vortreffliche Pronunciation, die Abrundung der Passagen, die schöne Tonbildung und die edle Behandlung des Vortrags nicht genug zu loben und ist eine Gesangsmeisterin hier nicht zu verkennen. In solcher Hinsicht steht ihr Gesangstalent dem einer Hasselt, Löwe, Kemble u. A., die wir hier als Norma schon gehört haben, nicht nach; ob aber ihre Norma in der Totalität der Ausführung denen der genannten Sängerinnen gleichkommt, dies möchten wir in einigen Zweifel ziehen. Der Beifall war, wie die Eintrittspreise, verdoppelt und Fräulein Jenny Lind wird auch in unserer Stadt Triumphe feiern, die wir weiter zu besprechen gedenken. Der sehr gelungenen und mit verdientem Beifalle aufgenommenen Mitwirkung der Herren Chrudimsky (Sever) und Conradi (Orovist) und des Fräul. v. Knoll (Adalgisa) dürfen wir nicht vergessen.

Unter den bei der Vorstellung der Norma Anwesenden bemerkte man viele ausgezeichnete Fremde. JJ. DD. der Fürst und die Fürstin Metternich wohnten ebenfalls der Aufführung bei. Diese hohen Herrschaften waren Mittags vom Schloß Johannisberg eingetroffen, hatten bei dem königl. preuß. Konsul Hrn. Moritz von Bethmann dinirt, und beehrten nach dem Theater eine Soirée bei dem kaiserl. königl. österreichischen Generalkonsul Hrn. Anselm v. Rothschild mit ihrer Gegenwart.

Mannichfaltigkeiten.

Vor einigen Tagen las ich, vor dem Kurhause in Kreuznach spazieren gehend, die dort an mehreren Stellen angeschlagenen, von

Digitized by Google

dem Ausschuß der Soolbäder-Gesellschaft erlassene Bekanntmachung zum Schutze der Anlage. Diese wird darin dem Schutze des Publikums empfohlen, eine jedenfalls zweckmäßigere Art, als die Festsetzung von Geld- oder Gefängnißstrafen für das Betreten des Rasens oder das Abpflücken einer Blume, wie dies in einigen andern Gärten der Fall ist. Unter andern heißt es in jener Bekanntmachung auch: Im Interesse der Damen wird ersucht, in den Promenaden und am Brunnen nicht zu rauchen. Obgleich ich mir von diesem Interesse kein recht klares Bild machen konnte, ließ ich doch, wenn auch mit einiger Wehmuth, das Feuer meiner Havanna verlöschen, setzte mich auf eine Bank und verlor mich in mancherlei Gedanken über das schnelle Auslöschen manches Feuers und wie werthlos viele Menschen und viele Dinge seyen ohne Feuer. In diesen tiefsinnigen Betrachtungen wurde ich durch die Annäherung zweier Damen und zweier Herren unterbrochen. Zu meiner großen Verwunderung rauchten die beiden Erstern Cigarren, während die Letztern das Gebot der Soolbäder-Gesellschaft gewissenhaft befolgten. Ich hatte schon Lust, die Damen um die Wiederherstellung meines erloschenen Feuers zu bitten, als ich sah, daß sie längst über die Blüthezeit weiblicher Schönheit hinaus waren. Ich frage nun aber, was versteht die Soolbäder-Gesellschaft in Kreuznach darunter: man ersucht im Interesse der Damen, im Garten und am Brunnen nicht zu rauchen?

Die „Weser Ztg." bemerkt: „Die Weser hat von Hannoversch-Münden bis Bremerhaven (das weiter unten Befindliche gehört schon fast der See und ganz der Seeschifffahrt an) eine Wasserlänge von $59^{1}/_{9}$ deutschen oder geographischen Meilen. Während die Weser diese Strecke durchläuft, wechselt sie 35 Mal die Landeshoheit, und zwar gehören auf 20 verschiedenen Strecken, welche zusammen $20^{13}/_{16}$ Meilen halten, die gegenüberliegenden Ufer und folgeweise auch die nach jedem Ufer belegene Hälfte des Stromes unter die Landeshoheit zweier verschiedenen Regierungen, während auf 15 verschiedenen Strecken, welche zusammen eine Länge von $38^{5}/_{16}$ Meilen haben, die beiderseitigen Ufer und folgeweise der ganze Strom der Landeshoheit derselben Regierung unterworfen ist.

Bülow-Cummerow sagt in seiner neuesten eben erschienenen Schrift „Die Europäischen Staaten nach ihrem politischen Verhältnisse" Folgendes: „Von den fünf Großmächten unterhält Preußen das bei weitem kleinste stehende Heer, und dennoch beträgt, ungeachtet der weisesten Oekonomie im ganzen Kriegswesen, das Budget für das Heer und die Festungen jährlich 23 Millionen. Mithin beläuft sich in den letzten 30 Friedensjahren der Aufwand für das Heer auf 690 Millionen, und eben so hoch wird der National-Oekonom die verlorne Thätigkeit der Soldaten anschlagen. Dehnt man das auf alle europäischen Staaten aus, so bekommt man Summen, die das gesammte Vermögen von Europa weit übersteigen.

Man liest in den „Grenzboten": „Der neue kommandirende General von Niederösterreich, Erzherzog Albrecht, erwirbt sich allgemeine Liebe durch die Strenge, womit er auf der Vollziehung der bestehenden Vorschriften hält, von welchen sich Manche aus der höheren Aristokratie zu dispensiren streben. Unlängst fuhr der ungarische Graf Bethlen, der ein Hofamt bekleidet, in Gesellschaft mehrerer Damen im schärfsten Trab über eine Brücke im Park von Schönbrunn, über die nicht anders als im langsamen Schritt gefahren werden soll. Die Wache an der Brücke rief dem gräflichen Rosselenker zu, langsam zu fahren, worauf aber dieser gar nicht achtete, sondern unbeirrt fortjagte, bis endlich die zweite Wache am andern Ende der Brücke vorsprang, das Gewehr anschlug, und die Pferde niederzuschießen drohte, wenn der Wagen nicht sogleich stille halte. Der Graf mußte absitzen und ward auf die Wachtstube gebracht, von wo er erst nach eingeholtem Befehl losgelassen wurde. Am andern Tage erschien ein Generalbefehl, der der ganzen Garnison vorgelesen wurde, und in dem das Betragen der beiden Soldaten verdientermaßen belobt und allen übrigen als Muster in ähnlichen Fällen aufgestellt wurde.

(Stuttgart, 23. August.) Gestern ereignete sich hier ein eigenthümlicher Vorfall. Bierbrauer Denninger hier hatte vor länger als zwei Jahren einem sonst als solid und still bekannten Manne, einem ehemaligen Feldwebel, der jetzt einen niedrigen Civildienst bekleidet, eine kleine Summe Geldes, ich glaube 50 fl, vorgeschossen und fand sich nun veranlaßt, seinen Schuldner auspfänden zu lassen. Hierdurch wurde dieser, der sich dadurch für immer beschimpft glaubte, so in Wuth versetzt, daß er mit einem Messer in der Faust durch die Straßen der Stadt rannte, seinen strengen Gläubiger aufzusuchen und ihn zu ermorden drohte, wo er ihn nur immer fände. Selbst auf das Rathhaus kam der Wüthende, indem er Denninger, der Stadtrath ist, dort zu finden wähnte. Die Polizei fahndete zwar bald nach ihm, konnte aber seiner bis zur späten Abendstunde nicht habhaft werden.

Korrespondenz.

Ufingen, 28. August.

Die landwirthschaftlichen Vorlesungen in der Lehranstalt auf dem Geisberg beginnen am 16. October. Wie fern tag unserem Amte in den Jahren vor dem herrlich gelungenen landwirthschaftlichen Feste am 13. und 14. Juni v. J. der betreffende Verein und die mit ihm verbundene wissenschaftliche Anstalt! Aber damals war es eine sehr große Seltenheit, wenn je und dann ein Zögling aus dem Amt Ufingen diese Vorlesungen besuchte und es sind deren im Ganzen kaum 3 — 4 gewesen. Jetzt aber, wo durch das ewig denkwürdige Fest jeder Bewohner des Amts den großen Nutzen des Vereins erkennt, wo die Ansicht, es müsse der Bürger und Bauer gegen alle und jede Neuerungen als solche taub und unzugänglich seyn, allmälich verschwindet, gibt sich auch in den Ansichten unserer Gegend hinsichtlich des Vereins ein vollkommener Umschwung kund. Wir sehen in dieser Sinnesänderung einen großen Fortschritt, ein Glück und eine Ehre für Stadt und Land. Was jetzt geschieht, hätte man vor drei Jahren für unmöglich gehalten, denn sechs Zöglinge aus den ehrbarsten Familien des Amtes werden im nächsten Winter zum Erstenmale die Vorlesungen auf dem Geisberg besuchen. Wer unsere Verhältnisse kennt, wird dies außerordentlich finden und sich um so mehr darüber freuen, je wichtiger die Einführung der rationellen Landwirthschaft für eine Gegend ist, die früher wenigstens in Hinsicht der hochwichtigen Wiesencultur in vollkommenen Schlendrian versunken war.

Mainwasser-Wärme.

Den 30. August, Abends: 17 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 31. August. Norma, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

☞ *** (Gastrolle) Norma: Fräul. **Jenny Lind,** königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eingangspreisen.

Montag, 1. Sept. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld.

Redakteur: L. L. Hetler. — Druck und Verlag von Hetler und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 242. Dienstag, den 2. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des G. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

Die Korvette war damals im Begriff, die Aequinoctiallinie zu passiren. Eine dunkle, frische Nacht folgte einer erstickenden Tageshitze; dichte Wolken verschleierten die Sterne, und es herrschte völlig Windstille. Die zum Stabe gehörenden Personen hatten sich auf dem Hinterdeck versammelt, um bequemer frische Luft zu schöpfen. Frau von Rizière, auf der Campanje sitzend, unterhielt sich mit einem Schiffsoffizier, der seit kurzem ihr Wohlwollen zu erlangen gewußt hatte. Antonina saß ihr zur Seite, nahm indeß keinen Antheil an dem Gespräche. Herr von Rizière verhandelte, inmitten einer Gruppe Unbeschäftigter, nach seiner Gewohnheit, über irgend einen die Verwaltung oder die Kolonialkultur betreffenden Gegenstand.

Julius erschien auf dem Verdeck. Seine Augen suchten durch die Dunkelheit das weiße Kleid des jungen Mädchens. Dann ging er auf Antonina zu, blieb jedoch plötzlich stehen, als ob ein unübersteigliches Hinderniß zwischen ihr und ihm aufgethürmt sey.

Fargeolles hatte den Dienst. Er hätte somit genöthigt seyn sollen, sich nur mit seiner Wache zu beschäftigen. Julius zählte auf diesen Umstand, um einen jener süßen Abende wiederzufinden, die ihn während der ersten Zeit der Reise so glücklich gemacht hatten. Aber die See war völlig ruhig, kein Lüftchen regte sich, kein Manoeuvre war auszuführen, und Frau von Rizière hatte dicht bei dem Posten des wachthabenden Offiziers Platz genommen.

„Die Kreolinnen" — sagte dieser mit honigsüßem Tone — „sind liebenswürdige Frauen. Ihre Nonchalence ist voll Reiz und Anmuth, ihr Geist lebhaft und witzsprühend. Sie können sich nicht denken, meine Gnädige, welches Vergnügen mir ihr zugleich heiteres und empfindsames Gespräch gewährt. Ich habe eine wahre Leidenschaft für die Kolonieen. Das Weib kann nur unter diesem duftigen Himmel jene Vollkommenheit erlangen, die es nie vor dem Mittag des Lebens erreicht."

Nach dieser wunderlichen Tirade glaubte Frau von Rizière, als Fargeolles Athem schöpfte, ihn mit leiser Stimme auffordern zu müssen, das Feuer seiner Beredsamkeit etwas zu dämpfen.

„Meine Tochter kann uns hören," sagte sie; „reden Sie etwas leiser."

„Sie ist ein Kind," versetzte der Offizier; „in ihrem Alter versteht man noch nicht die geheimnißvolle Sprache des Herzens zu begreifen.

Vom Offizierkorps, das ihn seit lange kannte, schlecht aufgenommen, suchte sich Fargeolles dadurch schadlos zu halten, daß er sein Brackuat abgedroschener Witzworte und schwülstiger Phrasen bei den Passagieren an den Mann zu bringen suchte; allein auch hier erregte er allgemeines Mißfallen. Nur Frau von Rizière fand ihn „reizend." Wenn sie ihn mit Julius verglich, so geschah es nur, indem sie in Bezug auf diesen so hoch mit den Achseln zuckte, als dies eine Kreolin von ächter Race irgend zu thun vermag. Was sollte man auch in einem Alter von sechsunddreißig wohlgezählten Jahren von einem Manne denken, der sich auf alberne Weise in ein junges, frisches, unbefangenes, eben erst aus dem Klosterpensionat entlassenes Mädchen verliebt hatte, das natürlich unfähig war, irgend eins der pikanten Abenteuer, die Fargeolles so hübsch erzählte, zu begreifen oder interessant zu finden: Julius war ein Mann ohne Geist und Geschmack. Wider Willen hegte indeß Frau von Rizière eine geheime Hochachtung für ihn, und vielleicht liebte die Mutter an ihm gerade diesen Mangel an Galanterie, welchen ihm die Frau von Welt zum Vorwurf machte.

Fargeolles hatte die Meinung der Kreolin in Bezug auf Julius leicht errathen, und ließ keinen Moment ungenützt vorüber, wo es galt, ihn lächerlich oder, wenn es geschehen konnte, verächtlich zu machen. Eine solche Gelegenheit fand sich namentlich an diesem Abend, wo er mit geschickter Wendung des Gespräches die Rede auf Renaud's frühere Verhältnisse und seine ehemaligen Beziehungen zu ihm zu bringen wußte.

Antonina hörte nicht auf ihn. An die Schanzverkleidung gelehnt, dachte sie, wie doch das Leben an Bord so ganz eins mit dem Leben im Kloster sey; dieselbe Gemeinschaftlichkeit, dieselben Eifersüchteleien, dieselben Leidenschaften, genährt durch dieselben Streitigkeiten und Quälereien. Zwanzig Mal schon hatte sie gehört, wie Fargeolles sich auf boshafte Weise über Renaud lustig machte, aber nie hatte sie ihn einer Erwiederung gewürdigt. Zufällig den Kopf emporhebend, gewahrte sie, wie der junge Fähndrich in geringer Entfernung von ihr, unbeweglich und stumm, einer Bildsäule gleich, dastand. Sie gab ihm ein Zeichen, das von ihm mehr errathen, als bemerkt wurde.

„Dem Himmel sey Dank," rief er aus, nachdem er Antoninen näher getreten, „daß es mir endlich vergönnt ist, mich einer Unterredung mit Ihnen erfreuen zu dürfen."

„Aber weshalb in so lebhafte Freude über einen Umstand gerathen, der Ihnen mindestens sehr gleichgültig zu seyn scheint?"

„O, mein Fräulein! Sie können mich noch anklagen . . ."

„Es sind nun fast vierzehn Tage, wo man sie kaum zu Gesicht bekommt, und also glauben muß, daß Sie uns fliehen."

„Sie fliehen!" rief der Fähndrich aus; „während es mein höchstes, mein einziges Glück ist, Sie sehen zu können!"

„Wenn dem so ist, so sagen Sie mir, weshalb Sie Ihren Arm nicht mehr zum Abendspaziergange anbieten, wie Sie es sonst zu thun pflegten?"

„Ein anderer Glücklicher kömmt mir zuvor; bei Tische sitzt er an der Seite Ihrer Frau Mutter, die seine Dienste annimmt, um sich auf das Verdeck zu begeben. Ohne Zweifel hält sie ihn dieser

Digitized by Google

Ehre für würdiger, und Sie können Ihre Mutter nicht wohl verlassen."

„Es ist wahr," versetzte Antonina; „aber folgt daraus, daß Sie uns vernachlässigen müssen?"

„Ach! . . . Ja, mein Fräulein."

„Und weshalb?"

„Erlauben Sie mir, über diesen Punkt schweigen zu dürfen; die Ehre gebietet es. Möge es hinreichen, Sie aufmerksam darauf zu machen, daß Herr Fargeolles und ich nie mit einander reden."

„Ist er denn Ihr Feind?"

Julius, durch eine so kategorische Frage in Verwirrung gesetzt, schwieg einen Augenblick. Sein Name, dicht neben ihm ausgesprochen, traf sein Ohr, und deutlich vernahm er folgende Worte:

„Uebrigens, gnädige Frau, besitzt Julius vortreffliche Eigenschaften, doch würden diese besser füe einen Philanthropen, als einen Marine-Offizier passen."

Die Nacht wae so dunkel, daß weder Frau von Rizière noch ihr Gesellschafter gesehen hatten, daß Julius an Antoninens Seite Platz genommen. Renaud, aufgeregt und bedrückt zugleich, dachte nicht mehe an die Frage der jungen Schönen, die ihrerseits nicht zu athmen wagte; ihr Herz schlug voll Angst und Beben, da sie eine Katastrophe herannahen fühlte.

„In Wahrheit," sagte die alte Kokette, „Sie setzen mich in Erstaunen, Herr Fargeolles; aber Sie übertreiben vielleicht."

„Es mangelt ihm in der That nicht an einem gewissen martialischen Wesen, das ihm eben so gut steht, wie sein Paladin Name. Renaud! Das klingt herrlich; nicht wahe? Sein Vorname würde vollständig seyn, wenn er noch Cäsae hiße! Julius Cäsar Renaud! Das wäre ein stattlicher Name füe einen Mann, welcher achtzehnhundert Meilen reis'te, um — ein Duell zu vermeiden.

„Wie? . . . Ein Offizier! . . . Unmöglich!"

„Ein Duell mit mir, Madame, am Bord der „Siegreichen", in Brasilien. Wir haben die Fahrt mit einander gemacht, und zwar schon mehrere Male. Ich hatte das besondere Vergnügen, überall mit ihm zusammen zu treffen, schon von der Marineschule an, wo wir uns kennen lernten, und wo er sich des Rufes als „Ohrenbläser erfreute."

„Wer würde das gedacht haben? . . . Abee wissen Sie, daß ich, ungeachtet seiner Lächerlichkeitrn, ihn immer noch hochachte."

„Ich würde mich, auf mein Wort, sehr betrübt fühlen, wenn ich ihm in Ihren Augen schaden sollte, und ich würde gewiß schweigen, wenn ich nicht die Vermuthung hegte, daß er es wagte, sich um Ihre Fräulein Tochter zu bewerben."

„Nichts entgeht den Blicken einer Mutter!" versetzte Frau von Rizière mit Selbstgefälligkeit. — „Aber die Geschichte von der „Siegreichen?" fügte sie dann mit neugierigem Tone hinzu.

„Ist bald erzählt . . . Der kleine Herr hatte meinen Unwillen durch einige unkluge Aeußerungen erregt; ich hielt es für angemessen, ihm darüber in Gegenwart des ganzen Stabes einen nachdrücklichen Verweis zu geben. Ee widersetzte sich. Ich konnte vor Erstaunen kaum zu mir selbst kommen. — Kurz, es wurde abgemacht, daß wir am nächsten Moegen an's Land gehen wollten (es war in Rio de Janeiro); die Zeugen waren gewählt, Zeit und Ort bestimmt; aber unser Kommandant, auf dienstfertige Weise von Allem in Kenntniß gesetzt (wie Sie wohl errathen), sandte den tapferen Kämpen an Bord eines Schiffes, das noch zur selben Stunde die Rückkehr nach Frankreich antrat. Ich erfuhr später, daß man diese Komödie im voraus abgekartet, und daß der große Held seine Uebersiedelung auf das andere Schiff, ich weiß nicht unter welchem Vorwand, selbst begehrt hatte . . . Begreifen Sie nun sein zurückhaltendes Wesen mir gegenüber?"

„Himmel, was ist Ihnen?" fragte Antonina Renaud.

„Ich ersticke," murmelte dieser.

„Seyn Sie ruhig; Barmherzigkeit! Ich glaube nicht ein Wort von allen diesen Lügen."

„Ich danke Ihnen, Fräulein; aber Sie würden ein Recht haben, Alles zu glauben, wenn ich diese letzte Beleidigung so ruhig hinnehmen würde.

Antonina senkte seufzend das Haupt und schwieg. In diesem Augenblick schlug es acht Uhr. Renaud, welcher jetzt die Wache zu übernehmen hatte, trat vor Fargeolles hin, mit gepreßter Stimme die gewöhnliche Formel hervorstoßend:

„Ich habe die Ehre, zu Ihren Diensten zu seyn, mein Herr."

„Vollkommene Windstille", versetzte der Andere. „Das Segelwerk dem Wetter gemäß, derselbe Kurs zu steuern und dieselben Befehle wie gestern; um halb acht Uhr fehlte Niemand beim Appell."

„Gut!" erwiederte Renaud. „Aber Das ist noch nicht Alles. Wollen Sie mir wohl vier Schritte weit folgen."

„In Dienstangelegenheiten?"

„Nein, mein Here."

„In diesem Falle werde ich es trotz des Reizes Ihrer Gesellschaft unterlassen."

„Und Sie werden mie folgen!" rief Julius aus, ihn beim Arme eegeifend; „ich habe durchaus mit Ihnen zu reden."

„Ich glaube gar, Sie fassen mich an", versetzte Fargeolles kalt; „hüten Sie sich!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer,

ehemal. kurmainz. Ingenieur-Oberstlieutenant, sodann im Dienste der französischen Republik.

(Herausgegeben von H. König. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. 1845.)

Einige Monate waren, wie herkömmlich, unter der Regierung des Kapitels verflossen, als man zur förmlichen Fürstenwahl schritt. Der muthmaßliche Nachfolger Emmerich Josephs hatte bis dahin einen kritischen Stand. Sein Interesse als Fürst war mit jenem des Kapitels im Widerspruche. Auch der erste Eifer einiger seiner Anhänger hatte in dieser Zwischenzeit viel von seiner Wärme verloren; sie waren zu ruhigerer Besonnenheit gelangt und dachten auf Mittel, sich, ohne ihre Ehre auf das Spiel zu setzen, von ihrer ersten Verbindlichkeit los zu machen. Allein das war zu schwer, und Friedrich Karl Joseph von Erthal wurde Kurfürst. Er hatte gleich Sixtus dem Fünften die Schlüssel gesucht, fand aber nicht füe gut, die Krücke seiner fromm gebückten Haltung alsbald hinweg zu werfen; er wollte sie nach und nach von sich thun, sich allmählig freier bewegen.

Sein erster Regierungsakt war die Entlassung des Großhofmeisters Baron Groschlag und des Staatskanzlers von Benzel. Er machte einige Reformen unter seiner Dienerschaft und beschränkte den Haushalt seines Hofes; besonders aber gab er sich der äußern Andacht hin. Er hielt bei affectirter schwächlicher Gesundheit feierliche Hochämter, erschien zu den öffentlichen Gebeten, begleitete das Hochwüedige bei Umgängen und unterhielt sich mit theologischen Disputationen. Der Pöbel nannte ihn nur das fromme Herrchen und zweifelte nicht an seiner einstigen Heiligsprechung. Die Hofleute, der Adel und die Dienerschaft, die Alles für vollen Ernst nahmen, eiferten seinem Beispiele nach. Vermuthete man, daß der Kurfürst einer öffentlichen Andacht beiwohnen werde, so wurden in aller Frühe schon die Plätze in der Nähe seines Betstuhles durch bezahlte Leute aufbewahrt; man bestrebte sich, von dem Fürsten bemerkt zu werden und selbst seine Aufmerksamkeit durch zierliche

Digitized by Google

Rosenkränze zu erregen, die jetzt ein Gegenstand des Luxus wurden. Ein General, ein bekannter alter Sünder, bat den Kurfürsten, ihm das Sakrament der Firmung zu ertheilen; seine Bitte wurde gewährt und die Handlung mit Feierlichkeit vollzogen, wobei des Kurfürsten Bruder die Stelle als Pathe vertrat.

Die Zeit war herbei gerückt, wo das neue Schuljahr seinen Anfang nehmen sollte. Die Professoren der Mittelschulen erhielten ihre Entlassung und der Unterricht wurde den ehrwürdigen Vätern des Augustinerordens übertragen. Die Normalschule war seit dem Tode Emmerich Josephs geschlossen, die Schulkandidaten hatten sich zerstreut und großentheils Unterkunft als Hauslehrer gefunden. Ich mußte mich gut aufgeführt, oder wenigstens keinen Verdacht ketzerischer Lehre gegeben haben, da man mir, ohne mein Mitwirken, das Lehramt der Mathematik bei der Universität übertrug, welches bisher von einem Exjesuiten versehen wurde, der für grundgelehrt galt, in dessen Kopfe aber Alles so verworren unter einander lag, daß er sich seinen Zuhörern nicht verständlich machen konnte und wahrscheinlich sich selbst nicht recht begriff. Er wurde in den Ruhestand versetzt.

Ich hatte damals mein einundzwanzigstes Jahr zurückgelegt und äußerte den Wunsch, mich erst noch auf einer hohen Schule zu meiner Bestimmung mehr auszubilden. Dies ward mir auch, jedoch unter der Bedingung bewilligt, daß mein Vater während meiner Abwesenheit die Lehrstelle versähe. Um meines Besten willen verstand sich mein Vater dazu, dieses Opfer zu bringen.

Ich wählte Paris als den bedeutendsten Ort zur Erweiterung meiner Kenntnisse und ging mit Ende Jänners 1775 dahin ab. Mein Vater gab mir viele gute Lehren und meine Mutter den Trost mit auf den Weg, daß sie fleißig für mich beten wolle.

Es war das erste Mal, daß ich mich auf lange und so weit von meiner Vaterstadt entfernte. Noch steht Alles lebhaft vor mir, was sich auf dieser Reise zutrug. Sie geschah bis Metz in ziemlich guter Gesellschaft, auf dem gewöhnlichen Postwagen, das heißt in einem äußerst schlechten Fuhrwerk und, so lange wir uns auf deutschem Boden befanden, auf eben so schlechten Wegen. St. Avold war der erste französische Ort, wo wir Halt und Mittag machten. Die geschwätzige Wirthin erklärte, daß sie uns Cotelets „aux fines herbes", und ein „Poulet" aufsischen werde, den sie am verflossenen Tage auf dem „Marché" gekauft habe. Ich fragte, ob man hier am Orte deutsch oder französisch spräche. Deutsch, erwiederte sie, aber etwas weiter nach dem Innern Frankreichs würde ein „abominable jargon" gesprochen. — In Metz hielt ich mich zwei Tage auf, um das Merkwürdigste zu sehen. Ich ging in die Komödie und fand das Theater sowohl oben als hinten und an den Seitenwänden, die nur zwei und zwar sehr schmale Ausgänge hatten, mit gesteppten Decken von grobem Segeltuch zur Abhaltung der eindringenden kalten Luft behangen. Diese Vorkehrung blieb während der kalten Jahrszeit. Die Franzosen nannten dies „im Sack spielen" und sahen es aus Gefälligkeit gegen ihre Schauspielerinnen nach.

Meine weitere Reise nach Paris setzte ich auf dem gewöhnlichen öffentlichen Wagen fort. Er war eben so unbequem wie der deutsche Postwagen und ging überdies äußerst langsam, da er vieles Gepäck führte und auf dem ganzen Wege dieselben Pferde behielt. Unter den Reisegefährten befand sich ein von Petersburg kommender Goldarbeiter und der Hoftapezirer des Herzogs von Zweibrücken; beide Pariser. Jener hatte sich im rauhen Norden die Schwindsucht zugezogen und kehrte in seine Vaterstadt zurück, um sich durch die mildere Luft zu heilen, oder vielmehr daselbst zu sterben; denn er war äußerst elend. Letzterer, ein schon bejahrter Mann, versicherte uns mit vieler Selbstgenügsamkeit, daß er seit den vierundzwanzig Jahren, während welcher er in Zweibrücken wohne, noch keine zehn Worte deutsch gelernt habe, auch nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt in die Dienste des Herzogs getreten sey, daß er alle sechs Jahre mehrere Monate in Paris zubringen dürfe, um die gute Lebensart nicht zu vergessen. Dieser Ort, sagte er mir, ist eine andere Welt, wo Sie ohne der Leitung eines erfahrenen Freundes nothwendig auf Irrwege gerathen müssen; und seine Gefälligkeit ging so weit, daß er sich erbot, selbst mein Mentor zu seyn. Indeß war uns der Mann auf der ganzen Reise von wesentlichem Nutzen. Ueberall, wo wir Mittag machten oder übernachteten, sorgte er nicht nur für ausgesuchte Kost und gute Schlafstätten, sondern er wußte dies auch um die billigsten Preise zu erhandeln. Fügten sich die Wirthe nicht nach seinem Gebote, so machte er Miene, sich mit der ganzen Gesellschaft in ein anderes Gasthaus zu begeben. Um sich diesem Schimpfe nicht auszusetzen, that man das Aeußerste.

In einer kleinen Stadt, deren Namen mir entfallen ist, verweilte sich die Reisegesellschaft mit zwei Verbrechern. Es war Mann und Frau, mit einer Kette an einander geschlossen, — beide, nach der Aussage des sie begleitenden Reiters von der Maréchaussée, zum Galgen qualifizirt. Man wies ihnen zwar ihren Platz vorn auf dem Wagen an; indeß konnte der Gedanke an diese Unglücklichen, der immer durch das Geklirre der Ketten erneuert wurde, nur betrübende Empfindungen und niederschlagende Betrachtungen über Frankreichs sittliche Zustände und öffentliche Anstalten erregen. Nach einer langweiligen und beschwerlichen Reise kamen wir endlich in Paris an, herzlich froh, unsern kranken, wirklich dem Tode nahen Gefährten in seiner Familie zu wissen, und der traurigen Gegenwart der beiden Missethäter enthoben zu seyn.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Unter dem Titel: Aegypten's Stelle in der Weltgeschichte, geschichtliche Untersuchung in fünf Büchern, ist so eben in Hamburg (bei Fr. Perthes) ein umfassendes Werk des königl. preuß. Gesandten in London, C. C. J. Bunsen, erschienen, das, als die Frucht einer beinahe zehnjährigen Arbeit und einer ausgebreiteten Bekanntschaft mit allen Hülfsmitteln der englischen und französischen Literatur über den Gegenstand, die Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums in einem hohen Grade auf sich ziehen wird. Das Werk ist Sr. Majestät dem Könige von Preußen zugeeignet und hat eine besondere poetische Widmung an Niebuhr. Die 53 zu dem Werke gehörigen Zinktafeln enthalten eine Zusammenstellung historischer und mythologischer bildlicher Erläuterungen.

Die letzte, am 20. Aug. Abends in London von Vauxhall aus unternommene Luftfahrt des Luftschiffers Green hätte demselben beinahe das Leben gekostet. Es wehte heftig, und seine Freunde redeten ihm zu, die Aufsteigung zu unterlassen; indeß versprach er nur, sich baldigst niederzulassen. Die Aufsteigung erfolgte kurz nach 10 Uhr; das Feuerwerk unter dem Ballon wurde glücklich abgebrannt und so weit schien Alles gut zu gehen. Da jedoch die während der Nacht noch erwartete Nachricht von Hrn. Green's Niederlassung ausblieb, so fing man an, das Aergste zu fürchten. Andern Tages aber erhielt man von ihm selbst die Kunde, daß er nach einer überraschend schnellen Fahrt von 35 Minuten sechs Miles jenseits Gravesend auf dem Erdboden wieder angekommen sey, seinen Ballon aber eingebüßt habe. Er war bei starkem westsüdlichen Winde aufgestiegen, der also den Ballon in beinahe östlicher Richtung über den zoologischen Garten in Surrey nach Greenwich, Charlton und Woolwich zu über die Themse hinüber und auf Purfleet hintrieb. Wäre der Wind minder heftig oder Beistand in der Nähe gewesen, so war hier mehrfach Gelegenheit, zu landen. Hr. Green unterließ das aber in der Voraussicht, daß ihn der Wind dann gewiß in die Themse treiben werde. In geringer Höhe ließ er sich daher bis über Gravesend wegtreiben und ver-

Digitized by Google

suchte dann, zu landen. Der Wind jagte aber den Ballon unaufhaltsam 3 — 4 Miles weiter, gleichsam auf dem Boden hin, bis in eine starke Vertiefung, wo er die Füllung entweichen lassen und aussteigen wollte; aber kaum hatte er das Ventil geöffnet und den Fuß aus der Gondel gesetzt, als er sich im Netze verwickelte, der Ballon von einem Windstoße weiter getrieben und Hr. Green am Boden hingeschleift wurde, bis die Gondel in einer zweiten Vertiefung hängen blieb und der gefährdete Luftschiffer sich mit seinem Taschenmesser aus dem Netze wörtlich herausschneiden konnte. Dabei hielt er den theilweise entleerten, vom Winde aber gewaltig gepackten Ballon noch eine Zeit lang fest, bis ihm die Kraft ausging und er ihn seinem Schicksal überlassen mußte. Einige Quetschungen und Beulen abgerechnet, ist Hr. Green glücklich davon gekommen.

Für alte Burschenschafter, namentlich Jenenser, aus dem Anfange der dreißiger Jahre wird folgende Notiz nicht ohne Interesse seyn: 1832 verließen plötzlich und insgeheim zwei „Germanen", Fleischer aus Peine im Hannover'schen und Gärtner aus Blankenburg am Harze, die Hochschule Jena. Sie waren von den Freiheitsideen jener Zeit ergriffen und gingen zuerst nach Belgien. Lange war jede Spur von ihnen verschwunden, bis man später erfuhr, sie seyen nach Portugal geschifft, um unter Dom Pedro gegen Dom Miguel zu kämpfen. Fleischer starb in Oporto an der Cholera, Gärtner trat unter die bekannten reitenden Jäger, die Cacadores, und zeichnete sich vielfach durch Muth und Tapferkeit aus. Er brachte es bald bis zum Hauptmann. Dann hörte man wieder nichts von ihm. Jetzt erhalten wir nun von einem Deutschen aus Madrid eine Mittheilung vom 17. August, laut welcher er jenen Gärtner dort als Adjutanten des Generals Narvaez wieder sah. Zwei alte Jenenser begegnen sich am Manzanares! Post tot discrimina rerum! Die jenaischen Burschenschafter aus jener Zeit sind über alle Welt zerstreut; der eine ist Officier in Castilien, der andere Postmeister in Missouri, ein dritter Prediger in Ohio, ein vierter Richter im Staate Illinois; andere leben in Paris ꝛc., alle munter und wohl auf. Aber auch in Algier bleichen die Knochen von manchem dieser einst so rüstigen und lebensfrischen Jünglinge!

Man erzählt einen hübschen Fall von bestrafter Erbschleicherei. Ein Friseur in L. hatte einen sehr reichen Onkel und that Alles, was in seinen Kräften stand, um die Liebe des alten Mannes und dessen Vermögen zu erhalten. Er schrieb dem Alten sogar zu diesem Zwecke ein Testament, damit es der Herr Oheim nur abzuschreiben brauche. Endlich starb der Onkel und die Familie versammelte sich, um das Testament zu hören... Es war richtig, der Friseur erhielt das ganze Vermögen. Seine Freude sollte aber nicht lange dauern, denn das Testament — war nicht unterschrieben. Der alte Onkel hatte das, welches ihm der Neffe gebracht, richtig abgeschrieben, aber die Unterschrift weggelassen, so daß der Erbschleicher bescheiden mit den andern Verwandten theilen muß.

Korrespondenz.

Großzimmern, am Ludwigstage.

Heute feierte der hiesige Sängerverein, gegründet und dirigirt von Hrn. Lehrer Seibert, das hohe Namensfest unseres allverehrtesten Landesvaters. Nachdem schon mehrere Tage vorher die nothwendigen Veranstaltungen getroffen waren, versammelten sich die Sänger am Festtage Vormittags gegen 9 Uhr in dem katholischen Schulhause und bewegten sich dann um 10 Uhr unter dem Geläute der Glocken in die Kirche, wo Hr. Pfarrer Reeb die Festfeier durch ein feierliches, musikalisches Hochamt und Predigt eröffnete. Nach beendigtem Gottesdienste begaben sich die Sänger in geordnetem Zuge nach dem Festlocal, einem zu dem Zwecke der Festfeier eigens erbauten, mit Kränzen und Laubwerk decorirten Zelte, über dessen Eingang ein Transparent angebracht war. Man las die Inschrift: „Zur Namensfeier Seiner königlichen Hoheit Ludwig II., Großherzog von Hessen und bei Rhein, am 25. August 1845." Im Festlokal angekommen, erscholl die von den Sängern vorgetragene und mit Instrumentalmusik begleitete Nationalhymne: „Heil unserm Fürsten Heil!" welche die Gemüther wahrhaft erhob. Hierauf hielt der Direktor des Vereins eine kurze Rede, in welcher er den Zweck und die Wichtigkeit des hohen Namensfestes darthat und zur Vaterlandsliebe und innigen und festen Anhänglichkeit an unser hohes Fürstenhaus aufforderte und ermahnte. Wahrhaft ergreifend ertönte darauf das von den Sängern meisterhaft ausgeführte Festlied. Es trat hierauf eine Pause ein, bis Hr. Lehrer Seibert unserem Großherzoge das erste Glas zur Huldigung darbrachte. Es galt dem Beschirmer alles Wahren, Schönen und Guten, dem Freunde der Künste und Wissenschaften, dem Beförderer der Vereine und Schulen jeder Art. Der Psalm: „Hoch thut euch auf", von dem Männerchore brav ausgeführt, erfolgte, worauf unserm lieben Fürstenpaare, Sr. königlichen Hoheit dem Erbgroßherzoge und seiner humanen und mildthätigen Gemahlin ein Hoch gebracht und das schöne Lied: „Eintracht und Liebe" gesungen wurde. Toaste auf die übrigen Glieder der hohen Fürstenfamilie wechselten mit Gesängen und Musik ab — Ein frugales Mahl endigte, nachdem es schon lange Nacht geworden, ein Fest, das allen Anwesenden noch lange in theurem Andenken bleiben wird. Jeder mußte sich sagen: Es war ein ächt patriotisches Hessenfest."

Frankfurt a. M.

Unter den Sehenswürdigkeiten unserer Herbstmesse dürfte ein Panorama von Gegenden der Schweizer Hochlande geeignet seyn, Interesse zu erwecken. Dasselbe ist von dem talentvollen Landschaftsmaler Hrn. H. Ulter von Zürich nach der Natur angefertigt und mit besonderem Fleiße ausgeführt. Obwohl ähnliche Panoramen schon öfters hier gesehen wurden, so verdient doch das gegenwärtige nicht nur wegen seiner künstlerischen Ausführung und besonders gelungenen Perspective, sondern auch wegen der einzelnen anziehenden Staffagen besondere Beachtung. Den Beifall, den Hr. Ulter in vielen Städten gefunden und die günstigen Zeugnisse, die ihm von Kunstkennern ausgestellt worden sind, lassen ihn auch in Frankfurt eine freundliche Aufnahme hoffen.

Hr. D. Weilmann, Pyrotechniker aus München, ist hier eingetroffen und wird morgen, Mittwoch den 3. Sept. im Gartenlokale des Hrn. Fritz, der Bockenheimer Warte gegenüber, eine erste Vorstellung geben. Da Hrn. Weilmann's Geschicklichkeit in der Feuerwerkerei in München und Augsburg, so wie in vielen andern Städten schon öfters öffentliche Belobung gefunden hat und er auch namentlich in dem Genre der sogenannten theatralischen Pyrotechnik und des bunten Farbenspieles sehenswerthe Produktionen ausführt, so kann der Besuch der angedeuteten Vorstellung um so mehr empfohlen werden, als wir Aehnliches seit längerer Zeit hier nicht gesehen haben. Das Nähere wird durch die Anschlagzettel bekannt gemacht werden.

Seit der nun wieder eingetretenen schöneren Witterung erfreut sich auch unsere Mainlust eines zahlreichen Besuches besonders von den gegenwärtig sich hier befindenden Fremden, was den Reiz dieser schönen Anlage nur erhöhen kann. Hr. Ried hat in letzter Zeit die Einrichtung getroffen, daß außer Mittwochs auch Freitags das Musikcorps des hiesigen Linienmilitärs große musikalische Aufführungen in der Mainlust veranstaltet. Was die Leistungen unserer Militärmusik unter Leitung des Hrn. Hübner betrifft, so verdienen dieselben alle Anerkennung, indem es sich Hr. Hübner namentlich in letzterer Zeit besonders angelegen seyn läßt, die neuesten Musikstücke unverzüglich zur Aufführung zu bringen. Wie man vernimmt, wird morgen, Mittwoch den 3. September ein außergewöhnliches Konzert, in welchem die Ouvertüren aus den Opern „die Haimonskinder", „Stradella" u. s. w. vorgetragen werden sollen, in der Mainlust stattfinden.

Mainwasser-Wärme.

Den 31. August, Abends: 17 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 1. Sept. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld.

Dienstag, 2. Sept. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abth., von Friedrich, Musik von Flotow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 243. Mittwoch, den 3. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des G. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

II.

Die Bö.

Julius hatte seinen Gegner weit genug fortgezogen, so daß keiner der Passagiere zu hören vermochte, was sie mit einander sprachen. Eben so wenig konnte irgend Jemand, Dank der herrschenden Dunkelheit, weder die Gemüthserregung des Ersteren, noch das sardonische Lächeln des Andern bemerken; wie denn ihre lange Unterredung Niemand Wunder nahm, da die Stunde des Wachewechsels war. Nur Antonina zitterte.

„Sie sind ein niederträchtiger Verläumder, Herr!"

„Ich verstehe, Freundchen; Sie wünschen ein Duell? Es wird sehr gefahrlos seyn, wenn Sie sich auf Bourbon wie in Rio benehmen."

„Wiederholen Sie nicht Ihre lügnerischen Beschuldigungen, Elender. Wir werden uns bei'm ersten Aufenthalt schlagen. Ich stelle Ihnen die Wahl der Waffen frei."

Fargeolles hatte anfangs sehr eilig sich entfernen zu wollen geschienen, und sogar schon eine Bewegung gemacht, sich der Frau von Rizière wieder zu nähern; zufällig ließ er seinen Blick am Horizont umherschweifen, worauf er sein Vorhaben aufgab und da blieb.

„Nach weiterer Ueberlegung werde ich diese pikante Unterhaltung noch verlängern," sagte er.

„Nunmehr nicht weiter nöthig, wie mir scheint."

„Ich werde die Frage unter einem ganz andern Gesichtspunkt auffassen. Zunächst habe ich eine kleine Aufklärung zu fordern, die Sie mir sicher nicht verweigern werden. Sie sind zu wohlerzogen da."

„Ich habe die Wache, also morgen ein Weiteres, wenn's beliebt."

„Sie konnten doch so eben noch Ihre Herausforderung und Ihre höflichen Ehrentitel eines Niederträchtigen und Elenden an den Mann bringen; somit gaben Sie mir das Recht, den diensthuenden Offizier von seinen ernsten Beschäftigungen abzuziehen."

„Nun denn, was wollen Sie?"

„Wissen, was Sie meine Verläumdungen nennen; von welchen Verläumdungen Sie sprechen? Wissen, gegen wen ich diese Verläumdungen geäußert haben, zu welcher Zeit, an welchem Orte und auf wessen Unkosten dies geschehen seyn soll?"

„Auf meine Unkosten, hier, so eben, gegen Frau von Rizière", fiel Julius heftig ein.

„Sie haben uns also behorcht? Das ist es, was ich aus Ihrem eigenen Munde zu vernehmen wünschte."

„Behorcht, nein; gehört habe ich Sie!" versetzte Julius ganz außer sich.

Fargeolles wich zehn Minuten lang nicht vom Platze, während welcher Zeit er seinen Gegner mit ironischen Blicken von oben bis unten betrachtete, der, durch den vorherigen Auftritt auf's höchste erregt, nichts um sich her bemerkte, und sein Sprachrohr maschinenmäßig zwischen den Händen preßte.

Plötzlich näherte sich Fargeolles seinem Amtsgenossen und rief ihm mit unterdrückter Stimme und dem Ausdrucke eines nicht zu schildernden Triumphes die Worte zu:

„Sie werden bemerken, mein Herr, daß diese Bö noch unterhalb des Gesichtskreises war, als ich Ihnen die Wache übergab."

Julius hörte ihn sich entfernen und ein lautes Lachen unterdrücken; er hob die Augen gegen den Himmel:

„Streicht die Bramsegel auf! Habt Acht auf die Hißtaue der Marsstangen!" befahl er mit einer Stentorstimme.

Es war zu spät.

Die Wolken wirbelten mit Blitzesschnelle einher und brachen plötzlich in wüthendes Heulen und Pfeifen aus; das Mastwerk bog sich unter dem Gewichte seiner vom Sturmwind von vorn erfaßten Segel, welche auf diese Weise gegen die Masten gepreßt wurden; die Matrosen, so plötzlich aus ihrem Plaudern, ihrem Gesang oder ihrem Schlafe aufgeschreckt, konnten den gegebenen Befehl nicht ausführen, da durchaus kein Befehl zur Achtsamkeit und Benachrichtigung dem Befehl zur Ausführung vorhergegangen war; ein dreifaches Krach ließ sich hören; die drei Oberbramstangen wurden zu gleicher Zeit zerschmettert; die Korvette neigte sich stark auf die Seite.

„Streicht die Obersegel!" rief Julius noch lauter als vorhin.

Aber die vom Winde erfaßten Segel konnten nicht längs der Masten herabgezogen werden, obgleich die Matrosen aus Leibeskräften an allen Tauen arbeiteten, welche diese Bewegung begünstigen konnten. Ein schrecklicher Tumult erhob sich an Bord; Alles rollte, krachte und fiel nach der Seite unter dem Winde zu.

Wenn man von einer heftigen Bö nach vorhergehender völliger Windstille überrascht wird, scheint die Senkung des Schiffes weit größer als sonst. Eben so kann ein solcher Stoßwind, der bei einem Unwetter, wenn man zum Manoeuvriren gehörig vorbereitet ist, für Nichts zählen würde, unter andern Umständen große Havarie veranlassen.

Dank der Wirkung der Ruderpinne und einiger passend getroffenen Anordnungen, es gelang dem ganz zurückweichenden Schiffe (die Wirkung der Segel mußte dasselbe nothwendig rückwärts treiben), sich um sich selbst zu drehen, vom Winde abzufallen, wie es in der Schiffssprache heißt; die Marssegel entleerten sich vom Winde und fielen mit großem Geräusche nieder; die Korvette richtete sich wieder gerade auf.

„Der wachthabende Offizier!" erscholl gebieterisch eine wohlbekannte Stimme.

Digitized by Google

„Hier, Kommandant!“

„Lassen Sie die Havarien wieder ausbessern, das Segelwerk aufs neue in Stand setzen und das Schiff den rechten Kurs steuern. Dann lassen Sie sich vom ältesten Kadetten ablösen und kommen zu mir in mein Zimmer.“

Nach diesen wenigen Worten verließ Herr von Kergal das Verdeck.

Das Hinterkastell lag verlassen, die Passagiere hatten die Flucht genommen, da ein heftiger Schlagregen der stürmischen Brise folgte. Der Wache-Offizier bemerkte nicht, daß ein einzelner Mann, welcher den Arbeiten der dienstthuenden Leute fremd blieb, sich näherte. Es war Fargeolles. Eingehüllt in seinen Wachstuchmantel, sah er hohnlächelnd die gesteigerte Verlegenheit seines Kameraden, und mit grinsender Freude sich die Hände reibend, hustete er von Zeit zu Zeit, gleichsam um zu sagen:

„Ich bin hier — Fargeolles — ich habe eine wahre Freude an meinem Werke.“

Julius fühlte einen kalten Fieberschauer seinen Körper durchrieseln; aber was konnte er sagen? was konnte er thun? — Fargeolles hatte vollkommen Recht, auf dem Hinterkastell zu verweilen, zu husten und leise zu hohnlächeln. Der Fähndrich litt furchtbar; aber er ließ seine Kräfte nicht vom Schmerze übermannen, der vielmehr dazu diente, sie zu erstarken und zu vervielfachen; wie denn die Leute seiner Wache, durch sein Beispiel angefeuert, Wunder der Thätigkeit verrichteten.

Um zehn Uhr Abends waren alle Schäden ausgebessert, die Vorraths-Oberbramstangen ersetzten die während der Bö zertrümmerten, und die „Spröde“ schoß unter allen Segeln dahin, getrieben von einer vollen und bequemen Brise, die ihr Wirken mit einem so schändlichen Ueberfall begonnen hatte. So war denn Alles vereinigt, um mit Lust und Bequemlichkeit dem Kap der guten Hoffnung und der Insel Bourbon zusteuern zu können.

Julius ließ dem Kommandanten seinen Besuch anmelden, übergab dem jungen Desbagues, Chef der an Bord befindlichen Marinezöglinge, die Wache, und betrat dann das Gemach seines Obern.

Herr von Kergal saß vor einem Tische, auf welchem eine Seekarte ausgebreitet lag. Den Kompaß in der Hand, sann er, bei'm Schimmer einer Hängelampe, über den einzuhaltenden Kurs nach; von Zeit zu Zeit richtete er den Blick auf eine gerade über seinem Kopfe befindliche Bussole, die ihm selbst die geringsten Bewegungen der Korvette verrieth. Gegen seine Gewohnheit, lud er den Fähndrich nicht wie sonst zum Sitzen ein, sondern erhob sich.

„Erklären Sie mir doch, Fähndrich Renaud, auf welche Weise sich der Unfall ereignete, der um acht Uhr fünfzehn Minuten statthatte?“

„Eine heftige Bö hat mich überrascht, Kommandant.“

„War diese sichtbar, als Herr Fargeolles Ihnen den Dienst übergab?“

„Nein, Kommandant.“

„Sie versahen also Ihre Wache nicht gehörig?“

Der Fähndrich antwortete nicht.

„Schon genug, mein Herr, begeben Sie sich sofort in Ihr Gemach.“

Am andern Morgen kündigte der Schiffslieutenant, auf Befehl des Kommandanten, Renaud einen vierzehntägigen Arrest an. Der Kadet Desbagues erhielt den Auftrag, während dieser Zeit Renaud's Dienst zu versehen.

— — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Im Walde.

Im Schooße der Erden
Da schwellen die Kräfte,
Da dringen zum Werden
Die schwellenden Säfte.

Wie rosige Träume
In heiligen Sagen,
So sprossen die Bäume,
Wie Felsen zu ragen.

Kein' Sorgen sie nagen;
Vom Aether umflossen,
Ohn' Schmerzen und Zagen,
In Wonne ergossen.

Sie locken die Sterne
Mit zärtlichem Zeigen,
Aus bläulicher Ferne
Herab sich zu neigen.

Die Kronen in Lüften
Sich neigen und steigen,
Sie schweben in Düften
Mit grünenden Zweigen.

Wie freudige Lieder
Bald liebend sie klagen,
Bald rauschen sie nieder,
Vom Donner getragen.

Es bergen die Aeste
Mit sinnigem Rauschen
Geflügelte Gäste,
Die Weisen zu tauschen.

So rauschet ihr Leben
In Lieben und Kosen,
Von himmlischem Weben
Harmonisch umflossen.

Wie lieblich, wie selig,
Den Sternen zu winken
Und lieblich und fröhlich
Den Aether zu trinken.

Mit schaffendem Flügel
O brechet den Schranken
Die hemmenden Riegel
Der freien Gedanken.

Laßt heben und tragen
Das entfesselte Leben
Auf sonnigem Wagen
Zu muthigem Streben.

Digitized by Google

Aus den Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer,

ehemal. kurmainz. Ingenieur-Oberstlieutenant, sodann im Dienste der französischen Republik.

(Schluß.)

Man wird es mir zu gut halten, wenn ich mich hier nicht über einen Ort und dessen Bewohner verbreite, worüber bereits so Vieles gesagt, wiederholt und abermals wiederholt worden ist, daß Mancher, welcher ihn nie gesehen, oft mehr davon weiß, als jene, die Jahre daselbst gelebt haben. Da ferner meine Absicht nicht ist, eine Lebensgeschichte, noch weniger den Roman meines Lebens und am allerwenigsten Bekenntnisse à la Jean Jacques zu schreiben: so beschränke ich mich hier auf Weniges.

Während meines dasigen Aufenthaltes studirte ich Mathematik bei la Caille und dem Abbé Mari, Experimentalphysik bei Brissot und Sigaud de la Fond, Chemie bei Maquer und Rouel; Naturgeschichte bei Valmont Bomar; und hörte bei Jesuiten ein Colleg über Botanik. Im Ganzen hatte ich alle Ursache mit meinen Lehrern, die alle vortheilhaft bekannt sind, zufrieden zu seyn; doch waren nur wenige von dem Vorwurfe auszunehmen, daß sie den öffentlichen Unterricht, wofür sie gute Gehalte bezogen, nachlässig betrieben, in ihren Privatcollegien etwas schnell vorrückten, Vieles blos oberflächlich behandelten und Alles mehr zum Gegenstande angenehmer Unterhaltung, als des gründlichen Forschens und Nachdenkens machten. Dies war besonders in den Lehrstunden der Experimentalphysik, der Naturgeschichte, der Botanik und der Chemie der Fall, die nach damaliger Mode häufig von Frauenzimmern besucht wurden. Wohlredenheit scheint den Franzosen angeboren zu seyn, allein das Abgemeßne und Glänzende ihres Vortrages schadete oft der Gründlichkeit und ging auch nicht recht aus dem Innern zum Innern. Man konnte von den Meisten sagen: der Mann spricht wie ein Buch. Es ist wahr, Pedanten sind die französischen Gelehrten nicht, aber dafür fehlt es auch nicht an solchen, die außer ihrem Fache wahre Fremdlinge sind und sich nur in ihrer Studierstube zurecht zu finden wissen. Ich führe ein Beispiel an. Sigaud de la Fond, aus der Auvergne gebürtig, kam als Knabe nach Paris. Mehrere Jahre ging er mit dem Plane um, eine Reise in seine Heimath zu machen, ohne sich über die Art und den einzuschlagenden Weg bestimmen zu können. Er besprach sich oft hierüber mit seinen Zuhörern und in meiner Gegenwart fragte er einst einen aus Madrid eben angekommenen Spanier desfalls um Rath. Sie müssen ja auf dieser Route hierher gekommen seyn, setzte er hinzu. — Ueberhaupt waren die Franzosen schlechte Geographen. Der Chemiker Rouel, der sehr wohl wußte, daß ich aus Mainz war, stellte mir einst eine Holländerin als Landsmännin vor; ich sprach sie auf deutsch an und sie verstand mich nicht. — Ich fand Zutritt bei d'Alembert und einigen andern berühmten Männern, sah Rousseau einige Mal im Kaffeehause Schach spielen und überzeugte mich, daß dieses zur Zeit des Pythagoras, wo die Gelehrten ihre Weisheit noch nicht im Drucke herausgaben, von mehr Nutzen gewesen seyn möchte, als jetzt. Ich wohnte einer öffentlichen Versammlung der Akademie der Wissenschaften bei, hörte zierliche Phrasen, ging aber nicht viel klüger hinweg, als ich gekommen war. Mit mehr Nutzen besuchte ich die Schauspiele, sah die merkwürdigsten Gebäude und Kunstsammlungen der Stadt, die Paläste und Lustwälder der umliegenden Gegend.

Während meines Aufenthaltes in Paris fiel das große Jubiläum ein; die Pariser waren damals noch so fromm, daß man in allen Straßen auf Processionen stieß und oft genöthigt war, um aus dem Gedränge zu kommen, sich an dieselben anzuschließen.

St. Germain war Kriegsminister. Er fand das Kriegsheer aus Offizieren, Unteroffizieren, Spielleuten, Tanz- und Fechtmeistern und Haarkräuslern zusammengesetzt; nichts fehlte als Soldaten, Disciplin, tüchtige Uebung und gleichförmige Organisation der Regimenter. Er wollte abhelfen und wurde entlassen, wie kurz vorher der Finanzminister, weil er zu viel Gutes auf einmal stiften wollte. Daß St. Germain den Soldaten viereckige Hüte gab und hierdurch ihre Eitelkeit beleidigte, war unklug; aber unrecht und unbesonnen handelte er, als er, dem französischen Ehrgefühl zuwider, die Stockprügel einführte.

Nach einem achtzehnmonatlichen Aufenthalte verließ ich Paris. Ich bereiste die Picardie, fand daselbst blühende Fabriken, bei fruchtbarem Boden eine schlechte Kultur und arme, in Lehmhütten wohnende Landleute. Merkwürdig ist der zur Vereinigung der Seine und Schelde bestimmte Kanal, der auf vier Stunden Weges unter dem Gebirge hinzieht; er war damals erst zum Theil beendet. In Flandern besuchte ich die bedeutendsten der daselbst befindlichen zahlreichen Festungen. Sie galten als Meisterwerke der Kunst. Montalembert's Schriften waren damals noch nicht bekannt.

In dem österreichischen Flandern und Brabant fand meine Bewunderung reichlichen Stoff an den zahlreichen Meisterwerken der Malerei und an den merkwürdigen Denkmälern der Baukunst, — jenen ewigen Zeugen von dem blühenden Zustande dieser Provinzen aus der Zeit, da Gent größer als Paris, Antwerpen reicher als Amsterdam und London war.

Hollands Gränzfestungen fand ich auf das sorgfältigste unterhalten. Wie hätte ich ahnen können, daß sie nichtsdestoweniger in dem französischen Revolutionskriege ohne Widerstand fallen würden? Festungen sind ein schlechter Besitz für Völker, welchen der Muth oder der Wille fehlt, sie standhaft zu vertheidigen. Hollands Handel war damals noch blühend. Bevor ich Mainz verließ, hatte ich mich bereits mehrere Jahre mit dem Wasserbaue beschäftigt und einige nicht ganz unbedeutende Arbeiten ausgeführt; ich fand hier Gelegenheit, Manches in der Wirklichkeit zu sehen, was mir vorher blos aus Büchern bekannt war. Auch in der bürgerlichen Baukunst besitzt Holland manches Merkwürdige; nur vermißt man bei den meisten Gebäuden den reinen architektonischen Styl. Selbst das Rathhaus von Amsterdam, das merkwürdigste Gebäude des Landes, ist nicht von diesem Fehler frei. Nachdem ich die Provinz Holland und Nordholland bereist hatte, schiffte ich mich nach England ein.

In Paris hatte ich von dem berühmten Franklin ein Empfehlungsschreiben an Herrn Delüc erhalten, der damals Vorleser bei der Königin von England war. Ich wurde freundschaftlich aufgenommen und durch ihn mit den Naturforschern Banks, Priestley, Solander und den beiden Forstern bekannt. Den Winter brachte ich in London zu und bereiste im Frühlinge einen Theil des Landes. Ich besuchte die merkwürdigsten Landhäuser, die Universitäten Cambridge und Oxford, Birmingham und einige andere Fabrikstädte, den Seehafen Portsmouth, wo damals Rodneys Flotte auf der Rhede lag; ging nach dem berühmten Kurort Bath, und über die Normandie nochmals nach Paris, von wo ich nach einer Abwesenheit von dritthalb Jahren in meine Vaterstadt zurückkehrte.

Des Kurfürsten Hofhalt und Regierungsmaximen hatten in der Zwischenzeit wesentliche Veränderungen erfahren. Es sey mir erlaubt, eine flüchtige Zeichnung jener Personen zu entwerfen, die damals das besondere Vertrauen des Fürsten besaßen.

Der Obersthofmeister Baron von Erthal, des Kurfürsten Bruder, war ein Mann, der den weit größern Theil seines Lebens auf seiner Bibliothek oder in Gesellschaft seines Papageies verlebte, die schöne Literatur aus den Büchern, die Wissenschaften aus Monatsschriften kannte, eine vortreffliche Sammlung von Kupferstichen besaß, die schönen Künste liebte und den Armen Gutes erwies. Er war weder der Freund von öffentlichen Geschäften, noch darin erfahren; er galt für rechtlich und harmlos, hatte viel Ahnenstolz und pflegte die Bücklinge der Bürgerlichen durch eine eigenthümliche Bewegung mit den Augenwimpern zu erwiedern.

Graf Sickingen, Staatsminister, war einer der Söhne des be-

Digitized by Google

kannten Alchymisten Sicilien, die ihren Vater einsperren ließen, um sein Vermögen selbst zu verschmelzen. Der Kurfürst hatte ihn in Wien kennen gelernt. Er war eben so unerfahren in Staatsgeschäften, die er seinen Untergeordneten überließ, als geschickt in Allem, was zum geschmackvollen Luxus gehörte. Niemand wußte so gut als er ein Hoffest, ein Gastmahl, eine Schlittenfahrt anzuordnen, einen Pallast auszuschmücken, oder eine schöne Hoflivree zu wählen. Nie sah Mainz schönere Wagen und Pferde, nie eine reichere und geschmackvollere Garderobe, als seine war. Der Kurfürst erkannte endlich die Unbrauchbarkeit seines Ministers und entließ ihn nach einigen Jahren.

Staatsrath von Deel befand sich schon in dem Ministerium des verstorbenen Kurfürsten. Man behielt ihn wegen seiner Brauchbarkeit bei. Ihm waren die deutschen Reichsgeschäfte übertragen; außer seinem Fache hatte er keinen Einfluß.

Staatsrath von Straus, ein unermüdeter Geschäftsmann, aber engherzig und ohne vorstechendes Talent, hatte das Departement des Innern und nutzte seinen Einfluß zur Begünstigung seiner Verwandten und Freunde. Er verlor das Vertrauen des Kurfürsten, dessen Liebling er anfangs war, und kam in der letzten Hälfte der Regierung Erthals als Gesandter nach Regensburg.

Geistlicher Rath Heimes, der Sohn eines nicht sehr begüterten Landmannes. Bestimmt, ein schlichter Pfarrer zu werden, bekam er keine dem künftigen Staatsmanne angemessene Vorbildung. Aber er hatte Kopf, festen Charakter und wußte zu imponiren. Er besaß in vollem Maße das Vertrauen des Kurfürsten, der ihm ansehnliche Pfründen zuwies und ihn zum Weihbischof erhob. Heimes bereicherte sich und seine Verwandten. Er war kein Frömmler und durchaus kein Eiferer für Rechtgläubigkeit, wohl aber für die geistlichen Vorrechte.

Geistlicher Rath Hire hatte, aus dem Seminarium zu Straßburg entlassen, dem Kurfürsten die Theses einer von ihm gehaltenen theologischen Disputation dedicirt und sich in dessen Gunst gesetzt. Ich werde noch auf ihn zurückkommen.

Mannichfaltigkeiten.

(Luzern, 26. Aug.) Heute mußte das Dampfschiff eine Extrafahrt nach Alpnacht machen. Ein Fremder kam nämlich auf den komischen Einfall, das Schiff für sich und seine Dame allein zu miethen, und ließ durchaus sonst Niemand mitfahren. Er zahlte 100 Fcs. und 10 Fcs. Trinkgeld für die Schiffleute, und that sich mit seiner Gefährtin während der Fahrt noch sehr gütlich. Solche Lustreisende sind heuer selten.

Ponsard, der Dichter der „Lucrece", arbeitet seit zwei Jahren schon an einer neuen Tragödie: „Agnes de Meranie." Ponsard gleicht im langsamen und ängstlichen Schaffen Meyerbeer.

Die „dramatischen Künstler" in Frankreich zeigen in neuester Zeit eine so lebhafte Wahlverwandtschaft mit ihren deutschen Brüdern, daß mehrere Theaterdirektoren von Paris und aus der Provinz ein Gesuch an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten gerichtet haben, es möge in Zukunft keinem Schauspieler ein Paß in's Ausland ohne Kontrakterfüllung und ein darüber vom Direktor ertheiltes Zeugniß ausgestellt werden.

Korrespondenz.

Heddernheim, 23. August.

Der gestrige und heutige Tag waren für die zahlreiche hiesige israelitische Gemeinde festliche Tage. An dem ersten dieser Tage feierte man die Einweihung der wiederhergestellten Synagoge. Schon seit Jahren fühlte die jüdische Gemeinde, daß ihr Gotteshaus nicht dazu geeignet sey, die Gemüther zur Andacht zu stimmen, daß der düstere Raum, die vom Alter geschwärzten Wände nur niederschlagend auf den Eintretenden wirkten. Wer sollte es nicht wissen, wie viel beim öffentlichen Gottesdienst auf die äußere Umgebung ankommt, wie schon ein freundliches, jedoch nicht mit Schmuck überladenes Gotteshaus die Herzen zur Andacht zu stimmen vermag! Wegen Armuth der hiesigen israelitischen Gemeinde gingen jedoch Jahre dahin, ohne daß diesem längst gefühlten Bedürfniß abgeholfen wurde, bis zu Anfange d. J. durch die eifrige Verwendung des Freihrn. v. Breidbach und durch ein ansehnliches Geschenk des Hrn. Baron A. v. Rothschild die nöthigen Hülfsmittel herbeigeschafft wurden. Mit der Wiederherstellung des Tempels zögerte man nun nicht länger und gestern betraten wir einen hellen, freundlich ausgeschmückten Raum. In festlichem Zuge wallten die hiesigen israelitischen Einwohner, die besonders von Frankfurt zahlreichen Besuch erhalten hatten, zum neuen Gotteshause, welches nur einen Theil der Hinzuströmenden zu fassen vermochte. Nachdem der Tempel sich gefüllt hatte und Stille eingetreten war, begann der Gottesdienst mit einem Gebete in hebräischer und deutscher Sprache; darauf folgten mehrere Gesänge in deutscher Sprache, die von dem erst seit einigen Wochen bestehenden isr. Sängerverein gut ausgeführt wurden. Die Festpredigt hielt Hr. Lehrer Löwenstein, der sich durch seine Bemühungen, den Gottesdienst erbaulich zu machen, um die hiesige Gemeinde bereits sehr verdient gemacht hat. Als Text seiner ansprechenden, nur etwas allzu sehr ausgedehnten Rede legte er Ps. 66, 4 — 7 zu Grunde und beantwortete die Frage: Was sollen wir in unserem Gotteshause suchen und was werden wir finden? Mit Gebeten und einem Gesang nach der Melodie des bekannten O sanctissima schloß die Feier dieses Tages. — An dem heutigen Frühgottesdienste, dem zweiten Tage der Feier, fand die Confirmation der jungen Israeliten statt, die das vierzehnte Lebensjahr zurückgelegt hatten und aus der Schule entlassen waren. Die Festpredigt schloß sich an die gestrige an. Darauf trat der Lehrer und Prediger der Gemeinde, Hr. Löwenstein, vor den Altar, um den die sieben jungen Israeliten standen, welche, nachdem sie Zeugniß von ihren Religionskenntnissen abgelegt hatten, durch Handauflegung eingesegnet und in die israelitische Gemeinde aufgenommen wurden. Manches Auge füllte sich mit Thränen, als der Lehrer die Lebensverhältnisse der Kinder berührte und biblische Lehren der Weisheit ihnen zurief. — So endigte eine Feier, die gewiß nicht ohne Segen für die israelitische Gemeinde gewesen seyn wird, und auch christliche Einwohner, zu denen Einsender dieses gehört, haben sich bei dieser doppelten Feier erbaut. Wir schließen mit dem Wunsche, daß der Geist des reinen Judenthums, der in der Rabbinerversammlung zu Frankfurt neulich so kräftig vertreten wurde, baldigst in allen jüdischen Gemeinden Eingang finde, daß alles Unerbauliche aus dem isr. Gottesdienste schwinde, überhaupt der jüdische Cultus mit den Forderungen der Zeit in Einklang gebracht werde.

Mainwasser-Wärme.

Den 1. Sept., Abends: 17 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 2. Sept. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abth., von Friedrich, Musik von Flotow.

Mittwoch, 3. Sept. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

☞ *** (Gastrolle) Amine: Fräul. **Jenny Lind**, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eingangspreisen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 244. Donnerstag, den 4. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des G. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

Von den Passagieren, unter denen der Sturz der Oberbramstangen einen panischen Schrecken verbreitet hatte, fand keiner diese Strafe zu hart, um so weniger, als in Folge einiger von Fargeolles arglistig hingeworfenen, durch die Schwatzhaftigkeit der Frau von Rizière weiter verbreiteten Aeußerungen Julius bei ihnen für einen schlechten Offizier galt. Antonina mußte mehrere übelwollende Bemerkungen dieser Art anhören, deren Wahrheit sie allein bezweifelte; unglücklicherweise geziemte es sich nicht für sie, die Vertheidigung des jungen Fähndrichs zu übernehmen.

Papillon, Renaud's Schiffsjunge, hinterbrachte Gaussard, dem Mastwächter drs Bugspriets, einige der gehörten Reden.

„O, über das Bauerngesindel!" rief der alte Matrose aus; „wegen drei zerbrochener Schwefelhölzchen verdammen sie den besten Menschen von der Welt. Ich kenne Deinen Herrn, Papillon; glaube mir, er ist ein Seemann mit Leib und Seele, mit Kopf und Herzen; ich habe ihn auf der „Siegreichen" die Barke regieren gesehen, als ob es ein Spielzeug für sechs Liards sey. Es ist auch nicht Einer am ganzen Bord, der in anderthalb Stunden das Schiff wieder so vollständig hergerichtet und unter allen Segeln in Fahrt gebracht haben würde, wie er es gestern Abend gethan. Aber diese Landratten von Bürgern und Soldaten, die pappeln und schwatzen!"

Julius war in der That seit dem Sturze der drei Oberbramstangen, statt in der Achtung des Schiffsvolkes zu sinken, nur noch höher in derselben gestiegen. Zudem hatte er von allen Offizieren die Vorliebe des Vorderkastells am meisten für sich, während man „Bärengesicht" verwünschte, vor dem Schiffslieutenant zitterte, und schon bei'm bloßen Anblick des alten Fregattenkapitains sich von ehrerbietiger Furcht durchdrungen fühlte. „Gradsinn" war bei'm Volke beliebt; man kannte ihn schon länger, und sein leutseliger Charakter hatte ihm die vollkommenste Zuneigung seiner Untergebenen verschafft.

Julius empfing während der Zeit seines Arrestes einige Besuche in seiner Kabine. Auch Herr von Rizière kam öfters zu ihm, und selbst Antonina begleitete zuweilen ihren Vater. Das war denn freilich ein süßer Trost für den armen Gefangenen, wenn er so die Geliebte seines Herzens sehen konnte, und konnte er ihr auch nicht alles Vorgegangene erzählen, so errieth doch das Herz, was der Mund verschweigen mußte.

Als der Arrest des Fähndrichs sein Ende erreicht, verließ das junge Mädchen öfters die Mutter an Fargeolles' Arme, um sich dem Vater anzuschließen, wenn dieser sich mit Julius unterhielt, so daß das Ende der Fahrt Julius noch einige Stunden des zärtlichsten und freundschaftlichsten Geplauders bot. Doch wurde dies häufig durch die Kreolin unterbrochen, deren Argwohn unablässig durch die böswilligen Einflüsterungen ihres unzertrennlichen Begleiters genährt und gesteigert wurde.

Ungeachtet des Auftrittes, welcher, nach dem gebräuchlichen Herkommen, einen Waffenstillstand vor dem Kampfe hätte herbeiführen sollen, und der offen gemachten und angenommenen Herausforderung währten die Feindseligkeiten unausgesetzt fort. Fargeolles entfaltete dabei seine höllische Geschicklichkeit. Selbst Antoninens Gegenwart und liebevolle Freundlichkeit vermochten nicht alle die Wunden zu heilen, welche Jener der Eigenliebe, den Neigungen, der Würde, ja selbst der Liebe Renaud's zu schlagen wußte. Der Schändliche ließ auch nicht eine einzige Gelegenheit entschlüpfen, und der Gelegenheiten dieser Art giebt es ja bei dem Leben an Bord unzählige.

Endlich langte man in St. Denis auf Bourbon an, wo die Passagiere an's Land gesetzt wurden.

Kaum hatte Antonina mit ihren Angehörigen das Schiff verlassen, als Julius Fargeolles ein kleines Billet übergeben ließ, worin er ihn zu einer Zusammenkunft für denselben Abend auf dem Hinterkastell aufforderte.

Fargeolles schrieb statt einer besondern Antwort unter das Billet nur die Worte: „Punkt elf Uhr!", und sandte es sofort an Julius zurück.

III.

Die Enterfäbel.

Es war elf Uhr Nachts. Die Bai von St. Denis auf Bourbon lag in tiefster Ruhe. Emil Fargeolles und Julius Renaud trafen sich auf dem Deck der Lastkorvette. Sie blieben einige Augenblicke in stummem Schweigen einander gegenüber stehen.

„Ist das etwa Foppere, Herr?" begann endlich der Erstere; „Sie haben eine Zusammenkunft mit mir begehrt; hier bin ich: was haben Sie mir zu sagen?"

„Sie wissen es, wie mir scheint," versetzte Julius. „Sie haben mich verläumdet, ich habe Sie schimpflich behandelt; morgen früh können wir an's Land steigen; ich wünschte Ihre Wahl der Waffen kennen zu lernen, und zugleich den Ort und die Stunde zu bestimmen."

„Ha, ha! Es handelt sich also von unserm vorgeblichen Duell; ich vermuthete, daß Ihre gewöhnliche Klugheit . . ."

„Keine unnütze Beleidigungen! Wir sind übereingekommen, uns mit einander zu schlagen."

„Wann denn, wenn's beliebt?" fragte Fargeolles höhnisch.

„Wozu diese Frage? Sie können mir dies Mal keine Falle legen; hier giebt es keine indiskrete Ohren."

„Wenn es nicht etwa die Ihrigen sind," fiel Fargeolles grinsend ein.

Digitized by Google

„Sie werden mich nicht in Zorn bringen, Herr; mein Vorrath von Kaltblütigkeit reicht für heute und morgen aus."

„Es wäre auch wahrlich höchst spaßhaft, wenn der Herr sich ärgerte, nachdem er mich um Nichts und wieder Nichts in meiner gewohnten Ordnung gestört hat. Schicken Sie mir Ihren Zeugen, ich werde ihm dann den meinigen nennen; diese mögen sich dann über das Weitere bereden."

„Unverschämter!" murmelte Julius, und ging auf die Kampanje zu, um Desbagues, der in diesem Augenblick dort die Wache hatte, zu ersuchen, ihm morgen als Sekundant zu dienen.

Fargeolles begann ein Liedchen zu pfeifen und stieg in's Schiff hinab; aber statt sich in seine Kabine zu begeben, öffnete er ungestüm die Thür des friedfertigen Rechnungskommissärs der Korvette, eines alten Beamten, dessen Freundschaft man leicht erlangen konnte, wenn man sich gegen ihn mit einer Art gemeiner Vertraulichkeit benahm. So kam es denn, daß Fargeolles, mit dem Niemand auf dem Schiffe weiter sympathisirte, es für rathsam hielt, sich wenigstens in diesem Beamten, wie unbedeutend er auch sonst seyn mochte, einen Partisan zu sichern.

„Guten Abend, mein Söhnchen," sagte der Offizier eintretend. „Oeffne die Augen; hier kommt „Papa Mandeltorte", Dir einen Besuch zu machen."

„Ich bitte Dich, laß mich schlafen," gab der unglückliche, so ungestüm aus seinem Schlafe erweckte Schreiber übellaunig zur Antwort.

„Nichts da, mein Herr Zahl- und Zählmeister; ich habe Euch Etwas zu erzählen, wie Ihr es aus allen Euren Büchern nicht so leicht herauszählen werdet."

„Immer witzig," sagte der Kommissär, durch das abscheuliche Wortspiel schon halb wieder zufriedengestellt.

Nach einem Kreuzfeuer von plumpen Späßen, mit denen wir unsere Leser verschonen wollen, die indeß dazu dienten, den alten Zahlenmenschen völlig guter Laune zu machen, stellte Fargeolles, um sich der Einwilligung des armen Teufels um so gewisser zu versichern, diesem den Handel mit Renaud im scherzhaften Lichte dar.

„Es handelt sich" — sagte er — „um ein Duell zum Lachen. Man wird sich mit Entersäbeln zu Leibe gehen, sich indeß bei Zeiten in der Nähe der Wohnung des Herrn von Rizière versöhnen, welcher den beiden Kämpfern und ihren Sekundanten unfehlbar ein köstliches Frühstück anbieten wird."

„Es ist also eigentlich ein Duell auf Gabeln?" versetzte der alte Schreiber, der auch seinen Witz leuchten lassen wollte.

Fargeolles gab auf diese geistreiche Frage keine Antwort, und verließ, ohne sich in weitere Details einzulassen, das Zimmer, um sich in das seinige zu begeben, als Desbagues an ihn herantrat, welchen sein Gegner an ihn sandte. Auf die Frage des Kadetten, welchen Sekundanten Fargeolles habe, deutete dieser, ohne eine Sylbe zu verlieren, auf das Zimmer des Rechnungskommissärs.

Hier entspann sich ein höchst drolliger Auftritt. Desbagues erfüllte seine Sendung mit dem ihm angemessenen Ernste, während der alte Rechnungskommissär sich unausgesetzt in Anspielungen auf das zu hoffende Frühstück und die Wohnung des Herrn von Rizière ergoß. Endlich fragte der Kadett, welche Waffen Fargeolles gewählt habe.

„Entersäbel!" antwortete der Schreiber lachend; „es scheint, die Geschichte wird sehr lustig werden, und Herr von Rizière..."

„Was sagen Sie?" rief Desbagues ungeduldig aus. „Entersäbel? Da ist da kein Sinn und Verstand d'rin! Man schlägt sich nicht auf Entersäbel? Und dann, was hat Herr von Rizière damit zu schaffen?"

„Und das Frühstück?" fiel der Kommissär von neuem ein, sich mühend, seinen Worten den größtmöglichsten Ausdruck von Schlauheit zu verleihen.

„Was für ein Frühstück?"

„Das Versöhnungsfrühstück?"

„Versöhnung?!" wiederholte der Kadett. „Es handelt sich hier, mein Herr, um einen ernsten Zweikampf nach schweren Beleidigungen .... Machen Sie sich nicht lustig über mich, ich bitte sehr darum."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Wiederauffinden des Schiffes „Friedrich Franz"

im asow'schen Meere werden aus Kertsch folgende nähere Details mitgetheilt: „Am 6. Nov. vorigen Jahres ging der mecklenburgische Dreimaster „Friedrich Franz", geführt vom Schiffsrheder John Kordes, von Kertsch, wo er Quarantaine gehalten hatte, nach Taganrog, um daselbst Ladung einzunehmen und an den dortigen Stadthauptmann eine für die luganische Eisenhütte aus Newkastle verschriebene patentirte Dampf-Maschine abzuliefern. Am 9. Nov. warf der Führer des Schiffes auf der Rhede von Taganrog Anker und traf Anstalten zum Ausladen der mitgebrachten Maschine, was sich jedoch, aus mancherlei Ursachen, etwas in die Länge zog; ja, die Maschine wurde, da das Schiff nicht auf der See ganz von Ladung entblößt bleiben konnte, so lange darauf gelassen, bis der Schiffer einen Theil der neuen eingenommen hatte. Während dessen erhoben sich die Herbststürme, und am 25., nach Anderen am 18. Nov., wurden sechs Kauffahrer durch die Gewalt derselben von den Ankern gerissen, darunter auch das dem Kordes gehörige, welches bis zu diesem Tage 600 Aschetwert Roggen von dem Handelshause Rodokanaka eingenommen hatte. Von diesen Schiffen versank eines noch im Angesicht der Küste, ein zweites wurde auf der griechischen Bank unweit Taganrog an's Land geworfen und zertrümmert; das dritte, der „Friedrich Franz", wurde, nachdem es vom Führer und von den Matrosen verlassen war, ins Meer getrieben, wo es spurlos verschwand; die drei übrigen endlich wurden gerettet. Trotz aller Nachforschungen durch besonders damit beauftragte Beamte und trotz der Maßregeln, welche die Behörde in den Hafen- und Küstenstädten des asow'schen und schwarzen Meeres trafen, und ungeachtet Kordes selbst sich alle erdenkliche Mühe gab, konnte das verschwundene Schiff nicht wiedergefunden werden, und es blieb nichts übrig, dasselbe für verloren zu geben. Rheder und Matrosen begaben sich mit dem Beginne der Schifffahrt in diesem Jahre in ihre Heimath, und der Erstere hatte, da das Schiff nicht versichert war, den Verlust von 30,000 Silber-Rubel, so viel war das Schiff werth, zu beklagen. Da erschien am 19. des verflossenen Juli zu allgemeinem Erstaunen der „Friedrich Franz" plötzlich auf der Rhede von Kertsch mit allen Segeln und wohlbehalten, geführt von einem Küstenfahrer, der ihn, beinahe acht Monate nach seinem Verschwinden, auf dem asow'schen Meere gefunden hatte. Dieser Küstenfahrer, der englische Unterthan Paraskewa Walsamo (so ist der Name in der früheren kurzen Nachricht zu berichtigen; nicht der Küstenfahrer, sondern dessen Führer heißt Paraskewa Walsamo), Führer des dem Kaufmanne erster Gilde, Chadschopulo zu Kertsch, zugehörigen Schiffes: „die heilige Anna", hat Folgendes zu Protokoll gegeben: Am 8. Juli sey er mit seinem Fahrzeuge und drei Passagieren aus der Meerenge von Kertsch ausgelaufen, um in Genitsch, aus den dortigen Kron-Magazinen, Salz zu laden. Da der Wind widrig gewesen, habe er längs dem Westufer des asow'schen Meeres laviren müssen. Am vierten Tage seiner Reise, d. h. am 12. Juli, habe er ein Schiff bemerkt, das, wie es den Anschein hatte, vor Anker lag, wenigstens war dessen Spitze gegen den Wind gekehrt. Das war, wie der Schiffer nach ungefährer Berechnung vermuthet, etwa 25 Meilen südwestlich von Genitsch, so daß die Maste, wie er meint, vom Ufer aus nicht gesehen werden konnten. Nach-

Digitized by Google

dem er sich dem Schiffe weiter genähert, habe er die am Bord ausgelegten Bretter, wie man dergleichen auslegt, um Schiffe gegen den Andrang des Eises zu sichern, so wie mehrere ohne Ordnung umherliegende Tau-Enden bemerkt, und obwohl die Takelage noch in so gutem Zustande sich befunden, daß das Schiff, seiner Meinung nach, dreist noch eine Fahrt auf dem Oceane hätte unternehmen können, seyen ihm doch mehrere Umstände aufgefallen, aus denen er die Vermuthung schöpfte, daß es gänzlich verlassen sey. Er habe darauf das Schiff angerufen, aber keine Antwort erhalten. Da sey er auf einer Barkasse zu ihm hingefahren und habe zwar keine Bemannung auf demselben, aber sonst auch keine erhebliche Beschädigung gefunden. Eine große Barkasse auf dem Deck, zwei Ruderböte zu beiden Seiten an Stricken hängend, das Steuer, die Segel, Taue, die Schiffs-Provision und die Ankerkette, die ins Wasser hinabhing und dem Schiffe zum Halt diente, Alles wäre noch vorhanden und zum großen Theile in vollkommener Ordnung gewesen. Auf dem Vordertheile hätten zwei kleine Anker gelegen. Das Schiff war zweifelsohne der auf der Rhede von Taganrog verloren gegangene „Friedrich Franz". Als Walsamo mit seinem Küstenfahrer anlegte, bedeckte das eingedrungene Wasser kaum die Ladung von 600 Tschetwert Roggen, was in hohem Grade seltsam erscheint, wenn man bedenkt, daß das unglückliche Fahrzeug acht Monate lang ohne Führung dem willkürlichen Spiele der Winde preisgegeben war. Papiere, Bücher, Betten und andere Effecten lagen, wohin gehörig, an Ort und Stelle, als hätten die Bewohner sich nur eben entfernt. Aus dem Schiffsraume herauf stieg aber ein dumpfiger Geruch von Roggen, den bereits Fäulniß ergriffen hatte. Die große Ankerkette war herabgelassen. Paraskewa Walsamo entschloß sich, das Schiff nach Kertsch zu geleiten, und machte sich sogleich daran, die Ankerkette heraufzuwinden. Aber statt des Ankers, der wahrscheinlich noch vor Taganrog abgerissen und dort auf dem Grunde geblieben war, kam ein großer, mehr als 50 Pud schwerer Klumpen herauf, der sich aus dem vielfach in einander geschlungenen Ende der Kette gebildet hatte. Diese Last hatte dem Schiffe augenscheinlich als Anker gedient. Damals als der Anker abriß und das Schiff in der Richtung des Sturmes fortgetrieben wurde, glitt die Kette wahrscheinlich durch ihre eigene Schwere hinab und hat sich alsdann auf dem Grunde, des Meeres, das, wie bekanntlich, hier nur von unbedeutender Tiefe ist, durch das immerwährende Hin- und Herschwanken des Schiffes so in einander verschlungen und verwirrt, daß dieser Klumpen sich bilden konnte, dem das Schiff seine Erhaltung verdankt. Walsamo band seinen Küstenfahrer an den Bord des „Friedrich Franz", begab sich selbst dahin und brachte das Schiff am 19. wohlbehalten in den Hafen von Kertsch. Schließlich verdient noch erwähnt zu werden, daß zu jener Zeit, als die Bemannung im Hafen von Taganrog das Schiff verließ, auf demselben ein Schwein, eine Ziege und mehrere Hühner zurückblieben. Die Ziege und die Hühner haben, wie es scheint, nicht lange gelebt: von ihnen fand man nur noch die Knochen, und man muß vermuthen, daß diese Thiere von dem Schweine aufgefressen wurden, das nachher die auf dem Verdeck herumliegenden Taue auffraß und mehrere zerbiß und endlich in die Küche hineinstieg, wo man seine Reste fand."

Mannichfaltigkeiten.

Die zweite, verbesserte und vermehrte Auflage von: „Marschall Vorwärts! oder Leben, Thaten und Charakter des Fürsten Blücher von Wahlstadt, ein Buch für Deutschlands Volk und Heer, von Dr. Rauschnick u. s. w.", ist so eben im Verlage von Langewiesche in Barmen erschienen. Wenn eine Schrift gleich bei ihrem ersten Erscheinen von allen Seiten so viel Anerkennung fand, so ist es schwer, bei ihrem zweiten, in vervollkommneter Gestalt, noch etwas hinzuzusetzen. Wir beschränken uns deßhalb darauf, im Allgemeinen auszusprechen, wie wünschenswerth es sey: deutsche tüchtige Volksmänner (und auch Männer mit Säbel, Sporn, Ordenszeichen und Fürstenanerkennung können Volksmänner seyn) im Gedächtniß des Volks zu befestigen. In naher Verbindung steht damit, daß solche Unternehmungen doppelt im Werth wachsen, wenn, wie hier, Fleiß und Kritik, Wahrheitsliebe und frische Herzhaftigkeit der Liebe zum Gegenstande kräftig zur Seite stehen. Vier Stahlstiche gereichen dieser zweiten Auflage zur rechten Zierde und ein „poetischer Anhang" zeigt uns, wie bis auf die neueste Zeit Blücher, der deutsche Ritter ohne Furcht und Tadel, auch im Felde der Poesie eine von Lorbeeren umrauschte Grabstätte sich erwarb. (Vaterl.)

Ein Frankfurter Berichterstatter schreibt im „Vaterland": Als Darmstädter wird Sie es interessiren, zu wissen, daß der provisorische (Main-Neckar-) Bahnhof neben den Offenbacher Bahnhof vor Sachsenhausen zu liegen kommt. Der große Damm ist bereits bis an das Mainufer verlängert und Viadukte und Durchfahrten vollenden. Jetzt, Ihr Herren Darmstädter, sorgt für Locomotive, daß wir uns wechselseitig besuchen können. Sie werden sehen, was eine Eisenbahn Alles vermag: große Vorurtheile läßt sie nicht allein zwischen Nationen, sondern auch zwischen Städten schwinden. Die Frankfurter werden die Darmstädter nicht mehr wegen des mangelnden R. verachten, und die Darmstädter werden durch öfteres Besuchen erfahren, daß der Kaffee in Frankfurt eben so gut wie in Darmstadt ist; so werden die Frankfueter ihrerseits finden, daß der bon ton und das Vornehmthun auch außerhalb Frankfurt zu finden ist," und endlich werden die Darmstädter vernehmen, daß die Frankfurter Schoppen kleiner sind als die Darmstädter, indeß die Frankfurter die Volksstimme so lange in Vibration erhalten, bis die Frankfurter Schoppen so groß als die Darmstädter wurden.

Manchertei Größen gibt's, doch nimmt die Größe der Schoppen
Von den sämmtlichen Größen gewiß nicht den untersten Platz ein.

Steht das nicht im Homer?

„Ach wollten Sie wohl so gefällig seyn und diesen Rock mit bis an das Thor der nächsten Stadt nehmen?" bat ein junger Mann, der von einem Wagen auf der Landstraße eingeholt wurde, den darin sitzenden Herrn. „Mit vielem Vergnügen", antwortete der Angeredete sehr artig, „wie wollen Sie ihn aber wieder bekommen?" — „O, sehr leicht", erwiederte der bescheidene Fußreisende, „wenn Sie nichts dagegen haben, bleib' ich d'rin."

Einladung

zu der Versammlung für Besprechung der Angelegenheiten der Real- und höheren Bürgerschulen.

Die von den Unterzeichneten zuletzt unter dem 17. Mai d. J. gegebene Anregung zu einer im Herbst d. J. zu veranstaltenden Versammlung, um die Angelegenheiten und Verhältnisse der Real- und höheren Bürgerschulen gemeinschaftlicher, mündlicher Besprechung und Berathung zu unterziehen, hat vielfachen Anklang und zahlreiche Zustimmung gefunden, so daß das Zusammenkommen der Versammlung jetzt keinem Zweifel mehr unterliegt.

Von den in Vorschlag gebrachten Städten hat die Majorität der bis heute angemeldeten Theilnehmer Meißen zu dem Ort der Versammlung gewählt, da in Rücksicht auf unsere Bekanntmachung vom 17. Mai d. J. angenommen werden muß, daß mehrere speciell auf Leipzig gefallene Stimmen auf Meißen zu übertragen sind.

Da gegen die in Vorschlag gebrachte Zeit von keiner Seite etwas erinnert worden ist, so erlauben wir uns nun, an Alle, die sich für die Sache interessiren, hiermit die Anzeige zu richten, daß die Versamm-

Digitized by Google

lung für Besprechung der Angelegenheiten der Real- und höheren Bürgerschulen mit Genehmigung der königl. sächs. Staatsregierung an den Tagen des

30. September, 1., 2. und 3. October d. J.

in

Meißen

stattfinden wird, wo dieselbe nach ihr geneigter Zusicherung der städtischen Behörden freundlicher Aufnahme entgegensehen darf.

Das Anmeldungsbureau wird vom 29. September Morgens 8 Uhr an in der Goedsche'schen Buchhandlung geöffnet seyn und daselbst das Weitere über Ort und Zeit der Sitzungen und andere Anordnungen mitgetheilt werden.

Diejenigen, welche sich bis zum 20. September bei dem mitunterzeichneten Direktor Dr. Vogel anmelden, so wie Die, welche bei Einem von uns ihre Theilnahme bereits definitiv zusagten, können darauf rechnen, daß in Hinsicht der Wohnung für sie gesorgt werden wird, wenn sie dies nicht ausdrücklich ablehnen.

Am 30. September wird in einer vorbereitenden Sitzung der Verein durch die Wahl seiner Organe und Feststellung der Statuten sich constituiren. Den Gegenstand der Verhandlung am 1., 2. und 3. October werden zwar dem Zwecke der Versammlung gemäß vorzugsweise und zunächst die Verhältnisse und Interessen der Real- und höheren Bürgerschulen bilden (z. B. Ziel und Stellung der Realschule im gesammten Schulorganismus, also auch deren Verhältniß zu anderen öffentlichen Unterrichtsanstalten, namentlich zu den Gymnasien, höheren Gewerbsschulen und allgemeinen Bürgerschulen, ferner der Lehrplan, der Mittelpunkt des Unterrichts, der deutsche Sprachunterricht, das Latein, die Ausdehnung des mathematischen Unterrichts, die Bildung und Stellung der Lehrer an Real- und höheren Bürgerschulen u. s. w.); es ist aber natürlich, daß Fragen aus der allgemeinen Pädagogik (z. B. über das Princip der neuern Methodik, über die Zucht in den Schulen, über das Turnen, über die wahre Bedeutung der öffentlichen Schulen für Staat und Leben, über die Mängel der heutigen Erziehung, über Familien- und Schulerziehung u. dgl.), sofern sie mit den Interessen der Real- und höheren Bürgerschulen mehr oder minder in Verbindung stehen, nicht ausgeschlossen werden können. Die Entscheidung darüber, welche von den beispielsweise genannten und anderen hierher gehörigen Gegenständen wirklich zur Discussion zu bringen sind, muß natürlich der Versammlung selbst oder dem von dieser gewählten Organe vorbehalten bleiben. Nur die Ansicht erlauben wir uns hier in voraus auszusprechen, daß es erforderlich scheint, von längeren Vorträgen abzusehen und dagegen der Discussion freieren Spielraum und den Vorrang zu lassen.

Wer von den Theilnehmern an der Versammlung einen bestimmten Gegenstand zur Discussion bringen will, wird ersucht, bis zum 20. September deshalb eine schriftliche Mittheilung an einen der Unterzeichneten gelangen zu lassen, oder doch eine solche spätestens am 30. September sogleich nach Erwählung des leitenden Vorstandes diesem zu übergeben.

Für die uns von vielen Seiten zu Theil gewordene freundliche Berathung und Unterstützung den innigsten Dank sagend, erlauben wir uns, nicht blos die Vorsteher und Lehrer der deutschen Real- und höheren Bürgerschulen, sondern auch Schulbeamte, Pädagogen, Lehrer an anderu Unterrichtsanstalten, so wie Alle, welche sich für die Entwickelung jener Anstalten besonders interessiren, zu dieser Versammlung einzuladen, und sprechen im Interesse der Sache den Wunsch aus, daß recht Viele dieser Einladung zu folgen geneigt seyn mögen.

Leipzig und Kassel, am 1. August 1845.

Dr. Vogel. Dr. Gräfe.

Dankerwiederung.

Die meisten Gesangvereine, welche das erste deutsche Sängerfest besuchten, haben ihre volle Zufriedenheit mit demselben in öffentlichen Blättern ausgesprochen, und dabei den Bürgern der Stadt Würzburg das vorzüglichste Lob ertheilt. Solche Stimmen sind wohlthuend und dankenswerth; jedoch um der Wahrheit willen müssen die Unterzeichneten das Verdienst, eine nachhaltende Geschichtshandlung veranlaßt oder vollbracht zu haben, von sich ab und dahin weisen, wo es eigentlich zu suchen ist.

Der Aufruf zum Sängerfeste erging, wie bekannt, von der Würzburger Liedertafel. Daß dasselbe durchgeführt und zwar so durchgeführt wurde, das verdankt man zunächst Seiner Majestät dem Könige Ludwig von Bayern, Allerhöchstwelcher die Abhaltung dieser ächtdeutschen Feier innerhalb seiner Staaten nicht nur von vorneherein zu genehmigen geruhte, sondern sie auch späterhin, den abholden Meinungen gegenüber, mit der hochherzigen Beharrlichkeit eines Mittelsbachers schirmte und aufrecht hielt; man verdankt es ferner den Tausenden deutscher Sänger und Festgäste, welche aus allen Gauen des gemeinsamen großen Vaterlandes ohne Zeit- und Kostenscheu herbeieilten, und durch Kunst, Patriotismus und edle Haltung dem Unternehmen seine wahre Bedeutung, Würde und Weihe gaben; man verdankt es endlich der k. Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg, so wie deren Organ, dem jetzigen Stadtkommissär von Würzburg, welcher nach dem Vorbilde und Willen seines königlichen Herrn mit Unterlassung jeder auch nur entfernt mißtrauenden Maßnahme einem für mündig geachteten Volke die völlige Geldstüberwachung überließ, und dadurch alle Gemüther gleich Anfangs zur wetteifernden Beweisführung ermunterte, wie sehr der Deutsche ein in ihn gesetztes Vertrauen zu rechtfertigen und selbst im Sturme der Begeisterung sich tadellos auf dem gesetzlichen Boden zu behaupten weiß. Dem Zusammentreffen dieser drei Ursachen schuldet man nach unserm Dafürhalten die ungetrübte Großartigkeit der Tage vom dritten bis zum siebenten August.

Wir, die Bürger von Würzburg, leisteten hiezu nicht mehr, als was unter gleichen Umständen und Verhältnissen jede andere Stadt geleistet haben würde; wir thaten nur, was wir als Menschen, als Deutsche nicht lassen konnten: freuten uns mit den Freudigen, und fühlten theilnehmend und hoffend mit jenem bedrängten nordischen Bruderstamme, der eben so treu zur Muttereiche hält, als er liebevoll von dieser gehalten und mit Hülfe Gottes auch erhalten werden wird. — Viele hiesige Familien bedauerten noch die ihnen durch das Ausbleiben angemeldeter Gesangvereine benommene Gelegenheit zur Bethätigung der Gastfreundschaft, in welcher Erwartung und weitern Folge bei dem Leerbleiben von mehreren Hundert vorgesorgten Quartieren mancher anwesende Sänger weniger bequem beherbergt war. Mögen das Solche mit der angeführten Thatsache entschuldigen!

Wir schließen mit dem Wunsche: Ihr deutschen Sänger und ihr übrigen deutschen Mitbürger, erhaltet uns Würzburgern euere gute Meinung! Und führt euch oder die Eurigen je wieder ein vaterländisches Ziel in die Nähe der alten Frankenstadt: so sprecht zu und kehret ein! Ihr werdet wie das jüngste Mal die Häuser und die Herzen offen finden.

Am Ende Augusts 1845.

Die Bürger von Würzburg.

(Folgen die Unterschriften.)

Anagramm.

Mit a wird auf bewegter See
Sein Anblick immer dich beglücken,
Mit i ist's eine nord'sche Fee,
Die alle Welt weiß zu entzücken.

J. Bachmann-Korbelt.

Mainwasser-Wärme.

Den 2. Sept., Abends: 17 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 3. Sept. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

☞ *** (Gastrolle) Amine: Fräul. Jenny Lind, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eingangspreisen.

Donnerstag, 4. Sept. (Zum Erstenmale) Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten. Lustspiel in 1 Abth., von Deinhardstein.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 245. Freitag, den 5. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des S. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

„Ich mache mich niemals über irgend Jemand lustig, Herr Desbagues," sagte begütigend der Kommissär; „aber glauben Sie wirklich, daß es sich um etwas Ernstes bei der Geschichte handle?"

„Die Sache ist höchst ernsthaft, ich wiederhole es Ihnen; und ich begreife nicht, wie man von Entersäbeln reden kann."

„Barmherziger Gott! Es wäre wirklich wahr? . . . Aber ich habe keineswegs Lust, bei einem Handel im Ernste einen Zeugen abzugeben."

„Bleiben wir bei der Hauptsache, wenn's beliebt. Wenn Sie nicht Lust haben, Fargeolles' Sekundant zu seyn, so haben Sie das mit ihm abzumachen. Was mich betrifft, so begehre ich nur zu wissen, ob Fargeolles von irgend einer andern Waffe, als Entersäbel, mit Ihnen geredet."

„Von keiner andern, ich schwöre es Ihnen," versetzte der alte Kommissär mit jämmerlicher Miene.

„So wünsche ich Ihnen gute Nacht, Kommissär!"

— — — — — — — — — — —

Um fünf Uhr Morgens sah der Schiffslieutenant Labranche, der zweite Befehlshaber der Korvette, nicht ohne Verwunderung, Fargeolles, Julius Renaud, Desbagues, den Rechnungskommissär und den Wundarzt der Korvette nach einander erscheinen, um ihm guten Morgen zu wünschen und zugleich die Anzeige zu machen, daß sie sofort an's Land zu gehen beabsichtigten. Er erklärte sich indeß diese Absicht durch das lebhafte Verlangen, baldmöglichst ein Land kennen zu lernen, wo man Abends zuvor angelangt war, und da Herr von Kergal die zu seinem Stabe gehörenden Personen von der vorschriftsmäßigen Verpflichtung entbunden hatte, jedes Mal, wenn sie sich vom Schiffe entfernen wollten, vorher um Erlaubniß nachzusuchen, so stellte der Lieutenant sogleich ein Boot zu ihrer Verfügung.

Vor der Einschiffung nach der Küste fand sich Papillon noch ein, der auf Julius Befehl ein Bündel in Bereitschaft hielt, welches die für einen Zweikampf höchst sonderbar gewählten Waffen enthielt. Julius und Desbagues trugen außerdem noch ihre Degen an der Seite. Fargeolles dagegen hatte sich mit auffälliger Absicht in bürgerliche Tracht gekleidet. Dieser Umstand hielt ihn indeß nicht ab, sich auf den Ehrenplatz im Boote zu setzen, worauf er dann, bis zu dem Augenblick, wo man an's Land gestiegen, das strengste Schweigen beobachtete.

Der alte Rechnungsbeamte, von früher genau mit der Oertlichkeit von Saint Denis bekannt, diente der Gesellschaft als Führer zu dem bestimmten Orte. Papillon folgte mit seiner Bürde in einiger Entfernung.

Es war kaum Tag; die Stadt lag noch schweigsam und das Land öde und verlassen. Die Wohnung des Herrn von Rizière erhob sich ziemlich nahe bei dem gewählten Kampfplatze.

Der Wundarzt blieb zuerst stehen, um im voraus zu bemerken, daß er sich bei alle Dem, was geschehen würde, als ganz fremd betrachte. Julius und Desbagues machten ebenfalls Halt. Papillon näherte sich und legte sein Bündel neben ihnen nieder. Auf ein Zeichen seines Herrn öffnete er es, und nahm zwei Entersäbel daraus hervor, welche Renaud dem Kadetten mit den Worten einhändigte:

„Ich belästige Sie heute mit einem unangenehmen Auftrage, mein lieber Desbagues; empfangen Sie nochmals meinen herzlichen Dank und meine aufrichtige Bitte um Entschuldigung."

„Ganz unnöthig," versetzte der Kadett; „ich habe den Auftrag übernommen, und werde mich bestreben, Ihren Bestimmungen nach besten Kräften zu entsprechen."

„Vor Allem keine Zugeständniß, wie Sie wissen; ich nehme nichts zurück, durchaus nichts. Eben so wenig genügt mir eine Ehrenerklärung. Es giebt nur einen Weg, diese Angelegenheit abzumachen."

„Sehr wohl!" sagte Desbagues, indem er Julius die Hand drückte.

Fargeolles und der Kommissär waren ihrerseits ebenfalls stehen geblieben.

„Sie zittern ja wie eine Feder zur Zeit der Rechnungsabschlüsse," sagte der Erstere zu dem Rechnungsagenten. „Man erkennt doch auf der Stelle den Federfuchser . . . Beruhigen Sie sich!"

„Aber der Handel nimmt ja eine tragische Wendung. Wenn ich das gewußt hätte . . ."

„. . . Würden Sie mich vielleicht verlassen haben? Wie?"

Der alte Schreiber wurde verlegen und erwiederte stotternd:

„Das habe ich nicht gesagt. Aber . . ."

„Beruhigen Sie sich, sage ich Ihnen. Da kommt Desbagues als Abgesandter. Sie werden ihn aufmerksam anhören und mir Renaud's Entschuldigungen genau ausrichten; ich werde nachsichtig seyn, da ich diesen Morgen Lust habe, mich als seelenguter Mensch zu zeigen."

Fargeolles entfernte sich.

Desbagues näherte sich dem Kommissär.

„Hier sind die Entersäbel," redete er diesen an; sie sind einander vollkommen gleich; wählen Sie nach Belieben. Doch bemerken Sie Ihrem Partner, daß wir auch zwei Degen von gleicher Länge bei uns haben, und daß, wenn er unter obwaltenden Umständen einer weniger lächerlichen Waffe den Vorzug geben sollte, dies sehr leicht geschehen kann."

„Sie haben also keine Entschuldigungen zu überbringen?" sagte der Rechnungsbeamte.

Digitized by Google

„Nicht die allergeringste, mein Herr. Mein Freund ist hieher gekommen, um sich zu schlagen."

„Zum Teufel! . . . Aber es scheint mir doch, daß Kollegen, alte Schulkameraden, französische Seeleute, könnten . . . . Sehen Sie, lieber junger Herr, ich bin ein Freund von gütlichen Vergleichen. Kein Blutvergießen. Der Frieden ist mein System. Wenn Herr Renaud nur ein ganz klein wenig nachgeben wollte . . ."

„Verlorne Worte, Kommissär! Fügen Sie sich darein, einen Säbel zu wählen, gehen Sie zu Herrn Fargeolles, und bringen Sie mir Antwort zurück."

„Aber giebt es denn gar kein Mittel? . . ."

„Keines, mein Herr! Ich habe jetzt das Meine gethan, Kommissär; thun Sie nun das Ihrige."

Fargeolles erwartete mit ruhiger Miene den Ausgang der Verhandlung; zuweilen blinzelte er mit den Augen und lächelte boshaft.

Julius war in lebhafter Aufregung, aber trotz dem vollkommen Herr über sich.

Die angstvolle Verlegenheit des friedfertigen Federhelden war überaus komisch. Er maß, wog und verglich die beiden Entersäbel so genau und sorgsam mit einander, als hätte er gehofft, in ihrer Verschiedenheit einen Grund zur Einwendung gegen das Duell zu finden.

„Dieser ist schwerer, jener länger," sagte er.

„Sie sind einander gleich," versetzte Desbagues; „aber nehmen Sie den, welchen Sie wollen, und lassen Sie uns zu Ende kommen."

Der alte Schreiber mußte sich also zur Wahl bequemen.

Desbagues brachte Julius den ihm übrig gebliebenen Säbel zurück, während der Kommissär den andern Fargeolles einhändigte.

„Er hat mich beauftragt, Ihnen statt des Entersäbels den Degen vorzuschlagen. Was meinen Sie dazu?"

„Habe ich Ihnen nicht gestern schon gesagt, daß der Entersäbel komischer seyn würde?"

„Komischer?" rief der Kommissär nachsinnend aus. „In der That, wenn man das Ganze nur abgekartet haben sollte, um sich auf meine Unkosten lustig zu machen, so gehe ich gerne auf den Spaß ein, und werde mich nicht weiter darüber betrüben."

Fargeolles, ein wenig durch die Wendung, welche die Sache nahm, in Verlegenheit gesetzt, und seinen Zeugen vielleicht zu verlieren fürchtend, versuchte diesen in seinem Irrthum zu bestärken.

„Du hast's errathen, Gaudieb!" sagte er. „Man will sich nur auf Deine Kosten lustig machen. Schaffe Dir Genugthuung, indem Du Dich stellst, als wüßtest Du von nichts, und sage entschlossen, daß ich mich nur auf Entersäbel schlagen wolle. Nun geh, das Frühstück muß sonst noch länger warten."

Der überredete Kommissär schritt entschlossen auf den Kampfplatz vor, erklärte, daß man sich nur auf Entersäbel schlagen würde, und daß man den beiden Gegnern das Zeichen zum Beginne des Kampfes geben könne.

Fargeolles that ebenfalls einige Schritte vorwärts, nahm seine Stellung und erwartete Julius, der auf ihn eindrang.

Die Klingen kreuzten sich.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über die Krimm.

Kürzlich von einer Reise durch einen Theil von Rußland und der Krimm zurückgekehrt, glaube ich, daß es manchen unter den zahlreichen Lesern Ihres geschätzten Blattes nicht uninteressant seyn wird, Einiges über jene bei uns noch ziemlich unbekannte Halbinsel erfahren zu können, welche trotz ihrer Schönheiten von Kaufleuten und Vergnügungsreisenden so selten besucht worden und uns nur durch Naturforscher und Schriftsteller bekannt ist. — Auf einem von Odessa abgehenden Dampfboot, welches gewöhnlich den Weg nach der Krimm in dreißig Stunden zurücklegt, entschloß ich mich, diese Reise anzutreten. Der Landungsplatz ist einer der interessantesten Theile Odessa's, denn hier befindet sich das Gebäude des General-Gouverneurs; das Monument, welches die Stadt ihrem Gründer, dem Herzog von Richelieu, gesetzt hat; die schöne Straße, welche seinen Namen führt; die größten Gasthöfe, die Boulevards, die Quarantainengebäude und die Schiffe aller Nationen. Um zwölf Uhr Mittags gab ein Kanonenschuß das Signal, daß die zahlreichen Begleiter der Schiffspassagiere mit ihren Abschiedsscenen aufzuhören und sich vom Boote zu entfernen hatten; beim zweiten Schuß stieß das Dampfboot ab. Meine erste Beschäftigung auf einem Schiffe ist stets, eine Musterung der Passagiere vorzunehmen, und mehr als ein Mal gelang es mir, wenn auch im entfernten Lande, Freunde und Bekannte herauszufinden. Hier aber fand ich Reisende eigener Art, wie sie schwerlich anderswo als zwischen Odessa und der Krimm wiederzufinden sind. Es waren hohe Militärpersonen, die mit unserm Boot nach Kertsch gingen, um von dorten weiter zu ihren Regimentern nach Caucasien zu stoßen; Gutsbesitzer, die auf ihre Güter in der Krimm reisten; Caraiten, die ihre Waareneinkäufe in Odessa gemacht hatten; Tartaren, polnische Juden, deutsche und französische Kaufleute, welche, in Odessa ansässig, Geschäfts halber nach Tangarog gingen, und endlich deutsche Colonisten von den nahe bei Odessa liegenden Dörfern Straßburg und Mannheim, welche in Familienangelegenheiten zu andern Colonisten in der Krimm reisten, so daß sich nach freiem Willen Jeder eine Gesellschaft herauswählen konnte. Das Wetter war herrlich, die Sonne heiß und der Himmel hatte die blaue Farbe, in welcher er sich vorzüglich in den südlichen Regionen schmückt, angenommen; aber nichtsdestoweniger trieb bald das Meer hohe Wellen, so daß das Schiff in's Schaukeln kam und die häßliche Seekrankheit von vielen Seiten sich merken ließ, was Jeden so viel in Anspruch nahm, daß ihm alles Uebrige gleichgültig ward und Jeder sich ein Ruheplätzchen wählte, welches Mancher erst am andern Morgen beim Landen in Sewastopol verließ. Merkwürdig bleibt es, daß, während das mittelländische Meer in den vier Sommermonaten so ruhig und angenehm zu befahren ist als der Rhein, man auf dem schwarzen Meer stets mit Stürmen zu kämpfen hat und daher die Ueberfahrt von Odessa nach der Krimm keineswegs, wie Manche glauben mögen, als eine Spazierfahrt anzusehen ist. Vor unserer Ankunft in Sewastopol verkündete uns der Schiffskapitän, daß er wegen Ausladen von Waaren und auf den Wunsch mehrerer Reisenden heute ausnahmsweise daselbst einlaufen, sich aber nur so kurz hier aufhalten würde, daß es für die Weiterreisenden, das Schiff zu verlassen, nicht räthlich wäre; eine für uns erwiesene Aufmerksamkeit, welche wir sehr zu bedauern hatten, da die wenigen Augenblicke sich in einen halben Tag ausdehnten. Bekanntlich genießt die ganze Stadt Odessa die Rechte eines Freihafens; alle ausländischen Waaren können ohne Zoll eingeführt werden, sind aber, sobald sie die Stadt verlassen, um ins Innere von Rußland gebracht zu werden, einer Abgabe unterworfen, weßhalb beim Betreten des Schiffes in Odessa Alles sehr sorgfältig visitirt worden war, nichtsdestoweniger aber bei jeder Landung in der Krimm eine neue Controle stattfindet. Hierdurch ward nun unsere Geduld auf eine schwere Probe gestellt, bis alle Kisten und Kasten der Caraiten, die sich in Odessa für ihre Lager verproviantirt haben, kontrolirt und revidirt waren, und wir hatten unsere Stimmen zu erheben, um durchzusetzen, daß die Revision wenigstens außerhalb des Schiffes vorgenommen wurde. Von Sewastopol nach Yalta fuhr das Boot längs der Küste hin, die sich hier auf eine mannichfach liebliche Weise mit ihren Gebirgen, Hügeln und Villa's ausdehnt, aber große und kleine Ortschaften bleiben dem Auge ferne; man sieht es zu deutlich, daß alle Gebäude

Digitized by Google

und Anlagen neugeschaffen werden mußten. Das nahe Land und die angenehme Windstille hatte alle Passagiere auf's Verdeck gelockt; man machte gegenseitige Bekanntschaften und Jeder erkundigte sich nach dem Reisezweck des Andern, und dadurch, daß es bekannt ward, daß ich aus fernem Lande diese Gegend zum Vergnügen bereise, erregte ich mehr Aufmerksamkeit, als ich wünschte, indem mir Jeder mit einer in einem solchen Grade nur dort heimischen Gastfreundschaft entgegen kam, um mir über die Verhältnisse des Landes Aufschlüsse zu geben. Unter diesen befand sich ein Professor aus Kiew, welcher sich sogar erbot, auf der ganzen Reise nach der Krimm mich zu begleiten, was ich jedoch ablehnte. Ein anderer Reisende, welcher kurz vorher Italien und die Rheingegenden bereist hatte und bei dem sein vornehmer Stand gleich bemerkbar war, gab mir verschiedene Aufklärungen, welche mir später auf meiner Reise durch die Krimm sehr nützlich waren, und ich ward sehr überrascht, als er sich mir später als Fürst Dolgorucky zu erkennen gab. Diese Familie Dolgorucky kann als eine der ersten und wichtigsten in Rußland angesehen werden und hat zu jeder Zeit in diesem Lande eine große Rolle gespielt; sie scheint jetzt in mehrere Zweige übergegangen zu seyn. Es war ein Fürst Dolgorucky, der schon im zwölften Jahrhundert in Kiew regierte; es war Jurii Dolgorucky, welcher den Grundstein von Moscau 1147 legte; eben so ist es ein Dolgorucky, der sich bei der Eroberung der Krimm so sehr ausgezeichnet hatte, daß ihm in neuerer Zeit der Kaiser in der Hauptstadt derselben ein Monument setzen ließ; es ist ein Dolgorucky, welcher in Caucasien commandirte; auch die Zeitungen erwähnen einen Dolgorucky, welcher sich durch edle Handlungen in Paris auszeichnet. Es gibt indeß Dolgorucky, welche in förmlicher Opposition mit der Regierung sind, indem sie behaupten, daß die Bojaren dem ersten Czar aus dem Romanowschen Hause 1613 nicht die unumschränkten Rechte, welche sie heute ausüben, übertragen hätten, und Einer mußte für diese Opposition durch Verbannung büßen; jener Dolgorucky, welchen ich die Ehre hatte, kennen zu lernen, reiste zu seinem Bruder in der Krimm. Der lange Aufenthalt in Sevastopol und ein abermaliger Besuch, den wir in Yalta von der Douane erhielten, waren Ursache, daß die Nacht heranrückte und wir daher in Yalta beim deutschen Wirthe Bömann bleiben mußten.

Diesen Aufenthalt hatte ich um so mehr zu bedauern, da die Zeit mir ohnedies knapp zugemessen war, weil, obgleich mir in Petersburg, Moscau und Süd-Rußland versichert ward, daß zwischen Odessa und der Krimm ein so lebhafter Verkehr bestände, daß jeden Tag mehrere Dampfboote gingen, die ganze Verbindung während der Sommermonate nur auf 10 bis 12 Hin- und Herfahrten beschränkt ist und ich daher zur nächsten Abfahrt des Dampfbootes bereit seyn mußte. — Yalta ist ein neugegründetes kleines Städtchen, welchem aber alle Privilegien einer großen Stadt eingeräumt sind und das dessen ungeachtet und trotz der Communication der Dampfboote und eines ziemlich besuchten Seebads doch kaum mehr als vierzig Familien haben mag. Von einer auf einem Hügel im gothischen Styl erbauten Kirche genießt man eine herrliche Aussicht. Zur Fortsetzung meiner Reise hatte ich einen Bedienten und Patroschna nöthig und mich zu dem Behufe bereits in Odessa mit einer Empfehlung an Herrn Roller in Yalta versehen. Derselbe stammt aus Schwaben und verwaltet ein großes Grundeigenthum, welches dem Senator Martinkof in Petersburg gehört, mit vieler Sachkenntniß. Er lebt bereits hier 35 Jahre und erhielt in dieser Zeit nur einen Besuch von einem Deutschen, dem bekannten Naturforscher Moritz Wagner, welcher lange in Yalta lebte, hier für's Münchener Museum sammelte, von hier seine Ausflüge und Versendungen machte und auch von hier unter russischem Schutz nach Caucasien reiste. Herr Roller gab mir schlechte Vertröstungen für einen Führer und wußte selbst nicht einmal, was ich unter diesem Subject verstände. In Sicilien und Calabrien gibt es Führer in Menge; in Aegypten hat sogar Mehemed Ali eine Unterrichtsanstalt gegründet, worin Araber mehrere Sprachen erlernen, um den Ausländern auf ihren Reisen als Dragomane zu dienen; in der Krimm, welche bis jetzt noch wenig von Fremden besucht wurde, war dies Bedürfniß noch nicht fühlbar geworden. Doch nach vielen Nachforschungen gelang es Herrn Roller, mir in der Person eines Herrn Wagner einen solchen Begleiter zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Baden-Baden fiel am 25. August Abends vor dem Gesellschaftshause in Gegenwart vieler Zuschauer eine Prügelei zwischen zwei „Gentlemen" vor. Es waren der bekannte General Ventura, ein Korsikaner und Gefährte Allards in Lahore, und Dyce Sombre, der indische Nabob, dort gewöhnlich der „schwarze Prinz" genannt, hinlänglich bekannt durch den merkwürdigen Prozeß mit seiner Frau, die ihn für wahnsinnig erklärte, und ihm von seinem Einkommen von 80,000 Pfd. Sterl. jährlich nur 5000 Pfd. Sterling gelassen haben soll, womit aber der Sohn der weltbekannten Begum Sombre nach seiner Ansicht nicht leben kann, obgleich sein Vater ein Deutscher, Namens Sommer aus Ansbach, gewesen seyn soll, der in Ostindien auf wunderbare Weise sein Glück machte. Die Streitenden wurden durch den Fürsten Butera und andere vornehme Herren getrennt, und General Ventura, der den Streit angefangen und seinen Gegner mit Stockstreichen von hinten angefallen haben soll, verhaftet. Der Zwist soll durch den obenerwähnten Prozeß herbeigeführt worden, nach Andern aber schon jenseits der Meere entstanden seyn.

Zur Zeit des Kaiserreichs gab es Spielkarten, auf welchen der Schauspieler Talma als Coeurkönig, der Sänger Lava als Piquekönig, der Violinist Lafond als Carreaukönig und der Tänzer Vestris als Treflekönig abgebildet waren. Als Coeurdame glänzte Demoiselle Mars, und als Piquedame Demoiselle George Weymar, als Carreaudame Demoiselle Duchenois und als Trefledame Madame Gavaudon.

(Ein Schreibfehler.) Bekannt ist das englische Nationallied, das mit den Worten beginnt: „God save the Queen" (Gott erhalte die Königin). Bei dem Einzuge der Königin Victoria in Köln hatte ein Bürger sein Haus mit einer Tafel geschmückt, worauf in großen Buchstaben diese Anfangszeile des Nationalliedes prangte. Unglücklicher Weise aber hatte der Maler kein Englisch verstanden und das Wort save also geschrieben: „shave". Dies änderte den Sinn gewaltig, denn nun hieß es: „Gott scheere der Königin den Bart."

Für die Leser des „Ewigen Juden" dürfte folgende mysteriöse Notiz des Sonntagsblattes zur Weser-Zeitung Interesse haben; wir geben, sie wie wir sie finden, sie lautet: „Nach der Zeitung aus der schwedischen Stadt Eskilstuna wäre nächstens ein reiches Erbtheil für die Familie Fion aus Frankreich zu erwarten. Es wird hinzugefügt: „Wenn es wahr ist, was man hier behauptet, daß dieses große Vermögen ein Theil des ungeheuren Remepont'schen Erbes seyn solle, von welchem Sue in seinem „ewigen Juden" spricht, und daß dessen idealisirter Patron Hardy kein Anderer als der verstorbene Verwandte der Fions, Thierry, sey, so hat Sue's romantisirte Geschichte eine größere Bedeutung für Schweden, als irgend ein Leser sich vorstellen kann."

Digitized by Google

Korrespondenz.

Kreuznach, 30. August.

Die Freuden und Leiden unseres Jahrmarktes sind vorüber. Verschollen und verstummt sind die Töne sanfter und roher Lust; die Sehnsuchtsseufzer sind verweht, den Sohlen der ländlichen und städtischen tanzlustigen Jugend ist gebührendes Recht widerfahren; Krokodille und anderes Gethier hat seinen Tribut empfangen; brodelnde Würste erfüllten die lüsternen Mägen bei üblichem Marktwein und um des lieben Glaubens willen wurden auch einige Prügelsuppen verkostet. Von höheren Genüssen machten sich besonders bemerklich: ein Wachsfiguren-Kabinet mit beweglichen Figuren aus der Zeit der Reformation, stark besucht, weil man doch wußte, warum ihre Träger die Nachwelt preis't, und eine Bude, auf deren Emporium ein trompetender Bajazzo schrie: „Nur h'rrrann, meine Herren und Damen, hier ist zu sehen — der wahre Jakob! Immer h'rrrann; ein Silbergroschen nur!" — Kaum haben uns diese Herrlichkeiten verlassen, so zieht ein Tannebroch bei uns ein, hier noch nie gesehen, dessen Anschauen gar nichts kostet; auch soll, so heißt es, ein Elephant schon den Rüssel nach hier gereckt haben; selbst Abdül Meschid und der persische Schah sollen in ernster Erwägung sich die Bärte streichen, des Sinnes, unserem ländlichen Städtchen neuen Glanz zu verleihen. Fragt aber bei allen diesen Wunderdingen ein Christenmensch: Ursache, warum? so kann der pfiffigste Pfiffikus keine genügendere Antwort ertheilen, als: die Zeit der Wunder rückt immer stärker heran; selig, die daran glauben! — O Kreuznach! Geliebte! Du bist mit nichten die kleinste unter den Städten! Welche Herrlichkeiten werden sich noch über und in dir verbreiten! Was hält die Zukunft für dich noch im Schoße! Hohe Rührung befällt mich bei dem kühnen Gedanken, — die Feder entsinkt mir!

Saarbrücken, 28. August.

Zur Ehre seiner Wissenschaft und des ärztlichen Standes hat Hr. Dr. Zimmermann in Ottweiler den Kampf gegen den Kreisphysikus Hrn. Dr. Hansen in Trier unternommen. Kaum war die Anzeige von der Erscheinung der Broschüre: „Reflexionen und Bemerkungen zum Werke des Hrn. Dr. L. Hansen, königl. preußischem Stadt-Kreis-Physikus zu Trier" in unserm Localblatt geschehen, als sich dafür eine lebhafte Theilnahme zeigte. Sie wird bei der Umsicht und dem treffenden Witze, womit sie geschrieben, mit großem Interesse gelesen. Der Verfasser ist hier geboren, ein Sohn des leider zu früh verstorbenen wackern Superintendenten und Gymnasialdirektors Ritter rc. C. L. A. Zimmermann, eines Mannes, der die jetzige Zeit begreifen würde und in jeder Beziehung ihren Anforderungen gewachsen wäre. Wir wünschen dem Schriftchen eine allgemeine Verbreitung und kein Leser wird es unbefriedigt aus den Händen legen.

Köln, 31. August.

Die Bildsäule unseres Erzbischofes Droste ist im städtischen Museum aufgestellt worden.

Bonn, 1. Sept.

Der Ausfall des Beethovenfestes soll sich nicht auf 3000 Thlr., sondern nur auf 1000 Thlr. belaufen, auch die Sängerin Jenny Lind sich schon erboten haben, bei einem Konzerte in der Beethovenhalle mit zu wirken und dadurch den Kostenüberschuß zu decken.

Nöbelheim, 1. Sept.

Wenn die Großen und Gewaltigen der Erde ihre Feste begehen wollen, dann müssen erst tausenderlei Vorbereitungen getroffen und alle Welttheile tributpflichtig gemacht werden, um den überfältigten Theilnehmern einen flüchtigen Genuß zu gewähren. Und nicht selten führt in den goldenen Prunksälen die Langeweile den mohnnmwundenen Herrscherstab. Auch das Volk hat seine Feste, seine von Poesie verklärten Feiertage, die ihm Ersatz bieten für die Qual des Alltaglebens und freundliche Lichtstrahlen werfen auf seine dunkeln Erdenpfade. Die spröde Himmelstochter Freude, die der geldstolze Reiche oft vergebens in seinen Marmorpalast herabzubeschwören sucht, verschmäht es an solchen Tagen nicht, sich unter das Volk zu mischen und mit verschwenderischer Hand ihre Gaben zu vertheilen. Als eine schöne Blüthe namentlich des deutschen Volkslebens sind die in neuerer Zeit immer häufiger werdenden Sängerfeste zu bezeichnen, die in harmloser Geselligkeit Tausende vereinigen und durch ihre sittliche Grundlage auf die Bildung und Veredlung der Masse höchst wohlthätig einwirken. Kaum hat irgend ein gemüthlicher Schullehrer einen Sängertag ausgeschrieben, so gibt sich ein reges Streben, ein lödlicher Wetteifer, nicht unwürdig zu erscheinen in der Versammlung, unter allen Liederkränzen und Liedertafeln der Umgegend kund und zur bestimmten Stunde erscheinen sie am bezeichneten Orte mit ihren Fahnen und Standarten, wenn auch wenig Silber in der Tasche, doch des Liedes Gold im Busen tragend und begrüßt von dem Willkomm und den abgebrannten Schüsselbüchsen und Sackpuffers der Einladenden. Dann ertönen in buntem Wechsel ernste und heitere Weisen und die goldenen Worte der Dichter werden, getragen vom kräftigen Männergesang, zum Gemeingut des Volkes. Es ergreift das Lied die Herzen der Menschen wunderbar und scheucht mit siegender Gewalt die Dämonen der Rohheit und der Verwilderung. Deshalb verdient Hr. Candidat Buß, der unserer Jugend zuerst Empfänglichkeit für schönen Gesang beigebracht, die wärmste Anerkennung, daß er alljährlich bemüht ist, uns einen derartigen Genuß zu verschaffen. Die gestern dahier stattgefundene Sängerversammlung, weit zahlreicher besucht als die frühere, bot viele erhebende Momente und war in ihrem Totaleindruck eine alle Erwartungen übertreffende. Ich weiß nicht zu sagen, ob etwa der Verein von Steinbach besser gesungen als der von Reisterdach, oder ob dem von Niederrad die Palme des Tages gebühre, aber Das weiß ich, daß Alle bestrebt waren, nur Gutes zu bieten, und daß ein günstiger Erfolg ihre Bemühungen krönte. Wer wird hier inmitten dieses fröhlichen Treibens mit der Goldwage wägen wollen? — Eine interessante Erscheinung war die Frankfurter „Teutonia", deren Mitglieder fast sämmtlich noch in dem beneidenswerthen Alter stehen, wo der Himmel voller Geigen hängt. Die jungen Männer sangen frisch und frei, lustigen Vögeln gleich, ihre Lieder und ein mächtiger Beifallsruf der versammelten Menge belohnte sie dafür. Die äußere Ausstattung der Feier ist ebenfalls sehr zu loben; Jedem war der Zutritt zur anmuthig gelegenen Festwiese gestattet und kein Wohlhabender konnte sich durch Lösung einer Eintrittskarte ein Monopol zur Beeinträchtigung des Armen verschaffen. Durch diese Anordnung ward dem Ganzen das Gepräge eines ächten Volksfestes verliehen. Von den hiesigen Wirthschaftsbesitzern hatte namentlich Hr. Hartmann zum „Solmsischen Haus" Alles aufgeboten, um in seinen seit kurzem erweiterten, am Festtage überfüllten Räumen nach beendigtem Gesange preiswürdige Erfrischungen zu verabreichen — Der achtungswerthe Mittelstand unserer großen Nachbarstadt war bei dem Sängerfest zahlreich vertreten und von allen selbst mehrere Stunden entfernten Ortschaften waren Angehörige zugegen. Ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit für die Gäste schien der hiesige katholische Pfarrer Hr. Hungari zu seyn welcher längere Zeit in Freundesbegleitung auf dem Festplatze verweilte. Auch unser verehrter Hr. Decan Thudichum war zugegen. — Mögen wir alljährlich ein solches Fest sich wiederholen sehen, das, wie der Augenschein zeigt, sich einer immer lebhafteren Theilnahme versichert halten darf! D.

Auflösung des Anagramms in Nro. 244:

Land. Lind.

Mainwasser-Wärme.

Den 3. Sept., Abends: 17 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 4. Sept. (Zum Erstenmale): Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten, Lustspiel in 4 Abth., von Deinhardstein.

Freitag, 5. Sept. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

☞ *** (Gastrolle) Amine: Fräul. **Jenny Lind**, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eingangspreisen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 246. Samstag den 6. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des S. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

„Aber nehmt Euch doch in Acht, Ihr Herren!" rief der alte Rechnungsheld aus. „Ihr werdet Euch, meiner Seel, verwunden."

„Schweigen Sie, Kommissär!" entgegnete Desbagues, welcher, den Degen in der Hand, dem Duell präsidirte.

„Halt, halt, Ihr Herren! Der Spaß hat lang genug gedauert. Ich weiß, daß man sich über mich lustig macht .... Halten Sie ein! Es ist jetzt, meiner Seel, genug!"

Desbagues, welcher die Geduld verlor, stieß den Rechnungsagenten mit verächtlicher Gebärde zurück.

In demselben Augenblick hörte man einen fürchterlichen Fluch ausstoßen.

Fargeolles lag, in seinem Blute sich badend, am Boden.

„Ich wußte aber doch den Säbel zu führen!" war sein erster Ausruf.

Fargeolles' Wunde war ein tüchtiger Hieb in die rechte Hüfte. Renaud beeilte sich, ihm helfend beizustehen.

„Lassen Sie mich!" sagte Fargeolles noch höhnend zu ihm; „sehen Sie denn nicht, daß man mich zu der Mutter Ihrer Antonina zu tragen im Begriff steht? ... Rühren Sie mich nicht an!" fuhr er dann zornig auf, als Julius, trotz jener Spottrede, eine Bewegung machte, um ihm behülflich zu seyn, sich aufrecht zu setzen. „Wir sind noch nicht quitt mit einander!"

Nach dieser Drohung, die sein Gegner nur allein hören gekonnt, sank er ohnmächtig zurück.

Der Wundarzt und der Schiffsjunge näherten sich.

„Siehe da!" sagte der Kommissär; „also war es doch ernst gemeint."

Julius maß ihn mit erstauntem Blicke, zuckte die Schultern und wandte ihm den Rücken. Dann schlug er den Weg nach Rizière's Wohnung ein.

Schon begann ein Zusammenlauf von Negern um die Offiziere. Es wurde Lärm. Als der junge Fähndrich an der Thür des Rizière'schen Hauses anlangte, traf er auf den Administrator, der im Schlafrock und mit verstörtem Gesichte herbeieilte.

„Guten Morgen, Herr Renaud; was giebt es denn? Man weckt mich ungestüm, um mich von einem Duell zwischen Seeoffizieren zu benachrichtigen."

„Ein Duell hat in der That stattgefunden, und ich komme, um Ihre Gastfreundschaft für Herrn Fargeolles zu erbitten, welcher verwundet wurde."

„Mit wem hat er sich geschlagen?"

„Sie werden es später erfahren. Man bringt ihn hierher und betritt schon die Allee. Nehmen Sie den Verwundeten gütig auf."

Bei diesen Worten grüßte Julius Herrn von Rizière höflich und fand sich bald in der Nähe des Hauses allein.

Antonina erschien an einem Fenster des Erdgeschosses. Sie bemerkte Renaud, und brach unwillkürlich in den lauten Ausruf aus:

„Gottlob! Er ist nicht der Verwundete!"

„Wie?" sagte der Fähndrich, sich nähernd; „Sie wissen schon ..."

„Ich ahnte, daß das Duell heute früh statt finden würde, und habe die ganze Nacht kein Auge zugethan."

„Dank, innigen Dank, Fräulein; aber wie haben Sie die Wahrheit errathen? Ich habe doch mit Niemand davon gesprochen."

„Sie vergessen, Herr Renaud, daß ich Zeuge Ihrer Erörterung mit Herrn Fargeolles auf dem Verdecke war."

„Verzeihung, Mademoiselle; nur ein Wort, die Zeit drängt. Meine Freunde bringen Herrn Fargeolles hieher. Ihre Mutter wird ohne Zweifel zu Ihnen kommen, und ich muß Sie verlassen, während ich Ihnen noch so viel zu sagen habe. Ich werde in Arrest geschickt werden; Monate können vergehen, ohne daß ich Sie wiedersehe, indeß mein Todfeind in Ihrer Nähe weilt. Schenken Sie seinen Verläumdungen kein Gehör. Vergessen Sie nicht Den, welcher Sie von ganzer Seele liebt, und verzeihen Sie, daß ich es wagte, getrieben vom Drange der obwaltenden Umstände, jetzt ein Schweigen zu brechen, das ich bewahren wollte. Möge meine Liebe meine Entschuldigung übernehmen, denn ich sage Ihnen Lebewohl, während mein Gegner hier verweilen wird. Ach, warum bin ich nicht der Verwundete!"

Das junge Mädchen war erröthet, und würde dem Fähndrich vielleicht geantwortet haben, wenn nicht Frau von Rizière, geführt von ihren Kammerfrauen, mit lautem Geschrei aus dem Hause hervorgeeilt wäre.

„Himmel! Mein Gott! Entsetzlich! Schrecklich!" rief sie aus; „Herr Fargeolles auf den Tod verwundet!"

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau," sagte der Doktor; „die Wunde ist zwar tief, aber keineswegs tödtlich. Ich habe die beste Hoffnung. Gestatten Sie uns nur gütigst, in das Haus eintreten und den ersten Verband anlegen zu dürfen ...."

Julius und Desbagues kehrten an Bord der „Spröden" zurück, wohin der Dienst sie rief. Sobald das Duell dort bekannt geworden, erhielten sie vom Herrn von Kergal den Befehl, das Schiff nicht weiter zu verlassen. Der Kommissär und der Doktor blieben bei Fargeolles, der, sobald er seiner Sinne wieder mächtig geworden, mit seinem gewohnten ironischen Tone zu seinem Zeugen sagte:

„Sehen Sie wohl, mein Lieber, daß Sie mit Papa Rizière frühstücken werden."

„Einerlei," erwiederte der Schreiber; „Sie haben mich hintergangen, und das war nicht recht gehandelt."

Die üble Laune des Kommissärs sollte noch vermehrt werden, denn er sah sich in dieselbe Maßregel mit einbe riffen welche Ju-

Digitized by Google

lius und Desbagues bis zur vollständigen Genesung Fargeolles' mit Arrest belegte.

Unterdessen wurde die Lastkorvette nach Saint-Maria, an der Ostküste von Madagascar, gesandt. Während ihrer Abwesenheit genas der Verwundete vollkommen; aber da sein Schiff in See war, so wartete er dessen Rückkehr in der Wohnung des Herrn von Rizière ab.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über die Krimm.

(Fortsetzung.)

Aber wie sehr war ich während zwölf Tagen zu bedauern, da mein Führer, der den Dolmetscher zwischen mir und den Tartaren machen sollte, sich während seines 25jährigen Aufenthalts so fest an seine deutschen Landsleute angeschlossen hatte, daß er von der russischen und tartarischen Sprache kaum ein Wort verstand; er, der mir das Land zeigen sollte, wollte es erst durch mich kennen lernen und bot mir als Entschädigung, meine Kleider stets in bester Ordnung zu halten, dieselben sogar auszubessern, denn mein Führer war ein ehrsamer Schneidermeister aus dem Königreiche Sachsen. Ein Mal nur während seines langen Aufenthaltes grollte er der Krimm, ergriff den Wanderstab und erreichte glücklich zu Fuß das sechshundert Stunden entfernte Riga. Als aber der Tag heranrückte, wo er Rußland verlassen sollte, überlief ihn ein Schauer, und er entschloß sich, dieselbe Fußpromenade zurück nach der Krimm zu machen, wo er nun bei seinen deutschen Freunden seine noch übrigen Tage verleben will. — Die obenerwähnte Patroschna ist eine ganz russische Einrichtung und steht mit dem Paßwesen in so inniger Verbindung, daß ich nicht umhin kann, über dieses, worüber in allen öffentlichen Blättern so viele Uebertreibungen zu finden sind, eine gedrängte Uebersicht zu geben, um so mehr, da das russische Paßwesen von dem in allen übrigen Ländern so sehr verschieden ist und die deutschen Consuln mich versicherten, daß durch jene Zeitungsberichte der Handel mit Deutschland leide, und viele Handelsreisende bloß deßwegen das russische Reich zu meiden suchten. Es gibt vier Staaten in Europa, wo den Fremden die Barrièren verschlossen bleiben, wenn der Paß nicht im voraus von ihren Gesandten oder Consuln visirt ist, nämlich Rußland, Oesterreich, Neapel und der Kirchenstaat. In beiden ersteren Staaten ist diese Formalität leicht zu erfüllen, weil Gesandte und Consuln nirgends fehlen; nicht so ist es bei Neapel und noch weniger bei Rom, weil ein päpstlicher Nuntius nur in größern Staaten residirt, häufig auch ganz fehlt, daher die Zurückweisung an der russischen und österreichischen Gränze etwas Seltenes, dagegen im Kirchenstaate so häufig ist, daß an der Gränze von Bologna die Kutscher von Modena eine Gesellschaft gebildet haben, um die von der Gränze zurückgewiesenen Reisenden über die Gebirge nach Florenz zu bringen, um hier beim päpstlichen Nuntius das Visa nachholen zu lassen. Mit einem von der kais. russischen Gesandtschaft in Frankfurt visirten Paß kam ich bis an die Thore von Kalisch; hier ward mir, ohne daß ich aus dem Wagen stieg, der Paß weiter nach Warschau visirt, wohin ich ohne weitern Aufenthalt gelangte. Die Paßverhältnisse in Warschau sind aus leicht begreiflichen Gründen anders als in der ganzen übrigen russischen Monarchie, am Thor war bereits unser Namen in ein Register eingetragen, so daß es schien, als ob wir schon lange hier erwartet würden; der Paß wurde uns abgenommen und uns angedeutet, daß wir uns den andern Morgen um 11 Uhr im Paß-Bureau einzufinden hätten. Hier trafen wir die wenigen Fremden, welche außer uns Tags vorher in Polens Hauptstadt angekommen waren, nach ihrem Stande durch eine Scheidewand getheilt, wo die von der höhern Klasse sitzend, die andern stehend stundenlang Reflexionen über die zahlreichen Scribenten anstellen konnten. Endlich erschien der sehnsuchtsvoll erwartete General mit Gefolge, dem man die Liste der angekommenen Fremden überreichte, wonach Jeder hervorgerufen wurde, um den Grund seines Aufenthalts in Warschau vorzutragen. Jene, welche in Warschau bleiben wollten, hatten sich mit einer Aufenthaltskarte zu versehen; Die, welche ins Innere von Polen gingen, erhielten ihren Paß dahin visirt, aber Jene, welche nach Petersburg reisen wollten und deren Paß nicht von Hause aus schon nach dieser Hauptstadt visirt war, mußten sich entweder nach der Heimath zurückbegeben, um diese Formalität nachzuholen, oder, was noch schwieriger ist, sich einen Paß von Petersburg kommen lassen, da ein solcher in Warschau nur durch viele Connexionen zu bekommen ist. Obschon mein Paß nach Petersburg visirt war, wozu ich noch einen neuen bis zur Gränze gültigen nöthig hatte, so stieß ich doch auf ein Hinderniß, dessen Beseitigung nicht in meiner Macht stand, da man von mir ein Visa eines großh. hess. Consuls verlangte, ein solcher aber gar nicht in Warschau existirte, noch von einem andern ersetzt ist, und hätte der preußische Consul, Hr. Niederstäd, aus besonderer Freundschaft nicht das Visa beigefügt, so würde ich unfehlbar in große Verlegenheit gekommen seyn. Zwischen einem Visa in Rußland und einem in Italien ist ein sehr bedeutender Unterschied, indem man in letzterem nur einige Stunden außer Verbindung mit der Polizei kommt, in ersterm aber ein Land vor sich hat, worein man ganz Italien legen könnte, und von Warschau bis zur russischen Gränze bei Kowno hatte ich nicht weniger als 378 Werstен, und hier einen großen Theil jener Gränzstädte, welche sich in neuerer Zeit durch die Austreibung der jüdischen Gränzbewohner bemerkbar gemacht haben, zurückzulegen. In Kowno, der ersten russischen Stadt, bekommt das Paßwesen eine bessere Form, und hier erhält jeder Reisende sogleich zu seinem Paß noch einen neuen nach Petersburg oder sonst in's Innere des Landes. Nichtsdestoweniger ist dies hier mit so vielen Formalitäten verknüpft und werden so viele Unterschriften erfordert, daß trotz des achtstündigen Aufenthalts des Eilwagens derselbe öfters mit Zurücklassung seiner Passagiere abfährt. Auch ich hatte, obschon ich diesen direkten Weg nach Petersburg nicht benutzt hatte, indem ich die drei deutschen Provinzen bereisen wollte, nur zu viel Zeit, das kleine Gränzstädtchen betrachten zu können. Dasselbe ist, wie fast alle diese Gränzorte, zum großen Theil von Juden bewohnt, hat eine recht hübsche Lage, weil die Wilia und der Niemen sich hier vereinigen, und hat im letzten Krieg sich einen Ruf erworben, indem Napoleon von hier aus den Zug gegen Rußland eröffnete, zu dessen Andenken die Russen ein schönes Monument auf dem Markte errichtet haben. Denkmäler, die auf diesen Krieg Bezug haben, fehlen in keinem Lande und auch in Rußland nicht.

Das in Riga führt folgende deutsche Inschrift:

„Die Mächte von zwanzig Reichen und Völkern drangen mit Schwert und Feuer in Rußland ein und fielen in Tod und Gefangenschaft. Rußland besiegte die Zerstörer, zerbrach die Fesseln von Europa. Alexander I. befestigte durch seine siegreiche Hand und gab wieder den Königin ihre Reiche, den Völkern ihre Gesetze."

(Fortsetzung folgt.)

Jenny Lind in Frankfurt am Main.

2.

Wenn wir die Gebilde der Natur und der Kunst betrachten, so finden wir das Schöne unter mannichfaltigen Gestalten; immer erscheint es anders, in anderer Mischung und in anderem Glanze. So muß jede Schönheit in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt werden, und so wird eine neben der andern bestehen. Auch erreicht das Schöne nie einen höchsten Punkt, der alles Frühere und Zukünftige überstrahlte, sondern immer kommt es nur in anderer

Digitized by Google

Gestalt und erneuert wieder; andere Menschen wollen sich der neuen Schönheit erfreuen und die neue Jugend will einen neuen Gegenstand, der ihrer Liebe und Huldigung würdig sey. Auch Jenny Lind gehört zu solchen nicht gewöhnlichen Priesterinnen der Kunst, und wenn wir derselben und ihrem Gesang eine eigenthümliche Schönheit zugestanden haben, so ist dadurch ihr Talent anerkannt, ohne daß eine unbedingte Bewunderung nöthig wäre. Die Anmuth ihres, man darf sagen, wahrhaft jungfräulichen Wesens, die Lieblichkeit ihrer ganzen Erscheinung, der milde und seelenvolle Ausdruck ihres Gesanges, die edle Plastik des Spiels, — das sind Vorzüge, welche der Sängerin Niemand streitig machen wird, und die sie zu einer eigenthümlichen Kunsterscheinung erheben; deshalb aber steht sie nicht über allen ihren Vorgängerinnen, und jene glänzten durch Eigenschaften, welche dieser abgehen. Die Amine in der Nachtwandlerin sagt der Kunstrichtung unserer Jenny Lind offenbar mehr zu, als die Partie der Norma, und wir dürfen ihrer trefflichen Auffassung der ersteren beistimmen. Hier sind Jungfräulichkeit und Anmuth, Zartheit und Innigkeit einer hoffenden und bangenden Liebe zu veranschaulichen, und hier ist die Sängerin ganz am rechten Platze, am meisten da, wo die heitere Grazie und das holdselige Lächeln der beglückten Liebe hervortreten. In der großen Arie und den Gesangsscenen des ersten Aktes kann man ihre Leistung eine vollendete nennen; auch im zweiten sang sie vorzüglich, ohne uns aber eine Löwe vergessen gemacht zu haben, die in der Scene, wo Amine bei dem Grafen als Nachtwandlerin erscheint, einen unnachahmlichen Zauber und eine überaus poetische Nüancirung entfaltete; die Schlußscene des dritten Aktes wurde von Fräul. Lind mit der ganzen Bravour ihrer Kehlfertigkeit gesungen, und war voll Weichheit und Lieblichkeit, wobei jedoch ein noch gesteigerterer Ausdruck der aufblitzenden Freude den dramatischen Effekt jedenfalls erhöht haben würde. In technisch-musikalischer Beziehung haben wir bereits Gesagtes nur zu bestätigen. Die Gesangschule der Fräul. Lind ist ausgezeichnet und von Ueberladungen und unschönen Schnörkeleien frei, die Coloratur wahrhaft perlend. Als zwei besondere und seltene Vorzüge sind zu rühmen, daß sie ohne Anstrengung und ohne jene eben so häufig vorkommende, als unangenehme und störende Verzerrung der Gesichtsmuskeln singt, und dabei immer in einer schönen Stellung bleibt, und ferner, daß sie Wort und Ton so zu verbinden weiß, wie wir es noch nie gehört haben. Die Pronunciation ist vollkommen, und bereitet dem Hörer einen doppelten Genuß, indem sie den Sinn der Dichtung mit der Schönheit der Melodie innig verknüpft. Hier können unsere Sänger und Sängerinnen Etwas lernen, was den meisten derselben ganz und gar abgeht. Die Stimme der Fräul. Lind zeigte sich auch heute in den höheren Tonlagen schöner und klangvoller, als in den tieferen. Der Beifall des gedrängt vollen Hauses war im Verhältniß zur trefflichen Leistung. Schließlich möge noch eine treffende Bemerkung des Berichterstatters des Rhein. Beobachters hier Raum finden, welcher sagt: Fräul. Jenny Lind befindet sich noch in der Sonntag-Periode, welche jede berühmte Sängerin ein Mal zu durchlaufen scheint. Möge sie die Blüthe der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, welche sie jetzt in hohem Grade liebenswürdig macht, noch lange zu bewahren suchen! Möchte aber auch das deutsche Publikum endlich aufhören, sich für Alles, was „en vogue“ kommt, hergebrachtermaßen zu fanatisiren, und endlich, statt sich ewig durch seine übermäßigen Alterationen und enthusiastischen Exklamationen bemerklich zu machen, zu einer ruhigen Anerkenntniß künstlerischer Leistungen, zu jenem höhern, gediegenen Kunsturtheil gelangen, das alles Zufällige, Vorübergehende bloßer Modebewunderung ausschließen muß.

Eine Thräne,

der Fräulein Jenny Lind als Amina in der Nachtwandlerin gewidmet.

Wohl Gedanken nicht ermessen,
Was empfindet, wer Dich höret:
Alle Schmerzen sind vergessen,
Und das Herz ist lustbethöret.

Blumen, Kränze, Beifallerasen
Seyen nicht von mir besehdet,
Aber ach! sie sind nur Phrasen,
Wo im Aug' die Thräne redet.

Ja, der Quell, der, frei von Schranken,
Selbst das Männerauge füllet,
Er vermag dir nur zu danken;
Doch sein Dank ist Dir verhüllet.

Laß denn eine jener Thränen,
Eine hier Dich offen grüßen,
Und, ein Thau aus Hyppokrenen,
Dankend sinken Dir zu Füßen.

Frankfurt a. M., 3. Sept. Fr. Lurae.

Mannichfaltigkeiten.

„Firmenich's Germaniens Völkerstimmen.“ — Von diesem umfassenden Nationalwerke, welches allenthalben eine so seltene Anerkennung gefunden hat und von der deutschen wie von der ausländischen Kritik als eine „wahre dichterische und wissenschaftliche Schatzkammer“ freudig begrüßt ward, ist so eben die sechste Lieferung erschienen, die niederrheinischen Mundarten von Meurs bis Düren enthaltend. Es würde zu weit führen, auf alle die schönen Volkslieder, Mährchen und Sagen, wodurch diese Lieferung sich wieder rühmlichst an die frühern reichhaltigen Lieferungen des Werkes anreiht, hier besonders aufmerksam zu machen. Durch die Fortführung des Werkes, in welchem auf diese Weise Schatz auf Schatz aufgehäuft wird, stellt sich immer mehr heraus, daß die deutsche Nation in „Germaniens Völkerstimmen“ ein Werk erhält, wie noch keine andere Nation eines solchen sich zu rühmen hat. Firmenich hat durch seine Idee zu diesem Werke der Wissenschaft ein neues weites Feld eröffnet, das in der Folge immer unabsehbarer werden wird, da, wie die ausländischen Blätter melden, auch in andern europäischen Ländern die Aufforderung ergangen ist, dem Beispiele Firmenich's zu folgen, damit auch ihre Nationalschätze vor dem drohenden Untergange gerettet würden. Für uns Deutsche ist es ein wohlthuendes Gefühl, daß die Anregung zu solchen vielversprechenden Bestrebungen, deren Werth erst kommende Geschlechter in seinem ganzen Umfange zu würdigen wissen werden, von einem deutschen Landsmanne ausgegangen ist, und doppelt erfreulich, da dieser junge, thatkräftige Gelehrte in jeder Beziehung dem Fortschritte angehört.

(Gelehrte Reisepässe.) Der Kurfürst Max machte 1623 dem Papste ein Geschenk mit einer Bibliothek, die sich zu Heidelberg befand und ursprünglich vom Benediktiner-Kloster Lorsch oder Lauersheim kam. Dieselbe enthielt außer den seltensten Werken und Ausgaben unschätzbare Manuscripte, die noch gegenwärtig, unter dem Titel der „Palatina“, als einer der werthvollsten — selbst

Digitized by Google

den Gelehrten leider nur sehr schwer zugänglichen Schätze — der vatikanischen Bibliothek zu Rom, in sorgfältig vergitterten Schränken aufbewahrt werden. Hundert Maulesel trugen diese kostbare Büchersammlung über die Alpen und jeder dieser Maulesel hatte als Reise-Certificat eine Tafel auf der Brust mit den Worten: „Sum de bibliotheca"

Ein Transport von 200 Galeerensclaven, welcher von Carthagena in Spanien an den Canal von Castillien gebracht werden sollte, überfiel und ermordete unterwegs seine Bedeckung, worauf sich die Sträflinge nach allen Richtungen zerstreuten.

Korrespondenz.

Jena, 1. Sept.

Zur Berichtigung des Artikels: „Jena, 25. August" in Nro. 239. d. Bl.

In unserer vielbewegten Zeit ist strengste Wahrheitsliebe die heiligste Pflicht jedes Ehrenmannes, besonders aber eines Jeden, der sich berufen glaubt, seine Meinung öffentlich zu äußern. Diese heilige Pflicht, gegen welche gerade jetzt so oft gesündigt wird, hat auch der Einsender des genannten Artikels nicht streng genug geübt. — Napoleon setzte allerdings einen katholischen Geistlichen nach Jena, einen gewissen Henri, welchen Männer, die ihn kannten, einen Ehrenmann nennen und welchem kein Vernünftiger aus dem Beistande, den er seinen Landsleuten vor der Schlacht bei Jena leisten mußte, ein Verbrechen machen wird. Dieser Henri bewirkte bei Napoleon nicht allein die Schenkung des Gutes Mohrenthal an die katholische Gemeinde Weimar-Jena, sondern auch die Schenkung nicht unbedeutender Grundstücke an die Universität Jena, deren diese noch jetzt dankbar genießt. War diese Sorge für das erz-protestantische Jena etwa auch Ultramontanismus? — Ob Henri Proselyten zu machen versucht hat, weiß ich nicht; jedenfalls müßte es ihm schlecht gelungen seyn, da die Gesammtzahl der katholischen Familien in Jena seit jeher nicht mehr als 6 — 8 beträgt, und diese gehören sämmtlich keineswegs zu den „Armen." Daß diesen Familien und den hier studirenden Katholiken die kleine, den Protestanten ganz entbehrliche Johannikirche mit Beihülfe der protestantischen Behörden eingeräumt wurde, verdient das größte Lob, nicht aber den hämischen Tadel, welchen der Verf. deshalb den „gutmüthigen Protestanten" ertheilt. Die katholische Geistlichkeit zu Weimar, welche von dort aus zugleich die kleinen Gemeinden zu Jena (5 Stunden von Weimar), Blankenhain (3 Stunden v. W.) und Wiesel dach (3 St. v. W.) verwaltet, besteht aus dem von Katholiken sowohl als Protestanten gleich hochverehrten würdigen geistl. Rathe Hrn. D. und Hrn. Kaplan M., einem gebildeten, durchaus vorurtheilslosen Geistlichen, wie ich, der ich die Ehre habe, meines Protestantismus unbeschadet, beide Herren näher zu kennen, dem Einsender versichern kann. — Dem Hrn. Kaplan M., welcher, nebenbei gesagt, eines unbedeutenden Gehaltes genießt, wirft der Einsender „öfteres Eifern" vor. Wenn damit, wie es scheint, Verketzerung des Protestantismus und des Deutsch-Katholizismus gemeint ist, so ist diese Behauptung erlogen. Hr. Kaplan M. hat sich, wie ich von einem regelmäßigen Zuhörer desselben weiß, wie es bei der Milde seines Charakters und seiner Bildung gar nicht anders zu erwarten war, bis jetzt auch noch nicht die leiseste Andeutung eines Tadels des Protestantismus oder des Deutsch-Katholizismus erlaubt und erst in seiner gestrigen Rede seiner kleinen Gemeinde an's Herz gelegt, sich durch Nichts irre machen zu lassen an dem heiligsten Gebote des Christenthums, der allgemeinen Menschenliebe. Wollte Gott, daß sich alle protestantischen Geistlichen in ihren Urtheilen über den Katholizismus einer ähnlichen Mäßigung befleißigten. — Die Adresse hiesiger Bürger an die deutsch-katholischen Gemeinden würden noch Mehrere unterzeichnet haben, wenn sie nicht eine Lobeserhebung des Deutsch-Katholizismus auf Kosten des Protestantismus enthalten hätte. Eine solche aber mußte Viele verletzen, denen bekannt ist, daß im Großherzogthum Weimar, dessen Religionswesen Röhr verwaltet, der Eid auf die symbolischen Bücher mit der Einschaltung: „quatenus cum scriptura sacra et cum ratione consentiant" (d. h. „so weit sie mit der heiligen Schrift und mit der Vernunft übereinstimmen") geleistet wird. Trotzdem klagt Mancher über den „papierenen Papst der Protestanten" und scheint nicht übel Lust zu haben, dem Deutsch-Katholizismus seine Dienste anzubieten, am liebsten wohl, wenn sich damit ein besseres Einkommen verbinden ließe, als es protestantische Gemeinden bieten können. — Wenn der Einsender für gut befunden hätte, sich zu nennen, so würde auch mein Name unter diesem Artikel nicht fehlen. Die Redaction ist indeß ermächtigt, denselben Jedem zu nennen, der ihn zu wissen wünscht. — Ich benütze diese Gelegenheit, um zu bemerken, daß der Artikel der Deutschen Allg. Ztg. (welcher auch in das Frankfurter Journal übergegangen ist), nach welchem bei der Taufe eines durch den Kaiserschnitt geborenen Kindes ein durch den „Pöbel" (unter den zahlreichen Theilnehmern der heiligen Handlung befanden sich indeß viele angesehene Personen) verursachter Tumult den Pfarrer genöthigt haben soll, in die Sakristei zu flüchten, den Vorgang auf das entsetzlichste entstellt. Die Entrüstung des hiesigen Publikums über jenen Artikel ist allgemein, und es sollen bereits Schritte gethan seyn, um den Urheber desselben, welcher die Stadt Jena in den Ruf der empörendsten Rohheit zu bringen sucht, zur Verantwortung zu ziehen. — Es ist dringend zu wünschen, daß die Redactionen der öffentlichen Blätter gerade jetzt bei der Aufnahme von Berichten, welche sich auf religiöse Angelegenheiten beziehen, mit der größten Umsicht verfahren. — „Liebet euch unter einander!"

Ein Protestant.

Wiesbaden.

Unter den Sommergästen, welche ein artistischer Zweck in unsere Bäderstadt führt, befindet sich diesmal auch Sgr. Pergetti, Hof- und Kammersänger des Königs von Neapel und des Herzogs von Modena, ein Schüler des berühmten Ritters Crescentini und Sopransänger in jener Weise, welche durch Velluti zur Celebrität gelangte. Sgr. Pergetti, der in dem starkbesuchten Konzert zum Besten der Kleinkinderschule die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte, gab sein eigenes in der letzten Augustwoche, und diese soiebe musicale ist durch Leistungen und Besuch eine der erheblichsten zu nennen, welche in diesjähriger Saison von einem fremden Künstler veranstaltet wurde, und die sich sogar der ehrenden Theilnahme von Seiten des Hofes und hoher anwesender Gäste zu erfreuen hatte. Sgr. P. selbst fand den lebhaftesten Beifall; er sang eine Arie von Rossini, eine von Donizetti und ein Duett von demselben Meister mit Fräul. Rummel. Seine Stimme ist ein vollkommener Sopran von bedeutendem Umfang und von besonderer Klarheit und Kraft in der Höhe. Die Täuschung, die sich des Zuhörers bemächtigt, der eine schöne Frauenstimme zu vernehmen meint, ist überraschend. Was die Kunst des Gesanges anlangt, so ist Sgr. P. ein rühmlicher Repräsentant der italienischen Schule; leichte Bildung des Tones, schönes Portamento, schmelzendes mezza voce und Geschmack verleihen seinem Vortrag einen ungewöhnlichen Reiz. Dazu kommt die Neugierde, die sich an diese in unsern Tagen seltene Erscheinung kettet. Fräul. Rummel unterstützte den Konzertgeber durch ihre gediegene künstlerische Mitwirkung. Hr. Jaskewitz trug eine so schöne, als effectvolle Romanze vor; der Hofkapellmeister Rummel accompagnirte auf dem Piano; die Herren Mayer und Rasch vom hiesigen Theaterorchester zeigten sich als fertige Instrumentalisten. Das Konzert machte auf das glänzende und zahlreich versammelte Publikum einen sehr günstigen Eindruck und muß, wie gesagt, als eines der besten der diesjährigen Saison bezeichnet werden.

Maiuwasser-Wärme.

Den 4. Sept., Abends: 17 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 5. Sept. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

☞ *** (Gastrolle) Amine: Fräul. **Jenny Lind**, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eingangspreisen.

Samstag, 6. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt): Die Marquise von Villette, Original-Schauspiel in 5 Abth., von Charl. Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 247. Sonntag, den 7. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des G. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Versöhnung.

Herr von Rizière sah sich somit genöthigt, die Gegenwart eines Fremden in seinem Hause zu dulden, dessen Einfluß sich täglich mehr in demselben vergrößerte.

Fargeolles, in alle Familiengeheimnisse eingeweiht, hatte mehr aus Haß gegen Julius, als aus Liebe zu Antonina, sich bestrebt, die Zuneigung aller Mitglieder des Rizière'schen Hauses zu gewinnen. Er beobachtete namentlich gegen Jeden eine außerordentliche Zuvorkommenheit, und war unausgesetzt bemüht, auf geschickte Weise den Wunderlichkeiten der Frau von Rizière zu huldigen und zu schmeicheln. Antonina setzte ihm ihrerseits eine würdevolle Zurückhaltung entgegen; niemals konnte er sie allein treffen, da sie sich, sobald sie eine solche Begegnung fürchtete, sogleich unter den Schutz der Mutter, noch öfterer aber zu Herrn von Rizière begab, der zu sehr unter dem Einflusse litt, welchen Fargeolles auf den Geist seiner Frau ausübte, als daß er nicht von Widerwillen gegen ihn hätte erfüllt seyn sollen.

Fargeolles hatte, wie das Sprichwort sagt, seine Rechnung ohne Wirth gemacht, da er nicht auf Antoninens Abneigung Bedacht genommen, deren scharfblickender Geist seine Pläne durchschaute. Während er daher Alles anwandte, sich auf jede Weise der Zustimmung der Frau von Rizière zu versichern, bot Antonina ihre ganze Geschicklichkeit auf, die Gedanken ihres Vaters mehr auf Julius zu lenken, so daß der Kolonial-Kommissär, ohne es zu ahnen, allmählig der Vertraute seiner Tochter wurde.

So war der Stand der Dinge ungefähr vier Monate nach dem Zweikampfe der beiden Nebenbuhler.

— — — — — — — — — — —

Desbagues und Papillon erschienen am Ende der auf die Besitzung des Herrn von Rizière zuführenden Allee.

„Endlich!“ rief das junge Mädchen aus.

„Gott sey Lob!“ sagte Herr von Rizière. „Die „Spröde“ ist zurückgekehrt, und wir werden nun bald den saubern Herrn los seyn.“

Der Marinezögling grüßte ehrerbietig, und nachdem man die üblichen Höflichkeitsbezeigungen gewechselt, erkundigte er sich nach Fargeolles' Befinden.

„Glücklicherweise ist er völlig genesen,“ sagte Herr von Rizière.

„In diesem Falle habe ich ihm wichtige Befehle zu überbringen. Herr Labranche, unser Lieutenant, ist in Saint-Marie mit Tode abgegangen; Herr Fargeolles muß sich daher augenblicklich an Bord begeben, um seine Stelle einzunehmen.

Antonina erbleichte. Das Klima der kleinen französischen Kolonie auf Madagaskar wirkte oft so tödtlich; wie mußte sie also für Julius fürchten.

„Und Herr Renaud, befindet er sich wohl?“ fragte der Kolonial-Beamte.

„Vollkommen,“ erwiederte der Kadett, sich entfernend, da er Fargeolles am andern Ende der Allee an der Seite der Frau von Rizière sitzen sah.

Ein schreckliches Lächeln der Freude durchzuckte, wie ein Blitzstrahl, alle Züge des Fähndrichs, als er die ihm von Desbagues überbrachte Nachricht erfuhr. Trotz dem suchte er seine Empfindungen zu verbergen, und fragte mit erkünstelter Theilnahme nach den Einzelnheiten des schmerzlichen Ereignisses, das für ihn die Lieutenantsstelle auf der „Spröden“ zur Folge hatte.

Während der von der Kreolin zum Sitzen eingeladene Desbagues dieser weitläufig die Begebnisse des kleinen Ausflugs der Korvette nach der Insel Saint-Marie erzählte, hatte Papillon auf die zahlreichen Fragen des Fräuleins von Rizière und deren Vater zu antworten.

Endlich traf die ganze Gesellschaft wieder zusammen. Desbagues erzählte nun, daß am Morgen der Landung die „Spröde“ ein Segel am Horizonte zu Gesicht bekommen habe, das allem Anschein nach ein von Europa kommendes Kriegsschiff seyn müsse. Herr von Rizière, der sich in seiner zwiefachen Eigenschaft als Beamter und Pflanzer aufs höchste für alle aus Frankreich kommenden Fahrzeuge interessirte, bestürmte Desbagues sogleich mit einer Menge von Fragen. Antonina, die sich absichtlich ein wenig seitwärts hielt, richtete dagegen noch einige Fragen an Papillon, welche diesem hinreichende Gelegenheit gaben, sich in die wärmsten Lobeserhebungen über seinen Herrn zu ergießen.

„Die ganze Mannschaft ehrt und liebt ihn, wie es ein so guter Offizier auch nicht anders verdient. Trotz dem,“ fuhr der Schiffsjunge naiv fort, — „trotz dem ist Herr Renaud seit einiger Zeit sehr traurig, und Vater Gaussard behauptet, daß nur immer von Ihnen träume.“

Das junge Mädchen war auf eine solche Antwort nicht gefaßt. Sie verstummte und erröthete.

„Habe ich etwas Dummes gesagt?“ fragte Papillon. „Sie nicht böse deshalb, Mamsellchen; ich wiederholte [illegible] die „Docht-Zeitung“ *) darüber sagt. Die Matrosen [illegible] daß Herr Renaud durchaus keine bessere Wahl hätt[illegible] nen. Das ist Alles.“

*) „Docht-Zeitung“ (Gazette de la mèche) nennt [illegible] sprache die Plaudereien der Seeleute bei der [illegible] ein immerwährend brennender Docht befindet [illegible] Pfeifen anzünden, und der für eine Art he[illegible]

[illegible] man in der Sch[illegible] a Gefäße, worin [illegible] an wel[illegible] [illegible] ligen?

Digitized by Google

„Genug, genug!" sagte Antonina. „Ganz besonders aber hüte Dich, Herrn Renaud zu wiederholen, was Du mir so eben gesagt hast."

„Und doch bin ich gewiß, daß er sich bei mir sogleich nach Ihnen erkundigen wird, da er mich gerade deshalb an's Land geschickt hat."

Fargeolles nahm von seinen gastfreundlichen Wirthen Abschied, grüßte Antonina so anmuthig, als er nur konnte, richtete noch einige galante Worte an Frau von Nizière, und wandte sich dann zu Desbagues, dem er in gebieterischem Tone zurief: „An Bord, mein Herr!"

Als die auf dem Vorderkastell gruppirten Matrosen Fargeolles in dem Boote erblickten, rief Gaussard fluchend aus: „Wir sind geliefert! Seht, da kommt „Bärengesicht" zurück, der Teufel hat ihn nicht holen mögen! Das wird jetzt der Zweite an Bord! . . . Na, Gott befohlen! Ich sehe schon, wie das Unglück mein armes Quart Wein bei der Kehle packt!"

Mit diesen Worten riß er zornig die Pfeife aus dem Munde, warf sie auf das Verdeck und zertrat sie mit dem Absatz seiner schweren Schuhe.

„Es ist Alles vorbei, wir sind verurtheilt; der Stab ist über uns gebrochen," murmelten einige Stimmen.

— — — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über die Krimm.

(Fortsetzung.)

Die Bewohner der drei deutschen Provinzen Curland, Livland und Esthland waren zu jeder Zeit so ruhige russische Unterthanen, daß besondere Paßregeln hier überflüssig wären und ein Visa in Mietau reicht daher hin, diese drei Länder zu besuchen.

Dagegen hat Petersburg, wie fast alle Hauptstädte Europa's, seine eigenen Paßeinrichtungen, doch wird hier wie auch im übrigen Rußland Niemand damit am Thore belästigt; man deutet ihm blos in seinem Logis an, daß er sich den andern Tag in der Benkendorf'schen Kanzlei persönlich einzufinden habe. Mag auch noch so viel über die Funktionen dieser Kanzlei geschrieben seyn, so ist doch gewiß, daß sie eben so wenig wie Jemand in London besorgt seyn wird, daß die Polizei zur allgemeinen Sicherheit seine Briefe eröffne oder, wie man sich in Paris um die Anwendung der für die geheime Polizei bewilligten Million Francs bekümmert, irgend Einen belästigt, welcher in wohlmeinenden Absichten nach Petersburg kommt. Ich fand hier bei Beamten, welche ganz vorzüglich meine Sprache redeten, eine ganz artige Aufnahme, und sobald ihnen die Ursache meines Aufenthalts durch ein Petersburger Haus attestirt war, erhielt ich einen Schein, um dagegen die Aufenthaltskarte in Empfang zu nehmen. Letztere wird in Form eines Passes ausgefertigt und mit fl. 19 bezahlt, ein Betrag, der mir die Bemerkung abnöthigte, daß ein Petersburger dafür am Rhein acht Tage leben könnte, welche Bemerkung ich jedoch ohne Sachkenntniß gemacht hatte. In Petersburg geht nämlich die Regierung von dem Grundsatze aus, welcher sich auch durch eine langjährige Praxis bewährte, daß selten Jemand vergnügungshalber, sondern fast Sämmtliche blos des Geldgewinnstes wegen dahin gehen. Statt dies Vorhaben, wie in andern Ländern, zu hemmen, sucht die russische Regierung dasselbe auf alle mögliche Weise zu befördern, und nach Entrichtung obiger Steuer hat jeder Fremde das Recht, alle Geschäfte zu machen, sich zu etabliren, ja sogar einen Laden zu eröffnen; nur muß er jedes Jahr gegen dieselbe Abgabe seine Aufenthaltskarte erneuern. Durch diese liberale Maßregel ist es möglich, den Handel in so vielen russischen Städten emporzuheben und Petersburg, Odessa und mehrere andere neue Städte durch Fremde bevölkern zu lassen. Dagegen fehlte es aber nicht an Abenteurern, welche ohne Geschäftskenntnisse und Vermögen nach Rußland kamen, in der Hoffnung, nach kurzer Zeit mit gefülltem Beutel abziehen zu können, statt dessen aber ohne Abschied mit einer bedeutenden Schuldenlast das Reich wieder verließen.

Um diesem vorzubeugen, setzt ein Ukas fest, daß Niemand das Land verlassen darf, ohne daß dies vorher in einer Zeitung drei Mal veröffentlicht wird, zu welchem Zweck in jeder Gouvernements-Stadt ein Blatt besteht. Wenn auch hierdurch nicht Alles erreicht ist, weil ein Artikel in einer an der Ostsee erscheinenden Zeitung nicht schnell genug am schwarzen Meere bekannt seyn kann, so wird dadurch doch manches Durchgehen erschwert oder verhindert. — Vor meiner Abreise aus Petersburg tauschte ich meinen Aufenthaltsschein gegen einen Paß um, welcher mir in einem Zeitraum von fünf Minuten nach Simferopol, der Hauptstadt der Krimm, ausgehändigt ward. Ich war erstaunt, als ich das Document betrachtete, womit ich ohne das geringste Hinderniß und ohne ein weiteres Visa einen Ausflug von fast 700 Stunden unternehmen konnte. Der Beamte bemerkte mir sogar, daß ich mit diesem Passe nicht gerade den direkten Weg einschlagen müßte, sondern ihn sogar über Moskau, Kiew oder selbst durch Sibirien dahin nehmen könnte. — Es ist bemerkenswerth, daß, während die russische Regierung dem Reisen in's Ausland viele Hindernisse in den Weg legt, sie eine ganz unumschränkte Freiheit den in's Innere des Landes Reisenden gewährt, ja sogar Pässe ohne Bestimmung wohin ertheilt. Der Empfänger eines solchen Freipasses weiß öfters nicht, ob er nach jenem Theile gehen soll, wo die Kälte so groß ist, daß selbst das Quecksilber friert, oder dorthin, wo Granaten, Feigen und Orangen zu holen sind. Um mich gänzlich vom Vorurtheile gegen das russische Paßwesen zu heilen, durfte ich später, nachdem ich meine Gläubiger in der Odessaer Zeitung drei Mal von meiner Abreise in Kenntniß gesetzt hatte, meine Reise durch Bessarabien fortsetzen, um dann bei Czernowitz, wo die drei Kaiserreiche Oesterreich, Rußland und Türkei zusammenstoßen, von den österreichischen Mauth- und Paß-Beamten gehörig in Empfang genommen zu werden.

Mit Post- und Eilwagen-Einrichtungen ist Rußland noch sehr zurück; mit Ausnahme von etwa acht, welche Moskau und Petersburg mit einander verbinden, und eines von Deutschland durch Polen nach Petersburg gehenden Wagens fehlt noch diese Art von Beförderungsmittel. Die kaiserlichen Postwagen von Riga, Warschau und Moskau nach der Hauptstadt können nicht in Anschlag gebracht werden, da dieselben nur drei Personen aufnehmen können und der Preis gegen die Privatunternehmungen so niedrig ist, daß alle Plätze schon vier Wochen voraus bezahlt sind. Beiwagen existiren weder bei den kaiserlichen Wagen noch bei den Privatwagen, so daß, wenn unterwegs an einem Wagen Etwas zerbricht, was bei den weiten Distanzen nicht zu verhindern ist, es kein anderes Mittel gibt, da auf den Zwischenstationen keine Wagen zu finden sind, als, entweder auf einem Bauernwagen weiter befördert zu werden, oder bis zur vollendeten Reparatur zu warten. Es gibt daher für die Reisenden nur drei dem Lande angemessene Communications-Mittel, entweder Cabriolets, in Federn hängende Wagen, oder Tarantas, in Holz zusammengefügte ohne Federn, welche daher leicht reparirt werden können, oder Kubitken, gewöhnliche kleine Karren, welche allein auf den Stationen zu finden sind, aber nur Platz für einen oder zwei Personen darbieten. In andern Ländern würde man Bedenken tragen, letzteres Fuhrwerk zu besteigen, dagegen in Rußland ziehen die vornehmsten Leute diese Art Karren vor, weil sie sehr leicht gehen und mit drei Pferden bespannt gewöhnlich die Stunde in fünfzehn Minuten zurücklegen. Um alle diese Verbindungen zu unterhalten, hat die Regierung alle Posten an Privaten überlassen, die 30 bis 60 Pferde je nach Belebtheit

Digitized by Google

der Straße anzuschaffen haben und von der Krone für jedes Pferd 100 bis 120 Silberrubel als Zulage erhalten, dagegen aber dieselben stets zur Verfügung bereit halten müssen. Gegen eine festgesetzte nach Werften berechnete Abgabe überläßt die Regierung Postscheine, Patroschnen genannt, wodurch der Private in ihre Rechte eintritt und vom Posthalter ohne Aufenthalt die vorgeschriebene Anzahl Pferde gegen tarmäßige Bezahlung erhält. Will man sich nicht mit jedem Posthalter in einen neuen Handel einlassen, so ist für den Reisenden eine solche Patroschne durchaus nöthig und macht diese den Paß ganz überflüssig.

Mit einer solchen Patroschna versehen, reiste ich von Yalta ab und fand unweit derselben Stadt die elegantesten Landhäuser mit Gärten und etwas entfernter das ehemals große Gut Margaretsch, welches jetzt sowie viele andere Güter parcellirt ist, und wodurch sich die kleinen Besitzungen in der Krimm beträchtlich vermehrt haben. Acht Werften weiter zeigte mir mein Führer von einer Anhöhe ein kleines Häuschen, wo ein Hr. Schmitt aus Eltville wohnen sollte. Neugierig, zu wissen, was diesen bewogen haben mag, sein schönes civilisirtes Rheingau mit diesem Tartarenlande zu vertauschen, und noch mehr, warum er sich am Fuße eines Berges niedergelassen hat, welchen alle Geologen als Fortsetzung der caucasischen Gebirge betrachten, entschloß ich mich, meinen Karren zu verlassen und den Berg hinabzusteigen, um den Grund an Ort und Stelle zu erfahren. Ich fand Hrn. Schmitt vom Kopf bis zu den Füßen in Tüchern eingewickelt, weil er seit vierzehn Tagen am Fieber litt. Ich erklärte ihm den Grund meines Besuches und je mehr ich ihm von seiner und meiner Heimath erzählte, desto mehr entfernte sich das Fieber, so daß nach einigen Stunden ein 25jähriger Mann vor mir stand, der mir mittheilte, daß er zu Rheims und Epernay die Fabrikation von moussirenden Weinen gelernt und ich mich gegenwärtig in Ai Daniel, einem der schönsten Güter des Grafen Woronzof, befände. Wenn die Geschichte Potemkin als Eroberer der Krimm oder Tauriens ansieht; wenn Petersburg einen seiner schönsten Paläste, weil Potemkin ihn bewohnte, den taurischen nennt; wenn Chersons schönste Promenade seit 1836 mit seinem Standbilde als Tauriens Eroberer geschmückt ist: so wird die Nachwelt nicht weniger an den Grafen Woronzof denken, welcher seit fünfundzwanzig Jahren unaufhörlich dahin arbeitet, das Land der Civilisation zurückzugeben, indem er in seiner Stellung als General-Gouverneur von Taurien und Günstling des Kaisers, und außerdem einer der reichsten Fürsten des Reichs, Alles anwendet, um Gutes zu wirken, und selbst die größten Geldopfer nicht scheut. Er kaufte, um den Weinbau zu heben, drei verschiedene Grundstücke, ließ sie mit Reben bepflanzen und gab jedem eine andere Bestimmung. Alupka ward die Residenz, Massandra die Verwaltung und Ai Daniel die Champagner-Fabrik, welcher Hr. Schmidt vorsteht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Als einst die Herzogin von Braunschweig bei Friedrich II. zum Besuch in Potsdam war, schenkte der König seinem Oberstallmeister, Grafen von Schwerin, eine goldene Tabaksdose, auf deren Deckel ein Eselskopf gemalt war. Der Graf hatte, als er den König verlassen, nichts Eiligeres zu thun, als seinen Kammerdiener nach Berlin zu schicken, und an die Stelle des Eselskopfes das königliche Portrait setzen zu lassen. Am folgenden Tage bei Tafel sprach der König, der die Herzogin auf Kosten des mitanwesenden Oberstallmeisters belustigen wollte, von der Dose, die er Letzterem gestern geschenkt hatte. Man überreicht sie der Herzogin, diese betrachtet sie und ruft: „Wahrhaftig! vollkommen getroffen! Gewiß, mein Bruder, dies ist eins der besten Portraits, die ich von Ihnen gesehen habe." Der König war betroffen, er fand den Scherz doch ein wenig stark. Die Herzogin reichte die Dose ihrem Nachbar, der ihrem Ausspruch vollkommen beistimmte. So machte die Dose die Runde um die Tafel, und Jeder wunderte sich laut über die Aehnlichkeit des Portraits. Der König wußte nicht, was er von dieser Scene denken sollte. Endlich kam die Dose auch an ihn, er sah die damit vorgegangene Veränderung und mußte nun seiner Lachlust freien Lauf lassen

---

Dieser Tage hat Herr Dr. Schevé den zweiten Cursus seiner Vorlesungen über Phrenologie, welche er in Wiesbaden gehalten, beschlossen. Wie solche in Frankfurt und Mainz, so haben sie auch in Wiesbaden lebhafte Anerkennung gefunden, und sich eines zahlreichen Auditoriums zu erfreuen gehabt, da Hr. Dr. Schevé das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und seinen Hörern Anziehendes zu bieten wußte.

Hr. Professor Duschek aus München hat gegenwärtig in Frankfurt a. M. (Eichenheimergasse Lit. D. 136.) sein großes kalligraphisches Kunstwerk, von welchem öffentliche Blätter bereits gesprochen haben, zur Beschauung aufgestellt. Diese Arbeit ist wohl einzig in ihrer Art, und der Verfasser derselben hat während einer Reihe von Jahren an ihrer Vollendung gearbeitet. Man sieht hier auf einem einzigen Blatte Schriften fast aller Völker von Europa und Asien, und zwar so klein, daß sie kaum das schärfste Auge zu lesen oder zu erkennen vermag. Die Ausführung ist eben so schön als sorgfältig, und man weiß nicht, ob man die Geschicklichkeit oder die Ausdauer des Hrn. Professor Duschek mehr zu bewundern hat. Gegen ein beliebiges Eintrittsgeld ist dies kalligraphische Kunstblatt während des ganzen Tages in dem bezeichneten Lokale zu sehen.

(Rom, 21. Aug. — Die Druckerei der Propaganda.) Bei seiner letzten Anwesenheit in Rom wollte König Ludwig von Baiern unter den zu besichtigenden öffentlichen Instituten vor allen die jetzt völlig neugeschaffene Druckerei der Propaganda besuchen, um sich selbst zu überzeugen, inwieweit die über das Außerordentliche der Einrichtung dieser in ihrer Art einzigen Anstalt verbreiteten Gerüchte wahr wären. Nach eigenen Aeußerungen wurden die Erwartungen Sr. Majestät übertroffen; und wenn die Druckerei der Propaganda seitdem die bedeutendste Italiens geworden, und mit vollkommenstem Recht sich nun eine Tipografia poliglotta nennt, so erreichte sie diese Höhe vorzugsweise durch das lebendige Interesse des Königs für ihre Zwecke, weil auch ihre Vorsteher den Winken Sr. Majestät für diese und jene Verbesserungen willig folgten, und den Anordnungen des zu solchem Behuf nicht lange vor seinem Tode hiehergekommenen Hofraths Barth. Kopitar aus Wien sich gern fügten. Denn Kopitar ordnete nicht allein die slavischen Pressen, sondern mehr oder minder die ganze Druckerei der Anstalt. Es ist daher mit ihr nicht mehr eitle leere Prahlerei, wie August v. Kotzebue in seiner italienischen Reise versichert, und Viele ihm noch heute nachschreiben. Vielmehr ist es ein in den Magazinen der Propaganda einzusehendes Faktum, daß sie zu jeder Zeit des Jahrs nun außer in den gewöhnlichern und bekanntern europäischen Spracheu kleine wie umfangreiche Schriften im indischen, äthiopischen, arabischen, armenischen, bramanischen, bulgarischen, koptischer, griechischen, malabarischen, hebräischen, persischen, syro-chaldäischen, tibetanischen Idiom druckt. Dreißig Setzer arbeiten ohne Unterbrechung. Die Pressen, unter denen nicht wenig hydraulische, sollen in kurzem durch Dampfpressen vermehrt werden.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Wiesbaden, im Sept.

Am 31. August feierte der Verein für Naturkunde im Herzogthum Nassau durch eine Generalversammlung seinen Stiftungstag. Es hatte sich zu derselben ein zahlreiches Publikum aus allen Ständen vereinigt, worunter wir von höheren Staatsbeamten Hrn. Geheimerath Volpracht, von auswärtigen Notabilitäten Hrn. Geheimerath Stiedel, den rühmlichst bekannten Paläoetologen Hrn. Dr. Hermann v. Meier, beide aus Frankfurt, Hrn. Dr. Gergens und einige andere Gelehrte aus Mainz u. s. f. bemerkten. Schmerzlich vermißten wir diesmal den vieljährigen Präsidenten der Gesellschaft, Hrn. Staatsminister Baron v. Dungern Exc., der im Augenblicke auf einer Reise in den Niederlanden begriffen ist, so wie den würdigen Hrn. Regierungspräsidenten Dr. Möller, welchen wir seit dem fünfzehnjährigen Bestehen des Vereins diesem Feste noch jederzeit hatten anwohnen sehen. — Den Statuten gemäß wurde die Sitzung durch Erstattung des Jahresberichtes von Seiten des Secretärs der Gesellschaft und Direktors des naturhistorischen Museums, Hrn. Dr. Thomä, eröffnet, worin sehr erfreuliche Nachrichten über die Wirksamkeit des Vereins gegeben waren. Aus demselben glauben wir hervorheben zu sollen, was über die leitenden Principien für diese Wirksamkeit gesagt wurde, wornach dem Vereine, wie früher, so auch jetzt noch als erste Rücksicht gilt, vor Allem die Naturproducte des Herzogthums zu sammeln, so wie systematisch zu ordnen und zu verzeichnen (worin in der That schon sehr viel geleistet ist), wenn auch eine derartige Sammlung weniger durch Ausstellung prächtiger Schaustücke auf das größere Publikum bestechend zu wirken vermag. Die letztere schöne Tendenz nach ernstwissenschaftlicher Gründlichkeit und Gediegenheit leuchtet schon beim ersten Anblicke für Jeden, welcher in den Naturwissenschaften nicht mehr ganz Laie ist, hervor aus der wohlthuenden Ordnung, welche namentlich auch in den Sammlungen der kleineren Naturkörper herrscht, als: der Conchilien, Käfer, Schmetterlinge, Petrafacten u. dgl. — der partie honteuse gar mancher weit größeren und mit weit mehr Material, besonders aber Prunk ausgestatteten Cabinette renommirter Gesellschaftrn, wo in diesen Gebieten statt systematischer Ordnung nur membra disjecta poëtae zu finden, was indeß von dem durch das vorher Betrachtete geblendeten Auge gewöhnlich übersehen wird. Es gewährte uns besonderes Vergnügen, in dem Jahresberichte des Hrn. Secretärs der Gesellschaft Dasjenige, was wir zufolge langjähriger Beobachtung des Wirkens derselben seit geraumer Zeit als das Ziel ihres Strebens erkannt zu haben glaubten, was sich auch bei dem Präsidium, dessen sich die Gesellschaft seit Jahren zu erfreuen hat, nicht anders erwarten ließ, als solches, als würdiges Ziel klar und bündig ausgesprochen zu sehen, nämlich daß der Verein vorzüglich durch tüchtige Leistungen, nicht durch äußeren Schein zu wirken, die Achtung des Publikums zu erwerben bemüht ist. Mit gleicher Befriedigung vernahmen wir, wie der Verein nicht unbeträchtliche Summen für meteorologische und andere naturwissenschaftliche Forschungen, Ausgrabungen u. dgl. verwendet, die Resultate derselben von nun an in gedruckten Annalen bekannt macht und endlich seine Sammlungen durch die bereitwilligste Oeffnung, namentlich für inländische Schulanstalten und für das größere Publikum, so wie durch Abgabe von Doubletten an erstere gegen höchst geringe Preise möglichst gemeinnützig zu machen sucht. — An den Jahresbericht reihte sich ein interessanter Vortrag des erst von Frankfurt hierher gekommenen Oberlehrers am hiesigen Real-Gymnasium, Hrn. Dr. Greis, welcher sich vorzüglich Widerlegung des verbreiteten Vorurtheils über vermeintliche Verschlechterung des Clima's zur Aufgabe gesetzt hatte. Alsdann verlas Hr. Dr. Thomä nach einer längeren einleitenden Anrede meist geschichtlichen Inhalts eine Abhandlung des vorerwähnten Hrn. Dr. v. Meier über die zu Stetten bei Runkel im Herzogthum Nassau gefundenen fossilen Knochen, da dieser der Gesellschaft das Vergnügen dieselbe aus seinem Munde zu hören, trotz vielfachen Bittens versagte. Dadurch gewann weder das Publikum, noch die Abhandlung, indem dieselbe wegen undeutlicher Schrift und wegen allzu später Uebergabe an den erwählten Dolmetscher ziemlich holperig gelesen wurde. — Hierauf folgte die Mittheilung einiger eingegangenen Anträge, welche der in Abwesenheit des Hrn. Vereinspräsidenten mit Leitung der Geschäfte beauftragte Hr. Secretär der Generalversammlung vorlegen zu sollen glaubte, die aber von Seiten der Anwesenden trotz des hohen Interesses, welches die Urheber des einen hiefür anzusprechen in vollem Maße berechtigt waren, mit einer im Gegenhalt zu den obigen erfreulichen Mittheilungen befremdenden Lauheit entgegengenommen und deshalb nach Vorschlag des Hrn. Secretärs an den Ausschuß verwiesen wurden. Bei Abstimmung über letztern Vorschlag schienen alle Anwesende mit nur sehr vereinzelnten Ausnahmen den alten Rechtsgrundsatz: Qui tacet, consentire videtur, zur Richtschnur ihres Handelns gewählt zu haben. — Den Schluß bildete die statutenmäßige Wahl neuer Vorstandsglieder, wobei wir auch den Krebsschaden so vieler ähnlichen Gesellschaften, jenes fatale Verfahren, die Sache beim Alten zu lassen, wahrnahmen. So viel analoge Fälle zu Gunsten dieser Praxis angeführt werden können, so wenig wir gefonnen sind, den bisherigen Vorständen hinsichtlich der Verdienste, welche sie sich um den Verein erworben haben, auch nur das Mindeste zu benehmen: so können wir doch nicht umhin, jene Praxis als eine bedauerliche, als einen Ausfluß beklagenswerther Lauheit zu erklären und voller Ueberzeugung die Ansicht auszusprechen, daß es wie bei anderen Gesellschaften, so auch bei dieser weit besser wäre, der Direktion von Zeit zu Zeit neue Elemente, neue Kräfte einzuverleiben. Ein ähnlicher Mangel an warmer Lebensfrische gab sich bei dem auf die Sitzung folgenden Zweckessen, welches, von dem neuen Unternehmer in den vier Jahreszeiten, Hrn. Medicinalrath Dr. Zais, mit Geschick arrangirt, den altbekannten culinarischen Ruf der Rheinlande bewährte, abermals kund, bis gegen das Ende desselben, als der schäumende Franzwein und ein gewandter erzählender Vortrag des Hrn. Dr. Thomä zündend und wärmend gewirkt hatten, eine behaglichere Temperatur der Gemüther an die Stelle der vorher in der Gesellschaft herrschenden frostigen Stimmung trat.

Mainz, im August.

Der Katalog der Gemälde-Ausstellung des rheinischen Kunstvereins gibt diesmal 290 Nummern von 134 Malern. Die drei Schausäle im städtischen Theatergebäude bieten den Kennern und Freunden der Kunst, ja allen gebildeten Beschauern vollauf den Genuß dar, welcher in den verflossenen Jahren geboten war, und zwar in allen Fächern der Malerkunst. Die Geschichtsmalerei, die Genre-, Portrait-, Landschafts-, Blumen-, Früchte-, Stillebrn- und Architektur-Malerei haben hier tüchtige Stellvertreter, und der Besucher dieser Ausstellung, auch der, welcher hohe, aber gerechte Ansprüche macht, geht gewiß befriedigt hinweg, ja, theilweise ergötzt, gerührt, belehrt und mit bleibenden Eindrücken. Was allenfalls von entweder nicht Unterrichteten oder von böswilligen Menschen getadelt werden könnte, daß die Matadore der Kunst, die Verfertiger von fünf, zehn und zwanzig Tausend Gulden Bildern nichts einlieferten, daß viel Mittelgut aufgestellt ist, und daß man wohl zu viel merke, diese Anstalt sey auch eine philanthropinische, eine Bildungs-, eine Ermuthigungsschule der angehenden Kunst, wodurch denn auch Schülerhaftes mit unterlaufe — dieser Tadel fällt bei Kenntniß obwaltender Verhältnisse, bei dem geringsten Nachdenkrn von selbst weg, andererseits wird sich ein solches Kunstinstitut als ein löbliches, verdienstvolles erweisen müssen.

Homonyme.

Ein Schlummermittel in Morpheus Hand,
Ein Musensiedling wird so genannt.

Mainwasser-Wärme.

Den 5. Sept., Abends: 15 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 6. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt): Die Marquise von Villette, Original-Schauspiel in 5 Abth., von Charl. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 7. Sept. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. v. Weber.

☞ *** (Gastrolle) Agathe: Fräul. **Jenny Lind**, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

Nach der Oper: Schwedische Lieder, gesungen von Fräul. Lind.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Einzangspreisen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohn.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 248. Montag, den 8. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des G. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte der Ehrenpfiff das Schiff durchschallt, als Fargeolles sich sofort zu Herrn von Kergal in die Kajüte begab, wohin dieser Renaud ebenfalls rufen ließ.

„Sie werden Herrn Fargeolles nunmehr den Lieutenantsdienst wieder übergeben," sagte der Kommandant, als Julius eingetreten. „Man wird sich in allen Stücken genau nach den Anordnungen richten, welche durch den verstorbenen Herrn Labranche bisher getroffen worden sind . . . Jetzt, meine Herren, habe ich nur noch einige Worte in Bezug auf Sie selbst an Sie zu richten. Ihr Hader ist mit den Waffen in der Hand geschlichtet; ich darf daher wohl annehmen, daß weiter kein Groll zwischen Ihnen herrscht, und ich lade Sie daher ein, sich offen und frei in meiner Gegenwart zu versöhnen, wie es redlichen Gegnern geziemt."

Bei dieser Anrede ließ Herr von Kergal mit prüfendem Forscherblicke sein Auge auf den Zügen der beiden Fähndriche verweilen. Julius schien kalt und ernst; Fargeolles hatte es vorgezogen, die vollkommenste Gleichgültigkeit zu erkünsteln.

„Sie antworten nicht, meine Herren? . . . . Sollte Ihre Feindschaft noch nicht erloschen seyn? . . . In Ihrer Eigenschaft als der Jüngere im Grade, Herr Renaud, sollten Sie wohl zuerst das Wort ergreifen. Sagen Sie also, was hegen Sie für Gesinnungen?"

„Ich bin gesonnen, das Vergangene zu vergessen; aber ich bin auch entschlossen, mir stets die gebührende Achtung zu verschaffen und keine Art von Beleidigung zu ertragen, komme sie, von wem sie wolle. Uebrigens werde ich im Dienste den Befehlen des Lieutenants der „Spröden" eben so pünktlich gehorchen, wie den Ihrigen, Kommandant!"

„Ich bin unzufrieden mit einer so wenig bestimmten Antwort, mein Herr, und ich wünschte zu sehen, daß Sie ihrem Amtsgenossen die Hand reichten."

„Ich bitte um Verzeihung, Kommandant; allein Herr Fargeolles hat sich als den am schwersten Beleidigten zu betrachten; anderntheils ist er verwundet worden, und es ist daher an ihm, zu beweisen, daß es ihm um eine Versöhnung Ernst ist. Ich gestehe hiemit offen, daß, wenn er mir seine Hand bietet, ich ihm die meine nicht verweigern werde."

„Hören Sie, Herr Fargeolles, Ihre gegenwärtige Stellung an Bord erheischt es, daß Sie, des guten Einvernehmens halber, einige Opfer bringen. Herr Renaud macht geltend, daß Sie den ersten Schritt zu thun hätten, und ich gebe mich gerne dem Glauben hin, daß Sie meiner desfallsigen Aufforderung Folge geben werden."

Fargeolles bot seinem Gegner lächelnd die Hand; Julius legte ruhig die seinige hinein.

„So ist es recht, meine Herren; ich erwartete es in der That nicht anders von Ihnen," sagte Herr von Kergal.

Als die beiden Offiziere das Gemach verlassen hatten, zuckte Fargeolles die Schultern auf eine Weise, welche Julius zeigen sollte, daß der vorhergehende Auftritt nur Komödie gewesen sey. Renaud that, als wenn er es nicht bemerkt habe. Indessen wurde zwischen Beiden, sobald der Fähndrich von den, während seiner interimistischen Lieutenantschaft von ihm getroffenen Verfügungen Fargeolles genau in Kenntniß gesetzt hatte, weiter kein Wort mehr gewechselt. Julius zog sich, nachdem er diese Pflicht erfüllt hatte, in sein Zimmer zurück, und bereitete sich vor, an's Land zu gehen. Zwei Stunden brachte er damit zu, die Blätter eines Albums zu ordnen, das er für Antonina bestimmte. Dann begab er sich wieder auf das Verdeck.

Unterdessen hatte Fargeolles seine Funktionen als Lieutenant, nach seiner Auffassungsweise von denselben, auszuüben begonnen. Schon war ein Drittheil der Mannschaft mit Strafen belegt, zwei Kadetten in Arrest geschickt, Gaussard in Eisen gelegt, weil er zu laut auf dem Vorderkastell gesprochen, und Papillon für sein Theil mit zwölf Hiebe mit dem Tauende beglückt worden.

„Lieutenant," sagte Julius, indem er vor Fargeolles hintrat, „ich wünschte ein Boot zu haben, um an's Land gehen zu können."

„Unmöglich, mein Herr. Man wird sogleich ein allgemeines Uebungsmanoeuvre mit den Fahrzeugen ausführen, und Sie selbst werden dasselbe leiten."

Ein seltsamer Ausdruck der Stimme verlieh diesen einfachen Worten des interimistischen Lieutenants einen wahrhaft wilden Sinn.

„Ich muß um jeden Preis das Schiff ganz verlassen, wenn ich in Frieden leben will," dachte Julius; „jetzt nimmt die Verfolgung neue Formen an. Ich werde versuchen, mit einem der Fähndriche vom „Voltigeur" die Stelle zu tauschen."

Die Brick, der „Voltigeur", war das am Morgen von der Korvette in See bemerkte Schiff. Die Brick hatte sich bereits vor Anker gelegt, und schon waren die von Frankreich mitgebrachten Briefe an die Besatzung der „Spröden" vertheilt, so wie mehrere wichtige Depeschen an den Gouverneur der Kolonie abgesandt worden.

In demselben Augenblick, wo Julius auf so argwöhnische Weise von seinem Kollegen unter einem höhnischen Vorwande an Bord der „Spröden" zurückgehalten wurde, legte ein Boot bei derselben an. Es kam vom Lande zurück und überbrachte ein Schreiben, welches der Gouverneur in aller Eile an Herrn von Kergal übersandte.

Digitized by Google

Diese auf den Dienst bezügliche Botschaft machte alsbald ein neues gemeinschaftliches Erscheinen der beiden Fähndriche vor ihrem Befehlshaber nöthig.

(Fortsetzung folgt.)

Des Vaterlandes letzter Sohn.

Von E. Scribe.

Es ritten die Reiter durch den Wald,
Der Hauptmann an ihrer Spitze,
Der Trompete lustiges Schmettern schallt
In des Frühroths strahlende Blitze.

Es glühte das Schwert in ihrer Hand,
Ihr Herz war muthig und heiter;
Sie wollten kämpfen für's Vaterland,
Die rüstigen, wackeren Reiter.

Und mit dem glühenden Abendroth
Da hatten sie ausgestritten,
Sie lagen im Felde blutig und todt,
Der Hauptmann in ihrer Mitten.

Der Nebel steigt, die Luft wird schwer,
Es sinkt des Abends Hülle,
Kein Ton, kein Schrei, kein Röcheln mehr —
Einsame Todtenstille! —

Da hat sich noch einmal emporgerafft
Der Hauptmann, durchbohrt vom Schwerte,
Er faßt den Degen mit letzter Kraft
Und stößt ihn in die Erde.

Er hat sich vor'm Kreuz des Schwertes gekniet
Und faltet zum Himmel die Hände,
Und spricht: Ich bete, mein Blut entfließt,
Noch einmal vor meinem Ende!

Ich bete für mich nicht und nicht für euch,
Ihr meine Todesgenossen;
Es bittet für uns in dem ewigen Reich
Dies Blut, für das Höchste vergossen!

Ich bete für dich, mein Vaterland;
Wir waren dein letztes Hoffen,
Wir sind dahin durch Gottes Hand —
Und der Tod hat dein Herz getroffen!

Leb' wohl, leb' wohl! Und sollte der Hohn
Der Feinde auch jetzt dich enden —
Ich bete! Noch Einen getreuen Sohn
Wird Gott dir als Rächer senden!

Er sinkt zurück auf den blutigen Sand.
Leb' wohl! — war sein letztes Stöhnen;
Es starb mit seinem Vaterland
Der letzte von seinen Söhnen.

Reisenotizen über die Krimm.

(Fortsetzung.)

Mit Herrn Schmidt besuchte ich die Fabrik, dann die Keller, welche an der Südküste sehr merkwürdig, weil sie mitunter so gebaut sind, daß die Wagen hineinfahren können und auch so tief, daß sie der Gesundheit schädlich werden. Wir kosteten die hier producirten Weine der letzten vergangenen Jahre und ich konnte mich nicht genug wundern, wie solche Weine in Petersburg und Moscau im Verruf seyn können und wie der 1843r, der am Rhein in keinem guten Rufe steht, in der Krimm zu den bessern Jahrgängen gezählt wird. In einem andern Keller mochten etwa 40,000 Fiaschen Champagner lagern; ich fand ihn feurig und wohlschmeckend, doch auch von ihm will in den größern Städten Rußlands Niemand etwas wissen und wird derselbe daher gewöhnlich unter anderm Namen verkauft. Die Bauart des Kellers brachte mich auf die Vermuthung, daß sich derselbe nicht weit vom Meere befinde und ich ward daher nicht wenig überrascht, daß zwischen beiden ein großer 180,000 Sätze zählender Weinberg herabhängt, dessen unterste Lagen vom Meere fast bespült werden und der einer der schönsten Weinberge ist, den ich je gesehen habe. Die Traubensorten sind meistens Rieslinge, welche sehr gut fortkommen, aus dem Rheingau bezogen und durch Vermittelung des Hauses Mumm in Frankfurt dahin befördert worden waren. Mit Hrn. Schmidt ritt ich nun nach dem etwa 3/4 Stunden von Ai Daniel entfernten Ursuf, um dort auch ein Weingut zu besichtigen. Dies liefert, wie Kenner behaupten, den besten Wein an der Südküste, gehörte früher dem Herzog von Richelieu, jetzt aber dem Gouverneur von Kiew, welche es beide noch nicht gesehen haben. Dies ist in der Krimm nichts Auffallendes, denn alle diese Güter gehören Fürsten und Grafen, welche manchmal 5—800 Stunden entfernt wohnen, sie nie besuchen und weiter keinen Genuß davon haben, als jährlich 10—20,000 Bankrubel zuzulegen. Ursuf hat einen sehr gut erhaltenen Park und großartige Gebäude; es wird gegenwärtig von einem Hrn. Houle verwaltet, der beim Inspektor Metzger in Heidelberg die Gärtnerei erlernt hatte und später mit einem russischen Edelmann nach der Krimm gereist war. Er bot uns Orangen, Feigen, Melonen, Pomeranzen und Citronen an, welche im Parke wachsen und überhaupt in der Krimm in ihrer Heimath sind. Diese üppige Vegetation und dies milde Klima an der Küste hindert jedoch nicht, daß alle Bewohner und vorzüglich die Ausländer vom Fieber sehr lange geplagt sind, und ich sprach Leute, welche stark und kräftig nach der Krimm kamen, aber doch dieser Krankheit nicht entgingen. Wenngleich dieselbe nicht lebensgefährlich ist, so wird doch Jener, welcher sich nicht strenge nach den Vorschriften der Aerzte richtet, lange damit behaftet seyn. Wir verweilten uns in Ursuf so lange, daß ich die Nacht bei meinem neuen Bekannten, Hrn. Schmidt, in Ai Daniel zubringen mußte. — Mit Tagesanbruch setzte ich mich zu Pferde, um den nahegelegenen botanischen Garten von Nikita zu besuchen, der, wie Alles in diesem Lande, von einem großen Umfange und sehr gut angelegt ist. Hier erlernen etwa zwanzig junge Russen die Botanik und Gärtnerei unter der Leitung des Hrn. Hartwits, an den ich von Odessa aus empfohlen war, den ich aber wegen der frühen Tagesstunde nicht stören wollte. Auch ein anderer Deutscher, Hr. Dänert aus Königsberg, ist hier angestellt, welcher mich zu überzeugen suchte, welche neue Bekanntschaften der Botaniker hier machen kann und welche reiche Ausbeute er für Sammlungen darbietet. Von einer Anhöhe, welche mit einer Büste des berühmten Linné geschmückt ist, fehlt es nicht an interessanten Aussichten. In diesem Garten ist eine große Traubenschule errichtet, deren Hauptzweck es ist, auszumitteln, welche Reben an Qualität und Quantität am besten in der Krimm fortkommen, und hat man zu dem Ende Trauben aus allen Theilen Europa's kommen lassen.

Die Rieslinge aus dem Rheingau, die Reben von Bordeaux

Digitized by Google

und die schon früher von den Tartaren gepflanzten Trauben haben sich am besten bewährt. Es ist auffallend, daß bei uns in Rheinhessen, wo der Weinbau schon zu der Römer Zeiten getrieben wurde, und dieser den größten Theil des Vermögens in der Provinz repräsentirt, man in keiner Gemeinde einig ist, welche Reben am besten dem Boden entsprechen. Der Obstbau ist von noch größerem Nutzen in der Krimm, denn Alles, was nur versendet werden kann, geht nach Petersburg und Moskau; jede Birne, jeder Apfel wird einzeln eingepackt, um bei dieser großen Reise der Fäulniß nicht ausgesetzt zu werden, und manches Stück Obst, was in der Krimm für 1 Kreuzer zu haben ist, ist in Petersburg öfters kaum für 12 Kreuzer feil. Hr. Schmidt erbot sich, mich nach dem 20 Werften entfernten Alouschta zu begleiten; ein Anerbieten, das ich in einem andern Lande gewiß nicht angenommen hätte; aber in Rußland ist es etwas Gewöhnliches, daß, um einer Einladung zum Thee zu folgen, es auf 20—30 Werften nicht ankömmt. Man hat überhaupt keinen Begriff bei uns, wie in jenem Lande wegen Kleinigkeiten die größten Reisen unternommen werden. Als Rubini letztes Jahr in Petersburg Vorstellungen gab, hat ihm zu Ehren eine Anzahl von Edelleuten eine Reise von mehreren 100 Meilen dahin unternommen. — Alle Dörfer zwischen Ai Daniel und Alouschta sind von Tartaren bewohnt, welche in der Krimm die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, es sind ganz friedliche Muselmänner, denen der Fanatismus fremd ist und die mit allen übrigen Bewohnern auf dem besten Fuße leben. Sie sind ein schöner Menschenschlag von gefälligem Aeußern und als redliche Leute bekannt. In den größern Städten sind sie Geschäftsleute oder Professionisten, in den Dörfern treiben sie Ackerbau. Die Leibeigenschaft ist bei ihnen eine ganz unbekannte Sache und darf auch nach einem Ukas weder in der Krimm noch in Bessarabien eingeführt werden. Die Hütten, worin sie wohnen, bieten, weil sie nicht mit Fenstern versehen sind und das Tageslicht blos durch kleine in die Wand gebohrte Löcher eindringt, einen häßlichen Anblick dar. Ihre Dächer sind ganz flach und ersetzen dadurch den Hof, indem man auf denselben Obst und Wasche trocknet und dahin Geräthschaften aus der Hand stellt. Hier arbeiten auch die verschleierten Frauen und erhalten Besuch von den benachbarten Dächern.

In Alouschta besuchten wir gleich nach unserer Ankunft Herrn Müller, an welchen ich von seinem Bruder in Eltville empfohlen war und daher auf's freundschaftlichste empfangen ward. Derselbe lebt seit mehreren Jahren unter den Tartaren, deren mehrere in seinen Diensten stehen, und scheint mit seiner Lage sehr zufrieden; auch ist er durch seine Verbindung mit einer Eingeborenen, deren Eltern aus Deutschland stammen, im Lande einheimischer geworden. Hr. Müller steht ebenfalls einer Champagner-Fabrik vor, die er für einen Hrn. Potroschenko betreibt, einen von denen Pächtern, welchen die Krone den Detail-Verkauf des Branntweins überläßt und die in den Städten durch die beträchtliche Consumtion dieses Getränks den größten Einfluß auf die Geschäfte ausüben und daher zu den reichsten Männern des Landes gezählt werden. In Begleitung der Herren Potroschenko und Müller besuchte ich ihre schöngewölbten Keller, welche an Größe, Tiefe und Weinreichthum jene Woronzofs noch übertreffen, und überzeugte mich abermals, wie vortheilhaft die Rheingauer beim Weinbau der Krimm wirken, indem die Weine nicht nur rein gehalten sind, sondern die Trauben auch beim Lesen so sorgfältig sortirt werden, daß Mancher den Ausbruch von 1843 und 1844 für die besten Rheingewächse ansehen wird. Ich fand auch hier 60 — 70,000 Flaschen Champagner, die man gerne für einen Silberrubel die Flasche erlassen würde; aber da die Besitzer keine Routine im Verkauf haben, nie Reisende noch Proben ausschicken, so häuft sich hier ein Vorrath an, der ihnen am Ende ganz lästig seyn muß. Potroschenko's Weinberg besteht in einem Stück von 150,000 Säätzen oder Stöcken in einer Fläche von sehr großer Ausdehnung, so daß man einen halben Tag braucht, um ihn in allen seinen Theilen zu besichtigen. Er wird von Tartaren angebaut, deren Arbeit Vieles zu wünschen übrig läßt. Wegen der großen Hitze entledigen sie sich bei der Arbeit aller überflüssigen Kleidungsstücke und zeigen dadurch solche verbrannte Füße, Brust und Gesicht, wie sie in Sicilien zu finden sind, was um so mehr auffällt, da die Krimm doch in gleicher Breite mit Ober-Italien liegt. Sie sind von vielen Kindern und alten Frauen in ihren Arbeiten unterstützt, wogegen die jungen Frauen sorgfältig in Harems bewahrt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Man liest in der neuesten Nummer von Lewald's Europa einen Bericht über die Musikfeste in Würzburg und Bonn, dem wir Nachstehendes entnehmen: In Würzburg war es wirklich ein schönes Volksfest; Alles in großartigster Weise geordnet; die allgemeinste Zufriedenheit herrschte. Die vielen weit Hergereisten waren überrascht von der liebenswürdigen Gastfreundschaft der biedern Franken, und Harmonie empfing alle Theilnehmer, wie es sich bei einem deutschen Sängerfeste von selbst verstehen sollte. Eine kleine Störung wurde bei dem Mahle vernehmbar, welche durch zwei Lehrer des göttlichen Wortes verschiedener Konfessionen für einen Augenblick herbeigeführt wurde. — In Bonn war man nicht so zufrieden, und die ersten Berichte in den Zeitungen stimmen mit Dem, was man sonst aus dem Munde unparteiischer Männer erfährt, nicht überein. Das leitende und ordnende Comité hatte nur sehr mangelhafte Veranstaltungen getroffen, so daß ein Mann wie Friedrich Schneider aus Dessau, der Schöpfer so vieler trefflichen Werke und allgemein gekannt und verehrt, in der Stadt umher irren mußte, um ein Quartier zu bekommen, und endlich, vor dem Beginn des Festes, Bonn wieder verließ. Im Ganzen ging es den meisten Theilnehmern nicht besser, die für elende Kämmerchen die höchsten Preise zu zahlen genöthigt waren. Alles war übertheuert; Jeder wollte den größten Vortheil aus der „Begebenheit" ziehen; selbst die Cigarren hatten aufgeschlagen.

Aus sicherer Quelle können wir die Mittheilung machen, daß Baron von Taubenheim, Intendant der Stuttgarter Hofbühne, bleiben und daß Fräulein Stubenrauch dieselbe nicht verlassen wird.

Ein in der Wasserheilanstalt zu Freiwaldau gestorbener Baron von Beckmann wurde von 9 Grafen und 7 Baronen auf den Kirchhof getragen, deren Namen leider nicht auf die Nachwelt kommen können, weil die Zeitungen sie nicht berichten. 17 Geistliche waren bei dem Begräbniß anwesend.

In Prag starb ein hundert und zwei Jahre alter Mann, den der Tod vielleicht noch nicht ereilt, hätte der Greis nicht das Unglück gehabt, in seinem hohen Alter bei einem Falle den Oberarm zu brechen und zugleich sich ein inneres Gefäß zu verletzen, welches das Lebensende dieses sonst gesunden Mannes am 11. August herbeiführte.

(Die Cholera wüthet schon wieder.) Nach den neuesten Berichten aus Ostindien sind in Lahore 5000 Soldaten und 7000 Bürger der Cholera erlegen, welche sich auch nach Dschammu verbreitet haben und dort nicht weniger furchtbar wüthen soll.

(Frankfurt a. M.) Am 8. d. M. wird Hr. Konzertmeister Sommer auf der Mailust mehrere Konzertpiecen auf dem von ihm erfundenen „Euphonion" vorzutragen die Ehre haben. —

Digitized by Google

Die so bekannten Tyroler Sänger, Geschwister Gülpen und A. Schattinger, welche in den Badeorten Wiesbaden, Homburg, Schwalbach, Kreuznach ꝛc. so außerordentliche Sensation erregten, sind hier angekommen und werden sich während der Messe im Saale des Weidenbusches hören lassen; wir machen daher alle Freunde des Gesangs auf diese seltenen und kräftigen Natur-Stimmen aufmerksam.

Korrespondenz.

Darmstadt, 5. Sept.

Seit gestern ist uns die freudige Kunde geworden, daß Jenny Lind gleich nach Eröffnung des Theaters (Mitte Sept.) sich bei uns einfinden und in drei Rollen auftreten wird. Für unsere Theaterchronik ist das Gastspiel der gefeierten scandinavischen Sängerin ein Ereigniß, wie sie wohl keines in ihre leicht beweglichen Blätter seit dem Auftreten der einst so berühmten Henriette Sontag (November 1827) aufzunehmen hatte. Dieselbe rege Empfänglichkeit für alles Bessere und Schöne in den Künsten dürfte jetzt wie damals die Gemüther beseelen, und so glauben wir auch, Fräul. Lind das allergünstigste Prognosticon bei dem Erscheinen in unserer Mitte mit Zuversicht stellen zu dürfen. — Erhielten wir einst aus Schweden durch das ritterliche Schwert des großen Gustav Adolph jenen kostbaren Frieden des Evangeliums, dessen wir uns heute noch erfreuen, so erhalten wir jetzt von eben daher einen hochbegünstigten Liebling der Musen, geschaffen, die Macht des Gesanges in ihrer ganzen Fülle zu entwickeln und dem minder bewegten, zugleich aber auch glücklicheren Leben der Gegenwart einen Reiz mehr zu verleihen. Wie wir auch Jenny Lind ehren werden, so dürfen wir doch nicht versäumen, sie hinüber zu führen an die Schwedensäule am Rhein, bei Erfelden, wo Gustav Adolph, der große Glaubensheld, mit seinen Tapfern über den Strom ging. Noch haben die mächtigen Sympathieen, welche das protestantische Deutschland für Schweden empfindet, nichts von ihrer alten Stärke verloren, und an der alten Schwedensäule selber, dem ernsten Warnungszeichen gegen religiöse Gewaltthat, möge die nordische Sängerin Kenntniß davon nehmen, um bei ihrer Heimkehr im Vaterlande zu berichten, welche erhebende Erinnerungen das edle Volk der Schweden seit seinem ersten Auftreten in Deutschland an den rebgeschmückten Ufern des Rheins zurückgelassen hat. — Was aus dem Ballet auf unserer Bühne für die kommende Saison werden soll, ist vorerst schwer zu errathen, da die Stelle einer ersten Tänzerin unbesetzt geblieben ist. Wie eine solche ersetzt werden soll, ohne vermißt zu werden — darüber wird nur der in Terpsichore's Mysterien völlig Eingeweihte ein sicheres Urtheil fällen können. Aus dem corps de ballet ist noch kein Zögling berufen, die Stelle einer ersten Tänzerin einzunehmen. — Schließlich noch Etwas aus dem Gebiet der Künste. Aus der Kunstanstalt von E. Susemihl und Sohn hierselbst, welcher wir schon so manches Schöne und Gediegene zu verdanken haben, ist das nach dem Originalgemälde von Eduard Steinbrück in Stahl gestochene Bildniß der Genoveva hervorgegangen, ein Blatt, welches sich der vollen Anerkennung der Kunstfreunde zu erfreuen haben dürfte.

Lich in Rheinhessen, 1. Sept.

Endlich ist dem langgefühlten Bedürfnisse abgeholfen! Vor fünf Jahren wurde, da bei der starken Vermehrung der hiesigen Gemeinde, die alte Kirche den Verehrern des Herrn nicht Raum genug darbot und wohl auch baufällig erschien, an die Stelle derselben der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt. Obgleich es sehr wünschenswerth war, daß der Bau der Kirche in ganz kurzer Zeit vollendet werde, so dauerte es doch fünf volle Jahre, bis dieselbe zum öffentlichen Gebrauche der Gemeinde übergeben werden konnte. — Heute nun ist dieser, unter der Leitung des großherzogl. Provinzialbaumeisters Hrn. Opfermann trefflich aufgeführte, mit allen möglichen Zierrathen ausgestattete Bau durch Se. Hochwürden Hrn. Superintendenten Nonnweiler feierlichst eingeweiht worden, wobei viele, sehr viele Fremde, theils von Neugierde getrieben, dieses prunkvolle Gebäude zu sehen, theils aber, und am allermeisten, um den geistreichen Hrn. Nonnweiler zu hören, herbei gekommen. Um zehn Uhr bewegte sich der Zug unter Begleitung der Musik und unter dem Geläute aller Glocken von dem bisherigen Kirchlokal, dem Schulhause, nach dem neu erbauten Tempel, vor dessen Pforte zwanzig Mädchen in weißer Tracht mit schwarzen Schärpen den Schlüssel zu demselben der obern Kirchenbehörde übergab. Hr. Nonnweiler schloß nun, nachdem eine kurze Rede vorausgegangen und auf die Bedeutung des Tages aufmerksam gemacht worden war, den Tempel auf und der Zug bewegte sich nun in denselben. Nachdem nun Hr. Nonnweiler den nun geweihten Tempel der Gemeinde zur öffentlichen Gottesverehrung übergeben hatte, bestieg Hr. Pfarrer Biethaner aus Osthofen die Kanzel. Nach beendigtem Gottesdienste versammelten sich sowohl die Glieder des Ortsvorstandes, als auch die anwesenden Fremden zu einem heitern Mahle, das die Ernstgestimmten wieder zur wahren Freudigkeit und Geselligkeit erhob. Dr. N.....n.

Frankfurt a. M., 5. Sept.

Jenny Lind als Amine in der Nachtwandlerin.

Die gefeierte Künstlerin hat als Amine einen Beifallssturm erregt, der nur dann enden wollte, als das Orchester dem Begehren des Publikums willfahrte und mit einem Tusch accompagnirte. Durch was hat die Künstlerin diesen Enthusiasmus erregt? Durch ihre Stimme? Man hat deren brillantere gehört. Durch ihre Kunstfertigkeit? Sie ist sehr groß, aber erreichbar. Es ist die Wahrheit in ihrem Vortrage, welche unwiderstehlich hinreißt. Bei andern Künstlerinnen blickt immer mehr oder weniger ein Streben nach Beifall durch, bei ihr nicht, alle Unnatur ist ihr fremd, nicht Jenny Lind sehen wir vor uns, es ist Amine, das bescheidene, liebende Mädchen, wir hören und sehen sie nicht allein, wir fühlen auch mit ihr. — In der Scene des ersten Aufzuges, wo der Notar Amine fragt, was sie in die Ehe eindringe, ist ihre Antwort: „Nur meine Liebe." In diesen wenigen Worten, in ganz einfacher Weise gesungen, lag eine solche Fülle von tiefem Gefühl, von Wahrheit, daß, gleich wie von einem electrischen Schlage, das ganze Publikum davon ergriffen wurde, und als endlich im dritten Akt, wo Amine im somnambulen Zustande klagt, daß auch die letzten Liebesgaben, die Blumen, verwelkt seyen, da durchschauerte tiefe Rührung die Zuhörer. Der Moment war zu schön, zu heilig dürfte man sagen, als daß durch lauten Beifall dieser Eindruck hätte zerstört werden dürfen; die tiefgefühlte Bewunderung gab sich durch Thränen kund, deren man viele fließen sah. — In der darauf folgenden Schlußscene, wo Amine ihr Entzücken ausspricht, ihren Geliebten wieder gewonnen zu haben, erreichte der Beifall die höchste Stufe; er galt aber nicht allein dem trefflichen Vortrag dieser Arie; es war das Mitgefühl, aus tiefer Rührung in die freudigste Stimmung versetzt zu seyn, welches den Beifallssturm erregte. Man hatte Jenny Lind vergessen, man sah und hörte nur Amine. — Referent kam nach dem Schluß der Oper in die Nähe eines Mannes, zu dem sich ein Dritter wandte mit der Frage, ob er auch sich der drei schönen Triller entsinne, welche im ersten Akt ihn so entzückt, und welche, beiläufig gesagt, wirklich mit einem unübertrefflichen Geschmack angebracht waren. Die Antwort, welche der Nachbar des Referenten ertheilte, bezeichnet treffend den Eindruck, welchen die Künstlerin auf die Mehrzahl der Zuhörer gemacht; sie lautete folgendermaßen: „Ja, lieber Freund, schöne Triller machen, das können mehrere; aber so singen, daß in traurigen Momenten man mit ihr weint, in den glücklichen Freudenthränen vergießen könnte, — dieses ist bis jetzt, wenigstens in Deutschland, noch keiner Sängerin gelungen." — Das Orchester, welches in dieser Vorstellung den bisher schmerzlich vermißten Beweis lieferte, daß es Gesangsbegleitung auch piano vortragen kann, hat sich dadurch das Publikum zum wärmsten Danke verpflichtet.

Mainwasser-Wärme.

Den 6. Sept., Abends: 15 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 7. Sept. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. v. Weber.

☞ *** (Gastrolle) Agathe: Fräul. Jenny Lind, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

Nach der Oper: Schwedische Lieder, gesungen von Fräul. Lind.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eingangspreisen.

Montag, 8. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt): Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten, Lustspiel in 4 Abth., von Deinhardstein.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 249. Dienstag, den 9. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des G. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

V.

Die Beförderung.

Ungefähr zehn Minuten nach der Ankunft des zur Brick „der Voltigeur" gehörenden Bootes ließ der Kommandant Fargeolles und Renaud zu sich bescheiden.

„Meine Herren," sagte er zu ihnen, „ich habe Ihnen den Inhalt einer Depesche mitzutheilen, die in Ihren beiderseitigen Stellungen eine vollständige Umwandlung herbeiführen wird."

Fargeolles erblaßte.

„Herr Renaud," fuhr der Kommandant fort, „ist zu dem Grade eines Schiffslieutenants befördert worden."

Julius bebte vor Freude. Dieser neue Grad, eine gerechte Belohnung seines eben so ehrenhaften als schönen Benehmens in Brasilien, erhob ihn von jetzt an über seinen verhaßten Gegner. Julius nahm nun als zweiter Befehlshaber am Bord der „Spröden" die Stelle des Herrn Labranche ein, welche seit dessen Ableben nur provisorisch verwaltet worden war.

„Ich wünsche Ihnen Glück, mein Herr, zu dieser Ernennung," vollendete Herr von Kergal seine Anrede, „welche Sie zum wirklichen Lieutenant an Bord unseres Schiffes ernennt. Lassen sie ungesäumt die Mannschaft sich versammeln . . . Herr Fargeolles, Sie bleiben noch, wenn's gefällig ist."

Julius verbeugte sich und verließ das Gemach. Bald hörte man Rappell schlagen.

Fargeolles beobachtete eine scheinbar leidenschaftslose Haltung, und erwartete, daß Herr von Kergal zuerst das Wort ergreifen würde.

„Ich begreife sehr wohl, Herr Fargeolles," begann der Kapitän der „Spröden" nach einer Pause, „daß Ihre Stellung an Bord, in Folge der unerwarteten Ernennung Ihres Kollegen, jetzt sehr peinlich seyn muß, aber ich vertraue auf Sie, und würde sehr betrübt seyn, wenn Sie deshalb etwa auf Ihre Versetzung antragen wollten."

„Ich denke nicht daran, Kommandant," erwiederte Fargeolles ruhig. „Herr Renaud ist mein Vorgesetzter geworden; ich werde ihm zu gehorchen wissen."

„Das ist wohlgesprochen, mein lieber Fargeolles! Ich bin wahrhaft erfreut, Sie von den Gefühlen ruhiger Mäßigung erfüllt zu sehen, die Ihnen Ehre machen, und von denen Sie mir heute schon ein Mal eine Probe gegeben haben. Eben deshalb fühle ich mich auch Ihnen gegenüber zu der offenen Erklärung veranlaßt, daß ich Alles, was von mir abhängt, aufbieten werde, um Ihnen Ihre Stellung an Bord so angenehm und leicht als möglich zu machen."

Ein seltsames Lächeln umspielte die Lippen des Fähndrichs, welcher sehr wohl die Ursache der besonderen Theilnahme erkannte, welche ihm Herr von Kergal, als Freund seines Vaters, so unzweideutig bezeugte.

„Ich danke Ihnen, Kommandant," sagte er, „und wiederhole nur nochmals, daß ich alle meine Kräfte anwenden werde, um mich der Ehre, unter Ihren Befehlen zu dienen, fortwährend würdig zu machen."

Der Fregattenkapitän öffnete die Thüre und stieg auf das Verdeck. Der Schiffsfähndrich folgte ihm.

Die Mannschaft hatte sich, in zwei Reihen formirt, aufgestellt. Es herrschte eine allgemeine Befürchtung.

Das ist ohne Zweifel wieder irgend eine Erfindung von „Bärengesicht"; es wird sich um eine Bestrafung handeln, oder irgend ein Urtheil zu fällen seyn," dachten die Matrosen.

„Einen Wirbel!" befahl der Kommandant.

Der Tambour schlug einen Wirbel.

„Im Namen des Königs!" begann Herr von Kergal, das Haupt entblößend. „Die Mannschaft der „Spröden" wird hinfort, in seiner Eigenschaft als zweiter Befehlshaber, den durch königliche Ordonnanz vom ersten Juli 1822 zum Grade eines Schiffslieutenants ernannten Herrn Julius Renaud erkennen, und ihm in allen, den Dienst Sr. Majestät betreffenden Stücken willig und pünktlich Gehorsam leisten."

Als der Name Julius Renaud genannt wurde, ließ sich ein Freudengemurmel unter der Mannschaft hören, und sobald die Reihen aufgelöst waren, gab sich auf dem ganzen Schiffe die lauteste Freude kund. Man drückte sich die Hände, man umarmte sich, man lachte und scherzte, kurz es war, als ob man eben einer ungeheuren Gefahr glücklich entronnen sey.

Fargeolles sah und hörte Alles, und eine dumpfe Wuth bemächtigte sich seiner Seele. Mit dem Hasse verbanden sich jetzt noch Neid und Eifersucht, und er folgte nur diesen bösen Trieben, als er, lebhafter als jemals, sich an einem doppelt glücklichen Nebenbuhler zu rächen wünschte. Ein ganz natürlicher Umstand sollte seine Aufregung noch vermehren.

Um seine Ernennung zum Lieutenant auf passende Weise zu feiern, ersuchte Julius den Kommandanten, alle der Mannschaft etwa zuerkannten Strafen für dies Mal im Gnadenwege aufzuheben. Indem der junge Offizier diese Bitte an den Kommandanten richtete, wußte er nicht, in wie großem Maße sich im Verlaufe weniger Stunden die Strenge seines Vorgängers geltend gemacht hatte.

Fargeolles betrachtete die Milde Renaud's wie eine ihm mittelbar angethane schimpfliche Beleidigung. — —

Die Stunde des Mittagessens der Offiziere war herangekommen. Man setzte sich zu Tische. Die Umwälzung, welche Re-

Digitized by Google

naud's Beförderung an Bord verursacht hatte, beschäftigte alle Gemüther, allein Niemand wagte davon zu reden. Man wechselte nur ganz unbedeutende Worte.

Die Mannschaft gab dagegen ihre Freude und Zufriedenheit auf alle mögliche Weise zu erkennen. Eine ungewöhnliche Bewegung herrschte auf dem Vorschiffe. Der Pfeifer und der Tambour schmückten sich mit bunten Bändern; Vater Gaussard übte seine Redefertigkeit; Gruppen sammelten und trennten sich, um sich weiterhin von neuem zu bilden.

Papillon wurde ebenfalls von Zeit zu Zeit sichtbar. Endlich kam er mit der Nachricht, daß der Kaffee auf der Offiziertafel aufgetragen worden sey.

„Nun ist's Zeit, Matrosen!" rief Gaussard mit dem Tone des Ceremonienmeisters aus. „Jeder auf seinen Posten! In's Glied, Ihr Bursche! Pfeifer, spiel uns ein lustig Stückchen!"

Die Mannschaft setzte sich in geschlossenen Gliedern, mit den beiden Musikern und Gaussard, der das Amt des Redners zu versehen hatte, an der Spitze, gegen das Hinterkastell in Bewegung.

Dort angelangt, begann die Festmusik. Der Tambour schlug aus allen Leibeskräften die Reveille und seine schönsten Wirbel, und der Pfeifer blies seine lustigsten Stückchen so lange, bis die durch das unerwartete Konzert vom Tische aufgeschreckten Gäste auf dem Verdeck erschienen. Als Julius sich zeigte, erscholl aus den zweihundert Matrosenkehlen der Korvette der begeisterte Ruf: „Es lebe der Lieutenant!"

Gaussard nahm jetzt das Wort, indem er eine jener blumenreichen, mit allen pittoresken Handwerksausdrücken gehörig durchspickten Anreden an den Offizier richtete, worin er den lebhaften und freudigen Antheil ausdrückte, welchen die ganze Mannschaft an dessen Standeserhöhung nahm, dann Namens derselben die Versicherung hinzufügte, daß Alle auf das eifrigste auf gute Haltung, Ordnung, Pünktlichkeit, Rührigkeit und Gehorsam bedacht seyn würden, ferner in Lobsprüche auf den Minister sich ergoß, und zuletzt in den ruhmredigsten Ausdrücken des Königs gedachte.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über die Krimm.

(Fortsetzung.)

Der Weinbau am Rhein und in der Krimm ist sehr verschieden, da ein Weinberg am Rhein, wenn er eine zwanzigjährige Ernte geliefert hat, rückwärts geht, daher ausgerodet werden muß und dann in zehn Jahren nichts hervorbringt, ein solcher in der Krimm dagegen ein ganzes Menschenalter trägt und dann nach der Ausrodung im ersten Jahre schon einen halben und im folgenden schon einen ganzen Herbst gibt. Während am Rhein ein gutes Weinjahr zu den Seltenheiten gehört, bleiben die Qualität und Quantität von jedem Jahr sich in der Krimm so ziemlich gleich. Hier macht der Dünger die Hauptausgabe; beim ewig trocknen Boden der Krimm würde er nur Schaden bringen. Hat der Bauer hier immer im Weinberg zu arbeiten, ist dagegen die Arbeit in der Krimm nur höchst unbedeutend; bei uns ist der Regen höchst nothwendig, in der Krimm und in Süd-Rußland ist im Winter der Schnee eben so selten, als der Regen im Sommer, ohne daß es dem Weine Schaden bringt. Während im Sommer 1844 der Regen im nördlichen Rußland und übrigen Europa so in Strömen floß, daß alle Gewässer austraten, konnte man in Odessa nur mitleidig alle Bäume und Pflanzen, welche nach einem Wassertropfen lechzten, betrachten, da es schon seit mehr als fünf Monaten nicht geregnet hatte, was man den ausgedehnten unfruchtbaren Steppen zuschreibt. Trotz aller dieser Vortheile sind in der Krimm die Besitzungen seit fünfzehn Jahren um die Hälfte im Preise gefallen, während sie in Rheinhessen fast um's Doppelte gestiegen sind, wozu die geographische Lage der Halbinsel beitragen mag.

Die nächsten Weinländer, Türkei, Kleinasien ꝛc. ꝛc., sind größtentheils von Bekennern des Islams bewohnt, und in den entfernteren Ländern, wie Griechenland, Sicilien und Spanien kann der Krimmer Wein nicht concurriren, wodurch der Absatz auf Rußland selbst beschränkt werden muß, was dem Auslande wenig schadet, da in Süd-Rußland die Städte fehlen und den Versendungen nach dem Norden der weite Landtransport ein großes Hinderniß seyn wird. Rußland hat allerdings die größten und schönsten Flüsse Europa's, die aber vernachlässigt und wenig geregelt sind. Mir wenigstens war während meiner Reise nicht vergönnt, auf irgend einem Flusse ein regelmäßig gebautes Schiff zu bemerken. Die mehr als 1000 Stunden laufende Wolga, sowie ihre Nebenflüsse Oka und Kama, welche dennoch so bedeutend sind, daß sie mit andern Strömen in Europa in gleiche Linie gestellt werden können, haben eben so wenig wie der Dnieper, Dniester, Don u. a. je ein Dampfboot getragen. Diese höchst wichtige Erfindung der Dampfboote, welche auf den Handel von Europa so viel wirkt, hat wenig Fortschritte in Rußland gemacht, und während Stockholm täglich 30—40 Dampfboote nach allen Theilen Schwedens aussendet, begnügt sich Petersburg bei einer sechs Mal so starken Bevölkerung und weit beträchtlicherem Handel mit 5—6 Dampfbooten, welche das Ausland dahin sendet, und besteht bis heute noch keine regelmäßige Dampfbootsverbindung nach den bedeutenden Handelsstädten Riga und Reval.

Nicht viel Besseres läßt sich über die Verbindung zu Lande sagen; das Reich, welches einen Umfang hat, der einem Welttheile gleichkömmt, ist, die Krimm ausgenommen, nur im Besitz von drei großen Chausseen, welche in die Hauptstadt einmünden; nämlich die finnische, welche schon in Tornea beginnt, durch ganz Finnland läuft und dann über Abo und Helsingfors nach Petersburg geht; die deutsche Straße über Polen und endlich die eleganteste Straße Europa's, welche die beiden Hauptstädte verbindet und, schon unter der Kaiserin Catharina begonnen, erst in neuerer Zeit vollendet wurde. Dagegen sind die übrigen Straßen von einer großen Stadt zur andern, wie z. B. von Warschau und Riga nach Moscau, im größten Theil des Jahres so wenig fahrbar, daß die Reisenden den sehr weiten Umweg über Petersburg vorziehen, um jene Straße zu umgehen. Deswegen erfreut sich auch die große Eisenbahn von Peteesburg nach Moscau nicht der Popularität, wie man im Auslande glaubt; man würde allgemein vorgezogen haben, weil die Straße von Petersburg nach Moscau allen Anforderungen entspricht und man obige Bahn von Moscau über Charkof nach Odessa fortzusetzen gedenkt, wenn man mit der Linie von Moscau nach Charkof begonnen hätte, weil diese das Herz von Rußland berührt, eine reiche bevölkerte Gegend durchzieht und die Ostsee dem schwarzen Meere näher gerückt hätte. Wie schwer die zweihundert Stunden lange Straße von Moscau nach Charkof zurückzulegen ist, mußte ich selbst empfinden.

Nachdem ich von meinen Rheingauer Freunden einen herzlichen Abschied genommen hatte, verließ ich die Südküste der Krimm, um auch das Innere des Landes näher kennen zu lernen. Zwischen Aloutschta und Simferopol erhebt sich der 4800 Fuß hohe, $1^1/_2$ Stunden breite und ungefähr $2^1/_2$ Stunden lang sich ausdehnende Berg Tschardardagh, welcher nach dem Ural-Gebirge der höchste im europäischen Rußland ist, aus Kalksteinen besteht und häufig seiner schönen Aussicht und des Sonnenaufgangs wegen bestiegen wird, was mit leichter Mühe zu bewerkstelligen ist. Daß die Zeit mir fehlte, ihn zu besteigen, konnte ich mich leicht trösten, weil die Krimm im Innern der Flüsse, Seen, Städte und Dörfer entbehrt, was das Besteigen der Schweizer-Gebirge so lohnend macht.

In Simferopol fand ich beim deutschen Gastwirthe Bugarius

Digitized by Google

ein gutes Unterkommen und zögerte nicht lange, die Stadt näher in Augenschein zu nehmen. Seit vielen Jahrhunderten war Backschissaray die Hauptstadt der Halbinsel, Residenz der Khane, welche hier auch einen prächtigen Serail besaßen, und der Sitz der Beamten, wie sie auch von den Russen vorgefunden ward. Aber wie allenthalben, liebten auch hier die Muselmänner nicht, unter christlicher Regierung zu leben, ihre Religion hat auch so viele Eigenheiten, daß sie deßhalb zu entschuldigen sind, und schon machte die blos aus Tartaren bestehende Bevölkerung Backschissarays Anstalten, den Russen eine menschenleere Hauptstadt zurückzulassen. Um diesem vorzubeugen, räumte die Kaiserin Catharina den Bewohnern jener Stadt mehrere Privilegien ein, namentlich diese, daß nur Tartaren die Stadt bewohnen sollten, sie ihren Gottesdienst ausüben, sich eigene Beamten wählen und Gesetze sich machen dürften, was die Einwohner von der Ausführung ihres anfänglichen Vorsatzes zurückhielt. Die Russen hatten sich daher nach einer andern Hauptstadt umzusehen und wählten in Ermangelung einer Stadt dazu das damalige Dorf Simferopol, welches sie durch Anlage von neuen Gebäuden und Straßen neu umschufen. Diese neue Anlage wird heute indessen sehr scharf getadelt, indem die Stadt so sehr ausgedehnt ist, daß sie nie von einer Bevölkerung angefüllt werden kann und die Straßen ohne Berücksichtigung des Klima's so breit wie im kalten Norden angelegt wurden, daß es im Sommer bei der drückenden Sonnenhitze kaum darin auszuhalten ist. Um diese neue Stadt zu bevölkern, mußte man in diesem menschenleeren Lande Alles nehmen, was sich darbot, wodurch hier eine Musterkarte von einer Bevölkerung entstand, wie sie schwerlich irgendwo wiedergefunden wird. Unter ihren 10,000 Einwohnern befinden sich Tartaren, Armenier, Zigeuner, Caraiten, Griechen, Russen, Juden ꝛc. ꝛc. Jede dieser Sekten hat ihr eigenes Armen- und Krankenhaus, wodurch sich fast in jeder Straße ein solches befindet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Gleich den französischen Blättern bringen auch die englischen, gelegentlich der Reise der Königin, aus gänzlicher Unkenntniß der Sache viel Verkehrtes und Komisches über Deutschland. So die letzten Berichte derselben aus Mainz. Sie loben die Reinlichkeit dieser Stadt und den „guten Geruch" in ihren Straßen in Vergleich mit Köln und Koblenz. „Mainz", schreibt der Correspondent des „Chronicle" wörtlich, „ist unbestreitbar die reinlichste und am lieblichsten duftende Stadt, die ich in Deutschland gesehen habe; Köln war die schmutzigste, und Koblenz stand ihr nicht viel nach." Derselbe Bericht aus Mainz sagt: „Mit der Leichtigkeit des Fortkommens, welche Eisenbahn und Dampfschiff darbieten, ist es hier zu Ende (was, beiläufig bemerkt, nicht wahr ist), und die weitere Reise Ihrer Majestät wird zu den langsamsten und beschwerlichsten gehören. Wir treten jetzt ein in das eigentlich deutsche Deutschland, wohin keine englischen Touristen streifen, in das veritable Deutschland, das wahre Land des Sauerkrauts und Kirschwassers, der endlosen Wälder und der schneckengleichen Bewegung deutscher Postillone." Auf der Schiffbrücke stehend, welche nach der „Surrey-Seite" von Mainz (alias Castel) hinüberführt, ist der Correspondent lange verloren in Betrachtung der Rheinmühlen mit ihren plumpen Rädern, die ein Landsmann von ihm ein Mal als römische Alterthümer in sein Tagebuch notirt haben soll. Der Correspondent schließt mit der Bemerkung: „Mainz ist sehr voll; die englischen Badegäste von allen benachbarten „Brunnens" sind hier zusammengeströmt. Die Gastwirthe schneiden abscheulich, und da hilft nichts: Ihr müßt sie bezahlen, oder auf der Straße logiren. Wahrlich, die Geister der Raubritter und Lanzknechte, die einst von den grauen Burgen am Rhein auf unglückliche Wanderer weglagerten, scheinen in den fettschmierigen Leibern deutscher Wirthe fortzuleben. Die „Hofs" und „Gasthauses" den romantischen Rhein entlang sind die modernen Raubnester des Stromes, und ihre Herren und Meister plündern so vortrefflich wie ihre Vorfahren, nur daß sie anstatt der scharfen Speere lange Rechnungen (bill — eine Rechnung, und eine Streitart) in den Händen tragen." Weil man in Deutschland um 1 oder 2 Uhr zu Mittag speis't, und nicht wie in England um 7 oder 8 Uhr Abends, werden wir „a primitive people" — d. h. ein altfränkisches, in der Bildung zurückgebliebenes Volk genannt. Daß die Deutschen ungekämmte Haare haben, den ganzen Tag an der Tabakspfeife kauen, versteht sich von selbst.

Ein Korrespondent der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" theilt aus Meiningen über einen Unfall, der dort einen Theil des Marstalls des Königs der Belgier bei der Durchreise nach Gotha am 26. August betroffen, folgende Einzelnheiten mit: „Die Pferde, durchgängig von ausgezeichneter Schönheit, wurden in den vor der Stadt liegenden „Sächsischen Hof", wo sich auch die Post befindet, gebracht. Bald nachher kam im Stall Feuer aus, welches zwar an dem Gebäude selbst keinen erheblichen Schaden anrichtete, dagegen einen Theil der Pferde so sehr verletzte, daß vier als gänzlich verloren, mehrere andere hingegen als unbrauchbar betrachtet werden, indem sie mehr oder weniger von dem Feuer beschädigt wurden. Ueber die Entstehung des Brandes ist bis jetzt noch keine Gewißheit erlangt; während Einige behaupten, er sey durch die brennenden Cigarren der königl. Stallleute veranlaßt worden, wollen Andere wissen, eine herabfallende Laterne habe das Unglück angerichtet. So viel ist gewiß, daß die Pferde keine gewöhnliche Streu hatten, sondern, wie in England gewöhnlich, ganz in Stroh, so zu sagen, eingehüllt waren, und somit das Feuer so rasch um sich greifen konnte. Es wird jetzt behauptet, daß vier Pferde erstickt und zehn so verletzt sind, daß sie als verloren betrachtet werden. Der Schaden wird auf 20,000 Rthlr. angegeben."

Neu-Felsberg ist im Entstehen begriffen. Bereits sind mehrere Fundamente gelegt, und schon erheben sich einige Mauern. Die bisher eingekommenen Steuern für Felsberg betragen: Aus dem Kanton von 161 Gemeinden 17,023 fl., wozu 4000 fl. als Beitrag aus der Standeskasse kommen, von auswärts wohnenden Bündnern 1774 fl.; dann von Wohlthätern anderer Kantone und Ausländern 36,153 fl.

Die neuere französische Literatur findet in Spanien einen solchen Anklang, daß jetzt zu Barcelona ein Geschäft gegründet wird, das nach Art der Belgier französische Werke nachdrucken und mit der Kaisergeschichte des Hrn. Thiers anfangen will.

Madame Rudersdorf-Küchenmeister aus Mannheim gastirt auf der Badener Bühne in diesem Augenblick mit Beifall. Sie singt die Amine im Liebestrank, Agathe im Freischützen und die Regimentstochter.

Der „Schwäb. Merk." enthält Folgendes: „Stuttgart, im August. Die Verdienste des Oberregisseurs unserer Hofbühne, Hrn. Moritz, um die Hebung der dramatischen Kunst fanden neuerdings eine schmeichelhafte Anerkennung, indem ihm die Direktion des Prager Theaters angeboten wurde. Er hat jedoch das Anerbieten abgelehnt. „Leider", sagt ein Schreiben aus Prag in der „Allg. Ztg.", „ist die Hoffnung auf Moritz, welchen man vor jedem Andern zu besitzen wünschte, und dem die größten Anerbietungen gemacht worden waren, nun gänzlich geschwunden; es ist ihm auch nicht zuzumuthen, daß er seine glänzende, sichere und angenehme Stellung für das Ungewisse hingebe."

Digitized by Google

(Zeichen der Zeit.) Während die Kölner mit Stolz auf ihren Dom blicken, der seiner — wenn auch langsamen — Vollendung entgegen reift, sehen sie es gelassen mit an, daß andere Baudenkmäler ihrer Stadt niedergerissen werden. So ist erst neulich wieder ein Theil der Pfalz des Erzbischofs Hanno mit einem prächtigen achteckigen Thurm auf dem St. Georgsplatz verschwunden, um einem Weinkeller Platz zu machen. Außer den Kirchen hat Köln nur noch den Gürzenich, das Elzweiler'sche Haus, das Tempelhaus und die Apotheke auf dem Altmarkt als erhebliche Gebäude aus dem Mittelalter aufzuweisen.

Bei der Vertheilung des Violinpreises im Pariser Conservatorium soll einem Schüler Unrecht widerfahren seyn. Als die Sitzung zu Ende war, wurden die Professoren von einer wüthenden Menge, die sich auf ihrem Wege versammelt hatte, mit Pfeifen und Schimpfen begleitet, während der angeblich übergangene Schüler fast im Triumph mit Hurrah und Bravo einhergeführt wurde. Da mag Professor und Schiedsrichter seyn wer will, — wenn die Jungens und ihr Anhang Recht behält.

Korrespondenz.

Mainz, 31. August.

Ein gewisser Hr. Castel, zu seiner Zeit Lehrer des Talmuds, ein alter und in hiesiger Gemeinde durch seine bizarren Ideen bekannter Mann, übrigens streng rechtlich, Vater zweier Kinder, mit welchen er übrigens nicht ganz zufrieden war, hatte sein ganzes Zutrauen seinem ehemaligen Schüler Hrn. Isidor Schl. geschenkt, den er seit zwei Jahren fast täglich besuchte. Im Laufe des vorigen Jahres ließ er (Castel) sich durch denselben eine Summe von fl. 800 nach und nach in preuß. Cassascheinen einwechseln, die er Tag und Nacht bei sich trug und von deren Besitz Niemand außer Schl. etwas wußte. Als nun Castel vor einigen Monaten sich unwohl fühlte und nicht mehr ausging, bat er Schl., von nun an ihn täglich zu besuchen. Einst, als Schl. bei ihm sich allein befand, übergab er ihm die besagten fl. 800 mit dem Bemerken, daß er ihm diese schenke. Schl., welcher wohl wußte, daß Castel nicht vermögend war, fand Bedenken, das Geld den Kindern Castel's zu entziehen. Er nahm zwar das Geld an, machte aber sogleich dem hiesigen Friedensgerichte die Anzeige davon, mit der Erklärung, daß er keineswegs gesonnen sey, von diesem Geschenke Gebrauch zu machen, sondern dieses im Falle des Ablebens von Castel den Kindern desselben zu geben. Castel starb nun bald darauf, und als die Kinder beim Inventarium weinten, daß ihr Vater ihnen kein Vermögen hinterlassen habe, erklärte Schl., daß er noch fl. 800 von dem Verstorbenen in Händen habe, die er ihnen geben wolle. Schl., Vater von elf, noch in seiner Nahrung stehenden Kindern, konnte dieses bedeutende Geschenk recht gut gebrauchen, aber seine Rechtschaffenheit, sein Edelsinn siegten über den Eigennutz und der edle Mann übergab mit der größten Bescheidenheit und ohne mit dieser schönen That zu prunken, den Kindern das erhaltene Geschenk. So handeln gute und edle Menschen. P. H.

Darmstadt, 3. Sept.

Eine neue Landplage schien uns dieser Tage zu bedrohen, als Abends mit einem Male unzählige Schwärme von kleinen weißen Fliegen sich bei uns einfanden, welche, von dem Licht der Straßenlaternen angezogen, diese umkreis'ten, bis sie zur Erde todt niederfielen. Am andern Morgen fand man an den bezeichneten Stellen eine so große Menge dieser Insecten auf dem Straßenpflaster liegen, daß sie weggekehrt wurden. Jemand, der nur Großes und Außerordentliches zu erleben gewohnt ist, wollte irgendwo bis an die Knöchel in diese todte Insectenwelt hineingefallen seyn. Am folgenden Abend beobachtete man die nämliche Erscheinung, wiewohl in etwas geringerem Grade. Andächtige Gemüther dachten dabei an die sieben Plagen Egyptens und ergingen sich in schlimmen Prophezeihungen; Andere (und diese bildeten wohl die Mehrzahl) erblickten in dem auffallenden Phänomen die flügge gewordenen Körner des Speichers eines gransamen Kornwuchers, der seine lange angehäuften Kornvorräthe in Erwartung großer Theuerung, und zur besseren Aushungerung des Volks, noch länger habe aufbewahren wollen. Nun aber, schlossen sie weiter, sey plötzlich die Strafe des Himmels hinzugetreten: die dem allgemeinen Bedürfniß so lange entzogenen Körner hätten sich in Insecten verwandelt und seyen in alle Welt geflogen. Man nannte Namen, nicht einen, sondern mehrere, und alle wurden der verdienten Verwünschung preisgegeben, wie nicht anders zu erwarten, da ja die handgreiflichen Strafgerichte des Himmels über sie ergangen waren. Vox populi, vox Dei! Wenn die große Inry des Himmels gesprochen, dann müssen wohl die Erdenwürmer hienieden verstummen, besonders wenn über einen sogenannten Kornwucherer das Interdict ausgesprochen worden ist. Man spähte nach dem Orte der ausgeflogenen Getreidespeicher, man suchte hier und dort, jedoch vergebens. Das Gespenst des Kornwuchers hatte nun einmal die Gemüther erschreckt; des berühmten Say volkswirthschaftliche Ansichten, denen zufolge die Kornwucherer wahre Wohlthäter der Menschheit seyn sollen, waren noch nicht bis zur Menge durchgedrungen, und bei der herrschenden Abgeneigtheit gegen einen natürlichen Erklärungsgrund mußte daher der Einwirkung des Uebernatürlichen eine Stelle eingeräumt werden. Naturkundige versicherten uns dagegen ganz einfach, daß wir jene Schwärme von Eintagsfliegen den benachbarten Rheinniederungen verdankten, von wo sie durch den Westwind zu uns herüber getrieben worden seyen.

Offenbach, 6. Sept.

Gestern fuhren drei Knaben in einem Kahne auf dem Main; einer stürzte aus Unvorsichtigkeit hinein und, des Schwimmens nicht kundig, war er dem Ertrinken nahe. Sein Kamerad, ein Knabe von 14 Jahren, hatte den Muth und die Besonnenheit, augenblicklich aus dem Kahn in den Fluß zu springen, und manövrirte so geschickt, daß er den Bedrohten glücklich an das Ufer brachte und ihm das Leben rettete. Carl Fertig heißt der kühne und gewandte Schwimmer. Solche Schüler machen unserm Schwimmlehrer, Hrn. Lenz, alle Ehre und ihm, der auch schon manches Menschenleben rettete, gebührt hier gleichfalls eine dankbare Anerkennung.

Meßsehenswürdigkeiten.

Cirque de Paris.

Mehrere Jahre sind verflossen, seitdem wir das Vergnügen vermissen, tüchtige Reitkünste hier zu sehen, indem nur Kunstgesellschaften zweiten Ranges die hiesigen Messen besuchten. Der gegenwärtigen aber war es vorbehalten, daß die ausgezeichnete Gesellschaft aus Paris unter der Direktion der Herren Cnzent und Lejars ihre berühmten Vorstellungen hier produzirte. Ein glänzender Ruf, der schon von München aus hierher gelangte, ließ Großes von derselben erwarten und der prachtvolle Circus, der auf dem Paradeplatz aufgeführt wurde, berechtigte dazu, in diesen Erwartungen nicht getäuscht zu werden. Zwei Vorstellungen haben nun bis heute statt gehabt, und alle Zuschauer, welche in nicht kleiner Zahl dieselben besuchten, haben höchst befriedigt den Schauplatz verlassen. Wir behalten uns vor, Näheres in diesen Blättern über die Vorstellungen dieser interessanten Gesellschaft zu berichten.

Mainwasser-Wärme.

Den 7. Sept., Abends: 13 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 8. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt): Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten, Lustspiel in 4 Abth., von Deinhardstein.

Montag, 8. Sept. (Zum Besten der Pensionsanstalt des hiesigen Theaters): Großes Konzert unter gefälliger Mitwirkung von Fräul. Jenny Lind, königl. schwed. Hofopernsängerin. (Im Saale des Weidenbusches.)

Dienstag, 9. Sept. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. (Gastrolle) Peter I.: Hr. Scharpff, vom Theater zu Mainz.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 250. Mittwoch, den 10. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des S. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

Der Kommandant von Kergal war nicht der Mann, um sich einem solchen Verfahren, das jetzt nicht mehr zu den üblichen Schiffsgebräuchen gehört, zu widersetzen. Eine solche Ehrenbezeugung war für die Trommler und Pfeifer Gelegenheit einer guten Ernte, für die Matrosen eine Art von Fest, und wenn der Held des Tages anders wußte, was sich schickte, so wurde eine doppelte Ration Wein auf seine Kosten vertheilt.

Julius nahm sich wohl in Acht, einen Verstoß gegen dies alte Herkommen zu begehen. Er war tief gerührt von den ungekünstelten und treuherzigen Beglückwünschungen der Seeleute. Auch hoffte er, daß die neue Würde, mit der er nunmehr bekleidet war, eine Scheidewand zwischen ihm und Fargeolles bilden und daß er mittelst eines zugleich festen, gerechten und gemäßigten Benehmens allen etwaigen Angriffen seines Untergebenen genügend zu begegnen im Stande seyn würde. Endlich diente die Erinnerung an Antonina, welcher er durch den neuerlangten Grad nur noch näher geführt wurde, noch dazu, sein so unerwartetes Glück vollkommen zu machen.

Fargeolles, auf der Kampanje sitzend, schaute mit wilden Blicken auf das lustige Treiben hin. Er brütete über einen neuen Angriffsplan, und gedachte mit unheimlicher Freude der letzten, vom Kommandanten an ihn gerichteten Worte.

Der Rechnungskommissär näherte sich ihm. Stets zum Versöhnen geneigt, denn er war im Grunde der beste der Menschen, versuchte er dem mißmuthigen Fargeolles einigen Trost zuzusprechen, wurde aber von diesem sehr übel aufgenommen. Er ließ sich indeß dadurch nicht abschrecken, und verweilte neben dem mürrischen Fähndrich bis zum Einbruch des Abends, wo die Hängematten heruntergelassen wurden.

In diesem Augenblick gab Julius Desbagues, welcher die Wache übernahm, einige auf den Dienst bezügliche Befehle. Fargeolles erhob sich, und ging an den Beiden vorüber. Er hörte, wie der Kadett zu dem jungen Offizier eben sagte:

„Sehr wohl! Ihre Befehle sollen pünktlich ausgeführt werden, Lieutenant!"

„Lieutenant!" dachte Fargeolles. „Dieser Dummkopf ist Lieutenant! Die Mannschaft huldigt ihm, die Offiziere beglückwünschen ihn, und der alte Federfuchser räth mir zur Mäßigung, Sanftmuth, Freundlichkeit und Friedfertigkeit! Es ist zum Rasendwerden! Ja, ja! Man muß sich wirklich noch eine Hammelsnatur anschaffen! . . . Aber wartet, wartet! . . . Zum Glück habe ich den Kommandanten für mich!"

Julius stieg in seine Kajüte hinab, um ungestört von Antonina und dem Vergnügen zu träumen, das ihm am nächsten Morgen, wann er mit den Insignien seines neuen Grades bekleidet, sein Erscheinen vor der Geliebten bereiten würde.

Fargeolles blieb bis in die dunkle Nacht hinein in seine düsteren Gedanken versunken.

— — — — — — — — — — —

Im Hause des Kolonial-Administrators hatte Niemand auch nur die geringste Ahnung von dem Geschehenen.

Man glaubte, Fargeolles sey Lieutenant. Antonina zitterte bei dem Gedanken an die arglistigen Ränke, welche Fargeolles Tag für Tag ersinnen würde, um Julius zu verhindern, an's Land gehen zu können. So war denn auch am Morgen ihr Blick unausgesetzt auf den zum Hause führenden Baumgang gerichtet, während sie Abends ihren Vater auf seinem gewohnten Spaziergange begleitete.

„Da ist er! Welches Glück!" rief sie plötzlich aus.

Herr von Rizière schien diesen Freudenruf nicht recht zu begreifen.

„Wie, mein Vater," sagte Antonina, „sehen Sie denn nicht, daß er zwei Epauletten trägt; er ist Schiffslieutenant geworden."

„Meinen herzlichen Glückwunsch," sagte Herr von Rizière zu dem näher gekommenen Julius; „ich hoffe, Sie werden den Abend bei uns zubringen . . . Kommen Sie, kommen Sie; ich muß Sie meiner Frau vorstellen."

Man ging zu dem Orte, wo die träge Kreolin nachlässig hingestreckt lehnte. Sie empfing Renaud sehr kühl, und das Glück, welches ihm begegnet, schien sie selbst nur traurig zu stimmen, denn dieses Glück war ja ein Triumph über Fargeolles, dem sie mehr als jemals gewogen war. — —

„Die Zeit drängt mich zum Scheiden," sagte Julius endlich nach längerem Verweilen.

„Nein, nein, Sie werden uns heute nicht verlassen," versetzte Herr von Rizière; „Sie müssen bis morgen bei uns bleiben."

„Unmöglich, werther Herr. Ein Lieutenant soll niemals die Nacht außerhalb seines Schiffes zubringen, wo ihn seine Pflichten fesseln. Ja, meine Besuche werden sogar — und ich muß mich darein ergeben — weniger häufig seyn, als zu Brest. Herr von Kergal hat schon diesen Abend mit einem gewissen Mißvergnügen meine Entfernung vom Schiffe bemerkt."

„So eine Lieutenantsstelle ist doch eine wahre Sklaverei!" rief Antonina aus.

„Ich darf Ihnen nicht widersprechen, mein Fräulein. Aber bevor ich Abschied nehme, habe ich noch ein bescheidenes Gesuch an Frau von Rizière zu richten . . . Ich bitte Sie um die Erlaubniß, Fräulein Antonina dieses unbedeutende Album überreichen zu dürfen."

Frau von Rizière glaubte nicht, ohne eine allzumerkliche

Digitized by Google

Unhöflichkeit zu begehen, die begehrte Erlaubniß verweigern zu dürfen.

„Aber Du mein Gott! Wozu so viel Umstände?“ sagte Herr von Rizière treuherzig, sobald seine Frau ihre Einwilligung gegeben. „Dazu bedarf es doch wahrlich keiner besondern Erlaubniß.“

Bei dem sanften Schimmer des die Palmenbäume der Allee versilbernden Mondes wechselten Julius und Antonina ein leichtes Lächeln.

„Suchen Sie sich recht oft Ihrer Haft zu entziehen, armer Gefangener,“ sagte sie leise zu ihm.

„Oft!“ wiederholte der Offizier traurig; „das ist unmöglich! Aber ich werde Papillon häufig an's Land senden, um recht oft von Ihnen zu hören.“

Antonina erröthete bei dem Namen des kleinen Schiffsjungen, der ihr Tags vorher so ohne Rückhalt die Liebe seines Herrn zu ihr gestanden. Der Lieutenant konnte indeß das holde Erröthen seiner Geliebten nicht gewahren, da man sich gerade in dem dunkelsten Theile des Baumgangs befand. — —

Bald darauf verlor sich Renaud in den Schatten der Nacht, während die Rizière'sche Familie in das Haus zurückkehrte.

Antonina beschäftigte sich, nachdem sie sich in ihr Zimmer zurückgezogen, damit, in süßer Rührung das Album zu durchblättern, ganz angefüllt mit zarten Andeutungen, deren Sinn sie nur allein zu enträthseln und zu fassen vermochte.

Julius hatte seinerseits die Ueberzeugung erlangt, daß seine Liebe von Antonina erwiedert wurde.

Frau von Rizière pries den Umstand, welcher Fargeolles verhindert hatte, Lieutenant zu werden, nachdem sie die Beschwerden dieser besonderen Stellung kennen gelernt.

Was endlich Herrn von Rizière anlangt, so war die Werthschätzung, welche er für Julius hegte, durch dessen Lieutenants-Epauletten nur noch vermehrt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über die Krimm.

(Fortsetzung.)

Auch gegen fünfzig deutsche Familien haben sich in Simferopol angesiedelt; mehrere davon habe ich besucht, welche mich versicherten, daß es ihnen gut ginge und sie sich größtentheils als Professionisten ernährten. Sie besitzen eine Kirche, aber keinen Prediger; der Pastor Kilius kömmt deßhalb jeden Monat aus den deutschen Kolonistenorten hierher und in seiner Abwesenheit verrichtet der Schullehrer seine Functionen. Hr. Kilius kömmt auch manchmal an die Südküste nach Yalta, wo der Gottesdienst im Hause des Gastwirthes Bömann gehalten wird. Sehr leid thut es mir, wegen Mangel an Zeit, die nahen deutschen Kolonistenorte Neusatz, Friedrichsthal und Rosenthal nicht besuchen zu können. Sie betreiben den Ackerbau und Weinbau mit dem besten Erfolg und ihre Kartoffeln genießen einen guten Ruf auf dem Simferopoler Markte. Die beiden ersten Orte von etwa 600 Seelen zusammen sind reformirt und Rosenthal hat 300 katholische Einwohner. — Von Simferopol setzte ich meine Reise nach Backschissaray fort, wo ich gerade am Tage vor Maria-Himmelfahrt ankam, an welchem sich der größte Theil der christlichen Bevölkerung der Krimm zur Begehung eines großen Kirchenfestes in einem nahe gelegenen Kloster vereinigt. Weder in Backschissaray noch in einem andern Tartarenorte gibt es Wirthshäuser, weßhalb der Graf Woronzof mehrere aufbauen und verpachten ließ. In Backschissaray wurden alle Zimmer im Schloß, mit Ausnahme jener, welche die kaiserliche Familie selbst bewohnt, als Logis-Zimmer eingerichtet und jeder Fremde wird darin einquartirt. Als ich mich ebenfalls dahin begeben wollte, begegnete mir ein Tartar, welcher mich ersuchte, ihm den Vorzug zu geben, und sein Gesicht war so ehrlich und aufrichtig, daß ich es ihm nicht abschlagen konnte. Er räumte mir ein im Bau begriffenes Haus ein, worin ich alle Gemächlichkeiten fand. Mein Wirth mochte wohl wissen, daß auf allen Zwischenstationen nicht ein Stückchen Brod zu erhalten war, säumte daher nicht, alle möglichen Kochgeschirre herbeizuholen und auf einem im Zimmer selbst angemachten Feuer mir ein gutes Nachtessen zu bereiten, und ich hatte daher bald auf einem kleinen türkischen Tischchen eine Schüssel mit kleinen gepfefferten Hammelfleisch-Stückchen vor mir stehen, eine Speise, welche die Tartaren allen übrigen vorziehen. Nach dem Essen ordnete mir mein Diener mein Nachtlager auf einem Divan, ein Genuß, den nur der Orient darbietet. Als ich mich nun der Ruhe hingeben wollte, klopfte es an meiner Thüre; es war mein Wirth, welcher für sein Nachtlager allerlei Bettstücke zu meinen Füßen hinlegte, und auf alle meine Einwendungen, welche ich sowohl hiergegen als auch vorher gegen sein im Zimmer vorgenommenes Kochen machte, erwiederte er, daß er es für seine Pflicht halte, seine Gäste auf allen Stegen und Wegen zu begleiten, und er auch diese Nacht zu meinen Diensten seyn wolle. Dieser Landesgebrauch würde mich nicht im Schlafen gehindert haben, hätte sich später nicht noch eine zahlreichere Gesellschaft eingefunden; es waren summende, brummende, kriechende, fliegende und hüpfende Geschöpfe, mit welchen ich in der Krimm zwar schon früher viele Bekanntschaft gemacht, welche sich aber nicht in so zahlreicher Familie wie heute eingefunden hatten, und ich ward zuerst mit dem Tagesanbruche von meinen Peinigern erlöst. Bald wurde auch der Ssamovar (Thee) aufgetragen, und ich ersuchte meinen Wirth, zwei Reitpferde zu bestellen; er brachte natürlich drei, um an meinem Ausflug Antheil zu nehmen. Wir ritten zuerst zum Himmelfahrtskloster, wo die verschiedenen Costüme der versammelten Menschenmenge der Halbinsel für einen Maler manches Interesse darbieten mochten. Die kleine Republik Genua, welche im Mittelalter so Vieles und auch die Krimm beherrschte, hatte sich allem Anscheine nach von den vielen Felsengrotten, welche allenthalben in der Krimm zu finden sind, mehrere auserwählt, um den Gottesdienst darin vornehmen lassen zu können; in einer solchen Grotte hatte sich bei der Besitznahme durch die Russen ein heiliges Bild vorgefunden, und gab Veranlassung, eine Kapelle und ein Kloster hier zu errichten, welche sich dadurch einer großen Heiligkeit erfreuen und einen Ruf in ganz Süd-Rußland genießen. Achtundvierzig in die senkrecht aufstehende Felswand eingehauene Treppen führen ins Innere des Klosters, wo viele Zellen und jene russische Kapelle angebracht sind. Hier bemerkte ich einen sonderbaren Gebrauch bei den Russen, indem Jeder nach verrichtetem Gebete eine Silber- oder Kupfermünze mittelst Wachs an die Wand klebte, die ganz damit bedeckt war.

Mit meinen beiden Begleitern ritt ich vom Kloster nach dem eine Stunde davon entfernten, auf einem hohen Berge liegenden Tschouset Kale, wohin der Weg so steil ist, daß er gar nicht zu befahren und blos auf an ihn gewöhnten Pferden zu ersteigen ist. In Tschonset Kale wohnt nur eine in neuerer Zeit berühmt gewordene Sekte, Caraiten genannt, welche sich schon vor mehreren Tausend Jahren vom Hauptstamm der Juden trennten, in sehr kleiner Zahl zwar in Aegypten und Syrien vertheilt sind, größtentheils aber die Krimm bewohnen. Sie hängen fest am Buchstaben von Moses Worten, verwerfen alle Propheten und Talmudisten, und mögen vielleicht heute bei den deutschen Israeliten, wo so viel von Reform geschrieben wird, als Muster dienen können. Die 100—150 Familien zählende Gemeinde bildet, so zu sagen, eine Republik, indem sie das Recht besitzt, Niemand in ihrer Gemeinde zuzulassen, ihre eigene Verwaltung und Gerichtsbarkeit hat, frei von Conscription ist und an den Staat nur eine mäßige Abgabe zahlt. Der Ort liegt auf einem senkrechten Felsen und wenn seine zwei kleinen eisernen Thore verschlossen sind, so mag die Vertheidigung dieses Platzes leicht seyn. Nirgends auf dem Felsen ist ein Tropfen

Digitized by Google

Wasser zu erhalten und wird daher aus dem Thale in Schläuchen mittelst Maulthieren den Berg heraufgebracht, in einer Cisterne gesammelt und nach der Kopfzahl gleichmäßig vertheilt. Um diese Gemeinde näher kennen zu lernen, hatte ich mir in Odessa vom Caraiten Isaakowitsch an den Chacham oder Chef Schlemi Beim ein Empfehlungsschreiben verschafft; als ich aber bei diesem eintrat, fand ich so viel hohe Personen, welche das oben erwähnte Fest aus gleichem Antrieb auch hierher geführt hatte, versammelt, daß ich es fast bereute, diesen Tag gewählt zu haben. Nach ihrer Entfernung fand ich aber eine sehr gute Aufnahme beim Chacham, der, was mich noch mehr freute, sehr geläufig deutsch sprach. Hier traf ich auch die Vorsteher der Gemeinden von Simferopol, Koslof und Sewastopol ꝛc., welche dem Gouverneur, der seine Ankunft im voraus angezeigt hatte, ihre Aufwartung machen wollten. Herr Beim lud uns alle zu Tische, welche Einladung ich gerne annahm. Um ein kleines rundes Tartarentischchen, welches mitten im Zimmer auf einen Teppich gestellt war, setzten wir uns theils auf kleine Schemel, theils die Füße über einander geschlagen, so daß ich mich ganz in den Orient versetzt glaubte, um so mehr, da die Speisen eben so ungenießbar wie im Orient waren; Honig, süße Aepfel und Zuckerwerk werden als Leckerbissen betrachtet, und die Hände ersetzten auch hier häufig Messer und Gabeln. Frauen werden nicht am Tische zugelassen und dürfen selbst, so lange fremde Männer anwesend sind, nicht eintreten. Keiner der Anwesenden sprach anders als tartarisch und ich mußte mich daher mit ihrem Anblicke begnügen. Der Typus eines krimm'schen Caraiten ist ganz von dem der übrigen Juden verschieden, selbst die langen Bärte, welche die Türken, Russen und Juden dieser Länder als die höchste Zierde des Mannes betrachten, sind bei ihnen gänzlich abrasirt, wogegen bei keinem ein Schnurrbärtchen fehlt, welches auf eigene Weise zugestutzt wird. Der Caraite ist in seinem Benehmen sehr stolz und wortkarg; Sommer wie Winter trägt er eine mit Wolle besetzte schwere Filzmütze, eine dunkle, ganz zugeknöpfte Weste und kleidet sich, im Gegensatze zu den Russen, welche die Stiefel über den Hosen tragen, ganz nach deutscher Manier. Die Caraiten ziehen, wie alle Orientalen, den Handel allen übrigen Beschäftigungen vor, der auch in der Krimm ganz in ihren Händen ist. Manche sind sehr reich, dabei sehr wohlthätig gegen ihre Glaubensgenossen; man hat in diesem Lande kein Beispiel, daß ein Caraite gebettelt, gestohlen, das Gefängniß bewohnt oder seinen Eid gebrochen hat, und das Wort eines Caraiten ist sprichwörtlich geworden. Sie stehen daher in Rußland in großer Achtung, können wohnen und Geschäfte treiben, wo sie wollen; aber nichts desto weniger haben sich nur circa vierzig Familien von den Arabern und Tartaren getrennt und in Odessa niedergelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus Volney's Ruinen.

IV.

Nachdem Volney die Ursachen der französischen Revolution von 1789 in allgemeinen Umrissen angedeutet und auf die Grundzüge der neuen Freiheit hingewiesen hat, fährt er also fort: Ich dachte über die Lage eines so plötzlich vom Druck der Tyrannei zur Freiheit übergegangenen Volkes nach und befürchtete, daß es nun in Anarchie verfallen würde. Da vernahm ich, wie das Volk sprach: „Es ist nicht genug, daß wir uns von unseren Drängern und deren Schmarotzern befreit haben, wir müssen auch vorbeugen, daß sie sich nicht von neuem gegen uns erheben und daß nicht andere nachwachsen. Wir sind Menschen, und die Erfahrung hat gelehrt, daß Jeder nach der Herrschaft und nach Vorrechten strebt; wir müssen uns sicher stellen gegen solche Eingriffe und gegen die daraus erwachsende Zwietracht; wir müssen für unsere Rechte und Freiheiten feste Regeln entwerfen. Solche Entwürfe sind aber schwierig und erfordern eben so viel Zeit als Kenntniß und Einsicht, und da wir mit den Arbeiten unseres Berufes beschäftigt sind, so können wir weder Gesetze entwerfen, noch für deren Vollstreckung sorgen. Laßt uns daher geeignete Männer wählen und sie mit diesen Geschäften betrauen, laßt uns ihnen unser Bestes in die Hände legen und sie zu Stellvertretern unseres Willens machen! Doch seyen es ihrer viele und aus allen Ständen, damit die Mannichfaltigkeit unserer Wünsche und Bedürfnisse durch sie repräsentirt werde." Die Männer wurden nun vom Volke gewählt und es sprach zu ihnen: „Wir haben seither ohne bestimmte Ordnung, ohne Feststellung unserer Rechte und jeder Willkür freigegeben gelebt, und daraus sind große Uebel entstanden. Von jetzt an wollen wir einen festen Plan und einen geordneten Vertrag, und wir haben Euch zur Anordnung und Prüfung eines solchen erwählt. Untersucht genau, worin die Grundzüge einer gesellschaftlichen Vereinigung bestehen und welche Mittel zum gewünschten Ziele führen; erforscht die Rechte, die einem jeden Mitgliede zukommen, und zeichnet uns strenge, aber gerechte und billige Gesetze vor; gebt uns eine neue Verfassung, denn die seitherige war schlecht und fehlerhaft. Unsere Väter wandelten in Unwissenheit und die Gewohnheit ließ uns ihnen blindlings folgen; Alles geschah auf dem Wege der Gewalt, der Bestechung oder der Arglist, und die wahre Moral, die Gesetze der Natur blieben unbeachtet. Wir bedürfen ein durchaus neues Gesetzbuch, und wenn es gut seyn wird, so wollen wir ihm Folge leisten." Hierauf errichtete das Volk einen großen Thron in der Gestalt einer Pyramide, ließ die erwählten Männer darauf Platz nehmen und sprach zu ihnen: „Wir erheben Euch über uns, damit Ihr von unseren Leidenschaften nicht berührt werdet und ungestörter forschen könnt; doch vergesset nicht, daß die Macht, die wir Euch übertragen, nur ein anvertrautes Gut, nicht aber Euer Eigenthum, noch Eure Erbschaft ist, daß die Gesetze, die Ihr entwerft, zuerst für Euch gelten, daß Ihr morgen entthront werden könnt und daß Ihr keinen Vorzug habt als den unserer Achtung und Dankbarkeit, wenn Ihr deren würdig seyd. Ihr seyd zu Großem berufen und die Welt wird Euere Namen ruhmvoll nennen, wenn Ihr, den früheren Verkündigern des Irrthums gegenüber, zu Verkündigern der wahren Menschenrechte werdet!" Die erwählten Männer gingen nun an das Werk ihrer Mission, und nach langer und sorgfältiger Untersuchung sprachen sie zum Volke: „Wir geben Euch jetzt das Grundgesetz aller Gerechtigkeit und aller Freiheit. Da allen Menschen gleiche Fähigkeiten und gleiche Empfindungen von der Natur ertheilt worden sind, da sie alle gleiche Bedürfnisse haben, so müssen sie auch gleiche Rechte besitzen. Ferner, da die Natur einem Jeden zureichende Mittel gegeben hat, um für seine Existenz zu sorgen, so folgt daraus, daß Einer von dem Andern unabhängig und Keiner dem Andern unterwürfig seyn soll. Demnach sind Freiheit und Gleichheit die zwei ersten und wesentlichsten Vorrechte des Menschen, diese beiden sind göttlichen Ursprungs, und dürfen nicht angetastet werden. Da nun weiter ein jeder Einzelne Herr seiner Person und seines Willens ist, so folgt daraus, daß ein Staatsvertrag nur dann gültig ist, wenn Alle ihm freiwillig beistimmen, und da Einer dem Andern gleich steht, so muß zwischen Geben und Empfangen auch ein Gleichgewicht obwalten. Weil Gleichheit und Freiheit zu den Zeiten Eurer Vorfahren noch nicht bestanden, war die Gesellschaft dem Druck der Tyrannen und der Verwirrung preisgegeben. Eure Gewohnheiten, Eure Vorurtheile und Eure übrigen Verhältnisse werden bei der neuen Einrichtung erschüttert werden, und Ihr müßt Altes aufgeben, um Neues zu erringen. Wollt und könnt Ihr solche Opfer bringen?" Jetzt nahten sich viele Männer dem Throne der Gesetzgeber und legten ihre Vorrechte und Reichthümer freiwillig nieder, indem sie sprachen: „Gebt uns die neuen Gesetze, und wir wollen nur noch besitzen, was sich verträgt mit Recht und

Digitized by Google

Gerechtigkeit. Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit seyen fortan die Worte unserer Losung, unseres Gesetzbuches und unserer Fahnen!" Jetzt wurde eine große Standarte entfaltet, welche diese Worte und drei Farben trug; man pflanzte sie auf die Spitze des Thrones, und zum ersten Male wehte ein solches Banner in den Lüften, begrüßt vom Jubel des Volks; es errichtete dann einen neuen Altar vor dem Throne, und legte eine goldene Wage, ein Schwert und ein Buch darauf, mit der Inschrift: Dem gleichen Gesetze, welches richtet und beschützt! — Um den Thron und den Altar wurde nun ein unermeßliches Amphitheater errichtet, und das Volk setzte sich nieder, um die neuen Gesetze verlesen zu hören. Millionen von Menschen erhoben die Hände zum Himmel, und gelobten mit einem feierlichen Schwur, gleich, frei und gerecht zu leben, die wechselseitigen Gesetze und Eigenthumsrechte zu achten, dem Gesetz und seinen Vertretern Gehorsam zu leisten. Der Anblick dieser Kraft und Größe, dieser Begeisterung und Hochherzigkeit war eben so erschütternd als rührend, und nie vorher hatte die Welt ein ähnliches Schauspiel gesehen. Die Sonne einer neuen Zeit und glücklicherer Generationen war aufgegangen, und alle Herzen schlugen ihr andächtig entgegen.

Kaum aber war der feierliche Ruf der Gleichheit und Freiheit auf der Erde ertönt, als die Nationen in Unruhe und Erstaunen geriethen. Die Menge fürchtete und hoffte und schwankte hin und her zwischen dem Gefühle ihrer Rechte und der Gewohnheit ihrer Ketten; die Könige dagegen, aus ihrem Schlummer erweckt, befürchteten den Umsturz ihrer Throne; alle weltlichen und geistlichen Unterdrücker wurden von Wuth und Schrecken ergriffen und brüteten über blutigen Entwürfen. „Wehe uns", sprachen sie, „wenn das unselige Geschrei nach Freiheit zu den Massen dringt, und wenn dieser verderbliche Gerechtigkeitsgeist sich weiter verbreitet! Wenn alle Menschen gleich sind, wo bleiben dann unsere Vorrechte, und wenn sie frei sind, wer ersetzt uns dann die Aufhebung unserer Sklaven und Leibeigenen? Was soll aus dem Adel und aus den Erbrechten werden und wenn sie vor Gott gleich sind, so werden sie am Ende keine geistlichen Vermittler und keine Priester mehr wollen. Wir müssen mit Feuer und Schwert gegen diese Neuerer ankämpfen, müssen Haß und Zwietracht unter sie säen, müssen die Herrscher gegen sie aufreizen und sie in Kriege verstricken, müssen den Fanatismus auf sie loslassen, müssen mit einem Worte gegen den gemeinschaftlichen Feind ein großes und mächtiges Bündniß stiften. Die Fahne der Freiheit muß fallen und die Flamme der Revolution muß auf dem eigenen Herde erstickt werden."

Was in Folge des nun beginnenden großen Kampfes sich ereignet hat, das steht in den ewig denkwürdigen Annalen der seit jenen Tagen bis auf unsere Zeit verflossenen Jahrzehnten verzeichnet. Eine neue Aera der Weltgeschichte hat begonnen, aber das Ziel ist noch nicht erreicht und die Menschheit ist noch weit von der Verwirklichung ihrer Ansprüche auf Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit entfernt.

W.

Mannichfaltigkeiten.

Die Zahl der ausübenden Aerzte, Wundärzte und Sanitätsbeamten in Frankreich beträgt jetzt nicht weniger als 28,514 Personen.

Bis jetzt hatten wir eine Industrie vor den andern Nationen voraus; unsere Leinendamastfabrikation. Jetzt erwächst unserem Erzgebirge eine gefährliche Nebenbuhlerschaft. Auch in den französischen Pyrenäen wird die Leinenweberei mit Geschick betrieben, und jetzt fängt man an auch Damaste zu wirken. Zu Pau hat man ein prachtvolles Gedecke verfertigt, worauf die Statue Heinrichs IV., wie sie sich auf dem dortigen Platze befindet, nachgebildet ist, mit der Inschrift „Lou nostrée Henrie", und verschiedene Attribute und Devisen. Die Civilliste hat bereits Bestellungen ergehen lassen. Ein Maler, Paul Gelibert, liefert die Zeichnungen und wird die Arbeit beaufsichtigen.

Die neuen Riesenjournale in Paris geben dem Charivari zu dem Witze Gelegenheit, es hätten förmliche Wegelagerungen statt gefunden, um Journalisten zur Füllung der Blätter, von denen zwei einen ganzen Menschen bedecken, zu pressen. Aber woher soll der Stoff kommen in so dürrer Zeit? Die Zeitungseigenthümer, meint die Trier'sche Ztg., müßten nothwendig noch ein „Mouvement" auf Actien gründen, um nur darüber schreiben zu können! Die Weltgeschichte wird sich hoffentlich der Journalindustrie erbarmen und neues Rohmaterial zur Verarbeitung liefern.

Korrespondenz.

Bonn, 6. Sept.

Die Beethoven-Statue, welche nun schon längere Zeit dem Publikum zugänglich ist, ist jetzt der Gegenstand vieler Besprechung. Einmal erheben sich vielseitige tadelnde Urtheile über den künstlerischen Werth der Statue selbst sowohl, als den der Basreliefs an derselben. Der Ausdruck ist im Ganzen ein abschreckender. Beethoven steht da wie Einer, der dem Himmel zürnt und die Erde verachtet; sein Griffel ist ein eiserner Pfeil, den er, wenn man dem Ausdrucke seines Gesichtes trauen wollte, weit eher zu jedem andern Zwecke, als zum Aufzeichnen seiner Conceptionen brauchen möchte. Die Verhältnisse gränzen an das Kolossale, der Faltenwurf des Mantels ist steif, und in den Basreliefs finden sich mehrere Stellungen, welche künstlerisch unmöglich sind. Eine dieser Figuren hat gar nicht einmal einen Schwerpunkt. — Die Kosten für die Festlichkeiten, welche noch bei weitem nicht gedeckt sind, machen größeres Gerede und haben sogar Nachtmusik an den Fenstern des Präsidenten v. Breidenstein hervorgerufen, über deren Harmonie der genannte Tondichter wenig erbaut ist. — Die Klage auf Injurien, welche der bekannte Dr. D. gegen den hiesigen geachteten Gelehrten Dr. H. erhoben hatte, ist in Köln abgeurtheilt worden. Dr. D. ist mit seiner Klage abgewiesen und in die Prozeßkosten verurtheilt worden. Man rühmt die Beredtsamkeit des Advokaten Esser II., welcher den Dr. H. vertheidigt hat, sowohl, als auch die vortreffliche Selbstvertheidigung des talentvollen Gelehrten.

Auflösung der Homonyme in Nro. 247:

Körner.

Mainwasser-Wärme.

Den 8. Sept., Abends: 13 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 9. Sept. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. (Gastrolle) Peter I.: Hr. Schar vom Theater zu Mainz.

Mittwoch, 10. Sept. (Auf vielfältiges Verlangen): Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

☞ *** (Gastrolle) Norma: Fräul. Jenny Lind, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohrg

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 251. Donnerstag, den 11. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des G. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

VI.

Neuer Hader.

Während der zwei Monate, welche die „Spröde" zu Saint-Denis vor Anker lag, konnte Julius, ungeachtet der Hindernisse seines Dienstes, Antonina von Zeit zu Zeit sehen. Fargeolles erfreute sich indeß weit größerer Freiheit. Er konnte häufig im Hause des Herrn von Rizière seine Besuche abstatten, wo er Frau von Rizière zur Bundesgenossin hatte, die seinen Absichten förderlich war, und ihn, so oft es nur anging, zum längeren Verweilen im Hause aufforderte. Angezogen durch sein kaustisches Wesen, sein willfähriges Benehmen und seine, mit einer Menge von abgenutzten galanten Floskeln durchwebte Sprache, hatte sie sich nach und nach mit dem Gedanken vertraut gemacht, Fargeolles als ihren Schwiegersohn zu sehen. Bald verbreitete sich denn auch in der Kolonie die Kunde von der bevorstehenden Vermählung des Fähndrichs mit Antonina. Kein Wunder! Hatte doch Frau von Rizière selbst dieses Gerücht auf geschickte Weise in Umlauf zu setzen gewußt.

Unterdessen hatten die Feindseligkeiten an Bord zwischen Renaud und Fargeolles einen ganz neuen Charakter angenommen. Wenn Julius durch seine amtliche Stellung, Fargeolles gegenüber, besser gestellt zu seyn schien, so war es dieser dagegen in Wirklichkeit. Herr von Kergal war durch seine alte Freundschaft für den Vater des Fähndrichs ganz verblendet. Er beschuldigte Renaud innerlich, seine Gewalt zu mißbrauchen, sich durch kleine Plackereien und Bedrückungen an seinem Gegner zu rächen, und sich aus der allgemeinen Gunst, deren er bei der Mannschaft genoß, eine Waffe zu schmieden. Herr von Kergal verabscheute die Volksgunst aus Grundsatz. Obgleich rechtschaffen, ehrenhaft und ritterlich von Gesinnung, ja selbst ein wenig Misanthrop, ließ sich doch durch Fargeolles' geschickt angebrachte Schmeicheleien bethören, welcher sich gegen ihn mit einer Art von derber Freimüthigkeit benahm, die ihm gestattete, bald ein Kompliment für den alten Kommandanten, bald eine Verläumdung gegen den jungen, zweiten Vorgesetzten im Gespräch mit Herrn von Kergal einfließen zu lassen.

So unterhöhlte er denn am Bord, wie am Lande, den Boden unter Renaud's Füßen, ohne daß dieser auch nur das leiseste Mißtrauen hegte, da Fargeolles dem äußern Anschein nach sein feindseliges Benehmen nicht weiter fortsetzte. Julius glaubte an einen aufrichtigen Frieden, während dieser scheinbare Frieden nur ein ränkevoller Kunstgriff mehr war. Der Krieg zögerte denn auch nicht, bald von neuem in hellen Flammen aufzulodern.

Eines Tages hatte Fargeolles die Wache und zugleich die Einzelheiten des Dienstes zu leiten. Julius vertrat einstweilen die Stelle des Herrn von Kergal, welcher an's Land gegangen war. Die beiden Offiziere wandelten schweigend auf den Schanzen auf und nieder; der eine auf dem Steuerbord, der andere auf dem Backbord, als dem Fähndrich die Ankunft eines zur „Spröden" gehörigen Fahrzeugs gemeldet wurde. Mit Hülfe eines Fernrohrs überschaute er die Rhede und verließ alsbald das Verdeck.

Das große Boot legte am Schiffe an. Gaussard, welcher das Amt eines Patrons versah, stieg an Bord und nahm seinen Weg nach dem Hinterdeck, um den wachhabenden Offizier von seiner Rückkehr zu benachrichtigen, wie es die Schiffsgesetze vorschreiben; da er indeß Fargeolles dort nicht gewahrte, so wandte er sich an Renaud.

„Wir sind an Bord zurück, Lieutenant," sagte er; „nichts Neues."

Julius sah sich nach dem wachhabenden Fähndrich um, und da er ihn nicht erblickte, antwortete er:

„Es ist gut! Takelt das Boot ab und bringt es an Ort und Stelle." Gaussard beeilte sich, dem Befehle Folge zu leisten.

Einige Minuten später kam Fargeolles auf seinen Posten zurück.

„Man rufe mir den Patron des großen Boots!" befahl er.

Gaussard erschien augenblicklich.

„Du begiebst Dich in Arrest mit Eisen!" sagte der Fähndrich.

„Und weshalb?" fragte der alte Marsgast; „was habe ich begangen?"

„In Arrest, sage ich, und nicht so viel gemuckst!"

„Es wäre auch nicht nöthig gewesen, mich deshalb eigens rufen zu lassen," murmelte der Boot-Patron, indem er sich zurückzog, vor sich hin; „der Rüstmeister würde es mir schon allein gesagt haben."

Julius hatte Alles bemerkt. Als Gaussard fortgegangen war, trat er zu Fargeolles.

„Sie haben so eben einen Mann in die Eisen geschickt?"

„Ja, Lieutenant."

„Und aus welchem Grunde, wenn's beliebt?"

„Weil er dem diensthuenden Offizier von seiner Rückkehr nicht Rechenschaft gegeben hat."

„Alsdann werden Sie diese Strafe wieder aufheben müssen. In Ihrer Abwesenheit hat Gaussard mir die Anzeige gemacht, und ich selbst habe ihm den Befehl gegeben, sein Fahrzeug abzutakeln und es an Ort und Stelle zu bringen."

„Er hätte mich von seiner Rückkunft benachrichtigen sollen, da ich die Wache habe; er hätte auf mich warten können."

„Nein, mein Herr! Im Dienste wartet man nicht. Jeder soll da auf seinem Posten seyn, und vor Allen der Offizier."

„Ah! Ein Verweis!" rief Fargeolles höhnisch lächelnd aus.

„Nur eine einfache Ansicht, mein Herr, um Sie zu veranlassen, eine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen."

Digitized by Google

„Ich habe keine solche begangen. Ich habe Strafe ertheilt; heben Sie die Strafe wieder auf, wenn es Ihnen gut scheint; Sie haben das Recht dazu."

„Es ist passender, daß Sie es selbst thun."

„Ich ändere niemals, was ich ein Mal gethan."

„So befehle ich es Ihnen hiemit ausdrücklich."

„Man wird den Befehlen des Herrn Lieutenants gehorchen!" erwiederte Fargeolles in so ironischem Tone, daß Julius seinen Zorn nicht mehr bemeistern konnte.

„Unverschämter!" murmelte er.

„Sie schmähen mich?"

„Gehen Sie augenblicklich in Arrest!"

Fargeolles zuckte die Achseln.

„Sie begeben sich in Arrest, oder ich werde Sie dazu zu zwingen wissen."

Fargeolles kreuzte die Arme.

„Wache herbei!" schrie Julius.

Die Mannschaft gerieth in Aufruhr; die auf Wache befindlichen Leute griffen zu den Waffen, und die Aufmerksamkeit war ganz von den außerhalb auf der Rhede vorgehenden Bewegungen abgezogen.

Herr von Kergal legte, vom Lande zurückkehrend, am Schiffe an, ohne mit den üblichen Empfangsceremonien begrüßt zu werden. Indem er an Bord flieg, war er Zeuge einer Scene der ungewöhnlichsten Verwirrung. Der Lieutenant befahl den wachethuenden Matrosen, das Bajonnet gegen den widerspänstigen Offizier zu fällen, um diesen mit Gewalt zu nöthigen, sich in Arrest zu begeben.

„Was geht hier vor?" fragte der alte Kommandant mit jener markigen, durchdringenden und festen Stimme, welche die Mannschaft erbeben machte, wenn er irgend ein Manoeuvre ausführen ließ.

Tiefes Schweigen folgte diesen wenigen Worten.

„Was geht vor an Bord, Lieutenant?"

„Herr Fargeolles weigert sich, sich in Arrest zu begeben."

„Begeben Sie sich sogleich in Arrest, Herr Fargeolles!" sagte der Oberbefehlshaber, mit strengem Blick die Gruppen der Neugierigen verscheuchend.

Fargeolles gehorchte augenblicklich.

Julius mußte dem Kommandanten jetzt einen ganz genauen Bericht von dem Vorgefallenen abstatten. Er that es, ohne irgend Etwas zu verschweigen; allein seine Blicke und die Bewegung seiner Stimme verriethen deutlich seine Aufregung: der Kommandant gab ihm Unrecht.

„Man nennt keinen Offizier „unverschämt", sagte er zu Renaud, „noch weniger bestraft man ihn so mir nichts, dir nichts, wenn er darüber sein Mißvergnügen an den Tag legt, und endlich bereitet man nicht einer ganzen Besatzung das Schauspiel eines solchen Skandals, wie ihn meine Gegenwart eben beendete. Vor allen Dingen aber hebt man ein Mal zuerkannte Strafen nicht wieder auf, was nur die schlechteste Wirkung in Hinsicht der Disziplin zur Folge hat. Herr von Fargeolles wird vierundzwanzig Stunden in Arrest zubringen, Gaussard seine Eisen behalten, und Sie, Lieutenant, sind bis auf Weiteres an Bord consignirt."

Julius war wie niedergeschmettert. Herr von Kergal zog sich, ohne weiter ein Wort zu verlieren, in seine Kajüte zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über die Krimm.

(Fortsetzung.)

Die Caraiten von Tschoufet Kale haben ihre Länder in Backschissaray, deren Aufsicht sie Nachts den Tartaren überlassen und sich auf ihre Anhöhe zurückziehen; und trotz ihres beträchtlichen Handels führen sie keine Bücher, reden und schreiben blos tartarisch und können im Allgemeinen nur als sehr unwissende Menschen betrachtet werden. Nach Tische führte uns Hr. Beim, um Kaffee einzunehmen, in ein anderes, mehr europäisch eingerichtetes Zimmer, aus dessen Erker man eine schöne Aussicht nach dem unten liegenden Josephsthal und den zahlreichen Minarets von Backschissaray genießt. Mit Hrn. Beim hatte ich eine lange Unterredung, worin er mir bemerkte, daß kein gebildeter Mann mehr nach der Krimm ginge, ohne die Caraiten-Residenz zu besuchen; besonders hätten sich viele Schriftsteller bemüht, ihren Ursprung zu erforschen, während es doch keinem Zweifel unterworfen sey, daß derselbe von der babylonischen Gefangenschaft herdatire. Er behauptete ferner, es sey unwahr, daß Mohamed aus Liebe zu den Caraiten ein von seiner Hand geschriebenes Document ihnen zugestellt habe, da ein solches nicht existire. Aus Liebe zur deutschen Sprache und Wissenschaft habe er sich eine Zeit lang in Odessa zur Erlernung derselben aufgehalten und correspondire seit dieser Zeit mit mehreren deutschen Gelehrten, u. a. mit Hrn. Dr. Jost in Frankfurt a. M., Dr. Riesser in Hamburg, von welchem er mir einen in hebräischer Sprache geschriebenen Brief zeigte, welcher ihm so gut gefiel, daß er ihn eingerahmt in seinem Zimmer aufgehängt hatte. Ich theilte ihm mit, daß ich von Hrn. Dr. Geiger in Breslau beauftragt sey, einige caraitische Manuscripte demselben mitzubringen, eine Mittheilung, die Hrn. Beim große Freude machte, da er bereits in Odessa Vieles von diesem Reformator gehört und längst sehnlichst gewünscht hatte, auch mit ihm in Verbindung zu kommen. Da aber die verlangten Manuscripte sich in Jerusalem befinden sollten, so machte er mehrere Auszüge aus verschiedenen Büchern und gab mir am Ende ein aus 600 Pergamentblättern bestehendes Buch, das Einer seiner Voreltern vor etwa 500 Jahren geschrieben habe, welche jene Manuscripte hinlänglich ersetzten, und welche ich später auch Hrn. Dr. Geiger einhändigte.

Ich habe diese Einzelnheiten blos mitgetheilt, um zugleich durch Ihr geschätztes Blatt aufmerksam zu machen, daß das Forschen vieler Männer über die Verhältnisse der Caraiten durch den Grafen Woronzof einen großen Vorschub gewonnen hat, indem er eine Commission unter Leitung eines Hrn. Dr. Stern nach der Krimm sandte, welcher alle Gemeinden bereiste und in Tschoufet Kale mit Hülfe von vielen Tartaren alle Gräber aufwühlen ließ und am Ende wirklich so glücklich war, Grabsteine auszugraben, deren Aufschriften bezeugten, daß sie die Familie Sunnarito seit 1000 Jahren bedeckt haben. Hr. Stern, ein sehr talentvoller gebildeter Mann, sagte mir später in Odessa, daß er nächstens über seine Entdeckungen ein Werk in russischer Sprache veröffentlichen werde. — In Begleitung des Hrn. Beim besichtigten wir die Merkwürdigkeiten des Orts und durch enge, kleine, dunkle und schlecht gepflasterte Straßen gelangten wir an ein Mausoleum, welches der Khan Doktamusch seiner Tochter errichten ließ, welches aber, da man nicht weiß, warum diese Prinzessin hier fern von den Gräbern ihrer Familie beigesetzt ist, nur eine untergeordnete Aufmerksamkeit verdient. Interessanter sind die Unterrichts-Anstalten, worin etwa 120 Knaben unter andern Gegenständen in deutscher und russischer Sprache unterrichtet werden, aber geographische Kenntnisse bleiben ihnen wie den Russen und Tartaren ganz fremd, woher es kömmt, daß selbst die größten Häuser in Petersburg, Odessa, Riga ꝛc. ꝛc. den Handel mit dem Auslande den Fremden überlassen und sich blos mit dem Handel im Inland beschäftigen. Der Unterrichtsanstalt gegenüber liegt die Synagoge, welche aber nichts Interessantes darbietet. Wie bei den Türken und Russen ist der Caraiten-Tempel ein ganz freier Raum, wo weder Bänke noch Betstühle angebracht sind. Vornehme wie Geringe, Junge wie Alte stehen bunt durcheinander; nur ist bei den Caraiten den Frauen ein abgeschlossener Raum bestimmt. Der Boden des Tempels ist mit einem Teppich bedeckt, welchen sie an hohen Festtagen mit entblößten Füßen be-

Digitized by Google

treten; ihre Gebete sind in hebräischer Sprache abgefaßt, sind aber von denen der Juden ganz verschieden. Der Vorbeter hat stets sein Gesicht nach den Gesetzestafeln gewendet und verrichtet seine Gebete sich bückend oder liegend. Eben so weichen die Feiertage von denen der übrigen Juden ab, welche sie auf die Hälfte der Zeit reduciren und viele gar nicht kennen, und mögen sie daher dem ursprünglichen Judenthume weit näher stehen. Beim Austreten fand ich eine Tafel, auf welcher der Name Alexander Paulowitsch hervorstach. Neugierig, was dieser Caraite für die Gemeinde gethan habe, erwiederte mir Herr Beim, daß sie zwanzig Jahre sehr glücklich unter ihm gelebt und eines Tages von ihm in Begleitung eines zahlreichen Gefolges überrascht worden seyen, wo derselbe mit ihnen gegessen und getrunken, ihre Gebete angehöret, nach ihren Verhältnissen sich erkundigt habe, welches Alles auf jener Tafel angebracht sey. Ueberflüssig ist es wohl, hinzuzufügen, daß unter obigem Namen der Kaiser Alexander gemeint war. Es ist in ganz Rußland üblich, und die kaiserliche Familie macht davon keine Ausnahme, daß man mit Hinweglassung aller Titel den Vornamen der Person mit dem des Vaters verbindet. — Wir setzten uns zu Pferde, um das Josephsthal zu besuchen, worin der Raum, welchen die Gräber der Caraiten einnehmen, drei Mal so groß ist, als der Ort selbst, und mit so zahlreichen Grabsteinen bedeckt, daß er wohl schon seit Urzeiten zu diesem Zweck dienen mag. Der weiße Marmor, woraus die Grabsteine gehauen sind, und der seltene Regen mögen Grund ihrer langen Dauer seyn. Wegen seiner hohen Eichen und sonstigen schönen Bäumen könnte dieser Platz als Spaziergang dienen, wenn Fußsteige angebracht wären, wie es im Norden von Deutschland üblich ist. Vor meiner Abreise ward mir noch die Ehre zu Theil, welcher selbst die höchsten Personen sich nur selten schmeicheln können, in ein Frauengemach eingeführt zu werden, denn auch bei den Caraiten besteht der orientalische Gebrauch, daß die Frauen von den Männern gänzlich getrennt und hinter Gitterfenstern wohnen. Der Divan bildet auch hier das Hauptmöbel; die Frauen waren sehr reich gekleidet und trugen auf dem Kopf einen rothen Fes, von welchem ein blau seidnes Büschel herabfiel. An drei Seiten dieses Fes ist der Name Moses in hebräischen Lettern angebracht, welche mit einer außerordentlichen Verschwendung ausgestattet werden, indem sie mit Gold, Perlen und häufig sogar mit Diamanten belegt sind. Unter diesem Fes fielen die Haare in langen unzähligen Flechten herab. Um den Hals trugen sie eine Schnur und eine Kette, an welchen theils mehr als fünfzig kleine türkische Goldmünzen, theils werthvollere Münzen, als zwei bis zehn Dukatenstücke, hingen, und von diesem reichen Kostüme machen selbst die Kinder keine Ausnahme. Ein Caraite würde daher nicht sehr in Verlegenheit kommen, wenn er eine unerwartete Zahlung von einigen Hundert Silberrubeln zu machen hätte. Im Zimmer prunken sie mit purpurrothem Sammt, beim Ausgehen aber sind sie von Kopf bis Fuß in weißen Mousseline gekleidet, welcher selbst das Gesicht verhüllt, so daß man sie von einer Türkin nicht unterscheiden kann. Sie sind sehr häuslich, haben nie Mägde und es ist schade, daß Geistesarmuth, trotz der Schönheit ihrer Gesichtszüge, welche durch den fast amazonischen Anzug noch gehoben werden, nicht zu verkennen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Nikolaus Becker.

Diesem berühmt gewordenen Verfasser des „Rheinliedes" hat C. Andrée einen schönen Nachruf gewidmet, in welchem er auf gemüthvolle Weise sein letztes Zusammentreffen mit dem Dichter schildert und dann fortfährt: „Wenn man fragt, was Niklas Becker war, so ist eine richtige Antwort leicht: ein guter Kerl. Er war leidlich gebildet, lebensfroh, hatte auch eine, wenn auch schwache poetische Ader, und dabei ein wohlwollendes Gemüth. Er war ein frommer und gläubiger Katholik. Von alle Dem, was eine Persönlichkeit bedeutend oder anziehend macht, was am Manne fesselt oder nur Achtung abnöthigt, war nichts in ihm. Er selber begriff am allerwenigsten, wie man ihn so oft hatte in die politischen Streitfragen hineinziehen können. „Die Menschen sollen mich doch in Ruhe lassen!" rief er einst beim Weine, und er sprach damit seine Herzensmeinung aus. „Ich bin kein Wunderthier; ich bin Niklas Becker, von Seiner preußischen Majestät und meines Rheinlieds Gnaden wohlbestallter Friedensgerichtsschreiber in der Sterngasse im heiligen Köln. Damit bin ich zufrieden, mehr will ich nicht. Sie sollen mich nun aber auch in Ruhe lassen." Er hatte Recht. Dem harmlosen friedlichen Menschen war es unbequem, daß man ihn in die Tagesdebatte zog, und seine Persönlichkeit pries. Er ist oft schwer mißhandelt worden, jeder journalistische Lumpensammler und Spaltenfüller wollte an ihm zum Ritter werden, und das hat sein Gemüth tief verwundet. Oft mochte er wohl wünschen, das Rheinlied gar nicht gedichtet zu haben!" Ueber den patriotischen Aufschwung des Jahres 1840 bemerkt Andrée: „Das Germanenthum, die Einheit Deutschlands sind nicht länger geächtete Worte; sie haben sich ihre Berechtigung erworben. Was auch kommen mag, diese Berechtigung wird bleiben und ihre Folgen für die Stärke der Gesammtnation wie für die freiheitliche Entwickelung zeigen. Deutschland bedurfte wahrlich einer solchen Zeit und eines Aufschwungs wie Anno 40, und hat sich desselben nur zu freuen. Oder sind wir seit jenem Ausgangspunkte etwa stehen geblieben?" In den Schlußworten des hier besprochenen Nachrufes gedenkt Andrée sowohl der Auszeichnungen wie auch der Anfeindungen, die dem Rheinliedsdichter zu Theil geworden und sagt: „Jene Auszeichnungen mögen seiner Eitelkeit geschmeichelt haben; gewiß ist, daß die Mißhandlungen sein Gemüth tief verwundeten, denn zu einem öffentlichen Charakter, der Beleidigungen an sich ablaufen läßt, wie Regentropfen von einem Wachstuchmantel, war er nicht geschaffen. Doch Freude und Leid sind nun nicht mehr für ihn; er ruhet auf dem Gottesacker zu Geilenkirchen, von wo sein Rheinlied ausging, das ja nun auch längst verklungen ist."

Mannichfaltigkeiten.

Unter dem Titel: „Andeutungen aus der Geschichte der deutschen Kaiser und Könige. Zum Gebrauch bei'm Besuch des Kaisersaals zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., bei Karl Körner. 1845", ist so eben eine kleine Schrift erschienen, welche, dem Vernehmen nach, einen allgemein geachteten Justizbeamten der freien Stadt Frankfurt zum Verfasser hat, und eine recht freundliche Empfehlung verdient. Sie hat den Bildern des Kaisersaales in Frankfurt a. M. eine geschichtliche Seele gegeben, vermischt mit bezügigen Stellen aus deutschen Dichtern, zugleich mit Angabe der Gemahlinnen der Kaiser und der Maler und Stifter der Kaiser-Bilder. Eine echt deutsche Gesinnung liegt der ganzen Darstellung zu Grunde, und ein der Schrift angefügtes „alphabetisches Verzeichniß" erleichtert den Gebrauch.

(Mainz, 7. Sept.) Unser Stadttheater, welches den Sommer über geschlossen war, wurde am 2. d. M. unter der neuen Direktion des Hrn. Löwe mit der alten, aber herrlichen Oper Winter's: „das unterbrochene Opferfest" eröffnet. Die Oper ging recht gut, und freute man sich besonders über die Chöre, welche verflossenes Jahr die hiesigen kunstsinnigen Ohren verletzten, uns diesmal aber über alles Erwarten zahlreich und tüchtig eingeschult entgegentraten; das Orchester, unter der neuen Leitung Esser's, war vorzüglich und läßt für den Winter bedeutende Genüsse er-

Digitized by Google

warten. Auch die Solopartieen wurden recht brav gegeben; indessen läßt sich nach einer Oper hierüber kein begründetes Urtheil fällen; später werde ich Ihnen ausführlicher über die neuen Mitglieder unserer Bühne berichten und kann Ihnen für heute nur sagen, daß die Oper von dem zahlreich versammelten Publikum mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurde. Hr. Direktor Löwe, welcher vor Beginn der Ouvertüre einen recht passenden Prolog gehalten, wurde am Schlusse des Stückes mit den Trägern der Hauptrollen gerufen. Die zweite Vorstellung auf unserer wiedereröffneten Bühne war Gutzkow's „Urbild des Tartuffe" und die dritte die Oper „Belisar" von Donizetti.

Korrespondenz.

Mainz, 4. Sept.

Noch prangen ringsum Fluren und Berge im festlichen Sonnengewand; noch hebt der alte fröhliche Rhein sein mit frischem Kranz geschmücktes Haupt hervor, sein goldenes Mainz zu beschauen. Das ist der Eröffnung des Theaters eigentlich nicht günstig. Der große Geist der Natur hat seinen Lieblingen eine Bühne aufgeschlagen, die das glänzendste Haus, von Menschenhand gebaut, bedeutend in Schatten stellt. Das war freilich im glücklichen Hellas anders; da schaute Phöbus hoch herein in die offenen Räume; da wandelten Götter und Heroen unter dem blauen Baldachin des Himmels an den Beschauern vorüber und Aller Herzen schlugen begeistert beim Anblick der Gestalten, welche die göttergleichen Ahnen und ihre Thaten vergegenwärtigten. Der beengte Raum, der Kerzenglanz, Coulissenwerk, der Wolkenwagen und die Versenkung können Das nicht ersetzen. Nur die ächte Kunst, namentlich Musik, wie sie im Laufe der Zeiten sich entwickelt und erhoben hat, kann für das unwiederbringlich Verlorene Ersatz bieten, der dem gebildeten Publikum genügt. Ob Hr. Löwe, der neue Theaterdirektor, darauf bedacht gewesen ist, können und wollen wir nicht von vorn herein beurtheilen. Nur ist es nicht gut, daß er die bestehenden Verhältnisse völlig umgestürzt hat; nur ist es nicht gut, daß er nunmehr in jeder Beziehung erst sondiren und probiren muß und auch dem Publikum zumuthet, den Versuchen beizuwohnen; nur ist es nicht gut, daß er die Billigkeit verletzt und einen bewährten Mann von der Direktion des Orchesters verdrängt hat, um mit einem Andern die Probe zu machen. Müssen wir denn immer im ABC der Versuche uns bewegen? Hat man nicht vor Jahren zweimal das nämliche Spiel getrieben, den wackern Hrn. Hofkapellmeister Ganz zu verdrängen, und war es nicht am Widerspruch des damaligen Hrn. Bürgermeisters, darauf an der Ehrenhaftigkeit des Hrn. Remie und endlich an der Unzulänglichkeit des projectirten Nachfolgers gescheitert? Woran liegt es, daß sich von der Ueberwachung unserer Theaterverhältnisse jetzt so mancher Kunstverständige und literarisch Gebildete zurückzieht, da doch unsere sonstige Vereine so würdig repräsentirt sind. Hat uns nicht der treffliche Messer, der die musikalischen Aufführungen der Liedertafel mit seiner poetischen Gluth durchhauchte, verlassen? Ist nicht der Instrumental-Verein, der Gediegenes hätte leisten können, bald wieder zu Grabe gegangen? O du goldenes Mainz! — Warum man eigentlich Hrn. Ganz verdrängen will? Zeugnisse bedeutender Celebritäten der musikalischen Welt liegen zu seinen Gunsten vor; erst in neuerer Zeit erhielt er einen Ruf, die Orchester-Direktion der italienischen Oper in Brüssel zu übernehmen, zwar nur auf einige Monate; er hat — kein Unparteiischer kann's läugnen — er hat das hiesige Orchester ganz allein herangebildet. Zum Danke dafür soll er, ein Mainzer Bürger, ein Vater von sieben Kindern entlassen werden! Wir müssen uns aber sehr irren, wenn Hr. Löwe, ein Fremdling auf unserem Boden, nicht bloßes Werkzeug in der Hand Anderer in dieser schlimmen Sache ist. Doch wir wollen sehen, wohin es führt; denn was wir aussprechen, das sprechen wir als Organ einer Majorität, die seiner Zeit die selbstischen Pläne einer bekannten Clique zu vereiteln im Stande seyn wird.

† Bad Homburg, 8. Sept.

Der überaus freundliche Nachsommer hält noch viele Fremde in unserm schönen Thale zurück, obgleich die Saison eigentlich vorüber ist und die kühlen Morgen und Abende das Wassertrinken an der Quelle schon etwas beschwerlich machen; doch ist unsere Kurliste noch immer im Steigen und geht heute bis auf 4030 Personen, wozu noch eine große Zahl von Passanten kommen. — Freundlich anerkannt muß es werden, daß man hier nichts versäumt, um den Kurgästen alle mögliche Unterhaltung zu gewähren, und so ist das von den Kurvächtern veranstaltete schöne Konzert der schwedischen vielbesprochenen Sängerin Jenny Lind hier dankend zu erwähnen, das im Laufe der vorigen Woche unter der trefflichen Mitwirkung des hiesigen Kurorchesters von Garde und Koch, des Violinspielers Prüme und des deutschen Liedersängers Pischek hier statt fand. Der Saal war bei diesem Konzerte sehr voll, wie zu erwarten stand, und nach demselben wurde der Sängerin in ihrem Gasthofe während des Essens von anwesenden Fremden mehrfach freundlicher Dank für den Genuß, den sie ihnen bereitet habe, ausgesprochen. Auch der hiesige Hof, so wie Se. königl. Hoh. der Prinz Wilhelm von Preußen hatten die musikalische Matinée mit Höchstihrer Gegenwart zu beehren geruht. Eben so war die von Vieuxtemps, dem trefflichen Künstler, und Pischek veranstaltete Soirée musicale sehr stark besucht und beifällig aufgenommen worden. Der bekannte O. L. P. Wolff versuchte sich in derselben im Improvisiren, was ihm diesmal wenig glückte, indem das von ihm vorgetragene Thema: „Inez de Castro" wenig anziehend behandelt wurde und das scherzhafte Gedicht: „Leiden eines Brunnengastes an dem Brunnen und dem Spiele" ohne besonderen Humor war.

Frankfurt a. M., 8. Sept.

Bei dem am 6. d. M. abgehaltenen Wettturnen der Knaben sind unter die 82 Theilnehmer im Ganzen 29 Kränze vertheilt worden. Nach den verschiedenen Lehr- und Erziehungsanstalten, welchen die betreffenden Knaben angehören, kommen auf das Waisenhaus 8, Gymnasium 6, die Mittelschule 5, Musterschule 1, Selectenschule 2, das Lautee'sche Institut 2, die israelitische Realschule 1 und das Strüwing'sche Institut 1 Kranz. Der schnellste Läufer legte 300 Fuß Frankf. Maß in 45 Secunden zurück (wobei wegen Beschränktheit des Raumes 5 mal im rechten Winkel scharf gewendet werden mußte), der höchste Sprung war 48 Zoll auf eine Leibeslänge von 62½ Zoll, der beste Sprung aber war 39 Zoll auf eine Leibeslänge von 50¾ Zoll. Außerdem wurde noch nach der Scheibe geworfen und gerungen. Die Bekränzung der Sieger am darauf folgenden Sonntag Nachmittag, in Verbindung mit dem sich anschließenden öffentlichen Turnen der jungen Leute und jungen Männer, gewährte für den Freund einer kräftigen Volksentwickelung viel Anziehendes. Die bei einem einfachen Abendessen darauf folgende gesellige Vereinigung der Turner war durch die Anwesenheit mehrerer Mitglieder der am 9. Mai d. J. für weitere zweckdienliche Förderung des hiesigen Turnwesens erwählten provisorischen Verwaltung belebt, denen sich einige andere werthe Gäste angeschlossen hatten. Wie man hört, sind jene Männer mit ihren hierauf bezüglichen Vorarbeiten zu dem Punkte gelangt, um einer demnächst einzuberufenden zweiten Versammlung der Freunde einer tüchtigen körperlichen Ausbildung der Jugend geeignete Vorlagen zu machen. Bei dieser Veranlassung möchte es nicht überflüssig erscheinen, ein seit einiger Zeit sehr verbreitetes Gerücht, als habe ein (nach andern sogar einige) Knabe in der Turnanstalt Arme und Beine oder gar den Hals gebrochen, als durchaus unwahr zu bezeichnen. Möglich, daß hierzu irgend eine anderwärts vorgekommene Verletzung den Anlaß gegeben hat. Sorglichen Eltern kann übrigens nicht oft genug wiederholt werden, daß Unglücksfälle auf Turn-, Tummel- und Spielplätzen zwar allerdings vorkommen können, daß aber, bei sonst geordnetem Lehr- und Stufengange, die Möglichkeit dazu nicht im entferntesten näher liegt, als überhaupt bei jeder anderen im gewöhnlichen Leben vorkommenden Leibesbewegung, sey es nun Gehen, Laufen, Fahren, Steigen, Heben, Tragen u. s. w., wobei sich alljährlich eine bedeutende Zahl von mitunter schweren Verletzungen ergibt, von denen man kaum spricht, während ein derartiger Fall, wenn er sich — wie es gar nicht anders seyn kann — einmal auf einem Turnplatze ereignet alsbald und gewöhnlich mit Uebertreibungen von Mund zu Mund geht.

Mainwasser-Wärme.

Den 9. Sept., Abends: 15 Grad. W. Seelach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 10. Sept. (Auf vielfältiges Verlangen): Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

☞ *** (Gastrolle) Norma: Fräul. Jenny Lind, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

Donnerstag, 11. Sept. Das Urbild des Tartuffe, Original-Lustspiel in 5 Abth., von K. Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heisler und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 252. Freitag, der 12. September 1845.

Auf's Land!

(Von Wilh. Wagner.)

Hinaus, o Freund, aus diesen düstern Gassen,
Aus dieser dumpfen, stets durchlärmten Welt!
Vom Lebensstrom der Luft laß dich umfassen,
Vom heitern Glanz aus blauem Himmelszelt!
Wie schön ist's, auf dem Hügel sich zu sonnen,
Umgeben von dem Frieden der Natur,
Und sinnend, dem Gewühl der Stadt entronnen,
Zu überschau'n die ländlich-stille Flur!

Der Waldbach hier, der von den Höhen nieder
Mit Blumen spielend nach dem Thale eilt,
Der Sängerchor auf schwirrendem Gefieder,
Der unterm Blätterdache fröhlich weilt,
Das Dörfchen dort, von Hecken grün umsponnen,
Von Busch und Baum, die weite Schatten streu'n,
Wie schön ist's, dem Gewühl der Stadt entronnen,
Sich dieser stillen Ländlichkeit zu freu'n!

Hinaus, o Freund! Dein Geist wird sich erweiten,
Entschwinden wird der Sorgen Bitterkeit;
Du wirst des Tages kleine Eitelkeiten
Vergessen und der Leidenschaften Streit.
Wie Manches, was dein Ehrgeiz hat begonnen,
War nicht der Mühe, nicht der Opfer werth,
Wie schön ist's, dem Gewühl der Stadt entronnen,
Wann unsers Herzens Ruhe wiederkehrt!

Im Strom der Welt, da wogt ein ew'ges Kämpfen,
Der Mensch ist grausam um das Mein und Dein.
Wann wird die Gluth der Habgier je sich dämpfen,
Wann wird die Eintracht fest und dauernd seyn?
Erquickung wird im Taumel nicht gewonnen
Und thöricht ist's, der Weltluft zu vertrau'n.
Wie schön ist's, dem Gewühl der Stadt entronnen,
Das Leben klar und ernst zu überschau'n!

So komm', o Freund! Wohl weiß ich eine Stelle,
Da fühlen sich die Herzen unbelauscht.
Durch grüne Dämm'rung blitzen perlenhelle
Lichtstrahlen und der Lüfte Wehen rauscht
Melodisch durch's Gezweig; ein frischer Bronnen
Mischt seine Kühlung mit der Blumen Duft.
Wie schön ist's, dem Gewühl der Stadt entronnen,
Sich zu erfreu'n, umwogt von Licht und Luft!

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des S. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

Fargeolles hatte seinen Zweck erreicht. Seitdem er nicht sowohl aus natürlichem Anreiz, als vielmehl aus wohlüberdachter Berechnung, nur Böses zu vollbringen strebte, hatte er zum Bruche mit Renaud eine Gelegenheit abzuwarten beschlossen, die ihn in den Augen des Kommandanten nur als den mindest Schuldigen erscheinen lassen würde.

Als ihm die rechte Stunde gekommen schien, benutzte er den geringfügigsten Umstand, um einen solchen Auftritt hervorzurufen, wie wir ihn eben geschildert. Er hatte bemerkt, daß die Schaluppe des Oberbefehlshabers in geringer Entfernung dem von Gaussard befehligten Boote folgte, und in Folge dessen seinen Plan entworfen. Am andern Tage wußte er sein Benehmen auf eine solche Weise bei Herrn von Kergal zu rechtfertigen, daß dieser nur noch mehr gegen den Lieutenant eingenommen werden mußte.

Für diesen begannen jetzt wahre Tage der Qual. Alle seine Handlungen wurden mit einer Strenge bewacht und beaufsichtigt, die sich nur wenig von einer peinlichen Untersuchung unterschied. Renaud's Lage war in der That unerträglich.

Als er nach vierzehn Tagen endlich die Erlaubniß, das Schiff verlassen zu dürfen, erhalten, und zum ersten Male an's Land ging, sprach er mit tiefer Bitterkeit mit Antoninen und Herrn von Rizière von seinem drückenden Verhältniß.

„Es ist entsetzlich!" rief das junge Mädchen aus.

„Ich werde Ihnen helfen, Herr Renaud," sagte Herr von Rizière. „Der Gouverneur schätzt Sie; ich habe mehrere Male mit ihm von Ihnen gesprochen. Sie brauchen nur ein Gesuch um Versetzung von der „Spröden" auf ein anderes Schiff einzureichen, und dürfen im voraus von der Gewährung Ihres Verlangens überzeugt seyn. Ich bin nicht ohne Einfluß, und werde Ihren Wunsch auf das wärmste unterstützen."

„Ich danke Ihnen von ganzer Seele, mein Herr," sagte der Lieutenant tief bewegt. „Sie haben Recht: es ist eine wahre Hölle, man muß daraus fortzukommen suchen."

Am andern Tage ging Julius zu Herrn von Kergal, um von ihm die Erlaubniß zu erbitten, die zu seiner Versetzung nöthigen Schritte thun zu dürfen.

„Ich werde Ihrem Vorhaben keinen Vorschub leisten," sagte Herr von Kergal mit gesuchtem Ernste, „ihm aber auch kein Hinderniß entgegensetzen. Nur mögen Sie wissen, daß wir in kurzer Frist unter Segel gehen werden."

Julius beeilte sich, ein offizielles Gesuch den Händen des Kommandanten zu übergeben.

Fargeolles erfuhr es.

Digitized by Google

„Es ist zu spät!“ dachte er. „Vor zwei Monaten würde ich mich über seine Entfernung gefreut haben, denn die Lieutenantsstelle würde mir von Rechtswegen zugekommen seyn; aber heute handelt es sich nicht mehr um die Lieutenantsstelle zwischen uns; ich hasse ihn, und er wird hier bleiben!“

Fargeolles wußte auf geschickte Weise das Gerücht von Renaud's Absicht, das Schiff zu verlassen, unter der Mannschaft in Umlauf zu bringen.

Eine Stunde später suchte Gaussard den Lieutenant auf. Der ehrliche Marswächter zog anfangs seinen Hut, bedeckte sich wieder, und kreuzte dann, wie in einer Art von Betäubung, die Arme über die Brust.

„Nicht wahr, Lieutenant,“ redete er diesen langsam und unzusammenhängend an, „nicht wahr, es giebt keinen guten und gerechten Gott mehr? Nein, nein! Es giebt keinen mehr, wenn Das wahr ist, was man sagt! . . . Man sagt, daß Sie uns verlassen wollen! . . . Nicht genug, daß Herr Labranche so plötzlich auf und davon in die andere Welt hinübergesegelt ist, jetzt wollen auch Sie uns noch verlassen! . . . Alles, was gut ist an Bord, läßt uns im Stiche. Man behandelt uns im Großen wie einen Galeerenstock . . . Wir gelten also jetzt nichts mehr in Ihren Augen, wir Andern; wir, die wir uns für Sie bis auf den letzten Mann in Stücke hauen lassen würden! . . . Wenn Sie die „Spröde“ verlassen, so desertiren wir sammt und sonders. Das ist das Beste. Da wird man doch nur ein für alle Mal füsilirt, und dann hat die ganze Plackerei ein Ende! . . . Sie antworten mir Nichts, Lieutenant? Ich sehe wohl ein, Papillon hat nicht gelogen! . . . Nun, so mögen Sie sich denn als den Urheber unseres Unglücks betrachten! . . . Die Mannschaft hat mich beauftragt, es Ihnen zu sagen: den Tag, wo Ihr Gepäck den Bord verläßt, wird der Teufel uns in seine Krallen bekommen; denn sehen Sie, der Teufel oder Herr Fargeolles, das ist ein und dasselbe, um die Wahrheit zu reden.“

Papillon weinte einige Schritte seitwärts die bitterlichsten Thränen.

Die Matrosen lauschten von ferne auf die Wirkung, welche die Beredsamkeit ihres Abgesandten hervorbrachte. Der junge Lieutenant sah mit lebhafter Rührung, wie sich Furcht und Zagen auf diesen männlichen Gesichtern malten.

„Es ist bis jetzt noch nichts entschieden,“ erwiederte er; „verlaß mich jetzt, Gaussard.“

„Ich gehe schon, Lieutenant,“ sagte der Marsgast; „aber wenn Sie Ihre Mutter, oder Ihre verehrte „Zukünftige“ wirklich lieben, so bedenken Sie, daß wir hier unser Zweihundert sind, die Sie zum Opfer bringen, wenn Sie uns verlassen.“

„Ich werde mich selbst zum Opfer bringen,“ murmelte der Offizier vor sich hin.

Als der alte Mastklimm des Bugspriets sich entfernte, glänzten Thränen der Dankbarkeit in seinen Augen.

Zwei Minuten später machte ein Freudejauchzen das Verdeck der „Spröden“ erbeben.

„Papillon!“ rief Julius.

Der Bursche näherte sich, indem er mit dem Hemdsärmel die Thränen abzuwischen suchte.

„Du hast Alles gehört?“

„Alles, mein Lieutenant.“

„Du wirst zu Herrn von Rizière gehen.“

„Wohl, Herr Lieutenant.“

„Du wirst ihm sagen, daß er mein Gesuch bei dem Gouverneur zurücknehmen möge. Er wird Dich um die Ursache fragen. Weißt Du, was Du ihm zu antworten hast?“

„Ja, gewiß. Ich werde sagen, daß Gaussard, die Mannschaft, wir Alle . . . .“

„Es ist gut. Das Boot stößt gerade ab; Du kannst mit ihm an's Land gehen. Komm' bald zurück!“

Papillon schoß wie ein Stoßvogel von dannen.

„Es ist vollbracht!“ dachte Julius seufzend. „Arme Leute! Wenn sie wüßten, was ich leide, würden sie sich vielleicht in mein Scheiden ergeben haben! . . . Doch Muth gefaßt! . . .“

Der Tag sollte nicht vorübergehen, ohne daß Fargeolles nicht noch das Mittel gefunden hätte, seinen „alten Bekannten“ auf die empfindlichste Weise zu kränken.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über die Krimm.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich fast einen ganzen Tag bei diesem gastfreien Menschen zugebracht hatte, ritt ich mit meinen Begleitern nach Backschissaray zurück, wo ich von einem Hrn. Maurer, früher Lehrer in der Delaspe'schen Schulanstalt in Wiesbaden und heute Gutsbesitzer in der Krimm, erwartet wurde. Derselbe hatte meine Ankunft erfahren und lud mich ein, mehrere Tage auf seinem nahen Gute zu verweilen, was ich jedoch ablehnen mußte. In seiner Gesellschaft besah ich Backschissaray, welche die Russen ihrer Lage wegen als eine der interessantesten Städte des Reichs betrachten, und es ist kaum zu bezweifeln, daß die Tartaren, als große Wasserfreunde, wie alle Türken, hauptsächlich durch das gute Bergwasser Dschuruksu, welches sich hier durchschlängelt, um etwas weiter sich in die Alma zu ergießen, bewogen worden sind, hier zwischen zwei kahlen Bergen eine Stadt zu erbauen und die Residenz darin aufzuschlagen. Die Stadt mit ihren 15 000 Einwohnern breitet sich in einem Thale in einer Länge von einer Stunde in der Art aus, daß man sie eigentlich erst gewahr wird, wenn man sie bereits betreten hat, und Demjenigen, welcher im Posthaus vor derselben umspannt, ganz unbekannt bleibt, daß hier eine so bedeutende Stadt verborgen liegt. Diese sonderbare Lage, die Moscheen, das Herabrufen der Muezzins, die offenen Buden, in welchen gebacken, gekocht und Alles öffentlich verhandelt wird, was die Vorübergehenden mitansehen dürfen, das Sitzen der Kaufleute mit übereinander geschlagenen Beinen, die Kaffeehäuser mit ihren Tabakrauchern, die schmalen, engen und durch das Kochen übelriechenden Straßen, und besonders die verhüllten Frauen, überhaupt das ganze Treiben der Bevölkerung weicht so sehr von dem der Russen ab, daß sie nicht Unrecht haben, wenn Backschissaray bei ihnen besonderes Interesse erregt. Außer dem Serail sind die Brunnen die Hauptzierde der Stadt und die Khans mögen hierfür wohl zehn Mal mehr als für große Gebäude verwendet haben, denn diese sind, das Serail ausgenommen, nirgends zu finden. Wie alle türkischen Schlösser, hat auch das Serail seine eigene Bauart und besitzt ebenfalls so viele Höfe, Gänge, Blumengärten und Terrassen, daß der Besucher, um sich nicht zu verirren, einen Führer nöthig hat. Die russische Regierung ließ dies Schloß wieder so ausschmücken, wie es früher gewesen seyn soll, so daß es nun Alles in sich vereinigt, was die Einbildungskraft an's Orientalische fesselt; Zimmer mit Springbrunnen, Bäder, Kiosken, marmorne Bassins und Moscheen wechseln auf's angenehmste mit einander ab, und um das Ganze vollständig zu machen, wurde auch der ehemalige Harem mit solchem Glanze hergestellt, daß jetzt nur die Frauen fehlen, welche Besitz davon nehmen sollen. Kaiser Alexander, der so große Vorliebe für die Krimm hegte, daß er die Absicht hatte, sich von der Regierung zurückzuziehen und hier seine Tage zu beschließen, hatte einige Male hier residirt; seine Nachfolger werden aber allem Anscheine nach dem neuen Pallast, welcher an der Südküste jetzt aufgeführt wird, vor dem in der Mitte der dunkeln Straßen von Backschissaray liegenden Schlosse den Vorzug geben.

Ich setzte meine Reise fort und gelangte von da nach Sewastopol, wo ich, da beim deutschen Wirthe Wetzel alle Zimmer be-

Digitized by Google

setzt waren, bei einem andern deutschen Wirthe, Biegler, eine gute Unterkunft fand. Sewastopol ist die bevölkertste Stadt der Krimm, der Stapelplatz der russischen Flotte, der Sitz der Marine, und ist in jeder Beziehung so interessant, daß ihretwegen allein ein Abstecher von Odessa nach der Krimm lohnend wäre. Man stößt in der Krimm zwar allenthalben auf Erinnerungen vergangener Zeiten, wo die Bevölkerung einzelner Städte, wie z. B. Kaffa, das heutige Theodosia, stärker war, als heute jene der ganzen Krimm zusammengenommen. Von jener Zeit hat die Krimm wenig kunstvolle Monumente übrig behalten; ich machte jedoch zu diesem Zwecke drei Ausflüge von Sewastopol, den ersten zu den wenige Werften entfernten Ruinen von Cherson, wo einige Reste andeuten, daß hier eine Stadt dieses Namens gestanden hatte. Fünf Werften weiter soll ein Tempel der Diana gestanden haben, worin Menschen geopfert wurden; ich konnte aber trotz alles Suchens und Forschens keine Spur davon finden und scheint daher derselbe nur in einzelnen Reisebeschreibungen zu existiren. Ich fand dagegen das Kloster St. George, worin ich nur einen langbärtigen Mönch traf, mit welchem sich mein Führer nicht verständlich machen konnte. Er zeigte mir eine Kirche, worin weiter nichts zu sehen ist, als Aufschriften, daß sie schon von gekrönten Häuptern besucht wurde, und fünfzehn für Reisende bereit stehende Zellen, die in einem solchen Zustande sind, daß es mir leid wäre, wenn einer meiner Mitmenschen je Gebrauch davon machen müßte. Einen dritten lohnenden Ausflug unternahm ich nach der Ruine von Inkermann, die einzige in der Krimm mögliche Wasserpromenade, und machte bei dieser Gelegenheit mit einem Seehasen Bekanntschaft, der von allen Männern von Fach als der vorzüglichste von Europa betrachtet wird. In diesem Hafen liegt der größere Theil der russischen Flotte, die hier aus etwa zehn Linienschiffen und eben so viel Fregatten und Briggs besteht, deren erste 90 — 120 Kanonen tragen und die sämmtlich bewaffnet und so mit Munition versehen sind, daß sie jeden Augenblick auslaufen können. Am Ende des Hafens, etwa zehn Werften von der Stadt, befinden sich auf einer Anhöhe die Ruinen von Inkermann, welche in kurzer Entfernung einen angenehmen Anblick gewähren, und unter denselben mehrere Felsenhöhlen, worin noch guterhaltene Altäre und Kapellen zu bemerken sind, welche im Mittelalter wahrscheinlich zum Gottesdienste bestimmt waren. Jedoch, wie fast über alle Denkmäler der Krimm, sind die Gelehrten auch über die Entstehung von Inkermann nicht einig; während der Eine hier nur einen Wachtposten der Genueser sieht, glaubt der Andere die Ueberbleibsel einer Stadt oder einen Zufluchtsort von Mönchen zu bemerken. Das kleine hier ausmündende Flüßchen Reischka weiter hinauffahrend, fand ich die sehr interessanten Wasserleitungen, welche die russische Regierung zur Proviantirung der Flotte aus einer Entfernung von zwanzig Werften hierher leiten ließ. Auf Anrathen meines Wirths, welcher mich begleitete, bestiegen wir das größte Linienschiff „Stadt Warschau", welches 120 Kanonen führt und wo wir bei den Offizieren eine sehr gute Aufnahme fanden und über Alles Erklärung erhielten. Als wir das Schiff verließen, schlug es sieben Uhr, und in demselben Augenblicke ward eine Kanone abgefeuert, wornach auf sämmtlichen unweit von einander ankernden Linien-Schiffen die Militär-Musik zu spielen begann, was auf's angenehmste überraschte. Die russische Musik, sowohl beim Militär als auch beim Theater, hat etwas Eigenthümliches, ich möchte sagen etwas Melancholisches, und wirkt, ohne daß man sie gerade schön nennen kann, tief auf's Gemüth. Sobald dieser Zapfenstreich vollendet ist, darf Niemand auf's oder von dem Schiff gelassen werden. — Alle Offiziere, die ich in Rußland kennen lernte, haben ein bescheidenes, stilles Betragen und gehören in der Regel zu guten Familien, reden gewöhnlich mehrere Sprachen und sind gegen Fremde sehr zuvorkommend. Ein Offizier jenes Linienschiffes, der gerade nach der Stadt wollte, nahm mein Anerbieten an, mich dahin zu begleiten. Ich erzählte ihm, was ich in der Krimm gesehen und daß das Mannichfaltige, was dieses Land darbietet, wenigstens einen Zeitraum von einem Monat in Anspruch nehme. Er versicherte mich dagegen, daß bei der Besitznahme der Krimm Alles so über den Haufen von Sewastopol überrascht war, der mehr von der Natur als der Kunst gebildet ist, daß die Kaiserin Catharina, welcher Rußland so viel verdankt, sogleich den Befehl erließ, hier eine Marine-Stadt zu gründen. Sewastopol sey also wie Petersburg, Odessa und viele andere russische Städte ganz aus der Erde entstanden, deren Wichtigkeit man später kennen lernen würde, da bei günstigem Winde kaum zwei Tage nöthig wären, um von hier nach Konstantinopel zu gelangen. Der größte Vortheil dieser Gegend sey außerdem der Donau-Schlüssel, welchen die Russen beim Frieden von Adrianopel erhielten, wodurch sie sich als alleinige Besitzer des schwarzen Meeres betrachten könnten, und dies auch zur Einübung ihrer Flotte stets benutzten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

♂ (Berlin, Ende Aug. — Corresp.) Von unserm talentvollen Componisten Hieronymus Truhn ist kürzlich ein Cyclus „elegischer Poesien" erschienen, der wohl geeignet ist, die Aufmerksamkeit des musikalischen Publikums auf sich zu ziehen. Truhn ist ein überwiegend lyrisches Talent. Die tiefe Innigkeit, die charakteristische Seelenmalerei, welche seine Lieder auszeichnen, seine künstlerische Bildung haben ihm einen ehrenvollen Platz unter den heutigen Komponisten eingeräumt. Viele von Truhn's Liedern sind bereits Volkslieder im ächten Sinne geworden (wir erinnern nur an „Scheiden und Leiden", „Zigeunerknabe", „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald"), und das ist um so mehr anzuerkennen, als heutzutage gerade das Lied auf alle mögliche Weise ausgebeutet ist. In den vorliegenden „elegischen Poesien" finden wir den Komponisten in seinem eigentlichen Berufe. Die Elegie mit ihrer Wahrheit und Tiefe der Empfindung, und andererseits der naiven Natürlichkeit, die Einfachheit der Harmonie, ohne den bestehenden äußeren Pomp, und vor Allem der Hauch der Poesie, das ist es, worin der Lyriker seinen Beruf erweisen kann, und was wir besonders bei Truhn's Liedern hervorzuheben haben. Die „elegischen Poesien" bilden drei Hefte, welche zusammen 10 Lieder enthalten. In dem ersten Hefte finden wir ein prächtiges Genrebild, welches vielleicht die Perle des Ganzen ist: „Das verlassene Mädchen" (Gedicht von Möricke) in A moll. Das Lied athmet eine solche Fülle, eine solche tiefpoetische Wahrheit der Gefühle, wie wir sie selten, vielleicht nur in Mendelssohn's Liedern, gefunden haben. In ihm auch spricht sich am vollendetsten die künstlerische Eigenthümlichkeit Truhn's, das deklamatorische Geschick, aus; die Worte erfüllen die Musik, wie die Musik die Poesie erfüllt. Aus dem zweiten Heft heben wir vor Allem die Bearbeitung des Eichendorff'schen „Im Herbst" hervor. Der einfache, rührende Klageton ist tiefpoetisch erfaßt und in der Ausführung trefflich gelungen; von eigenthümlich schöner Wirkung sind dabei die Glockentöne im Akkompagnement. Das dritte Heft beginnt mit zwei Byron'schen Gedichten, das erste: „Auf den Tod des General Moore", ein Marcia funebre, eine meisterhafte dröhnend-ernste Klage, das zweite: „Das Mädchen von Athen", ein vortreffliches charakteristisches Seelengemälde. Die beste Gabe dieses letzten Heftes, und dem „Verlassenen Mädchen" an die Seite zu stellen, ist das letzte Geibel'sche Lied. Die Schwierigkeit der Gedichtform, die hier gewiß nicht gering anzuschlagen ist, hat der Komponist sehr glücklich überwunden, und das Lied macht durch die Gluth und Tiefe der Empfindung die beste Wirkung. Truhn hat in diesem Cyclus ein würdiges Seitenstück zu seinem vortrefflichen „Liebesroman" gegeben, und wir glauben am Schluß dieser Anzeige die sichere Ueberzeugung aussprechen zu dür-

Digitized by Google

sen, daß dies neue Werk seines schönen Talentes die rühmlich verdiente allgemeinste Verbreitung finden werde. — Von dem jungen Dichter R. Gottschall, dem Verfasser der „Lieder aus der Gegenwart" und der „Censurflüchtlinge", sind soeben hier in Berlin zwei „Liebesdithyramben" erschienen. Sie führen den Titel: Madonna und Maglanena, und feiern in dröhnenden, schwunghaften Versen die freie, von den Fesseln der Gesellschaft erlöste Liebe.

(Noch einmal das Rheinlied.) Da Niklas Becker gestorben ist, so fordert einer der wenigen treuen Rheinlieds-Enthusiasten in der „Köln. Ztg." auf: „Zur Verewigung des Rheinliedes." Und wie soll dies geschehen? „Das aller Welt zugängliche Archiv möchte der Drachenfels seyn, und das Dokument eine eherne Säule, worauf das ganze Lied zu lesen wäre; oben das Geburtsjahr desselben, unten der Name und der Todestag des Dichters. Die Zustimmung des deutschen Volkes könnte ausgesprochen werden durch kleine und große Beiträge, abzugeben an den Dombaumeister zu Köln, welcher für die Anfertigung und Aufstellung des Denkmals zu sorgen und die etwa bei einfacher oder großartiger Ausführung verbleibenden Geldüberschüsse an die Dombaukasse abzuliefern hätte." So gehen Rheinlied und Dombau Hand in Hand durch ihr Jahrhundert. Ob der Vorschlag Anklang findet?

Die Geschichte des Andreas Hofer ist vielfältig erzählt und zu Romanen, Dramen und Gedichten benutzt worden. Nun hat sie W. N. Stehling unter dem Titel: „Andreas Hofer, ein Heldenlied" auch als Epos bearbeitet. (Düsseldorf. In Kommission der Stahl'schen Buch- und Kunsthandlung). Die Absicht des Hrn. Stehling, durch sein Heldenlied der Vaterlandsliede der Deutschen neue Nahrung zu geben, mag löblich seyn, aber die Schatzkammer der epischen Poesie hat er nicht bereichert, und die in seinem Nachworte geäußerten Bedenklichkeiten lassen sich füglich auf ihn selber anwenden.

(Frankfurt a. M.) Das kalligraphische Meisterwerk des Hrn. Professor Duschek aus München, das Ausgezeichnetste, was bisher in diesem Kunstfach erschienen ist, hat zu einem sehr hohen Preis seinen Käufer gefunden, und wird, bevor es nach England, seinem Bestimmungsort, abgeht, noch auf kurze Zeit dahier zur Anschauung ausgestellt bleiben. Das ganze Kunstblatt besteht nur aus den zwei Worten: „Liebe Gott." Das Wundervollste ist das Wort Gott, in welchem das Gebet des Herrn in allen orientalischen Sprachen in analoger Ordnung in jedem besondern Buchstaben enthalten ist, wie Hebräisch, Tibetanisch, Braminisch, Chinesisch, Tartarisch, Mandschu, Arabisch, Chaldäisch, Syrisch, Coptisch, Alt- und Neugriechisch, Russisch u. s. w. Unter allen diesen ist die chinesische Schrift das größte Meisterwerk. Das Wort Liebe besteht aus europäischen Schriften, worunter die kleinste, für ein gutes Auge deutlich zu lesen, nur den vierzigsten Theil eines Zolls groß ist. Der Künstler, ein bescheidener, anspruchloser Mann, hat neun Jahre an diesem unvergleichlichen Werke gearbeitet, und wir glauben die Beschauung desselben als eine Seltenheit empfehlen zu dürfen.

Korrespondenz.

Wicker bei Hochheim, 5. Sept.

Würde die goldene Sonne noch längere Zeit ihre wohlthätige Wärme segnend verbreiten, was wir wünschen und hoffen, so können wir uns einer gesegneten Weinlese erfreuen. Schon seit vierzehn Tagen finden sich in den hiesigen, durch Lage und Cultur gleich ausgezeichneten Weinbergen reife Trauben und bei bleibender sonniger Witterung wird hiesiger 1846er nicht nur ein angenehmes, sondern auch beliebtes und gesuchtes Bachuskind werden. — Die hiesigen Früchte sind bis auf den Haser, der bereits auf den Stoppeln liegt, befriedigend nach Hause gekommen und gut ausgefallen; die übrigen Gewächse stehen hoffnungsvoll, und Grummet, welches bereits die Landwirthe beschäftigt, gibt es viel. — In diesem Jahre erfreuten wir uns hier noch weniger Vergnügungen. Ein seltenes Fest steht uns jedoch bevor, und das ist die Einweihung des vom hiesigen Gastwirth Hrn. J. Allendorff neu erbauten Tanzsaales, welche am 14. d. M. geschehen wird.

Frankfurter Theater.

Während das Gastspiel der Fräul. Jenny Lind fortfährt, die volle Thätigkeit unseres Opernpersonals und Orchesters in Anspruch zu nehmen und die Räume des Theaters zu füllen, unterläßt die Regie des Schauspiels nicht, ihre fleißige, wenn auch momentan weniger beachtete Wirksamkeit mit löblichem Eifer fortzusetzen. Das Schauspiel brachte uns während der letzteren Wochen drei Novitäten, deren erstere, „ein deutscher Krieger", von uns besprochen und als gehaltvoll bezeichnet worden ist. Wiederholte Aufführungen haben eine entschieden günstige Aufnahme gefunden. Die zweite Novität war „die Marquise von Villette", von Charlotte Birch-Pfeiffer. Die Verfasserin, deren Verdienste um die practischen Bedürfnisse der Bühne und deren Geschicklichkeit und Gewandtheit in Anlage und Durchführung von Stücken, welche das Publikum angenehm unterhalten, man nicht verkennen darf, hat hier wiederum ein Schauspiel gebracht, dessen Intrigue und Handlung anziehend genannt werden können. Es gehört zur Gattung der französischen Intriguenstücke und dürfte wohl mit Scribe's „Glas Wasser" u. a. in einigen Vergleich gebracht werden, ohne daß es aber die kunstvolle Verwickelung und den leicht fließenden Dialog des letzteren besitzt. Die deutsche Verfasserin wird mitunter, wie z. B. im zweiten Acte, etwas zu redselig, während in den letzten Abtheilungen die Handlung rascher und nicht ohne Effect vorangeschreitet. Die Charaktere sind wirksam und bieten den Darstellern Gelegenheit, ihr Talent zu zeigen; die Hauptpersonen, Lord Bolingbroke und die Marquise von Villette, erscheinen indessen mehr in den Beziehungen eines Liebespaares, als in diplomatischen Conflicten und der Erstere spricht mehr von seiner bürgerlichen Ehre, als von den Interessen seines Hofes. Ludwig XIV., zur Zeit des Stückes ein Siebenziger, ist untergeordnet und die Rolle, welche er auf dem Balle im dritten Acte spielt, macht ihn zu einer höchst unbedeutenden und seines geschichtlichen Glanzes unwürdigen Person. Einige Breite und Gedehntheit abgerechnet, sind Frau von Maintenon, deren Kammerfrau und die Marquise von Villette gut gezeichnet und mit Geschick durchgeführt. Die Novität ward dem Totaleindrucke nach beifällig aufgenommen und war der Erfolg derselben durch eine sorgfältige Aufführung unterstützt. — Deinhardstein's „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten" ist ein wenig bedeutendes und nicht sehr belustigendes Lustspiel, dessen Hauptfehler darin besteht, daß man schon im ersten Acte das Ganze übersehen und den Ausgang desselben enträthseln kann. Auf einer ziemlich bekannten Anecdote beruhend, entbehrt es den Reiz der Neuheit und würde wirksamer seyn, wenn es um zwei Acte kürzer ausgefallen wäre. Hrn. Meck's höchst ergötzliche Darstellung war das belebende Element der Piece. Wir werden Gelegenheit finden, auf diese Novitäten und deren Aufführung später zurückzukommen.

Mainwasser-Wärme.

Den 10. Sept., Abends: 17 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 11. Sept. Das Urbild des Tartuffe, Original-Lustspiel in 5 Abth., von C. Gutzkow.

Freitag, 12 Sept. Lucia von Lammermoor, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti.

☞ *** (Gastrolle) Lucia: Fräul. **Jenny Lind**, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

(Gastrolle) Asthon: He. Scharpff, vom Theater zu Mainz.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eintrittspreisen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Reim.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 253. Samstag den 13. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des S. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

Papillon kam um sechs Uhr Abends zurück. Er war seelenvergnügt und stolz auf die Botschaft, welche er zu überbringen hatte. Indem er seinem Gebieter einen Brief von Antonina einhändigte, flüsterte er ihm leise zu:

„Man hat mich hoch und theuer versprechen lassen, niemals davon zu reden. Ich werde stumm seyn wie ein Fisch, Lieutenant, fürchten Sie nichts."

„Gut, mein Sohn," erwiederte der Offizier, indem er das Schreiben entsiegelte und Folgendes las:

„Es giebt Umstände, wo die Absicht selbst unpassende Schritte rechtfertigt. Ich bin schuldig, ich fühle es. Ich begehe ein Unrecht, indem ich Ihnen schreibe, mein Herr, aber ich will Sie retten von dem Abgrunde, in welchen Sie sich zu stürzen im Begriff stehen. Im Namen der Gefühle, welche Sie für mich zu hegen behaupten, beschwöre ich Sie, verlassen Sie die „Spröde"! Ich zittere bei dem Gedanken, daß eine zu weit getriebene Hochherzigkeit Sie dort noch zurückhalten kann. Zudem würde Ihr Opfer völlig unnütz seyn. Weit entfernt davon, Ihr Gesuch bei dem Gouverneur zurückzunehmen, wird mein Vater dessen Wirkung nach allen Kräften zu fördern streben. Ich bin es, die ihn zu diesem Entschlusse bestimmte. Ich selbst werde mit der Tochter des Gouverneurs reden, welche meine Freundin ist. Wir werden unsern Zweck erreichen. Ich weiß, daß die Korvette morgen unter Segel gehen wird; halten Sie sich bereit, dieselbe zu verlassen. Mein Vater wird Ihnen den Befehl dazu im letzten Augenblick persönlich überbringen. Gehorchen Sie, Julius! Ich wiederhole es, gehorchen Sie im Namen unserer .... (hier war das betreffende Wort ausgelöscht), gehorchen Sie im Namen Gottes, den ich für Sie anflehe.

Antonina."

Diese mit zitternder Hand in Eile geschriebenen Zeilen machten Julius in seinem Entschlusse wanken. Dennoch wagte er nicht, Papillon den Befehl zum Packen der Koffer zu geben, sondern er ging in seine Kajüte, schloß sich ein, und machte sich selbst an diese Arbeit.

Als er wieder auf das Verdick stieg, noch unentschlossen, aber auf jedes Ereigniß gefaßt, schlug es gerade zehn Uhr Nachts.

Fargeolles langte eben vom Lande her an, und beeilte sich, dem Kommandanten eine Depesche von Seiten des Gouverneurs einzuhändigen. Sie enthielt den Befehl, mit Tagesanbruch unter Segel zu gehen.

Julius empfing sogleich den Auftrag, die nöthigen Anordnungen zu diesem Zwecke zu treffen.

Einige Augenblicke später trat Fargeolles zu ihm heran.

„Auf ein Wort, wenn's beliebt, Herr Renaud," sagte er, es absichtlich umgehend, sich des Titels „Lieutenant" zu bedienen.

„Reden Sie, mein Herr."

„Die „Spröde" segelt morgen früh; Sie wollen die Korvette verlassen, ich weiß es. Frau von Rizière hat mir gesagt, daß ihr Mann Ihr Gesuch unterstützt, und daß der betreffende Befehl ohne Zweifel im letzten Augenblick der Abfahrt anlangen wird. Sie sehen, ich bin gut unterrichtet."

„Was wollen Sie mit alle Dem sagen, mein Herr, ich begreife Sie nicht? Die Schritte, welche ich zu thun mich genöthigt sehe, kümmern Sie nicht im mindesten, wie mir däucht."

„Bitte tausend Mal um Entschuldigung, Herr Renaud. Wenn es nöthig seyn sollte, Ihr Gedächtniß ein wenig aufzufrischen, so werde ich es versuchen. Wir haben uns geschlagen; Sie haben mich verwundet. Ich war zweiter Kommandant auf der Korvette; Sie haben mich von meinem Platze verdrängt."

„Wir haben uns in Gegenwart des Kommandanten versöhnt, und der Platz, welchen Sie den „Ihrigen" zu nennen belieben, wird Ihnen, sobald ich das Schiff verlasse, sofort übergeben werden."

„Sie haben mich seitdem öfters beleidigt; ich erinnere mich dessen sehr wohl. Sie haben mich in und außer dem Dienste auf jede mögliche Weise geplackt und chikanirt. Ich habe stets darauf gezählt, deshalb Rechenschaft von Ihnen zu fordern. Nur habe ich nicht gewollt, daß Saint-Denis von neuem durch unsere Zwistigkeiten mit Blut bedeckt werden sollte. Ich wollte warten, bis wir einen neuen Landungsplatz erreicht haben würden, um dann unsern Streit auf eine ernste Weise, mit den Waffen in der Hand, genügend auszumachen. Ihre Entfernung würde überdies ein neuer Verrath seyn. Sie wissen, daß ich Heirathspläne hege: Sie wollen diese zu nichte machen, indem sie am Lande verweilen. Sie werden also das Schiff nicht verlassen, sage ich Ihnen, oder ich werde Sie für einen Feigen erklären."

„Mein Herr," antwortete Julius, „ich verachte im höchsten Grade Ihre gegen mich gerichteten Beschuldigungen von Ungerechtigkeit und Feigheit, da Sie, was mich betrifft, dazu auch nicht die mindeste Veranlassung haben. Sobald wir indeß ein Mal an einem geeigneten Orte zusammentreffen werden, werde ich stets bereit seyn, mit Ihnen in die Schranken zu treten. Bis dahin ziehe ich vor, meinen freien Willen und meine Unabhängigkeit zu bewahren. Im Fall die Korvette ohne mich absegeln sollte, werden Sie mich bei der Rückkehr zu Bourbon antreffen."

„Wer weiß!" fiel Fargeolles ein.

„Aber sagten Sie nicht so eben, daß ich die Dame heirathen wollte, nach welcher Sie die Kühnheit haben, sich gelüsten zu lassen?"

„Ich? Nein, Herr. Ich sagte, daß Sie meine Vermählung

Digitized by Google

durch allerlei Ränke aufzuhalten bemüht seyn würden. Ja, durch Verläumdungen, Herr, durch niedrige, ehrlose Mittel und auf hinterlistigen Schleichwegen werden Sie versuchen, meine Heirath zu hintertreiben, obgleich ich, so mögen Sie es denn wissen, die Einwilligung der Frau von Rizière dazu habe... Sie, deren Tochter heirathen?! Frau von Rizière weiß zu gut, daß Sie ein Elender, ein Nichtswürdiger sind! Und Antonina könnte einen Mann zum Gatten wählen, der sein Schiff und seinen Dienst als Lieutenant verläßt, um einem Duell zu entfliehen."

„Genug der Beschimpfungen, Unglücklicher! Ihre Beleidigungen sind eben so gemein und elend, als Sie selbst. Hier giebt es keinen Verräther, keinen Feigen, keinen von Antonina verachteten Menschen, als Sie allein!"

„Sie sind mein Chef; wir haben keine Zeugen um uns her; eine solche Antwort, wie Sie Ihnen gebührt, soll jedoch nicht auf sich warten lassen. Sie sollen mich vor ein Kriegsgericht ziehen. Glücklicherweise ist es Nacht, und so speie ich Ihnen in's Gesicht!" sagte Fargeolles, seine Drohung ausführend und davoneilend.

Julius setzte ihm zornentbrannt, wie ein verwundeter Löwe, nach, konnte ihn indeß nicht mehr erreichen. Fargeolles war durch die Lucke des Hinterdecks verschwunden.

Renaud konnte die ganze Nacht kein Auge zu thun.

Mit Tagesanbruch knarrte die Schiffswinde; die Ankerkette der „Spröden" rollte sich Ring vor Ring auf; die schon gevierten Segel hingen gewindeförmig unterhalb der Raaen, als ein großes Hafenboot, mit kräftigen Negern bemannt, vom Lande abstieß und auf die Korvette lossteuerte.

Es brachte Herrn von Rizière an Bord, welcher, sobald er das Verdeck betreten, Julius eiligst aufsuchte.

„Hier der Befehl zu Ihrer Ausschiffung," sagte er zu ihm; „mein Boot erwartet Sie am Fuße der Schiffstreppe."

(Fortsetzung folgt.)

Reiseotizen über die Krimm.

(Fortsetzung.)

Bei unserer Ankunft in Sewastopol waren alle Straßen mit Arbeitern angefüllt, es mochten wohl 6—8000 seyn, die eben das Arsenal und die Werkstätten verließen. Wie in Toulon, Portsmouth und andern Seehäfen ist auch hier in Sewastopol die Marine der Hauptnahrungszweig der Bewohner; der Handel ist unbedeutend, die Kauffahrteischiffe werden nur mit vielen Beschränkungen zugelassen, daher auch wenig Deutsche und Ausländer hier ansässig sind und deßhalb auch der Haupthandel in den Händen der Caraiten ist, welche in der Catharinenstraße, der größten der Stadt, gut assortirte Läden besitzen. Die Stadt ist sehr ausgedehnt und unregelmäßig gebaut und besitzt Casinos, Theater und andere Vergnügungsplätze.

Weil Sibirien zu entfernt ist, werden alle Hauptverbrecher Neu-Rußlands nach Sewastopol geschickt, wo sich etwa 800 befinden mögen. Sie sind mit schweren Ketten belastet, ganz glatt geschoren und tragen auf dem Rücken einen schwarzen Stern, zum Zeichen, daß sie zu Verbrechern erster Klasse gehören. — Nach den beiden Hauptstädten besitzt Sewastopol die größten Krongebäude, worunter die Kasernen, das Admiralitäts-Gebäude und die vielbevölkerten Spitäler einen großen Umfang haben. Früher hatten die Soldaten sehr stark an Augenkrankheiten gelitten; dieselben tragen daher jetzt, wenn sie auf dem Posten stehen, einen grünen Schirm, wodurch sich die Zahl der Augenkranken verminderte, und bieten daher einen ungewohnten Anblick dar. Das hiesige Arsenal ist wegen seines Reichthums in ganz Rußland bekannt; vom Vorrath an Kanonen und Kugeln kann sich Jeder überzeugen, da dieselben öffentlich aufgestellt sind. Nicht weit davon befinden sich die nicht minder sehenswerthen Schleußen und Bassins, und nach der Anzahl der Hände, welche hier beschäftigt sind, läßt sich leicht ermessen, welchen Werth die Russen auf diesen Platz legen.

Noch vor wenigen Jahren wohnten hier gegen dreihundert jüdische Familien, die aber alle, weil einige unter ihnen aus dem Arsenal gestohlene Waaren gekauft hatten, aus der Stadt verwiesen wurden; um diesem Schicksal zu entgehen, wurden mehrere von ihnen Matrosen und ihre Frauen sitzen nun in Matrosentracht auf öffentlichem Markt, um ihre geringen Handelsartikel den Vorübergehenden in polnisch-jüdischem Dialekt anzubieten. Vertreibung der Juden von einer Stadt zur andern habe ich im Innern des Landes öfters gefunden, wodurch diese Unglücklichen sich auch in keiner Stadt ein ordentliches Geschäft gründen können, weil sie ein ähnliches Schicksal zu befürchten haben. Ich kenne keine traurigere Gesetzgebung als jene, welche den ehrlichen Mann bestraft, weil es ihr an Mitteln fehlt, den Schurken zu erreichen, was leider auch manchmal in ganz civilisirten Staaten zu finden ist. Am weitesten mag hierin Mehemed Ali gegangen seyn, welcher ein ganzes Dorf für jede einem Europäer zugefügte Unbill verantwortlich machte, und man findet jetzt in Ober-Aegypten viele Dörfer, welche total abgebrannt wurden, weil darin Engländer um eine Kleinigkeit bestohlen worden waren. Es wohnen übrigens viele Juden in der Krimm, die sich außer dem Handel als Professionisten, Fuhrleute und Schenkwirthe ernähren; sie haben hier, wie in ganz Süd-Rußland, die kaiserlichen Fahrposten gepachtet.

Auch Zigeuner leben viele in der Umgegend von Sewastopol und erregen die Aufmerksamkeit durch die großen Lasten, welche sie auf den Markt dieser Stadt bringen. Sie sind sehr arm, essen Ratten und Krähen und andere uns unbekannte Speisen; in einigen Orten, namentlich Tschoufet Kale, stehen sie mit übelklingenden Instrumenten am Thore, um vor den ankommenden Fremden herzuziehen.

Herr Professor Nordmann aus Odessa hatte die Gefälligkeit, mir an Herrn Dr. Heinrich in Sewastopol ein Empfehlungsschreiben zu geben. Derselbe ist aus Gotha und bekleidet als Arzt eine große Stelle bei der russischen Marine, indem alle Militärärzte am schwarzen und asow'schen Meere ihm untergeordnet sind. Noch vor 25 Jahren waren fast alle bei der russischen Marine angestellten Aerzte Deutsche, aber seit ein Ukas festgesetzt hatte, daß bei einer Concurrenz der Russe bei gleichen Talenten den Vorzug haben soll, hat sich die Zahl der deutschen Aerzte sehr vermindert, im Bürgerstande ist dagegen die Zahl derselben noch vorherrschend. Apotheken sind in ganz Rußland nur im Besitz von Deutschen, und Russen dürfen schon seit Peters des Großen Zeit nicht als Apotheker angenommen werden. Der Apotheker ist gar mannichfach in Anspruch genommen; in kleinen Städten wird er mit Incasso und Spedition belästigt und in seinem Lokal kommen gewöhnlich viele Leute zur Conversation zusammen. Für einen deutschen Reisenden ist er eine große Annehmlichkeit; hatte ich mich mit einem Russen oder Tartaren nicht verständigen können, so führte ich ihn durch mehrere Straßen, bis mich das kaiserliche Wappen auf eine Apotheke aufmerksam machte, wo ich gewiß war, daß mir ein Landsmann aus der Verlegenheit helfen würde. — Ich hatte auch Gelegenheit, einen andern deutschen Arzt, Dr. Heimes, kennen zu lernen, welcher ebenfalls bei der russischen Flotte seit 20 Jahren dient und dieselbe bereits nach Navarin, Caucasien und andern Ländern begleitet hat. Er ist jetzt mit einer Russin verheirathet und soll zu den reichsten und begütertsten Männern in Sewastopol gezählt werden. — Von da setzte ich meine Reise nach dem blos von Griechen bewohnten Ort Balacklawa fort, über welchem auf einem Hügel die Ruinen gleichen Namens sichtbar sind. Weiter gelangte ich ins Beidar-Thal, welches als eines der schönsten des Landes betrachtet wird und wo die Ergiebigkeit des Bodens viele Tartaren zusammengeführt hat. Als ich aus einem Thale trat, ward ich durch den Anblick der Südküste und des Meeres angenehm

Digitized by Google

überrascht. Am Fuße dieser Anhöhe liegen die Güter Jorus und Laspie, nach deren Besuch ich mich schon lange sehnte. — Ich hatte nämlich den 500 Stunden langen Weg von Moskau nach Cherson in Begleitung des sächsischen Consuls, Hrn. Brandenburg in Moscau, bei dem ich von einem achtbaren Bankierhause in Frankfurt a. M. accreditirt war, zurückgelegt. Nachdem wir die Gouvernements Tula, Orel, Kourek durchreist hatten, verweilten wir einige Zeit in Charkow, welche wichtige, bei uns noch wenig bekannte Stadt sich auch wie Petersburg und Odessa zu einer der ersten russischen Städte emporheben zu wollen scheint. Sie ist die Hauptstadt des Gouvernements gleichen Namens, welches bei einer Einwohnerzahl von einer Million einen Flächenraum umfaßt, welcher jenem der sieben Mal so starken Bevölkerung von Holland und Belgien gleichkommt. Sie hat eine Universität, die von etwa 400 Studenten besucht wird, und eine Messe, welche nach der von Nischnei-Nowgorod die bedeutendste des Reichs ist. Zu ihrem Aufkommen trägt indeß der Handel am meisten bei, weil sie der Mittelpunkt zwischen Moscau und Odessa ist und nach und nach auch den Handel zwischen Nord- und Süd-Rußland vermitteln wird. Bauten und Bevölkerung sind bei ihr sehr im Zunehmen und Alles sieht weit besser aus, als man sich hier am Rhein das Innere von Rußland vorstellt. Wegen Mangel an Materialien fehlt das Straßenpflaster gänzlich, was man übrigens auch in andern Städten Rußlands, namentlich aber in Odessa vermißt. Den Haupthandel treiben die Russen, doch ist die größte Straße der Stadt, die Moscauer Straße, fast ausschließlich von Deutschen bewohnt, in deren Läden man große Auswahl findet. Zunächst berühren wir das Gouvernement Pultawa, welches durch die Niederlage Carls XII. bekannt genug ist. Was ich über diesen Gegenstand gelesen, brachte mir die Meinung bei, hier ein ödes Land zu finden, und ich war daher nicht wenig überrascht, fast die bevölkertste Provinz Rußlands vor mir zu sehen, wo fast auf jede Quadratmeile 2500 Seelen kommen, während man im Gouvernement Petersburg, ungeachtet die Hauptstadt eine halbe Million Einwohner in sich begreift, noch nicht einmal die Hälfte auf die Quadratmeile zählt. Der Boden ist hier so ergiebig, daß Melonen und Arbusen auf freiem Felde wachsen und ohne Dünger selbst Tabak hervorgebracht wird.

(Schluß folgt.)

Jenny Lind in Frankfurt a. M.

3.

Fräulein Jenny Lind hat nun drei Mal die Norma, zwei Mal die Amine (Nachtwandlerin) und ein Mal die Agathe (Freischütz) gesungen. Die ersteren haben wir bereits besprochen. Als Agathe war sie eine liebliche Braut, aber von dem Schleier der Wehmuth umhüllt, die unter Thränen lächelt, und des Kummers, der mit der Liebe Hand in Hand zu gehen pflegt; den hier erforderlichen elegischen Anklang traf sie eben so wahr, als ungekünstelt. In den Geist der Composition war sie vollkommen eingedrungen, und zeigte, daß sie auch den Ernst und die Weihe einer edeln deutschen Tondichtung wiederzugeben vermag. Manches würde indessen noch mehr hervorgetreten seyn, wenn die Stimmmittel imposanter und in den mittlern und tieferen Lagen klangvoller wären. Nachdem jetzt der erste Sturm der Bewunderung vorüber, ist man in das Stadium einer besonnenen Beurtheilung der Künstlerin getreten. Die Parteien haben sich ziemlich ausgeglichen, und in den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft ist dies Thema zur Genüge besprochen worden. Da wahrhaft ausgezeichnete Kunstleistungen nur selten erscheinen, so wollen wir uns nicht ereifern, wenn bei solcher Veranlassung die Huldigungen auch etwas in's Excentrische gerathen; Bewunderung und Kritik müssen sich bis zum Punkte ihrer Vermittlung öfters befehden. Unser Publikum hat sich indessen nicht allzusehr in die Extreme verirrt, sondern besonnen und einsichtig ein schönes Talent gewürdigt, ohne in einen Berliner Kunsttaumel zu gerathen. Fräul. Lind gehört jedenfalls zu den nur seltenen Sängerinnen, welche mit den Vorzügen der Virtuosität eine künstlerische Eigenthümlichkeit verbinden, und durch die Totalität ihrer Leistungen einen ästhetischen Eindruck hervorbringen. Das Eigenthümliche unseres Gastes besteht in der Anmuth der Erscheinung, der Natürlichkeit des Spiels und der Vermeidung Desjenigen, was an die gewöhnlichen Kunststücke und Effekthaschereien der Bühne erinnert. Ihre Gebilde halten sich stets in den Gränzen des Schönen, und tragen das Gepräge einer sinnigen Weihe. Der Gesang der Fräul. Lind ist schön und lieblich, weniger großartig und hinreißend, eben so die Stimme, die wir schon brillanter gehört haben; Methode und Vortrag lassen kaum Etwas zu wünschen übrig, und bekunden ein ernstes gründliches Studium. Nicht sowohl durch Kraft und Energie, als vielmehr durch eine wohlthuende Milde und Ruhe weiß Fräul. Lind zu wirken, und indem wir solche Eigenthümlichkeiten nach vollem Verdienste anerkennen, möchten wir doch die Meinung Derjenigen nicht theilen, welche eine solche Kunstvollendung und einen so ergreifenden Gesang noch nie gehört zu haben behaupten. Des Schönen war schon Vieles da und wird auch noch Vieles wiederkommen, und es ist, wie Goethe gesagt hat, dafür gesorgt, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen. Bei der so gerühmten Anspruchslosigkeit unserer Künstlerin glauben wir annehmen zu dürfen, daß sie eine gerechte Würdigung ihres Talentes unbedingter Lobhudelei vorziehen werde. Die glänzenden Resultate und klingenden Anerkennungen, welche Fräulein Lind in so reichem Maße erobert, werden nicht ermangeln, manche hoffnungsvolle Jüngerin zu dem Streben nach demselben Ziele zu begeistern; aber wie nur Wenige den rechten Beruf und die unerschütterliche Ausdauer besitzen, so hat auch das Glück seine Launen und Manchem tritt es feindlich entgegen, der vielleicht eines glücklicheren Looses würdig gewesen wäre.

Unter die Menge greift es mit Eigenwillen und welches Haupt ihm gefällt, um das flicht es mit liebender Hand Jetzt den Lorbeer und jetzt die herrschaftgebende Binde; Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück.

W.

Mannichfaltigkeiten.

Ein sehr geschätzter Arzt in Warschau, Namens Mydlo, wäre beinahe das Opfer seines Berufes geworden. Als er die seiner ärztlichen Leitung anvertraute Irrenanstalt der barmherzigen Brüder oder Boni Fratres, die unter der Aufsicht und Pflege der Bernhardinermönche steht, besuchte, stürzte plötzlich ein Wahnsinniger mit einer großen Schuhmacherahle, die er sich, man weiß nicht woher, zu verschaffen gewußt und unter seinem Hemde verborgen hatte, auf ihn zu und brachte ihm, ehe man sich seiner bemächtigen konnte, mehrere sehr bedeutende Wunden bei. Glücklicherweise sind sie nicht lebensgefährlich. Vor einem Jahre biß ein Wahnsinniger einem der Mönche einen Finger ab und vor längerer Zeit wurde der Prior der barmherzigen Brüder von einem der Irren getödtet.

In dem Dorfe Hompressen, drei Stunden von Kassel gelegen, hat die Familie von Hof ihre Begräbnißstätte in der Kirche der Gemeinde. Vor kurzer Zeit findet man die Gruft erbrochen, sämmtliche Särge zertrümmert und die Gebeine der Todten umhergeworfen. Der Kopf eines vor einem Jahre dort beigesetzten jungen Mannes lag hier vom Rumpfe getrennt und die Arme dort. Hat man die Todten bestehlen wollen, und aus Wuth, nichts gefunden zu haben, sich so gerächt? Oder, was wahrscheinlicher ist, hat man die Familie so zwingen wollen, auf ein Vorrecht

Digitized by Google

zu verzichten, gegen welches die Gemeinde schon mehrere Male vergebens gekämpft hatte? Die Thäter sind bis jetzt noch nicht entdeckt worden.

Korrespondenz.

Weimar, 6. Sept.

In diesen Tagen ist hier das Dachwerk des neuen Anbaues am großh. Bibliotheksgebäude aufgerichtet worden. Der beschränkte Raum desselben hat eine Erweiterung nöthig gemacht. — Kürzlich starb hier der Hoforganist Wedemann, bekannt durch seine treffliche Klavierschule und andere Compositionen. — Unser ehemals so bekanntes Vogelschießen hat gestern seinen Anfang genommen und wurde diesmal seit langer Zeit wieder mit einem Auszuge der Bürgerschützen-Compagnie eröffnet, welche sich zum Theil neu und geschmackvoll mit Uniformen bekleidet hatte. Unter den vielen Sehenswürdigkeiten verdient besonders das Kosmorama des Hrn. Kopnient erwähnt zu werden, welches sich durch Mannigfaltigkeit und naturgetreue Zeichnungen auszeichnet. Außer einem prächtigen Gemälde: „Napoleon im Glück und im Unglück" enthält dasselbe auch: „die Verehrung des heiligen Rockes im Dome zu Trier", „Johannes Ronge zu Laurahütte", „die heilige Inquisition", „die Folterkammer mit allen Arten Torturen", so wie „Geheimnisse aus Paris."

Mainz, 10. Sept.

Die Feuerspritzen-Polemik hat hier wieder begonnen, nachdem man allgemein glaubte, sie sey für immer eingeschlafen. Gestern erschien nämlich in der hiesigen Zeitung eine lange amtliche Erklärung des Vorstandes der städtischen Behörde, worin derselbe nachweist, daß die tadelnden Artikel über die Mainzer Löschanstalten, sowohl in der hiesigen, wie in andern Zeitungen, seine Amtsehre nicht verletzen könnten, da die höhern Behörden den Zustand der Löschapparate für gut befunden. Zugleich zeigt diese amtliche Erklärung auch, daß die Regierung die Erlaubniß dazu gegeben, den Verfasser jener tadelnden Artikel, den Mitredacteur der hiesigen Zeitung, gerichtlich zu belangen, und der Vorstand der städtischen Behörde hält sich diesen Schritt wirklich vor. Der ganze Streit ist wieder angeregt worden durch einen kurzen Bericht der hiesigen Zeitung über einen am 3. Sept. in Kostheim stattgehabten Brand. Darin war zuerst die Thatsache mitgetheilt worden, daß von drei Mainzer Spritzen, die nach Kostheim eilten, zwei auf dem Wege zerbrachen, dann aber hatte sich die Unrichtigkeit eingeschlichen, daß die dritte zwar angekommen, aber nicht Wasser gehalten habe, während sie wirklich in Kostheim wesentliche Dienste geleistet haben soll. Diese allerdings grobe Unrichtigkeit hat übrigens die hiesige Zeitung widerrufen. Indeß die amtliche Erklärung beschuldigt den Verfasser jener Artikel der Absicht, die Verwaltung des Vorstandes mit dergleichen Veröffentlichungen angreifen und herabwürdigen zu wollen, und man war heute gespannt, was der Beschuldigte antworten würde. Es erschien aber keine Antwort, und wie wir hören, ist ihm diese nicht gestattet worden, so daß er Beschuldigungen und Verdächtigungen auf sich dringen lassen muß, ohne sich vertheidigen zu können. Man meint, unter solchen Umständen sey es kein Kunststück, scheinbar Recht zu behalten.

Berichtigung.

Der in Nro. 243 d. Bl. von Heddernheim, 23. Aug. datirte Korrespondenzartikel könnte zu dem Irrthume führen, als seyen die Kosten der dort besprochenen Restauration unserer Synagoge ganz aus fremden Quellen geschöpft worden, weshalb folgende Berichtigung nicht überflüssig erscheinen wird. Allerdings erkennen wir es mit lebhaftem Danke, daß der hochverehrte Frhr v. Breidbach bei dieser, wie früher schon bei mancher anderen Gelegenheit auf ächt humane Weise uns mit Rath und That unterstützte; insbesondere daß auf dessen Verwendung der Hr. Baron A. M. v. Rothschild uns das ansehnliche Geschenk von fl. 300 zufließen ließ, wofür wir hiermit unsern Dank öffentlich aussprechen. Allein nichtsdestoweniger hat unsere Gemeinde aus eigenen Mitteln zur Herstellung ihres Andachtshauses bedeutende Opfer gebracht. — Auf dem Wege der Subscription wurde ausschließlich von hiesigen isr. Gemeindegliedern die Summe von mehr als fl. 400 freiwillige Beiträge erzielt und außerdem hat unsere Gemeindekasse noch mindestens 7 — 800 fl. zur Deckung der fraglichen Restaurationskosten zuzulegen; da es doch keinem Zweifel unterworfen ist, daß es nur einer Collecte bei unseren Glaubensgenossen in Frankfurt bedurft hätte, um uns reichliche Beiträge zu verschaffen; allein jede Collecte außerhalb unserer Gemeinde wurde grundsätzlich von uns vermieden. — Ferner können wir dem frommen Wunsche, womit der Hr. Ref. in Nro. 243 seinen Bericht schließt, durchaus nicht beipflichten; vielmehr sehen wir uns dadurch veranlaßt, feierlichst zu erklären, daß der Geist unserer altgläubigen Gemeinde, ohne stabil zu seyn, durchaus nicht derselbe ist, welcher sich in der Rabbinerversammlung zu Frankfurt als vorherrschend kund gethan hat. Und sind wir — als Laien — der Meinung, daß gerade ein Gottesdienst, wie er bei der in Nro. 243 beschriebenen Feier stattgefunden hat und in hiesiger Synagoge fortan regelmäßig stattfinden wird, vor dem Vorwurfe der „Unerbaulichkeit" geschützt sey, wenn er auch den Beschlüssen der Frankfurter Rabbinerversammlung im ausgedehnteren Sinne nicht entspricht.

Heddernheim, im Sept. 1845. Der isr. Vorstand.

Cirque de Paris

der Herren

P. Cuzent et Lejars.

Der Ruf dieser Kunstreitergesellschaft ist ein europäischer und Paris, Wien, München haben sich in der Anerkennung ihrer Vortrefflichkeit überboten. Die Vorstellung am Abend des 10. Sept. war eine im vollsten Sinne des Wortes bewundernswürdige, in der sich ein jedes Mitglied dieser Gesellschaft des einstimmigsten Beifalls der Tausende, die in der brillant eingerichteten Bude versammelt waren, zu erfreuen hatte. Die jugendliche Fräul. Laura eröffnete die Vorstellung und so stieg von diesem Anfang die Theilnahme des Publikums von Stufe zu Stufe und wer den Siegerpreis zu ertheilen hätte, würde ihn weder dem Hrn. Chancelet, noch Hrn. Berg, noch Hrn. oder Mad. Lejars, noch dem kaum fünfjährigen Jules Cuzent, noch Mad. Cuzent allein, sondern der ganzen Gesellschaft, ohne Ausnahme der beiden Clown's, ertheilt haben. In der That, höchst überraschend sind die ästhetischen und athletischen Künste dieser Gesellschaft auf schnellen Pferden, welche die Gränzen des Möglichen in ihrer Weise erreicht zu haben scheinen. Kein Besucher ist wohl ohne Staunen geschieden, kein Freund des Schönen ist wohl ohne das Gefühl der unbedingtesten Anerkennung für eine Gesellschaft, welche in unübertroffener und stets wechselnder Weise in ihrer Kunst das Starke mit dem Schönen harmonisch zu vereinigen versteht, geblieben, für eine Gesellschaft, welche die Wahrheit des „l'homme peut tout" in ihrem Fache eben so unwiderleglich dargethan hat, wie Dichter in der Poesie und Feldherren auf dem Schlachtfelde. Es würde zu weit führen, wenn man die Einzelheiten dieser höchst interessanten Vorstellung beschreiben wollte; aber wir dürfen den Besuch des genannten Circus nach bester Ueberzeugung empfehlen, so wie derselbe sich auch eines bis jetzt zahlreichen Publikums zu erfreuen gehabt hat. †

Mainwasser-Wärme.

Den 11. Sept., Abends: 17 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 12 Sept. Lucia von Lammermoor, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti.

☞ *** (Gastrolle) Lucia: Fräul. **Jenny Lind**, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

(Gastrolle) Asthon: Hr. Scharpff, vom Theater zu Mainz.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eingangspreisen.

Samstag, 13. Sept. Er muß auf's Land, Lustspiel in 3 Abth., von Friedrich.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 254. Sonntag, den 14. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des H. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

VII.

Ein Zweikampf auf Leben und Tod.

Jeder hielt sich auf seinem Posten zum Absegeln fertig: der Kommandant der Korvette auf der Kampanje und in Person befehligend, obgleich Desbagues, in seiner Eigenschaft als Manoeuvre-Offizier, sich neben ihm befand; die Matrosen waren auf den beiden Schanzen, in dem Mastwerke oder längs der Kreuzbäume der Spille vertheilt, deren Thätigkeit Fargeolles lenkte; die Kadetten und Unteroffiziere fanden sich dagegen in den verschiedenen Centren der Gesammtbewegung.

Gaussard, als Mastklimm des Bugspriets, war bei dem Anker beschäftigt, der denn auch alsbald vom Grunde losging und auf der Oberfläche des Wassers sichtbar wurde.

Lieutenand Renaud befand sich, wie es der Dienst verlangte, dicht bei Gaussard, denn unter so wichtigen Umständen, wie das Untersegelgehen, führt stets der zweite Kommandant den Befehl auf dem Vorderkastell.

Der alte Marsgast war der einzige Ohrenzeuge bei den Verhandlungen des Kolonial-Administrators mit dem Lieutenant.

„Der Befehl zu meiner Ausschiffung!" sagte dieser, indem er Herrn von Rizière das Aktenstück aus den Händen nahm. „Ich weiß vollkommen Ihren freundlichen Eifer und Ihre wohlwollende Bemühung für mich zu schätzen, Herr von Rizière, und werde Ihnen gewiß dafür eine ewige Dankbarkeit bewahren."

Gaussard lauschte mit schmerzlichem Erstaunen.

„Nun denn, was zögern Sie noch?" rief der Beamte aus. „Die Zeit drängt; beeilen Sie sich, den Kommandanten in Kenntniß zu setzen; lassen Sie Ihr Gepäck in's Boot hinunter schaffen, und dann auf und davon!"

Julius stand unbeweglich; die widerstrebendsten Gefühle kämpften in seinem Innern.

„Antonina erwartet sie," sagte Herr von Rizière.

Der Offizier machte einige Schritte, um die Schanze zu verlassen und sich zu Herrn von Kergal zu begeben. Gaussard trat ihm in den Weg.

„Wie? Sie gehen wirklich?" sagte dieser im Tone des Vorwurfs. „Sie täuschten uns also gestern Abend, Herr Renaud? Das war nicht recht."

„Ich täuschte Euch nicht!" entgegnete Julius lebhaft, welcher es nicht unter seiner Würde hielt, sich in den Augen des alten Matrosen zu rechtfertigen. „Neu eingetretene Umstände haben mich meinen Entschluß ändern lassen."

„Das ist nicht gut," erwiederte der alte Maswächter; „aber es ist einerlei, wenn es Ihnen nur nicht Unglück bringt! Ich sage zu Ihnen indessen nicht: auf Wiedersehen, denn der alte Gaussard wird von dieser Fahrt nicht wieder zurückkommen."

„Es ist mir unmöglich, anders zu handeln, sage ich Dir. Es muß so seyn, mein braver Alter."

„Nun, so möge Gott Sie beschützen. Was uns Andere betrifft, so ist unsere Rechnung abgeschlossen!"

„Willst Du mich denn vor Gram und Verdruß zu Grunde gehen sehen?"

„In der That," versetzte der Mastklimm, „wenn das wirklich die reine Wahrheit ist, was Sie da sagen, so ist es besser, daß wir es sind, die der Teufel holt . . . Leben Sie wohl also, Herr Renaud, retten Sie sich, und sorgen Sie für unsere Kameraden, die Sie später befehligen werden, wie Sie bisher für uns gesorgt haben: die Bursche werden glücklich seyn, die da!"

Unterdessen war die Nachricht von der plötzlichen Abreise des Lieutenants unter der Mannschaft ruchbar geworden. In Aller Zügen malte sich die tiefste Bestürzung, und Julius glaubte auf seinem Wege zum Kommandanten überall vorwurfsvollen Blicken zu begegnen.

Herr von Rizière folgte ihm mit Besorgniß nach.

Wie sie so an der Lucke des Hinterkastells vorübergingen, wurde Fargeolles, der sich in der Batterie befand, ihrer ansichtig, und da er bemerkte, daß Julius seine Ausschiffungsordre in der Hand hielt, so eilte er schnell auf das Verdeck zu ihm, indem er ihm leise in's Ohr flüsterte:

„Sie haben also den Ihnen gestern Abend von mir angethanen Schimpf vergessen! Unsere Expedition kann dies Mal lange dauern, und in einigen Wochen hätte ein Mann von Muth und Ehre Gelegenheit zu finden gewußt, jene Schmach in Blut abzuwaschen . . . . Aber wenn Sie wirklich das Schiff zu verlassen wagen sollten, wird Frau von Rizière Alles erfahren. Ich habe zu diesem Zwecke bereits einen Brief vollendet, der jene von Allem gehörig in Kenntniß setzen wird. Jetzt thun Sie, was Sie wollen!"

Julius schleuderte einen Blick tödtlicher Vernichtung auf den ihm verhaßten Gegner und zerriß, statt aller Antwort, verächtlich den erhaltenen Befehl zur Ausschiffung.

Herr von Rizière stand wie vom Donner gerührt.

„Herr von Rizière," sagte Julius zu ihm, „ich weiß nicht, ob ich Sie jemals wiedersehen werde, aber glauben Sie, daß mir ewig unvergeßlich seyn wird, was Sie in so reichem Maße für mich gethan. Ich habe jetzt nur noch eine letzte Bitte an Sie; die Bitte, meine Scheidegrüße an Fräulein Antonina überbringen und ihr sagen zu wollen, daß die Erinnerung an sie auch im letzten Augenblicke meines Lebens nicht aus meiner Seele entschwinden wird."

Der junge Lieutenant drückte in unbeschreiblicher Rührung Herrn von Rizière noch ein Mal die Hand, dann eilte er, ohne sich weiter umzuschauen, wieder an seinen Posten auf dem Vorderkastell.

„Der Anker ist oben!" sagte Gaussard.

Digitized by Google

„Der Anker ist oben!“ wiederholte Renaud mit einer Stimme, die der Zorn beben machte.

„Hisset das große Fockſegel!“ befahl Herr von Kergal.

Der Ober-Kommandant war vielleicht der Einzige an Bord, dem das Vorgefallene unbekannt geblieben war.

Das Hafenboot entfernte sich von der Korvette, ohne den Lieutenant Julius Renaud mitzunehmen.

— — — — — — — — — — —

Bei'm Nachhausekommen traf Herr von Rizière auf seine Frau und Tochter.

„Woher so früh?“ fragte die Erstere. „Sie gingen doch fort, um Herrn Renaud den Befehl zu seiner Ausschiffung zu überbringen?“

„Wenn Sie es wissen, Madame, weshalb mich denn noch fragen?“

„Nun, hat er das Schiff verlassen?“

„Ach! . . . Nein! . . .“ erwiederte einsylbig und betrübt Herr von Rizière.

Antonina stieß einen herzzerreißenden Schrei aus und sank ohnmächtig zu Boden. Die Mulattinnen des Hauses eilten herbei und trugen sie leblos auf ihr Zimmer.

Als das arme Kind seine Besinnung wieder erlangte, bestürmten finstere Gedanken seine Seele. Das junge Mädchen errieth, was an Bord der „Spröden“ vorgegangen war.

Frau von Rizière hatte dagegen auch nicht die leiseste Ahnung davon. Julius hatte sich nie ihrer Theilnahme zu erfreuen gehabt. Wenn sie sich mit ihm unterhielt und Neuigkeiten vom Schiffe zu hören wünschte, so hatte er sie stets mit der gewöhnlichen Phrase: es ist Alles vollkommen wohl an Bord, abgefertigt. Fargeolles hatte ihr zwar eben so wenig sein Geheimniß entdeckt, aber verstanden, Julius auf geschickte Weise in den Augen der Kreolin zu verkleinern und herabzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Rückkehr.

Es klang des Abends still Geläute
Und bebte zitternd durch das Thal,
Es trank der Bach zu meiner Seite
Des Himmels letzten blauen Strahl.

Das Dorf verschwand im grauen Dunkel,
Der Wind klagt durch des Teiches Rohr,
Und über mir im Prachtgefunkel
Tritt hell das Firmament hervor.

Es schlafen jetzt schon tausend Herzen,
Die müd' den heißen Tag durchwacht,
Und Millionen bange Schmerzen
Verhüllt die kühle, stille Nacht.

Denn all' die große Zahl dort oben
Ist dem Gedankenheer nicht gleich,
Den Wünschen, die mit Macht durchtoben
Das kleine, stille Herzensreich.

Sie fliegen mit den tollen Winden,
Sie brausen mit des Donners Klang,
Sie wollen ohne Rast ergründen
Den dunklen Weltzusammenhang.

Doch vor uns starren ew'ge Schranken,
Darüber reicht kein Menschenblick;
Sie weisen mächtig die Gedanken
In unsre eig'ne Brust zurück.

Und hier aus diesem Land der Träume,
Da eilt die Sehnsucht weit hinaus
Und füllt die unbekannten Räume
Mit Glück und Idealen aus.

E. Scriba.

Reisenotizen über die Krimm.

(Schluß.)

Mit meinem achtbaren Reisegefährten machte ich von hier einen Abstecher nach der Ukraine, wo er bei seinen vornehmen Freunden einen Besuch abstatten wollte und wodurch mir Gelegenheit geboten ward, die russischen Großen auf ihren Gütern kennen zu lernen und das Verhältniß zwischen ihnen und ihren Leibeigenen an Ort und Stelle zu sehen. Von allen Annehmlichkeiten, womit die Vorsehung einzelne Menschen begünstigt, ist schwerlich eine mit dem Sommersitz eines russischen Großen zu vergleichen, da derselbe in einem Umfange, der jenem eines Fürstenthums in andern Ländern gleichkommt, auf's luxuriöseste ausgestattete Schlösser und sonstige Gebäude, prächtige Gärten und Promenaden, Jagden aller Art und Fischteiche enthält, auch nicht selten sogar von Flüssen durchschnitten wird. Jedes Gut besitzt sein Hammer- und Mühlwerk, seine Waldungen, Wiesen, Schäfereien und so viele Fruchtäcker, daß die Frucht nicht in Scheuern unterzubringen ist und daher im Freien in hohen Haufen (Skirten) Jahre lang hingesetzt wird; aber trotz aller dieser Vorzüge ist ein Gut ohne Werth, wenn nicht eine verhältnißmäßige Anzahl Leibeigner sich auf demselben befindet. Der Leibeigene allein bildet den Reichthum eines Edelmanns und den Werth eines Guts, dessen Preis durch die Anzahl der Leibeignen bestimmt wird. Für jeden derselben von männlichem Geschlecht vergütet man 3 — 500 Gulden, wobei selbst das Kind in der Wiege mitgezählt wird, während jene vom weiblichen Geschlechte nicht in Anrechnung gebracht werden. Durch einen neuen kaiserlichen Ukas ist es verboten, Leibeigene zu verschenken, zu verkaufen oder zu vertauschen und kann derselbe daher nicht vom Grundbesitze getrennt werden, wodurch das Loos dieser Unglücklichen bedeutend gemildert wurde. Der Fremde, der hier einigermaßen gut empfohlen ist, wird über die freundschaftliche Aufnahme höchst angenehm überrascht seyn. Mit leichter Mühe kommt er hier mit Grafen, Fürsten, selbst mit Personen, welche der kaiserlichen Familie nahe stehen, in Gesellschaft und kann an ihrer Conversation Antheil nehmen, an ihrer Tafel speisen, mit Kartenspiel sich seine Zeit vertreiben, und ist bald so einheimisch wie in seiner eigenen Familie. Doch möchte ich dem Fremden, welcher die Landessitte kennen lernen will, rathen, sich hierdurch nicht bestechen zu lassen, und wird er sich in einem russischen Salon umsehen, so wird er nicht ohne Verwunderung merken, daß man hier die ganze Conversation in französischer Sprache führt, nie aber sich herabläßt, russisch zu reden; daß der Wein, der aufgetragen wird, nur französisches oder spanisches Erzeugniß, nie aber krimm'sches ist; daß das Clavier, woran die Fräuleins französische, italienische und deutsche Musikstücke spielen, in Wien gefertigt wurde; daß die Noten, auf welche sie stets ihre Augen richten, bei Schott's Söhne in Mainz gedruckt sind, und daß endlich die Gemälde, welche uns bekannte Ansichten von Petersburg und Moscau vorstellen, von Paris hierhergeschickt wurden. Russisch sind nur die zahlreichen schlanken Livreebedienten, welche der russische Edelmann mit großer Sorgfalt unter seinen Leibeignen auswählt, denn wie der deutsche Große an einem reichen Marstall, der Türke an einem belebten Harem sein Vergnügen findet, so zeigt der Russe einen ähnlichen Luxus in einer zahlreichen Dienerschaft. Es gibt daher Fürsten und Grafen, welche, wenn sie im Winter Petersburg oder Moscau bewohnen, dahin 800 — 1000 Bediente mitbringen, welche sie unter ihre Kinder, Anverwandten, Musik-, Schreib-, Sprach- und Tanz-

Digitized by Google

lehrer, Aerzte und Gouvernantinnen und andere derartige Personen, welche zur Familie gehören, vertheilen. Dieser Luxus ist von den Großen auch auf den Bürgerstand übergegangen und hat selbst die Deutschen angesteckt. In einem Casino in Petersburg, wo dieselben sogar die Mehrzahl bilden, kann man jeden Tag an der Table d'hote fast so viele Bediente zum Aufwarten als Gäste zum Speisen finden. In einem Lande, wo Ackerbau, Handel und Industrie noch so vieler Hände bedürfen, kann diese traurige Einrichtung nur ungünstig auf die ganze Nation einwirken.

In ganz Süd-Rußland und auch in der Krimm hat seit zehn Jahren die Schäferei einen außerordentlichen Fortschritt gemacht und die früher einheimischen Schafe, welche einen 20 — 30 Pfd. schweren Fettklumpen am Schwanze nach sich führten und dadurch eine grobe, kueze, schlechte Wolle gaben, sind jetzt duech die aus Spanien bezogenen Merinos ersetzt worden, wodurch der Wollhandel in Odessa einen bedeutenden Aufschwung gemacht hat. Die größten Versendungen im vorigen Jahre wurden von einem gebornen Frankfurter, dem preußischen Consul Hrn. Bock, in der Handelswelt unter der Firma Walther u. Comp. bekannt, nach England gemacht, welcher mich versicherte, daß die russische Wolle in England in gleichem Rufe mit der spanischen stände.

In Ekatharinaslaf erreichten wir die Steppen, welche von hier sich durch das don'sche Kosakenland bis an's caspische Meer ausdehnen. In Cherson trennte ich mich von Hrn. Brandenburg, indem er durch die Steppen zu Lande nach der Krimm ging, während ich die Wasserstraße über Odessa vorzog. Zu Forus und Laspie, zwei Gütern, welche Eigenthum desselben sind, hofften wir uns wieder zu sehen, aber der seltene Gang der Dampfboote hatte ihn vor meiner Ankunft genöthigt, den unbequemen Weg von 500 Werften durch die Steppen nach Odessa zurück zu nehmen.

Schwerlich läßt sich etwas Schöneres denken, als die vielen Landgüter, welche zwischen Forus und Yalta zu finden sind; Kunst und Natur haben hier Alles vereinigt; Jeder hat seiner kleinen Besitzung einen eigenen Namen beigelegt, wie Oreandi, Koreis, Simeis, Miscor ic. Ich blieb die Nacht in Aloupka, wo im Park des Grafen Woronzoff eine gemächliche Wirthschaft eingerichtet ist. Ein deutscher Gärtner, Hr. Kehbach, der die Aufsicht über den Park führt, begleitete mich in das neue, in gothischem Styl aufgeführte Schloß, wofür der Graf 10 Millionen Rubel verausgabte. In dem sehr ausgedehnten Park arbeiten viele Tartaren, für welche der Graf eine großartige Moschee aufführen ließ, indem er für alle Religionen gleiche Sorgfalt übt. — Auf meinem Wege von Aloupka nach Yalta fand ich nur reizende Landhäuser, Gärten und Weinberge, aber Getraidefelder mangeln dagegen an der ganzen Südküste. Hier in dieser Gegend befinden sich auch mehrere Besitzungen der kaiserlichen Familie, woran sich noch ein neuer kaiserlicher Palast, welcher gegenwärtig im Bau begriffen ist, anreiht. Gleich dabei ist auch das Gut Levadia, eines der schönsten mir bekannten Landhäuser, wo ich Hrn. Marco, aus Cottbus in Preußen gebürtig, kennen lernte, welcher Verwalter dieses Guts ist. Sein glücklicher Eigenthümer Potocki, seit vielen Jahren Gesandter in Neapel, scheint deshalb wenig Genuß davon zu haben. Um 10 Uhr traf ich wieder in Yalta ein und hatte somit in dieser Zeit die schönsten Punkte der Krimm besichtigt.

Eine große Annehmlichkeit beim Reisen gewähren die Chausseen in der Krimm, bei deren Anlage die größten Hindernisse beseitigt, Felsen gesprengt und Hügel geebnet werden mußten und welche sich in mancher Beziehung mit der Simplonstraße vergleichen lassen. Eine Reise nach und in der Krimm ist kostspieliger als in andern Theilen von Rußland; die Dampfboote, welche hier keine Concurrenz haben, lassen sich für die Hin- und Rückfahrt fl. 72 bezahlen, wobei noch der Restaurateur, ohne Rücksicht, ob man Etwas genießt oder nicht, ebenfalls befriedigt werden muß. Die Preise der Fahrpesten sind denen im übrigen Rußland gleich, doch wissen es die Posthalter so einzurichten, daß sie das Doppelte erhalten. Auch die Gasthäuser sind nicht besser und schlechter als in Südrußland, doch glauben die Wirthe, daß es dem Gaste nicht darauf ankömmt, wenn sie ihm einige Rubel mehr auf die Rechnung setzen. Wegen der Ausdehnung der Städte sind selbst in den kleinsten Orten Droschken zu finden, aber die der Krimm haben keine feste Taxe und die Kutscher sind daher schwer zu befriedigen. Die Hauptlebensmittel, Fleisch und Brod, sind in ganz Rußland gut und gesund, aber nicht allenthalben zu erhalten. Dagegen ist es mit Betten im ganzen Reich schlecht bestellt, und mit Ausnahme von Petersburg und Moscau ist nirgends ein ordentliches Bett zu erhalten. In Warschau und Odessa hatte ich für jedes einzelne Bettstück einen besondern Handel abzuschließen; in Charkow wurden uns in fast fünfzehn Gasthäusern eine Bettstelle mit einem wenig einladenden Strohsack angeboten, indem die Wirthe meinten, daß wir Betten hätten mitbringen sollen. Der russische und der polnische Edelmann lassen wirklich auf der Reise Betten hinter sich herfahren. Ich hatte daher mein Nachtlager bald auf einem Tisch, bald auf einem Billard, Kanapee oder sonstigem passenden Möbel. Der gemeine Russe schläft gewöhnlich im Sommer in Gesellschaft von 30 — 50 Personen, in seinen Burnus gehüllt, auf freier Straße; auch die höhere Klasse fühlt nicht das Bedürfniß eines Bettes, was bei uns selbst der ärmste Mann nicht entbehren kann. Die Gesundheit scheint jedoch hierdurch nicht zu leiden, da man nur selten in einer russischen Stadt auf lahme, blinde oder sonst gebrechliche Menschen stößt; die Menschen sind dort wohlgebaut, kräftig und sehr gesund.

Wenn Empfehlungen dem Reisenden in jedem Lande angenehm sind, so werden sie in Rußland unentbehrlich; allenthalben war ich dadurch willkommen und erhielt alle mögliche Belehrung. Die Empfehlungen, welche mir die meisten Dienste leisteten und wofür ich hiee öffentlich meinen Dank aussprechen zu können mich freue, waren jene, welche Hr. Notär Bruch in Mainz im Namen der naturforschenden Gesellschaft mir zuzustellen die Güte hatte. Hr. Professor Brand in Petersburg, Hr. Staatsrath Fischer und sein Sohn in Moscau und ganz vorzüglich Hr. Renard, ein geborner Mainzer, welcher an der Universität in Moscau als Professor angestellt ist, hatten die Gefälligkeit, mich in die wissenschaftlichen Versammlungen zu begleiten und mir alle möglichen Erläuterungen zu geben. Hr. Professor Nordmann in Odessa, welcher in Süd-Rußland, Krimm und Caucasien wie in seiner Wohnung zu Hause ist, versah mich mit allen möglichen Empfehlungen und entwarf mir einen Reiseplan für meine Reise nach der Krimm und Bessarabien, wobei ich durch dessen treue Befolgung mich sehr gut befand. Mehrere dieser Gelehrten hatten an den naturforschenden Versammlungen unsees Vaterlandes Theil genommen und glaubten wegen der freundschaftlichen Aufnahme und der Ehrenbezeigungen, welche ihnen von ihren Landsleuten zu Theil gewoeden waren, selbst einem einfachen Reisenden nicht weniger Aufmerksamkeit erweisen zu müssen.

Wenn ich mich bei dieser Mittheilung in der Lage befand, die Namen meheerer Personen ohne deren besondere Erlaubniß hier anzuführen, so geschah dies nicht, wie es bei vielen Reisenden der Fall ist, um dadurch eine Wahrheit fester zu begründen, sondern blos, um darzuthun, wie die Russen ihre ganze Civilisation den Deutschen verdanken und der Deutsche im Acker- und Weinbau, in Handel, Kunst und Wissenschaft der große Lehemeister der Russen ist und wohl noch lange bleiben wird. L. Hbg. aus Mainz.

Mannichfaltigkeiten.

Die rühmlich bekannte Bronze- und Eisengießerei-Fabrik von Alfred Richard Seebaß u. Comp. in Hanau, welche schon so viele eben so nützliche als geschmackvolle Gegenstände angefertigt

Digitized by Google

hat, hat auch für die gegenwärtige Frankfurter Herbstmesse ihr Magazin durch mehrere neue Erzeugnisse bereichert, unter welchen wir besonders auf eine kleine Büste des Pfarrer Kerbler aufmerksam machen, die sich durch Aehnlichkeit und gelungene Ausführung empfiehlt und den zahlreichen Verehrern Kerbler's eine willkommene Gabe seyn wird. Diese kleine Büste ist auf Briefbeschwerern, Uhrgestellen, Schreibzeugen u. s. w. angebracht und um billigen Preis zu haben.

Zwischen manchen westindischen Inseln ist das Meerwasser bis auf den Boden, bei mehr als 60 Fuß Tiefe, von wunderbarer Klarheit. Man schwebt über ganzen Waldungen von herrlichen Seepflanzen; zwischen denselben spielen tausenderlei Gewürm und vielartige Fische von so schönen Farben, als man bei diesen Thieren in Europa kaum denkbar findet.

Hier und da taucht die Befürchtung auf, die Getraidepreise könnten durch Zufuhr auf der Eisenbahn zu wohlfeil — im Sinne des Producenten — werden. Ich kann diese Befürchtung nicht theilen. Einigermaßen gleich stellen werden sich die Preise, aber nicht so weit herabsinken, daß der Landwirth nicht dabei bestehen könnte; denn selbst in den glücklichsten Jahren gibt es Gegenden, ja ganze Länder, in denen das Getraide fehlt. Dorthin wird der Handel sich wenden und der etwaige Ueberfluß strömen, folglich wird er nirgends den gefürchteten Schaden (auf längere Zeit) anrichten.

In Berlin zeigen jetzt die Restaurationen nicht allein in den Zeitungen an, wo gutes Bier zu haben sey, sondern auch, wo man den Hut aufbehalten könne. Die Leute vervollkommnen sich mit jedem Jahre mehr und mehr.

Unter dem Titel: „Theoretisch-praktische Anleitung zum gemeinschaftlichen Gesangunterrichte in Volksschulen und anderen Lehranstalten" (Stuttgart bei Karl Erhard) hat der Kammermusikus und Gesanglehrer Georg Wichti in Hechingen einen musikalischen Leitfaden herausgegeben, welchem das Verdienst zuerkannt werden muß, sehr praktisch, brauchbar und dem Bedürfniß angehender Gesangschüler vollkommen entsprechend zu seyn. Die ehrenvolle Anerkennung, welche dem Herausgeber bei Veranlassung der öffentlichen Prüfungen seiner Gesangschüler zu Theil wurde, hat ihn veranlaßt, diese von Sachverständigen bewährt gefundene und von fürstlicher Regierung als Lehrbuch für die Hohenzollern-Hechingen'schen Schulen gesetzlich bestimmte Methode der Oeffentlichkeit zu übergeben. In vier Abtheilungen und zu sehr billigem Preise wird hier ein Hülfsbüchlein von entschiedener Brauchbarkeit geboten, dem die verdiente günstige Aufnahme nicht fehlen wird.

Korrespondenz.

Mainz, 11. Sept.

Heute früh wurde die Schleuse, durch welche die Bäche, die in den vor dem hiesigen Münsterthore liegenden großen Weiher sich ergießen, ihren Abfluß haben, geschlossen und der Weiher wird wieder wie früher mit Wasser angefüllt werden. Seit dem verflossenen Winter, wo das Wasser abgelassen und der Weiher von 40jährigem Schlamme gereinigt wurde, hegte man hier die zuversichtliche Hoffnung, daß dieses so nah an der Stadt gelegene Wasserbehälter nicht mehr gefüllt, sondern theilweise zugeschleift werden würde. Das hiesige Militärgouvernement war, wie man behauptete, dieser in sanitätischer Hinsicht so nothwendigen Maßregel sehr geneigt, und nun sehen die hiesigen Bewohner nach neunmonatlicher Erwartung sich gänzlich getäuscht und die Sachlage wieder eben so, wie sie früher war und zu so vielen Klagen Veranlassung gab. Daß die Entschädigung, welche die Fabrikbesitzer forderten, die das Recht haben, das aus dem gefüllten Weiher abfließende Wasser zu benützen, Ursache an der Nichterfüllung der Hoffnungen der hiesigen Einwohner sey, das können wir nicht glauben, da die jährliche Unterhaltung der über den Weiher ziehenden, 150 Schritte langen Brücken wenigstens eben so viel kostet, als die Entschädigung betragen würde.

Meßsehenswürdigkeiten.

Das schöne Kunstwerk: die vier Jahreszeiten auf dem Roßmarkt erregt durch die complizirte Mechanik und die architectonischen und bildnerischen Schönheiten desselben Aufmerksamkeit, und man muß die Geduld, die Kunstfertigkeit und den Scharfsinn des Verfertigers derselben, des Mechanikus Wünsche, bewundern. Die vier Jahreszeiten sind in sieben Darstellungen versinnlicht, alle Figuren bewegen sich mit einer Richtigkeit, daß sie zu leben scheinen. Das Ganze gewährt einen eben so reizenden als interessanten Anblick.

Das von Thieme und andern bekannten Malern verfertigte Panorama der Völkerschlacht bei Leipzig, des Uebergangs über die Beresina ꝛc. ist noch von der vorigen Messe her in gutem Andenken und wird gewiß auch diesmal wieder viele und gerechte Theilnahme finden. Dr. Bauer, der Besitzer desselben, hat sein Cabinet um Vieles vermehrt und mit neuen Ansichten bereichert, und somit empfehlen wir es dem Wohlwollen des Publikums.

Dr. Paganini zeigt eine Eskimo in ihrer Nationaltracht, eine Bewohnerin jenes traurigen Landes, wo fast beständige Nacht herrscht und wo während eines großen Theils des Jahres das Nordlicht nur die einzige Sonne ist und der helle Glanz des Schnee's das Tageslicht vertritt. Der Name dieser Grönländerin ist Maria Ajul; sie ist ihrer Angabe nach 30 Jahre alt (?), hat kastanienbraune Haare, hervorstehende Lippen und ein etwas braunes Colorit; ihre Gestalt erregt durchaus kein Mißfallen und ihr Betragen ist für eine Eskimo ziemlich cultivirt.

Sehr interessant ist die auf dem Roßmarkt in einer Bude befindliche Sammlung von fünf schönen und großen lebenden Exemplaren des hier noch nicht gesehenen Vogels Strauß, des berühmten Schnellläufers der Wüste. Wie man in diese Bude eintritt, glaubt man sich in den Orient versetzt, so seltsam und ungewöhnlich wirkt der Anblick dieser schönen, großen und edlen Thiere auf uns ein, die den Uebergang zu den Säugethieren bilden, sehr zahm und gut sind, aber sich durch ihren seltenen Appetit auszeichnen; denn sie schlucken, wie bekannt, Knochen, Eisen, Holz, ganze Brödchen, kurz Alles, was man ihnen gibt, mit Heißhunger hinab. Der Besitzer derselben, Hr. de Laforgne, Naturalienhändler aus Marseille, beabsichtigt, diese Thiere zu verkaufen. Es ist ein Männchen und vier Weibchen. Es sollte sich Jeder das seltene Vergnügen verschaffen, diese eben so interessanten als seltenen Vögel zu sehen, besonders da der Eingangspreis ungewöhnlich billig gestellt ist, weil der Besitzer gewöhnlich die Messe nicht bereist und diese Thiere hier auf seiner Durchreise eigentlich mehr für den Käufer, als um sie für Geld sehen zu lassen, zeigt.

Dr. Fritz aus Mainz gibt Darstellungen aus dem Gebiete der natürlichen Magie und zeigt optische Nebelbilder, die durch Döbler eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Die Bude ist stets zahlreich besucht und die Leistungen dieses in seinem Fache sehr gewandten Künstlers werden beifällig aufgenommen.

Mainwasser-Wärme.

Den 12. Sept., Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. Sept. Er muß aufs Land, Lustspiel in 3 Abth., von Friedrich.

Sonntag, 14 Sept. Lucia von Lammermoor, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti.

☞ (Gastrolle) Lucia: Fräul. Jenny Lind, königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

(Gastrolle) Aston: Hr. Scharpff, vom Theater zu Mainz.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eingangspreisen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 255. Montag, den 15. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Novelle, dem Französischen des G. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

Frau von Rizière war es denn auch, die Fargeolles von Renaud's Vorhaben, auf Versetzung von der „Spröden" anzutragen, so wie von dessen Absichten auf die Hand Antonina's in Kenntniß gesetzt hatte, und da sie deren Hand, ohne Wissen ihres Gatten, Fargeolles zugesichert, so mußte sie natürlich den lebhaften Wunsch hegen, daß Julius nicht am Lande verweilen möge. Sie hoffte vielmehr, daß es ihr, während der Abwesenheit des Lieutenants, gelingen werde, Antonina zu einer Heirath mit Fargeolles zu bewegen, welchen sie für eine um so passendere Partie hielt, als er demnächst ein Mal Erbe eines bedeutenden Vermögens zu werden bestimmt war.

In der That zeigte sich, nach der Abreise der Korvette, das junge Mädchen, erzürnt über Renaud's vermeintliche Unfolgsamkeit, weit weniger den Bestrebungen der Mutter abgeneigt, als diese es je zu hoffen gewagt hatte. Antonina beschränkte ihren ganzen Widerstand nur auf die Bitte, ihr Zeit zu einer bestimmten Erklärung zu gewähren.

Selbst der Administrator sprach nicht mehr von dem jungen Lieutenant, da er sich durch die lächerliche Rolle, welche Julius ihn hatte spielen lassen, als er den durch ihn erlangten Ausschiffungsbefehl zerriß, sehr gekränkt fühlte.

So wurde denn, während die „Spröde" sich von Saint-Denis entfernte, der Name Julius Renaud nicht weiter im Rizière'schen Hause genannt.

Frau von Rizière war im Gegentheil unablässig bemüht, sich zu Gunsten Emil Fargeolles' in die übertriebensten Lobeserhebungen zu ergießen, und Alles ließ vermuthen, daß die verabscheuungswerthen Winkelzüge dieses Letztern ihm endlich seinen Triumph sichern würden.

Als die Korvette sich in offener See befand, begann Julius die Folgen der Aufwallung seines Zornes, wodurch er sich nun unwiderruflich an Bord gekettet sah zu überdenken.

„Ich habe mich überlisten lassen und bin in die Falle gegangen," dachte er. „Der Elende hat schlau genug berechnet, welche Vortheile ihm die zornige Aufregung und der gerechte Unwille eines schwerbeleidigten Ehrenmannes zur Ausführung seiner nichtswürdigen Pläne darbieten würden. Ich muß deshalb dem Dinge durchaus mit einem Male ein Ende machen."

In Folge dessen richtete er an seinen Gegner folgendes Schreiben:

„Mein Herr!

Bisher habe ich Sie verachtet, aber ich haßte Sie nicht. Jetzt ist dem nicht mehr so. Von heute an: Krieg auf Leben und Tod! Verstehen Sie? Keine Schonung, kein Erbarmen mehr! Sie oder ich! Einer von uns wird nicht mehr an Bord zurückkehren, sobald wir die „Spröde" ein Mal zusammen verlassen haben. Julius Renaud."

Papillon überbrachte das Schreiben an seine Adresse. Fargeolles' Antwort lautete folgendermaßen:

„Mein Herr!

Bei mir haben gerade die entgegengesetzten Empfindungen statt. Ich haßte Sie, jetzt aber verachte ich Sie! Was den letzten Punkt, vom Krieg auf Leben und Tod, betrifft, so ist dies der einzige, in welchem wir Beide übereinstimmen! Jeder Vorschlag, den Sie mir zu diesem Zwecke etwa machen sollten, ist im voraus von mir angenommen.

Emil Fargeolles"

Der Schiffsjunge erzählte Gaussard, daß die beiden Offiziere Briefe mit einander gewechselt hätten.

„Aufgepaßt, mein Junge, aufgepaßt!" sagte der alte Maßklimm, „und gieb mir ja von Allem sogleich Nachricht."

„Mein Herr hat mir wohl verboten, davon zu reden," versetzte der Schiffsjunge, „aber ich merke, daß sie sich noch ein Mal mit einander schlagen wollen, und da wird's schlimmer hergehen, als das vorige Mal. Deshalb wollte ich Euch denn um Rath fragen, Vater Gaussard, da ich weiß, wie sehr Ihr Herrn Renaud liebt."

„Das hast Du brav gemacht, mein Junge. Gieb nur fernerhin genau auf Alles Acht, doch ohne Dir etwas merken zu lassen, und wenn wir uns dem Lande nähern, dann halte Augen und Ohren noch besser offen."

„Seyd nur ruhig, Vater Gaussard," entgegnete der Bursche, „Papillon wird seine Sachen schon klug machen!"

Renaud's Gemüth war düster und verstimmt. Niemand würde in ihm den jungen, feurigen Offizier aus der ersten Zeit der Fahrt wiedererkannt haben. Jetzt war er bleich und häufigen Fieberanfällen unterworfen. Seine Gesundheit wurde zusehends schwächer. Er schlief nicht mehr, und hatte bei Tage wie bei Nacht weder Rast noch Ruhe. So sehr erfüllte jetzt der Haß ein Herz, das von Natur doch so gut und liebevoll war.

Eine ähnliche gewaltsame Aufregung des Gemüths hatte auf Fargeolles, trotz der kalten und ruhigen Bosheit, welche den Grundzug seines Charakters bildete, eine gleiche Wirkung ausgeübt. Solch eine Feindschaft an Bord, auf diesem engen Raume, wo man gezwungen ist, Tag für Tag an der Seite des verhaßten Feindes zuzubringen, ist mit keinem Gefühle vergleichbar, welches das menschliche Herz sonst wo empfinden kann.

Bei Tische, zum Beispiel, fanden sich die beiden Männer regelmäßig einander gegenüber. Zuweilen begegneten sich ihre Augen. Dann knirschten sie mit den Zähnen, umfaßten krampfhaft das Heft ihrer Messer, indem sie unverwandt den Blick auf einander richteten. Oft fühlte Julius in solchem Momente sich von einem wüthenden Fieberanfall ergriffen; er verließ dann die Tafel in

Digitized by Google

höchster Aufregung, seiner kaum mehr mächtig, und fast einem Wahnsinnigen gleich.

Fargeolles hatte seinerseits in Folge solcher Auftritte mehrere Male starkes Bluterbrechen und mußte zur Ader lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Dampfschifffahrt nach Nordamerika.

Die Dampfschifffahrt zwischen England und den Vereinigten Staaten gewinnt von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und damit die Verbindung zwischen beiden Ländern an Schnelligkeit und Regelmäßigkeit. Vergleichen wir die gegenwärtigen Verhältnisse mit jenen vor zehn Jahren, so springen die großen Vortheile des neuen Verkehrsmittels für Handel und Reisende gleich ins Auge. Früher unterhielten bekanntlich Paketschiffe, die „Liners", vorzugsweise die Verbindung. Es waren im Durchschnitte gute Segler, trefflich bemannt und geführt, aber ihrer Beschaffenheit zufolge blieben sie durchaus von Wind und Wetter abhängig und bedurften zur Ueberfahrt im Durchschnitt einen guten Monat bis fünf Wochen. Im Winter von 1836 auf 1837 waren starke Westwinde so vorherrschend und von so anhaltender Dauer, daß alle Paketschiffe, die aus britischen Häfen gesegelt waren, ihren Bestimmungsort lange nicht erreichen konnten, und in New-York fehlten daher einst nicht weniger als achtzehn Posten aus England. Endlich langte im Februar 1837 das Schiff „Diamond" aus Liverpool in New-York nach einer hunderttägigen Fahrt an. Von seinen 180 Passagieren waren 17 den Hungertod gestorben, Kartoffelschaalen, in Wasser gekocht, hatten wochenlang den Zwischendeckpassagieren zur einzigen Nahrung gedient; die Pinte Mehl wurde mit einem halben Sovereign, am vorletzten Tage sogar für eine gebratene Kartoffel ein ganzes Goldstück bezahlt. Seitdem ist man im Winter vorsichtiger mit Beschaffung der Lebensmittel für Segelschiffe. Wie oft die gänzliche Unterbrechung des Verkehrs durch Wind und Wetter dem Handel harte Schläge beigebracht hat, ist bekannt.

Man dachte also auf Beschleunigung des Verkehrs, und unternehmende Handelsleute brachten die Errichtung einer Dampfschifffahrtslinie in Vorschlag. Dagegen traten die Männer der Wissenschaft auf und erklärten: Dampfschifffahrt auf dem Ocean, von der einen Erdfeste zur andern sey ein Ding der Unmöglichkeit, und alle etwa darauf verwandten Kosten müsse man als weggeworfenes Geld betrachten. Nichtsdestoweniger faßten einige Kaufleute zu Bristol den Entschluß, die Sache zu wagen, und einen Dampfer über das Weltmeer zu senden. Das Fahrzeug lag fertig da, als eben der britische Verein für die Förderung der Wissenschaft in Bristol seine Versammlung hielt, und einer der gelehrten Herren demonstrirte nun abermals vom theoretischen Standpunkte, wie unausführbar das Unternehmen sey. Der Mathematiker hatte nämlich herausgerechnet, daß für jede Pferdekraft Dampferzeugung auf 1425 Meilen eine ganze Tonne Kohlen erforderlich sey. Dies als Grundlage der Berechnung und auf jede Pferdekraft eine weitere Viertelstonne Kohlen als Reserve angenommen, mußten, seiner Nachweisung gemäß, für eine Reise von England nach New-York auf jede Pferdekraft 3. 70 Tonnen, also auf ein Schiff von 400 Pferdekraft nicht weniger als 1480 Tonnen verbraucht werden. Da nun aber das zur Fahrt bestimmte Fahrzeug überhaupt nur 1200 Tonnen hielt, so war die Reise nach der Annahme des Gelehrten ein Ding der Unmöglichkeit.

Indeß — Probiren geht über Studiren, und der Great-Western, denn der war es, stach in See, weil die Unternehmer mehr Gewicht auf die Erfahrung ihrer Schiffbauer und Ingenieure als die theoretischen Berechnungen des Mathematikers legten. Das Schiff hatte auf dem Deck eine Länge von 230 Fuß; die Breite, mit Einschluß der Radkasten war 58 Fuß 4 Zoll; Tiefe des Raumes 23 Fuß; es ging beladen 16 Fuß tief. Die Räder hielten 28 Fuß im Durchmesser, und jedes Brett daran war 10 Fuß lang. Die beiden Maschinen, jede von 225 Pferdekraft, hatten zusammen ein Gewicht von 200 Tonnen, dazu kam noch 100 Tonnen Gewicht auf die vier Kessel. So stieg der Tonnengehalt auf 1340 statt der angenommenen 1200, und die Kosten beliefen sich auf 63,000 Pf. Man befrachtete endlich das Schiff und hatte die Freude zu sehen, daß sieben waghalsige Passagiere am 8. April 1838 auf dem Great-Western unverzagt sich einschifften, um von Bristol nach New-York zu fahren. Kaum war dieser drei Tage in See, als er auch schon ein braves Paketschiff überholte, das sieben Tage vor ihm Liverpool verlassen hatte, und nachdem seine Maschinen fünfzehn Tage und zehn Stunden gearbeitet hatten, da fielen, als nach reichlich Kohlen an Bord waren, seine Anker im Hafen von New-York. — Doch schon drei Tage vor ihm hatte ein anderes Dampfschiff, das früher zwischen London und Cork fuhr, der Sirius, Europa verlassen; er war an demselben Tage, den 23. April, gleichfalls in New-York eingetroffen. Die Werften und die Ufer weithin waren mit vielen Tausenden von Zuschauern bedeckt, welche ihn mit lautem Jubel willkommen hießen, und nun mit Spannung der Ankunft des Great-Western entgegen sahen. Bald nachdem der Sirius eingelaufen, bemerkte man am fernen Kimm einen langen Streifen Qualm und gleich nachher war auch der Rumpf des Fahrzeuges sichtbar. Auf dem Deck herrschte rege Geschäftigkeit, bald war der neue willkommene Gast mit Flaggen und Wimpeln wie bedeckt; um drei Uhr Nachmittags passirte er die Narrows und steuerte mit beschleunigter Eile in den Hafen ein. Als er Bradlows-Eiland gegenüber war, begrüßte man ihn mit 26 Schüssen, denn so viele Staaten zählte damals die Union, und Bemannung und Reisende leerten die Gläser auf das Wohl Englands und der Vereinigten Staaten. Bald war er auf allen Seiten von Booten umschwärmt, und als er im North-River, wo der Sirius lag, ankam, um diesen herumfuhr und dann der Battery entgegenfuhr, wollte das Hurrahrufen gar kein Ende nehmen.

Somit war die wichtige Frage praktisch gelöst, und, allen mathematischen Berechnungen zum Trotz, zugleich von zwei Schiffen. Diese Schiffe brauchten nicht nahe an vier Tonnen Kohlen für jede Pferdekraft; der Sirius hatte im Ganzen nur 453 T. Feuerungsstoff am Bord gehabt, nahm aber 43 Barrels Harz (Resin) mit, die etwa 21½ Tonnen Kohlen gleichkamen. In New-York hatte er noch 22 Tonnen Kohlen am Bord. Der Great-Western lud nicht, wie der Mathematiker für unumgänglich nothwendig hielt, 1480 Tonnen, sondern 660, und verbrauchte nur 450 Tonnen Er hate 3111 Seemeilen zurückgelegt.

Vierzehn Tage blieb er dort, trat seine Rückreise am 7. Mai an, und wenigstens 100,000 New-Yorker riefen ihm eine glückliche Fahrt zu. Jetzt faßten schon 66 Reisende den Muth, sich ihm anzuvertrauen; vierzehn Tage später hatten sie 3218 Seemeilen zurückgelegt und waren am 22. Mai zu Bristol an's Land gestiegen, wo sie von der harrenden Menge mit demselben Jubelrufe begrüßt wurden, der sie von Amerika aus begleitete. Am 23. Mai, bei einem großen Festmahle, wurde Leinengarn und Twist vorgezeigt, wozu der Rohstoff noch vor achtzehn Tagen in den Speichern New-York's gelagert hatte.

Der Great-Western war also über's Meer gefahren, trotz Wind, Wellen und mathematischer Berechnungen. Die Schriftgelehrten wollten jedoch ihre Theorien nicht so leichten Kaufes aufgeben, und meinten, diese eine Reise könne noch gar nicht für einen Beweis gelten. Aber seit dem 8. April 1838 bis zum 23. November 1844 machte er nicht weniger als siebenzig Fahrten, legte auf denselben 256,000 Statutmeilen zurück, und zwar durchschnittlich mit einer Schnelligkeit von zehn Meilen in einer Stunde. Er hatte in dem angeführten Zeitraume 5774 Passagiere geführt und eine große Menge Güter abgeliefert, und als man ihn nach sechsjährigem

Digitized by Google

Dienste einer genauen Untersuchung unterwarf, fanden die Ingenieure an Bord noch Alles so niet- und nagelfest wie am ersten Tage. Bis 1842 lief er von Bristol aus, seitdem aber von Liverpool; und noch heute macht er seinem alten Rufe alle Ehre.

Da nun die Praxis einen so glänzenden Sieg über die Theorie davon getragen, so folgten bald mehrere Schiffe. Denn auch der Sirius kam glücklich heim; auf ihn folgte der Royal-William. Im Jahre 1838 bildete sich eine „British and American Steam Navigation Company", welche mit 100,000 Pf. Kosten jenes Schiff bauete, das unter dem Namen der „British-Queen" eine so traurige Berühmtheit erworben hat. Es liegt nun in einem der Hafenbecken von Antwerpen, wo es in diesen Tagen um jeden Preis losgeschlagen werden soll, nachdem es sich als unbrauchbar herausstellte, und die belgische Regierung, welcher die Engländer dieses Schiff überließen, zum mindesten vier Millionen Franken Schaden daran gemacht hat. Die British-Queen, ein wahrer See-Leviathan, hält 2016 Tonnen, segelte am 12. Juli 1839 von Portsmouth ab, und erreichte nach 15½ Tagen New-York. Dieser Reise folgten im nächsten Jahre fünf andere; aber — wie uns Leute versicherten, welche auf demselben von Amerika herüber gekommen sind — die Fahrt war so ängstlich und gefährlich, daß die Compagnie sich dieses Schiffes um jeden Preis entledigen wollte. Sie sah voraus, was kommen mußte, denn der Bruder der British-Queen, der unglückliche „President", ging bekanntlich mit Mann und Maus verloren. Im April 1841 steuerte er von New-York nach Liverpool mit dreißig Passagieren. Was aus ihm geworden, weiß Niemand; man suchte ihn an den afrikanischen Küsten, bei den Bermudas, man vermuthete, er sey zwischen Treibeis gerathen und von den gewaltigen Massen zerdrückt worden. Wahrscheinlicher ist die Ansicht der Sachverständigen, daß er auseinander gebrochen sey, und wer die nach demselben Princip gebaute British-Queen genau angesehen hat, wird dieser Meinung beipflichten.

Inzwischen bildete sich in Liverpool eine dritte Gesellschaft: die „Transatlantic-Steam Navigation Company", welche jetzt den Dienst zwischen Liverpool und den nordamerikanischen Häfen von fünf Schiffen versehen läßt: der Britannia, Caledonia, Hibernia, Cambria und Acadia. Sie sind sämmtlich auf den Werften an der Clyde gebaut, haben 500 Pferdekraft und 1200 Tonnen Gehalt. Durch sie läßt die englische Regierung ihre Posten nach Canada und den Vereinigten Staaten besorgen, wofür sie der Gesellschaft jährlich 80,000 Pf. zahlt. Die genannten Schiffe haben immer glückliche Fahrten gehabt; nur der Caledonia begegnete im Mai 1842 und im Juli 1843 einiges Mißgeschick. Bekanntlich fahren die in dieser Linie laufenden Schiffe von Anfang Aprils bis Ende Novembers monatlich zwei Mal, in den vier Wintermonaten aber ein Mal. Den Vortheil dieser Verbindung beider Erdhälften hat bis jetzt hauptsächlich England gehabt; Frankreich aber hat bis jetzt noch eben so wenig eine Dampfschifffahrtslinie nach Amerika eingerichtet, wie Deutschland. Und doch dürfen namentlich wir Deutschen, die wir einen so lebhaften Verkehr mit den Vereinigten Staaten unterhalten, auf die Dauer nicht zurückbleiben. Welchem unserer Häfen wird die Ehre gebühren, den ersten transatlantischen Dampfer Sein zu nennen? (Bremer Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Habelschwerdt in Schlesien, 27. August.) Gestern Mittags gegen 12 Uhr ereignete sich in dem benachbarten Wölfelsdorf folgender schreckliche Unglücksfall. Einem Knechte, der mit einem Bretterwagen auf den Hof seines Brotherrn zurückkehrte, gingen kurz vor dem Dorfe die Pferde durch und rannten in schnellstem Laufe auf ihr Gehöfte zu. Dicht bei dem Thore desselben wurde der Knecht vom Wagen geschleudert, und zwar mit solcher Kraft, daß ihm eine der beim Thore befindlichen Wegestangen, auf die er gerade fiel, rechts in den Rücken eindrang und vorn am Unterleibe wieder hervorkam. Die Länge des Holzes betrug ungefähr 4 Ellen, ¾ Ellen ging sie am Leibe heraus, ¾ Ellen steckte sie im Leibe und über zwei Ellen kam sie zum Rücken hervor. Von Schmerz und Verzweiflung getrieben, lief der unglückliche Mensch über zweihundert Schritte weit auf den Mühlteich zu, um seinem Leiden dort ein Ende zu machen. Bevor er jedoch denselben erreichte, stürzte er zusammen. Von den Herbeieilenden wurde hierauf der Geistliche geholt, der ihn zum Tode vorbereitete. Nachmittags gegen 3 Uhr erschien der Dr. Herrgott aus Habelschwerdt und zog ihm die Stange heraus. Der Aermste lebte noch bis 8 Uhr früh des andern Tages. Bei der Leichenöffnung ergab sich, daß die Stange ihm mitten durch die Leber gegangen war.

(Warschau, 20. Aug.) Vor einigen Tagen wurden auf dem Dorfe Czarnow bei Kielce Versuche mit einer neuen Mähmaschine angestellt, welche alle Erwartungen übertrafen. Die Maschine ist eine Erfindung eines Hrn. Tymieniezki und in der ausgezeichneten Anstalt des Maschinenmeisters Preacher in Bialoga gearbeitet. In England, Frankreich, Deutschland sind bekanntlich ähnliche Erfindungen gemacht worden, doch scheinen sie sämmtlich nicht die Probe bestanden zu haben. Wie wünschenswerth derartige Maschinen sind, brauche ich nicht zu bemerken; während der Erntezeit fehlt es ja fast überall an Händen, in Polen aber namentlich, da der Kriegsdienst so viele Arbeiter dem Feldbau entzieht. Die Maschine wurde mit Hülfe zweier Menschen und mit der Kraft von drei Pferden in Bewegung gesetzt; das Getraide, an welchem sie erprobt wurde, hatte ziemlich dünne Halme und war auch mit Raden vermischt, so daß es für den Schnitt nicht die geeignete Stärke und Straffheit hatte; dessen ungeachtet lief die Maschine schnell durch die Ackerbeete, schnitt das Getraide tiefer am Boden, als es durch menschliche Hand möglich ist, und legte die gemähten Halme in regelmäßigen Haufen nieder, so daß sie leicht in Garben gebunden werden konnten. Zum Abmähen eines aus 8 Ackerbeeten bestehenden polnischen Morgens brauchte sie nicht mehr als 40 Minuten; ungeachtet der Schnelligkeit und Kraft, mit der sie ihr Werk vollbrachte, wurden doch, wie es bei andern Maschinen der Fall gewesen seyn soll, keine Körner aus den Aehren geschüttelt. Der einzige Mangel ist die Schwere der Maschine, die gegen 30 Ctr. wiegt, doch glaubt der Erfinder diesem Uebelstande abhelfen zu können. Die anwesenden Landwirthe sprachen sich allesammt zu ihren Gunsten aus, selbst das gemeine Landvolk, sonst den Neuerungen wenig hold, erkannte sie als eine Wohlthat an und sandte an den Erfinder eine Deputation von Landmädchen, die ihn mit einem Aehrenkranze schmückten. Indeß sollte doch auch dieses frohe Ereigniß nicht ohne einen kleinen bittern Nebengeschmack bleiben. Wie jener fromme Khalif überall, in seinem Hause, auf seinen Geschirren ꝛc. den Spruch finden mußte: „Erinnere dich, daß du ein Mensch bist", so scheint den Polen bei jedem Schritte der Gedanke an die russische Herrschaft sich aufdrängen zu müssen. Ein Landmädchen, so erzählt man, hatte bei jener Gelegenheit geäußert: Ach, wie viel dankbarer würden wir dem klugen Herrn seyn, wenn er eine Maschine erfunden hätte, die uns die Moscowiten so schnell als möglich wegmähte. Ein geschäftiger Horcher, an denen es bei solchen Gelegenheiten nicht fehlt, hinterbrachte die Worte dem Polizeichef der nächsten Stadt, das Mädchen ward eingezogen, eingesperrt und gezüchtigt, ohne daß es den Grund erfuhr. Erst nach einigen Tagen ward ein Verhör angestellt, und da ergab es sich denn nach einer langen Inquisition, daß das Mädchen unter den Moscowiten eine Art Würmer verstanden habe, welche dem Getraide sehr schädlich sind und in dem Bauerndialekt der dortigen Gegend Moscowiten genannt werden, so wie man z. B. eine Art Insecten, welche sich besonders in der Küche und an warmen und

Digitized by Google

feuchten Orten aufhalten, in vielen Gegenden Polens „Preußen" (Prussaki) nennt, während man sie in Preußen wieder mit dem Namen „Schwaben" bezeichnet. So entließ man denn die arme Märtyrerin, jedoch nicht ohne ihr nachdrücklich eingeschärft zu haben, daß sie sich künftig vor dem verfänglichen Wort hüten und auch ihre Angehörigen davor warnen möge.

Korrespondenz.

Aus Rheinhessen, im Sept.

Auch auf dem Lande zeigt sich unter den Israeliten ein reges Streben nach geistiger Vervollkommnung, und nicht selten finden wir auch in kleinen Landgemeinden einen geregelten Gottesdienst. So besitzt Niederwiesen im Kreise Alzey durch die Anstellung eines tüchtigen Lehrers, Samuel Stellenheimer, einen Gottesdienst, der zum Muster vieler Gemeinden werdrn möge. Alle profanen Melodieen sind entfernt und an deren Stelle Chorale getreten. Während des Gottesdienstes herrscht eine solche Andacht, Stille, Ordnung rc., daß man unwillkürlich ausrufen möchte: „Hier ist ein heiliger Ort." Hr. Stellenheimer, der auch mit einer guten Rednergabe versehen ist, erquickt sehr oft seine Gemeinde mit gediegenen, zeitgemäßen religiösen Vorträgen und nicht selten ist das Gotteshaus von Israeliten der Umgegend und Christen seines Wohnorts besucht. Möchten doch recht zahlreiche Gemeinden nachfolgen, keine Opfer scheurn und ihre Schulen durch tüchtige Lehrer bestellen. Der Saat wird bald eine treffliche Ernte folgen. F.

Literatur.

Tagebuch für das Geschäftsleben auf das Jahr 1846. Vierter Jahrgang. 15 Bogen gutes Schreibpapier in gr. 4. Frankfurt a. M., Druck und Verlag von Benjamin Krebs Steif broschirt 36 kr., mit weißem Papier durchschossen und gebunden 48 kr.

Die Eintagsfliegen der Literatur, die belletristischen Taschenbücher, verdanken ihre jährliche Wiederkehr hauptsächlich dem besonderen Schutze der zarten Damenwelt; Bücher aber, wie das oben angezeigte, bedürfen der Aegide ernster Männer und sorglicher Hausfrauen, und daß demselben ein solcher und zwar reger Schutz zu Theil geworden ist, bezeugt der vorliegende vierte Jahrgang, der wieder mehrere Vorzüge gegen seine Vorgänger erhalten hat. Obschon der Titel den Zweck dieses Tagebuchs ausspricht, der auch auf dem Umschlage noch nähee bestimmt wird, wo es heißt: „für Kanzleien, Gerichtsstellen, Rentämter, die Haus- und Landwirthschaft, sowohl für Protestanten, Katholiken, als Israeliten eingerichtet", so erscheint hier eine Aufzählung des Inhaltes doch nicht überflüssig, um Manchen, der dasselbe noch nicht kennt, zur alljährlichen Anschaffung dieses nützlichen Buches zu veranlassen. — Der Hauptgegenstand ist ein Schreibkalender für jeden Tag des Jahres, mit hinlänglichem Raume zum Notiren der an jedem Tage zu verrichtenden Geschäfte, stattgefundenen Einnahmen und Ausgaben, für welche besondere Columnen an der Seite befindlich sind, für Gerichtsstellen und Rechtsanwalte zum Notiren der Termine u. dgl. Dieser Kalender enthält außerdem die Festtage, Kalendernamen und Sonntagsevangelien der protestantischen und der katholischen Kirche; die Zeitrechnung und Feiertage der Israeliten; Angabe der Geburtsfeste sämmtlichee souverainen Fürsten der deutschen Bundesstaaten, der vorzüglichsten Messen, besonders der Spezialitäten der Frankfurter Messe, der diesigen Gerichtsferien, Bürgermeisterwahl, Eröffnung dee gesetzgebenden Versammlung, des Mondwechsels u. a. m. Ferner bietet derselbe die Bequemlichkeit, daß in zwei besonderen Columnen neben jedem Tage die abgelaufenen und noch übrigen Tage im Jahre bemerkt sind, was zur Berechnung der Zinsen von großem Nutzen ist. Ein anderer Kalender, der dem Ganzen vorausgeht, und in welchem blos die Wochrn- und Festtage benannt sind, dient zum Anstreichen der Tage, an welchen im Schreibkalender irgend etwas bemerkt ist und auch gleichsam als Register oder Uebersicht der gemachten Notizen. Eine Tabelle, welche jährliche Einnahmen und Ausgaben auf einzelne Monate und Tage ausrechnet, Reductionstabellen der Kronen- und preußischen Thaler, so wie der Fünffrancsstücke in Gulden, eine Zinsberechnungstabelle zu verschiedenen Zinsfußen und eine Vergleichung der Längen-, Hohl- und Körpermaße der verschiedenen deutschen Zollvereinsstaaten sind gleichfalls nützliche Zugaben. Und somit empfehlen wir der ganzen Geschäftswelt dieses Tagebuch, welches namentlich den bis vor einigen Jahren hier üblichen Würzburger Scheeidkalender, trotz seiner, neuerlich dem in Rede stehenden abgesehenen äußeren Ausstattung, für Frankfurt ganz überflüssig macht.

Cirque de Paris

der Herren

P. Cuzent et Lejars.

Die gestrige Vorstellung dieser Reitergesellschaft übertraf wieder durch Mannigfaltigkeit der Darstellungen, brillantes Costume und wirklich ungewöhnliche Virtuosität aller Künstler und Künstlerinnen Alles, was wir bis jetzt im Gebiete dieser schönen Kunst gesehen haben. Der rege Beifall, der der Gesellschaft jeden Abend zu Theil wird, ist ein wirklich verdienter, und viele Besucher des Circus von Paris gestehen, daß dieser zu den ausgezeichnetsten dieser Stadt gehört. Wenn auch die Preise etwas theurer sind, als gewöhnlich, so muß man gestehen, daß auch dafür hier Niegesehenes geboten wird und man daher sich wohl eine Erhöhung der Preise gerne gefallen läßt, da ja auch im Theater bei ungewöhnlichen Vorstellungen die Preise erhöht werden.

Frankfurt a. M., 14. Sept.

Panorama und Cosmorama von J. Heinr. Ufer.

Es werden dem Beschauer hier die Naturschönheiten des schweizerischen Alpenlandes in naturgetreuen und anziehenden Darstellungen vorgeführt und zwar in den Ansichten der Jungfrau, des Grindelwald-Thales, der Rosenlaui-Gletscher, der Wasserfälle des Reichenbach, des Meiringen-Thales, von Interlaken, Unterseen, Thun u. s. w. Diese Naturansichten sind nicht nur mit Fleiß und Sorgfalt und in besonders gelungenrr Perspective gezeichnet und gemalt, sondern auch durch die mannigfachsten Staffagen und die verschiedensten Lichteffecte belebt und den verdienstlichen Arbeiten dieser Art beizuzählen. Während Diejenigen, welche die Schweiz bereist haben, sich hier mit Vergnügen der gehabten Eindrücke erinnern, werden Andere in den hier gebotenen Anschauungen einen Begriff von der großartigen Natur jener Gebirgslande bekommen. Besonders dürfte der wißbegierigen Jugend dies Panorama interessant und lehrreich seyn. Die Bude befindet sich auf dem Roßmarkt und besagen daselbst die Anschlagzettel das Nähere.

An die im gestrigen Blatte erwähnten Merkwürdigkeiten reiht sich noch das Panorama des Hrn. Hauschild auf dem Roßmarkt, das sich durch die naturgetreue Darstellung verschiedener Haupt- und Seestädte und sonstiger Ansichten empfehlend auszeichnet. — Den Freunden der Fechtkunst ist in der nämlichen Bude Gelegenheit geboten, ihr Talent zu bethätigen, indem die daselbst befindliche alte, fünfmal decorirte Marketenderin Conrad, ein Ueberbleibsel der weiland Napoleonischen Armee, es mit Jedem aufnimmt, der Fähigkeit und Lust hat, sich mit ihr zu messen.

Mainwasser-Wärme.

Den 13. Sept., Abends: 16 Grad. W. Seelach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 14 Sept. Lucia von Lammermoor, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti.

(Gastrolle) Lucia: Fräul. **Jenny Lind,** königl. schwedische Hofopern-Sängerin.

(Gastrolle) Asthon: Hr. Scharpff, vom Theater zu Mainz.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eingangspreisen.

Montag, 15. Sept. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

(Letzte Gastrolle) Amine: Fräulein **Jenny Lind,** königl. schwedische Hof-Opernsängerin.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eintrittspreisen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 256. Dienstag, den 16. September 1845.

Johannes Ronge in Frankfurt a. M.

Am 14. September 1845.

Wem gilt der festliche Empfang?
Wen feiert wohl der Jubelklang,
Der stürmisch und mit Allgewalt
Die freie Mainstadt heut' durchschallt?

Wer ist der Mann, so hochverehrt,
Nach dem sich jedes Antlitz kehrt,
Dem feurig man die Hände reicht,
Den ihrem Kind die Mutter zeigt?

Das Lebehoch des Volkes tönt
Wohl einem Kaiser, jüngstgekrönt?
Ist es ein Franz, ein Leopold,
Dem diese Huldigung man zollt?

Nein, nein, es ist ein schlichter Mann,
Getroffen von dem Kirchenbann,
Doch hochverehrt im Geisterreich,
Weil er geführt den Meisterstreich,

Weil er, von heil'gem Zorn erregt,
Für's Licht die Lanze eingelegt,
Weil kräftig er mit Einem Schlag
Den Sieg verschafft dem holden Tag.

Der Ronge ist es, den man schaut,
D'rum tönt der Jubelruf so laut;
Und was sich heute kundbar macht,
Wird ihm freiwillig dargebracht.

Zum Ehrenkranz ein schönes Blatt
Hat ihm gereicht die freie Stadt;
Sie wiegt, gar wack'rer Bürger Sitz,
Zehn Städte auf wie Tarnowitz.

Frankfurt a. M. Ludwig Hub.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des G. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

Der Lieutenant war strenger in Bezug auf den Dienst geworden, obgleich er sich der Mannschaft gegenüber stets in den Schranken der unbedingtesten Gerechtigkeit hielt. Aber die Erinnerung an sein zerstörtes Glück, die unaufhörliche Gegenwart seines von ihm verabscheuten Gegners, und die Erwartung jenes Zweikampfs auf den Tod, den auszuführen er unablässig auf Mittel sann, hatten sein Herz erbittert. Selbst Antonina war beinahe von ihm vergessen; er dachte nur mit einer Art von Entsetzen an seine Liebe; das junge Mädchen erschien ihm aufgebracht über sein Benehmen und eifersüchtig auf das wilde Gefühl, welches ihn beherrschte. Nur der Haß allein erfüllte diese sonst so zärtliche, theilnahmsvolle, von Hochherzigkeit und Edelmuth erfüllte Seele. Besonders war er, wie man leicht denken kann, hinsichtlich des Fähndrichs unlenksam und unnachsichtig geworden. Er stellte ihn auf offenem Verdeck, in Gegenwart der ganzen Mannschaft, der kleinsten Nachlässigkeit halber, laut zur Rede; gebot ihm, bei der geringsten Widerrede, zu schweigen, wie einem Schiffsjungen; hetzte, demüthigte und quälte ihn auf's äußerste, gleichsam als fürchte er, nicht so gehaßt zu werden, wie er selbst haßte.

Herr von Kergal wollte sich in's Mittel legen.

„Hier giebt es nur einen Weg von den zwei offen stehenden zu befolgen, Kommandant!" sagte Julius zu ihm; „entweder bin ich Ihr Lieutenant und man wird mir gehorchen, oder Sie entheben mich meines Dienstes als zweiter Befehlshaber der Korvette. Sie haben mir vorgeworfen, ich sey zu nachsichtig und schwach: Sie sehen, ich bin streng und fest, eisern geworden. Der Fähndrich Fargeolles versieht seinen Dienst schlecht und unpünktlich, und ich thue nichts weiter, als ihn zwingen, seinen Dienst gut und pünktlich zu versehen."

Bei einer andern Gelegenheit erlaubte sich der Fähndrich, eine grobe Antwort gegen den Lieutenant auszustoßen. Der Lieutenant reichte sofort eine schriftliche Klage bei dem Kommandanten ein, worin er auf verschärften Arrest gegen den Fähndrich antrug.

Herr von Kergal war zu sehr auf die Disciplin und gute Haltung des Schiffes bedacht, als daß er das gestellte Begehren hätte verweigern sollen. Er begnügte sich damit, als Fargeolles aus seiner Haft wieder entlassen war, ihm einige väterliche, vielleicht allzumilde, jedenfalls aber sehr unnütze Ermahnungen zu ertheilen.

— — — — — — — — — — —

Die Korvette war nach Pondicherry bestimmt. Die Mission, welche sie dort zu erfüllen hatte, konnte einige Tage währen, worauf sie dann ungesäumt nach Bourbon zurückkehren sollte.

Digitized by Google

Als man sich dem Lande näherte, schrieb Julius an Fargeolles:

„Ich bin zuletzt und auf das schwerste beleidigt worden. Die Wahl der Waffen, der Zeit und des Ortes ist demnach meine Sache. Ihr letzter Brief bestätigt dies auf das vollständigste. — Am Tage nach der Ankunft — denn am ersten Tage werden mich meine Pflichten an Bord zurückhalten — werden wir miteinander um zehn Uhr Morgens, ohne Zeugen, mit zwei ungeladenen Pistolen und nur einer einzigen Ladung versehen, das Schiff verlassen und an's Land gehen. Wir werden drei Eingeborne als Führer annehmen und uns von ihnen an einen passenden Ort geleiten lassen. Dort wird die eine Pistole ohne unser Beiseyn geladen, die andere nur mit Pulver auf dem Zündloche versehen werden. Man wird die Waffen mehrere Male mit einander wechseln. Sie wählen dann die eine, ich nehme die andere. Auf ein verabredetes Zeichen werden wir zugleich, einander dicht gegenüber und auf das Herz zielend, losdrücken.

Der Offizier mit dem von Ihnen angespieenen Antlitz."

Papillon brachte statt aller Antwort folgende mit Bleistift geschriebenen Worte zurück:

„Völlig einverstanden. Es bleibt bei diesen Bestimmungen. Vor Allem keinen Wundarzt! Ihr Todtfeind!"

Bei Tische aß Julius mit dem besten Appetit. Fargeolles scherzte mit dem alten Rechnungskommissär zum ersten Male wieder, seit länger als drei Monaten. Die beiden Gegner waren glücklich, endlich den Augenblick der Rache herannahen zu sehen.

Am andern Tage ging man Pondicherry gegenüber vor Anker, dessen Ankerplatz bekanntlich in offener See befindlich ist, da sich am Ufer beständig die wilden und hohen Wogen des Meeres so gewaltsam brechen, daß kein gewöhnliches Boot, ohne Gefahr zu laufen umzuschlagen, sich demselben nähern kann. Man muß sich daher besonderer Fahrzeuge, Chelinque's genannt, zu diesem Zweck bedienen; leichte Barken mit plattem Boden, die mit Lascars bemannt sind, deren Geschäft darin besteht, fortwährend längs der Barre hin und her und den Booten entgegen zu fahren, um Personen und Waaren von diesen zu übernehmen und an's Land zu setzen.

Renaud wurde durch die Anforderungen seines Dienstes an Bord zurückgehalten. Herr von Kergal, Fargeolles und alle andere Mitglieder des Offizierstabes gingen dagegen an's Land; der Erstere, um dem Gouverneur die Aufwartung zu machen und die für ihn bestimmten Depeschen zu überreichen; die Andern, um die Stadt ein wenig in Augenschein zu nehmen, welche ihnen Allen bisher noch ganz unbekannt war.

Keiner an Bord ahnte die finsteren Rachepläne der beiden Gegner, obgleich ihre feindselige Gesinnung augenscheinlich war, und man irgend eine Art von Katastrophe erwartete. Papillon hatte mit Gaussard nochmals ein langes Zwiegespräch gehabt, in Folge dessen der alte Mastklimm unausgesetzt auf seiner Hut war.

Als er am zweiten Tage Julius und Fargeolles in das Boot steigen und ein kleines Paket, dessen Inhalt er errieth, darin niederlegen sah, zögerte er keinen Augenblick, sondern eilte zur Thüre der großen Kajüte, und trat, ohne auf die Mahnung des Wachehabenden zu achten, ungemeldet zu Herrn von Kergal ein.

„Kommandant!" sagte er zu diesem, „Lieutenant Renaud und der Fähndrich Fargeolles gehen zusammen an's Land, um sich zu schlagen."

Der Oberbefehlshaber eilte, ohne weiter noch lange zu fragen, raschen Schrittes auf das Verdeck.

Das Boot war schon eine Strecke vom Schiff entfernt.

„An Bord! An Bord!" schrie der Kapitän ihm nach.

Das Fahrzeug setzte seinen Weg weiter fort.

„Offizier der Wache," befahl Herr von Kergal, „rufen Sie das Boot auf das schnellste zurück!"

Der Wachehaltende ließ einen gellenden Pfiff hören, der bis zum Lande hin wiederhallen mußte.

Julius wandte den Kopf und erblickte den Kommandanten, welcher ihm mit lebhafter Gebärde zurückzukehren befahl.

Sofort zog er das Steuerruder an, um das Boot zu wenden, indem er zu gleicher Zeit an Fargeolles leise die Worte richtete:

„Wir sind verrathen!"

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" versetzte dieser lakonisch.

Man mußte sich in's Unvermeidliche fügen, und kehrte nach dem Schiffe zurück.

Als das Boot angelegt, durchsuchte es der Rüstmeister, nach dem vom Kommandanten erhaltenen Befehle, auf das strengste, was das Auffinden der beiden Pistolen zur Folge hatte.

„Begeben Sie sich in mein Zimmer, meine Herren", sagte der Kommandant, als man ihm die Beweisstücke übergeben.

Dort angelangt, mußten Renaud und Fargeolles die ernstesten Vorstellungen und Ermahnungen von Seiten ihres Oberen anhören.

Keiner von Beiden antwortete auch nur ein Wort.

„Es handelt sich hier um Ihre ganze fernere Zukunft, meine Herren. Ich verbiete Ihnen hiemit auf das bestimmteste, sich zu schlagen, so lange nur noch Einer von Ihnen auf meinem Schiffe dient. Sollten Sie sich unterfangen, dies Gebot zu übertreten, so werde ich keinen Augenblick anstehen, Sie unter der Anklage des förmlichsten Ungehorsams und offener Widersetzlichkeit vor ein Kriegsgericht zu ziehen. Sie, Herr Fargeolles, mögen nicht vergessen, daß es Ihr Oberer ist, den Sie angreifen, und Sie, Herr Renaud, sich erinnern, daß Sie der Zweite an Bord sind, und daß es Ihre vornehmste Pflicht ist, Ihre Privatfehden dem Wohl des Dienstes zu opfern. Sie werden über Alles strenges Schweigen beobachten, meine Herren. Ich will, trotz Ihrer unklugen Halsstarrigkeit, noch immer Nachsicht üben, und Sie nicht alle Beide auf unbestimmte Zeit an Bord consigniren. Aber ich verbiete Ihnen, von nun an ohne meine ausdrückliche Erlaubniß an's Land zu gehen. Auch werden Sie niemals zusammen das Schiff verlassen. Was ein Duell an Bord betrifft, so sind Ihnen die auf dies Verbrechen bezüglichen Gesetze genügend bekannt. Nun gehen Sie, meine Herren, und vergessen Sie nicht, daß ich ein wachsames Auge auf Sie habe."

Die beiden Offiziere verließen das Gemach.

Als Fargeolles die Thüre geschlossen, sah er sich Julius gegenüber, der zu ihm sagte:

„Mein Entschluß bleibt unerschüttert. Und der Ihrige?"

„Auf morgen!" entgegnete der Andere.

„Auf morgen; sey es!"

„Immer unter denselben Bedingungen?"

„Nie anders! Auf den Tod!"

(Fortsetzung folgt.)

Wie urtheilt Kaiser Joseph II. über die Jesuiten?

Es ist bekannt, daß eine der angelegentlichsten Regierungssorgen dieses für das öffentliche Wohl leider zu früh verstorbenen Regenten darauf gerichtet war, das eigentliche Mönchthum mit seiner frommen Faullenzerei abzuschaffen und der Priesterherrschaft einen Damm entgegen zu setzen. Seine vielen Verordnungen, Dekrete und Gesetze sind Zeuge Dessen, was er in diesem für die unabhängige Verwaltung eines katholischen Staates äußerst wichtigen Punkte Ausgezeichnetes und Großes geleistet hat. Er war so sehr von der Güte seiner deßfallsigen Maßregeln überzeugt, daß selbst das persönliche Erscheinen des Papstes Pius VI. an seinem Hofe ihn in der Ausführung derselben nicht zu unterbrechen vermochte.

Geben auch die Regierungshandlungen eines unumschränkten

Digitized by Google

Herrschers klaren Aufschluß über die politische Denkart, welche ihn beseelte, so ist nichtsdestoweniger der unmittelbare persönliche Ausdruck derselben von besonderem Interesse für den Geschichtforscher wie für den Geschichtfreund, und dies um so mehr, wenn die Ereignisse der Zeit an das Urtheil der Vergangenheit lebhaft erinnern.

Joseph II. hat in seinen, bei F. A. Brockhaus zu Leipzig im Jahr 1821 erschienenen Briefen der Nachwelt ein schönes Vermächtniß seines Denkens und Strebens hinterlassen. Schon diese Briefe allein würden ihm in der Geschichte einen ehrenvollen Namen sichern, denn ein Regent, der von den darin dargelegten Gesinnungen und Grundsätzen durchdrungen ist, kann unmöglich ein schlechter Regent gewesen seyn.

Was er von den Jesuiten und ihrem Wirken hielt, kann man aus einem Seite 14 beginnenden Schreiben ersehen, welches an den bekannten spanischen Minister und Gesandten am französischen Hofe, Grafen von Aranda, gerichtet ist. Dasselbe lautet, wie folgt:

„Klemens XIV. hat sich durch die Abolition der Jesuiten einen fortdauernden Ruhm erworben. Er hat die Existenz dieser Sibyllen des Apostolats von der Erde verbannt, und ihr Name wird künftig nur in der Geschichte der Streitigkeiten und des Jansenismus erwähnt werden. — Noch ehe sie in Deutschland bekannt geworden, war die Religion eine Glückseligkeitslehre der Völker; sie (die Jesuiten) haben sie zum empörenden Bilde umgeschaffen, zum Gegenstande ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdiget. — Ein Institut, das die schwärmerische Einbildungskraft eines spanischen Veteranen in einer der südlichen Gegenden Europens entwarf, das eine Universal-Herrschaft über den menschlichen Geist zu erwerben gesucht, und in diesem Gesichtspunkte Alles dem infalliblen Senat des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unseliges Geschenk für die Enkel Tuiskons seyn. — Das Synedrium dieser Loyoliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe und die Finsterniß der übrigen Welt zum ersten Augenmerk ihrer Plane gemacht. — Ihre Intoleranz war Ursache, daß Deutschland das Elend eines dreißigjährigen Kriegs dulden mußte. Ihre Principien haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht, und sie sind Urheber des abscheulichen Edikts von Nantes geworden. — Der mächtige Einfluß, den sie über die Prinzen des Hauses Habsburg hatten, ist zu sehr bekannt. Ferdinand II. und Leopold I. sind ihre Gönner bis zum letzten Hauch ihres Lebens gewesen. — Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belohnungen, Ertheilung der größten Würden im Staat, das Ohr der Könige und das Herz der Königinnen, Alles war ihrer weisen Führung anvertraut. — Man weiß zu sehr, welchen Gebrauch sie davon gemacht, welche Plane sie ausgeführet und welche Fesseln sie den Nationen auferlegt haben. — Es ist mir nicht unbekannt, daß außer dem großen Klemens die Minister der Bourbonischen Höfe und der Herr von Pombal an ihrer Aufhebung gearbeitet haben. Die Nachwelt wird einst ihren Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren lassen und wird ihnen in dem Tempel des Ruhmes Altäre errichten. — Wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, so müßte ich diejenige Menschengattung hassen, die einen Fenelon verfolgt, und welche die Bulla in coena Domini hervorgebracht, die so viel Verachtung für Rom erzeigt. Adieu!

Wien, im Juli 1773. unterz. Joseph."

Wie sehr haben sich seitdem die Zeiten in den kais. österreichischen Staaten geändert! Der wiederhergestellte Orden hat dort schon längst wieder festen Fuß gefaßt, und der Einfluß, den derselbe bereits auf Kirche und Schule gewonnen hat, ist nicht mehr zu verkennen.

Joseph II. war, was diesen Punkt betrifft, kein glücklicher Prophet, und der Irrthum, den er deßfalls begangen, klagt nicht ihn, sondern eine verblendete Nachwelt an, welche in dem mit Recht verrufenen Jesuitenthum den Rothanker alles kirchlichen und bürgerlichen Heils zu finden glaubt.

In Joseph's Absichten lag es überhaupt nicht, der Hierarchie irgend einen Antheil an der Regierung zu gönnen. Seite 40 u. f. der mehrerwähnten Briefe spricht er sich sehr bestimmt darüber aus in einem Schreiben vom Jahr 1780 an den französischen Minister, Herzog von Choiseul. Die betreffende Stelle lautet: „Der bisherige Einfluß der Geistlichkeit in der Regierung meiner Mutter wird ein anderer Gegenstand meiner Reformen werden. Ich sehe nicht gerne, daß die Leute, denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen ist, sich so viele Mühe geben, unser Daseyn hienieden zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen." So urtheilte Joseph's klar sehender Geist. Wird der angebliche Scharfblick einer späteren Staatskunst tiefer eindringen als er, oder ist es bloß um eine große kirchliche Reaction zu thun, bei der man nur den Erfolg des Augenblicks im Auge hat? Wir werden sehen.

Mannichfaltigkeiten.

Der bekannte Athlet Louis Keller aus Berlin war mit 25 Männern und Weibern in Paris angekommen, um lebende Bilder zu geben; aber es wurde ihm nicht nur die Erlaubniß zu seinen Produktionen rundweg abgeschlagen, sondern der Polizeipräfekt ließ ihm sagen, wenn er sich etwa beikommen lasse, heimlich und auf Subscription Vorstellungen zu geben, so werde er ihn binnen 24 Stunden aus Paris und binnen drei Tagen über die Gränze schaffen lassen.

(München, 5. Sept.) In der Glasmalerei-Anstalt dahier ist man eifrig mit den Arbeiten der vier großen Kirchenfenster, die in Auftrag Sr. Maj. des Königs für den Kölner Dom angefertigt werden, beschäftigt. Sie werden der Kabinetscasse Sr. Maj. des Königs etliche vierzig tausend Gulden kosten. Im Jahr 1848, in welchem, wie wir vernahmen, die Feier des 600jährigen Jubiläums der ersten Grundsteinlegung zu dem Dom stattfinden soll, werden jene Fenster bereits vollendet und eine neue großartige Zierde des herrlichen Gebäudes seyn.

Außer dem Bezahlen mit Waaren findet jetzt in Solingen auch ein Bezahlen mit Wechseln statt, und der arme Arbeiter muß mit dem Wische von dem Einen zum Andern laufen, sich freuend, wenn er denselben endlich mit großem Verluste zu Gelde gemacht hat. Das Wörtchen „Philanthropie" muß den Herren wohl gänzlich unbekannt seyn.

(Die ersten Europäerinnen in Nordamerika.) Obwohl viele Engländer, die sich in Nordamerika ansiedelten, ihre Familien mitnahmen, so ging es der Kolonie doch fast wie weiland den Römern, es fehlte an Frauen, bis der Kassirer der Virginia-Gesellschaft im Jahr 1620, Sir Edw. Sandys, den Vorschlag machte, Schiffe mit jungen Mädchen von England aus dahin zu senden. Der Vorschlag wurde angenommen, und neunzig junge brave Mädchen schifften sich ein; bald folgten ihnen sechzig andere. Eine solche Europäerin kostete anfangs — hundert Pfund Tabak, als aber die Zahl der auswanderungslustigen Jungfrauen sich verminderte, stieg ihr Preis auf hundert und zwanzig Pfund Tabak oder, in Geld ausgedrückt, auf 40 Thlr. Es wurde sogar ein Gesetz erlassen, nach welchem die Schuld für die Frau allen andern Schulden vorausgehen, also am heiligsten seyn sollte. Ein amerikanischer Schriftsteller aus jener Zeit, ein Geistlicher, berichtet, es sey ein wohlthuender Anblick, die jungen Burschen Virginiens, sobald ein Schiff ankomme, an die Küste eilen zu sehen, und zwar mit einem Pack Tabak unter dem Arme, wofür sie schöne, junge, tugendhafte Frauen eintauschen.

Digitized by Google

Ein Autographensammler von Metz hat bei einem Antiquar in Lüttich das Namensverzeichniß der Frauen eines gewissen Hrn. Hansac gefunden, eines vor wenigen Jahren gestorbenen reichen Antwerpener Bürgers, welcher dem berüchtigten Blaubart nichts nachgegeben zu haben scheint. Er hatte dreizehn Frauen. Die erste, die Wittwe eine italienischen Malers, war 70 Jahre alt, und starb zehn Monate nach der Hochzeit; die zweite, gleichfalls eine Italienerin, lebte nur 13 Monate mit ihm; die dritte, eine Antwerpnerin, gebar ihm drei Kinder, die aber sammt ihrer Mutter in vier Jahren starben; die vierte starb zehn Monate nach der Hochzeit, und so ging es fort bis zur zwölften. Diese ließ ihr Vater öffnen, es fand sich aber keine Spur einer Vergiftung. Die dreizehnte ging, da sie sich von einer ähnlichen Krankheit wie die, woran Hansac-Blaubart's übrige Weiber gestorben, ergriffen fühlte, in's Kloster. Da Hansac längere Zeit im Orient gelebt hatte, so glaubt der Berichterstatter, er möchte vielleicht dort noch mehrere Weiber gehabt haben.

(Englische Berichte über Ronge und Czerski.) Hr. S. Laing, dessen Namen durch seine scharfen „Bemerkungen eines Reisenden" auch in Deutschland bekannt worden, hat jetzt eine neue Schrift über unser Vaterland herausgegeben, die den Titel führt: „Bemerkungen über das in der römischen Kirche eingetretene Schisma, genannt die deutsch-katholische Kirche, begründet von J. Ronge und J. Czerski im Oktober 1844, bei Gelegenheit der Wallfahrt zum heiligen Rock in Trier." Den Ankündigungen zufolge, scheint Hr. Laing das kirchliche Ereigniß für sehr bedeutend und folgenreich zu halten, was seinen Landsleuten um so unerwarteter seyn dürfte, als sie bis zur Zeit der Reise der Königin Victoria nach Deutschland, wo sie den inneren Vorgängen dieses Landes eine größere Aufmerksamkeit zu schenken anfingen, die ganze kirchliche Bewegung in Deutschland für etwas kaum Beachtenswerthes gehalten hatten.

Dem verstorbenen Herzog von Sussix wird als Großmeister der britischen Freimaurer auf Kosten der „großen Loge" in der Freemasons-Halle in London eine Kolossalstatue errichtet. Der Bildhauer Bailey arbeitet sie aus einem gediegenen Block karrarischen Marmors, der 280 Guineen gekostet hat, und empfängt für sein Werk 1800 Pf. Sterl. Derselbe Künstler hat auch die Statue in Auftrag, welche dem Herzog durch öffentliche Subscription errichtet werden soll.

Mayerbeer ist auf Wunsch des Königs von Preußen mit einer eigenthümlichen Composition beschäftigt, nämlich zu der „Trilogie des Aeschylus", welche im Winter in Berlin auf der Bühne erscheinen soll. Es wird einem so gewandten Genius, wie Mayerbeer, welcher im „Feldlager in Schlesien" die preußische Nationalität für die Musik erobern konnte, nicht schwer fallen, auch auf den hochtragischen Kothurn der Aeschylei'schen Muse sich zu stellen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 12. Sept.

Unser neues Realschulgebäude, welches im Spätherbst v. J. seiner Bestimmung übergeben wurde und gegen 90,000 fl. gekostet haben soll, glich zeither in seinem stattlichen Aeußeren einem Menschen mit blühendem Aeußeren, dessen Inneres aber dem Uebel einer unheilbaren, ihn rasch zu Grab führenden Krankheit anheim gefallen ist. Das innere Leiden dieses Schulpalastes war leider ein angeborenes, da schon nach Vollendung des inneren Mauerverputzes sehr feine, allmälig aber sich erweiternde Risse zum Vorschein kamen, welche um so bedenklicher waren, als daran die Spuren der Bewegung der Ueberwölbungen der Gänge im ersten und zweiten Stock erkannt wurden. Diese bedenkliche Erscheinung blieb unbeachtet, trotz den drohenden Anzeichen, mit denen sie sich immer deutlicher ausprägte, und daher ist es gekommen, daß in dem zweiten Stock der Gewölbekörper von der Widerlagsmauer gegen den Zeichensaal schon um 4 Zoll abwärts gesunken ist und daß an den Stellen, wo die Thüröffnungen sind, sonach keine senkrechte Belastung auf die Widerlagsmauern wirkt, das Gewölbe im Scheitel sich schon um drei bis vier Zolle, an anderen Stellen aber weniger eingebogen hat. Dies hat sich bei dem schon am 8. d. begonnenen Abbruch der Gewölbe im zweiten Stock ergeben. Die Wiederherstellungskosten werden jetzt schon auf 15,000 fl. geschätzt, dürften aber leicht eher mehr als weniger betragen. Dieser in Ursache und Folgen so höchst bedauerliche Vorfall, der dem ohnehin schon stark genug belasteten städtischen Aerar wieder neue bedeutende Ausgaben aufbürdet, erregt große Sensation in unserer Stadt, und Jedermann fragt, wer der Schuldige sey, den man vor das Forum der Publicität zur Verantwortung zu ziehen habe. Der Vorgang ist übrigens noch zu neu, als daß darüber jetzt schon mit Sicherheit geurtheilt werden könne. Urheber des von den höheren und höchsten Behörden genehmigten Bauplanes ist Hr. B. Hares, Lehrer der Architektur an der höheren Gewerbsschule. Ihm lag es zunächst ob, das Wort zu ergreifen und den Gemeinderath der Residenz über die Kreuz- und Quersprünge des erst vor Jahresfrist erbauten Realschulgebäudes gehörig aufzuklären. Dies hat er in einem demselben überreichten und in seiner gestrigen Sitzung debattirten Promemoria gethan. Zwei wesentliche Punkte werden darin hervorgehoben: 1) daß das von Hrn. Hares angenommene Moller'sche Wölbsystem in der Ausführung nicht beibehalten wurde, und 2) daß man sich willkürliche Abänderungen in der Breite und Höhe der Balken erlaubte. Was daraus entstanden, liegt nun klar zu Tage, und Hr. Hares wascht seine Hände in Unschuld, da ihm die Ausführung des Realschulgebäudes nicht übertragen war. „Eile mit Weile" ist ein ächt altdeutsches Sprüchwort, das mitunter auch seine guten Früchte trägt. Hätte die hiesige deutsch-katholische Gemeinde, so wie gewünscht wurde, bereits vor vierzehn Tagen in dem Festsaale besagten Gebäudes ihren sonntäglichen Gottesdienst halten können, so konnte sich bei dem voraussichtlich starken Andrang des Publikums leicht das Schlimmste ereignen und dadurch viel Unglück entstehen. — Uebrigens ziemt sich hier noch ein ernstes Wort über die Architektur der heutigen Zeit. Wenn wir einerseits die bewundernswürdigen Fortschritte der höheren und angewandten Mathematik seit dem siebenzehnten Jahrhundert betrachten, wenn wir sehen, wie die Lehren der Statik und Mechanik in ihrer Anwendung auf die Theorie der Gewölbe von einem Eytelwein, Maillard u. A. behandelt wurden, so bemerken wir dagegen anderseits öfter eine Praxis, welche mit den ausgezeichneten Fortschritten der Theorie im direkten Widerspruche steht. Wie hätten wir sonst in Deutschland heutzutage so viele einstürzen Kirchen und Thürme, diese traurigen Denkmäler der kläglichsten Routine? Die frühere katholische Kirche zu Wiesbaden, die Kirchen zu Hanau und Erdmannsdorf sind wahrlich keine Meisterstücke der deutschen Baukunst. Sorge man zunächst dafür, daß die anzustellenden Baumeister neben dem Technischen ihres Faches zugleich auch gründliche mathematische Kenntnisse besitzen, damit sie bei der Aufführung öffentlicher Gebäude, als Schulen und Kirchen, das Leben von Hunderten und Tausenden nicht gefährden. Es heißt der Wissenschaft wahrhaft Hohn sprechen, wenn das Gegentheil geschieht; jedenfalls aber bleibt es für unser Zeitalter eine große Demüthigung, daß wir Kirchen haben entstehen und wieder einstürzen sehen, die von einem schlichten Baumeister des Mittelalters, dem die Geheimnisse der höheren Mathematik noch verschlossen waren, mit der größten Sicherheit und Festigkeit würden aufgeführt worden seyn. Allein die Ursache ist, daß das Uebel der papiernen Baukunst, mit Vernachlässigung der exacten Wissenschaften, hin und wieder zu sehr um sich gegriffen zu haben scheint.

Mainwasser-Wärme.

Den 14. Sept., Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmmeister.

Theater-Anzeige.

Montag, 15. Sept. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

(Letzte Gastrolle) Amine: Fräulein **Jenny Lind**, königl. schwedische Hof-Opernsängerin.

Mit aufgehobenem Abonnement und doppelten Eintrittspreisen.

Dienstag, 16. Sept. Hamlet, Prinz von Dänemark, Schauspiel in 5 Abth., von Shakespeare, übersetzt von Schlegel.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 257. Mittwoch, den 17. September 1845.

An Jenny Lind.

Aus Stockholm, dem schönen, weiten,
Fliegt das Schiff nach seinem Ziel —
Tücher flattern von den Ufern —
Wen entführt der rasche Kiel?
Wem gilt der geschaarten Menge
Scheidegruß so laut und hell;
Farväl flicka, sköna flicka,
Svenska nechtergal, farväl? *)

Dir, o Jenny, galt dies Rufen,
Dir der Gruß mit Hut und Tuch,
Als vom Mälarsee nach Deutschland,
Sängerin, die Fluth dich trug;
Und aus Booten und aus Villen
Klang es zu dem Schiffe schnell:
Farväl etc.

Und du sangst in Deutschlands Städten —
Freude und Bewunderung
Aus entzückten Herzen lockend
Durch der Himmelstöne Schwung;
Wo du schiedest sprach jed' Auge,
Wie in Schweden, thränenhell:
Farväl etc.

Als die Herrscher, als die Fürsten
Mit der Inselkönigin
Jüngst am stolzen Rheine weilten,
Kamst auch du zum Feste hin.
Milde, Freundliche! Dir tönte
Scheidend jede Rheineswell':
Farväl etc.

Wie ein Reih'n von holden Engeln
Schwebten um der Erde Herrn
Deine Töne, hold erstehend
Wie am Himmel Stern auf Stern.
Jeder Blick, am letzten Abend,
Sprach im Burgsaal kerzenhell:
Farväl etc.

Hier, im regen Frankfurt, schlagen
Dir auch alle Herzen zu,
Eine Zauberin besiegtest
Die erstaunten Hörer du!
Trauernd sagt auch hier die Thräne,
Wenn du scheidest, ach, zu schnell:
Farväl etc.

Dich auf's neue bald zu grüßen,
Laß uns hoffen, laß uns trau'n,
Kehr' bald wieder! Singe, singe!
Bring' den Lenz aus nord'schen Gau'n!
Tön' im nächsten Jahr es wieder
Zu Stockholm am Morgen hell:
Farväl flicka, sköna flicka,
Svenska nechtergal, farväl!

*) Lebe wohl, Mädchen, schönes Mädchen, schwedische Nachtigall, lebe wohl! — (Nechtergal schreiben Manche auch Nächtergaal).

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des G. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

VIII.

Flucht und Verfolgung.

Auf dem Vorderdeck unterhielt man sich nur von dem verfehlten Duell.

Gaussard und Papillon setzten ihre Wachsamkeit fort.

Um elf Uhr Abends sah der Schiffsjunge Fargeolles in Renaud's Gemach treten. Er lauschte an der Thüre, allein die beiden Gegner sprachen so leise, daß es ihm unmöglich war, etwas zu verstehen. Als der Fähndrich fort ging, stellte sich Papillon schlafend; sobald Jener aber an ihm vorüber war, machte sich der Schelm eilends auf, um den alten Mastklimm aufzusuchen.

„Gut, gut, mein Junge!" sagte dieser, als Papillon ihm das Wahrgenommene mitgetheilt. „Gut, gut! Ich werde auf meinem Posten seyn. Alle Kameraden sollen davon in Kenntniß gesetzt werden und auf der Hut seyn. Was mich selbst betrifft, so werde ich diese Nacht nicht in meiner Hängematte zubringen!"

Um vier Uhr Morgens erschien Julius auf dem Verdeck, um, wie gewöhnlich, seinen Dienst zu versehen.

Nach der eingeführten Schiffsordnung bezieht der zweite Befehlshaber, sobald er keinen höhern Grad, als den eines Schiffslieutenants bekleidet, jeden Morgen die Wache, Tag-Wache genannt, weil während ihrer Dauer die Sonne sich am Firmamente erhebt.

Der alte Mastklimm war auf dem Verdeck eingeschlafen. Einer seiner Kameraden weckte ihn mit den Worten:

Digitized by Google

„Da ist Einer, Vater Gaussard! Ihr habt mir aufgetragen, Euch sogleich zu benachrichtigen, wenn er sich sehen lassen würde. Das Uebrige ist jetzt Eure Sache!"

„Der Andere, denke ich, wird auch nicht lange mehr auf sich warten lassen . . . Warten wir einstweilen!"

In der That erschien, kurz zuvor, ehe der Befehl zum Herablassen der Hängematten gegeben wurde, während die ganze Mannschaft noch im Schlummer lag und kaum ein schwacher Dämmerschein den Himmel erhellte, Fargeolles auf dem Verdeck. Er ging auf den Lieutenant zu.

Gaussard wandte sich zu seinen Freunden und sagte leise:

„Jetzt aufgepaßt, Kinder! Ich werde das Manœuvre befehligen. Gehorcht mir also gut!"

„Man wird Dir gehorchen, Vater Gaussard; sey unbesorgt!" antworteten die Matrosen eben so leise.

„Ich werde vielleicht bald einen Degen nöthig haben," sagte der alte Mastklimm zu Papillon, der sich dicht neben ihm befand. „Lauf schnell und hole mir einen!"

In diesem Augenblicke traf Fargeolles mit Julius auf der Kampanje zusammen. Indem er mit der Hand auf die Küste deutete, sagte er mit unterdrückter Stimme:

„Es ist Zeit!"

Der Lieutenant zögerte. In solchem Augenblicke sich vom Schiffe entfernen, war nicht nur offener Ungehorsam gegen die Befehle des Kommandanten, sondern Desertion vom Schiffe während des Wachdienstes. Allein das Zögern währte trotz dem nur einen Augenblick.

„Gehen wir!" sagte Renaud.

Nach diesen Worten ließ er sich an einem Tau in ein kleines, am Hackbord befestigtes Boot hinab. Fargeolles folgte ihm.

Die beiden Offiziere banden das Fahrzeug los und stießen es vom Schiffe ab. Dann ergriff Jeder ein Ruder, und nun gings aus Leibeskräften auf und davon.

Die Flucht der beiden Gegner war das Ergebniß ihrer nächtlichen Berathschlagung. Fargeolles hatte Julius zu bewegen gewußt, nicht nur die Korvette ohne Erlaubniß zu verlassen, sondern auch dies zu thun, obgleich er die Wache hatte. Zwar hatte der Lieutenant, ehe er sich in das Boot hinabließ, die auf den Dienst bezüglichen Befehle schriftlich durch einen Matrosen an Desbagues übersandt, der auch wenige Minuten nachher aufgeweckt wurde; allein dieser langte zu spät auf dem Verdecke an. Schon war Herr von Kergal, durch Gaussard benachrichtigt, in größter Hast dort erschienen, und hatte, wie am Abend zuvor, durch einen Signalpfiff die Flüchtigen zur Rückkehr an Bord auffordern lassen. Doch diese ruderten, als sie sich entdeckt sahen, nur noch eifriger, als vorher, wobei sie die Richtung nach dem Platze der Küste einhielten, an welchem sich die „Chelinquen" aufhielten.

„Kommandant," sagte der alte Marsgast, „es giebt keinen bessern Tauben, als den, welcher nicht hören will."

„Ein Boot!" rief der Oberoffizier.

„Das meine hält wohlbemannt unten an der Treppe," sagte Gaussard.

„Meinen Degen!" rief der alte Kapitän.

Papillon, welchem der vorsichtige Gaussard bereits die nöthige Unterweisung gegeben, hielt Herrn von Kergal einen Degen hin.

Der Kommandant ergriff ihn, und eilte rasch in das große Boot hinab.

„Stoßt ab!" befahl er mit seiner Stentorstimme. „Grad' auf das Boot los! Vorwärts und aus Leibeskräften!"

„Nur unbesorgt, Kommandant!" sagte Gaussard. „Meine Burschen werden schon tüchtig anholen!"

Das Boot der beiden Flüchtlinge hatte bereits einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen, und glitt wie ein Pfeil über den Meeresspiegel dahin. Die beiden Gegner vereinten ihre Anstrengungen und ermuthigten sich gegenseitig, um dem Tode entgegen zu gehen, wie es zwei Brüder gethan haben würden, um dem Tode zu entkommen.

„Nur beherzt! Immer vorwärts! Nicht verzagt!" sagte Julius.

„Wir werden siegen! In zwei Minuten haben wir die erste „Chelinque" erreicht."

„Wie wär's, wenn wir ohne Weiteres auf die Küste lossteuerten?"

„Unmöglich! Das Boot würde umschlagen und das Pulver naß werden."

„Welch Unglück, daß die Pistole nicht geladen ist! Wir könnten uns sonst hier im Boote schlagen!"

„Ich habe wohl daran gedacht, allein es fehlt ein Dritter, um jedem Verrathe zu begegnen."

„Sehr wahr! Sie haben Alles sehr weise überdacht."

Es gab nichts Schrecklicheres, als die Kaltblütigkeit dieser beiden Männer, ihre scheinbare Eintracht, die glühende Verschmelzung ihrer Wünsche, stets einander so widerstrebend, und jetzt so eng sich einend, denn ihr Zwist sollte endlich sein Ziel erreichen.

Sie trafen mit einer „Chelinque" zusammen, die ihnen entgegen gekommen war.

Die Laskars wollten natürlich auch die Ankunft des andern Bootes erwarten, um gleich doppelte Ladung einnehmen zu können.

„An's Land! An's Land! Elende!" riefen Julius und Fargeolles zusammen aus.

Die Indier gehorchten. Die beiden Gegner stiegen an's Land, und warfen den Leuten der „Chelinque" ihre Börsen zu.

„Folgt uns!" sagten sie zu diesen.

„Hier sind zwei Pistolen!"

„Hier die Ladung für die eine!"

„Schüttet Pulver auf beide Pfannen!"

„Ladet die eine Pistole! Aber nur schnell!"

„Schnell! Schnell!"

Die Laskars begriffen kaum, was man von ihnen verlangte.

„Thut, was man Euch befohlen, Elende! Ihr seyd bezahlt, also gehorcht und eilt Euch!"

„Mein Herr," sagte Julius zu Fargeolles, „lassen Sie uns ein wenig bei Seite treten, und während des Ladens nicht hinschauen!"

Die beiden Offiziere entfernten sich eine kurze Strecke.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer im Eismeer.

In dem kürzlich erschienenen Werke: „A voyage of Discovery to the North-Pole, by Captain F. W. Beechey", findet sich folgende Erzählung eines furchtbaren Abenteuers, welches einen Offizier nebst einigen Matrosen in große Todesgefahr brachte:

„Am 13. Juni (1818) erhielt ein Offizier vom Schiffe „Dorothea" Erlaubniß, mit einigen Matrosen sich über das Eis nach der etwa drei oder vier englischen Meilen entlegenen Küste zu begeben — eine Reise, welche wegen des angenehmen Wetters und der Windstille ganz leicht auszuführen schien. Früh Morgens begab er sich mit seiner Begleitung auf den Weg, und der Ausflug war Anfangs unterhaltend genug, indem sie wenige Hindernisse zu überwinden und bald eine bedeutende Strecke zurückgelegt hatten. Kaum hatten sie jedoch die Mitte des Weges nach der Küste erreicht, als die Anzeichen eines Nebels am Horizont den klügeren Theil der Gesellschaft umzukehren bewogen, und bald nachher auch die übrigen verhinderten, weiter zu schreiten. Der Nebel kam schneller heran, als man erwartete, und umhüllte bald alle Gegenstände, so daß die Gesellschaft, als sie jede andere Möglichkeit verschwinden sah, die Richtung nach den Schiffen beizubehalten, als ein letztes Mittel versuchte, die Fußtapfen ihrer Gefährten im Schnee zu ver-

Digitized by Google

folgen; man fand dies aber bald unausführbar, indem die Stücke Eis, über die sie hinweggeschritten waren, ihre Lage verändert hatten, und andere Spueen, wie solche von Bären und Seehunden dazwischen kamen, sie irre leiteten. Sie sahen die ganze Größe der Gefahr ein, der sie sich durch ihre Unvoesichtigkeit ausgesetzt hatten und welche ihnen leicht das Leben kosten konnte. Dennoch suchten sie so viel als möglich in der Richtung zu beharren, in welcher sie die Schiffe zuletzt gesehen, und folgten einer ganz unbestimmten Bahn, die durch die Schwierigkeit, von einer Eisscholle zur andern zu gelangen, und durch die Nothwendigkeit, nach den bequemsten Punkten zu suchen, noch erhöht wurde. Es forderte nicht geeinge Ansteengung, über abgerissene, oft zwei und mehr Fuß hoch mit Schnee bedeckte Eisklumpen zu schreiten, von einem glitschigen Stücke auf das andere zu springen, oder, wenn die Zwischenräume zu weit waren, sich auf einer Scholle hinüber zu setzen. In der That war es am gefährlichsten bei der ganzen Fahet, von einem Stücke zum andern zu gelangen; die Gefahren nahmen immer mehr zu; die Eile und der Wunsch, die Hindernisse schnell zu überwinden, ließ sie manche Vorsicht verabsäumen und erhöhte dadurch nur die Gefahr, in welcher sie schwebten. Einige fielen ins Wasser, und nur mit Mühe vermochten ihre Gefährten sie vor dem Ertrinken zu bewahren; Andere, viel zu ängstlich, um einen Rettungsversuch zu wagen, blieben auf den Eisschollen und gaben sich dem Wind und den Wellen preis. Da sie einsahen, daß sie leicht voneinander getrennt werden könnten, benutzten sie die erste Gelegenheit, die mitgenommenen Lebensmittel, sowie auch einiges Pulver und Munition unter sich zu vertheilen. Von Zeit zu Zeit feuerten sie Musketen ab, in der Hoffnung, daß die Schiffe sie höeen und die Schüsse erwiedern möchten; sie hätten alsdann erfahren, welche Richtung sie zu verfolgen hätten, wenn es auch nicht möglich war, Beistand von ihnen zu erlangen. Diese Schüsse wurden an Bord deutlich gehört; aber merkwüedig ist die Thatsache, daß, obgleich ihnen mit ganzen Salven von Musketen und selbst mit Kanonen geantwortet wurde, die Verirrten nichts vernahmen, wodurch sie sich also viel weiter von den Schiffen glaubten, als sie es wieklich waren. Unsere Abenteurer beharrten in der einmal angenommenen Richtung, in der sie die Schiffe vermutheten, hielten einander beständig im Auge, sich gegenseitig den größtmözlichen Beistand leistend, bis eine Beise aufspeang und das Eis in schnelle Bewegung setzte. Unfähig, mit dieser neuen Schwierigkeit zu kämpfen, und entkräftet duech Nässe, Kälte und sechszehnstündige unausgesetzte Anstrengung, setzten sie sich, gänzlich entmuthigt, auf eine Eisscholle und beschlossen, sich ganz der Fürsehung zu ergeben. Schwerlich läßt sich eine traurigere und hoffnungslosere Lage denken; fast umkommend vor Kälte und Ermattung, den nackten Schnee zum einzigen Ruheplatz, ohne Lebensmittel und in einem dichten Nebel umherschwimmend, ohne zu wissen, wie weit sie von den Schiffen entfernt waren, mußten sie befürchten, daß sie in das offene Meer getrieben würden und einem unvermeidlichen Tode entgegen gingen. Die an Bord des Schiffes vernommenen Musketenschüsse erregten bei der Schiffsmannschaft den innigen Wunsch, den leidenden Gefährten zur Hülfe zu eilen; aber mehrere Stunden lang durfte Niemand sich auf das Eis hinaus wagen, weil der Nebel zu dicht war und man sich tollkühn der Gefahr in die Arme gestürzt haben würde. Endlich, als die Musketenschüsse hörbarer wurden und man erkannte, daß die Nothleidenden auf das Schiff zu trieben, ließen sich der Schiffsmeister und der Bootsmann des Trent nicht länger zurückhalten, sondern begaben sich, mit Stangen und Leinen versehen, hinaus, und waeen auch so glücklich, auf die Gesellschaft zu stoßen, die sich indeß bis in's Angesicht der Schiffe genähert hatte. Sie fanden dieselbe, wie bereits berichtet, auf einer Eisscholle sitzend, kalt, naß und so entkräftet, daß in wenigen Stunden die Meisten hätten elend umkommen müssen. Ihee Freude bei dem unveemutheten Anblick der Freunde, die ihnen zu Hülfe kamen, und über die Nachricht, daß sie den Schiffen so nahe seyen, läßt sich leicht denken und lieh ihnen neue Kräfte, um, von ihren Gefährten unterstützt, die noch übrige Strecke zurückzulegen. Nach achtzehnstündiger Abwesenheit kamen sie alle wohlbehalten an Boed an, fest entschlossen, künftig sich mit dem Anblick, den sie vom Schiffe aus auf die Küste haben konnten, zu begnügen, und niemals mehr übee das Eis zur Küste wandern zu wollen."

Mannichfaltigkeiten.

Die Königsberger Zeitung berichtet Folgendes: „In der Nähe von Minsk hat vor einigen Monaten ein jüdischer Landmann einen Milchpacht an sich gebracht, indem er den bisherigen christlichen Pachter im Termin überbot. Dieser, um sich zu rächen, lockt, als er in die Stadt fährt, die beiden Kinder des Juden, ein Mädchen von zehn und einen Knaben von sechs Jahren, auf seinen Wagen, bringt sie in die Stadt und setzt sie bei einem russischen Bauer ab. Letzterer macht dem Civilgouverneur davon Anzeige, welcher, ohne nach der Herkunft der Kinder zu fragen, beschließt, dieselben zur Verherrlichung des Namenstags der Kaiserin zu verwenden und sie an diesem Tage (1./13. Juli) taufen zu lassen. Inzwischen kommen die Aeltern der Kinder in die Stadt, machen auch den Bauer, der die Kinder in Verwahrung hat, bald ausfindig, werden aber von diesem aus dem Hause gejagt; dasselbe widerfährt ihnen bei dem Civilgouverneur, der sich jedoch so weit herabläßt, zwischen den Aeltern und Kindern eine öffentliche Erkennungsscene aufzuführen, um sich zu überzeugen, daß die Suchenden wirklich die Aeltern seyen. Die Kinder liefen auch sogleich auf ihre Aeltern zu, wurden aber trotz des Flehens der Letztern ihnen wieder entrissen und an gedachtem Tage wirklich in Gegenwart des Civilgouverneurs und des Erzbischofs feierlich getauft. Welchen Eindruck diese Barbarei nicht nur auf die Aeltern, sondern auch auf alle jüdischen Bewohner der Stadt und Umgegend gemacht hat, darf man nicht beschreiben. Der empörende Vorfall hat vielseitige Klagen und Vorstellungen an den Kaiser veranlaßt, deren Resultat jetzt erwartet wird. Hoffentlich wird der Monarch sich eine solche Verherrlichung des Namenstags seiner erhabenen Gattin etwas unsanft verbitten."

(London, 6. September.) Gestern fand die erste Probefahrt auf der atmosphärischen Eisenbahn von Croydon nach Dartmouth statt. Die Bahn ist nur 5½ Meilen (kaum zwei Stunden) lang; an der weiteren Strecke von 5 Meilen bis London wird stark gearbeitet. Die Versuche ließen nichts zu wünschen übrig. Die Steigung beträgt durchschnittlich 1/6 pCt., an einer Stelle aber, wo die Bahn über die Brigthon-Linie geführt ist, 2 pCt. Der Zug, aus siebzehn Wagen bestehend, bewegte sich von Anfang bis zu Ende mit einer Geschwindigkeit von einigen dreißig Meilen auf die Stunde, und zwar so sanft, daß man in den Wagen dritter Klasse bequem schreiben konnte. Bei der Rückfahrt wurde die Geschwindigkeit mit einem Zuge von acht Wagen im Verhältniß von 70 Meilen auf die Stunde gesteigert. Der Erbauer, Hr. Samuda, hat seine Aufgabe vollständig gelöst, und das Urtheil, welches sich ziemlich allgemein gegen die atmosphärischen Bahnen erklärt hatte, ist nun thatsächlich widerlegt.

Bis zum 1. September waren in Baden-Baden 23,367 Personen angekommen, und noch stand die Saison in voller Blüthe, da täglich 300 bis 350 Neuangekommene in der Kurliste standen.

(Mainz, 13. Sept.) So eben 7½ Uhr flog ein interessantes Meteor in der Richtung von SO. nach NW. mit einer bedeutenden Geschwindigkeit durch die Atmosphäre über unsere Stadt hin. Es war eine leuchtende Kugel, welche den scheinbaren Durch-

Digitized by Google

messer von vier Zoll hatte und ein so intensives weißes Licht warf, daß der Schein trotz der hellen Beleuchtung im stark zugenommenen Mondlicht noch einige Sekunden sichtbar blieb.

Der bekannte Luftschiffer Arban, über dessen von Mailand aus unternommene Aufsteigung mit einem Luftballone unlängst berichtet worden, hat am 1. Sept. einen zweiten Versuch dieser Art daselbst glücklich ausgeführt. Um halb 7 Uhr Nachmittags wurden die Seile, welche den gefüllten Aërostat an den Erdboden festhielten, gelöst, und Arban entwand sich pfeilschnell den Blicken des gedrängt vollen Amphitheaters. Zwanzig Minuten später war der Ballon nicht mehr sichtbar. Am dritten Tage lief mit der westlichen Post die Anzeige in Mailand ein, daß, nachdem Hr. Arban durch eine leichte Luftströmung von Osten immer fortgetrieben worden, und bereits die Höhe von viertausend Metern über dem Meeresspiegel erreicht hatte, er um 11 Uhr des nämlichen Abends sich im großen und 59 Meilen von Mailand entfernten Walde von Gattinara (in Piemont) glücklich niederließ Die niedrigste Lufttemperatur, welche Arban auf seiner Fahrt an jenem Abende erfuhr, war — 1 Grad Reaum. — Der kühne Luftschiffer wird, dem Vernehmen nach, seine dritte italienische Luftfahrt von Verona aus unternehmen.

Bei der königl. würtembergischen land- und forstwirthschaftlichen Lehranstalt in Hohenheim bei Stuttgart werden die Vorlesungen für das Wintersemester mit dem 1. November beginnen und nach dem im Drucke erschienenen Prospektus Alles umfassen, was zur praktischen und theoretischen Ausbildung der Zöglinge gehört. Diejenigen, welche die dortige ausgezeichnete Lehranstalt zu besuchen beabsichtigen, können bei der königlichen Direktion des genannten Instituts den Prospectus beziehen, welcher sowohl den Lehrkursus wie auch alle sonstigen Bedingungen vollständig mittheilt.

(Berlin.) Im neuen Hefte des Publicisten lesen wir folgende Schilderung von einer sich im hirsigen Arbeitshause befindenden Säuferin: „Wer wird es glauben, daß diese Unglückliche, eine ehemalige berühmte Sängerin, die Gattin eines adeligen Offiziers, die Prima-Donna an einigen bedeutenden Theatern Italiens und Deutschlands und die gefeierte Schönheit der Badeorte war, wo sie mit einem bedeutenden Vermögen einen Luxus und eine Verschwendung entfaltete, welche ihren Gatten ruinirten und sie selbst endlich ins Verderben stürzten. Wer wird es glauben, daß diese einst so gefeierte Frau, durch Leichtsinn, Verschwendung und Sinnlichkeit von Stufe zu Stufe sinkend, zuletzt dem scheußlichen Laster des Trunks in die Arme sank. Trunken im Kothe der Gassen liegend, ohne Obdach, ohne alle Existenzmittel fiel sie der öffentlichen Polizei anheim, welche sie dem Armenhaus überwies."

Korrespondenz.

Darmstadt, im Sept.

Die Mädchenerziehung pflegt gemeinhin, insoferne sie auf die Aneignung von Schulkenntnissen Bezug hat, mit dem zurückgelegten vierzehnten Jahre geschlossen zu seyn und bleibt alsdann das Weitere den Fügungen des Zufalls überlassen. Eine Ausnahme davon macht die hier bestehende weibliche Erziehungsanstalt der Fräul. Hofmann, welche einen neuen Vorzug dadurch erhalten hat, daß neben dem gewöhnlichen Unterricht, den die Zöglinge bis zur Zeit ihrer Confirmation empfangen, wöchentlich zwei oder drei Lehrvorträge für solche gehalten werden, die ihre bereits erhaltene Bildung noch mehr erweitern wollen. Der Besuch dieser Vorträge, welche von dem hierzu sehr befähigten Hrn. Hofdiakonus Bender gehalten werden, ist nicht blos den früheren Angehörigen der Anstalt, sondern auch andern erwachsenen Frauenzimmern gestattet, welche sich dafür interessiren. Geschichte, Geographie und andere gemeinnützige Wissenschaften sind der Gegenstand dieses höheren Unterrichts, den wir als eine glückliche Annäherung zur Lösung des Problems der gerstigen Emancipation der Frauen, die hin und wieder noch gar viel zu wünschen übrig läßt, betrachten zu dürfen glauben.

Frankfurt a. M., 14. Sept.

In unserer von neueren Erfindungen im Gebiete musikalischer Mechanik so reichen Zeit ist es unendlich schwer, daß ein neues Instrument einen mehr als ephemeren Ruhm gewinnt und sich sogar einen Rang in dem Orchester zu erwerben versprechen darf. Das von Hrn. Konzertmeister Ferdinand Sommer erfundene Euphonion, bei dessen Taufe Liszt zu Gevatter stand, tritt als eine so selbstständige, originelle musikalische Potenz in die Reihen unserer Blasinstrumente ein, daß an der Fortbehauptung und weiteren Geltendmachung seines Ranges als erstes und umfangreichstes Organ dieser Gattung jeder Zweifel verschwindet, sobald es sich nur vernehmen läßt. Sein trefflicher Virtuose, den wir schon vor zwei Jahren im Theater und im Saale des Russischen Hofes zu bewundern Gelegenheit hatten, gab hier wiederum vor einigen Tagen ein Konzert, durch das er an den Tag legte, wie bedeutende Fortschritte er in dieser Zeit mit seinem Instrumente gemacht habe.

Die fünf lebenden Strauße in der gegenwärtigen Frankfurter Herbstmesse.

Diese interessanten Thiere, aus einem Männchen und vier Weibchen bestehend, kommen aus Tunis, von wo sie über Malta und Marseille hierher gebracht wurden. Sie sind fast ganz ausgewachsen, 3 Jahre alt und 7 bis 8 Fuß hoch (mit ausgestrecktem Halse 9 bis 10 Fuß). Der Kopf ist oben ganz platt, wie eingedrückt. Hals und Beine sind kahl, die Lenden bis zu den Knieen fleischig und nervig. Vorn an der Brust zeigt sich eine breite, starke Schwiele (wie bei den Kameelen), auch der Schwanz bildet einen fleischigen Klumpen, an dem nur wenige Federn sichtbar. Die Flügel sind kurz und ohne Schwungfedern. Unter den Flügeln ist der Körper kahl. Die Federn der Flügel liegen bei dem Weibchen schuppenartig übereinander. Blos das Männchen hat die eigentlichen großen, schönen Straußfedern an Schwanz und Flügeln, von weißer und schwarzer Farbe. Bei den Weibchen spielt die Farbe der Federn mehr in's Graue. Der Huf besteht aus einer langen Vorderzehe mit Klaue und einer kleineren Hinter- oder Nebenzehe. Das Auftreten der Thiere ist rasch und kräftig. Ueberhaupt sind sie in beständiger Bewegung und zeichnen sich besonders durch eine große Neugierde aus. Mit ihren klugen Augen sehen sie sich überall um. Wo etwas tönt oder glänzt, recken sie gleich den langen geschmeidigen Hals hin, daher sich Personen mit Brillen etwas entfernt zu halten haben. Im Uebrigen kann man sich ihnen aber ohne Scheu nähern und sie betasten und um den Hals fassen; nur muß man nichts in der Hand haben, wornach sie begierig schnappen. Ihre Gefräßigkeit ist groß: sie verschlucken ganze Milchbrödchen, die man in dem sackförmigen Hals, wie bei einer Schlange, sich hinunterwinden sieht, zuweilen sogar über den hinteren Theil des Halses hinweg, wie Einsender dieses deutlich bemerkt hat. Ihr gewöhnliches Futter ist Gerste; außerdem fressen sie, was man ihnen gibt: Brod, Stroh Papier, Stückchen Holz und andere harte Körper, kurz, fast Alles, was man ihnen reicht. Obgleich es oft heißt, daß die Strauße kein Wasser tränken, so trinken sie doch viel und in gierigen Zügen. Das Männchen ist am stärksten und kräftigsten und zeichnet sich durch seinen röthlichen Hals vor den Weibchen aus. Auch ist es im Ganzen nicht so neugierig wie diese.

Mainwasser-Wärme.

Den 15. Sept., Abends: 16 Grad. W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 16. Sept. Hamlet, Prinz von Dänemark, Schauspiel in 5 Abth., von Shakespeare, übersetzt von Schlegel.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 238. Donnerstag, den 18. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des G. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

Das große Boot war unterdessen an der Barre angelangt, und die Sonne so hoch emporgestiegen, um den Auftritt, welcher an der Küste stattfand, genugsam zu beleuchten.

Herr von Kergal sah den einen Laskar, mit dem Rücken den in das Meer hinausblickenden Gegnern zugewandt, eine der Pistolen laden, nachdem er die andere nur mit Pulver auf der Pfanne versehen. Er sah, wie Julius und Fargeolles den andern beiden Indiern, welche ihnen als Zeugen dienen sollten, die nöthigen Unterweisungen gaben.

Die „Chelinque", welche dem großen Boote entgegen gehen sollte, war noch nicht in See gestochen; man war eben im Begriff, sie flott zu machen, allein eine Sekunde Aufschub konnte Alles verderben.

Der alte Kommandant zog seinen Degen, stieg auf die Bank im Boote und rief von weitem den Offizieren mit allem Aufwande der Kraft seiner Stimme zu:

„Im Namen des Königs, haltet ein!"

Keiner der Offiziere wandte den Kopf. Das Toben der an der Barre zerschellenden Wellen übertönte die Stimme des alten Kommandanten.

„Wir werden noch Zeit genug haben, mein Herr!" sagte Julius kalt zu seinem Gegner.

„Um so besser," versetzte dieser.

„Nun, Spitzbube! Her mit den Pistolen!"

„Hier! Hier!" sagte der Laskar, die Waffen mehrere Male wechselnd, ehe er sie zum Gebrauche hinreichte.

„Gerade auf's Land zu!" befahl der Kommandant seinerseits den Ruderern.

Der Bootspatron gehorchte, und drang kühn in die Hafenmündung ein. Das Boot durchschnitt glücklich und leicht die erste Welle, wurde jedoch von der zweiten in die Queere getrieben und von der dritten umgeschlagen. Die zwölf Matrosen, mit denen es bemannt war, und der Oberbefehlshaber wurden an die Küste geworfen, wo das Fahrzeug zerschellte.

Der alte Kommandant hielt noch den blanken Degen in der Faust, als man ihn wieder zum Vorschein kommen sah.

Gaussard und seine Bootführer folgten dicht hinter ihm.

So lange die beiden Gegner gehofft hatten, daß die Leute im großen Boote die Ankunft einer „Chelinque" erwarten würden, um sich an's Land setzen zu lassen, hatten sie sich für Herren ihrer Zeit gehalten, und die Ausführung ihres Plans mit unheimlicher Ruhe verfolgt.

Jeder der beiden indischen Zeugen sollte von dem dritten Laskar eine Pistole empfangen, der, wie ihm befohlen worden, nur die eine geladen hatte. Aber als Julius und Fargeolles das Boot geradezu in die Barre eindringen sahen, und besonders, als sie Herrn von Kergal in demselben erblickten, wurden sie von ihrer Kaltblütigkeit verlassen.

„Die Waffen! Die Waffen!" riefen sie ihren Zeugen zu.

Die Zeugen gehorchten.

Julius und Fargeolles ergriffen jeder ein Pistol, spannten den Hahn, gingen mit raschen Schritten auf einander los, und setzten sich gegenseitig die Mündung ihrer Waffe auf die Brust.

Das Signal zum Feuern ließ auf sich warten. Der Indier, welcher es geben sollte, blieb stumm, da er Herrn von Kergal mit riesiger Gewalt die Worte ausrufen hörte:

„Haltet ein! Haltet ein! Im Namen des König, entwaffnet sie."

„Zähle, Verfluchter!" schrie Julius.

„Ich werde selbst zählen!" sagte Fargeolles.

„Gut, Herr," versetzte sein Gegner.

Fargeolles zählte:

„Eins! . . . Zwei! . . ."

„Du wirst nicht Drei sagen!" brüllte Gaussard, ihn ungestüm zurückschleudernd.

Der Fähndrich stürzte zu Boden, und drückte im Fallen unwillkürlich an den Haken der Schlagfeder.

Man hörte eine Kugel pfeifen.

„Fluch und Verdammniß!" rief Fargeolles wüthend aus. „Ich hätte ihn tödten müssen! Ich habe ein Recht auf sein Leben! Ich muß ihn umbringen!"

„Ruhig, Fargeolles, kein Wort weiter!" gebot der alte Fregattenkapitän, den Degen zwischen die beiden Offiziere haltend.

Julius stand, wie vom Blitz getroffen, mit stieren Blicken und offenem Munde, und schien nicht begreifen zu können, was um ihn her vorging.

Die indische Bevölkerung, die Mannschaft der „Chelinquen", war herzugeströmt.

Die Matrosen von der Korvette standen wie betäubt da.

„Gleichviel!" murmelte Gaussard vor sich hin. „Ich habe ihn gerettet; aber es fehlte kein Haar daran, so war's um ihn geschehen!"

„Eine Chelinque! . . . Folgt mir Alle! . . ." gebot der Kommandant. „Herr Renaud, Sie gehen voran! . . . Herr Fargeolles wird sich hinter mir halten! . . . Vorwärts, Gaussard, eine Chelinque!"

Zwei Minuten später nahm eine Barke der Eingebornen, mit den Offizieren und Matrosen der Korvette beladen, das bis dahin außerhalb der Barre umhergetriebene und von den Wellen noch nicht an die Küste geschleuderte kleine Boot, worin Julius und Fargeolles ihre Flucht bewerkstelligt, in's Schlepptau.

Als man an der „Spröden" anlegte, ließ die Mannschaft, eben beschäftigt, das Verdeck zu reinigen, neugierig die Arbeit ruhen.

Digitized by Google

Desbagues empfing den Kommandanten, dessen Kleider noch vom Seewasser trieften, an der Schiffstreppe.

„Man rufe den Rüstmeister!" sagte Herr von Kergal, den Blick abwechselnd auf Julius oder Fargeolles geheftet haltend.

Der Erstere war bleich und zitterte an allen Gliedern, von einem heftigen Fieberanfall durchschauert. Gaussard und Papillon hielten ihn aufrecht. Ohne ihren Beistand würde er zu Boden gesunken seyn.

Fargeolles' Aussehen war bleifarben. Seine Augen, blutgeröthet, rollten wild in ihren Höhlen umher. Ein kalter, unmäßiger Schweiß übergoß seinen Körper, und sein Gesicht zog sich in furchtbarem Krampfe zusammen, wie das Antlitz eines von der Wasserscheu Befallenen. Er stützte sich an eine Kanone, die er gewaltsam umklammert hielt.

Der Rüstmeister erschien.

„Sie werden," sagte der Kommandant zu ihm, „diese beiden Herren nach einander in ihre Kajüten führen, eine Wache an jede Thüre stellen, mit dem ausdrücklichen Befehle, die Offiziere unter keinerlei Vorwand hinaus zu lassen. Dann werden Sie mir die Degen der beiden Herren überbringen, denn diese bleiben bis auf weiteren Befehl in strengem Arrest."

Julius mußte fortgetragen werden. Er war ohnmächtig geworden.

Der Rüstmeister und der Krankenwärter leisteten Fargeolles den nöthigen Beistand, der, auf ihren Arm gestützt, das Verdeck verließ.

„Herr Desbagues," fuhr der Kommandant fort, „lassen Sie das Verdeck auftrocknen und die Vergadderung schlagen."

Es war noch keine Viertelstunde vergangen, als der gesammten Mannschaft bereits der Befehl ertheilt war, von nun an den Seekadetten Desbagues als zweiten Kommandanten der „Spröden" zu betrachten, und ihm in allen den Dienst betreffenden Stücken pünktlichen und unbedingten Gehorsam zu leisten.

Den übrigen an Bord befindlichen Kadetten wurden einstweilen die anderweitigen Offizierstellen übertragen, und der Dienst in gewohnter Weise fortgesetzt.

Dann, erst dann begab sich der Kommandant in seine Kajüte hinab.

(Fortsetzung folgt.)

O'Connels Bildniß in Amerika.

(Von F. Emminghaus.)

Indem ich mein Reisetagebuch durchblättere, finde ich eine Notiz aus der Zeit meines Aufenthaltes zu New-York, die wichtig genug ist, um die geehrten Leser Ihres Blattes zu interessiren. — Der Zufall, welchem Thümmel so großen Einfluß auf alle menschliche Handlungen beimißt, brachte mich in Bekanntschaft mit dem gelehrten, witzigen, anekdotenreichen und viel umher geirrten Pfarrer Lehmus aus Rothenburg an der Tauber, der durch seine nie zu ermüdende Beweglichkeit, seine verschiedenen Beschäftigungen als Hauslehrer, Schriftsetzer, Pfarrer, Silhouettenmaler, Journalist ꝛc. mit den amerikanischen Verhältnissen nach einem dreizehnjährigen Aufenthalt so bekannt geworden war als mit den classischen Schriftstellern der alten und neuen Welt. Dieser ehemalige deutsche Pfarrer war eines der interessantesten Originale, deren Heimath Amerika ist, die mit jener glücklichen Lebensphilosophie begabt sind, heute in Ueberfluß und herrlich zu leben und in den Tagen der Noth und Entbehrung das Ungemach mit stoischer Heiterkeit zu ertragen. Unendlich viel des Wissenswerthen habe ich von diesem seltenen oder vielmehr seltsamen Menschen gelernt, dem ich es zur Ehre nachrühmen muß, daß er nie, selbst nicht im Scherze, sich eine Lüge erlaubte. Durch seine unzähligen Bekanntschaften verschaffte er mir Zutritt zu allen Museen, Kunstanstalten, in achtbare Familien und zu allen Sehenswürdigkeiten, wie sie eine Seestadt von 300,000 Menschen und das wichtigste Emporium des amerikanischen Handels so reichlich darbietet.

Lehmus, der nie ruhende und immer aufgeregte Humorist, hatte auch den Fehler des Hinkens, der mich ihn bei seiner knöchernen Leibesgestalt oft mit dem Leibgeber Jean Pauls vergleichen ließ. Es war also erklärlich, daß wir auf unseren Wanderungen durch die ungeheuer langen Straßen Broadway und Bowry oft einkehren mußten, um uns durch ein Glas Limonade zu kühlen. — Wo uns Alles neu ist, da interessirt uns auch Alles lebhafter, und mir besonders war es überraschend, in allen Wohnungen der Irländer O'Connels Bildniß, trefflich in Kupfer gestochen, mit der Unterschrift:

Erbliche Sklaven, wisset ihr es nicht?
Wer frei will seyn, muß führen selbst den Schlag!

versehen und in Goldrahmen gefaßt, an den Wänden zu erblicken. —

Wie der Name Napoleon's einen magischen Zauber auf den Franzosen übt, so der Name O'Connels auf den Iren, selbst fern von seiner grünen Heimathinsel. Wer O'Connel liebt und bewundert, kann bei dem ärmsten und rohesten Irländer auf Freundschaft und Hingebung rechnen, denn die Achtung vor dem großen Agitator ist bei ihnen gränzenlos und beinahe der Verehrung eines Heiligen gleich. — Man weiß, daß in Amerika ein Bündniß unter den Irländern unter dem Namen „Freunde von Irland" besteht, das in Boston seinen Sitz hat und in vielfachen correspondirenden Zweigvereinen über die ganze Union ausgebreitet ist. Dieser Bund hat zugleich die Tendenz, den katholischen Glauben und das Interesse am unglücklichen Heimathlande aufrecht zu erhalten und die Repealer durch jährliche, zuweilen sehr bedeutende, die Summe von 30,000 Dollars übersteigende Beiträge zu unterstützen. O'Connel ist der Held und sein Name das Losungswort dieses Bundes, die Reden auf Tarahill, zu Cork und vor den Schranken des öffentlichen Gerichts zu Dublin finden jenseits des Oceans dieselbe feurige Sympathie, als bei den um den Liberator versammelten Tausenden, und man wird erstaunen, wenn ich berichte, was unser irischer Wirth erzählte, als er uns das Bildniß des gewaltigsten Demagogen, den die Geschichte kennt, mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen betrachten sah. „Dieses Bild", erzählte der treuherzige Ire, „ist das sprechendste Zeugniß für unseren Patriotismus, für unsere Verehrung des großen Mannes. Schon vor vierzehn Jahren ließ es die Gesellschaft der Freunde Irlands in viel Tausend Exemplaren in Kupfer stechen, um es zum Behufe der Erbauung einer katholischen Kirche zu Boston à ein Dollar zu verkaufen. In kurzer Frist war ganz Amerika mit diesen Bildern überschwemmt, und so ist die große katholische Kirche zu Boston entstanden." Diese Erzählung, von deren Wahrheit ich mich durch spätere Nachfragen überzeugte, erschien uns so rührend, diese Liebe zu einem großen und verdienstvollen Mann so einzig in ihrer Art, daß wir im Weitergehen darin übereinkamen, Deutschland, die Wiege so vieler großen und unsterblichen Menschen, habe kein Beispiel solcher Liebe, solchen hochherzigen Nationalsinnes. Damals redeten wir so, fern von der süßen Erde der Heimath und ohne Ahnung Dessen, was deutscher Nationalsinn in den fünf letzten Jahren zu wirken vermochte. Aber heute im Anschauen der erhebendsten Erscheinungen, in den Tagen, wo tapfere Männer die vor drei Jahrhunderten begonnene Heldenarbeit fortsetzen und die freudigste Siegesgewißheit um die Fahnen der auf Nationalunabhängigkeit gegründeten Lehre eines Ronge, eines Kerbler und Czersky schwebt, wage ich die Bitte, den Freunden des Lichtes und der

Digitized by Google

Nationalehre an's Herz zu legen, die Manen unseres Ulrich von Hutten zu sühnen und die Worte des „Lebendigen" zu erfüllen:

„Wie lang mit Lorbeern überschütten
Wollt ihr die korsische Standarte?
Wann hängt einmal in deutschen Hütten
Der Hutten statt des Buonaparte?"

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Fräulein Jenny Lind hat am 15. d. M. als Amine in der „Nachtwandlerin" ihr Gastspiel auf der hiesigen Bühne beschlossen; sie ist neun Mal und zwar drei Mal als Amine, drei Mal als Norma, zwei Mal als Lucia von Lammermoor und ein Mal als Agathe im Freischütz aufgetreten. Ueber die ausgezeichneten Kunstleistungen dieser renommirten Gesangsmeisterin haben wir uns bereits in einer sie unparteiisch würdigenden Weise ausgesprochen und können nur wiederholen, daß die Lieblichkeit und Anmuth der ganzen Erscheinung, die sinnige Weihe ihres Gesanges und Spieles, die Natur und Wahrheit desselben, die allen gewöhnlichen Theaterprunk verschmähen, endlich die technische Vollendung der Methode und des Vortrags sie zu einer hervorragenden und mit Recht gefeierten Kunsterscheinung machen. Unser Publikum wußte solche Vorzüge zu würdigen, ohne in die Extreme eines übertriebenen Enthusiasmus zu gerathen, und hat die schwedische Sängerin mit den unzweideutigsten Beweisen seines Beifalls beehrt. Am Schlusse der gestrigen Vorstellung wurde ihr von Fräulein Hausmann im Namen der Theaterdirektion und zahlreicher Kunstfreunde ein silberner Lorbeerkranz gebracht, welchen sie gerührt entgegen nahm, es aber verweigerte, sich mit demselben bekrönen zu lassen, was ihrem bescheidenen Sinn zur Ehre gereicht. Bei den verdoppelten Eingangspreisen und dem jedes Mal überfüllten Hause hat die hiesige Theaterdirektion ein gutes Geschäft gemacht, was man ihr nicht mißgönnen wird, wenn man an die im Laufe eines Jahres so oft nur wenig besuchten Häuser und an die mancherlei mit einer Bühnenverwaltung verknüpften Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten denkt. Dem bei genanntem Gastspiele mit Fleiß und Eifer mitwirkenden Theaterpersonal haben wir schließlich dafür zu danken. Fräulein Lind ist nach Darmstadt abgereist, um dort in mehreren Partien aufzutreten.

Fräulein Reuther hat am 12. d. M. ihr Gastspiel auf der Aachener Bühne als „Norma" eröffnet und eine überaus günstige Aufnahme gefunden. Ihre imposanten Stimmmittel und der dramatische Ausdruck ihres Gesanges wirkten überraschend. Die Sängerin wurde mehrmals hervorgerufen.

Herr Dr. E. J. Lorinser sagt in seinem Buche: „Der Sieg über die Branntweinpest in Oberschlesien": „Ich habe das benachbarte Galizien, das wegen des Branntweintrinkens sehr verrufen ist, von einem Ende bis zum andern durchreist, und auf dem weiten Wege von Krakau bis an die Gränze der Moldau sind mir nicht so viele Betrunkene begegnet, als ich an einem Sonntage auf der nur drei Meilen langen Straße zwischen Beuthen und Myslowitz taumeln und liegen sah. Wenn Jemand bei uns die Tausende hätte zählen können, denen die Berauschung zum täglichen Bedürfniß geworden, auch nur die Hunderte, die sich auf jedem Jahrmarkt um Sinn und Vernunft gebracht: die civilisirte Welt würde vor diesen Zahlen erschrecken. Bei Hochzeiten stieg der Unfug so hoch, daß öfters das Brautpaar mit allen Gästen vom Altar zurückgewiesen und die Trauung auf einen andern Tag verschoben werden mußte; bei Kindtaufen gerieth der Täufling nicht selten in Lebensgefahr. Zu allen Zeiten und allen Orten, bei Nacht und bei Tage, während der Arbeit und der Muße wurde Branntwein getrunken. Unter den Aermsten sogar, die selten Brod, fast niemals Fleisch genossen und deren gewöhnliche Nahrung aus Kartoffeln, saurem Kohl und saurer Milch bestand, war Branntwein das tägliche und unentbehrliche Getränk. Diejenigen, welche nur so viel tranken, daß sie noch die Besinnung und den Gebrauch ihrer Glieder behielten, wurden kaum als Säufer angesehen. Ueberall im Volke war der Irrwahn verbreitet und die falsche Ueberzeugung eingewurzelt, daß der Branntwein zur Erhaltung und Stärkung des Lebens ein nothwendiges Erforderniß sey, ohne welches der Mensch nicht bestehen, nichts ertragen, nichts vollbringen könne."

(Berlin.) Es wird Manchem eine angenehme Nachricht seyn, daß unser Landsmann, der Dr. med. Ritter, bekannt durch seine mehrmaligen Reisen von Brasilien nach Deutschland und wieder zurück, gegenwärtig in sehr angenehmen Verhältnissen in Rio de Janeiro lebt. In einem Schreiben vom 16. Juni d. J. macht er jedoch Aussicht, bald wieder nach Europa zurückzukehren, wozu ihn der Umstand nöthigt, daß zwischen Brasilien und Deutschland noch keine Verträge bestehen, eine Folge wovon die ist, daß die in der Heimath getroffenen Familien-Verfügungen in Brasilien nicht respektirt werden. Die Nachrichten von allgemeinerem Interesse in diesem Schreiben sind größtentheils schon durch die öffentlichen Blätter bekannt. Den Kaiser Don Pedro II. hat unser Landsmann öfter zu sehen Gelegenheit; er findet, daß er seinem Großvater König Johann einst ähnlich sehen werde. In der Unterhaltung ist der Kaiser sehr einsylbig; er läßt sich gern viel erzählen, erwiedert aber gewöhnlich nichts. Brasilien, und namentlich Rio, ist jetzt mehr als je von Europäern besucht, so daß die brasilianische Hauptstadt immer mehr ein europäisches Aussehen gewinnt, auch entstehen eine Menge Fabriken im Lande. Die Ausgaben haben sich seit Beendigung des neunjährigen Bürgerkrieges vermindert. Was sich aber nicht vermindert, fügt Herr Ritter noch hinzu, sondern eher vermehrt, s das sind leider die Mordthaten aus politischen Gründen, namentlich in Folge von Kammerwahlen und dabei stattgehabten Streitigkeiten. Erst kürzlich wurde ein reicher Fazadeiro auf offener Straße durch sechs Donnerbüchsen erschossen und zwei neben ihm gehende Freunde verwundet. Im vorigen Jahre wurden in der Provinz Pernambuco allein dreihundert Menschen ermordet; die Fremden bleiben jedoch unangefochten. Wenn die politischen Leidenschaften nicht wären, schließt das Schreiben, so könnten die Menschen hier sehr glücklich leben. An Aerzten ist jetzt in Rio ein so großer Ueberfluß wie in Berlin.

Die Königin von England hat auch die Wartburg besucht. Sie soll auf der alten Feste geäußert haben: „die Wartburg sey ein wahrer Adlerhorst," und hierauf von dem Erbgroßherzog von Weimar erwiedert worden seyn: „Majestät, jetzt aber ein Königshorst." Es erzählt dies die Leipz. Ztg.

(Nichts Neues unter der Sonne.) Bei Gelegenheit der immer drohender an die Zeitgenossen herantretenden Zeitfrage des Communismus ist es nicht uninteressant, zu vernehmen, daß in der Geschichte des türkischen Reiches ein communistischer Aufstand verzeichnet steht, und zwar schon vom Jahre 1420. Leopold Schefer, wohl der tiefsinnigste der jetzt lebenden deutschen Poeten, hat diese merkwürdige Rebellion zum Gegenstand einer wunderschönen Novelle gemacht, welche er folgendermaßen bevorwortet: Der größte, fast einige, aber furchtbare Aufstand des Volkes im türkischen Reiche fand 1420 statt. Böre, Dede Sultan genannt, ein einfacher, aber höchst begabter Landmann, lehrte in Jonien auf dem Berge Stylarios: „Was mein ist, ist dein!" damit alles Volk ohne Unterschied in und nach den Verwüstungen durch Timur sich bestehe. Türken, Juden, Christen fielen einstimmig ihm zu; alle Derwische aber besonders dem edeln Rabbi Torlak; die hohen

Digitized by Google

und niedern Staatsbeamten in Europa dem großen Scheich, Gesetzlehrer und Heeresrichter Bedreddin, einem gewaltigen Geist, der das ganze türkische Reich umzugestalten vorhatte. Beide waren Böre's Verkündiger und leibliche Arme. Sisman, der Sohn des Königs der Bulgarin, eine Renegat, lieferte die erste Schlacht gegen Böre am Berge Stylarios, und kam mit allen seinen Leuten um. Ein größeres Heer verlor Alibeg gegen ihn. Endlich bestürmte der Großwesir Bajisid Pascha mit Murad, dem Sohne des Sultans Mohamed I., den Berg durch das ganze asiatische und europäische Heer von 180,000 Mann, und nur schwer. Böre ward gefangen, vergeblich gemartert, um sein Werk ungöttlich zu nennen, und ward gekreuzigt; aber seine Anhänger glaubten, er sey nicht gestorben, sondern wieder auferstanden. Torlak, mit dreitausend Derwischen in Magnesia geschlagen, ward gehangen, und alle Bekenner Böre's im Lande grausam vertilgt. Bedreddin, aus dem Emini Tagh (dem Balkan) geleckt, ward bei Seres durch das ganze türkische Heer überwunden, gefangen und ebenfalls gehangen.

(Stuttgart.) Der hiesige „Beobachter" enthält folgenden Zuruf an Ronge:

Ein freier Mann, ein freies Wort
Sind gern bei uns gelitten,
Willkommen, geist'ger Freiheit Hort,
In bied'rer Schwaben Mitten.

Willkommen in derselben Stadt,
Wo Beenz für Gott gestritten
Und endlich obgesieget hat,
Wie viel er auch gelitten.

Und öffnet auch das Gotteshaus
Nicht die erbet'nen Pforten,
So schließ', o Edler, nicht daraus,
Daß lauer wir geworden.

Was Klugheit, Politik gebot,
Wir wollen's nicht berühren, —
Doch wohnt der Schöpfer Zebaoth
Auch außer Kirchenthüren.

Willkommen denn, und haltet treu
Zusammen euch vor Allen,
Dann bald in Kirchen, schön und neu,
Auch eu're Lieder schallen.

J. Braun.

Korrespondenz.

Weimar, 12. Sept.

Als ein Ereigniß, das uns nah und fern viele Neugierige herbeizieht, kann gegenwärtig eine auf Belvedere befindliche blühende Aloe (Agave americana) betrachtet werden. Dieselbe ist 24 Fuß hoch und hat gegen 2000 Knospen, von denen ungefähr einige Hundert sich zur Blüthe entfaltet haben. Aus den Kelchen dieser Blumen fließt ein bräunlicher, honigsüßer Saft, welcher genossen werden kann und der menschlichen Gesundheit sehr förderlich seyn soll. Da diese Pflanzenart nur alle 70—80 Jahre einmal zur Blüthe kommt, so ist das Aufsehen, das die jetzt blühende Aloe verursacht, leicht zu erklären, obschon die Blüthe dieses riesenhaften Gewächses durchaus nicht von so großer Schönheit und Erhabenheit ist, als man sich anfangs erwartet hatte. Die letzte Aloe blühte hier im Juli des Jahres 1787, war eben so hoch als die jetzige und hatte an 25 Armen oder Aesten 1020 Blüthen. — Bekanntlich bietet das Gelände ober- und unterhalb unserer Stadt dem Bau der Eisenbahn so viele Schwierigkeiten dar, als auf der ganzen Bahnstrecke durch das weimarische Gebiet kaum gefunden werden dürften. Dadurch wird die Anlage von Dämmen, Einschnitten, Ueberdrückungen, Viaducten u. s. w. nöthig, zu deren Herstellung eine Masse von Steinen erforderlich sind, um die man anfangs fast verlegen war. Indeß hat die Eisenbahn-Direktion das Glück gehabt, bei verhältnißmäßig billig erworbenen Grundstücken, deren Erdreich zur Aufschüttung der Dämme dienen sollte, auf weithin sich ausdehnende Steinlagee zu stoßen, mit deren überaus reichen Ausbeute wohl alle Bedürfnisse befriedigt werden können. Die Steine selbst sind von vorzüglicher Beschaffenheit und werden in so großen Blöcken zu Tage gefördert, daß zur Fortschaffung eines solchen Steines oft 4 bis 6 Pferde nöthig sind. Auch bei Apolda hat man einen ähnlichen Fund gethan; dort hat man Steine so winkelrecht und scharfkantig gefunden, daß es scheint, als ob sie von dem Meisel eines Steinmetzen schon einmal zubereitet worden wären. Daß durch das Auffinden dieser und mehrerer anderer Steinlager in der Nähe der Bahn der Bau derselben wesentlich beschleunigt werden muß und überdies noch bedeutende Summen erspart werden, bedarf wohl kaum einer Andeutung. Der Cours der Actien dieser Bahn steht zwar, seitdem die Einzahlungen begonnen haben, etwas niedrig, wird aber einen um so rascheren Aufschwung nehmen, sobald der Bau vollendet und die Bahn dem öffentlichen Verkehr übergeben seyn wird. Nach dem bisherigen Vorschreiten der Bauten zu urtheilen, ist die Vollendung derselben im Sommer des Jahres 1848 mit Sicherheit zu erwarten.

---

† Bad Homburg, 15. Sept.

Die Astern verblühen schon in unserem freundlichen Kurgarten und der kühle Herbstwind streicht über die leeren Stoppelfelder. So neigt sich unsere Sommer-Saison ihrem Schlusse immer mehr zu und in einigen Wochen wird es hier still und einsam seyn, bis auf die Wintergäste, die Engländer und Franzosen, die hier ihre Wintersaison zubringen, da die Casino geöffnet bleiben. Am Freitag war noch ein Ball, der so ziemlich besucht war, und im Laufe dieser Woche wird der letzte statt finden, der die Sommervergnügen in Homburg beschließt. Wie auch die Reihen der eigentlichen Kurgäste immer lichter werden, so hat die anhaltend schöne Witterung bis jetzt immer noch viele Passanten hier durch geführt und unsere Gasthöfe machen noch gute Geschäfte; überhaupt können wir die heurige Saison zu den besten zählen. Die Kurliste erscheint noch immer und geht heute bis auf 1200.

Cirque de Paris

der Herren

P. Cuzent et Lejars.

In der gestrigen Vorstellung entwickelte wieder Mad. Lejars alle Liebenswürdigkeit und Anmuth, die ihr zu Gebote steht. Ihre Leichtigkeit, ihre kühnen und sicheren Bewegungen und dabei der ganze Zauber, der über ihre Person ausgegossen ist, rissen zur Bewunderung hin. Fräul. Cuzent tummelte ihren Renner mit der Kaltblütigkeit eines erfahrenen Reiters und wenn man das kühne Roß von zarter Frauenhand so sicher geleitet, herumgeworfen und dressirt sieht, fühlt man sich unwillkürlich an die Mythe von den Amazonen und den Centauren erinnert. Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft trugen mit vereinter Kraft zur Harmonie des schönen Abends bei. Die Costüme waren wieder ganz neu und wo möglich noch brillanter, als wir sie an früheren Abenden gesehen haben; alle Plätze waren genommen und in den Logen sah man die glänzenden Toiletten unserer beau monde repräsentirt.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 17. Sept. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., nach St. Georges und Bayard, von C. Sollmick, Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräul. Oswald, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart.

Donnerstag, 18. Sept. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abth., von R. Benedix.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 259. Freitag, den 19. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des G. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

IX.

Herr von Kergal.

Als der Kommandant sich allein und durch seine Stellung an Bord nicht mehr gezwungen sah, kalt und theilnahmlos, wie die Gerechtigkeit, zu scheinen, war der Augenblick peinlicher Betrachtungen für ihn gekommen.

Was war jetzt zu thun? fragte er sich. Was war seine Pflicht? Zuerst seine Pflicht als Offizier, dann seine Pflicht als Mann von Herz und Charakter? Sollte er seine Drohung verwirklichen und die beiden Gegner vor ein Kriegsgericht ziehen; Jenen unter der Anklage, seine Wache verlassen, einen in den bestimmtesten Ausdrücken ihm ertheilten Befehl mit Vorbedacht übertreten und der Mannschaft das Beispiel des strafwürdigsten Ungehorsams gegeben zu haben; Diesen unter der Anklage, sich ebenfalls des schwersten Ungehorsams schuldig gemacht und seinem Vorgesetzten nach dem Leben gestrebt zu haben?

Auf der andern Seite lag in Renaud's ganzem Wesen, was auch Fargeolles deshalb sagen und thun mochte, etwas Biederes und Ehrenhaftes, das wahrzunehmen und anzuerkennen der Kommandant der „Spröden" sich wider Willen genöthigt sah.

Im vorliegenden Falle sprach Renaud's Entfernung vom Schiffe selbst zu seiner Entschuldigung. Seine Flucht war nicht die verdammungswürdige That eines verächtlichen Menschen, sondern eine Folge der ehrenhaften Gesinnung eines Offiziers, der seiner Epauletten, seines Ranges, seiner Stellung an Bord vergaß, um mit den Waffen in der Hand, nur als Mann gegen Mann, einen Untergebenen, schwerer Beleidigungen halber, zur Genugthuung zu zwingen.

„Es gab eine Zeit in meinem Leben," gestand sich leise der alte Befehlshaber der Korvette, „wo auch ich die Disciplin mit Füßen getreten haben würde, hätte mich ein Befehl abhalten wollen, von einem Gegner, erlittener Beleidigungen halber, die mir gebührende Genugthuung zu fordern. Und auf wessen Seite ist denn das größte Unrecht? ... Habe ich mich davon unterrichtet? ... Nein! Es ist mir unbekannt! ... Und wenn ich die Versetzung des Lieutenants vom Schiffe, als er darum nachsuchte, gefördert hätte, statt ganz theilnahmlos dabei zu verfahren, so würde er jetzt ruhig am Lande weilen, fern von einem Feinde, der, ich fürchte es jetzt nur zu sehr, bei allem bisher Vorgefallenen der wahrhaft Schuldige ist."

Der Korvettenkapitän erinnerte sich der ihm insgeheim von Fargeolles gegen Renaud gemachten zahllosen Mittheilungen, die er nun von einem ganz neuen, für den Fähndrich sehr wenig ehrenvollen Gesichtspunkte aus betrachtete.

„Renaud," fuhr der alte Kommandant in seinem Selbstgespräche fort, „hat stets eine sehr edelmüthige Zurückhaltung beobachtet. Erst ganz in der letzten Zeit, von dem Andern ohne Zweifel auf das Aeußerste getrieben, so ungefähr seit ein oder zwei Monaten, hat er von seiner Amtsgewalt mit unbeugsamer Strenge Gebrauch gemacht, und vielleicht hatte die Ausforderung schon damals stattgefunden."

Ein Gegengewicht zu diesen dem jungen Lieutenant so günstigen Betrachtungen bildete bei dem Kommandanten die Erinnerung an die Freundschaft, welche ihn für Fargeolles' Vater beseelte.

„Wie!" — sagte sich dann Herr von Kergal weiter — „der Zufall führte mir den Sohn eines alten Waffenbruders, eines alten Kameraden, der fünfzehn Jahre lang Glück und Unglück mit mir theilte, als Untergebenen an meinen Bord, und ich sollte diesem alten, treuerprobten Freunde das bitterste Herzeleid zufügen? ... Ich bin schuldig, ich auch, denn ich habe es an der nöthigen Klugheit mangeln lassen. Trotz einer Anzahl augenscheinlicher Anzeichen, habe ich nicht bemerkt, daß ein tödtlicher Haß zwischen meinem Lieutenant und dem Sohne meines alten Waffengefährten obwaltete. Ich ließ das Ungewitter heranziehen, an Kraft zunehmen, es kam zum Ausbruch, und nun versuchte ich, einen machtlosen Damm seiner Wuth entgegenzusetzen, die bereits alle Schranken durchbrochen ... Man gehorchte mir nicht. Liegt denn nicht ein solcher Ungehorsam in der menschlichen Natur begründet? Wenn man ein Mal entschlossen ist, sein Leben auf das Spiel zu setzen, reicht da ein bloßer Befehl hin, diesen Entschluß zu entkräften? Ich verabsäumte, wirksame Maßregeln zu nehmen, und ohne die Wachsamkeit eines schlichten Matrosen, ohne eine Menge von mancherlei Nebenumständen, würde mein Schützling einen Mord begangen haben. Wo Alles in meiner Macht lag, that ich nichts weiter, als vergebene, nur noch mehr aufreizende Drohungen auszusprechen, und jetzt will ich nun, kalt und ruhig, zwei junge Offiziere vor ein Kriegsgericht ziehen, und durch meine Anklage dem sichern Verderben überliefern!"

Dies waren die Gedanken, welche die Seele des alten Kommandanten bestürmten, als der Rüstmeister eintrat, um ihm die Degen der beiden verhafteten Offiziere zu überbringen.

„Sie müssen sich von den Ursachen dieses Duells sowohl, als von denen des früheren, genau zu unterrichten suchen," sagte Herr von Kergal zu dem Eingetretenen. „Befragen Sie die Mannschaft, Gaussard und die Diener des Offizierraumes. Geben Sie Beweise Ihres Eifers und Ihrer Einsicht. Bedenken Sie, daß ich Ihnen gerechte Vorwürfe darüber machen könnte, die zu Ihrem Ressort gehörige Polizei auf dem Schiffe bisher sehr schlecht verwaltet zu haben, da ich durch Sie frühzeitig von Allem hätte Kenntniß erhalten sollen."

„Kommandant," versetzte der Rüstmeister, „ich habe nicht die

Digitized by Google

Aufsicht über das Hinterdeck, eben so wenig habe ich Eintritt in den Offizierraum; ich überwache und leite die Mannschaft, das ist mein Amt; allein . . .“

„Genug!“ fiel der Kapitän ein; „Sie haben meine Befehle gehört.“

„Ich werde sie auszuführen wissen,“ erwiederte der Unteroffizier, indem er sich zurückzog.

Wenige Augenblicke hernach ließ sich der Wundarzt der „Spröden“ bei'm Kommandanten melden.

Herr von Kergal ließ ihn eintreten, lud ihn zum Sitzen ein, und erkundigte sich nach der Ursache seines Besuches.

„Die Herren Renaud und Fargeolles,“ sagte der Doktor, „befinden sich Beide in einem höchst gefährlichen Zustande. Der Lieutenant hat ein hitziges Fieber, er redet irre und weint, sein Kopf brennt glühend, sein Puls schlägt übermäßig schnell. Ich habe ihn der Sorge eines alten Matrosen übergeben, welcher mich dringend darum bat, bei dem Lieutenant die Stelle des Krankenwärters einnehmen zu dürfen. Dieser wacht nun bei Herrn Fargeolles, welchem ich so eben sehr stark zur Ader gelassen habe. In diesem Augenblick werden ihm Senfumschläge aufgelegt. Er war nahe daran, zu ersticken, und hatte einen solchen Anfall von Wuth, daß ich mich genöthigt sah, ihn, während ich die Operation vollzog, durch vier starke Leute halten zu lassen. Gegenwärtig ist er etwas ruhiger, obgleich er zwei Mal sein Lager mit Gewalt verlassen wollte.“

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Thüringen.

Apolda.

Langsam rollte der Wagen auf der Leipzig-Frankfurter Straße der Residenzstadt Weimar zu, denn es ging eben bergaufwärts. Auf der Höhe angelangt, blickte mir zur Linken ein nettes, mit Bäumen und Buschwerk bewachsenes Städtchen entgegen. Es war Apolda, das in einer fruchtbaren, weithin sich ausdehnenden Thalschlucht im heitern Sonnenglanze vor mir lag. Sogleich entschloß ich mich zu einem Abstecher, stieg aus und ließ den Hauderer fahren, wohin er wollte.

Apolda ist wegen seines ausgebreiteten Strumpfmanufactur-Waarenhandels ein berühmtes Städtchen und seine 4000 Einwohner beschäftigen sich größtentheils mit Strumpfwirkerei. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts befanden sich 800 Stühle in der Stadt und die umliegenden Dörfer lieferten neben ihren Feldarbeiten noch 1000 Dutzend gestrickte Strümpfe. Plötzlich aber gerieth der Handel in's Stecken und ganze Schaaren der sonst fleißigen Bewohner zogen am Bettelstabe umher. Erst nach und nach stellten sich die Absatzwege wieder her und jetzt ist der Handel und mit ihm das Städtchen wieder im Flor.

Es war ein Wochentag, als ich das Städtchen besuchte, und Männer, Weiber und Kinder waren in voller Thätigkeit. Fast aus jedem Hause tönte mir ein eigenthümliches Geräusch entgegen; es war das Schnurren der Stühle, der Spul- und der Zwirnräder. Um die Strumpfwirker arbeiten zu sehen, begab ich mich in das erste beste Haus. Darin standen in einer einzigen Stube fünf gangbare Stühle, und der Lärm war so groß, daß ich mich dem auf mich zueilenden Meister nur mit Mühe verständlich machen konnte. Obschon der Meister, wie er mir sagte, nur der Arbeiter eines Verlegers war, so hätte man seine Werkstatt doch selbst für eine Fabrik halten können, so belebt war Alles. Denn da lagen hohe Haufen von buntem Garn; dort saßen mehrere Kinder an kleinen Rädchen und leierten das Garn auf Spulen; weiterhin saßen wieder Frauen und näheten Quasten oder Schnüre an fertige Arbeiten. Ich war freilich gekommen, um nur Strümpfe fabriziren zu sehen; aber wie staunte ich, als ich die köstlichen Gegenstände aller Art vor mir ausgebreitet liegen sah. Man sagte mir, daß die Strumpfwirkerei seit fünfzehn bis zwanzig Jahren so gewaltige Fortschritte gemacht habe, daß sich Männer wie Frauen vom Kopf bis zu den Füßen geschmackvoll in gewirkte Gegenstände kleiden könnten, und es war in der That so. Die Arbeiter wirkten eben Burnusse, Shawls, Chrispinen mit einer Schnelligkeit, die mich in Verwunderung setzte. Dabei hatten die fertigen Kleidungsstücke eine Feinheit und Eleganz, daß sich ein Grand von Spanien sich ihrer nicht zu schämen brauchte. Von diesen Waren werden so viel verfertigt, daß wöchentlich zwei große, jeder mit 60 bis 70 Centner belastete Wagen voll versendet werden. Die Absatzwege führen nach allen Weltgegenden hin bis tief in's Innerste von Amerika und das Verlangen nach diesen Waaren ist so groß, daß die Fabrikherren die Wünsche der Begehrenden kaum schnell genug erfüllen können. Das eigentliche Element der Einwohner von Apolda ist daher die Arbeit. Früh mit Tagesanbruch besteigt der Wirker seinen Stuhl und verläßt ihn im Winter selten vor Mitternacht; Frauen und Kinder gehen ihm bei den Vor- und Zurichtungen wacker zur Hand. Im Allgemeinen sind die Bewohner ungemein thätig, denn nur durch ihren Fleiß können sie sich, da die Löhne gering sind, ein sorgenfreies Leben verschaffen. Daher wird es auch fast als ein Ereigniß betrachtet, wenn während der Arbeitsstunden ein Strumpfwirker durch die Straßen geht. Alles fährt neugierig an die Fenster und fragt und forscht nach der Ursache seines Ausganges. Dieses Fragen und Forschen kam mir vor, wie ein moralischer Arbeitszwang, und es wollte mir scheinen, als ob Einer von dem Andern bevormundet würde. Allein eine solche ungezügelte Neugierde liegt im Charakter aller kleinen Städte.

Seiner Betriebsamkeit hat es Apolda vorzugsweise zu verdanken, daß es nach vielen Mühen endlich in den Bereich der thüringer'schen Eisenbahnlinie gezogen worden ist, wodurch diese eine, von dem ursprünglichen Plane ganz abweichende Richtung erhält. Die Bahn zieht sich dicht an der Stadt auf einem 60 Fuß hohen, ziemlich langen Damme hin, an dem oben emsig gearbeitet wurde. Dieser Punkt soll einer der schwierigsten im ganzen Großherzogthum Weimar seyn, indem ein Viadukt von sieben Stockwerk Höhe dort errichtet werden muß. Die meisten Mühen und Kosten verursachten dessen Fundament, welches, weil ein mooriger Boden vorhanden war, durch Einrammen von baumhohen, starken Pfählen erst künstlich hergerichtet werden mußte. Diese mühseligen Arbeiten waren bereits vollendet und schon steigt das riesige Mauerwerk lustig zur Höhe. Der Bau der Bahn wird auch dort auf das eifrigste betrieben, und man sagte mir, daß um Apolda herum gegen 2000 Arbeiter thätig wären.

Der Tag war schön und ich machte nun einen Spaziergang um die Stadt, besonders um den Bonifaciusbrunnen in Augenschein zu nehmen, eine Art von Wunderquelle, von welcher die Sage geht, daß sie aus einem Felsen entsprungen sey, als der berühmte Heidenbekehrer dort gepredigt habe. Ich mußte lange fragen, ehe man mir den Ort ihres Daseyns b richten konnte. Da endlich führte mir der Zufall einen silberhaarigen Greis entgegen, und dieser war sogleich erbötig, mich dahin zu begleiten. Ich merkte nur zu bald, daß ich eine glückliche Acquisition gemacht hatte, denn er war eine sogenannte lebende Chronik und konnte mir in geschichtlicher Beziehung über Apolda und dessen nächste Umgegend die sicherste Auskunft geben. Noch wußte ich nicht, daß Apolda im Besitz eines Schlosses war. Mein Führer zeigte es mir von der Höhe herab, indem er sagte: „Hier wohnten vor Zeiten die hohen und mächtigen Herren, die Bedrücker der Menschheit, zu deren unseligem Andenken noch jetzt eine drückende Bürde auf den Bürgern lastet, nämlich die Frohne.“ Von meinem Begleiter erfuhr ich auch, daß Apolda ehemals eine Herrschaft gewesen war, welche 1119 dem Grafen Wichmar gehörte. 1268 war

Digitized by Google

sie an die Schenken von Vargula und Teutenburg und später an die von Vitzthum übergegangen. Mit dem Tode des letzten Vitzthum, Anton Friedrich, fiel sie aber an die Herzöge von Sachsen-Altenburg und Weimar, von denen die Stadt mit Rittergut und Schloß 1633 der Universität Jena, welcher es bis auf den heutigen Tag gehört, geschenkt worden ist.

Während der Erzählung dieser geschichtlichen Bemerkungen waren wir auf einen hohen Berg, den Schloßberg, gelangt. Von hier aus zeigte mir der Führer ein nahes Dorf, mit Namen Schütten. „Am Fuße dieses Berges", sagte mein Führer, „befindet sich der Bonifaciusbrunnen. Er ist in Stein eingefaßt und mit einem Becher zum Trinken versehen. Nicht weit davon, so erzählt man sich, hat sich im zwölften Jahrhundert auch ein Schilfsumpf befunden, in welchem zwei böse Lindwürmer hausten, welche Menschen und Thiere tödteten. Weil nun diese blutdürstigen Ungethüme eine Plage für alle Menschen waren, welche hier herum wohnten, oder in dieser Gegend zu schaffen hatten, so beschloß der damalige Ritter Wolf von Apellau, welcher auf seiner Burg in Apolda lebte, die Bewohner von ihnen zu befreien, und ließ in dieser Absicht an alle junge Ritter eine Aufforderung ergehen, mit dem Versprechen, daß er Denjenigen, welcher diese Lindwürmer unschädlich machen würde, nicht nur reichlich belohnen, sondern ihm auch seine Tochter Emma, ein bildschönes Fräulein, zur Gattin geben wolle. Viele kamen, aber fast Alle büßten ihre Kühnheit mit dem Leben. Da bewarb sich auch Veit, ein Knappe des Ritters, welcher ohne Wissen seines Herrn das Mädchen innig liebte, um die Gunst, einen Kampf mit jenen verrufenen Thieren bestehen zu dürfen. Der Ritter gewährte ihm den Wunsch und der Knappe war darüber hoch erfreut. Ehe Veit aber an's Werk ging, begab er sich in die Hütte eines Waldbruders, welcher in der Nähe wohnte, erzählte ihm sein Anliegen und bat ihn zugleich um seinen Segen. Der Waldbruder ertheilte ihm diesen und sagte: „Sicher würdest auch Du im Kampfe mit den Lindwürmern den Tod gefunden haben, hätte Dich Dein guter Geist nicht zu mir geführt." Hierauf reichte er ihm ein geheiligtes Schwert, mit der Weisung, daß er sich nach dem Sumpfe begeben solle, wenn die Sonne am höchsten stände. Um diese Zeit kämen die Lindwürmer an's Ufer, um sich zu sonnen; sie verschlängen dann ihre Schwänze in einander und schliefen ein. Dies nur wäre der einzige Moment, wo sie durch Menschenhand erlegt werden könnten. Veit that, wie ihm der fromme Waldbruder befohlen, und siehe da, der Sieg war sein. Das ihm nachgefolgte Volk bekränzte ihn mit Eichenlaub und Kornblumen und führte ihn im Triumphe zum Ritter Wolf, welcher ihn zum Ritter schlug und ihm seine Tochter Emma zur Gattin gab. Dies geschah an einem Johannistage. Wolf ließ hierauf den Sumpf durch Kanäle abführen und verschütten, bei welcher Gelegenheit auch der Bonifaciusbrunnen seine Einfassung erhielt. Später entstand an dieser Stelle ein Dorf, das man Schütten nannte. Zum Andenken an dieses Ereigniß wurde von dessen Einwohnern seit Jahrhunderten der Johannistag als Volksfest gefeiert. Menschen und Rosse waren mit grünen Zweigen geschmückt und aßen in den Brunnen getauchtes Brot. Das Fest artete aber mit der Zeit aus, so daß der Pfarrer 1768 die Feier den Erwachsenen verbot und sie an die Jugend wies, welche alljährlich noch bis heute das Fest unter dem Namen des „Kornmännchens" zu Johannis feiert. Die Schulkinder tragen an langen geringelten Weidenstäben einen Kranz von Kornblumen von Haus zu Haus und singen dabei:

„O Herr, gib uns ein fruchtbar Jahr,
Den lieben Kornbau uns bewahr,
Vor Theurung, Hunger, Seuch' und Streit
Behüt' uns Herr zu dieser Zeit."

Dafür erhalten sie aus jedem Hause etwas Geld, welches sie verschmausen oder unter sich vertheilen. Das Schwert aber und die beiden Lindwürmer, in Stein gehauen, werden zum ewigen Gedächtniß in der Kirche von Apolda aufbewahrt, wo sie Jeder, dem es beliebt, in Augenschein nehmen kann.

Mittlerweile war es Abend geworden. Erfreut über die Mittheilungen des Alten, dankte ich ihm und wollte mich verabschieden. Er aber lud mich ein, den Abend in seiner Gesellschaft zu verbringen. Ich nahm das Anerbieten an, und er führte mich hierauf in den „Bürgerverein." Diese Gesellschaft zählt, wie mir gesagt wurde, gegen 400 Mitglieder, und war viel besucht. Die Unterhaltung drehte sich hier um die neuesten Tagesereignisse, und die verständigen Ansichten, welche Manche äußerten, zeugten, daß die geistige Bildung auch hier tief eingedrungen war. Ein besonderes Interesse widmete man dem großen Gustav-Adolph-Vereine, welcher viele Hundert Mitglieder zählt, und dessen Tendenz lebhaft besprochen wurde. Bald hörte man Musik. Sie kam aus einer Taberne neben an, in welcher Eisenbahnarbeiter logirten, die, trotz ihrer beschwerlichen Arbeiten am Tage, vergnügt nach den Tönen einer alten Fiedel tanzten. „Ein lustiges Völkchen," bemerkte ich. „Ja wohl, überlustig," entgegnete mein Nachbar. Dabei erfuhr ich auch, daß man bei der Direktion der Bahn den Antrag gestellt habe, daß sie die Sorge für die zu hoffenden jungen Eisenbahner übernehmen möge, da die Stadt zu arm sey, um sie alle ernähren zu können. Wird die Direktion darauf eingehen, Vaterstelle bei den jungen Eisenbahnern zu vertreten? Vielleicht, vielleicht auch nicht!

F. S.

Mannichfaltigkeiten.

(Von der Mosel.) Jedes Jahr im Monat August oder Anfangs September, an einem oder einigen auf schöne Tage folgenden milden Abenden, bildet sich plötzlich über der Mosel und längs den Ufern derselben eine oftmals dicke weiße Wolke; sie überrascht hier Niemand, denn sie besteht aus unsern jährlich wiederkehrenden Gästen, den weißen Augustmücken. Die Masse dieser Fliegen ist wirklich erstaunlich, und muß auf Jeden, dem diese Erscheinung fremd ist, auf's überraschendste wirken. Die Bewohner der Moselgegend wissen sogar ihren Nutzen daraus zu ziehen, indem sie bei einbrechender Dunkelheit ein Strohfeuer dicht am Ufer des Flusses anzünden, und dadurch die geflügelten Gäste veranlassen, sich dem Flammentode zu übergeben. In weniger als einer Stunde ist die Erde rings um das Feuer herum fuß-, ja kniehoch mit Mücken bedeckt; man füllt sie in Säcke und füttert Federvieh, besonders aber die Schweine damit. Naht man dem Feuer, so ist man im Augenblick in einen förmlichen weißen Ueberzug eingehüllt. Diese Augustmücken (das ist die stehende Benennung) erscheinen plötzlich, und halten sich stets in der Nähe des Wassers. Woher sie kommen, und weshalb ihr Entstehen so plötzlich, weiß ich nicht. Der Körper dieser Thierchen ist äußerst zart organisirt und von weißer Farbe. Haben sie sich ein Mal niedergesetzt, so mangelt ihnen die Kraft, sich wieder zu erheben und weiter zu fliegen.

Eine deutsche Zeitung hatte, nach dem Merseburger Amtsblatt, aus Schulpforta gemeldet, daß die Gymnasiasten von Secunda an nur ein Jahr im Militär zu dienen nöthig haben. Ein Pariser Blatt macht bei der Uebersetzung aus der Schulpforta die hohe Pforte und läßt die türkischen Secundaner militärfrei werden.

(Darmstadt, 14. Sept. — Main-Neckar-Eisenbahn.) Gestern wurde auf der Bahnstrecke von hier nach Frankfurt mit 3 neu construirten Wagen eine Probefahrt angestellt, welche nach dem einstimmigen Zeugnisse Aller, welche derselben beigewohnt haben, ein überaus günstiges Resultat geliefert hat. Die Wagen der

Digitized by Google

3 verschiedenen Klassen sind zwar schon in ihrem Aeußern scharf markirt, so daß dieselben ohne weitere Bezeichnung leicht von einander unterschieden werden können; demohngeachtet fahren sich alle gleich stetig und sanft, und es ist in dieser Beziehung kein bedeutender Unterschied unter der letzten und ersten Klasse zu verspüren. Dagegen ist die erste Klasse in ihrem Innern sehr elegant ausstaffirt, auch die zweite Klasse hat noch bequeme Polster, welche jedoch in der dritten Klasse ganz fehlen. Auch diese letzte Klasse hat übrigens ebenfalls eine Dachbedeckung und ist auf den Seiten mit Vorhängen versehen, während die Wagen der beiden ersten Klassen Glasfenster haben; nur wäre zu wünschen, daß die Wagen der beiden letzten Klassen auf ähnliche Weise bei Nachtfahrten von oben erleuchtet würden, wie die Wagen der ersten Klasse, da es heutzutag nicht wohl mehr passend ist, ein gemischtes Publikum in dunklen Kasten zusammen zu sperren. Besonders ist die Höhe an diesen Wagen zu loben, da man in allen mit bedecktem Kopfe aufrecht stehen kann, welches für die Passagiere, namentlich bei dem Aus- und Einsteigen von der größten Bequemlichkeit ist. Diese Probewagen sind aus der Fabrik von Bertelle in Mainz, und es wäre sehr zu wünschen, daß die inländischen Fabriken solche Einrichtungen treffen, und solche Preise stellen, damit sie die Concurrenz mit dem Auslande bestehen, und die erforderliche Anzahl von Wagen zur bestimmten Zeit liefern können.

Wie's vor einiger Zeit Europa-Müde gab, die fremde Erdtheile suchten, so gibt's jetzt Ewige-Juden-Müde, die sich gern anderswo erquicken möchten, wenn sie nur das Ende von der Geschichte wüßten. Für diese die Nachricht, daß der letzte Band wirklich erschienen ist, daß alle Erben von den Jesuiten künstlich zum Tode gebracht sind, daß der Orden eben die große Erbschaft in Empfang nehmen will, daß aber in dem Augenblicke der wirkliche ewige Jude zauberhaft den Tisch berührt und die ganzen Wechsel und Documente in lichten Flammen aufgehen. Die Jesuiten sperren den Mund auf, erholen sich aber allmälig vom Schreck, eingedenk, daß es noch mehr Erbschaften in der Welt gibt.

(Dorfztg.)

Der Gemeinderath von Paris hat für Bohrung eines artesischen Brunnens im Pflanzengarten 400,000 Fr. bewilligt.

Die fünf lebenden Strauße erfreuen sich fortwährend der Theilnahme des Publikums und werden stark besucht. Die großen und seltenen Vögel sind aber auch so zutraulich, so zahm und dabei so munter, daß es eine wahre Freude ist. Der Eigenthümer hofft, noch in diesem Winter Eier von ihnen zu bekommen und will den bisher noch nie geglückten Versuch machen, sie ausbrüten zu lassen, um europäische Strauße zu erhalten. — Wir machen das Publikum nochmals auf die seltenen Gäste aufmerksam, die eben so interessant als belehrend namentlich für Schulen sind.

(Frankfurt a. M., 18. Sept.) Die durch öffentliche Blätter vortheilhaft bekannten tyroler Sänger A. Schattinger und Geschwister Gülpen, deren Leistungen in den ersten Städten Deutschlands die verdiente Würdigung gefunden, werden morgen, Freitag den 19. Sept., im Saale des Weidenbusches ein Konzert geben, das einer freundlichen Beachtung von Seiten des Publikums gewiß seyn darf. Die in den bereits stattgehabten Konzerten so beifällig aufgenommenen Productionen dieser Sängergesellschaft lassen erwarten, daß auch morgen Genußreiches geboten und durch zahlreichen Zuspruch belohnt wird. — Der Anfang ist um 8 Uhr.

Korrespondenz.

Würzburg, im Sept.

Allmälig verhallen die Nachklänge an unser schönes Gesangfest und längst schon ist unser öffentliches Leben in seine gewöhnliche Ordnung, zu seiner gewöhnlichen Stille zurückgekehrt. Mit dem 1. Oct. schließen sich unsere Gartenvergnügungen, die mit denen jeder andern deutschen Stadt würdig wetteifern können, öffnen aber dagegen sich die Hallen des Theaters. Wir wollen sehen, was es uns bringen wird. — Daß Dr. Kiewisch aus Prag an d'Outrepont's Stelle an hiesige Universität kommt, hat alle Die, welche das literarische Wirken dieses berühmten Gelehrten kennen, mit großer Freude erfüllt. — Eine neue Zierde erhält unsere Stadt durch den Gasthof, welchen Hr. Himmelstein unserer prächtigen Residenz gegenüber erbauen ließ. Die Lage sowohl, als innere Einrichtung desselben ist ausgezeichnet. Bereits haben der König von Preußen, der Fürst von Metternich, der Oberstburggraf von Chotek und andere fürstliche Personen denselben zu ihrem Absteigquartier erwählt.

Sylbenräthsel.

Zu deines Leibes Wohlseyn kannst du nicht
Des Doppeldrauchs der ers·n Zwei entbehren,
Die, selbst im Reich der Schönheit von Gewicht,
Der schönsten Landschaft Reize noch vermehren.
Wie wenig ihnen auch Gewalt gebricht,
Beweisen sie durch Treiben und Verheeren,
In Prosa aber und in Poesie
Verträgt geläuterter Geschmack sie nie.

Die andern Zwei sind längst schon im Gebrauch,
Ein Theil von Gallien nannte sich nach ihnen;
Jetzt, mehr verbreitet, müssen sie wohl auch
Den Weibern selbst, nicht blos den Männern, dienen,
Zwar jene sind darin vor Zeiten auch,
Doch im figürlichen Verstand erschienen,
So immer noch. Gar Mancher fügt sich drein,
Läßt sie der Frau und trägt sie nur zum Schein.

Das Ganze ist ein seltsam Meteor,
Erzeugt im Meer, wo tausend Schrecken weilen.
Ein Wirbel hebt der Ersten Säul' empor,
Führt sie und Wolke fort mit Sturmeseilen,
Oft schreitet's auch am Land verheerend vor,
Ein nasses Grab zuletzt noch beim Zertheilen.
So arg hauf't niemals blos das letzte Paar,
Hat auch die schlimmste Frau es ganz und gar.

J. W. Orth

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 18. Sept. Der alte Bürger-Capitain, oder die Entführung, ein Frankforter heroisch-dorferlich Lustspiel in 2 Abth. Vorher geht: Der Weiberfeind, Lustspiel in 1 Act, von R. Benedix.

Freitag, 19. Sept. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini. (Gastrolle) Figaro: Hr. Scharpff, vom Theater zu Mainz.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 260. Samstag den 20. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des G. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Fortsetzung.)

Herr von Kergal begab sich in Begleitung des Arztes in den Offizierraum. An Renaud's und Fargeolles' Zimmerthüren standen zwei mit Enterpieken bewaffnete Wachen. Desbagues hatte mit dem friedfertigen Rechnungskommissär, der ganz entsetzt über den Verlauf des Drama's war, in welchem eine unfreiwillige Rolle gespielt zu haben, er sich lebhaft erinnerte, und den andern Kadetten um den Offiziertisch her Platz genommen, wo sie voll Schrecken das furchtbare Toben und Schreien der beiden Kranken mit anhörten.

„Renaud, Du bist mir verfallen!" brulte Fargeolles; „Dein Leben gehört mir! Ich muß Dein Blut trinken, mich dürstet! . . . Laßt mich los! . . . Laße mich los, sage ich! . . . Meinen Dolch! Meinen Dolch! . . . Wer hat mir meinen Dolch gestohlen? . . . Fluch dem Lieutenant! Tod dem Schurken! Der Elende war mit Gaussard im Einverständniß! . . ."

Julius stieß seinerseits nur ein dumpfes, rauhes und unverständliches Geschrei aus.

Dann sanken Beide keuchend und erschöpft auf ihr Lager zurück, und ein furchterregendes Schweigen trat an die Stelle ihres wilden Tobens.

Als der Oberbefehlshaber der „Spröden in den Offizierraum trat, erhoben sich alle Anwesenden ehrerbietig, während die beiden Schildwachen präsentirten.

Der Kommandant, welchem der Arzt voran ging, trat zuerst in Renaud's Kabine.

Gaussard und Papillon waren bei diesem, und reichten ihm einen beruhigenden Trank, welchen er aber in seinem Delirium heftig zurückstieß.

„Papillon," rief er in seinem Fantasiren aus, „Papillon, Du wirst Antoninen nicht sagen, daß er mich getödtet hat . . . Sie ist so gut! Und ich liebte sie so sehr! . . . Du wirst ihr erzählen, ich sey zu Pondicherry geblieben! . . . Ich werde ihr schreiben! . . . Halt! halt! Siehe da, es findet eine Ceremonie statt! . . . Ganz recht! Es ist mein Begräbniß! Die Priester singen:

„Mein Vater hat ein Haus gebaut,
Dort wird mein Lieb' mir angetraut;
Und dreißig Mastblumm vom Besanmast.
Die halten dort Wache, ohn' Ruh und Rast!
Tralalalerum, Tralalararum!"

Fargeolles hörte ihn trällern.

„Stille! Ruhe!" heulte er. „Ich will zählen! So ist's unter uns abgemacht! . . . Aufgepaßt! . . . Eins! . . . Zwei! . . . Drei! . . . Hahahaha!"

Der Ausbruch dieses wilden Gelächters unterbrach Julius, welcher ausrief:

„Er lacht darüber, mich getödtet zu haben! Aber er wird niemals Schiffslieutenant werden! . . . Du wirst verurtheilt werden, Elender! Ich werde Dich vor dem Kriegsgericht sehen, heulend und zähneklappernd! Du wirst erschossen werden, wie ein Nichtswürdiger!"

„Wer spricht hier von Kriegsgericht?!" begann jetzt Fargeolles zu wüthen; „wer hier will mich erschießen lassen?!"

Und mit gewaltsamer, verzweifelter Anstrengung sprang er von seinem Lager empor, entriß sich den Armen des Krankenwärters, warf mit riesiger Gewalt die beiden Wachen zu Boden, und drang wie ein Rasender in Renaud's Zelle, den er an der Kehle packte.

„Meuchelmörder!" rief er aus.

Und ein schrecklicher Kampf entspann sich zwischen den beiden Sinnberaubten.

Doch fast eben so schnell bemächtigten sich zehn Männer des wüthenden Fargeolles, welcher in sein Gemach zurückgebracht wurde, wo man ihn bewußtlos auf sein Lager legte, während Julius mit lauter Stimme zu singen fortfuhr.

Herr von Kergal wußte sich vor Bestürzung kaum zu fassen.

„Kommandant," sagte der Dokter zu ihm, „man muß die Kranken durchaus ganz von einander entfernen. Wenn Sie es gestatten, so wollen wir für den Einen ein Zelt von Segeltuch in der Batterie aufschlagen. Die Kabinen sind ohnehin in diesem Klima zu schwül, da es an frischer Luft darin mangelt. Auch hätte ich den Wunsch, daß der andere Kranke unter der Kampanje sein Lager erhielte."

„Ich bin mit Allem, was Sie anzuordnen für gut finden, vollkommen einverstanden, und gebe Ihnen hiemit vollständige Vollmacht, ganz nach Ihrem Ermessen zu verfahren," versetzte Herr von Kergal, und zog sich mit blutendem Herzen in seine Kajüte zurück.

Wenige Tage später ging man unter Segel, um nach Bourbon zurückzukehren.

X.

Das Hospital.

Während der Ueberfahrt ereigneten sich mehrere ähnliche Auftritte. Obwohl durch ein Deck getrennt, wußten die beiden Gegner sich doch an Bord desselben Schiffes. Alle Sorge des Arztes war umsonst. Kaum war es ihm gelungen, das physische Leiden seiner Kranken zu mildern, als ihr Seelenleiden sie in ihren Zustand gänzlicher Abspannung oder rasender Wuth wieder zurückwarf; kaum waren die Visionen ihres Geistes verscheucht, als die Wirklichkeit

Digitized by Google

die Wunden wieder öffnete. Haß und Rache begannen von neuem ihre alte Herrschaft. Die finsterſten Gedanken beſtürmten die Seelen der beiden Gegner, und bald brach das Fieber mit erneuerter Heftigkeit bei ihnen wieder aus. Je mehr man ſich dem Ziele der Reiſe näherte, deſto heftiger und öfterer wiederholten ſich deſſen Anfälle.

Man verſuchte, jeden der beiden Offiziere glauben zu machen, daß ſein Gegner der Krankheit erlegen ſey, allein keiner von beiden ließ ſich durch dieſe Liſt täuſchen. Sie würden, ſagten ſie, den Ehrenſchuß gehört haben, welcher einem auf See geſtorbenen Offizier gebührte. Und weshalb ſie verhindern, ſich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, wenn jene Behauptung wirklich gegründet ſey?

— — — — — — — — — — —

Nach langem innern Kampfe hatte Herr von Kergal ſich endlich dahin entſchieden, keine Klage gegen die beiden Offiziere einzuleiten. Er benutzte einen lichten Augenblick bei Renaud, um dieſen von ſeinem Entſchluß in Kenntniß zu ſetzen.

„Dank, Kapitän, den innigſten Dank für Ihre Milde! Nun kann ich ruhiger ſterben, da ich mich nicht mehr von der Strenge des Geſetzes bedroht weiß. Sagen Sie mir nichts, Kommandant; ich werde ſterben, ich muß ſterben, mein Schickſal wird ſich erfüllen! Ich ſterbe, weil ich mich nicht rächen gekonnt, und mich auch nicht mehr rächen kann; denn iſt es mir wohl fernerhin geſtattet, das Schwert gegen einen Mann zu erheben, der ein Anrecht auf mein Leben hat? Es gehört ihm, Kommandant! Er hat Recht, dies zu behaupten!"

„Ueberlaſſen Sie ſich nicht ſolchen peinigenden Fantaſieen, mein lieber Sohn," verſetzte der alte Kapitän; „unſer Leben gehört nur Gott und dem Vaterlande. Beruhigen Sie ſich und geneſen Sie; Sie Beide zu verſöhnen, ſey dann meine Sache."

„Verſöhnen? . . . Unmöglich!" rief Julius aus.

Das Delirium bemächtigte ſich ſeiner, nur bei dem Gedanken an eine gütliche Ausgleichung, von neuem.

„Man hat mich verläumdet, mich beſchimpft, mir in das Geſicht geſpieen!" fuhr er dann fort, wie ein Kind in Thränen ausbrechend.

Wenn es noch etwas Mitleiderregenderes gab, als die auf ſo viele Gründe geſtützte Verzweiflung des jungen Lieutenants in ſeinen lichten Augenblicken, ſo war es die hülfloſe Schwäche, in welche er verſank, ſobald ihn ſeine Vernunft verließ.

Als der Kommandant Fargeolles ebenfalls anzeigte, daß er nicht geſonnen ſey, ihn vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, waren deſſen erſte Worte:

„Und Renaud?"

„Eben ſo wenig."

„Ich hätte ihn lieber verurtheilt geſehen," verſetzte der Fähndrich, „denn mindeſtens wäre er doch ſeiner Würde beraubt, entehrt und gebrandmarkt geſtorben!"

„Aber auch Sie, Fähndrich Fargeolles, würden dieſe Strafe zu gleicher Zeit erlitten haben!" entgegnete Herr von Kergal.

„Was liegt daran!" gab der Andere dumpf zur Antwort.

Fargeolles' Wuthanfälle waren von denen des Lieutenants ſehr verſchieden. Sein Wahnſinn war ſtets raſender Natur; er ſah überall Spuren von Blut, und brach dann in ein unmäßiges Gelächter aus.

Mehrere Male verließ der Doktor das Gemach des Kranken, von Schauder erfüllt durch die unerhörten Gotteslästerungen, welcher dieſer Letztere ausſtieß.

— — — — — — — — — — —

Als man zu Bourbon anlangte, hatten Renaud und Fargeolles ein wahrhaft geſpenſterähnliches Ausſehen.

Die Ueberfahrt war mit den Schauderſcenen eines Drama's erfüllt geweſen, das ſeinen Ausgang im Hoſpital zu Saint-Denis finden ſollte, wohin die beiden Gegner gleich am Tage der Ankunft der Korvette nacheinander geſchafft wurden.

Der Fähndrich, auf einem Matratzrahmen feſtgebunden, wurde von dem Schiffsarzt begleitet. Während er noch in den Tauen hing, an welchen man ihn vom Schiffe in das Boot hinabließ, das ihn nach Saint-Denis führen ſollte, wandte er ſich mit wüthenden Gebärden gegen die Mannſchaft der Korvette, in wildem Zorne die Worte hervorſtoßend:

„Haß und Fluch Euch Allen! Das Schiff möge im vollen Segeln von der Windsbraut erfaßt und zerſchmettert werden, und Keiner von Euch jemals wieder einen Hafen erreichen!"

Das waren die letzten Abſchiedsworte des Fähndrichs, welche die Matroſen mit gleichgültiger Verachtung anhörten.

Aber als Renaud, von Todesbläſſe übergoſſen, ſich in gleicher Lage befand, um in die Schaluppe hinab gelaſſen zu werden; als man ſah, wie ſeine erlöſchenden Blicke noch ſeine Freunde auf dem Vorderkaſtell aufſuchten und zu erkennen ſtrebten, da wurden Aller Herzen von ſchmerzlicher Rührung ergriffen.

„Wir haben Unrecht gehabt", murmelten die Aelteren; „wir hätten ihn nicht abhalten ſollen, die „Spröde" zu verlaſſen! Armer „Gradſinn!" Du braver Offizier!... Das war ein Matroſenfreund, ein Seemann, und ein ächter!"

Gauſſard erſchien auf dem Verdeck, wo er ſich ſeit der Abfahrt von Pondicherry kaum hatte ſehen laſſen. Er drückte ſeinen beſten Freunden unter den Matroſen ſchweigend die Hand und folgte mit Papillon dem unglücklichen Renaud, welcher vergebens ſich anſtrengte, ſeine Arme zu erheben, um den an Bord Zurückbleibenden noch ein Lebewohl zuzuwinken.

Die Matroſen entblößten ihre Häupter, während dicke Thränen über ihre gebräunten Wangen hinabglitten.

Niemand hatte auf Papillon Acht, denn Jeder hielt nur den Blick auf deſſen armen Herrn gerichtet, und doch hatte ſich der kleine Burſche ſo ganz verändert. Seine heiteren Züge, ſein lebhaftes Weſen, ſeine überſprudelnde Fröhlichkeit, ſein friſches, geſundes Ausſehen waren einer tödtlichen Bläſſe, einer dumpfen Trauer gewichen.

Das Boot ſtieß zum zweiten Male vom Schiffe ab. Die Mannſchaft folgte ihm mit den Blicken, bis es am Lande angelegt hatte.

Herr von Kergal und Desbagues, der Eine neben, der Andere auf der Kampanje ſtehend, machten es wie die Matroſen.

Eine Todesſtille herrſchte rings umher auf der Korvette.

„Es war ein ehrenhafter, ſchätzenswerther junger Mann!" ſagte der Kommandant, als der Rüſtmeiſter ihm Alles erzählt, was ihm über die früheren Beziehungen, die Rivalität und den gegenſeitigen Haß der beiden Offiziere bis dahin zu ermitteln gelungen war.

— — — — — — — — — — —

(Schluß folgt.)

Ueber den „Ewigen Juden" von Eugene Sue.

In der neueſten Zeit iſt die Journaliſtik den Büchern über den Kopf gewachſen und die Lektüre der Zeitungen, welcher man ſich nun einmal nicht entziehen kann, nimmt die nach der Erfüllung der Berufspflichten, dem Schlaf und der Erholung noch übrige Zeit faſt ausſchließlich in Anſpruch. Um ihre Rieſenſpalten zu füllen, theilen jene Blätter von Frankreich, England und Nordamerika in Einer Nummer den Inhalt ganzer Bände mit, und ihre Feuilletons bieten unabſehbare Romane. Daß übrigens die Leſer dabei gewinnen würden, wenn man jene großartigen Zeitungsformate verkleinern und der langen Rede kurzen Sinn zuſammendrängen wollte, daß Gedrungenheit der Erzählung und des Gedankenausdrucks der

Digitized by Google

Breite und der Verwässerung vorzuziehen wäre, wer könnte dies in Abrede stellen? Unter den Romanen der französischen Feuilletons haben Eugen Sue's „Mystèrien von Paris" und sein „Ewiger Jude" nicht nur das größte Aufsehen gemacht, sondern es auch am meisten verdient; denn beide Werke haben tief in die Ereignisse der Zeit eingegriffen und auf die Schattenseiten unserer Civilisation aufmerksam gemacht. Der „Ewige Jude" ist jetzt vollendet und hat seinen Verfasser als einen reich befähigten Novellisten bekundet. Wenn wir Dasjenige überblicken, was bei einem Romane doch immer die Hauptsache bleibt, die Erfindung und Ausführung der Handlung und Intrigue, so dürfen wir behaupten, daß die ersten fünf bis sechs Bände den letzten an Interesse der Verwickelung und der Spannung weit überlegen sind und daß in der zweiten Hälfte des Werkes das Ueberraschende des Effectes in den Hintergrund tritt. Die sich stets wiederholenden, wenn auch jedes Mal in anderer Weise erscheinenden jesuitischen Ränke und Kabalen, dieses ewige Treibjagen auf das arme gehetzte Wild der Familie Rennepont, diese teuflischen Anschläge eines Rodin und seiner Consorten, diese ewigen Nachtstücke und Gräuelscenen von Cholera, Selbstmord und Verworfenheit, sie liegen wie ein Alp auf dem Leser und sind einer Folterkammer nicht unähnlich; auch sind sie bei allen Abwechselungen in den Details im Ganzen doch höchst ermüdend und werden namentlich im neunten Bande fast unerträglich. Eugen Sue hätte den Hauptzweck seines Romans, den Jesuitismus in seiner ganzen Abscheulichkeit zu enthüllen, auch ohne eine solche Gedehntheit und ohne so grelle Farben erreichen können, und sein Werk würde dabei in ästhetischer Beziehung gewonnen haben. Vergleicht man den Modegeschmack früherer Perioden der französischen Literatur, wo die Schäferromane, die idyllischen und mythologischen Erzählungen beliebt waren, mit dem neueren der Romantik und mit den phantastischen Ausgeburten desselben, so ist nicht zu läugnen, daß jener, wie dieser, in die Extreme gerathen sind; jener überströmte von süßlicher Zärtlichkeit und Weichlichkeit, dieser ist schauderhaft und glaubt, ohne Verbrechen und Schandthaten, ohne blutige Farben seine Leser nicht fesseln zu können. In dem zehnten Bande des „Ewigen Juden" hat Eugen Sue diese moderne Romantik auf die Spitze getrieben, und wie man auch die Energie seiner Darstellung und die Kühnheit seiner Umrisse bewundern muß, so wendet man sich doch mit Widerwillen von diesen Gräuelscenen ab. Was den Schluß des Romans betrifft, so ist sein Effekt dem einer Fastnachtspasse nicht unähnlich, und es ist einem dabei, als ob man auf eine tolle Weise düpirt worden sey. Als Charaktermaler ist der Verfasser durchweg ausgezeichnet geblieben und seine Personen bilden eine Welt im Kleinen, worin die große sich abspiegelt; sie sind vortrefflich gezeichnet und jeder Einzelne derselben trägt das Gepräge einer Eigenthümlichkeit, das man nur bewundern kann; alle glaubt man zu kennen und mit ihnen wirklich gelebt zu haben. Hier hat Sue sein Talent am glänzendsten entfaltet, und wie seine Charaktere das Interesse des Lesers in vollen Anspruch nehmen, so wird sie jeder Novellist als Muster betrachten und mit Nutzen studiren können. Sind die einzelnen Schilderungen, Details, Dialoge und eingeflochtenen Betrachtungen auch sehr ausgedehnt, so kann man doch nicht umhin, das Talent ihres Verfassers zu bewundern und über seinen Reichthum an Welt- und Menschenkenntniß zu staunen. — Was die Tendenz des „Ewigen Juden" betrifft, so erscheinen uns die Bemühungen Sue's der vollsten Anerkennung werth und besonders da, wo er mit warmer Begeisterung und mit überzeugender Beredtsamkeit für die Emancipation der unteren Volksklassen und für die Verbesserung der Lage derselben kämpft; hier hat er sich ein unbestreitbares Verdienst erworben und manches Samenkorn ausgestreut, das gewiß fruchtbringend werden wird. Dem Jesuitismus gegenüber hat man ihm vorgeworfen, daß er zu weit gegangen sey; aber wir fragen dagegen, ob die Gesellschaft Jesu nicht noch viel weiter gegangen und ob man mit gelinden Mitteln gegen diese Feinde des Fortschrittes und der Aufklärung Etwas ausrichten könne. Hier gilt es einen Kampf auf Tod und Leben, und in solcher Ueberzeugung konnte Eugen Sue nicht anders als mit Feuer und Schwert seinem Gegner zu Leibe gehen. Ein Kritiker in der „Revue des deux Mondes", welcher Eugen Sue's Roman zu entkräften versucht, sagt unter Anderm: „Wir wollen zugeben, daß jene Männer dem Freiheitssinne, der etwas mißtrauischer Natur ist, verdächtig, daß sie dem Geiste unseres Jahrhunderts feindselig sind; aber von da bis zur Hehlerei, zum Raube, zum Menschenmorde, um Goldes wegen, ist doch noch ein weiter Weg. Habt Ihr Beweise in Händen, nun so tretet damit hervor, klaget an und donnert so laut ihr wollt, seyd die Rächer der beleidigten Menschheit und Sittlichkeit; ja, Ihr Romanschreiber, werdet ein beredter Staatsanwalt, und möge Euer Werk ein furchtbares Requisitorium seyn, von welchem mächtige Schurken zerschmettert werden unter dem Beifalle der Welt und zu Eurem Ruhme. Ihr habt dann vielleicht keinen Roman gedichtet — Ihr habt vielmehr ein verdienstvolles Werk gethan, eine nützliche Mission erfüllt." Ob Eugen Sue ein nützliches Werk gethan und seine Mission erfüllt hat, darüber mögen die Kritiker streiten, wenn es ihnen Vergnügen macht; aber der Geist der Zeit hat bereits entschieden, und wenn Sue's Mission nur ein Hirngespinnst wäre, so würden seine Bestrebungen keinen solchen Anklang gefunden und seine Romane die Reise um und durch die Welt nicht gemacht haben. Mag immerhin in ästhetischer Beziehung Manches ausgestellt werden können, so hat er doch den Nagel auf den Kopf getroffen und wir legen sein Buch aus den Händen, indem wir sagen: Plauditae, amici! W.

Mannichfaltigkeiten.

In der illustrirten Wiener Theaterzeitung wird berichtet, daß dem Violinvirtuosen Ernst, welcher sich gegenwärtig in Wien befindet, ein brillanter Antrag zu einer Kunstreise nach Amerika gemacht worden sey. Einer der reichsten Nordamerikaner, Namens Mr. Doodle, der, beiläufig gesagt, über dreißig Millionen Dollars besitzen soll, soll Ernst nach New-York eingeladen und ihm für einen Aufenthalt von drei bis vier Monaten eine sichere Einnahme van 100,000 Dollars garantirt haben. Sollte sich Alles so verhalten, so wäre Hrn. Ernst zu rathen, der Einladung zu folgen; denn in Europa hat die Virtuosität ziemlich aufgehört, eine Goldgrube zu seyn, es sey denn noch für einige seltene und vom Glücke besonders begünstigte Sängerinnen. Indeß wäre es nicht unmöglich, daß die genannte Theaterzeitung falsch unterrichtet ist.

(Hannover, 11. Sept.) Der nachstehend erzählte Vorfall ist hier stadtkundig. Einsender berichtet ihn mit Hinweglassung der Personen- und Ortsnamen; denn nur um der Sache willen verdient der Vorfall Erwähnung, der als Beitrag zur Geschichte des Duellwesens seine Bedeutung und in Betracht der Ansichten, die sich über die Ausgleichung von Ehrenhändeln in heutiger Zeit immer fester stellen, ohne Zweifel ein mehr als örtliches Interesse hat. Auf einer dem Betriebe noch nicht eröffneten Strecke einer hannover'schen Eisenbahn fand eine Inspectionsfahrt statt. Zu diesen Inspections- oder Probefahrten sollen andere Personen als die dabei Betheiligten (Beamte, Techniker u. s. w.) nicht zugelassen werden. Ob ein öffentliches Verbot in dieser Beziehung besteht, weiß Referent nicht; es ist auch gleichgültig, da es in der Natur der Sache liegt, daß Probefahrten nicht für das Publikum bestimmt sind und schon wegen des damit verbundenen größern oder geringern Risicos nicht bestimmt seyn können. So viel ist gewiß, daß es den Bahnbeamten bei eigener Verantwortlichkeit nicht erlaubt ist, Privatpersonen bei Probefahrten zuzulassen. Ein Mitglied der Eisenbahn-

Digitized by Google

Direktion, welchem die Leitung der vorerwähnten Inspectionsfahrt oblag, bemerkte aus einiger Entfernung, daß ein ihm unbekannter Herr in Civilkleidung kurz vor der Abfahrt in einen der Waggons einstieg, und ließ ihm durch einen Unterbeamten anzeigen, daß die Mitfahrt bei diesen Zügen nicht erlaubt sey. Der Fremde, welcher auf sein Ansuchen durch einen der untern Bahn-Beamten zugelassen war, stieg, ohne etwas zu erwiedern, wieder aus, sandte aber am folgenden oder nächstfolgenden Tage dem Direktionsmitgliede eine schriftliche Herausforderung zum Duell auf Pistolen. Es ergab sich, daß er ein Offizier außer Dienst sey. Der Geforderte schrieb zurück, daß er dieser Provocation nicht Folge leisten könne, da er nur in Gemäßheit seiner Dienstvorschrift gehandelt habe, von der Absicht einer persönlichen Beleidigung also deshalb, wie auch aus dem Grunde keine Rede seyn könne, daß er ihn (den Gegner) weder seiner Person, noch seinem Namen nach kenne oder gekannt habe. Der Offizier erwiederte, wiederum schriftlich, er finde hier nur den Muth zur Beleidigung, nicht auch den Muth, Genugthuung zu geben; er gebe seinem Gegner acht Tage Frist, um sich einen Secundanten zu wählen. Der Geforderte überreichte nunmehr die gewechselten Briefe, nebst einer Darstellung des ganzen Hergangs, seiner vorgesetzten Behörde (dem Ministerium des Innern), in Folge dessen kam die Sache zur kriegsgerichtlichen Untersuchung, und das General-Kriegsgericht hat in diesen Tagen gegen den Offizier auf 14tägige Haft erkannt. Zugleich ist letzterem, auf Befehl des Königs, das Recht entzogen, ferner die Armee-Uniform zu tragen, eine Bestimmung, die jedoch nur darin ihren Grund haben kann, daß der Offizier von der bestehenden Verordnung abgewichen war, wonach die Erlaubniß zur Anlegung der Armee-Uniform auch die Pflicht einschließt, dieselbe stets zu tragen.

Am letzten Tage des Monats Juli starb zu Greifswald Carl Riefstahl, nach kurzem Krankenlager, an einer Hirnentzündung. Im letzten Winter machte er eine Kunstreise nach Rußland; sein Violinspiel fand in St. Petersburg so viel Anerkennung, daß er zum kaiserl. russischen Konzertmeister ernannt wurde; er kehrte froh und wohl nach Deutschland zurück, eilte nach Greifswald, um sich mit der Tochter eines geachteten Universitätslehrers zu verbinden; am 16. Juli fand die Verlobung statt, wenige Tage darauf — das Begräbniß des Verlobten. — Riefstahl war einige 30 Jahre alt und aus Mecklenburg, wenn wir nicht irren, aus Rostock gebürtig. Seinen musikalischen und sonstigen Lebenslauf und Bildungsgang kennen wir nicht genau; vielleicht, daß sein langjähriger Freund Carl Gutzkow mehr und Näheres darüber weiß und es mittheilt, wenn er den Tod Riefstahl's erfährt. Als Virtuose gehörte Riefstahl zu jener Klasse von Künstlern, die zu Hause, zwischen ihren heimischen vier Wänden, vor einigen Freunden und Kennern Vortreffliches leisten, im Konzertsaal und Theater, vor einem großen Publikum, aber stets so beklommen sind, daß sie nie Das erreichen können, wozu sie technisch und geistig vollkommen befähigt sind. Riefstahl war ein trefflicher Quartettspieler, ein sehr guter Konzertmeister, ein gebildeter, urtheilsfähiger Künstler und Mensch, aber zum Virtuosen fehlte ihm Selbstvertrauen und Sicherheit. Innigst beklagen Viele seinen frühen Tod. (Hamb. C.)

Das nächste Vaudeville im Theater an der Wien wird „das Blumenmädchen" seyn, worin Herr und Madame Beckmann auftreten.

Korrespondenz.

Schweinfurt, 16. Sept.

In unserer Stadt besteht bereits über ein Decennium eine Gewerbschule mit zweien Kursen, und hat seit dieser Zeit, was allgemein anerkannt ist, Ersprießliches geleistet. Zur Abrundung und Vervollständigung des Unterrichtes war jedoch ein weiterer dritter Lehr-Cursus Bedürfniß und Wunsch eines Jeden, welcher für die Anstalt sich interessirte. Die Realisirung dieses Wunsches ist etwas näher gerückt. Als nämlich am 25 Aug. — unserem Königstage — die Freudenbotschaft durch das Land erscholl, es sey unserem Kronprinzen ein Prinz geboren worden, und allgemeiner Jubel diese Nachricht begrüßte, hatte der Rector der hiesigen Gewerbschule, unser gesinnungstüchtiger Juch, hieraus eine Veranlassung genommen, zur Feier dieses freudigen Ereignisses eine Stiftung vorzuschlagen, welche, den Namen des Thronerben tragend, dazu bestimmt seyn solle, aus ihren Erträgnissen einen dritten Cursus an der Gewerbschule zu begründen. Der Vorschlag fand allgemeine Acclamation. Es wurden sofort Listen in Umlauf gesetzt, welche alsbald mit zahlreichen Unterschriften bedeckt waren. Noch sind die Subscriptionen im Gange, und sie werden, da sich jeder Einwohner auch mit den kleinsten Beiträgen dabei betheiligen kann, genügenden Beweis liefern, daß die patriotische, segensreiche Zweck der Stiftung die willigste Anerkennung findet. Möge sie recht bald zu Stande kommen und dadurch unserer Stadt die volle Segnungen eines Instituts zu Theil werden, welches sie in der nöthigen Ausdehnung inmitten ihrer commerciellen und industriellen Bedeutung nur zu lange schon entbehrte. #

Darmstadt, 17. Sept. — (Eingesendet.)

In dem aus Darmstadt in Nro. 256 der Didaskalia enthaltenen Korrespondenzartikel, die Mangelhaftigkeit des hiesigen neuen Realschulbau's betreffend, ist der zu fl. 15,000 angegebene Schaden durch mangelhafte Maurerarbeit dahin zu berichtigen, daß derselbe die unbedeutende Summe von 2 bis 300 Gulden betragen wird. Vorläufig glaubt man dieses dem sich für die Sache interessirenden Publikum zur Beruhigung mittheilen und weiter bemerken zu müssen, daß dieser auf Unwahrheit beruhende Artikel durch eine bereits eingeleitete Untersuchung der betreffenden oberen Staatsbehörde seine actenmäßige Erledigung finden wird. Angemessen dürfte es daher seyn, Urtheile über diese Sache bis dahin zu suspendiren.

Cirque de Paris

der Herren

P. Cuzent et Lejars.

Die gestrige Leistung der Künstler war wieder sehr vollkommen, die Costüme neu, die komischen Scenen höchst ergötzlich und die Uebungen der Schulpferde erregten laute Bewunderung. Der Circus war von einer unübersehbaren Menschenmenge erfüllt und die vornehmsten Stände waren vertreten. — Die gestrige Vorstellung war von Sr. königl. Hoh. dem Prinzen von Preußen beehrt, der sich sehr günstig über die Leistung der Gesellschaft aussprach.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 259:

Wasserhose.

Theater-Anzeige.

Freitag, 19. Sept. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini. (Gastrolle) Figaro: Hr. Scharpff, vom Theater zu Mainz.

Samstag, 20. Sept. (Zum Erstenmale): Eines Hochzeittags Fatalitäten, Lustspiel in 2 Abth., von Dr. W. Adel. Hierauf folgt: Die Landpartie nach Königstein, Local-Skizze in 1 Act und 4 Tableaux.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 261. Sonntag, den 21. September 1845.

Haß bis zum Tode.

Seenovelle, dem Französischen des G. de la Landelle frei nacherzählt von Eduard Lehmann.

(Schluß.)

Im Hospitale zu Saint-Denis wurde Fargeolles in einem der Krankensäle, Julius aber in einem besondern Zimmer untergebracht. Jeder von ihnen konnte glauben, daß sein Feind auf dem Schiffe geblieben sey.

In der That trat in Fargeolles' Befinden alsbald eine merkliche Besserung ein.

Was Julius betraf, so fantasirte er zwar nicht mehr, aber seine Kräfte waren durchaus erschöpft. Er hatte starkes Herzklopfen und heftige Schmerzen im Gehirn. Seine Lebenstriebe schienen völlig aufgerieben zu seyn.

Gaussard und Papillon hatten die Erlaubniß erlangt, auch fernerhin Krankenwärterdienste bei Renaud versehen zu dürfen. Sie theilten diese Sorge mit einer barmherzigen Schwester, die sich lebhaft bemühte, aus dem Herzen des Kranken den Haß zu verbannen, welcher ihn dem Tode überlieferte.

Julius Züge überflog ein leichtes Lächeln, das seinen Dank ausdrückte; dann zogen sich seine Augenbrauen zusammen und sein Kopf fiel auf das Kissen zurück.

Papillon fühlte, daß es gegen dies furchtbare Seelenleiden nur ein einziges Mittel gab. Er eilte zur Wohnung des Herrn von Rizière.

Schon hatte sich das Gerücht von der traurigen Katastrophe auf der Insel verbreitet.

Als der Schiffsjunge im Hause des Kolonial-Administrators erschien, konnte er kaum vor den vielen Fragen, mit denen Herr von Rizière und Antonina ihn bestürmten, zu Worte kommen.

„Kommen Sie schnell, Fräulein, meinen armen Herrn zu sehen," versetzte er endlich; „versuchen Sie, ihn zu beruhigen, zu trösten. Ach, mein armer Herr liegt im Hospitale, hülflos dem Tode verfallen!"

Papillon vermochte nicht weiter zu reden. Schluchzen erstickte seine Stimme.

Antonina wandte sich zu ihrer Mutter, als hätte sie sagen wollen: „Sehen Sie, Madame, das ist Ihr Werk!"

Dieser stumme Vorwurf bewies, daß die Liebe des jungen Mädchens zu Renaud über alle feindlichen und widerstrebenden Einflüsterungen und Empfindungen endlich den Sieg davon getragen hatte. In Thränen aufgelöst, bat sie Herrn von Rizière, sie doch zu Demjenigen zu geleiten, welchen sie nun laut und frei ihren Verlobten nannte.

Frau von Rizière machte nicht die leiseste Einwendung. Die bedauernswerthe Frau empfand die aufrichtigste Reue über das Vergangene. Sie nahm Papillon bei Seite.

„Und Herr Fargeolles?" fragte sie zögernd.

„Herr Fargeolles?" entgegnete der Schiffsjunge rauh, „o, der liegt im Saale, Numero Eins! Möge der liebe Gott die Mannschaft vor seiner Genesung bewahren!"

Papillon, der Kolonial-Administrator und Antonina machten sich nach dem Hospitale auf den Weg. Frau von Rizière folgte ihnen in einiger Entfernung nach.

Ein kalter Schauder durchrieselte die Glieder des jungen Lieutenants, als Antonina zu ihm in's Gemach trat.

„Verzeihung, mein Fräulein," sagte er mit schwacher Stimme; „Sie kommen, um mir wegen meines Ungehorsams und meiner Abreise von Bourbon Vorwürfe zu machen!"

„Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, Herr Renaud; ich komme nur, um Sie zu sehen und zu trösten."

„Gut, gut, Fräulein!" flüsterte Gaussard Antoninen zu; „nur so weiter im Text; Sie allein können ihn retten!"

„Sie sind jetzt am Lande, Herr Renaud," sagte der Administrator; „haben Sie nur gute Hoffnung. In Ihrem Alter erholt man sich schnell."

Der Offizier lächelte schmerzlich.

Antonina fühlte, was dies Lächeln sagen sollte.

„Wie!" rief sie aus, „Sie haben keine Hoffnung mehr? . . . Aus Liebe zu mir, Julius, fassen Sie Vertrauen und Hoffnung! Hören Sie meine Bitte; ich beschwöre Sie darum! . . . O mein Gott, mein Gott! Nimm uns doch in Deinen Schutz! Sey uns gnädig und barmherzig!"

Die barmherzige Schwester neigte sich von Zeit zu Zeit über den Sterbenden hin; sie sah, daß seine Todesstunde nahe war. Sein Puls schlug unregelmäßig und kaum noch fühlbar. Endlich beschloß die fromme Schwester noch einen Versuch zu wagen, indem sie sich zu Antonina wandte:

„Suchen Sie ihn, mein Fräulein, zu bewegen, seinem Hasse, seiner Rache zu entsagen; wenn Sie irgend einige Gewalt über ihn haben, suchen Sie sein Widerstreben zu bekämpfen. Wenn Gott seinen Segen dazu giebt, so kann die Ruhe der Seele die Genesung des Körpers herbeiführen."

Der Arzt bestätigte diese Worte.

Jetzt hatte einer jener rührenden Auftritte statt, welche sich unmöglich mit Worten schildern lassen.

Antonina sank flehend vor Julius nieder; sie beschwor ihn unter einer Fluth von Thränen, seiner finstern Idee von Haß und Rache zu entsagen, die ihn quälenden Gedanken an die Vergangenheit zu verbannen, und sein Herz milderen Empfindungen, seiner würdigeren Gefühlen zu öffnen. Sie sprach mit solcher inniger Wärme, mit so himmlischer Milde und Sanftmuth, mit so hinreißender Begeisterung, daß alle Anwesenden bis zu Thränen gerührt waren.

Endlich erhob sich Juli besiegt von so innigen und zärt-

Digitized by Google

lichen Bitten, auf seinem Lager, so viel es ihm seine Schwäche gestattete; er stieß einen lauten Schrei aus und sagte:

„Ich verzeihe!"

Der Geistliche trat ein. Man ließ ihn mit dem Kranken allein.

Unterdessen hatte Frau von Rizière sich entschlossen, ihrerseits den beiden Kranken ebenfalls einen Besuch zu machen.

Zuerst bei Fargeolles eingeführt, hörte sie ihn Julius in höchster Wuth verfluchen und verwünschen. Frau von Rizière, welche, ungeachtet ihrer Koketterie, von Natur gut und gefühlvoll war, fühlte sich empört durch die Bosheit, Grausamkeit und Niedrigkeit der Gesinnung, welche sich in den Reden des Fähndrichs kundgab. Sie erhob sich voll Unwillen und verließ den Saal, um ihre Tochter in Renaud's Zimmer aufzusuchen.

Nach der Entfernung des Priesters hatten sich Alle dem Lager des Lieutenants wieder genähert.

„Ich habe verziehen! Es ist gut! Ich bin zufrieden, denn ich sterbe!" sagte dieser. „Lebe wohl, Papillon! Lebe wohl, Gaussard! Leben Sie wohl, Herr von Rizière! Und Sie, Antonina, leben Sie wohl, auf ewig wohl! Ich werde wenigstens den einen meiner Schwüre gehalten haben, den Schwur, Sie bis zum letzten Hauche meines Lebens zu lieben!"

Renaud senkte den Kopf und blieb bewegungslos. Antonina, vor Schmerz außer sich, wurde von ihren Angehörigen aus dem Zimmer geführt.

„Todt! Todt!" rief Gaussard laut jammernd aus, wie ein Wahnsinniger, das ganze Hospital durcheilend.

Vor Fargeolles' Bette stand er still, indem er mit wilder Stimme und drohender Gebärde zu ihm sagte:

„Er ist todt, hören Sie; todt!"

„Fluch und Verdammniß!" brüllte der Fähndrich. „Er ist todt, aber nicht von meiner Hand getödtet!"

Bei diesen Worten sprang er auf, und stellte sich kerzengrade auf dem Bette in die Höhe.

Der alte Matrose wich entsetzt zurück.

In demselben Augenblicke stürzte Fargeolles, von einem Blutsturz befallen, todt zu Boden.

Gaussard stand wie versteinert.

Einige Minuten hatte er so dem ganz blau gewordenen Leichnam gegenüber zugebracht, als Papillon in ganz freudiger Hast zu ihm hereinstürmte.

„Vater Gaussard, Vater Gaussard!" rief er aus, „verzweifelt nicht! Herr Renaud lebt noch. Es war nur eine starke Ohnmacht! Fräulein Antonina ist auch zu ihm zurückgekehrt! Ich war es, der ihr die frohe Nachricht brachte!"

„Ach!" rief der alte Mastklimm freudetrunken aus, „er lebt also, lebt also wirklich! Ich habe es ja immer gesagt: Es giebt einen guten und gerechten Gott da oben!"

Frau von Rizière lag vor Renaud's Bette auf den Knieen, bemüht, dessen kalte Hände in den ihrigen zu erwärmen.

„Leben Sie, Lieutenant! Leben Sie!" rief Gaussard, die Thüre öffnend, aus. „Der Andere ist todt, mausetodt!"

Julius schlug die Augen ein wenig auf. Er hatte feierlich verziehen, weil er bald zu sterben glaubte; aber er hatte nur eingewilligt, zu sterben, nicht zu leben ohne Haß. Von nun an konnte er auch dieses. Gaussard's Botschaft schien eine furchtbare Last von seinem Herzen abzuwälzen, seine Brust hob sich freier, er athmete leichter.

Antonina stand neben ihrer Mutter, welche ihre Hand ergriff und sie, wie zum Verein, in Renaud's Hand legte.

Eine leichte Röthe färbte die Wangen des jungen Mannes, den neues Leben zu durchströmen schien.

Thränen der Freude und der innigsten Zärtlichkeit erglänzten in Aller Augen.

— — — — — — — — — — —

Einige Monate später wohnte der Oberbefehlshaber der „Sprö-den", Herr von Kergal, der Vermählung des Schiffslieutenants Julius Renaud mit Fräulein Antonina von Rizière als Brautführer bei. Desbagues, nunmehr zum Schiffsfähndrich ernannt, bekleidete das gleiche Ehrenamt bei dem überglücklichen Bräutigam.

Gaussard, Papillon und die ganze Besatzung machten, um den Ehrentag ihres geliebten Lieutenants so würdig als möglich zu feiern, zahllose Thorheiten und Schwänke aller Art, und der alte Rechnungsagent, der noch immer den Geschmack an Witz- und Wortspielen nicht verloren, glaubte seinerseits seine innige Freude und Theilnahme an dem Glücke der Neuvermählten nicht besser ausdrücken zu können, als indem er bei Gelegenheit des Hochzeitmahles nicht weniger als hundert und ein Calembourg vom Stapel laufen ließ.

Mannichfaltigkeiten.

In mehreren auswärtigen Blättern liest man Berichte über das Gastspiel der Jenny Lind in Frankfurt a. M., welche mit dem von uns ausgesprochenen Urtheil übereinstimmen. So bemerkt die Kasseler Zeitung: Frankfurt a. M. Noch etwas aus den Freuden der letzten Woche. Sie sind in zwei Worten gesagt: Jenny Lind. Ich habe sie zwei Mal gehört, und bin bezaubert von ihr, so daß ich von dem „Lindfieber" mich schwerlich ausschließen darf. Man denke sich keine große brillante Sängerin unter ihr — aber den höchsten Grad jungfräulicher Zartheit und Lieblichkeit im Gesang und Spiel. Ihre Stimme ist besonders in der Höhe hinreißend, ihr Vortrag wahrhaft künstlerisch und edel — so entfernt von Berechnung oder Koketterie, so treu und zart, daß man die Theatersängerin ganz vergißt. In der Nachtwandlerin hat sie so zum Herzen gesungen, daß man Thränen der Freude und des Schmerzes in den verschiedenen Scenen mit ihr weinen mochte. Die Norma scheint mir weniger ihrem Genre zu entsprechen; obwohl sie herrlich gespielt und, besonders in den Stellen, wo weniger die Leidenschaft des verletzten Gefühls als der Schmerz über die Täuschung hervortrat, höchst ergreifend gesungen hat. Sie ist für die Norma zu zart, zu lieblich und anmuthig, sie singt dabei so schön, daß man ihr nicht den Vorwurf, sich nicht in die Norma eingelebt zu haben, machen und vielmehr der Norma wünschen möchte, der Jenny Lind sich zu fügen. In der Nachtwandlerin dagegen vermißt man ganz und gar, daß die Sängerin und ihre Rolle zwei verschiedene Wesen sind; so soll es auch mit der Agathe im Freischütz gewesen seyn.

(Gießen, 15. Sept.) Seit kurzem beschäftigt eine literarische Erscheinung ungewöhnlicher Art die hiesige Bevölkerung, nämlich ein harmloses Produkt des Gießener Volkswitzes. — „Der Spenglermeister Bimbächer" ist der Titel einer recht anziehenden Lokal-Posse. Das Hauptverdienst des Werkchens, welches von Hand zu Hand geht, und mit gleichem Interesse von Personen aller Stände gelesen wird, besteht außer der trefflich copirten Sprache, in der wohlgelungenen Verkettung von Albernheiten und der oft gehäuften witzigen Beziehungen, welche freilich die Handlung manchmal verzögern und schleppend machen. Dabei ist die Posse frei von allen Plattitüden und Unsauberheiten, wie man sie oft in Produkten ähnlicher Art findet. Das Ganze ist in fünf Bilder eingetheilt, von denen jedes mit einer recht gelungenen Federzeichnung illustrirt ist. Der ungemein billige Preis hat ohne Zweifel viel zur Verbreitung des Werkchens beigetragen und dürfte dasselbe auch für auswärtige Freunde einer heiteren Muse nicht ohne Interesse seyn.

Die Hauptbauten, welche zur Zeit in Paris im Werke sind, finden wir in einem dortigen Blatte folgendermaßen angegeben:

Digitized by Google

Man pflastert die Quais und Brücken; man baut Notre-Dame, die Saint-Chapelle und Saint-Germain-l'Auxerrois aus; man baut Rue d'Ulm, einen Palast für die Normalschule; man vollendet die Verschönerungen des Luxembourg; man baut Place du Pantheon, ein großes Gebäude für die Bibliothek Sainte-Geneviève; man errichtet ein neues Amphitheater in der Ecole des Beaux-Arts; man vollendet Rue des Saints-Peres, eine neue Schule der Brücken und Wege; man beendet den Bau der allgemeinen Archive des Königsreichs, ferner den Bau des Bahnhofes der Nordbahn, der Rue Rambuteau und der Rue de Constantine; man baut das Conservatorium der Künste und Gewerke aus; man öffnet die neue Rue de la Banque; man vollendet die Vergrößerung von Saint-Philippe-du-Roule; man vervollständigt Saint-Denis du Saint-Sacrement; man restaurirt den Pont de la Tournelle; man beendigt den neuen Quai von Austerlitz; man fängt die Vergrößerung und Isolirung des Justizpalastes und den Bau des Palastes für das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten an; im Dome der Invaliden erhebt sich das Mausoleum für Napoleons Asche; im Louvre und in den Tuilerien wird gleichfalls gebaut und fast an allen Kirchen sind Verschönerungen und neue innere Verzierungen im Werke. (Mainz. Unterhaltungsbl.)

In Hamburg hat eine neue Wochenschrift begonnen: „Das Blatt für Arbeiter", redigirt von Christern. Die erste Nummer enthält eine Einleitung über Tendenz des Blattes, einen Artikel über Communismus und eine populäre Lebensbeschreibung von Zschokke. Das Unternehmen wird von der „Neuen Hamb. Ztg." den Gewerbtreibenden angelegentlich empfohlen.

In den elyseischen Feldern zu Paris wird ein Wintergarten eingerichtet, der zwei Millionen Pflanzen enthalten soll.

In der „Allg. Mus. Zeitung" liest man einen durchgreifenden, mit Notenbeispielen begleiteten Artikel über die von dem Instrumentenmacher Hrn. Heckel in Biebrich verbesserte Clarinette. Bei dem zunehmenden Aufschwung dieses beliebten Solo-Instrumentes dürfte hiermit eine Hindeutung auf jenen Artikel Vielen willkommen seyn. Noch bemerkt jener Aufsatz, daß Hr. Heckel auch die Fagotte nach der neuen Schule von Almenräder verfertigt hat, und daß beide Instrumente, Clarinette und Fagott, nach den Urtheilen competenter Richter, vortrefflich geheißen werden. Aus neueren Quellen wissen wir aber, daß Hr. Heckel einen Vorrath dieser neu construirten Instrumente besitzt. Man kann sich also von deren Werth nun praktisch überzeugen.

Das „Repertorium für Musik" (von Hirschbach redigirt), das sich bekanntlich durch kritischen Terrorismus auszeichnet, sagt unter Anderm von Esser's neuester Oper: „die zwei Prinzen" *), nachdem es dieselbe ungewöhnlich gnädig beurtheilt hat: „Doch hat die Fähigkeit unseres Componisten ihn aus den meisten Schlingen glücklich gerettet und er steht in der Behandlung des Textes und der Musik unendlich höher, als z. B. der Schmierer Balfe, oder der leichtfertige Adam und der Fabrikarbeiter Donizetti, die doch ähnliche Texte bearbeiten" u. s. w. Zum Schluß dieses Aufsatzes heißt es: „Am allerwenigsten gefiel uns das Lied des Simnel, es erscheint uns als eben solche Flickerei, wie das unglückliche Zaarenlied in Lortzing's „Zaar und Zimmermann". (?!) Wir wünschen von Herzen der Oper Verbreitung in den deutschen Gauen; sie ist es würdiger, als manches üble französische Produkt, was auf unsern Bühnen die Runde gemacht hat."

Ein Correspondent in „Lewald's Europa" sagt bei Besprechung einer Aufführung der Oper „Stradella" in Berlin unter Anderm: „Der junge Componist, der seine Studien in Paris gemacht und auch dort seine ersten Sporen verdiente, hat den melodischen Lockungen der neuen französischen Musik, dem süßen Nervenreiz Auber's, der aus dem ganzen Leben einen lieblichen Tanz macht, und selbst die Dämonen der Revolution und der Weltgeschichte salon- und ballfähig zuzustutzen gewußt hat, nicht widerstehen können. So entstand ganz nach diesem Zuschnitt seine erste Oper, die wenig originale Erfindungskraft, aber hübsche musikalische Sentiments, anmuthige Einfälle, und, bei allem Streben nach pikanter Manier, doch einen unschuldigen, harmlosen und unverdorbenen Sinn, ein reines Herz in der Kunst, aufzeigt. Dem französischen Musikideal, welchem der junge Componist nachstrebt, hat er freilich in dieser Oper keineswegs genug gethan. Sonst hätte er diese kleinen, allerliebsten Teufel von Tönen, wie sie in der französischen Schule an der Tagesordnung sind, noch bei weitem springender machen, noch kecker zureiten und in noch sausenderen Galopp bringen müssen. Aber der Componist zeigte sich nämlich darin als Deutscher, und sogar als ehrlicher Mecklenburger, daß er ein gemüthliches Maß zu halten strebte, und alle eleganten und gefallsüchtigen Schnurrpfeifereien zuletzt doch in innerliche Gefühls-Intentionen mit redlichster Absicht auflösen wollte. So ist der Schluß seiner Oper, wo die liebenswürdige und Alles bezwingende Sängernatur Stradella's selbst die Banditenherzen bekehrt, durchaus gemüthvoll, sentimental und sogar fromm geworden, fromm freilich in dem Sinne, in dem man neuerdings das religiöse Element, in Kirchengesängen, Prozessionen u. dgl. mehrfach zu Opern-Effekten brauchbar befunden. Flotow, der Karnevals-Aufzüge, venetianische Serenaden und alle möglichen Ballets in seiner Oper aneinander gereiht hat, konnte sich auch eine kirchliche Prozession nicht entgehen lassen."

Man liest in „Lewald's Europa" in einem Berichte aus Baden: „Moscheles gab ein besuchtes Konzert. Man bekam nur gute Musik zu hören, und das war die Ursache, daß Einige im Publikum ihre Rechnung nicht dabei fanden. Würde er irgend eine Oper vorgenommen haben, die jetzt auf dem Repertoire steht, und die Motive, die in allen Ohren wiedertönen, durch einander geworfen und umschrieben, dann wie in einer Berserkerwuth auf den Tasten hin und her geschlagen haben, daß die Zuhörer betäubt, halbtodt, da gesessen wären, dann würde der Jubel freilich ohne Ende gewesen seyn. So will es die Zeit; wir wissen nicht mehr, was man von dem friedlichen Instrumente eigentlich erwarten sollte; wir verkennen den Charakter der Kammermusik; die langweilige Zeit will Aufregungen, sonst schläft sie ein. Alles, was hervorgesucht wird, soll ja nur dazu dienen, ihr den Schlaf zu verscheuchen, und während die Tasten von Diesen stürmisch geschlagen werden, schlafen die Andern wirklich eines sanften Schlafes."

Korrespondenz.

Worms, 17. Sept.

Zu so manchem Rühmlichen, was in neuerer Zeit bei uns in's Leben gerufen wurde, ist nun auch eine für unseren Handwerksstand höchst wichtige und für das gesammte Publikum sehr bequeme Anstalt, eine mit einer Vorschußkasse verbundene Gewerbhalle getreten. Die Idee zur Errichtung derselben ging von der hiesigen Lokalsection des großh. hessischen Gewerbvereins aus, welche, gestützt auf die Erfahrungen anderer Städte, in einer solchen Anstalt das wirksamste Mittel erkannte, unserem großentheils mittellosen, aber geschickten und fleißigen Handwerkerstande die Früchte seines Fleißes unverkümmert zuzuführen und ihn auf diese Weise vor der entmuthigenden Abhängigkeit zu schützen, in welche der arme, von Nahrungssorgen gequälte Handwerker, seinen wohlhabenden Standesgenossen gegenüber, gewöhnlich verfällt, eine Abhängigkeit, welche, da sie seinen Verdienst oft über das Maß verkürzt und ihm alle Anerkennung seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit in der Regel vorenthält, ihn mit Unlust zu seinem Gewerbe erfüllt und ihm die Mühe verleidet, sich in demselben zu vervollkommnen. Gebührt daher der Lokalsection für ihr Bemühen, diesen Uebelstand zu heben, alle Anerkennung,

*) In München mit entschiedenem Beifall gegeben.

Digitized by Google

so würde doch die Errichtung einer Vorschußkasse und einer Gewerbhalle für sie eine Unmöglichkeit gewesen seyn, und sie wendete sich deshalb mit einer Bitte um Unterstützung an die städtische Behörde, und diese, von der Zweckmäßigkeit einer solchen Anstalt bald überzeugt und stets bereit, alles Gemeinnützige kräftigst zu fördern, übernahm die Errichtung derselben aus städtischen Mitteln und läßt sie unter Mitwirkung der Localsection verwalten. — Seit dem ersten September ist die Anstalt nunmehr eröffnet und sowohl die Anzahl, Güte und Eleganz der darin ausgestellten Gegenstände, als die wirklich überraschende Theilnahme des kauflustigen Publikums (es wurden in den ersten Tagen schon gegen fl. 500 erlös't) sind der sprechendste Beweis, einmal, daß unsere Handwerker an Geschicklichkeit jenen anderer Städte größtentheils nicht nachstehen, und zum andern, daß eine Anstalt wie die gegenwärtige, welche den Käufern die möglichste Sicherheit für die Güte des Erkauften bietet, für Worms und seine wohlhabende Umgebung ein wahres Bedürfniß war. Wir theilen deshalb keineswegs die hie und da lautgewordene Ansicht, als würde die Anstalt für die Dauer hier nicht bestehen können, sondern sind im Gegentheile der Meinung, daß dieselbe, bei strenger Aufrechthaltung des von ihr angenommenen Grundsatzes, nur gute Arbeiten zur Ausstellung in der Halle zuzulassen, hier wahrscheinlich besser bestehen kann, als an andern Orten, wo die Errichtung von dergleichen Anstalten und deren Verwaltung mit weit größeren Kosten verbunden ist als hier, und wo dieselben mit Privatunternehmungen ähnlicher Art in Concurrenz treten müssen, von welchen sie in der Regel an in die Augen fallendem Luxus bei weitem überboten werden.

Darmstadt, 18. Sept.

Jenny Lind, die sehnlichst Erwartete, kam vorgestern hier an und nahm im Gasthause zur Traube ihr Absteigquartier. Wenn eine der würdigsten Repräsentantinnen der Muse des Gesanges reis't, so verdient sie an den Orten ihrer Einkehr nach Standesgebühr empfangen zu werden, und das Haus, welches sie jetzt bei ihrem Eintritt begrüßte, war von Hrn. Fritsch, dem aufmerksamen und verbindlichen Wirth, in geschmackvoller Weise zu ihrem würdigen Empfange vorbereitet worden. Erinnerungen an die Sontagszeit vom November 1827 tauchten dabei wieder auf, und man ließ sich diese retrograde Bewegung des Zeitalters gerne gefallen. Aber wehe und ach! schrieen die unglücklichen Nichtabonnirten, welchen nach Befriedigung des bedeutenden Einlaßkartenbedarfs von Seiten der glücklichen Abonnirten (diesen Privilegirten in Thalia's Tempel, zu deren Gunsten man Tage lang Listen auflegen läßt, um Vorausbestellungen entgegen zu nehmen) im günstigsten Falle nur die Hoffnung zu blühen schien, an der Schwelle des neuen Paradieses, in gepreßter Stellung, von der Glückseligkeit des Kunstabends in bescheidendemüthiger Weise profitiren zu dürfen. Schon gestern früh um 6 Uhr begann die Belagerung der Wohnung des Theaterkassiers, welcher sich in seinem Büreau gegen den gewaltigen Andrang kaum auf der Defensive zu erhalten und zu behaupten vermochte. Wer aus diesem Menschenknäul sich nach Verlauf von einer Stunde mit ganzen Kleidern und einem Logenbillet glücklich wieder herauszuwinden vermochte, der durfte sich schon zu den Bevorzugten des Tages zählen. Nach diesen Vorgängen war ein bis zum Erdrücken angefülltes Haus zu erwarten, und es schien fast, als solle unser sehr solid gebauter Kunsttempel heute die Feuerprobe der Festigkeit bestehen. Bald nach 5 Uhr ward die Gnadenpforte desselben geöffnet, an welcher, zu meinem Befremden, nur wenig Wartende in sehr ruhiger und sorgloser Haltung standen. Man trat in das Parterre wie an einem gewöhnlichen Theaterabend, und siehe, o herrliches Wunder der erhöheten Eintrittspreise! die bequemsten Plätze waren noch zu haben. Eine Dame z. B. legte zur Rechten ihren Hut, zur Linken ihren Arbeitsbeutel und vor sich ihren Regenschirm. Gut waren die Logen besetzt, und oben im Himmelreich, wo die Sonne des Kronleuchters strahlt, soll auch noch ziemlich Raum gewesen seyn. Endlich schlug die ersehnte Stunde, und die auf unserer Bühne längst acclimatisirte, schon vielfach aufgeführte Oper „Norma" begann mit der in das Ganze würdig einleitenden Ouvertüre, die auch dieses Mal ihre Wirkung nicht verfehlte. Diese und das Folgende schien man jedoch heute nur als Vorspiel des mit Ungeduld erwarteten Erscheinens der Norma zu betrachten, welche in der Person von Fräul. Lind heute einen ihrer schönsten Triumphe feiern sollte. Endlich schwebte die sehnlich Erwartete hinter den Coulissen hervor, begrüßt von dem donnernden Zuruf des Hauses, der gleichsam eine Anticipation ihrer zu erwartenden Kunstleistung war. Und das Haus hatte sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht: je weiter unsere Jenny Lind, von den Schwingen der Kunst und einer sinnvollen Begeisterung getragen, in der Entwickelung ihrer Rolle vorrückte, desto stürmischeren Beifall fand sie, und sie ward nicht nur während der Vorstellung zu wiederholten Malen, sondern auch am Schluß mit großem Applaus hervorgerufen. Wir haben stärkere und volltönendere Stimmen gehört; allein gleichwohl liegt in dem Gesang von Fräul. Lind ein Zauber, eine Grazie, welche nur einem besonders begünstigten Liebling der Musen eigen seyn kann. Natur und Wahrheit feiern in ihr auf der Bühne in der Oper ihre Auferstehung; sie hat beide emanzipirt von der Affectation und ihrem gespreizten Wesen; ihr Gesang, wie ihr Spiel athmen den reinen Geist des feinsten Kunstgeschmacks, der edelsten Darstellung und können selbst dem minder geübten Blick nicht entgehen. So hat sich Jenny Lind unserer Kunstwelt angekündigt, und so werden wir sie auch in den folgenden Vorstellungen weiter kennen und bewundern lernen. — Die bereits oben erwähnte Erfindung der erhöhten Eintrittspreise ist für unsere Bühne eine neue, und man würde vielleicht besser daran gethan haben, wenn man auf dieses außerordentliche Auskunftsmittel für eine glückliche Kassenspeculation ganz verzichtet hätte. Man sieht dergleichen Erfindungen hier nicht, was die leeren Bänke und Plätze im Parterre deutlich genug beweisen.

Bildel, 13. Sept.

Gestern hatten wir an hiesigem Orte einen unerwarteten Gast und in Folge dessen auch eine schöne Stunde geistigen Genusses. Der Vorstand der hiesigen kath. Reformfreunde hatte nämlich, nachdem derselbe dem in Frankfurt abgehaltenen und von Hrn. Dieronymi geleiteten Gottesdienste der dortigen Deutschkatholischen beigewohnt, die Freude, Letzteren am Nachmittage mit sich hierher zurückkehren zu sehen. Kaum war indeß die kleine Gemeinde in solcher Weise überrascht, als sie dem gefeierten Gaste gegenüber den Wunsch aussprach, sie mit einigem geistigen Zuspruch zu erfreuen. Zu dem Ende war schnell die Erlaubniß, den hiesigen Rathhaussaal benutzen zu dürfen, eingeholt und fast eben so schnell die Räume desselben mit Zuhörern aller Confessionen, denen der deutschkath. Mitbeuder gern Zutritt verstattete, angefüllt. — Nachdem Hr. Dieronymi herzliche Worte der Begeisterung gesprochen, verbreitete sich derselbe eben so klar, als bestimmt über die Grundlage und Aufgabe des Deutschkatholizismus. Der Redner wies zunächst in gehaltvollen Worten nach, wie Deutschkatholizismus und reines Christenthum durchaus dem Wesen nach nur identisch, die Hierarchie dagegen nichts Anderes sey, als ein Auswuchs jenes alten „Pharisäerthums", gegen welches schon der Stifter des Christenthums seinen Zeitgenossen gegenüber so lebhaft geeifert ꝛc. Ueber die Aufgabe des Deutschkatholizismus bemerkte der Redner unter Anderm, daß, während man von Seiten der Hierarchie den „Stillstand" und das Festhalten „mittelalterlicher Begriffe" (in letzteren liege die Wurzel ihrer Macht!) wolle, der Deutschkatholizismus — als Gegensatz zur Hierarchie — einem entgegengesetzten Prinzip, nämlich dem naturnothwendigen, gottgebotenen „Fortschritt" zu huldigen habe. Nach seiner Grundlage sey also der Deutschkatholizismus nichts Anderes, als lauteres Christenthum, reiner Katholizismus; aber auch zugleich nach seiner fortschreitenden Tendenz dem wahren Protestantismus nahe verwandt. Nachdem der Redner zuletzt noch Einiges über das Verhältniß des Deutschkatholizismus zum Protestantismus gesprochen und es namentlich als Verdienst der Reformation vor dreihundert Jahren erwähnt hatte, daß vielleicht durch sie allein jener geistige Stillstand oder Rückgang, wie er sich bei den schon vor Jahrtausenden hochgebildeten asiatischen Völkern in Folge des inneren und äußeren Despotismus gezeigt, abgewendet worden sey, schloß derselbe mit dem herzlichen Wunsche, daß die Glieder aller Confessionen in Liebe und Eintracht neben einander wohnen und Protestanten und Deutschkatholiken auf dem Grund des Evangeliums, als dem einzig sichern und wahren, weiter bauen möchten

---

Theater-Anzeige.

Samstag, 20. Sept. (Zum Erstenmale): Eines Hochzeittags Fatalitäten, Lustspiel in 2 Abth., von Dr. W. Adel. Hierauf folgt: Die Landpartie nach Königstein, Local-Skizze in 1 Act und 4 Tableaux.

Sonntag, 21. Sept. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Pamina: Fräul. Oswald, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart. (Gastrolle) Papageno: Hr. Scharpff, vom Theater zu Mainz.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 262. Montag, den 22. September 1845.

Die Kunst Schulden zu zahlen.

Motto: Ein Genie hilft überall!

Aeltern Gothanern ist sicher die Persönlichkeit des Regierungssekretärs Hartmann noch bekannt, aber auch die Jüngern werden von ihm wissen, denn die Tradition hat so mancherlei Schwänke und Possen von ihm zur Ergötzlichkeit der Nachwelt aufbewahrt. Indeß nicht blos in seiner Vaterstadt haben ihm seine Schwänke ein lustiges Andenken gemacht, auch andern Orts wußte man gegen das Ende des vorigen Säculi vom „tollen Hartmann!“ Lebten die alten Perüquen noch, die damals zu Wetzlar saßen und sich in pleno Reichskammergericht nennen ließen, sie würden eine gar ergötzliche Historie mittheilen können von dem G. H. Hartmann, der aus ihrem Gefängniß entwich; Weimar weiß eine lustige Anekdote von ihm, die ihm, dem Studenten, ein Stipendium von der Herzogin Amalie eintrug — wir wollen uns hier begnügen, einen Schwank mitzutheilen, dessen Hauptschauplatz Erfurt ist, einen Schwank, der am besten die Tollheit des tollen Hartmann beweisen wird, da er ganz prächtig den lustigen Herrn in die Kasematten des Petersberges bringen und ihm die Kassation eintragen konnte.

Erfurt, damals noch churmainzisch, wurde sehr häufig von den lebenslustigen Gothanern besucht, die dort eines Schauspiels genossen, das sie in Gotha nicht hatten und nicht haben konnten; in Erfurt wurden nämlich die Prozessionen noch mit altkatholischer Pracht und Feierlichkeit gehalten, und namentlich gehörte die Prozession am Frohnleichnamstage zu den Schauspielen, die stets eine bedeutende Anzahl von Zuschauern in die Stadt zogen. Wer indeß diese Prozession mit ansehen wollte, mußte am Tage vorher in Erfurt eintreffen, denn Abends vor dem Frohnleichnamsfest wurde die Festung gesperrt, die Thore geschlossen und für Niemanden geöffnet, bis zum Schluß der kirchlichen Feierlichkeit. Der Regierungssekretär Hartmann gehörte sonst zu den eifrigsten Besuchern dieses Festes, heute blieb er zurück, weil er — kein Geld hatte, was bei ihm nicht Ausnahme, sondern beinahe Regel war — und besuchte an dem Abend vor dem Feste, zu der Stunde, wo bereits die Thore Erfurts geschlossen waren, ein Gasthaus in Gotha, in dem er viele seiner nähern Bekannten traf. „Wie! Hartmann, Sie hier? Sie nicht in Erfurt?“ rief man staunend von allen Seiten. „Ich reise erst morgen früh!“ versetzte der tolle Hartmann. „Und warten vor dem Thore, bis die Sache vorbei ist!“ antwortete man ihm unter lautem Lachen. „Nein, ich wohne der Prozession bei!“ entgegnete der Regierungssekretär.

Man bestritt ihn, er blieb dabei unerschütterlich; man schlug ihm eine Wette vor, er acceptirte sie, noch eine, und dann noch eine, endlich hatte die ganze Gesellschaft um eine so bedeutende Summe mit unserm Hartmann gewettet, daß der arme verschuldete Regierungssekretär selbe nimmer hätte bezahlen können.

Man traute dem tollen Hartmann wohl einen tollen Streich zu, aber Allen schien es baare Unmöglichkeit, in die gesperrte, wohl verwahrte Festung hinein zu kommen.

Die Gesellschaft blieb bis nach Mitternacht zusammen, Hartmann der Vergnügteste von Allen; endlich, etwa um zwei Uhr Morgens, borgte sich Hartmann einige Thaler und ließ sich eine Extrapost holen.

Zum Erstaunen der Wettenden fuhr er wirklich ab.

Begleiten wir ihn!

Am hellen Morgen hielt die Postchaise vor dem gesperrten Thore Erfurts, und das weithinschallende Geläute der Glocken verrieth, daß man das katholische Fest in der Stadt feiere.

„Passirt halt vor Abend Niemand!“ antwortet der churmainzische Posten an dem verschlossenen Thore.

„Ruft mir euern Offizier!“ befiehlt Hartmann.

Der Offizier, ein artiger junger Mann, erscheint.

„Mein Herr Offizier,“ redet ihn Hartmann an, „lassen Sie mir das Thor öffnen, ich muß mit dem Gouverneur nothwendig sprechen!“

„Bedaure sehr, ich darf nicht!“

„Mein Herr, ich mache Sie verantwortlich für alle Folgen; ich bin der Regierungssekretär Hartmann von Gotha, und komme als außerordentlicher Kourier Sr. Durchlaucht des Herzogs.“

„Ich kann Sie doch nicht passiren lassen, Herr Kourier, aber ich werde eine Ordonnanz an den Herrn Gouverneur senden, der mag entscheiden!“

Die Ordonnanz geht ab, Hartmann unterhält sich eine ziemliche Weile sehr lebhaft mit dem Offizier, endlich erscheint ein Unteroffizier und bringt den Befehl, den Kourier Sr. Durchlaucht des Herzogs von Sachsen-Gotha einzulassen. Das Thorpförtchen öffnet sich, und Hartmann ist in Erfurt.

Etwas bang mochte dem lustigen Bruder doch seyn, als er nun von dem Unteroffizier, doch ohne Gewehr, nach der Citadelle, dem Petersberg, zu dem Gouverneur, dem churmainzischen General von Knorr, geführt wurde.

Hartmann war ein großer, schöner Mann, mit einem feinen, geistreichen Gesicht, alle seine Manieren waren die eines gebildeten Mannes, sein ganzes Wesen hatte etwas sehr Einnehmendes.

Se. Excellenz der General von Knorr hatten sich eben in große Gala geworfen, um der Prozession zu folgen, und so empfing er den Regierungssekretär Hartmann.

„Haben Sie Depeschen für mich von Ihres Herzogs Durchlaucht, Herr Sekretär, oder einen Auftrag?“ fragte der General den lustigen Hartmann, der, wie er nachher gestanden, in diesem Augenblick doch nichts weniger als lustig war.

„Excellenz,“ begann er, „in Ihrer Hand steht es, vertrauend auf Ihre Humanität, komme ich zu Ihnen, ich bin kein Kourier meines Herzogs!“

„Zum Teufel!“ fluchte der churmainzische General, „Sie haben

Digitized by Google

den Namen eines Kouriers gemißbraucht, ich werde Sie in die Kasematten legen lassen und an Ihre Regierung schreiben!"

„Das steht in der Hand Ew. Excellenz," erwiederte Hartmann, „Sie schicken mich in die Kasematten, Sie schreiben nach Gotha und ich werde kassirt, das wußte ich, Excellenz, und doch bin ich gekommen!"

„Sie sind mir ein sonderbarer Mann!" sprach der General, „sind Sie wirklich Regierungssekretär?"

„Nein, Excellenz, ich war es, denn wenn Sie mich einsetzen lassen und mich nach Gotha melden, so bin ich's gewesen, lassen Sie mich in die Kasematten führen."

„Aber sagen Sie mir, Mann," fragte die Excellenz, „was hat Sie zu dem tollen Streiche bewogen?"

„Sehen Sie, Excellenz," erwiederte Hartmann, „Regierungssekretär ist zwar ein hübscher Titel, aber die Mittel reichen nicht aus, wenn Jemandem, so wie mir, die Neigung zum Gutessen, zum noch besser Trinken, zu hübschen Frauen und heiterer Gesellschaft angeboren ist; Excellenz werden einsehen, daß bei solchen Anlagen, Naturfehlern, wenn Excellenz befehlen, dreihundert Thaler nicht ausreichen können!"

„Dreihundert Thaler sind allerdings wenig, aber," — sprach der General, der unwillkürlich Gefallen fand an dem Wesen unseres Hartmanns.

„Ja, Excellenz, wenn man nun kein Geld hat, aber dennoch gut essen u. s. w. muß, so muß man doch Schulden machen, Excellenz werden das sicher einsehen?" —

„Wohl, ich war auch einst ein verschuldeter Lieutenant, aber" —

„Ja, Excellenz, aber wenn Schulden machen schon eine schwere Kunst ist, so ist Schulden bezahlen noch viel schwerer, und ich muß bekennen, daß ich zwar im Schuldenmachen das Meinige geleistet habe, aber im Schuldenbezahlen ein jämmerlicher Pfuscher geblieben bin."

Der General mußte lachen, die drolligen Gestikulationen, mit denen Hartmann seine Rede begleitete, waren unwiderstehlich.

„Sehen Sie, Excellenz," fuhr dieser fort, „gestern Abend nun habe ich in die Kunst des Schuldenbezahlens gepfuscht, ich habe um eine sehr große Summe gewettet, daß ich heute in Erfurt der Prozession beiwohnen würde; gewinn' ich die Wette, so sind meine Schulden bezahlt, verlier' ich sie, so bin ich kassirt und ein Pfuscher. Eure Excellenz haben nun zu entscheiden, ob ich ein Meister oder ein Pfuscher seyn soll!"

Der General fand mehr und mehr Gefallen an der jovialen und doch den feinsten Anstand haltenden Redeweise Hartmanns, er mußte einen Mann bewundern, der so sprechen konnte, Angesichts der Kasematte und der Kassation er besann sich eine Weile und sagte dann:

„Kommen Sie, Herr Sekretär, begleiten Sie mich zur Prozession, Sie haben Ihre Wette gewonnen, und haben auf eine meisterhafte Art Ihre Schulden bezahlt!"

„Aber Excellenz!" rief der arme Hartmann, dem ein Stein vom Herzen fiel, „aber Excellenz werden Ihre Großmuth nicht auf halbem Wege stehen lassen, nein, schicken Sie Ihre Großmuth mit mir bis nach Gotha, d. h. verrathen Sie mich nicht!"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie nicht zu verrathen," rief der alte General lachend, „kommen Sie, Herr Sekretär!"

Nun öffnete Hartmann erst recht alle Schleußen seines Witzes und seiner Laune, und versetzte den General in eine so heitere Stimmung, daß dieser ihn bat aufzuhören, da er sonst nicht im Stande seyn würde, das vorschriftmäßige ernste Gesicht bei der Prozession zu machen.

Mit Staunen sahen die anwesenden Gothaner den Regierungssekretär Hartmann, den sie in Gotha glaubten, neben dem General v. Knorr der Prozession folgen.

Hartmann speis'te nach der Prozession bei der alten Excellenz, die ihn erst am dritten Tage mit größter Satisfaktion entließ, und ihn bat, sie öfters zu besuchen, was später auch geschehen ist.

Unterdeß waren, einen Tag früher als Hartmann, die Gothaner nach Gotha zurückgekehrt. Das Erste, was sie erzählten, war: „Denkt Euch, Hartmann war auch da, wie ist der hinein gekommen? Er ging mit dem Gouverneur hinter der Prozession!"

Man sagte ihnen von der Wette, man sagte ihnen, daß Hartmann erst am Morgen von Gotha abgereis't sey, es war ein Räthsel, denn getäuscht konnten sie sich nicht haben, hatte ihnen Allen Hartmann doch herablassend zugenickt.

Hartmann erhielt die bedeutende gewonnene Summe, aber er hütete sich wohl, zu erzählen, auf welche Weise er die Wette gewonnen. Erst viele Jahre nachher erfreute er seine Bekannten mit dieser Erzählung.

Frauentreue.

Sechs Jahre waren verflossen und noch hatte Margarethe Walters keine Nachricht von ihrem Gatten erhalten. Er war als Ostindienfahrer von Amsterdam gesegelt und die ostindische Compagnie konnte weder von dem Schiffe noch von der Mannschaft Kunde erhalten.

Einst, als die Frau trübsinnig am Fenster stand und zum Himmel hinaufblickte, weil sie auf Erden nicht mehr zu finden wagte, was sie verloren hatte, wurde sie von einem der Direktoren aufgefordert, in dem Bureau der Gesellschaft zu erscheinen.

Der Direktor empfing sie freundlichst und stellte ihr einen jungen Mann vor, dessen ganzes Wesen auf den ersten Anblick schon für sich einnahm.

„Dieser Herr hat einen Antrag an Sie, Madame", sprach der Direktor.

„Ich bin ein Freund Ihres Mannes", nahm der Fremde das Wort; „Sie kennen mich nicht, wohl aber ich Sie, und dies seit Jahren. Ich bewundere Ihre Tugend, bin ein redlicher, ein gerader Mann, — auch ein vermögender. Ich wünsche das Glück meines Lebens mit Ihnen zu theilen und der Vater ihrer beiden Söhne zu werden. Mein Antrag darf Sie nicht beleidigen; denn wohl weiß ich's, daß Sie darüber zur Zeit sich nicht entscheiden mögen, bis sie zuverlässigere Nachrichten von Ihrem Gatten, meinem Freunde, haben. Ich wünsche mir jetzt auch nichts weiter als Ihr Wort, daß Sie mein Anerbieten überlegen wollen. Bestätigt sich, was wir Beide befürchten, dann —" er ergriff ihre Hand, „dann bitte ich um Ihre bestimmtere Erklärung. Bis dahin aber überlassen Sie mir die Sorge für Ihr Wohl."

Margarethe erblaßte. Ohne ein Wort erwiedern zu können, wandte sie sich in's Nebenzimmer. Der Direktor ging nach einer Weile zu ihr. Er erinnerte sie an ihre Kinder; erwähnte, daß die Compagnie, wenn Sie diesen ehrenvollen Antrag verschmähe, Anstand nehmen dürfte, sie weiter zu unterstützen; — das arme, geängstigte Weib brach in einen Strom von Thränen aus.

„Hab' ich Sie so betrübt?" fragte der junge Mann, der nun auch hinzutrat, „nein, bei Gott, das wollt' ich nicht."

Mit möglichster Fassung und zarter Bescheidenheit erwiederte Margarethe: „Sie sind zu edelmüthig. Sie verdienen das schönste Glück der Liebe. Dies kann ich Ihnen nicht geben. Es müßte Sie betrüben, wenn ich Ihre Theilnahme, Ihre Liebe nicht mit voller Seele erwiederte, und das vermöchte ich doch nicht! Denn nimmermehr wird die Liebe zu dem Verlorenen in meinem Herzen erkalten. Ich würde mich nur zu oft in dem Anblicke meiner Knaben verlieren, die beide sein Ebenbild sind; — würde sorgsam dies Bild in allen seinen theuren Zügen aufsuchen, es mit Thränen benetzen, und — das würde Sie nur unglücklich machen.

Digitized by Google

Ueberdies gehört längst meine Sorgfalt nur meinen und seinen Söhnen, und darin dürften andere Pflichten mich nicht stören. Nein, nein, mein Herr, das kann nie anders werden, nie! das fühle ich so sicher, wie mein Leben. Ich ehre Ihre edle Gesinnung von ganzem Herzen; — nehmen Sie meinen innigsten Dank dafür hin, nur stehen Sie ab von Ihrem Antrage. Ich kann nicht anders!"

Darauf wandte sie sich an den Direktor: „Erlauben Sie, daß ich von nun an für meine Kinder allein arbeite; ich fühle mich stark genug dazu; — dael ich mir aber noch eine Bitte verstatten, so sey es die, daß die großherzige Compagnie ihee bisher mir geschenkte Wohlthat nun einer andern Wittwe zuwende. Ich und meine Kinder werden Ihre Großmuth nie vergessen."

„Nein, edle Frau!" rief in voller Bewunderung der Direktor. „Sie sollen nicht allein für Ihre Kinder arbeiten! — Für Sie ist gesorgt. Von Ihrem Manne kann ich Ihnen zwar keine Kunde bringen, allein so eben war ein Lootse vom Hafen bei mir. Ihres Mannes Schiff ist mit reicher Ladung von Batavia eingetroffen. Dieser Fremde hat es geführt. Ihr Antheil an dem Frachtgewinne und was die Compagnie für die geleisteten Dienste Ihres Mannes hinzufügt, beträgt 12,000 Gulden."

„Gott im Himmel!" rief Margarethe, „wie arm machst Du mich mit diesem Reichthume! ich sehe es nun zu deutlich, meine Hoffnung ist dahin, — meinen Gatten haben die Wellen verschlungen!" Sie sank auf einen Stuhl nieder.

Aber sie bemerkte nicht, wie eine der Seitenthüren sich öffnete, wie ein Mann in Seeuniform leise hereintrat und mit gefalteten Händen, die Augen voll Thränen der Wonne, sich ihr näherte. Jetzt erst, da er sie mit Wonne an seine hochklopfende Brust drückte, schlug sie die Augen wieder auf.

Es war ihr Gatte. Wer beschreibt ihre Gefühle?

Theiner's neuestes Werk.

Das lang erwartete Week, mit welchem Theiner seinen Beitritt zu der deutsch-katholischen Kirche, nachdem er ihr schon angehörte, auch wissenschaftlich oder wenigstens öffentlich vor der Kirche documentiren sollte, ist nun endlich erschienen. Es ist, soviel man aus dem Titel und der Ausführung bis jetzt ersehen kann, eine Rechtfertigung der reformatorischen Bestrebungen in der katholischen Kirche, durch eine Nachweisung der unheilbaren eingerissenen Mißbräuche, und der Unmöglichkeit, vom Papst und der gegenwärtigen römischen Priesterschaft einen vernünftigen Gottesdienst zugestanden zu erhalten. Theiner hat bekanntlich sein Pfarramt niedergelegt. Er wendet sich nun in Form eines Sendschreibens, dessen erstes Heft vor uns liegt („Die reformatorischen Bestrebungen in der katholischen Kirche. Ein Sendschreiben zunächst an die Gemeinden zu Polsnitz, Grüssau und Hundsfeld, dann zugleich an alle katholische Christen, denen die Offenbarung Jesu Christi als ewige und heilige Wahrheit gilt." Altenburg. Pierer. 118 S.) an seine früheren Pfarrkinder, um sich vor ihnen zu rechtfertigen. Mit einem mäßigen gelehrten Apparat setzt er die Mißbräuche und das unchristliche Wesen der von ihm verlassenen Kirche auseinander. Wir erfahren, daß er sich früher aller Polemik auf der Kanzel und als Seelsorger enthalten und sich vielmehr, ganz einfach durch das reinere und bessere Predigen und Administriren wirkend, den schon seit längerer Zeit lebendigen Bestrebungen eines kleinen Theils der schlesischen Geistlichkeit angeschlossen hatte, bis ihn das hartnäckige Widerstreben seiner Obern gegen die Reinigung der Kirche und Lehre zur Niederlegung seines Amts brachte. Diese so viel erwähnten Mißbräuche werden nun auf die gewöhnliche Weise dargelegt, doch mit steten Rückblicken und Anknüpfungen an die Kämpfe erleuchteter Priester und Fürsten in der katholischen Kirche. Ausführlicher ist Theiner aber in Dem, was er über das Verhältniß des katholischen Priesters und des rechtgläubigen Katholiken überhaupt zum Staat, und was er über die gemischten Ehen sagt. Er beweist so einfach und bündig die Widersprüche, welche Rom fortwährend geduldet hat und nicht vermeiden kann bei seinen widersinnigen Gesetzen gegen die Ketzer; er erzählt manche so abschreckende Beispiele von der wahren Gesinnungslosigkeit und den schändlichen Mitteln, der Kirche ein paar Seelen mehr zu gewinnen, er weist diese Mittel und die Treulosigkeit der Gesinnung so schlagend als gerade im Charakter der römischen Kirche begründet nach, daß man, wenn man früher die Darstellung beredter, lebhafter und ergreifender gewünscht hatte, dem wackeren Manne jetzt dankt, daß er nicht durch diese Mittel, die immer erregen, und deren Anwendung bei der Gegenpartei gewöhnlich von vorn herein Verdacht erregt und die Polemik erleichtert, der Wirkung des Gesagten in den Weg getreten ist. Durch diese Ruhe und Gründlichkeit wird und muß Theiner's Buch der deutsch-katholischen Sache großen Nutzen bringen, und ihr Viele zuwenden gerade in der kritischen Zeit. Die erste Begeisterung, welche an der bloßen Bewegung genug hatte, ist vorbei; Modesache, wenn der Deutsch-Katholicismus es vielleicht an einzelnen Orten gewesen ist, ist er jetzt nicht mehr, denn bei der zweifelhaften Gunst, die der Staat ihm zuwendet, ist er zu unbequem dazu. Der große Hause dient ihm auch nicht mehr, denn das Reden ist verboten, und die Streiter gegen Rom sind consignirt. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo die gebildeten Katholiken und alle Andern, die wegen des Anfangs etwas tumultuarischen Charakters des Unternehmens sich davon abgewendet hatten, durch ruhige Prüfung und die daraus hervorgehende Ueberzeugung gewonnen werden müssen; und dazu wird Theiner's Klarheit und Mäßigung vortrefflich wirken. Besonders möchten wir aber unsere Leser aufmerksam machen auf seine Bloßlegung zweier der wundesten Punkte des hierarchischen Systems: die sogenannte Dissimulation, vermittelst deren Rom für den Augenblick Alles nachläßt und zugeben kann, um nachher bei gelegener Zeit alles gewähete Recht wieder zurückzunehmen; und die dem Frieden Europa's feindselige Stellung, in welche die Hierarchie und mit ihr also der ihr Gehorsame sich durch die Protestation gegen den Religionsfrieden, auch gegen den westphälischen Friedensschluß und die deutsche Bundesakte begeben hat. (Weser-Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Fräulein Jenny Lind unterläßt es nicht, ihr seltenes Gesangstalent auch zur Förderung humaner Zwecke zu verwenden. So sang sie neulich in Wiesbaden in dem von Hrn. Kapellmeister Guhr veranstalteten Konzerte zum Besten der dortigen Kleinkinderschule, und der Ertrag war sehr bedeutend. Bei dieser Veranlassung wurde eine mit jener Kinderschule verknüpfte neue Stiftung zur Pflege erkrankter Armenkinder begründet und Guhr'sche Stiftung benannt, in Anerkennung der vielfachen Bemühungen des genannten Kapellmeisters. Auch in Darmstadt wird, dem Vernehmen nach, Fräulein Lind zum Besten eines verarmten Familienvaters singen. — Weiter haben wir noch zu berichten, daß der der schwedischen Sängerin beim Schluß ihres Gastspiels auf der Frankfurter Bühne überreichte und sehr werthvolle Lorbeerkranz zwar gewiß im Einverständniß recht zahlreicher Kunstfreunde gespendet ward, daß aber dessen Anschaffung ohne Beiträge der letzteren einzig und allein von der Frankfurter Theater-Direktion bestritten wurde.

Das vor einiger Zeit durch die Stadtpost anonym eingesandte Gedicht, „das Vaterland", ist in Musik gesetzt und kann in der

Digitized by Google

Musikalienhandlung des Hrn. André auf der Zeil, gegen Vorzeigung des Gedichts, in Empfang genommen werden.

Da das unlängst im Gartenlokale des Hrn. Fritz in Bockenheim abgebrannte Feuerwerk des Hrn. Pyrotechniker D. Weilamann sich einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen gehabt, so wird derselbe am 22. d. M. eine ähnliche Vorstellung im genannten Lokale geben. Die Eintrittspreise sind bedeutend ermäßigt und somit steht ein zahlreicher Besuch zu erwarten.

Korrespondenz.

Speyer, 30. August.

Oeffentliche Erklärung nach Lage der betreffenden Acten.

Es war mir bereits bekannt geworden, daß und auf welche Weise mein Sohn Hermann sein Leben verloren hatte, als auch Seitens des 1. Bataillons des 40. königl. preuß. Infanterie-Regiments zu Mainz unterm 28. Juni a. c. hierüber dienstlich mir folgende Anzeige gemacht wurde: „Ew. Wohlgeboren muß ich mit aufrichtigem Beileidniß die traurige Mittheilung machen, daß Ihr Hr. Sohn Franz Hermann Friedrich Keuse, der als einjähriger Freiwilliger am 1. Aug. 1844 beim diesseitigen Regimente eingetreten war, seit dem 18. d. M. von seiner Compagnie vermißt wird. Die in dieser Beziehung angestellten Nachforschungen haben, auf Grund von Aussagen eines hiesigen Einwohners, ergeben, daß Ew. ꝛc. Sohn am 17. d. M., Abends, als er einen Menschen im Rheine untergehen sah, demselben, um ihn zu retten, nachsprang und bei dieser edlen That selbst den Tod im reißenden Strome fand ꝛc." Es war ein harter Schlag für mein Herz, einen hoffnungsvollen Sohn so plötzlich verlieren zu müssen, aber doppelt hart ist er geworden, als die Didaskalia vom 1. Juli d. J. einen Korrespondenzartikel aus Mainz brachte, in welchem der gute Name meines verstorbenen Sohnes verunglimpft wurde. Währenddem ich mich vergebens bemühete, den Verfasser dieses Artikels zu ermitteln, um denselben wegen öffentlicher Ehrenkränkung vor die Schranken des Gesetzes zu stellen, hatte die allgemeine Indignation, welche der Inhalt dieses Artikels bei Allen hervorbrachte, welche meinen verstorbenen Sohn gekannt, fremde Interessen hervorgerufen, zur Vertheidigung gegen jene Angriffe öffentliche Erklärungen zu machen. Diesemnächst entblödet sich der Kreisgerichtsbote Gillig zu Mainz nicht, über dies unglückliche Ereigniß von neuem in der Didaskalia vom 27. Juli c. Angaben und Behauptungen zu machen und dafür sogar die Lage der über diesen Gegenstand verhandelten Acten zu citiren, was von diesem wohl nicht füglich hätte erwartet werden dürfen. Um seinen unwürdigen Aufstellungen mehr Eingang zu verschaffen, spricht derselbe von Lebensüberdruß, den mein Sohn an jenem Abende zu erkennen gegeben haben soll, und will eine erlittene Militärstrafe als dessen Ursache angesehen wissen. Längere Zeit vor diesem unglücklichen Ereigniß hatte mein Sohn, wegen eines kleinen Versehens beim Exerciren, Stubenarrest bekommen, und als er währenddem am Abend in Civilkleidern auf einige Augenblicke einen Kameraden in der Nachbarschaft besuchte und dies zur Kenntniß seines Obern kam, wurde er mit einigen Tagen wirklicher Arreststrafe belegt; wer wird hieran wohl Folgerungen knüpfen, wie ꝛc. Gillig zu thun wagt? wo außerdem die Verhältnisse und der Lebenswandel meines verstorbenen Sohnes gewiß auch nicht der entferntesten Vermuthung zum Lebensüberdruß Raum gaben. Ueber die Verhältnisse und den Lebenswandel des gleichzeitig verunglückten Gillig ist mir, aus eigener Wissenschaft, nichts bekannt; nur muß ich es unendlich bedauern, daß die Bekanntschaft, welche die beiden Unglücklichen allererst an jenem für sie so verhängnißvollen Abende machten, von so traurigen Folgen war und daß von Seite desselben sich so beeilt wurde, über die das unglückliche Ereigniß begleitenden Umstände durch Zeitungsartikel das Publikum so gewaltig zu täuschen und dadurch die geschlagenen Wunden doppelt und dreifach zu vergrößern. Erst jetzt, nachdem die bis dahin dienstgeheim gehaltene Untersuchung so weit gediehen ist, daß darüber Kunde gegeben wird, bin ich im Stande, durch nachstehende unwiderlegbare Actenstücke über das fragliche unglückliche Ereigniß so viel Licht zu geben, daß dem unbefangenen Leser über den Werth der Mainzer Artikel nicht allein kein Zweifel mehr übrig bleiben, sondern daß derselbe auch erkennen wird, in welcher Art die größten und edelmüthigsten Opfer, welche ein Mensch nur zu bringen vermag, dennoch benutzt werden können, denselben vor der Welt auf das schmählichste zu verdächtigen. Der Hr. Staatsprocurator am großh. hessischen Kreisgerichte zu Mainz hat unterm 21. d. M. sub. W. 905 folgendes Schreiben an mich gerichtet: „Betreffend das Verschwinden des Geschäftsmann Gillig aus Mainz und des k. preuß. Musketiers Keuse vom 40. Infanterieregiment. Auf die von Ew. Wohlg. unterm 15. d. M. an mich gerichtete Anfrage beehre ich mich, ergebenst zu erwiedern, daß die wegen des rubricirten Vorfalls von mir eingeleitete Untersuchung ein bestimmtes Resultat über die Veranlassung zu dem unglücklichen Ereignisse, bei welchem die beiden obengenannten Gillig und Kruse ihren Tod gefunden haben, nicht geliefert hat, daß jedoch nach der Aussage eines Zeugen, welcher sich in der fraglichen Nacht in einiger Entfernung von der Stelle auf der Rheinbrücke befunden haben will, von welcher Gillig und Kruse in den Rhein gestürzt sind, angenommen werden kann, daß Gillig zuerst in den Rhein gestürzt und Kruse ihm unmittelbar darauf gefolgt ist, daß Letzterer noch einige Augenblicke gegen die an diesem Orte sehr heftige Strömung anzukämpfen suchte, allein alsbald, nach einem zweimaligen Hülferufen, spur- und rettungslos in den Fluthen verschwand, daß ferner aus der Aussage dieses Zeugen, sowie anderer Personen, welche über diesen Gegenstand vernommen wurden und eine Wahrnehmung zu machen im Stande waren, mit Bestimmtheit hervorgeht, daß zu der nämlichen Zeit auf der Rheinbrücke kein besonderes Geräusch, oder ein Lärmen, durch Zänkereien oder Streitigkeiten veranlaßt, gehört wurde, daß überhaupt nach Allem, was bis jetzt constatirt wurde, sicher zu stehen scheint, daß weder gegen Kruse, noch gegen Gillig irgend eine Gewaltthätigkeit verübt wurde und sie in deren Folge das Leben verloren ꝛc." Zwei glaubwürdige Männer, welche an dem Abend des unglücklichen Ereignisses sich während des Aufenthalts meines Sohnes in dem Löffelmann'schen Wirthschaftslocale, wo derselbe angeblich seinen Lebensüberdruß zu erkennen gegeben haben soll, ununterbrochen in dessen Nähe befanden und jedes gesprochene Wort hörten, haben mir eine ausführliche schriftliche Erklärung über die Ereignisse jenes Abends gegeben — sie werden dieselbe Erklärung vor den Behörden gegeben haben — und es mir überlassen, davon jeden Gebrauch zu machen. In Beziehung auf den Verfasser des ersten Artikels sagen dieselben wörtlich, wie folgt: „Er hat in demselben sich anheischig gemacht, auszusagen, der Freiwillige habe mit Hrn. G., dem gleichzeitigen Opfer jenes Ereignisses, über Lebensüberdrüssigkeit gesprochen und Hr. G. habe demselben seine schwermüthigen Gedanken auszureden gesucht. Wäre dieses wahr, so wäre wohl die hohe Annahme eines verderbtigen Selbstmordes natürlich; wir können aber, als Zeugen der ganzen Begebenheit, auf das bestimmteste versichern, daß nicht der geringste Grund aus irgend einer Aeußerung des Freiwilligen zu jener Annahme vorhanden ist ꝛc." — Ferner gibt der einzige Augen- und Ohrenzeuge über den Vorfall auf der Rheinbrücke, Hr. Raths-Accessist L., mir wörtlich folgende Erklärung: „Nachdem ich durch den Festhaven gegangen und eben die Brücke betrat, gewahrte ich in einer Entfernung von 40 — 50 Schritten meinen Freund und noch einen Mann in Civilkleidern nach Castel zugehen; ich verdoppelte meine Schritte und rief demselben mit seinem Vornamen Hermann zu, als sich meinen Augen das tragische Schauspiel darbot. Ich sah deutlich, während ich eilig umher nichts als das unheimliche Geräusch der Mühlen und meine eigenen Schritte vernahm, wie sich der Begleiter meines Freundes — ohne daß, wie dort gänzlich unwahr erzählt wird, sie, nachdem ihr Gespräch lauter geworden, sich gefaßt hätten — in die reißenden Fluthen des Rheines stürzte, und, was mir beinahe den Todesstoß gegeben, wie mein Freund seinem Begleiter in die Fluthen nachfolgte. Ich eilte an die verhängnißvolle Stelle und mußte sehen, wie derselbe mit den Strömungen kämpfte, während fast zu gleicher Zeit ein zweimaliges Hülferufen schmerzlich durch meine Ohren drang ꝛc." — Erläuternd muß ich hier noch bemerken, daß mein Sohn zur Zeit auf dem Wege zu seiner Wohnung in Castel war, Gillig aber in Mainz wohnte und von dort fortging. Es ist in der That nicht zu begreifen, wie die dem verstorbenen Gillig Nahestehenden alle die vorgedachten, von Anfang an hinlänglich bekannten Umstände so ganz ignoriren und, dem grade entgegen, die unwürdigen Andichtungen in den Artikeln der Didaskalia vom 1. und 27. Juli c. in die Welt schicken konnten, ohne dabei zu erwägen, daß dadurch einem Todten das Heiligste, was derselbe auf Erden zurücklassen kann, der wohlverdiente gute Name und das ehrende Andenken an denselben, geraubt und die äußerdem auf das schmerzlichste betroffenen Hinterbliebenen so unaussprechlich tief verletzt werden mußten.

Kruse, königl. preuß. Steuer-Inspector.

Cirque de Paris der HH. Cuzent u. Lejars.

Die gestrige Vorstellung war eine brillante zu nennen. Nebst den andern neuen Uebungen der HH. P. Cuzent und Lejars sahen wir Mad. Lejars mit all ihrer Anmuth in der Tracht einer Münchener Kellnerin. Auch die Leistungen des Hrn. Amodio, der die schwierigsten, noch nie gesehenen Equilibr auf solchen zerbrechlichen Gegenständen, als gläserne Flaschen sind, mit einer solchen Gewandtheit und Sicherheit, wie selbe noch von keinem Künstler gesehen wurde, ausführte, verdienen rühmlichst erwähnt zu werden.

J. R. M.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 263. Dienstag, den 23. September 1834.

Der Verhaftsbefehl.

(Aus den Charakterschilderungen von Philippine von Mettingh. Verlag von Heinrich Hotop in Cassel.)

Der Kardinal Mazarin wollte eine vakant gewordene Kompagnie der Garde an den Meistbietenden verkaufen, und empfing mich sehr freundlich, als ich ihm einen Käufer meldete, der die bisherigen Bewerber um hundert Pistolen überbot. Dieser junge Mann stammte aus guter Familie, sein Vater war Parlamentsrath gewesen, und seine Mutter wünschte so eifrig, daß er in demselben Stand bleiben möchte, daß sie ihm drohte, sich wieder zu verheirathen, wenn er sich gegen ihren Willen dem Militär widme, was ihm nicht gleichgültig seyn konnte, da sie viel eigenes Vermögen besaß.

Als ich diese Verhältnisse dem Kardinal auseinander setzte, sagte er plötzlich: „mein lieber Freund, Sie quälen sich Tag und Nacht, und laufen allerlei Chimären nach, was geben Sie mir, wenn ich Ihnen den vortrefflichsten Rath ertheile, Ihr Glück zu gründen?" Es kam mir seltsam vor, daß er, besonders da es eine Geldsache betraf, so weit von dem Gegenstand unserer Unterhandlung absprang, und ich ließ ihn mein Befremden merken, und fügte hinzu, daß ich Se. Eminenz nicht verstände, auch als ein armer Edelmann für den besten Rath nichts bieten könne, als meinen unterthänigsten Dank. Er lachte, und meinte scherzhaft, ich müsse von meiner Amme vertauscht worden seyn, weil doch sonst die Gascogner im Ruf ständen, leicht und schnell zu begreifen. Ich wiederholte, daß ich dies Räthsel nicht zu lösen vermöchte, worauf er mir erklärte, ich müsse jene reiche Wittwe heirathen. „Gehen Sie zu ihr," — fuhr er fort — „sagen Sie ihr in meinem Namen, daß sie ihrem Sohn erlauben möge, jene Kompagnie zu kaufen, denn da er Ihnen selbst gestanden hat, daß er nichts gelernt, und nur Spiel- und Wirthschaftsgesellschaft liebe, so taugt er nicht zu einer Magistratsperson. Mischen Sie dieser bittern Arznei einige Komplimente bei, spielen Sie den Artigen, und ich wette, Sie gefallen der Wittwe, die wahrscheinlich ohnehin große Lust zum Heirathen verspürt, und den Ungehorsam ihres Sohnes nur zum Vorwand gebrauchen will. Sie sehen, wie gut ich es mit Ihnen meine, denn ich gebe diesen herrlichen Rath ganz umsonst." Der Gedanke gefiel mir, ich schmückte mich, so gut ich es vermochte, machte der Wittwe, die ich noch nie gesehen, weil sie nicht in dem Hause ihres Sohnes wohnte, meine Aufwartung, und richtete den Auftrag des Kardinals aus. Sie antwortete höflich, daß sie ungern dem Minister entgegen handeln möchte, daß sie es aber unmöglich billigen könne, wenn ihr Sohn den Stand seiner Vorfahren verlasse, und daß sie ganz gewiß seinen Ungehorsam dadurch bestrafen werde, daß sie zu seinem großen Nachtheil zur zweiten Ehe schreite." Ich ließ dieses letzte Wort nicht auf die Erde fallen, sondern antwortete ihr: es sey billig und gerecht, daß man die Partie der Eltern gegen rebellische Kinder ergreife, und ich sey augenblicklich bereit, mich mit ihr gegen ihren jungen Herrn Sohn zu verbinden. Sie nahm diesen Scherz auch wohl auf, und ich sagte ihr nun viel Schmeichelhaftes über ihre Schönheit, die indessen ziemlich verrostet war, obgleich sie früher hübsch gewesen seyn mochte, aber da ihr unfolgsames Söhnchen 26 Jahre zählte, so läßt sich denken, daß der Frau Mutter keine Rosentage mehr blühten, und wenn sie vernünftig gewesen wäre, so würde sie mir jungen Fant gerathen haben, meine lügenhaften Komplimente weiter zu tragen. Doch behielt entweder der Kardinal, der viel Menschenkenntniß besaß, recht, daß sie nur einen Vorwand zur zweiten Vermählung suche, oder sie fand mich besonders nach ihrem Geschmack, denn sie schien gar nicht beleidigt über meine rasche Erklärung. Sie fragte ziemlich freundlich nach meinen Verhältnissen, worauf ich ihr antwortete, daß ich Lieutenant unter der Garde sey, auch nannte ich gleich meinen Namen, damit sie mich nicht mit jenen fremden Glücksrittern verwechsele, die sich im Gefolge des Kardinals befanden, denn es wimmelte im Hause Sr. Eminenz von italienischen Galgenvögeln, vor denen alle ehrlichen Leute den größten Abscheu hegten.

Unser Gespräch dauerte sehr lange, und die Wittwe fragte zuletzt, ob ich wohl Lust fühle, eine Hauptmannsstelle zu kaufen, wenn man mir so viel Geld verschaffe? Das hieß sich in der ersten Unterredung ziemlich deutlich erklären, und ich hätte mehr Zurückhaltung schicklich gefunden, denn ob ich gleich lustig gelebt habe, bin ich doch immer der Meinung gewesen, daß eine tugendhafte Dame äußerst vorsichtig seyn und ihre Worte genau abwägen soll.

Im Herausgehen begegnete ich ihrem Sohne, dem ich sagte, daß ich zwar den Auftrag des Kardinals ausgerichtet, daß aber seine Mutter ihre frühere Drohung wiederholt habe. Er versetzte, das kümmere ihn wenig, wenn nur der Kardinal ihn begünstige, so würde ihr Zorn sich bald legen, und im schlimmsten Fall, wenn sie sich wirklich wieder verheirathe, so müsse er sich mit andern Kindern trösten, denen ähnliche Dinge begegneten. Ich fand in dieser Aeußerung viel jugendliche Unbesonnenheit, da seine Mutter 20,000 Livres Revenüen besaß, aber seine Begierde nach jener Stelle blieb so vorherrschend, daß er sich verbindlich machen wollte, noch 1000 Pistolen mehr zu zahlen, als er früher geboten. Das hieß die Eminenz bei ihrer schwachen Seite anfassen, und als ich diese Entschließung meldete, bezeigte sie so viel Freude, wie ein armer Mann, dem man aus der Noth hilft, und beschwor mich mit gefalteten Händen, diesen Goldfisch nicht aus dem Netz schlüpfen zu lassen.

Nach etlichen Tagen stattete ich wieder einen Besuch bei der Wittwe ab, und sagte ihr so auserlesene Artigkeiten, daß ich große Fortschritte in ihrer Gunst machte, und sie mich zuletzt ganz ernstlich fragte, ob sie meinen Worten trauen dürfe? Ich ließ es nun natürlich an Liebesbetheurungen nicht fehlen, die ihr besonders

Digitized by Google

schmeichelhaft schienen, weil sie mein Herz so schnell erobert hatte, und sie gab die entzückende Antwort, daß sie mir gleich nach unserer Verbindung eine Hauptmannsstelle kaufen wolle, da sie gerade viel Geld vorräthig habe. Eine solche Stelle war seit Jahren das höchste Ziel meiner Wünsche, und ich bezeigte ihr meine Dankbarkeit durch jegliche Aufmerksamkeit und tägliche Besuche.

Der Sohn schloß indessen seinen Handel mit dem Kardinal, und wurde unruhig über meine häufigen Visiten bei seiner Mutter, die sich nicht mehr auf jene Angelegenheiten bezirhen konnten. Er hatte nun seinen Wunsch erreicht, und blieb nicht länger gleichgültig gegen die Gefahr, das große Vermögen seiner Mutter einzubüßen; da er aber fürchtete, sich mit mir zu duelliren, was sonst bei ähnlichen Gelegenheiten üblich ist, so stellte er sich wohlwollend und sanft, um mich auszuforschen, und äußerte, er merke wohl, daß seine Mutter in mich verliebt sey, und närrische Streiche begehen wolle; wenn er aber doch einen Stiefvater dulden müsse, so heiße er mich lieber willkommen, als jeden Andern, und wolle uns seinen besten Segen wünschen. Er sagte dies Alles so harmlos und scherzhaft, daß ich Vertrauen gewann, ihn herzlich umarmte und ihm versicherte, daß ich sein gutes Benehmen zu schätzen wisse, und ihm bei jeder Gelegenheit Beweise meiner aufrichtigen Freundschaft geben wolle. Auch seine Mutter lobte ihn wegen seiner jetzigen Unterwürfigkeit, und verzieh ihm seinen begangenen Fehler.

Wir bestimmten den künftigen Montag zu unserm Hochzeitstag, und meine Braut ließ die kostbarsten Kleider für sich und mich zu dieser Feierlichkeit verfertigen, doch während dieser fröhlichen Beschäftigung ließ sich der Pfarrer von St. Eustache, in dessen Kirchspiel die Wittwe wohnte, plötzlich bei ihr melden, und erklärte uns, daß gerichtlicher Einspruch gegen unsere Trauung bei ihm geschehen sey. Wir standen überrascht, und ich machte ein finsteres Gesicht, denn da ich mich zwar nach dem Reichthum meiner Schönen, aber wenig nach ihrem Lebenswandel erkundigt hatte, so glaubte ich, ein ehemaliger Liebhaber wolle unser Glück stören. Die Dame merkte nach der Entfernung des Pfarrers meinen Unwillen und mein Mißtrauen, sie sah mich starr an, denn diese Nachricht traf sie wie ein Donnerschlag, so daß sie kein Wort hervorzubringen vermochte, und in der Bestürzung und Verwirrung vergaß, den Pfarrer zu fragen: wer unserer Trauung Hindernisse in den Weg lege. Der Pfarrer mochte wohl muthmaßen, daß eine Galanterie von ihrer Seite dahinter stecke, und wollte sich wahrscheinlich nicht unaufgefordert erklären, um ihr die Beschämung zu ersparen.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtstrahlen aus Heinrich Zschokke's Werken.

(Weimar. Druck und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.)

Die Tedeum verstummen, wie die Seufzer der Besiegten. Der Tod streuet seinen Staub über die Asche der glänzenden Sieger und der nackten Geplünderten. Es wachsen neue Geschlechter heran, die, von eigner Lust und Noth beschäftigt, Lust und Noth der Gewesenen vergessen, und, uneingedenk ehemaliger Weisheit und Thorheit, selbst weise und thöricht seyn wollen.

Neue Helden, neue Eroberer, Dichter, Staatsmänner, Philosophen nehmen dann den Enthusiasmus ihrer Zeitgenossenschaft für sich in Beschlag und lassen den Vergangenen wenig davon übrig.

Es ist von Napoleon's Reich so wenig übrig, als von Karl's des Großen Reich da ist.

Hat denn der Mann, zu dessen Throne Königsboten aus Europa, Asia, Afrika und Amerika mit solcher Ehrfurcht wallten, Nichts gethan, was bleibenswürdig war? Schwerlich Viel von Dem, was er selbst that. Aber die Folgen seiner Thaten (die er selbst nicht berechnete) bleiben und wirken auf mehr, als ein künftiges Jahrtausend hinab.

Die Veredlung des menschlichen Geschlechts ist zuletzt die reine Ausbeute aus dem Processe der Weltrevolutionen.

Wir haben unter uns nicht bloß Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, nein, es leben wahrhaftig unter uns noch die Heiden aus der Druidenzeit, die Kannibalen von den Völkerwanderungen, die Schwärmer der Kreuzzüge, die Faustgerechten der Ritterwelt, die Fanatiker der Reformation, die Abgeklärten des philosophischen Jahrhunderts.

Daraus erklärt sich mancherlei Erscheinung; z. B., warum, bei so ungleichartigen Gemengtheilen, unter civilisirten Nationen mehr Gährung, als unter rohen, bildungslosen Völkern stattfinden könne, deren Genossen ungefähr einerlei Culturstufe inne haben. Ferner: wie es möglich sey, daß (dem Namen nach) eine und dieselbe Nation gestern die Republik, heute die Feudal-Oligarchie, gestern die Intoleranz, heute die Toleranz, gestern die Aufklärung, heute den Mysticismus und sogar den Fanatismus, gestern vive l'empereur! heute vive le roi! mit gleicher Begeisterung und in vollem Ernste ausrufen und vertheidigen konnte.

Es kommt nur darauf an, welchem von den vielen heut' lebenden Jahrhunderten gestattet ist, das Wort zu führen. Und dies hängt wieder davon ab, welches von den Jahrhunderten eben im geheimen Staatsrathe dieses oder jenes Landes Sitz und Stimme habe.

Daß ein höherer Grad der Völkergesittung möglich sey, wo Nationen sich selbst für das Glück anderer Nationen vergessen; wo sie in allen Uebrigen ihres Gleichen sehen; wo sie in den bestehenden oder verletzten Rechten der Andern ihre eigenen Rechte geehrt oder geschändet finden; wo sie sich verpflichtet fühlen, für die Würde der Menschheit überhaupt thätig zu seyn; — daß ein solcher Gesittungsgrad möglich sey für Nationen, welcher gebildete Christ wird es bezweifeln? — Das ist die Höhe, zu welcher empor Jesus Christus die Völker der Erde zuerst gewiesen hat. Er, selber im Lichte der Gottheit, winkte die Menschheit zu ihrer Vergöttlichung heran.

Die Barbarei des Mittelalters zerstörte Einfalt und Würde des Christenthums. Der Glaube verartete in neues Heidenthum. Das war die Folge vom Verfalle der Wissenschaften. In jener Zeit, da viele Könige und Staatsmänner weder lesen noch schreiben konnten, da selbst viele Bischöfe und Priester eben so unwissend waren, blieben natürlich die ältesten schriftlichen Urkunden des Christenthums ein verschlossenes Buch. Und mit den Quellen der Erkenntniß verfiechte die Erkenntniß selbst. Daher die ganze Verwandlung, welche der christliche Glaube erfuhr, wo sich Alles in's Kirchliche ausbildete, in's Todte, in's Werkselige, in's Spitzfindige oder Abergläubige; wo sich Priesterherrschaft über Laienvölker und Laienfürsten entwickelte und eine Reihe Lehrsätze in die Welt kam, von denen Jesus nicht und keiner seiner Vertrauten gewußt und gesagt hatte.

Sobald sich aber die Wissenschaften hoben, war eine der ersten ihrer Wirkungen, daß die Christen zum Lesen der heiligen Schriften zurückkehrten. Natürlich mußten die, welche die Worte des Glaubensstifters und seiner ersten Boten lasen, erschrecken, wenn sie da nicht fanden, was Päpste, Kirchenversammlungen, Bischöfe und Priester als wesentliche Wahrheiten glauben machen wollten: wie gedankenloses Rosenkranzbeten, Ehelosigkeit der Priester, Meßopfer, Unfehlbarkeit der Päpste, Ablaß und Fegefeuer. — Das wahre Christenthum freilich wird bleiben, nicht die Suprematie veralteter Begriffe.

Es gibt drei Wege, Thätigkeit und Leben eines Volkes zu wecken. Entweder, daß man ihm neue Arten des Bedürfnisses

mittheile, zu deren Befriedigung es einer größern Kraftanstrengung bedarf; dies ist der Weg der Sittenvergiftung, welchen gewöhnlich kaufmännische Nationen einschlagen, um genügsame, harmlose, freie Völker zu Sclaven des Handelsgeistes zu machen. — Oder durch ein großes, allgemeines Elend, durch einen Krieg, durch gewaltthätige Zerstörung alter Rechte und Ordnungen, die Menschen aus dem langen Schlummer rüttle. Wer möchte dies schreckliche Mittel empfehlen? — Oder daß man durch verbesserten öffentlichen Unterricht den Geist nachfolgender G schlechter zur Selbstthätigkeit reize.

Trefflich war der Gedanke eines Chinesen auf Java, als er einem der englischen Missionarien sagte: „Ich glaube, alle Religionen in der Welt seyen einander gleich; oder besser: sie sind nur verschiedene Zweige derselben Wurzelwahrheit." — Der Missionär begriff ihn schlecht und antwortete linkisch. Daher mochte es kommen, daß der Chinese auf die Ermahnung von jenem, er solle nur zu Jesu fleißig beten, sein spöttelnd erwiederte: „Ich fürchte, er verstehe nicht Chinesisch genug; ich müßte dazu wohl erst Englisch lernen."

Gemüthliche Empfindelei ist so wenig Religion, als scholastische Spitzfindigkeit, oder trocknes Moralisiren. Weder das Eine noch das Andere finden wir im Leben und in der Person Jesu, noch in den ersten Zeiten des Christenthums. Beides sind Verirrungen der spätern Tage.

Ein hölzerner Kelch, mit Andacht ergriffen, ist köstlicher, als ein goldener, den man gleichgültig an den Mund setzt. Und wahrlich, kein faltiger Chorrock macht den Priester ehrwürdig, aber seine Weisheit, seine Tugend, seine Demuth und Gottesliebe. Fehlen diese, so ist alles Aeußerliche eitel und wird spöttlich. Inbrunst des Herzens macht aus der einsamen Kammer einen herrlichen Tempel; aber alles Schauspielwerk der prachtvollsten Kirchen bringt keine Herzensinbrunst.

Die Christen der früheren Jahrhunderte führten erst Pracht und Ceremoniel ein, als der Geist des Christenthums von ihnen entwichen war, und dieser wich in gleichem Verhältnisse, je mächtiger sie sich der kirchlichen Zierrathen und Werkseligkeiten befliſſen. Wenn sich die Jungfrau schminkt, stellt sie damit die entflohene Jugend nicht auf den Wangen her; sondern das Mittel, welches ihren Verlust und den Kummer darum verbergen soll, verräth dem Kenner beides nur desto lebhafter.

Des Ritters Wunsch. *)

Lied.

Knappe! die Rosse
Bringe zur Stell',
Und die Geschosse,
Junger Gesell!

Muthig, mein Bube,
In das Turnier,
Nicht ist die Stube
Unser Quartier!

Lanzen und Beile,
Stehet mir bei!
Bogen und Pfeile,
Bleibt mir getreu!

Kommt in die Schranken,
Ritter, herbei!
Ohne zu wanken,
Steh' ich euch frei.

Ohne zu weichen,
Schwing' ich mein Schwert,
Seht ihr dies Zeichen?
Sieg es begehrt.

Meiner Geliebten
Trag' ich's zur Ehr',
Kommt, ihr geübten
Kämpfer nur her!

Jetzt in die Kriege
Zieh' ich hinaus,
Pfänder der Siege
Bring' ich nach Haus.

Schönste der Schönen,
Sieh' mich dann an,
Woll' ihn bekrönen,
Der es gethan.

Gib mir dann meinen
Schuldigen Sold,
Werde dem Deinen
Gnädig und hold!

Gönne mir reinen
Liebesgenuß,
Schenke mir einen
Traulichen Kuß!

*) Aus: „Gedichte von Franz Wigand. Mannheim, Verlag von Guido Zeiler."

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Felicien David befindet sich gegenwärtig hier. Wer hätte nicht von seiner berühmten „Wüsten-Symphonie" gehört oder gelesen, die in ganz Frankreich so großes Aufsehen gemacht hat, und wer sollte nicht wünschen, dies zu solchem Rufe gelangte Werk kennen zu lernen? Unsere Theaterdirektion, welche dem Publikum gern hier anwesende Celebritäten vorführt, wird gewiß nicht unterlassen, jene Symphonie unter des Componisten eigner Leitung executiren zu lassen, um so mehr, als die Einstudirung der Instrumentation, der Chöre und der Solis keine Schwierigkeiten bietet. Es steht nicht zu bezweifeln, daß eine solche Aufführung des zahlreichen Besuches der hiesigen Kunstfreunde sich zu erfreuen haben würde.

Das Bedürfniß nach einer geordneten Zusammenstellung sämmtlicher Schriften Friedrich von Sallets ist schon so oft ausgesprochen worden, daß demselben die Verlagshandlung von August Schulz in Breslau entsprechen zu müssen geglaubt hat. Es erscheint dieselbe unter der Leitung und Bevorwortung eines mit dem gefeierten Dichter Innigbefreundeten und Geistesverwandten in 6 Bänden, deren jeder über 20 Bogen stark seyn und auf feinem Velinpapier in englischem Cartenbande 1 1/3 Thaler kosten wird. Ueber den Werth dieser Arbeiten eines ächt deutschen Denkers und Dichters ist man längst einig, und es haben sich die meisten kritischen Organe in diesem Sinne bereits ausgesprochen.

Digitized by Google

Dem. Löwe, die Tochter des unvergleichlichen Künstlers Ludwig Löwe, wird nächstens auch in Halms „Sohn der Wildniß" in Wien gastiren.

Die nächste neue Oper im Theater an der Wien wird „der Liebesbrunnen" von Balfe seyn; Dem. Treffz und Hr. von Westen werden darin die Hauptpartien vortragen.

Frankfurter Theater.

Wie die Liebe zu den Glanzpunkten des Lebens gehört und uns die höchsten Freuden, nicht selten auch tiefen Kummer bereitet, so ist Hochzeit ein Hauptziel unserer Bestrebungen und eine der wichtigsten Stationen des Daseyns. Es ist daher ganz natürlich, daß wir auch auf der Bühne, welche das Leben abspiegelt, Liebe und Hochzeit die Hauptrollen spielen sehen und daß ein Stück ohne diese Motive uns nur wenig anzieht. Dagegen wird es immer schwerer, die schon so vielfältig benutzten Liebe- und Hochzeitsfäden wieder neu zu verweben und in neuer Mischung und Färbung erscheinen zu lassen. Man darf es daher in dieser Beziehung mit neuen Dramen nicht allzu strenge nehmen und muß zufrieden seyn, wenn beim neuen Spiele die Karten nur etwas anders gemischt werden. Dies ist der Fall bei der am 20. d. Mts. zum Erstenmal hier gegebenen Novität: „Eines Hochzeitstags Fatalitäten", Lustspiel in zwei Abtheilungen von Dr. W. Adel. Die Verwickelung des Stückes beruht besonders auf zwei Hauptpersonen. Der Kaufmann Klam, ein schon bejahrter Hagestolz, hat einen starken Widerwillen gegen das Verheirathen und will keine Frau im Hause sehen, weshalb sowohl sein Neffe, wie auch sein Geschäftsführer ledig bleiben sollen. Beide sind, wie man sich schon denken kann, anderer Meinung; sie haben ihre Herzen vergeben und der eine ist sogar ohne Wissen Klam's schon verheirathet. Durch die Schwatzhaftigkeit der zweiten Hauptperson, des alten Commis Winge, welcher Geheimnisse hin und her trägt und Mißverständnisse veranlaßt, entstehen nun allerlei Quiproquo's und Verwirrungen, welche sich aber günstig auflösen, nachdem Herr Klam die heimlich vermählte Amalie kennen gelernt, sie liebgewonnen und eingesehen hat, daß er in einem Irrthum befangen gewesen und daß es noch Frauen gibt, welche einem Kaufmann nicht zum Verderben, sondern nur zum Nutzen gereichen können. Herr Klam verwandelt sich aus einem Brummbär von Hagestolz in einen ganz gemüthlichen Onkel und Freund und gibt seinen Segen. Ist diese Bekehrung auch ein wenig unwahrscheinlich und theatralisch, so macht sie sich doch ganz gut und Jung und Alt ist über den guten Ausgang herzlich vergnügt. Viele Situationen des Lustspiels sind recht ergötzlich und wenn es rasch und frischweg gespielt wird, so kann man es mit Vergnügen sehen, um so mehr, als es nur zweiactig und nicht gedehnt ist und manche artige Pointe bietet.

Korrespondenz.

Darmstadt, 20. Sept.

Bei gedrängt vollem Hause trat gestern Fräul. Jenny Lind in der „Nachtwandlerin" als Amine auf und fand in vollem Maße die Anerkennung, welche ihr ausgezeichneter Gesang und ihr treffliches Spiel verdienen. Sie ward mit Huldigungen gleichsam überschüttet; es regnete Blumen, Kränze und zuletzt ein Gedicht mit einem Lorbeerkranz, der ihr auf der Bühne überreicht wurde. Man hatte früher öfter behauptet, einen Enthusiasmus, wie einst Henriette Sontag durch den Zauber ihres Gesanges unter uns hervorgebracht, würde man hier wohl nie wieder erleben. Fräul. Lind hat diese Behauptung Lügen gestraft; denn ihr gestriger Triumph war so entschieden und vollständig, daß er fast einer Apotheose gleich zu kommen schien. — Heute früh ereignete sich in dem Bahnhof ein Unglücksfall: vier Maurer stürzten von einem einbrechenden Gerüste und mußten sämmtlich nach dem Bürgerhospital gebracht werden. Zwei unter ihnen schienen durch den unglücklichen Fall besonders schwer verletzt worden zu seyn, da sie dahin getragen werden mußten. Die Aufführung der noch zu vollendenden Gebäude im Bahnhofe geht rasch von Statten. Auch ist man gegenwärtig mit der Anlage einer aus dem östlichen Theil der Gemarkung unserer Stadt dahin führenden Wasserleitung thätig beschäftigt. Unser Bahnhof, wenn er vollendet ist, wird da stehen wie ein für die Elementarkräfte der Natur erbauter Palast, wo Feuer und Dampf sich im Widerstreit und Kampfe in die Herrschaft der Welt theilen. Wie wir hören, so soll eine der zu erwartenden neuen Locomotive den passenden Namen „Prometheus" erhalten.

Darmstadt, 20. Sept.

Erwiederung.

Dem Verfasser des in Nro. 256 der Didaskalia enthaltenen Artikels, den schadhaften Zustand des hiesigen Realschulgebäudes betreffend, wird in der heutigen Didaskalia in einem Schreiben von hier der starke Vorwurf gemacht, daß sein Bericht auf Unwahrheit beruhe, und diese sehr allgemein gehaltene Beschuldigung blos dadurch zu begründen gesucht, daß der „durch mangelhafte Maurerarbeit" entstandene Schaden nicht 15,000 fl, wie angegeben, sondern nur 2 — 300 Gulden betrage. In dem angefochtenen Artikel ist nirgends positiv behauptet worden, daß die Wiederherstellungskosten wirklich jene hohe Summe erreichten; es ist vielmehr blos von einer Schätzung gesprochen worden, so wie sie im hiesigen Publikum nach Veröffentlichung des von dem vormaligen Stadtbaumeister Hrn. Hares dem Gemeinderath übergebenen Promemoria vernommen wurde. Sollten übrigens dem Verf. des angegriffenen Artikels noch andere Unrichtigkeiten nachgewiesen werden können, so mag diese Hr. Hares vertreten, dessen Promemoria ihm zur Grundlage seiner Berichterstattung diente, und welches noch weit mehr enthält, als er für den Augenblick mitzutheilen für gut fand. Der in der Entgegnung angeführte geringe Betrag der Reparaturkosten von 2 — 300 Gulden mag hauptsächlich wohl darin seinen Grund haben, daß, wie wir vernehmen, die Ueberwölbungen der Gänge nicht wiederhergestellt werden sollen, da man durch eine Holzbaute den beabsichtigten Zweck viel sicherer und wohlfeiler erreichen werde.

Das Zaubertheater des Künstlers Fritz.

Zu den unterhaltendsten Sehenswürdigkeiten, welche uns die diesjährige Messe bietet, gehört unstreitig das Zaubertheater des Künstlers Fritz. Derselbe zeichnet sich bei Production der Kunststücke aus dem Gebiete der natürlichen Zauberei durch seine leichte und pikante Behandlungsweise, so wie nicht minder durch das sehr Ueberraschende seiner Kunstleistungen höchst vortheilhaft aus und erinnert in dieser Beziehung an den berühmten Döbler, dessen meiste Leistungen er mit der gleichen Präcision und Gewandtheit wiederholt. Allen Freunden einer heiteren Unterhaltung können daher diese Vorstellungen um so mehr empfohlen werden, als nicht nur fast jeden Tag die Kunstleistungen abwechseln, sondern auch sogar viele neue, noch nicht gesehene aufgeführt werden, wie z. B. das Spiel mit den großen Zauberringen. Die so sehr beliebten optischen Nebelbilder, welche gleichfalls in diesem Theater producirt werden, sind eben so gut und trefflich, als die von Döbler in einigen Vorstellungen gezeigten, und wird es jeden Liebhaber dieser Kunst gewiß überraschen, wenn er sieht, wie der Künstler Fritz diese Erfindung bereits so vervollkommnet hat, daß dessen Bilder sogar theilweise beweglich sind, wie z. B. eine Eruption des Berges Vesuv und eine Winterlandschaft, in welcher letzteren man den Schnee wirklich fallen sieht. Auch für den Astronomen dürfte dieses Theater Interesse haben, da mit den Nebelbildern, die bisher fast täglich andere Darstellungen zeigten, künftig die astronomischen Bilder abwechseln werden, welche die Wunder des Firmamentes auf eine weit faßlichere Weise verdeutlichen, als solches durch Bücher und sonstige Erklärungen geschehen kann.

Theater-Anzeige.

Montag, 22. Sept. (Neu einstudirt): Ein Glas Wasser, oder: Ursachen und Wirkungen, Lustspiel in 5 Abth., nach Scribe von Cosmar.

Dienstag, 23. Sept. Das Nachtlager in Granada, Oper in 3 Abth., Musik von Kreutzer. (Gastrolle) Gabriele: Fräul. Grünberg, vom Hoftheater zu Schwerin.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 264. Mittwoch, den 24. September 1845.

Der Verhaftsbefehl.

(Aus den Charakterschilderungen von Philippine von Mettingh. Verlag von Heinrich Hotop in Cassel.)

(Fortsetzung.)

Endlich unterbrach ich das seltsame Schweigen durch die Frage, ob sie gar nicht ahne, woher dieser Einspruch komme. Sie betheuerte, daß ihr dieser Vorfall unbegreiflich sey, da sie bei Lebzeiten ihres Mannes jede Intrigue vermieden, und die acht Jahre ihres Wittwenstandes in solcher Zurückgezogenheit geblieben, daß sie nur von ihren nächsten Verwandten Besuche angenommen habe. Darum sey es ihr doppelt schmerzhaft, daß sie in meiner Art zu fragen bemerken müsse, daß ich bösen Verdacht gegen sie hege, und sie fähig halte, leichtsinnige Handlungen zu begehen. Ich bat sie, meinen Argwohn, der nur ein Beweis meiner Liebe sey, für dies Mal zu verzeihen, denn ich wolle ihr künftighin gänzlich vertrauen. Sie fuhr fort zu weinen, und sagte endlich, es betrübe sie über allen Ausdruck, bei dieser Gelegenheit zu erproben, wie mißtrauisch meine Gemüthsart sey, denn es könne einer Frau kein größeres Unglück widerfahren, als wenn sie mit einem eifersüchtigen Mann leben müsse, der ihre unschuldige Munterkeit übel deute.

Es schien mir ziemlich lächerlich, daß sie sich so gewaltig vor dem Gespenst meiner Eifersucht fürchtete, da ich mit ihrem Sohn von gleichem Alter war, und eigentlich ihr Vermögen und die Aussicht zur Hauptmannsstelle heirathete. Ich suchte sie durch Versicherungen meiner Achtung zu trösten, und bat dann, daß sie ihren Wagen möge anspannen lassen, um mit mir zu dem Pfarrer zu fahren, damit wir erführen, wie die Sache, die wahrscheinlich ein Betrüger angestiftet, eigentlich zusammenhänge.

Der Pfarrer sagte, der Einspruch wäre von einem Edelmann aus der Provinz Berri gemacht worden, der sich Legue de Villaine nenne, und bei dem Advokat Harouard, nahe bei der Kirche Notre-Dame, wohne; dort könnten wir die nähern Aufklärungen erhalten.

Herr Harouard war für einen Advokaten ein ziemlich ehrlicher Mann, und erzählte uns ohne Rückhalt, daß vor etlichen Tagen ein ganz hübscher Herr in rothem Rock mit silberner Stickerei, mit schwarzer Perrücke und gleichfalls schwarzem Hut, mit einer weißen Feder und großen blauen Bandschleifen verziert, zu ihm gekommen wäre, sich Legue de Villaine genannt und ihm den Auftrag gegeben habe, gegen unsere Trauung zu protestiren. Später müsse die Sache vor das Parlament gebracht werden, und auch dazu habe er ihm Vollmacht ertheilt.

Die Wittwe schwur und betheuerte, daß sie keinen solchen Herrn kenne, und ließ darüber eine Erklärung aufsetzen. Harouard sagte, der Kläger sey schon wieder in seine Provinz gereist, doch wolle er in einem Monat wiederkommen; wir sahen nun wohl, daß wir mit einem Betrüger zu thun hatten, der nur Zeit gewinnen wollte.

Der Zufall führte mich indessen bald auf die rechte Spur, denn ich begegnete auf dem Pont-Neuf der Kutsche meines künftigen Stiefsohns, worin ein wohlgebildeter Mann saß, dessen Kleidung vollkommen mit der Beschreibung des Advokaten übereinstimmte. Ich eilte mit dieser Nachricht zu meiner Braut, die gleich Argwohn gegen ihren Sohn faßte, und seinen Gängen nachspüren ließ, wodurch wir bald entdeckten, daß er häufig mit jenem Individuum im Wagen verkehre, welches ein Spieler und ehrloser Abenteurer sey. Die Dame war nun sogleich der Meinung, daß ich diesen Menschen aufsuchen und mit der Drohung ängstigen müsse, daß ich ihn todtschlagen wolle, wenn er seine Verfolgung nicht aufgäbe. Ich stellte ihr vor, daß man nicht so rasch verfahren dürfe, weil die Identität jener Person noch nicht außer Zweifel wäre, da sich der Gesellschafter ihres Sohnes Marquis von la Carliere nannte, ein Marquisat, das ihn wahrscheinlich nicht viel Geld gekostet, denn wir erfuhren später, daß sein Herr Vater die löbliche Maurerprofession betrieb.

Wir stellten nun einen Spion in die Straße, wo der Advokat Harouard wohnte, um zu erfahren, ob er mit diesem verkehre, aber da er dort nicht erschien, beschloß ich, meinen Freund Athos in das Wirthshaus zu schicken, wo der Herr Marquis logirte. Athos, dem dergleichen Mummereien viel Spaß machten, kaufte auf dem Trödelmarkt ein schwarzes Kleid nebst einem Mantel von derselben Farbe, gab sich für einen Advokaten von Pau aus, der die Angelegenheiten dieser Stadt in Paris betreibe, und befleißigte sich, die Leute, welche wegen Prozessen aus der Provinz kamen, und in diesem Wirthshaus abstiegen, mit thörichten Rathschlägen in April zu schicken. Der Marquis von la Carliere gehörte bald unter die Zahl seiner Bewunderer, und da ihm wahrscheinlich mein Stiefsohn gesagt hatte, daß ich aus der Gegend von Pau stamme, so forschte er bei ihm nach meinen Verhältnissen. Athos antwortete, er kenne Herrn von Artagnan nicht persönlich, wisse aber von Hörensagen, daß er in Paris so glücklich gewesen sey, sich mit einer steinreichen Wittwe zu vermählen. „So weit ist er noch nicht," rief der Marquis — „und er wird auch schwerlich so weit kommen, oder ich müßte mich sehr irren. Aber sagen Sie mir, ist der Mensch denn wirklich von gutem Adel?" Athos ließ ihn erst lange bitten, dann vertraute er ihm, daß er bei Gelegenheit eines Prozesses die Papiere meiner Familie durchlesen und daraus ersehen hätte, daß mein Großvater ein Kesselflicker gewesen sey. Sogleich ließ der Marquis diese Neuigkeit durch einen anonymen Brief an meine Braut gelangen, und wir sahen nun unsere Vermuthung bestätigt, daß dieser Freund meines Stiefsohns und unser Gegner eine und dieselbe Person wären.

Den folgenden Tag empfing mich meine Braut in völliger Verzweiflung, denn sie war in der Nacht durch abscheuliche Töne, durch Zusammenwerfen alter Kessel und Pfannen vor ihrem Fenster aufgeweckt worden, und zu dem Geraffel mit dem verrosteten Eisengeräth hatte man das beleidigende Lied gesungen:

Digitized by Google

Quand on a passé quarante ans,
Adieu bon temps;
L'on ne conserve plus d'amants,
L'on court au change
Pour suivre un ange,
Dans son printemps.

Dergleichen Katzenmusiken sind zwar ein Spaß, den man sich in Paris bei Hochzeiten alter Leute erlaubt, aber meine Braut war doch noch so kein uraltes Weib, und glaubte darum eine besondere Rache und Bosheit darin zu finden. Sie stimmte mir eifrig bei, als ich beschloß, ihren Sohn deswegen zur Rechenschaft zu ziehen, und ermunterte mich sogar, ihn tüchtig durchzuprügeln, was doch unschicklich in dem Mund einer Mutter und einer Dame von Stand schien, aber die Katzenmusik klang ihr noch immer in den Ohren, und brachte sie fast von Sinnen.

(Fortsezung folgt.)

Deutschland's Central-Obstbaumschule.

Wie allgemein anerkannt, gehören Obst- und Weinbau zu den wichtigsten Zweigen der Landwirthschaft und sind, wo sie systematisch und rationell betrieben werden, reiche Quellen des bürgerlichen Wohlstandes. Man war daher stets für die Vervollkommung dieser Culturzweige in Deutschland bemüht, indem die Pomologie, welche sich von Frankreich aus, wo Quinting und Duhamel durch ihre Schriften für deren Ausbildung thätig waren, nach Deutschland verpflanzt hatte, von tüchtigen Männern wie Sickler, Christ, Diel, Truchseß, Dietrich, Hempel, Liegel und von den zahlreichen Vereinen für Obst- und Weinbau eifrig gepflegt wurde, wodurch sich dieselbe hier zu einer selbstständigen Wissenschaft ausbildete. Ein Haupthinderniß des ferneren Emporblühens der Pomologie und mit ihr des Obst- und Weinbaues in Deutschland war von jeher der Mangel eines Centralpunktes derselben, ein Ort, wo alle Obstsorten vereinigt, um von hier aus die richtige Bestimmung der Sorten und Feststellung der Namen, Entfernung der Synonymen, Beschreibung des Obstes, Verbreitung der der Anpflanzung für würdig erkannten Soeten und Anlage von kleinen Pflanzungen aller Traubensorten, um deren Produkt zu prüfen, vornehmen zu können.

Dieser Mangel wuede bisher von Allen, welche sich mit Obst- und Weinbau beschäftigen, besonders von den Pomologen, tief gefühlt; man suchte daher demselben so viel als möglich abzuhelfen. So legte Christ zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Baumschule an, wo er alle Obstsorten zu vereinigen gedachte; Diel, der Begründer eines neuen Systems der Kernobstsorten, that desgleichen, und noch viele derartige Institute entstanden, die jedoch, ohne ihre vollkommene Ausbildung erreicht zu haben, alle nach dem Tode ihrer Gründer wieder eingingen, mithin war hiervon für die Wissenschaft wenig gewonnen. Es bestehen zwar noch viele Baumschulen, die ziemlich gut geordnet sind und in ihrer Sammlung sehr viele Sorten vereinigt haben, aber keine einzige besteht, die alle Sorten ohne Ausnahme aufweisen kann.

Die Errichtung dieses Instituts, welches zur ferneren Ausbildung der Pomologie und des bessern Betriebes des Obst- und Weinbaues in Deutschland unerläßlich erscheint, war auch der Gegenstand der Berathungen der deutschen Wein- und Obst-Producenten bei ihren jedesmaligen Versammlungen. Es wurde aber außer Vorschlägen und entworfenen Plänen hierwegen für das baldige Entstehen dieser Anstalt wenig gethan und alle Freunde der Pomologie glaubten schon die Hoffnung auf baldige Gründung dieses Instituts, welches in der Pomologie Epoche machen könnte, aufgeben zu müssen.

Da ging von der praktischen Feld- und Gartenbaugesellschaft der bayerischen Pfalz, welche jugend- und thatkräftig von ihrem Centralpunkte für die bessere Gestaltung der Landwirthschaft in allen ihren Theilen wirkt, auf einige gestellten Anfragen, in der von der Gesellschaft herausgegebenen Zeitschrift, pfälzische Gartenzeitung, Centralblatt für Süddeutschland's Feld- und Gartenbau, ein umfassender Plan aus, wie die Gründung der für den Obst- und Weinbau Deutschland's so wünschenswerthen Central-Baumschule des gesammten Obstes bewerkstelligt werden könnte. Nach diesem Plane soll die Beibringung des zur Gründung dieser Anstalt nothwendigen Capitales, welches vorläufig auf 20,000 fl. angenommen ist, vermittelst Actien, jede zu 50 fl., erlangt werden. Jeder Actionär hat im Verhältnisse des Werthes seiner Actien gleichen Antheil an dem Gesammteigenthume.

Nach mehrfach aufgestellten Berechnungen ergeben sich nach Abzug der Betriebskosten noch 14% vom Einlagkapitale, wodurch die Anstalt neben ihrem Werthe für die Wissenschaft auch in lucrativer Hinsicht von einer vortheilhaften Seite erscheint, indem hier eine Rentabilität des Capitales stattfindet, wie sie nur bei wenigen Unternehmungen erzielt werden kann. Die Sache fand, wie sie in der pfälzischen Gartenzeitung dargestellt wurde, allgemeinen Beifall, weßhalb meheere Mitglieder der beregten Gesellschaft eine Erwiedeeung auf diesen Artikel gaben und das Weitere zur baldigen Gründung dieses Institutes veranlaßten. Die Listen liegen nun schon zur Actienzeichnung offen. Alle Freunde des Obst- und Weinbaues mözen sich daher vereinen, um diesem wichtigen Unternehmen allen nur möglichen Vorschub zu leisten.

Gegen Ende des Oktober soll, wie man vernimmt, die erste Generalversammlung stattfinden, welche dann die Gesellschaft constituiren und die betreffenden Statuten festsetzen wird.

So wäre nun der Grund zu einer Anstalt gelegt, die, in ihrer vollkommenen Ausbildung, auf den gesammten Obst- und Weinbau Deutschland's den günstigsten Einfluß üben und für denselben eine neue Epoche vorbereiten wird. Möge dieselbe baldigst erstehen und für Deutschland's Wohl dauernd blühen!

Mannichfaltigkeiten.

Ein Landwirth schreibt in der „Düsseldorfer Zeitung": Kein Nachfaulen der Kartoffeln mehr! Ich beeile mich, folgende, mir gestern von dem herzoglich von arembergischen Gutspächter, Herrn Heinrich Erbach, gemachte Mittheilung zur Kenntniß der Landbewohner zu bringen, und um schleunige Anwendung, da wir noch sechs Wochen bis zur Ernte der Spätkartoffeln haben, zu bitten. Vor 14 Tagen, so beginnt dessen Erzählung, dachte ich, nachdem ich das Rübkraut eggen ließ, es könne nicht schaden, wenn auch die Kartoffeln, da das Kraut doch schon brandig war, geeggt würden, und ließ solches auch thun; und heute kann ich Ihnen zu meiner größten Freude sagen, daß nicht allein die gesunden Kartoffeln völlig gut geblieben, sondern auch die schon angegangenen von ihren Brandflecken befreit sind! Ich erkläee mir solches, fuhr er fort, folgender Weise: Durch das viele Regnen ist der Boden so fest geworden, daß die äußere Luft, welche Wachsthum und Nahrungsstoff bringen muß, nicht mehr eindringen konnte; dabei war die Hitze im Boden so groß, daß ich vorgestern, wo ich an verschiedenen Stellen den Boden aufstechen ließ, bei schneller Anwendung des Thermometers noch 20 Grad Wärme darin fand. Nimmt man nun an, daß diese Wärme durch die kittartige Kruste des Bodens nicht entfliehen, auch Luft und Thau nicht darauf einwirken kann, so läßt es sich leicht erklären, daß die Kartoffel faulen muß. Frisch also an's Auflockern des Bodens, und ihr werdet Wunder sehen! Bei kleinen Stücken kann die Düngergabel, wenn sie zu einer Kratze umgebogen wird, den besten Dienst thun. Bei großen Feldern wird die scharfe Egge gebraucht. Der Erfolg wird lehren,

daß sich diese meine zufällige Entdeckung bewähren, die kleine Mühe hundertfach belohnen wird, und wir der Sorge, gute Kartoffeln den Winter hindurch zu haben, so wie unsere Saatkartoffeln zu erhalten, enthoben sind.

Die Aachener Zeitung enthielt einen Bericht über die von den Schwestern Milanollo dort gegebenen Konzerte. „Wenn sie auch," bemerkt das genannte Blatt, „wie alle jetzt Epoche machenden Künstler, dem Zeitgeschmacke huldigen, ja demselben manches Opfer bringen müssen, so vernachlässigen sie dennoch eine tiefere Musik nicht. Die Ausführung des Beethoven'schen Quatuors bürgt uns dafür, daß die liebenswürdigen Schwestern zugleich mit dem Streben nach immer größerer technischer Fertigkeit ein stets tieferes Eindringen in die klassische Musik unserer unsterblichen Meister zum Hauptziel ihrer künstlerischen Laufbahn gemacht haben. Wir vernehmen mit vielem Vergnügen, daß die Künstlerinnen in kurzem eine neue Reise durch Deutschland zu machen beabsichtigen. Sie haben hier zwei Mal für wohlthätige Zwecke gespielt, und für den reichlichen Ertrag derselben ist man ihnen zu dem lebhaftesten Dank verpflichtet." Nach einem kurzen Aufenthalt in Brüssel werden die Schwestern Milanollo im nächsten Monate ihre Kunstreise durch Deutschland antreten, und sich alsdann auch in Frankfurt wieder hören lassen.

In Leitmeritz in Böhmen hat sich ein neuer Verein gebildet, der von andern abweicht, den wir aber vielen ungünstigen Lesern sehr empfehlen. Es ist ein Verein zum unbefleckten Herzen Mariä; die Mitglieder dürfen, so lange sie beisammen sind, 8 Tage kein Wort mit einander reden, nichts essen, als Abends einen Teller leichte Suppe, und sich nichts, was ihnen angenehm ist, erlauben. Bei uns zu Lande giebt's auch solche geschlossene Vereine, man heißt sie nur anders.

Liszt ist im Begriffe, eine italienische Oper zu schreiben, zu welcher der in Wien weilende Herr Carlo Guaita, durch seine Dichtungen vortheilhaft bekannt, das Libretto liefert. Der Stoff zu demselben soll aus der italienischen Geschichte entlehnt seyn.

Das zweite Probeblatt der „Epoque" ist jetzt erschienen. — „Es erfüllt", uetheilt der Pariser Correspondent der „Times" naiv, „in jeder Beziehung die gehegten Erwartungen: man braucht wenigstens vier, wenn nicht fünf Stunden, um das Journal durchzulesen." Wer also Zeit zu viel hat, der abonnire auf das neue Blatt!

(Berlin.) Die Art und Weise, wie einer der ersten und berühmtesten Aerzte unserer Residenz einen vornehmen Russen, den Fürsten S., behandelt hat, macht hier viel von sich reden. Anfangs wies der berühmte Arzt die Behandlung des Fürsten ganz und gar von sich, nur mühsam war er von seinem Entschlusse abzubringen. Er fuhr in ziemlich früher Morgenstunde vor das Hotel, und als seine Frage, ob der Fürst aufgestanden sey, mit Ja beantwortet worden, ließ er dem Fürsten sagen, er möge zu ihm herunter kommen, seine Zeit sey beschränkt. Der Fürst sah sich genöthigt, an den Wagenschlag des Arztes zu treten, und hier consultirte dieser ganz kurze Zeit mit dem Patienten. Sodann ließ der Arzt seine Equipage kaum zwanzig Schritt weiter fahren und stieg in einen Keller hinab, wo er bei einem armen kranken Mütterchen über eine halbe Stunde verweilte.

Wer weiß, wie wichtig für die meisten deutschen und viele europäischen Länder die Kartoffel ist, muß mit Besorgniß auf die sich immer mehr verbreitende Kartoffelseuche sehen, und die Behörden haben Recht, daß sie der Sache ihre Aufmerksamkeit in Zeiten zuwenden, und um so mehr, da schon hie und da sich die Folgen des Genusses der ungesunden Frucht zeigen. Die Krankheit fängt an den obern Blättern an, erzeugt dann einen weißlichen Flaum am untern Theil der Blätter, worauf der Stengel braun und schwarz wird und absterbt. Die angegriffenen Kartoffeln verlieren leicht die Haut und geben beim Einschneiden stinkende Jauche von sich. Als Ursache vermuthet man den schnellen Temperatur-Wechsel und andauernde Nässe. Sachverständige rathen, die Kartoffelfelder nochmals zu häufeln, und die Kartoffeln nicht in den Keller zu bringen, sondern sie im Freien schichtweise aufzuhäufen, immer eine Schicht trocknen Sand zwischen die Kartoffeln, und dann die Haufen oben mit Moos- oder Rasenboden zu bedecken. Zugleich wird angerathen, die Kartoffeln stark mit Salz und Zwiebeln zu kochen und wo möglich mit Dampf, und sie auch dem Vieh nicht allein und mit Viehsalz zu geben.

(Frankfurt.) Das „Journal des Debats" widmet auch dann und wann den Momenten des stilleren bürgerlichen Fortschrittes in Deutschland Zeilen freundlicher Anerkennung. So enthält dieses Blatt in seiner Nummer vom 16. d. M. in einem auch Anderes besprechenden Correspondenzartikel aus Hannover, über eine erfreuliche Kundgebung in der israelitischen Gemeinde daselbst, eine interessante Mittheilung, deren Inhalt, da er in Deutschland allgemein bekannt zu werden verdient, hier im Auszuge folgen möge. „Einer der angesehensten hiesigen Israeliten" — heißt es im erwähnten Correspondenzartikel — „Herr Jakob Leffmann Cohen, hat, nachdem das neue Gesetz für die Israeliten sie zur Erwerbung des Rechtes zum Eintritte in die verschiedenen Klassen der Bürgerschaft ermächtigte, hier, in seiner Vaterstadt Hannover, einen Verein gegründet, dessen Zweck es ist, israelitische Jünglinge zur Erlernung anderer Gewerbe, als das des Handels, zu veranlassen. Dieser Verein hat für diejenigen Israeliten, welche sich in der Erlernung der mechanischen Gewerbe und der schönen Künste auszeichnen, Preise gestiftet und jährliche Prämien für solche christliche Gewerbsmeister ausgesetzt, welche israelitische Jünglinge zu Lehrlingen annehmen. Endlich wird der Verein auch Werkstätten herrichten lassen, in welchen junge Israeliten unentgeltlichen Unterricht erhalten werden. — Aus Anlaß der Gründung eines derartigen Werkes der Wohlthätigkeit hat Se. Maj. der König dem gedachten Hrn. Jakob Leffmann Cohen seine Zufriedenheit bezeugen lassen und dem Vereine die Befreiung von der Entrichtung verschiedener Abgaben gewährt. Der Verein, Mitglieder aus verschiedenen Religionsgenossenschaften in sich fassend, zählt bereits nahe an zweihundert Theilnehmer und unter diesen mit von den ausgezeichnetsten Personen aus der Residenz Hannover." — Wenn sich nun aus diesem lobenswerthen Streben der hannöver'schen Israeliten, Künste und Gewerbe unter ihren Glaubensgenossen heimisch zu machen, einerseits das hier und da noch rankende, verjährte Vorurtheil, als sey man unter den Israeliten dem Betriebe der Handwerke nicht durchweg geneigt, auch in jener nördlichen Gegend des deutschen Vaterlandes eben so thatsächlich widerlegt, als dies in vielen anderen Theilen desselben, in welchen die Israeliten schon früher im Genusse der bürgerlichen Rechte, bereits längst der Fall war, so dürfte der Satz, daß gleiche Ursachen auch fast immer gleiche Wirkungen hervorbringen, in der concreten Erscheinung durch den Eifer, mit welchem die hannöver'schen Israeliten den, ihnen von ihrer Regierung eingeräumten Genuß der bürgerlichen Rechte sowohl für sich als auch für ihre Mitbürger im Allgemeinen fruchtbar zu machen bemüht sind, sich erfolgreich und ehrenvoll für die Strebenden bewähren. Lld.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Köln, 15. Sept.

Wie durch die jährlichen Kunstausstellungen der Sinn für die bildenden Künste hierselbst geweckt wird, so hat die rege Thätigkeit Dorn's hier für Musik im wahren Wortsinne gewirkt und gesorgt, daß ein besserer Geschmack allüberall vorwaltet. Den besten Maßstab, darzuthun, wie dieser Geschmack, dieser Musiksinn alle Klassen durchdrungen, liefert wohl die Fabrikation und der Verkauf der Klaviere, welche früher ganz vernachlässigt wurden. Die hiesige C k'sche Fabrik kann sich mit den besten des In- und Auslandes messen, woneben noch ein anderer Kaufmann (Luckas) eine Niederlage von Piano's aller Arten errichtet hat, welche in der That für jeden Musikfreund merkwürdig ist, welche eine Mannigfaltigkeit besonders deutscher und französischer Werke umschließt, über welche man erstaunen muß.

Düsseldorf, 14. Sept.

Die Alterthumsforscherei und das Antiquarienwesen, welches jetzt am Rheine stärker wie je in der Blüthe, gibt nachgerade auch Veranlassung zu seltenen Rechtshändeln; so wird gegenwärtig einer besprochen, der dadurch veranlaßt worden seyn soll, daß ein gewandter Speculant einem hiesigen fleißigen Sammler seine Sammlung, für die er Jahre lang gedarbt, um geringen Preis abgekauft hat, ohne diesen Preis jedoch zu bezahlen. Später verkaufte dieser Speculant die genannte Sammlung einem deutschen Fürsten um theures Geld und verkaufte sich selber auf das vortheilhafteste als Inspector dieser Sammlung, seinen Brodherrn und Alle, die ihm nahe kommen, dafür zu chicaniren. Da jetzt der erste Besitzer der Sammlung geklagt hat, wird wahrscheinlich das Rechtsverhältniß etwas näher beleuchtet werden.

Mainz, 18. Sept.

Die Fortschritte, welche die Baukunst von Dampfbooten und Maschinen seit kurzem gemacht hat, sind zu auffallend, als daß man sie mit Stillschweigen übergehen könnte. Kaum kommt ein neues Boot aus der Werkstätte, so übertrifft es alle seine Vorgänger an Schnelligkeit, um seinerseits in wenigen Monaten von einem neueren übertroffen zu werden. Die „Concordia", das neueste Boot der Düsseldorfer Gesellschaft, machte gestern ihre fünfte Reise seit ihrer Ankunft aus England, wo sie erbaut ist, und legte den Weg von Köln bis Mainz, den Aufenthalt auf dem Wege mit eingerechnet, in 14 Stunden zurück; sie war um 6 Uhr Morgens von Köln abgefahren und traf um 8 Uhr Abends in Mainz ein. Das bisherige sogenannte schnellste Boot auf dem Rheine, „der Ludwig van Beethoven" von der kölnischen Gesellschaft, holte die „Concordia" bei St. Goar ein, obgleich jener eine Stunde früher als diese von Köln abgefahren war. Die Maschine der „Concordia" nimmt viel weniger Raum ein, als die Maschinen anderer Boote und verursacht durch ihre Bewegung eine weit weniger starke Erschütterung. Ich fuhr auf diesem Boote von Boppard hieher und spreche aus eigener Anschauung.

Kaiserslautern, 14. Sept.

Im hohen Greisenalter verstarb heute Hr. Haußner, quiescirter Bezirksrichter dahier, ein Mann, der bis vor ungefähr einem Decennium, allwo seine Körperkräfte zu schwinden begonnen, dem Staate mit eben so rastlosem Fleiße, als unerschütterlicher Treue gedient und dem von Jedem, der ihn nur einigermaßen gekannt, das Zeugniß gezollt werden muß, daß er von einem ächt biedern Charakter beseelt war. Und wenn auch der Verstorbene nicht von einer Gattin, nicht von Kindern beweint worden ist, so flossen ihm doch Thränen nach von Solchen, die er gleich Kindern behandelt, denen er, die für ihn damit verbundene Anstrengung nicht scheuend, Unterricht in Religion und andern Lehrgegenständen ertheilt, — von Armen, denen Wohlthaten zu spenden seine hülfreiche Hand nie aufgehört hat. Mit solch trefflichen Eigenschaften, mit einer wahrhaft seltenen Herzensgüte begabt, hat der dahin Geschiedene gewiß nicht gedacht, daß ihm als Katholik von der katholischen Geistlichkeit die letzte Ehre, seinen Leichnam bis zum Grabe zu begleiten, versagt werden würde, und daß dieses in der That geschehen, hat in der ganzen Stadt nicht wenig Aufsehen erregt. Der Vorwand, unter welchem dieses Versagen statt hatte, gehört sonder Zweifel wieder unter die Zahl derjenigen, wie sie leider in der letzten Zeit so häufig vorgeschützt, von Niemanden aber gutgeheißen werden, unter die Zahl derjenigen, die die Gemüther der Aufgeklärten, der Gutdenkenden gegen das Treiben der Ultramontanen noch mehr einnehmen. Ein Jahr ist verstrichen, seitdem jenes dem neunzehnten Jahrhundert gewiß nicht zur Ehre gereichende Ereigniß in Trier stattgefunden, ein Jahr, in welchem so viele hellleuchtende Fackeln in das von der römischen Hierarchie beherrschte und genährte Dunkel geworfen worden sind, und dennoch weicht man kein Haar breit von denjenigen Principien ab, die der größte Theil der Menschheit als falsch ansieht und als solche zu betrachten so häufig Gelegenheit hat. Unter diesen Verhältnissen und beim Nichtvorhandenseyn von Angehörigen war daher das Bürgermeisteramt genöthigt, von gesetzlichen Bestimmungen, die aber hierorts noch nie zur Anwendung kamen, Gebrauch zu machen und einen der Herren protestantischen Geistlichen zu requiriren. Wie dieses vorauszusehen war, entsprach denn auch Hr. Pfarrer Schimper der an ihn ergangenen Requisition auf's bereitwilligste, und die das Gepräge der Toleranz in sich tragende Rede, welche derselbe am Grabe des Verewigten, umringt von einer großen Trauerversammlung, gehalten, brachte den tiefsten Eindruck hervor. Daß Hr. Haußner bei kirchlichen Collecten sich stets genereux bewies, mag zum Schlusse nicht unberührt bleiben.

Frankfurt a. M., 22. Sept.

Schon oft sind Versuche im Gehen auf dem Wasser gemacht worden, und besonders sind sie in den letzteren Jahren häufig vorgekommen. Den Herren Robert Kjellberg aus Schweden und Tönnes Balchen aus Norwegen soll es gelungen seyn, einen Apparat zu erfinden, vermittelst dessen man wirklich auf fließendem und stillstehendem Wasser ohne Ruder und Balancierstange Schritt vor Schritt zu gehen vermag. Ihr Apparat besteht aus 5 Fuß langen, wenige Zoll breiten, kahnförmigen, oben völlig geschlossenen Blechkasten, deren innere Construction von den Erfindern noch geheim gehalten wird. Die Künstler bedienen sich desselben nach Art der Schlittschuhe und führen dabei militärische und andere Exercitien mit Sicherheit aus. Da dieselben in Leipzig, Pesth, Preßburg, Wien, Prag, Berlin und Dresden durch ihre Leistungen überrascht haben, so dürfte man auch hier deren Productionen mit Spannung entgegen sehen. Dem Vernehmen nach werden sie dieser Tage auf dem Main ihre erste Vorstellung geben und haben sie das Local der Mainlust gegen das Entrée von 12 kr. zum Schauplatz gewählt. Näheres wird durch die Anschlagzettel bekannt gemacht werden.

Das auf dem Roßmarkt aufgestellte große mechanische Kunstwerk: Die vier Jahreszeiten, von Hrn. Wünsche, ist ganz geeignet, durch seine sinnreiche Construction Bewunderung zu erregen und zugleich die angenehmste Unterhaltung zu gewähren. Es ist höchst schwierig, dieses in seiner Art einzige Kunstwerk in seinen Details näher zu beschreiben, weil die Anschauung desselben die beste Beschreibung weit hinter sich läßt. Es faßt die verschiedenartigsten Lebensscenen jeder Jahreszeit in sich. Der Zuschauer erblickt nicht etwa ein todtes Bild, sondern ein reges geselliges und gewerbliches Leben, je nachdem es die Jahreszeit mit sich bringt. Alle diese naturgetreu und sauber gearbeiteten Figuren bewegen sich mit lebensfrischer Behendigkeit in ihrem Kreise und es geht alles so ungezwungen und natürlich von statten, wie im gewöhnlichen Alltagsleben. Man staunt, wie es möglich war, eine so große Anzahl kleiner Figuren in den verschiedensten Situationen, verbunden mit abwechselnder Musik, mit solcher Regsamkeit zu beseelen. Dies Alles gelang Hrn. Wünsche nach langjähriger Mühe und Anstrengung, durch einen einzigen Mechanismus zu bewerkstelligen. Möge Jeder sich davon überzeugen! Mit Bewunderung für das Kunstwerk und seinen Verfertiger wird er den Schauplatz verlassen. Darum wäre es sehr zu wünschen, daß durch zahlreicheren Besuch dieses hier nur noch kurze Zeit zu sehenden Kunstwerks die hier ausgesprochene Ueberzeugung gerechtfertigt würde!

C. F. D.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 23. Sept. Das Nachtlager in Granada, Oper in 3 Abth., Musik von Kreutzer. (Gastrolle) Gabriele: Fräul. Grünberg, vom Hoftheater zu Schwerin.

Mittwoch, 24. Sept. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 265. Donnerstag, den 25. September 1845.

Der Verhaftsbefehl.

(Aus den Charakterschilderungen von Philippine von Mettingh. Verlag von Heinrich Hotop in Cassel.)

(Fortsetzung.)

Als ich in das Haus des jungen Mannes kam, sagten mir seine Leute, er wäre auf das Land gegangen, und wie ich später erfuhr, war er nach Saint-Germain gereis't, wo sich der Hof damals aufhielt, um seinen abscheulichen Plan auszuführen, denn nachdem er durch den Einspruch Zeit gewonnen, fand er Gelegenheit, den ersten Commis eines Staatssekretärs mit 500 Pistolen zu bestechen, ihm einen geheimen Verhaftsbefehl (Lettre de cachet) gegen seine Mutter zu verschaffen. Sie schmiedeten falsche Briefe im Namen dieser unglücklichen Dame, an ihren exilirten Bruder gerichtet, worin allerlei verfängliche, hochverrätherische Dinge vorkamen, worauf der Verhaftsbefehl ausgefertigt wurde, dessen Vollziehung aber der Sohn geheim zu halten wünschte, weil er meine Bekanntschaft mit dem Kardinal fürchtete.

Man feierte gerade ein Jubiläum, und meine Braut, die sehr andächtig war, ging mit ihrer Gesellschafterin früh am Morgen in die Kirche, aber auf dem Rückweg lauerte man auf sie, hob sie und ihre Begleiterin in einen festverschlossenen Wagen, und jagte, trotz ihrer Bitten und Thränen, so schnell als möglich aus der Stadt.

Die Dienerschaft der armen Dame wartete bis zur Mittagsstunde, und glaubte, daß sie aus großer Frömmigkeit mehrere Kirchen besucht habe, dann suchte sie ihre Herrschaft bei ihren Freundinnen, und ging endlich in das Haus ihres Sohnes, der indessen wiedergekommen war, sich äußerst erschrocken stellte, und etliche Parlamentsräthe seiner Familie scheinbar um Rath fragte. Diese Herren ahneten natürlich seine Bosheit nicht, und schenkten ihm leicht Glauben, als er ihnen erzählte, daß seine Mutter erst verliebt in mich gewesen sey, aber durch die Entdeckung meiner schlechten Herkunft, und durch die Schmach der Katzenmusik beschämt, sich später geweigert habe, die Verbindung mit mir abzuschließen, und es darum höchst wahrscheinlich scheine, daß ich sie mit Gewalt entführt hätte. Die Verwandten ließen auch Nachforschungen in den Klöstern anstellen, ob sie vielleicht in ihrer Verwirrung dort Zuflucht gesucht; aber da alle Nachfragen vergeblich blieben, so überreichten diese Herren bei dem Kriminal-Lieutenant eine Klage gegen mich, und verlangten, daß ich verhaftet würde.

Ganz Paris kannte diesen Richter als einen Mann, der sich zu Recht und Unrecht gleich bereitwillig zeigte, wenn er nur Geld dafür erhielt, darum bot ihm auch mein Stiefsohn seine Börse an, aber er wußte, daß ich Zutritt bei dem Kardinal hatte, und fürchtete, es mit diesem zu verderben, der ihm übrigens oft durch die Finger sah. Er ließ mich also rufen, und vertraute mir den Anschlag meiner Feinde, worauf ich ihm die ganze Begebenheit erzählte, und meinen Verdacht gegen den Sohn der Verschwundenen äußerte. Der Kriminal-Lieutenant stimmte mir bei, doch glaubte er nicht, daß man sie umgebracht, weil seine Späher seit drei Wochen keine Spur einer Mordthat gefunden. Er versprach mir, Nachforschungen anzustellen, aber auch diese blieben vergeblich.

Drei Monate verflossen, ohne daß meine Bemühungen den geringsten Erfolg hatten. Da erhielt ich einen Brief von unbekannter Hand, ohne Datum und Unterschrift, worin man mich ermunterte, Muth zu fassen, weil meine Ungewißheit bald enden solle, und man mir eine wichtige Nachricht mittheilen werde. Der Schreiber wage zwar nicht, diese gefährliche Entdeckung dem Papier anzuvertrauen, wolle aber in sechs Wochen meine Besorgniß zerstreuen, und mich mündlich von dem Schicksal einer geliebten Person unterrichten.

Ich glaubte, dieser seltsame Brief sey von meinem Feind, um meines Unglücks zu spotten, besonders weil der Termin ablief, ohne daß der unbekannte Schreiber erschien, so daß ich ganz gleichgültig blieb, als mein Diener einen fremden Herrn meldete, und ein ansehnlicher, ernsthafter Mann in mein Zimmer trat. Er grüßte mich höflich und sagte, ob er gleich nicht die Ehre habe, mich zu kennen, so müsse er mir doch seinen Besuch machen, da er mir schon früher geschrieben. Ich gerieth in große Bewegung bei diesen Worten, und er fuhr fort, er sey ein Edelmann aus der Gascogne, der so unglücklich gewesen, wegen etlicher unvorsichtiger Worte gegen die Regierung, zehn Jahre in dem Staasgefängniß Pierre en Eise zu Lyon sitzen zu müssen. Schon am zweiten Tag nach seiner Befreiung habe er mir geschrieben, und gehofft, bald in Paris, wohin ihn Geschäfte gerufen, einzutreffen; aber der Wunsch, Frau und Kinder zu umarmen, hätte ihn zuerst nach Hause geführt, später wäre es ihm schwer geworden, das Geld zu dieser Reise aufzubringen, und deutlicher zu schreiben, wäre er zu furchtsam gewesen, denn eine so lange Gefangenschaft drücke den Geist nieder, auch fehle es nicht an Beispielen, daß Mittheilungen an Familien, die Lage der andern Staatsgefangenen betreffend, mit neuer Kerkerhaft bestraft worden wären. Er erzählte mir nun, daß in den letzten Monaten seiner Gefangenschaft eine beklagenswerthe Dame, deren Zimmer gerade über dem seinigen gewesen, endlich Mittel gefunden, mit ihm zu sprechen, und ihn bei allen Heiligen beschworen habe, mir den Ort ihrer Gefangenschaft zu entdecken, und mich flehentlich zu bitten, alle meine Kräfte aufzubieten, damit sie ihre Freiheit wieder erlange. Sie könne mir nicht schreiben, denn man vergönne ihr weder Papier noch Dinte, aber sie hoffe doch noch immer, daß ich ihrer gedenke, nur solle ich um des Himmels willen nicht zögern, denn sie beweine unsere Trennung und ihre schreckliche Lage Tag und Nacht, und fühle, daß der Kummer ihre Gesundheit zerstöre.

Es schien mir unzweifelhaft, daß die gefangene Dame meine Braut sey, und ich bezeigte dem Freund in der Noth meine Dankbarkeit, doch wollte er mich nicht länger aufhalten, die nöthigen

Digitized by Google

Schritte eilig zu thun, sagte aber, wenn ich ihn wieder zu sprechen wünschte, so möge ich in dem Wirthshaus zur goldenen Scheere, in der Straße Orleans, nach dem Herrn von Garigues fragen, dies sey zwar nicht sein rechter Name, aber er wolle sich nicht gern unter seinem wirklichen Namen in eine solche gefährliche Geschichte verwickeln.

Ich ging nun zu dem Minister-Staatssekretär le Tellier, den ich besser als seine Kollegen kannte, und trug ihm mein Anliegen vor. Er hatte sich im Dienst ein großes Vermögen erworben, und hoffte dem Kardinal als Premierminister zu folgen. Er zeigte sich in Redensarten süß wie Honig, scherzte immer mit derselben ruhigen Miene, war ohne Uebermuth, doch auch ohne Kriecherei, gegen alle Menschen herablassend, und dabei heimtückisch, und gegen seine Feinde boshafter und verderblicher als der größte Wütherich. Er versprach mir seine Verwendung, denn er wisse gewiß, daß in seinem Büreau seit einem halben Jahr kein Verhaftsbefehl gegen eine Dame ausgesprochen worden. Ich mußte nun drei Bittschriften aufsetzen, worin die Verhältnisse kurz dargestellt waren, und er schickte jedem seiner Kollegen ein Exemplar, und ließ in seinem Namen ersuchen, die Untersuchung zu beschleunigen. Die Antworten erfolgten auch schon am andern Morgen, aber sie lauteten gleich niederschlagend; man habe die Register der Staatsgefangenen nachgeschlagen, aber es befinde sich keine Dame jenes Namens im Gefängniß Pierre en Cise.

(Schluß folgt.)

Lebens-Versicherungs-Sache.

(Eingesendet.)

Wie wir aus sicherer Quelle vernehmen, hat sich die große Londoner Globe-Assecuranz-Compagnie seit kurzem entschlossen, auf dem europäischen Kontinent in Feuer- und Lebensversicherungen zu verkehren. Dieselbe besitzt ein durch Actien gebildetes voll und baar eingezahltes Bürgschafts-Capital von . . 1,000,000 Pf. Sterl.
dazu einen Accumulationsfonds . . . . 534,586 „ „
und einen Reservefonds . . . . . 108,515 „ „
zusammen: 1,643,101 Pf. Sterl.
oder über 19,800,000 Gulden.

Zur größeren Sicherstellung von Gläubigern und Capitalisten räumt diese Anstalt denselben bei den von ihr ausgestellten Lebensversicherungs-Policen folgende Begünstigungen ein, nämlich:

Alle Personen, welche bei dieser Anstalt versichert sind, dürfen in allen Ländern von Europa wohnen (mit Inbegriff der europäischen Türkei); von einem europäischen Lande in das andere übersiedeln; in Friedenszeiten zu Lande in allen europäischen Ländern reisen; in geeigneten Schiffen oder Fahrzeugen alle europäischen Flüsse und Landseen befahren; die Meerengen und Buchten, wo offene Regierungs-Boote fahren, in denselben passiren; und in Dampf- oder gedeckten Segelschiffen von einem europäischen Seehafen auf dem Meere zum andern reisen.

Im Falle Personen, auf deren Leben bei dieser Anstalt Versicherungen geschlossen wurden, durch Selbstmord, Duell oder Richters-Spruch ihren Tod finden sollten, so wird dadurch zwar für ihre Erben die Versicherung null und nichtig, bleibt aber für diejenigen in voller Kraft, in deren Besitz die Policen bona fide und auf legale Weise wenigstens zwei Monate vor dem Tode, durch Kauf, Darlehen, Vorschuß, Deckung, gegebenes Geld oder Geldeswerth oder sonstige gerechte Ansprüche gekommen sind, was aber, so wie der Belauf der Forderung, auf Verlangen der Anstalt nöthigenfalls gerichtlich erwiesen werden muß.

Es bleibt zu wünschen, daß unsere deutschen Anstalten ein Gleiches thun möchten.

Unter den mannichfaltigen gemeinnützigen Anstalten der neuern Zeit verdienen auch diejenigen der verschiedenen Versicherungsarten die bewundernde Aufmerksamkeit des gebildeten Menschen. Wir haben jetzt Assecuranz-Anstalten 1) gegen Feuerschaden, 2) gegen See- und Flußgefahr, 3) Lebensversicherungen (oder Capitalien-Versicherung, zahlbar im Todesfall), 4) Rentenversicherungen, 5) gegen Elementarschaden auf reisende Güter, 6) gegen Hagelschaden auf Feldern, 7) gegen Verlust durch Viehseuche, 8) Militärpflichtigkeit ꝛc.

Am umfangreichsten sind ihrer Natur nach die drei erst genannten, und es ist erfreulich, wahrzunehmen, daß auch in Deutschland seit dem Frieden sich manche Institute bildeten, die herrlich blühen, und laut ihren jährlichen Geschäftsberichten Erstaunen erregenden Umfang darin erreicht haben.

Am wenigsten im Verhältniß wird jedoch bis jetzt die Lebensversicherung bei uns benützt, und es scheint daher, daß ihre höchst wohlthätige Tendenz im Allgemeinen noch nicht so recht begriffen und gewürdigt wird, weßhalb wir diesen wichtigen Zweig der National-Wohlfahrt hier etwas näher beleuchten wollen. — Bei weitem die meisten Familienväter erwerben ihr Einkommen durch geistige oder körperliche Thätigkeit, allein dieses Einkommen hört auf beim Erlöschen ihres Lebens. Will also ein Mann ohne Vermögen die Seinigen gegen die Wechselfälle des ungewissen Lebens in pecuniärer Hinsicht schützen, so erreicht er diesen Zweck nur am sichersten durch eine Versicherung von Capitalien, zahlbar im Fall seines Ablebens. Eine Sparkasse genügt nicht so positiv hierzu, denn im Fall ihn der Tod im 1sten, 2ten, 3ten, 4ten bis 15ten Jahre dahinrafft, so würden seine Einlagen in dieselbe, in Vergleichung gegen eine Lebensversicherung, sehr gering im Betrag ausfallen. Sollte ihm aber ein gütiges Geschick mit längem Leben begünstigen, so wird er gern seinen jährlichen Prämienbeitrag an die Anstalt leisten, weil er dabei das tröstliche Bewußtseyn hat, persönlich um so länger für die Seinigen sorgen zu können. Eben so kann die Lebensversicherung zweckmäßig benützt werden, um Gläubiger zu befriedigen, um Anleihen zu erzielen, um bereits besitzendes Vermögen zu vermehren ꝛc. — Die Briten sind, wie bekannt, die Erfinder der Lebensversicherung, sie haben derselben seit mehr denn 120 Jahren allmählig eine immer größere Ausdehnung in ihrem Inselreiche gegeben, dergestalt, daß gegenwärtig in London allein über 90 Lebensversicherungs-Anstalten existiren, von denen manche ganz enorme Summen verkehren, so daß der Gesammtbetrag aller laufenden Lebenspolicen in Großbritannien jetzt nach den genauesten Ermittlungen auf 159,000,000 Pf. Sterling oder 1,908,000,000 fl im 24 fl. Fuße geschätzt wird, welche im Laufe der Zeit von den englischen Assecuranz-Instituten an die Lebens-Policenbesitzer ausbezahlt werden!

Man bedenke, wie viel Wittwen und Waisen dadurch Hülfe gewährt wird, wie viele Gläubiger und Capitalisten dadurch für ihre gerechten Ansprüche entschädigt werden, wozu auf keine andere so sichere Weise die Mittel zu ersinnen und auszuführen waren.

Da jede Lebens-Assecuranzanstalt aus kluger Vorsicht nur eine mäßige Summe auf jedes einzelne Haupt versichert, dagegen oft sehr hohe Beträge auf einen Kopf assecurirt werden, besonders bei dem britischen Adel, so wird dazu eine größere Anzahl von Anstalten erforderlich, um das Ganze zu decken. Von den vielen Fällen dieser Art führen wir hier nur einige als Beispiel an, um zu zeigen, welche enorme Summen auf einzelne Häupter in England versichert werden, nämlich:

Herzog von Buckingham Pf. 250,000 oder 3,000,000 fl., um seine Gläubiger zu decken, lebt noch;

Herzog von Buccleugh Pf. 100,000 oder 1,200,000 fl., um seine jüngern Kinder zu versorgen, weil der älteste Sohn die Güter erbt, lebt noch;

Marquis Wellesley, Bruder von Wellington, Pf. 72,000 oder 864,000 fl.,

Digitized by Google

Schulden halber, starb vor einigen Jahren;
Marquis von Hastings Pf. 90,000 oder 960,000 fl.,
Schulden halber, starb innerhalb eines Jahres nach geschlossener Versicherung;

und so laufen zahlreiche Lebensversicherungen hoher Summen auf andere Familienhäupter, deren Aufzählung hier zu weitläufig ist.

Frankfurt a. M. im Sept.

Die Nummer 224 der dießjährigen Didaskalia brachte ihren Lesern eine biographische Skizze des nunmehrigen deutsch-katholischen Predigers zu Dresden und Leipzig, Dr. Eduin Bauer. Diese kurze Lebensbeschreibung ist gewiß von allen Anhängern und Freunden des reinen Christenthums mit großem Danke aufgenommen worden. Sie enthält unter andern auch die Namen der bereits zur deutsch-katholischen (oder allgemein-christlichen) Kirche übergegangenen protestantischen Theologen, und unter diesen waren nicht nur Hofferichter und Ruprecht um ihrer trefflichen Rednergabe willen rühmlichst erwähnt, sondern es war auch des Hrn. W. Hieronymi ganz besonders gedacht und zwar wegen der ihn auszeichnenden Wissenschaftlichkeit.

Wir haben Hrn. Hieronymi nun fünf Mal in und außer der Kirche über verschiedenartige Gegenstände aus dem Gebiete der Religion öffentlich sprechen hören und können jenes Lob bestätigen, möchten aber noch hinzufügen, daß sich die genannte Wissenschaftlichkeit bei Hen. H. nicht etwa auf gelehrte Weise kund gibt, sondern sich vielmehr in einer ungetrübten Klarheit des Gedankenganges und des Vortrages abspiegelt, und durch die daraus hervorgehende Faßlichkeit und Verständlichkeit der Rede auf Verstand und Herz der Hörer einen gleich starken Einfluß gewinnt.

Es dünket uns, als handelten wir im Interesse des religiösen Fortschrittes, wenn wir in uns die Furcht, Hrn. H's. Bescheidenheit (eine Tugend, die diesem Manne in hohem Grade eigen ist) zu verletzen, beseitigen und auch über ihn den Lesern dieses Blattes einen kurzen Abriß seines vergangenen Lebens und seiner zeitherigen Handlungsweise nicht vorenthalten.

H. A. W. Hieronymi wurde im Jahre 1810 zu Holle, einem Marktflecken in der hannöver'schen Landdrostei Hildesheim, geboren. Sein Vater verwaltete dort die Aemter eines Cantors, Organisten und Schullehrers und unterrichtete den Sohn in der eigenen Schule bis zu dessen elften Lebensjahre. Im Jahr 1821 übergab er ihn dem Gymnasium zu Braunschweig, wo sich derselbe während eines neunjährigen Zeitraumes auf die akademischen Studien eifrigst vorbereitete. Im Jahe 1830 bezog H. die Universität Göttingen. Hier war es besonders Ewald, der berühmte Kenner der hebräischen Sprache — einer jener bekannten sieben Männer und jetzt in Tübingen wirkend —, dessen Vorlesungen er wegen E's. vernunftgemäßer Auffassung der heiligen Urkunden auf's fleißigste besuchte. Nach seinem Abgange von Göttingen lebte er zuerst einige Jahre lang als Hauslehrer in der Gegend von Nordheim und leitete dann eine Privatschule in seinem Geburtsorte, welche er jedoch nach einiger Zeit einem jüngern Bruder übergab, als derselbe dem Vater substituirt worden war. Um eine neue Thätigkeit zu finden, zog H. nach Braunschweig und gewann hier bis zu Anfange dieses Jahres seine Subsistenzmittel durch Ertheilung von Privatunterricht. Daneben studirte er emsig weiter in den theologischen Fächern, bestand ehrenvoll das zweite und dritte hannöver'sche Examen (tentamen und examen rigorosum) und war ein besonders eifriges Mitglied, gewissermaßen der Begründer der aus Predigern und Candidaten der Stadt Braunschweig bestehenden theologischen Gesellschaft. Von Braunschweig aus ließ er schon vor sechs Jahren in der „Darmst. Allg. Kirchenzeitung" eine Abhandlung veröffentlichen über die Frage: „Wie läßt es sich erklären, daß die protestantische Kirche seit den Zeiten ihrer Gründung so wenig Fortschritte in ihrer äußeren Verbreitung gemacht hat?" Die Gründe dieser Erscheinung fand er theils innerlich im eintretenden Symbolzwange, in der Unterwerfung der protestantischen Kirche unter die Gewalt der Landesfürsten und in der Nüchternheit des protestantischen Cultus, theils äußerlich in dem ränkevollen Wirken des Jesuitenordens, in der durch denselben hervorgerufenen Leidenschaftlichkeit und Parteiwuth, in der Einmischung der weltlichen Macht und endlich in dem mit der Aufklärung entstandenen und wachsenden Indifferentismus, in Folge dessen die Kirche in den Hintergrund trat. In diesem wie noch in einem andern veröffentlichten Aufsatze war er den Dogmen der katholischen und denen der lutherischen Kirche immer gleich gerecht; immer bemühte er sich, christlicher Theolog zu seyn. Demnach darf es nicht wundern, daß H. die seit den letzten Jahren auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens so auffallend hervortretenden Erscheinungen von seinem Standpunkte aus mit der frohen Hoffnung auf eine immer regere Fortentwickelung zum Guten, zum Heil und Segen für die gesammte Christenheit auf's freudigste begrüßte. Einer besonderen Aufmerksamkeit würdigte er natürlich den Gustav-Adolph-Verein und aus der Ferne die Versammlungen und Verhandlungen der vielgeschmähten, aber nicht widerlegten protestantischen Freunde, sowie die ersten Wirkungen der Trier'schen Wallfahrt und des Ronge'schen Briefes. Da war es im Januar dieses Jahres — wohlbemerkt noch mehrere Wochen vor der Gründung der ersten deutsch-katholischen Gemeinde (Schneidemühl ausgenommen) —, als H. in Form eines Sendschreibens an die protestantischen Freunde die Gedanken niederlegte, welche seine Seele auf's lebhafteste bewegten. Er gab seiner Arbeit die Ueberschrift: „Welche Zeit ist es in der christlichen Kirche?" Dieser höchst lesenswerthe Aufsatz — denn er enthält Vieles, Vieles vorausgesagt oder angedeutet, was schon seit dieser Zeit in Erfüllung gegangen ist — wurde leider! einige Wochen zu spät gedruckt, als schon das Breslauer Glaubensbekenntniß ꝛc. ꝛc. erschienen war. H., als hannöver'scher Candidat in Braunschweig lebend, wollte sich nämlich den Gesetzen seiner Heimath nicht entziehen, und um so weniger, als er nach drei wohlbestandenen theologischen Prüfungen auf eine baldige Anstellung die sicherste Rechnung machen konnte. Er sandte deßhalb in Folge des Gesetzes, „daß jeder hannöver'sche Theolog seine zu druckenden Manuscripte der Censur des Consistoriums vorlegen muß", jenen Aufsatz an das hohe Consistorium in Hannover.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein gewisser Hawkins in Dublin hat eine Metall-Schreibfeder erfunden, welche das ganze Lebensalter des schreibseligsten Menschen ausdauern soll. Die Feder ist von Gold, und nur die Spitze besteht aus einer andern metallischen Composition. Eine solche Feder, in silbernem Etui, kostet ein Pfund Sterling oder zwölf Gulden rhein.

(Gutzkow's „Wiener Eindrücke.") Während von Frankfurt aus in mehreren Blättern hämisch verkündet wurde, Gutzkow sey nach Wien gereist, um Deamaturg am Burgtheater zu werden, studirte der geniale Verfasser der mit vollem Recht berühmten „öffentlichen Charaktere" Wien, die Wiener, die sozialen, artistischen, literarischen und vor Allem die politischen Zustände Oesterreichs, nicht um darüber ein Reisebuch zu verfassen, sondern, wie er selbst sagt, um durch Sehen und Hören mit eigenen Augen und Ohren zu lernen, wie es in der größten Stadt Deutschlands gehe und stehe. Gutzkow wollte nicht schreiben: seine Versicherung ist aus hundert Gründen glaubwürdig genug. Aber der Geist trieb ihn — der Geist, der in berufenen Autoren die Organe der Volks-

Digitized by Google

und Gottesstimme sucht — und der Dramatiker wandelte sich in den Publizisten um: so entstanden die „Wiener Eindrücke", das Genialste, Markigste und Kühnste, was Gutzkow je geschrieben hat und das Entschlossenste, was jemals über jene in den letzten Jahren so vielfach erörterten Verhältnisse gedruckt ward. Es ist hier der Ort nicht, uns weiter auf diese merkwürdigen siebenzig Schlußseiten des 3. Bandes von Gutzkow's in Frankfurt erscheinenden sämmtlichen Werken einzulassen; wir halten es jedoch für Pflicht, auf eine Erscheinung hinzudeuten, die wohl bald in den Zeitungen viel von sich reden macht. Gutzkow hat mit diesem Schritte jedenfalls eine neue Stellung zur Nation genommen.

(Mainz. Unterhbl.)

(Eine deutsche Bildhauerin in Venedig.) Unter den wenigen ausgezeichneten Künstlern im Fache der Bildhauerei in Venedig befindet sich gegenwärtig auch ein deutsches Fräulein, Namens Rosalie Edle von Krauß, Zögling der dortigen Akademie der schönen Künste, und Schöpferin mehrerer werthvoller Kunstwerke. Außer der Ehre, im Laufe ihrer Studienzeit mit mehreren Preisen betheilt zu werden, genoß sie die Auszeichnung, ihren „schlafenden Amor", der bei der eben stattfindenden Kunstausstellung daselbst prangt, von dem dortigen Kunstvereine eingekauft zu sehen. In dem Atelier des Fräuleins bewundern nun Kenner eine Gruppe in Marmor, „die auf einem Stein sitzende Liebesgöttin, ihrem Sohne Bogen und Pfeil eben abnehmend"; die herrlichen Proportionen und der Ausdruck dieses Werkes werden allgemein belobt.

Ein französischer Marine-Lieutenant soll ein Instrument erfunden haben, welches er „ventilomètre" (Windmesser) nennt. Mit Hülfe dieses Instrumentes kann man, wie der Erfinder behauptet, jede Veränderung des Windes zwölf Stunden vorher erkennen. Auch der Grad der Stärke des zu erwartenden Windes soll dadurch angedeutet werden können. Diese Erfindung ist dem Marine-Ministerium zur Prüfung vorgelegt worden.

Korrespondenz.

Bonn, im Sept.

Das Standbild Beethoven's, welches lange verhüllt war, aber nun allen Blicken frei gegeben dasteht, hat zu allen Tagesstunden zahlreiche Beschauer, in der Regel durchreisende Fremde, die gewiß die Gelegenheit nicht versäumen wollen, die berühmte Statue, nachher noch Beethoven's Geburtshaus, jedenfalls die prächtige Festhalle mit ihren nun verwelkten Guirlanden zu sehen. Beethoven's Statue ist allerdings geeignet, Eindruck zu machen; ihre Dimensionen sind wahrlich darnach. Ein erfreulicher, heiterer ist dieser Eindruck, wie man auch täglich zu hören Gelegenheit hat, keineswegs. An Idealisirung seines Gegenstandes scheint der Künstler wenig gedacht zu haben, wenigstens ist uns kein Standbild bewußt, das dem Beschauer so schroff, fast bedrohlich entgegentritt. Beethoven steht in trotziger Stellung da, wie alle seine Feinde herausfordernd, worunter er nicht übel Lust zu haben scheint, selbst das verehrliche Comité mitzuzählen, welches so lange seinen Namen getragen. Der kolossale Griffel läßt in diesem Augenblick noch eine andere Deutung zu als die des Notirens und bekömmt ein immer bedenklicheres Aussehen. Bei einbrechender Nacht gewinnt die Statue Leben und scheint, wie der Comthur im Don Juan, Rechenschaft fordernd von ihrem Postamente herabsteigen zu wollen. So viel ist gewiß, daß die Statue vom ästhetischen Standpunkte aus die Bedingungen nur wenig erfüllt, die man von einem Kunstwerke zu fordern berechtigt ist. Man kann Allerlei hinein philosophiren von Heroen und Titanengröße, das wird aber in diese Masse weder Grazie tragen, noch sie annehmlicher und dem Auge wohlgefälliger machen. Man entgeht seinem Schicksale nicht! Beethoven hatte, wie im Leben in seinen Verhältnissen, so nach dem Tode mit seinem Monument viel Unglück! — Die heitern Serenaden, womit man den Comité-Präsidenten Dr. Breidenstein seither zum öftern ergötzt, haben, dem Anschein nach, diesen gelehrten Tondichter wenig erbaut, indem sich derselbe diese enthusiastischen Ehrenbezeugungen für künftig verbeten hat.

Koblenz, 16. Sept.

Während der Anwesenheit der hohen Herrschaften auf Stolzenfels soll sich der kunstsinnige König von Preußen unter Anderm mit der Ausmalung der dortigen neuen Kapelle beschäftigt und mit Hrn. v. Radowitz die Zeichnungen dazu entworfen haben. Wahrscheinlich dürfte der rühmlichst bekannte Maler Steinle mit Ausführung dieser Bilder beauftragt werden.

Mainz, 18. Sept.

In Boppard ist nun seit einigen Jahren eine zweite Wasserheilanstalt, das sogenannte Mühlbad, das der dortige königl. Physikatsarzt, Dr. Hensner, hat einrichten lassen und das recht besucht ist. Diese Heilanstalt ist bei weitem nicht so groß, wie die von Marienbad, aber sie liegt sehr schön und ist zweckmäßig erbaut. Sonderbar, daß man am Rhein nicht an andern Orten Wasserheilanstalten errichtet, da doch die Zahl der Kranken, welche von dem kalten Wasser ihre Herstellung erwarten, täglich zunimmt. Warum nur hier in Mainz nicht einer von den Badhaltern auf den Gedanken kömmt, unter dem Rath und Beistand eines Arztes eine solche Anstalt einzurichten? An Wasser fehlt es nicht und eine bessere Lage für eine Wasserheilanstalt als das neue Quartier im Käfrich könnte es gar nicht geben. Sollte man aber in Mainz das Terrain zu hoch im Preise, oder das Quellwasser nicht in genügender Menge finden, so würden wir vorschlagen, in Weisenau eine Anstalt der Art zu errichten; der höhere Theil dieses Dorfes mit seiner herrlichen Aussicht auf Rhein und Main und mit seinem vortrefflichen Wasser würde allen Anforderungen entsprechen, und in diesem Theile, der nicht am Rhein liegt, könnte man am vortheilhaftesten Gebäude und Grundeigenthum zu kaufen bekommen.

Mainz, 22. Sept.

Unser Hr. Bürgermeister hatte in den tadelnden Bemerkungen, welche in der hiesigen Zeitung, und zwar durch den Mitredacteur derselben, über den in jeder Weise mangelhaften Zustand unserer städtischen Löschanstalten ausgesprochen worden waren, eine Verletzung seiner Amtsehre gesehen und dem Tadler wiederholt gedroht, ihn gerichtlich zu belangen. Man konnte nicht begreifen, warum der Hr. Bürgermeister seine Amtsehre, die doch Niemand angetastet hatte, mit den schlechten Löschanstalten in so nahe Berührung gebracht wissen wollte, und mußte vermuthen, er halte diese Ansicht blos deshalb fest, um in ihr einen verstärkten Beweggrund zur gerichtlichen Verfolgung der oben bezeichneten Person zu haben. Indeß unsere Anklagekammer hat diese Ansicht nicht getheilt, vielmehr in ihrer Sitzung am 20. d. entschieden, daß der Hr. Bürgermeister mit seiner Klage gegen den Mitredacteur der hiesigen Zeitung abzuweisen sey, da zu einem solchen Schritte gar kein Grund vorliege. Man hofft nun, daß die städtische Behörde es an einer durchgreifenden Verbesserung unserer Löschanstalten um so weniger werde fehlen lassen, da, wie wir aus guter Quelle wissen, das hohe Gouvernement der Bundesfestung schon vor einer Reihe von Jahren an Abstellung der vorhandenen Mängel dringend gemahnt hat.

Meßsehenswürdigkeiten.

(Frankfurt, 21. Sept.) Die fünf lebenden Strauße werden fortwährend sehr stark besucht und erregen die Bewunderung aller Derer, die diese interessanten Thiere näher beobachten. Wie wir vernehmen, ist dem Besitzer für dieselben von einem hiesigen angesehenen Mann eine bedeutende Summe geboten worden. — Der Cirque Lejars gab gestern ein großes Steeple chase, was wir hier noch nie gesehen haben. Heute ist das Benefiz der Mad. Lejars und wird dasselbe hoffentlich sehr stark besucht werden, da diese liebenswürdige Dame hier allgemeine Theilnahme und lebhaften Beifall wegen ihrer ausgezeichneten Leistung erhält.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 21. Sept. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld.

Redakteur: J. L. Hesser. — Druck und Verlag von Hesser und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 266. Freitag, den 26. September 1845.

Der Verhaftsbefehl.

(Aus den Charakterschilderungen von Philippine von Mettingh. Verlag von Heinrich Hotop in Cassel.)

(Schluß.)

Ich flog äußerst bestürzt zu Herrn von Garigues, der mir betheuerte, es müsse hier ein absichtlicher oder zufälliger Irrthum obwalten, denn er rede nie die Unwahrheit, und wisse so gewiß, als er lebe, daß jene Dame sich dort befinde.

Ich ging also wieder zu Herrn le Tellier und sagte, ich sey unaussprechlich verlegen, daß ich ihn noch ein Mal belästigen müsse, aber ich hätte sichere Nachricht, daß meine arme Freundin in jenem Gefängniß schmachte, und ich müßte darum die Bitte wagen, noch ein Mal Nachforschungen anzustellen.

Herr le Tellier gewährte mein Gesuch mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, und versprach, die Untersuchung selbst anzustellen, auch brachte er nach etlichen Tagen heraus, daß die Dame nicht mit dem Namen ihres Mannes, sondern mit ihrem Familiennamen in die Register geschrieben sey. Wahrscheinlich hatten der bestochene Commis und mein Stiefsohn dadurch die Sache dunkler und verwirrter machen wollen. Der Verhaftsbefehl war von dem Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Brienne, unterzeichnet. Da aber dieser, ein höchst wunderlicher und zänkischer Mann, gerade mit Herrn le Tellier in offener Fehde lebte, so konnte dieser nichts weiter für mich thun, und da Herr von Brienne mir Grobheiten sagte, und der bestochene Commis mir alle erdenkliche Hindernisse in den Weg legte, so sah ich mich genöthigt, bei dem Premierminister selbst zu klagen, was ich ungern that, weil er selten kräftig einschreiten mochte.

Der Kardinal hörte mich gütig an, denn er war wohlwollend, und nie abgeneigt, Gutes zu thun, wenn es nichts kostete. Darum erlaubte er mir sogleich, bei Herrn von Brienne in seinem Namen anzufragen, aus welchem Grunde jene Dame verhaftet sey? Herr von Brienne empfing mich äußerst unfreundlich, und antwortete auf meine bescheidene Erkundigung: er wolle nichts mehr davon hören, seit etlichen Tagen mache man ihm den Kopf so warm um dieser elenden Kleinigkeit willen, in die Herr le Tellier sich unberufen mische, und er sey es nun gänzlich müde, davon zu hören. Ich stellte ihm das entsetzliche Unglück meiner Freundin vor, und daß ich weiter nichts als Aufklärung über den Grund ihrer Gefangenschaft wünsche. Aber er blieb unbeweglich, und sagte: die Sache sey dermaßen niederträchtig und gefährlich, daß er sich wundern müsse, wie Leute von Ehre und treue Unterthanen des Königs nur darnach fragen möchten.

Nun fühlte ich mich sehr niedergeschlagen, und begann zu glauben, daß meine Braut, deren Stolz und Heftigkeit ich kannte, vielleicht in die Angelegenheiten ihres Oheims verwickelt sey, denn dieser war vor etlichen Jahren wegen Hochverrath von Sr. Eminenz eingekerkert worden. Doch siegten endlich das Mitleid und die Besorgniß, meine glänzenden Hoffnungen schwinden zu sehen, über die Furcht, mich selbst bloszustellen, und ich ging wieder zu dem Kardinal, dem ich auf's gerathewohl hin sagte: ich glaubte ganz gewiß, daß, weil mein Feind Geld genug besitze, hier Bestechungen obwalteten. Sollte aber die Dame wirklich ein Majestätsverbrechen begangen haben, so wolle ich sie nicht länger in Schutz nehmen, sondern selbst auf ihre Bestrafung dringen.

Glücklicher Weise traf ich einen sehr günstigen Augenblick, denn der Kardinal hatte eben 1500 Pistolen im Spiel gewonnen, und sein Gesicht leuchtete so verklärt, und seine Augen glänzten, als ob er den Himmel offen erblicke. Er ließ sogleich dem Grafen von Brienne befehlen, ihm die Liste der Gefangenen in Pierre en Eise zu schicken. Sobald der Kardinal sah, daß von hochverrätherischen Briefen die Rede sey — denn die Vergehungen waren dem Namen beigefügt —, so wollte er diese sehen, und ich entdeckte nun den plumpen Betrug, da man sich nicht ein Mal die Mühe gegeben, die Handschrift der Dame nachzuahmen. Ich holte sogleich ächte Briefe von ihr, und der Kardinal sah bei der Vergleichung der Schriftzüge, daß sie unschuldig sey, und eine Schelmerei dahinter stecken müsse; da er aber diese aus vielen Ursachen weder ergründen, noch strafen mochte, so begnügte er sich, dem Grafen von Brienne zu gebieten, augenblicklich den Befehl auszufertigen, die Dame in Freiheit zu setzen. Der Graf von Brienne ließ sich entschuldigen und noch um etliche Tage Frist bitten, da er mit Geschäften überhäuft sey; aber ich drängte ihn so sehr durch den Kardinal, daß er unterschreiben mußte, denn ich wollte noch denselben Abend mit Extrapost abreisen. Doch hielten mich die Commis, die sich alle untereinander verstanden, noch zwei Tage mit dem Aufdrücken des königlichen Siegels und andern Formalitäten hin, und wollten mich noch länger am Narrenseil herumführen, aber ich lief in Verzweiflung zu dem Kardinal, der ihnen nun mit Arrest drohen ließ, wenn sie sich noch länger ungehorsam zeigten.

Zum Schluß der Chikanen wollte der erste Commis den Freiheitsbrief durchaus mit der gewöhnlichen Post absenden, aber ich riß ihn ihm wüthend aus den Händen, und ließ sogleich die Pferde satteln.

Da ich jung und stark war, so flog ich mit Windesschnelle nach Lyon, und stieg bei dem Erzbischof von Villeroi ab, da dieser Herr immer viel Güte für mich gezeigt hatte. Ich genoß schon in Gedanken die Freude der armen Frau über ihre Befreiung und unser Wiedersehen; aber der Kommandant von Pierre en Eise sagte mir: er fürchte, daß die gute Nachricht zu spät käme, und die Dame wenig Trost darin finden möchte, weil sie tödtlich krank sey, und schon die letzte Oelung empfangen habe. Zwar fügte er hinzu, daß ihre Krankheit wahrscheinlich nur aus Kummer und Verzweiflung entstanden wäre, und daß vielleicht diese plötzliche Umwandlung ihrer Lage eine günstige Veränderung hervorbringen würde. Ich betrübte mich sehr über diese Nachricht, doch verlor

Digitized by Google

ich noch nicht den Muth, und bat den Kommandant, mich nur schnell zu ihr zu führen; aber ich fand sie noch schlimmer, als ich gefürchtet. Ihre Gesellschafterin, die man in dasselbe Zimmer gesperrt hatte, lief an ihr Bett und rief ihr zu: „sehen Sie, gnädige Frau! ich habe doch am Ende Recht behalten, weil ich immer sagte: Sie sollten sich gedulden, und nicht über die lange Dauer Ihrer Gefangenschaft verzweifeln. Da ist Herr von Artagnan, da ist Ihr treuer Bräutigam, der Sie befreien will." Die Dame schien ganz betäubt, zwar verstand sie endlich, was die Demoiselle ihr sagte, und drehte die Augen rechts und links, aber diese waren so geschwächt, daß sie mich erst erkannte, als ich dicht am Bett stand. „Die Hülfe kommt zu spät," — stammelte sie kaum vernehmlich. — „Sie werden wissen, wer schuld daran ist." Ich antwortete, daß der lange Verzug von der Langsamkeit ihres Boten herrühre, daß ich Alles aufgeboten, sie eilig zu befreien, und daß ich sie abholen wolle; aber das hieß Trostgründe an eine Person verschwenden, die unfähig war, sie zu verstehen, denn sie murmelte nur noch: „der Kummer tödtet mich!" und starb nach wenigen Stunden.

Meine Bestürzung war so groß, daß ich nicht an der Tafel des Erzbischofs speisen konnte, und der höfliche Prälat fand meine Entschuldigung gegründet und meinen Schmerz gerecht, denn ich verlor nicht allein 20,000 Livres Revenüen, sondern auch eine Braut, die mich zärtlich liebte. Da aber die Sache nicht zu ändern war, suchte ich den Verlust meiner Zeit und meiner Hoffnungen zu vergessen, und tröstete mich in Beziehung auf meine Braut mit dem Versprechen des Erzbischofs, daß es der armen Dame an Seelenmessen nicht fehlen solle.

Da meine Börse ziemlich schlecht gefüllt war, so machte ich die Rückreise nicht mit Extrapost, sondern langsam, mit Gelegenheiten. An dem Sohne meiner Braut konnte ich meinen Zorn nicht auslassen, denn er war schon vor einigen Monaten nach Italien abgereist; dagegen beschloß ich, den Marquis de la Carliere herauszufordern. Als ich zu Paris ankam, wurde ich etwas über dem Pont-Neuf von dem Volksgedränge aufgehalten, das durch eine Hinrichtung, die auf dem Croix de Tirvir stattfinden sollte, veranlaßt wurde. Man schrie um mich her, daß die Verbrecher falsche Münzen geschlagen; Andere sagten, sie hätten nur Pistolen beschnitten, und es befinde sich ein wunderschönes Mädchen unter den Missethätern. Diese letzten Worte erregten meine Neugierde, und hielten mich auf den Platz gebannt. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich auf demselben Karren, worauf das hübsche Mädchen saß, den Marquis de la Carliere erblickte. Da ich nahe stand, und der Karren zufällig anhielt, erkannte er mich auch, und rief mir zu: „Ach, Herr von Artagnan! das ist ein betrübtes, unschickliches Ende für einen Mann, der in guter Gesellschaft lebte, ich habe es freilich verdient, besonders an der Frau von S., die in Pierre en Cise schmachtet. Eilen Sie, Ihre Braut zu befreien; der Sohn hat den Commis des Herrn von Brienne mit 500 Pistolen bestochen, und die Briefe sind von der Demoiselle, welche hier neben mir sitzt, geschrieben worden. Bitten Sie die gute Dame in meinem Namen um Verzeihung."

Ich mochte ihm nicht viel antworten, denn unser Gespräch ergötzte die Umstehenden, und die Entfernteren hielten mich für ein Mitglied der würdigen Genossenschaft, so daß ich mich schnell bestrebte, der allgemeinen, nicht sehr schmeichelhaften Aufmerksamkeit zu entschlüpfen.

Frankfurt a. M. im Sept.

(Schluß.)

In der vierten Woche nach der Absendung seines Aufsatzes erhielt er denselben mit dem Bescheide zurück, daß wegen mehrerer in demselben, namentlich auch in Ansehung der symbolischen Bücher und kirchlicher Lehren vorkommenden Aeußerungen die Druckerlaubniß nicht zugestanden werden könne. Zugleich hieß es in dem Consistorialerlasse: „Das Consistorium, als Kirchenbehörde, müsse eine Erläuterung des Candidaten darüber gewärtigen, wie er mit derartigen Ansichten die demnächst, wenn er zu einem Pfarramte sollte befördert werden, von ihm zu fordernde und ihn sodann verpflichtende Unterschrift der in Hannover geltenden symbolischen Bücher glaube vereinigen zu können." In einem ehrerbietigen Antwortschreiben gab Hieronymi die verlangte Auskunft in einer Form und Sprache, die so gemäßigt, so ruhig und mild genannt werden kann, wie sein ganzer Sinn und Charakter. Wir glauben daraus folgende zwei Stellen besonders hervorheben zu müssen: „So wie ich den Geist und die Denkart der Gegenwart auffaßte, mußte mir meine Glaubensrichtung als ein Weg erscheinen, den Lehrbegriff der Kirche mit der Wissenschaft und Bildung der Gegenwart in Einklang zu setzen, sie mußte mir als die heilsame Mitte erscheinen zwischen der strengen supranaturalen Orthodoxie und dem Alles verneinenden, Alles zerstörenden Scepticismus. Ich halte fest an dem ewigen Grunde unserer Kirche, welcher ist Jesus Christus. Ich halte fest an dem ewigen Grundprincipe Luthers, welches er aussprach zu Worms, als er Gründe der heiligen Schrift, oder anderweitige klare helle Gründe forderte. Ich habe niemals das Ansehen der Bekenntnißschriften, vor dem Volke lehrend, wankend gemacht, sondern in meinen Kanzelvorträgen, auf biblischem Grunde ruhend, nur nach Dem getrachtet, was meine Zuhörer erbauen, bessern oder trösten konnte. Meine Ansichten habe ich bisher immer nur Männern gegenüber geäußert, die Einsicht genug besaßen, entweder meinen Gründen beizupflichten, oder denselben mit andern Gründen entgegen zu treten; und ich habe auch bei den hiesigen Theologen Lob und Widerspruch gefunden. Aber auch solche, deren Richtung weit von der meinigen verschieden, haben mich versichert, daß sie den Ernst meines Strebens achteten; niemals ist der Widerspruch ein leidenschaftlicher geworden." Und zum Schlusse der Eingabe heißt es: „Doch die symbolischen Bücher gelten in unserer Kirche, und wenn meine Ansichten von der darin aufgestellten Auffassung der Schrift abweichen, so kann ich nur meine Rettung suchen in der bestehenden Verpflichtungsformel auf dieselben. Und mein Gewissen gebietet mir zu erklären, daß ich keinen unbedingten Eid auf die Symbole leisten kann. Ich kenne wohl die schweren, ernsten Folgen, welche solche Weigerung für mich haben würde. Ich müßte den Früchten meines ganzes bisherigen Lebens und Strebens entsagen, müßte meine Vergangenheit und Zukunft aufgeben, und ein trauriges, abhängiges Daseyn fortführen; allein ich kann nicht den äußeren Frieden erkaufen durch den Verlust des innern Und ob ich den Zweck meines Lebens verfehlt, ich ergebe mich in den Willen Gottes, der mein Herz kennt; der da weiß, daß ich ernstlich gewollt und gestrebt habe nach Dem, was mir wahr und gut und christlich erschien, der durch mein Gewissen mir gebietet, in jeder Lage mich zu mir selbst zu bekennen. Doch ich hoffe, die ewige Liebe wird mich vor der schweren Prüfung bewahren, allen meinen Ansprüchen auf Lebensglück, allen meinen Hoffnungen für mich und die Meinigen auf einmal zu entsagen ꝛc. ꝛc."

Mit dieser schriftlichen Erklärung reiste H. nach Hannover, verfügte sich zu denjenigen Mitgliedern der Behörde, deren Wohlwollen er zu besitzen glaubte und denen er eine freie, vernunftgemäße Auffassung des Christenthums zuschrieb. Diese empfingen ihn mit der gewohnten Humanität und beruhigten ihn mit der Versicherung, daß die Verpflichtung auf die Symbole nur darin bestände, daß der angehende Prediger durch Unterschrift verspreche, er wolle bei Dem, was er lehre, die symbolischen Bücher zur Richtschnur nehmen (se ad normam librorum symbolicorum esse doeturum), wobei es dem Gewissen eines Jeden überlassen bleiben müsse, ob er anders lehren oder glauben könne. Bei aller Hochachtung vor dem Wissen und dem Charakter seiner Vorgesetzten fühlte sich der wahrheitsliebende H. durch die Erklärung nicht

Digitized by Google

befriedigt und beklagte innerlich, daß die symbolischen Bücher — obgleich von dem protestantischen Volke fast ganz vergessen — dennoch in der Hand ihrer Anhänger ein Mittel seyen, eine freie, vernunftgemäße Auffassung des Christenthums zu unterdrücken. Denn die schon von so vielen erleuchteten Männern angefochtene Verpflichtung auf die Symbole könne ja nur dazu dienen, die Gewissen der angehenden Prediger zu beschweren, und den Streit und den Zwiespalt über den Lehrbegriff zu verewigen. Seine Stellung in der protestantischen Kirche ward eine sehr beengende. Hätte er den symbolischen Büchern wirklich gemäß gelehret, so mußte er fürchten, der Widerwille der Gemeinde gegen solche Lehren würde ihn treffen, wie er Andere getroffen hat. Blieb er seinen Ansichten getreu, so durfte er dieselben wenigstens nicht durch die Presse öffentlich aussprechen, weil er die Censur des Consistorii fürchten mußte, einer Behörde, welche zugleich als Klägerin und Richterin über ihm stand. Mit großer Mißstimmung im Herzen, verließ er daher Hannover, um so mehr, da er nach seinen Jahren und nach seinen Leistungen in den drei bestandenen Prüfungen bald eine Anstellung erwarten konnte.

Da las er in den öffentlichen Blättern von den Fortschritten der neuen christ-katholischen Gemeinden, das Glaubensbekenntniß Ronge's und die urchristliche Organisation, wie solche in den Gemeinden beabsichtigt wurde. Das eine Wort, daß keine Satzungen mehr den Lehrbegriff von der Vernunft der Zeit und ihrer Wissenschaft trennen sollten, daß auch die Nachkommen das Recht behalten sollen, ihren Glauben mit ihrem Wissen in Einklang zu bringen, begeisterte ihn; es trieb ihn bald nach seiner Rückkehr zu der jungen deutsch-katholischen Gemeinde in Magdeburg. Hier erkundigte er sich zunächst, wie man den Ueberteitt eines protestantischen Theologen ansehen würde, und erhielt darüber von den Vorstandsgliedern die befriedigendsten Versicherungen. So trat er denn mit festem Gottvertrauen zu der neuen Kirchengemeinschaft über. Er bemerkt zu diesem Schritte in seiner Schrift: „Kein Papstthum! Kein Symbolzwang!": „Das in Leipzig zu haltende erste Concil der neuen Kirche wird über manche Fragen entscheiden, von denen auch meine Zukunft abhängt. Ich werde mich zu trösten wissen, auch wenn meine gegenwärtigen Hoffnungen nicht Wahrheit werden sollten. Die Principien, welche mich leiten, werden siegen, das Princip lebt fort, die Person ist sterblich. Ich habe bisher durch Privatunterricht und Zeichnungen mein Fortkommen gefunden, und werde es nöthigenfalls ferner dadurch suchen. Wenn ich Alles verliere: was ich gelernt habe, muß mir bleiben; wenn ich meine Zukunft aufgegeben, was mir die Vergangenheit erworben, ein gutes Gewissen, und die Achtung meiner Mitbürger muß mir bleiben. Meiner Ueberzeugung bin ich treu geblieben und Gott wird mir treu bleiben." Diese Worte schienen gleich in der nächsten Zeit in eine ernste Erfüllung gehen zu wollen. Denn während des Concils zu Leipzig befand sich der daselbst mit anwesende H. in einer unangenehmen Stellung. Die Abgeordneten der einzelnen Gemeinde schienen es meist noch nicht gern zu sehen, daß sich ein protestantischer Theolog, resp. Candidat, der Reform angeschlossen habe. H. fühlte dies und wohnte daher nur den Vorberathungen bei. Späterhin hat er dies freilich sehr bedauert, seitdem sich Ronge und andere früher römisch-katholische Geistliche günstig über seinen Beitritt erklärten und man eingesehen hatte, daß der Anschluß protestantischer gewappneter Streiter wünschenswerth sey. Bis zum Juni weilte H. theils in Braunschweig, theils in Hildesheim, und reiste sodann nach Schlesien, wo er am 30. Juni zu Neumarkt von Ronge feierlich ordiniet wurde. Auf seiner Rückreise erging an ihn in Leipzig die Aufforderung, die sächsischen Gemeinden gottesdienstlich zu erbauen. Er that dies nach einander mit ehrenvoller Anerkennung und gewiß recht gelegnetem Erfolge in Leipzig, Chemnitz, Annaberg, Johanngeorgenstadt, Marienberg, Dresden, Döbeln, Glauchau, Zwickau. In Johanngeorgenstadt erwarb sich H. durch seine weise und milde Anrede, die zum Frieden und zur Duldung ermahnte, ein wahres Verdienst um die Beruhigung der durch die Opposition des königl. Beamten in Aufregung gebrachten Gemüther. Ausgezeichnete Huldigung ward ihm in Glauchau zu Theil, vielleicht mit als Demonstration gegen den daselbst in gewissen Kreisen hervortretenden Pietismus. Gegenwärtig befindet sich H. auf einer Reise durch das westliche Deutschland, eigentlich in der Absicht, die neuen Gemeinden alle kennen zu lernen, jedoch hat er bereits dem an ihn gerichteten Verlangen nachgegeben, und seine deutsch-katholischen Brüder auf mehrfache Weise belehrt und erbaut. Wir wünschen ihm auf seine ferneren Wege aus vollem Herzen den Segen des Herrn und den Lohn seines Wirkens in der Freude über das Gelingen seines gott- und menschengefälligen, die Stürme des Jahrhunderts siegreich überwindenden heiligen Werkes!

Der Landsknecht. *)

Nicht fern ist mehr die Mitternacht —
Die Stürme brausen
Im Walde draußen;
Hilf, Himmel, wie's Gewitter kracht!
Doch in der Schenke drin
Beim Lampenscheine,
Sitzt noch mit finsterm Sinn
Ein Mann alleine,
Leert Krug für Krug,
Hat nicht genug:
„Schenk', bring' mir Rothen! —
Bleich seh'n die Todten . . . ."

So ruft der Landsknecht barsch und blickt
Wild nach dem Jungen,
Der, schlafbezwungen,
Im Winkel an der Thüre nickt.
Bang auf der Knabe springt
Zum rauhen Manne,
Und wieder frisch ihm bringt
Die volle Kanne
Mit Rebenblut
Von dunkler Gluth,
Und kauert wieder
Zum Schlummer nieder.

So trinkt der Landsknecht drauf und drauf,
Doch nicht von dannen
Kann er sie bannen
Die bleichen Schatten, die herauf
Dort von der Stube Wand
Ihm droh'n entgegen;
— Die Opfer seiner Hand
Auf Raubmord-Wegen; —
Er leert den Krug
Auf Einen Zug:
„Schenk', bring' mir Rothen!
— Bleich seh'n die Todten . . . ."

So trinkt er fort; doch weichen dort
Die Schatten nimmer
Im bleichen Schimmer;
Noch immer droh'n die Leichen fort.

---

*) Aus der demnächst erscheinenden zweiten Aufgabe der Gedichte von August Schnezler. Karlsruhe, 1846. Creuzbauer und Hasper.

Digitized by Google

Vom Tisch nun muthentflammt
Die Büchse reißt er:
„Zum Teufel insgesammt,
Ihr Quälegeister!
Jetzt schaff' mir Ruh',
Freikugel du! —
Schenk', bring' mir Rothen!" —
Bleich seh'n die Todten . . . .

Er leert den Krug mit rascher Hand
Und los nun drückt er
Wie ein Verrückter;
Doch prallt die Kugel von der Wand
Und mitten ihm durch's Herz
Mit Höllengluthen;
Im bittern Todesschmerz
Muß er verbluten,
Und stöhnt voll Qual
Zum letztenmal:
„Schenk' — bring' mir — Rothen!"
— Bleich seh'n die Todten . . . .

Mannichfaltigkeiten.

Ein neues Ballet, „die unterbrochene Hochzeit", das im Opernhause zu Berlin am 10. Sept. gegeben wurde, bringt zum Schlusse „charakteristische" Tänze von Wahnsinnigen in einem — Tollhause!! Das nennen wir Raffinement eines wahnsinnigen Balletmeisters.

Zu Angouleme ist ein glänzendes Nachdruckergeschäft entdeckt worden, das besonders Schulbücher, Lamartines Schriften, Thiers Kaisergeschichte u. s. w. lieferte und Verzweigungen durch ganz Frankreich hatte. Die Polizei nahm im Lager des Diebsgesindels an 20,000 Bände weg.

Korrespondenz.

† Bad Homburg, 24. Sept.

Die Jagd, die immer unsere Sommersaison beschließt, hat nun begonnen und unsere Berge hallen vom fröhlichen Halloh der Jäger wieder; die Fremden, die noch hier verweilen, machen Gebrauch von den schönen und vielen Jagden, die ihnen hier unentgeltlich zugänglich sind und so wird fast jeden Tag eine Jagdpartie unternommen. Für die nächste Saison stehen viele Neubauten in Aussicht und da auch der Kursaal, wie man vernimmt, noch verschönert wird, so haben wir die freudigsten Auspicien für das fernere Gedeihen unseres Badeortes.

Frankfurt a. M.

Unser Landsmann Herrmann Goldschmidt hatte von Paris aus mehrere Gemälde nach Köln in die diesjährige Kunstausstellung geschickt über welche sich im Feuilleton der dortigen Zeitung ein bewährter Kunstkenner, Gottfried Kinkel, folgendergestalt ausspricht: „Der Catalogname des großen Bildes: „ein Liebestraum", gab uns viel zu rathen, bis wir ihn getrost wegwarfen und das Bild einfach als Blumenopfer jugendlicher Frauen und Mädchen vor einer Venus-Statue uns deuteten. Der mittlere Durchblick auf Meer und Vorgebirg zeigt, daß die Scene eine jener Inseln entnommen ist, welche die frühesten Brücken des asiatischen Astarte-Kultus nach Griechenland herüber geworden sind, und zuerst die unheimliche Naturgöttin des Ostens in die reizende Aphrodite umwandelten: man mag etwa an Cypros, Rhodis oder Cythere denken. Von dieser Mittelperspective rechts im Vorgrunde erscheinen drei sitzende Frauen, die vorderste mit einer Leier, ein nackter Knabe, der eine Taube hält, in ihren Schoß gelehnt; ihre königliche Haltung läßt sie wohl als Oberpriesterin der Göttin erscheinen, deren Standbild links im Schatten südlichen Laubes thront. In dieser Gruppe ist die dritte, am meisten nach hinten gerückte und dunkler bekleidete Gestalt sicher die schönste. Die Vermittelung mit der Gruppe links bildet mehr im Hintergrund eine aufrecht im Halbschatten des Baumes stehende, sehr reizende Figur, die aus der empor gehobenen Rechten Blumen auf den Altar fallen läßt. Links zeigt uns dann ein jugendliches Mädchen, trauernd oder halb schlummernd über den Altar geneigt, seinen halbnackten Rücken, während eine Freundin ihr tröstlich oder ermunternd zuspricht. Ein reizender Gegenstand und reizend gemalt; hier, wie in seinen übrigen Bildern, zeigt Goldschmidt einen lebhaften und ausgebildeten Formen- und Farbensinn für den weiblichen Körper; wie fein und klar löst sich z. B. die volle Hand der Tröstenden von dem Rücken der Gespielin, obwohl der Localton hier ganz derselbe ist! Die Farbe hat etwas klassisch Kräftiges, Kühles, vielleicht schon mit zu starker Neigung in's Blauliche bei den Schatten im Fleisch; in Zeichnung und Haltung ist eine glückliche Mitte zwischen antiker Strenge und moderner Wärme gehalten. Die Gewänder mußten freilich etwas grell ausfallen, was noch unnöthiger Weise dadurch vermehrt wird, daß mehrere Figuren ganz ungehörig drei verschiedenfarbige Gewandstücke tragen; ähnlich schroffe Derbigkeit herrscht in der Färbung der Blumen. Im Gesammteindruck bleibt es ein erfreuliches Bild. Dieser Goldschmidt ist ein Allerweltsmaler; außer dem geschilderten Hauptwerke führt der Catalog von ihm noch fünf Stücke von ganz verschiedenem Styl. Darunter ist ein Sonnenuntergang am Meer, eine Herbstlandschaft und eine sehr vortreffliche Vedute der Kaiserpaläste in Rom; die beiden andern enthalten wieder Figuren. Prächtig ist das, ohne eigentlich zu lachen, doch so schelmisch dreinblickende Brustbild eines italienischen Mädchens mit dem südlich braunen Fleischton, dem wir es gern nachsehen, daß es eigentlich nur ein Studienkopf ist. Höchst graziös und geschmackvoll ist auch das Costüme gewählt, und der umgebende Baumschlag, obwohl leicht und nur als Grund für die Figur behandelt, beweis't, wie gut es dem Genremaler thut, wenn er sich zugleich auf Landschaft versteht." Von diesen Gemälden ist das erste größere und noch ein anderes, nicht in Köln gewesenes Gemälde: eine Sibylle, welche ihre Bücher in's Feuer wirft, im Städel'schen Kunstinstitute gegenwärtig ausgestellt. Sie bekunden ein schönes Talent und gründliche Studien und finden auch hier die verdiente Anerkennung.

Cirque de Paris

der Herren

P. Cuzent et Lejars.

Die gestrige Benefizvorstellung der anmuthigen und graziösen Mad. Lejars übertrifft alle andern an Pracht und Eleganz. Alle Mitglieder hatten das Ihrige gethan, um das Benefiz ihrer Directrice glänzend zu feiern. Die Logen waren mit den glänzendsten Toiletten angefüllt, alle Plätze gedrängt voll und man hatte durch den zahlreichsten Besuch der liebenswürdigen Künstlerin bewiesen, daß man ihr Talent hier zu schätzen und zu würdigen weiß. Ein Regen von Blumen begrüßte sie bei ihrem Erscheinen und zeigte ihr die Theilnahme des Publikums. Mögen die wenigen Darstellungen, die diese ausgezeichnete Gesellschaft noch hier gibt, doch von einem recht zahlreichen Besuch beehrt werden, denn man sieht wirklich nur Vollkommenes!

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 25. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt) Eines Hochzeittags Fatalitäten, Lustspiel in 2 Abth., von Dr W. Adel. Vorher geht: Der Vetter aus Bremen, oder: Die drei Schulmeister, Lustspiel in 1 Act, von Th. Körner.

Freitag, 26. Sept. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Pamina: Fräul. Oswald, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart. (Gastrolle) Papagno: Hr. Schurpff, vom Theater zu Mainz.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 267. Samstag den 27. September 1845.

Die Schlacht bei Sorr.
Am 30. September 1745.

Nachdem wir unsern Lesern die Schlacht bei Hohenfriedberg vom 4 Juni 1745 und die glänzende Waffenthat des Dragonerregiments Baireuth, deren hundertjähriges Andenken vor einigen Monaten in Berlin gefeiert worden, in diesen Blättern vorgeführt, dürfen wir ihnen auch die Schilderung der zweiten ruhmvollen Waffenthat Friedrichs des Großen, welche sich in demselben Jahre, vor hundert Jahren, zutrug, nämlich die Schlacht bei Sorr, nicht vorenthalten, da sie von den Geschichtschreibern den glänzendsten Thaten Friedrichs II. beigezählt wird.

Zu Frankfurt am Main war am 13. September 1745 Franz Stephan von Toskana unter dem Widerspruche der pfälzischen und brandenburgischen Kurstimme zum römischen Kaiser erwählt worden. Maria Theresia, hocherfreut, die Kaiserkrone, trotz so vieler Feinde, wieder ihrem Hause zugewendet zu haben, feierte diesen Triumph zu Frankfurt mit ungeheurer Pracht. Damit nicht genug, wollte Prinz Karl von Lothringen, Bruder des neuen Kaisers, das Glück seines Hauses noch besonders durch eine große militärische Demonstration, durch einen Sieg über Friedrich II. und dessen Vernichtung begehen. Maria Theresia, welche auf die ihr gemachten Friedensanträge, hinsichtlich ihres Beitritts zu der hannöver'schen Friedenskonvention vom 26. Aug. 1745, erklärt hatte, „sie wolle lieber das Hemd vom Leibe, als Schlesien einbüßen," schickte dem Heere in Böhmen alsbald die verlangten Verstärkungen, und die österreichischen Generale entwarfen nun einen Plan, der nach des Königs eigenem Geständnisse großer Heerführer würdig war, und da er überdies vom Glücke begünstigt schien, einen besseren Ausgang verdient hätte, und vielleicht auch gefunden haben würde, wenn man in der Ausführung den ein Mal gefaßten Grundsätzen würde treu geblieben seyn. „Aber" — sagt Friedrich — „wenn die Oesterreicher einen Plan zu entwerfen wußten, so besaßen sie hingegen nicht die Geschicklichkeit, ihn auszuführen."

Friedrich hatte bei Jaromirs ein Lager bezogen und durch vielfache nothwendige Entsendungen die Zahl seiner Truppen bedeutend vermindert. In Schlesien stand der General von Nassau, und an den Gränzen von Sachsen der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, beide mit ansehnlichen Korps. Auch mußte Friedrich, um den Rücken der böhmischen Armee zu decken, beständig starke Detaschements bereit halten. Dadurch war seine Armee auf 20,000 Mann herabgekommen, während das Heer des Prinzen Karl von Lothringen, obgleich die Sachsen dasselbe verlassen hatten, und zum Schutze Sachsens heimgezogen waren, immer noch mindestens 40,000 Mann zählte. Prinz Karl beobachtete die auch im Jahre vorher befolgte Taktik, den König durch zahlreiche Schwärme leichter Truppen zu beunruhigen, und ihm alle Zufuhren von Lebensmitteln abzuschneiden, wodurch er ihn ohne Schwertstreich zwang, das Land zu verlassen. Und wirklich war es hier bereits so weit gekommen, daß man um jede Zufuhr, um jedes Mittagsmahl eine kleine Schlacht liefern mußte. Durch diesen allgemeinen Mangel an Lebensmittel, und da die Wege anfingen, schlecht zu werden, sah sich Friedrich gezwungen, das Lager bei Jaromirs aufzuheben und ein anderes, sehr unvortheilhaftes bei Staudenz zu beziehen. Sofort zog ihm auch Prinz Karl nach, und lagerte sich bei Königshof, kaum einen Tagmarsch von ihm entfernt. Die Stellung des Königs war äußerst unbequem, denn die vor ihr befindlichen Anhöhen und Wälder verbargen ihm den Gegner und hielten ihn ab, ihn auszuforschen. Diese Stellung benutzend, kam es nun dem Prinzen Karl darauf an, den König unversehens im Lager zu überfallen, und er traf alle Anstalten hierzu. Denn spielte das Glück nicht unvermuthete Tücke, so war die Schlacht gewonnen, alle entsendeten Truppen des Königs abgeschnitten und Schlesien unwiederbringlich für ihn verloren; mißglückte die Schlacht, so konnte Friedrich, da er in Böhmen keinen festen Platz inne hatte, sich dennoch nicht halten. Prinz Karl brach daher in der Nacht vom 29. auf den 30. September auf, sein Lager mit dem ganzen Gepäcke stehen lassend. Unter Begünstigung der vor ihm liegenden Wälder und Anhöhen und des hereinbrechenden Dunkels der Nacht zog er gegen das preußische Lager heran, besetzte die Anhöhen, welche es beherrschten, schob seinen linken Flügel bis hinter Bukersdorf und seinen rechten bis an Teutsch-Prausnitz vor, deckte beide mit starken Batterien von Kanonen und Haubitzen, und pflanzte längs seiner ganzen Front eine Menge von Geschützen auf. Das war allerdings eine höchst gefahrvolle Stellung für das preußische Heer, denn dieses mußte dadurch, wenn es sich vertheidigen wollte, unter den Kanonen des Feindes und dem Feuer seines linken Flügels, welches ein Theil des Centrums noch verderblicher machte, hervortreten und in Ordnung aufstellen. Außerdem waren Nadasdy und Trenk beordert, dem Könige in den Rücken zu fallen; Desoffy sollte ihn in der Seite angreifen, und Frankini war abgesandt, den Weg nach Schatzlar zu verhauen, und den Preußen dadurch Unterstützung und Rückzug abzuschneiden. Des Königs Untergang schien gewiß.

Friedrich, welcher bereits am 29. Sept. durch einen feindlichen Deserteur erfahren hatte, daß das österreichische Heer sich in Bewegung setze, schickte eine Abtheilung Kavallerie aus, um auf die Bewegungen des Feindes zu achten; aber dieser hatte alle Zu- und Ausgänge mit leichten Truppen besetzt, so daß auf diese Weise von dem Vorhaben des Prinzen Karl Nichts erforscht werden konnte. Einige Gefangene sagten aus, daß man nach Arnau marschiren wolle. Dadurch wäre Friedrich von Schatzlar abgeschnitten und hier in eine enge Gegend eingeschlossen gewesen. Um dieses zu verhüten, ließ der König alsbald das Lager abbrechen, und war bereits früh Morgens des 30. Septembers mit den Anordnungen zum Marsche beschäftigt, und hatte an alle Befehlshaber den Be-

Digitized by Google

fehl zum Abzuge nach Trautenau ausgetheilt, als von den Vorposten die Nachricht einging, daß die Oesterreicher in vielen Kolonnen Fußvolk und Reiterei auf den Anhöhen vor Teutsch-Prausnitz heranrückten.

Nach allen Anordnungen schien es, daß die Oesterreicher auf den Rückzug der Preußen mit Sicherheit gerechnet hatten, und daß sie auf diesem erst angreifen wollten.

Es war 4 Uhr Morgens. Friedrich eilte persönlich zu den Vorposten, um sich von der wirklichen Lage der Dinge zu überzeugen. Er sah, wie die Oesterreicher sich in Schlachtordnung zu stellen begannen, und verbarg es sich nicht, wie es hier weit gefährlicher seyn würde, sich in Gegenwart einer so nahe vor ihm stehenden Armee durch die Defileen zurückzuziehen, als das feindliche Heer, trotz der eigenen Schwäche, anzugreifen, und entschloß sich deshalb ohne Bedenken zum Angriffe; „denn es war weit ehrenvoller" — sagte er selbst — „gänzlich vernichtet zu werden, wenn man sein Leben theuer verkauft, als auf einem Rückzuge zu Grunde zu gehen, der zuversichtlich in eine schmähliche Flucht ausgeartet wäre."

Demnach wirbelten die Trommeln und schmetterten die Trompeten, und Fußvolk und Reiter drängten sich zur Schlacht, von den feindlichen Haubitzen umbrüllt. Mit seltener, ihm eigenen Geistesgegenwart ordnete Friedrich die Schlacht. Die Kavallerie vom rechten Flügel mußte in einem halben Bogen, dessen Rundung gegen den Feind gekehrt war, auf der Trautenauer Straße rechts aufmarschiren, und sich dem feindlichen linken Flügel gegenüberstellen. Die Infanterie folgte, und beide zugleich sollten sodann den Angriff machen. Fünf Bataillone vom zweiten Treffen hatten Befehl, diese zu unterstützen; der ganze linke Flügel sollte sich ruhig verhalten, bis man die Wendung der Schlacht auf dem rechten würde wahrgenommen haben. Die Ordnung und Geschwindigkeit, mit welcher diese Anordnungen ausgeführt wurden, ist wirklich erstaunenswerth zu nennen, wenn man bedenkt, daß dieses unter dem Feuer von 28 Kanonen geschehen mußte, welche die Oesterreicher in zwei Batterien aufgestellt hatten, und wenn man bedenkt, wie oft durch dieses Feuer die Reihen der Preußen zerrissen wurden.

Sobald die Reiterei sich aufgestellt hatte, griff der Feldmarschall Buddenbrock die österreichische Kavallerie an. Diese hatte ihr Terrain schlecht gewählt. In geringen Zwischenräumen standen die 50 (nach Andern 25) Schwadronen derselben in drei Treffen hinter einander aufgestellt, und hinter ihnen war eine Art von Abgrund. Fünfzehn preußische Schwadronen prallten vor, überwanden die Schwierigkeiten des unebenen, durchschnittenen Bodens, sprengten die Anhöhen hinan, und warfen sich mit einer Geschwindigkeit und Wuth auf die erste Linie der feindlichen Reiterei, daß sie wankte und wich, und, von den Preußen gehetzt, auf ihre zweite Linie stürzte, dieselbe in Unordnung brachte und mit fortriß, und beide auf die dritte Linie stürzten, auch diese mit fortrissen, und nun alle drei Linien in größter Verwirrung davon sprengten. Nirgends war Raum, sich zu sammeln und zu ordnen. Einige Schwadronen wurden sogar mitten unter die Infanterie getrieben, wodurch Verwirrung in derselben entstand, welche nicht ohne Einfluß auf die Entscheidung der Schlacht war.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Wir werden dieser Tage in Madame Montenegro, welche am 29. d. M. als Norma ein Gastspiel eröffnet, eine italienische Sängerin kennen lernen, deren Ruf bereits durch ihre Erfolge in Berlin und Hamburg begründet ist; wir sehen ihrem Auftreten mit Vergnügen entgegen, und werden über ihre Leistungen, welche hoffentlich dem Rufe derselben entsprechen, weiter berichten.

Eine französische Schauspielergesellschaft, unter der Direktion des Hrn. Sainval, welche für die bevorstehende Winter-Saison nach Wien engagirt ist, wird auf ihrer Durchreise auf der Frankfurter Bühne einige Vorstellungen geben. Unter den Mitgliedern der Gesellschaft sollen sich mehrere ausgezeichnete befinden, und ihr mannichfaltiges Repertoire soll eine Auswahl von vorzüglichen Stücken bieten. Wir unterlassen nicht, die zahlreichen Freunde der französischen Sprache und Literatur auf diese Vorstellungen, denen eine freundliche Beachtung nicht fehlen wird, aufmerksam zu machen.

Wenn man in den sogenannten Stammbüchern aus früherer Zeit, wie solche in Besitz unserer Großeltern sich noch mitunter vorfinden, blättert, so begegnet man nicht selten ganz eigenthümlichen Denksprüchen und Inschriften, wie z. B. der folgenden:

Sic eund fata hominum!
Ach, gingen sie doch nicht so krumm!

Die obere lateinische Zeile war im Zickzack geschrieben und sollte den krummen Gang des menschlichen Schicksals veranschaulichen. War das nicht witzig und könnte man es in unsern modernen Albums nicht wieder auffrischen?

Der Stuttgarter „Beobachter" entwirft folgendes Bild von Johannes Ronge: „Die Bildnisse, welche von Johannes Ronge im Umlaufe sind, haben von demselben eine ganz falsche Vorstellung verbreitet. Auf jenen Abbildungen scheint er von düsteren, nachdenklichen Zügen und im Alter schon etwas vorgerückt. Doch sieht er in Wirklichkeit noch ganz jung aus, wie ein Mann von etwa dreißig Jahren, sein Gang und sein Mienenspiel zeugen von ungemeiner Lebendigkeit; vom heitersten Aussehen, wie er ist, spielt ein sehr häufig wiederkehrendes Lächeln um seine Lippen. Ein dichtes, Stirn und Gesicht beschattendes, schwarzes Haar, ein schwarzer Backenbart, der, unter dem Kinne fortlaufend, die Gränzen des ganzen Gesichts umschreibt, eine dunkle Gesichtsfarbe, verbunden mit in der That feinen Zügen, ein glänzend schwarzes Auge, welches bald ungemein lebhaft in seiner Höhle umläuft, bald wieder längere Zeit sinnend, fast wie nichtsdenkend auf irgend einen Gegenstand sich heftet, lassen die Aeußerlichkeit seiner Person dem Beschauer, auch abgesehen von der historischen Bedeutung des Mannes, als Das erscheinen, was man interessant nennt. Wenn Herr Ronge spricht, er hat eine ungemein klangvolle Stimme, so drückt sich in seinem Auge ein stilles, sinniges, auf die Oberfläche heraustretendes gemüthlich schwärmerisches Feuer aus. Hätte ich an Hrn. Ronge diesen Einen Zug nicht bemerkt, den stillen sinnigen Glanz seines Auges nämlich, so würde ich durchaus gezweifelt haben, daß er den Beruf, welchen er in seinem äußerlichen Auftreten kund werden läßt, auch innerlich habe Denn der leichte Gang dieses jungen Mannes, der elastische Schritt, die zierliche, unter der mittleren stehende Größe, der schlanke Wuchs, der durch einen eng anschließenden sehr eleganten Anzug sich sehr vortheilhaft hervorhebt, das leichte Wesen, wodurch er sich auszeichnet, der gesellige Ton, das Behagen, womit er seinen Wein trinkt und Krebse schält, und die süße Birne, die er dazu ißt, lassen in ihm eher einen jener harmlosen sinnigen Gesellschafter vermuthen, die man lieben muß, wenn man mit ihnen in Berührung kommt, als einen großen welterschütternden Reformator. Nur der Glanz dieses Auges, welches so ganz ohne Affektation bei der Rede so still schwärmend heraustritt, hat mich im Glauben bestärkt, daß Ronge zu der Rolle, welche er übernommen hat, innerlich auch berufen sey."

(St. Petersburg, 11. Sept.) Die nordische Biene enthält die interessante Lebensbeschreibung eines russischen Soldaten, Seb. Gregoriew, welcher in der Schlacht von Austerlitz gefangen

genommen, dann nach Frankreich geführt und dort gezwungen wurde, in die gegen Spanien bestimmten Truppen einzutreten. Er wohnte der Belagerung von Saragossa bei, erhielt dort zwei Wunden, wurde nach Mallorca gebracht und kehrte im Jahre 1822 mit seinem Abschied nach Rußland zurück, aber nur mit der Bitte, in der russischen Armee seine 25jährige Dienstzeit vollenden zu können. Er wurde in das zwölfte Jäger-Regiment aufgenommen und ist jetzt Kaufmann in Archangel.

Die Moskauer Zeitung meldet, daß am 19. August ein fünfjähriger Knabe aus Roschestwina, unweit Moskau, auf einer Wiese, wo er nicht weit von seinem Pflegevater spielte, von einem Wolf erfaßt und weggeschleppt wurde. Mehr als hundert Bauern sahen es mit an und liefen dem Thiere nach, waren aber nicht vermögend, ihm die Beute abzujagen. Der Knabe war ein Pflegling des Erziehungshauses in Moskau.

(Deutsche Zeitungen im Osten.) Kommerzienrath Grube, der sich am 20. Febr. nach Singapore und von dort sogleich nach Batavia einschiffte, schreibt aus Batavia, 11. April, in einem Privatbriefe, den die Kölner Zeitung im Auszuge bringt, daß in China so wenig, wie in Manilla gute Zeitungen gehalten werden und die für Indien monatlich einmal erscheinenden Blätter von Deutschland wenig oder nichts enthalten. In Singapore fand Grube zuerst deutsche Zeitungen, doch nur Hamburger Blätter, in Batavia aber auch die Kölnische und Augsb. Allg. Ztg.

Folgende Probe „ländlichen Kanzleistyls" liest man in einem Provinzialblatt: „Wir Endesunterzeichnete, Schulze der Gemeinde S..., bescheinigen dem Michel P....., Ackersmann und Musikant, wie auch hiesiger Ortsbürger, daß selbiger uns zu Protokoll erklärt hat, daß er eine Wölfin am Saum der Waldung, deren Tatzen er zufällig angetroffen, getödtet hat. Wir haben uns auf besagten Tatzen, von unserem Adjunct begleitet, nach dem Ort begeben, der auch sogleich erkannt hat, daß die erschossene Bestie keine Wölfin, sondern ein Wolf war, wie auch, daß das Thier nicht mit einer Flinte erschossen, vielmehr mit einem Fiedelbogen todtgeschlagen war. Da es sich erwiesen, daß besagter Wolf keine Wölfin gewesen, so war eine Tödtung ihrer Brut nicht vonnöthen, und haben wir deßwegen dem Michel P. auch nur die Prämie für einen Wolf bewilligt, immer mit unserm Adjunct, dem wie übrigens die Ohren abgeschnitten, um sie gegenwärtiger Bescheinigung als Beglaubigung beizulegen und unterzeichnen gehorsamst mit unserm Adjunct: Der Schulze von S. Balthasar M. und sein Adjunct"

Das Monument, welches die böhmischen Stände dem Kaiser Franz in Prag setzen, wird eine Höhe von 75 Fuß erhalten; die Bildsäule des Kaisers zu Pferde soll von einem auf vier gothischen Pfeilern ruhenden Baldachin überragt und von allegorischen Figuren umgeben seyn.

Fragen und Antworten aus Honek's „Buch für Winterabende": In welchem Lande ist es immer Nacht? — Antwort: In jedem Lande, wo es keinen Landtag gibt. — Ferner: Welche Formen sind den feinsten Hofleuten am meisten verhaßt? — Antwort: Die Reformen.

Man erzählt sich Folgendes: „Als ein geistlicher Oberhirt unlängst die Kirchen und Schulen seiner Diöcese inspicirte, belobte er diejenigen Seelsorger und Lehrer, welche dazu beigetragen hatten, der römisch-katholischen Kirche deren Anhänger in ihrem Kreise zu erhalten, wogegen er diejenigen scharf tadelte, aus deren Gemeinden Abtrünnige zur deutsch-katholischen Kirche übergegangen waren. Diese Rüge traf auch einen Geistlichen, welcher sie mit den Worten ablehnte: daß er sich nicht erinnere, irgend einen seiner Gläubigen an die neue Kirche verloren zu haben. Der Oberhirt wies ihm hierauf in Zahlen nach, daß über hundert Personen zur neuen Lehre übergegangen seyen, und legte ihm das Namensverzeichniß derselben vor. Ganz ruhig erwiederte der Angeschuldigte: „Allerdings ist dies Verzeichniß richtig, aber es klagt mich nicht an; denn da die hier verzeichneten Personen seit vielen Jahren nicht mehr zur Kirche gegangen sind, und da sie sich von allen Verpflichtungen längst losgesagt hatten, so konnte mich ihr Uebertritt zur neuen Lehre weder in Erstaunen setzen, noch kann ich ihn als einen Verlust betrachten. Meine treuen Anhänger sind ganz dieselben geblieben und die Andern mir in Rechnung bringen zu wollen, dies wäre doch ungerecht!" Man hat noch nicht erfahren können, ob jener geistliche Oberhirt mit der Rechtfertigung seines Untergebenen zufrieden gewesen."

Im Gasthaus zum „Tiger" in Pesth sind kürzlich neue Speisezettel ausgegeben worden, welche durch ein paar Witze größere Aufmerksamkeit erweckten und mehr Gäste lockten, als wären die labendsten Speisen zu den billigsten Preisen verzeichnet. Es steht nämlich vorn auf diesen Speisekarten: „Herausgeber und verantwortlicher Redakteur der Koch des Hotels, Florian." Zuletzt liest man die tröstliche Beesicherung: „Fortan soll diese Charte eine Wahrheit seyn."

(Evangelischer Kultus in Algerien.) Durch eine vom Könige der Franzosen unterm 30. Okt. 1839 erlassene Verordnung ist für Algerien ein protestantisches Konsistorium eingesetzt worden. Dasselbe hat seinen Sitz in der Stadt Algier, und besteht aus einem Pastor und zwölf Aeltesten. Ersterer, der zugleich Präsident des Konsistoriums ist, bezieht von der Regierung jährlich 3000 Fr. ohne die Emolumente, die ihm sonst noch zufließen. Die ihm untergeordneten, in der Provinz angestellten Hülfspastoren erhalten ebenfalls von der Regierung 1500 Fr. jährlich, doch scheint dieses Gehalt bereits, wie aus einer Bekanntmachung des protestantischen Konsistoriums vom 11. April 1844 hervorgeht, auf 2000 Fr. erhöht worden zu seyn, wozu noch eine Wohnungsvergütigung kömmt, die z. B. in Oran 600 Fr. jährlich beträgt. In mehreren Gemeinden, wie unter anderen in Dely-Ibrahim, wo ebenfalls schon eine evangelische Gemeinde vorhanden, sind den Pastoren auch einige Hektaren Landes zum Anbau überwiesen worden.

Die protestantischen Freunde in Sachsen haben ein recht gutes Wort über das gegen sie erlassene Verbot ergehen lassen, das so mild und bescheiden und offen ist, daß es gewiß manche Abgeneigte versöhnen wird. „Ständen wir doch vor unseren Fürsten oder käme ihnen dies Blatt zu Gesicht, wir würden dann sagen: Ihr, unsere angestammten Fürsten, wir bitten herzlich, unterzeichnet nicht solch Verbot gegen uns! Diese Versammlungen sind uns lieb geworden, sehr lieb. Wir sind ernster, wir sind besser dadurch geworden; lasset nachfragen in unseren Verhältnissen im Einzelnen, ob dem nicht so ist. Nehmet uns nicht, was unseren Herzen werth ist; werfet nicht damit in unsere Herzen eine bittere Empfindung. Lasset euch genau, nach scharfer Untersuchung, von unbefangenen Männern berichten, wie wir entstanden sind, wie wir uns verbreitet haben. Ist jemals etwas ohne ein künstliches Plänemachen, in offener ehrlicher Weise aus dem Boden der Zeit emporgewachsen, so sind es die protestantischen Freunde und ihre Versammlungen. Aus einem Lebensbedürfniß, aus unseren Herzen sind sie emporgewachsen; wie sollten sie uns nicht lieb seyn?" Man muß gestehen, das lautet christlicher, als der Bannfluch der Hengstenbergianer.

(Frankfurt a. M.) Hr. David Wihl aus Wölinghofen bei Düsseldorf hat unlängst, wie uns aus öffentlichen Blättern bereits bekannt ist, in einer Amsterdamer Familie ein Gemälde entdeckt und käuflich an sich gebracht, welches durch den Ausspruch von Kunstkennern für einen Van Dyck erklärt worden ist. — Ueber dies Gemälde las man unlängst in einem Berichte der Allgemeinen

Digitized by Google

Zeitung: „Zuerst bezeugen zwei Kupferstiche von Paulus Pontius, einem Zeitgenossen des Malers, daß eine solche Madonna von Van Dyck gemalt worden ist. Es sind zwei verschiedene Stiche und von sehr verschiedenem Werth, die aber dasselbe wiedergefundene Original bis auf den versteckten Kopf im untern Schnitzwerke des Lehnstuhls der Madonna wieder geben. Ein Original von Van Dyck war mithin vorhanden, und der Van Dyck'sche Pinsel verräth sich an jeder Miene der Mutter, an jeder Fleischesfaser des Kindes zu vollendet, als daß man das Bild für eine Copie halten dürfte. Zum Ueberfluß liegen Zeugnisse der competentesten Kenner über die Aechtheit des Originals vor. Mögen nun Techniker die schöne Vollendung des Pinsels bewundern." Dies Gemälde ist gegenwärtig in unserem Kunstinstitute, jedoch nur für kurze Zeit, zur Beschauung aufgestellt. Ueber den Werth dieses Bildes, sowie über die Aechtheit desselben mögen nun die Kunstkenner ihr Votum abgeben.

Frankfurter Theater.

Schon mehrmals ist nun Bauernfeld's „deutscher Krieger" auch auf unserer Bühne mit dem günstigsten Erfolge gegeben worden und nachdem wir mehreren Vorstellungen desselben beigewohnt haben, freuen wir uns, unsere Anerkennung nur wiederholen zu können. Stücke dieser Art müssen dem Publikum bestens empfohlen werden, weil sie nicht nur durch den Gehalt der Bearbeitung und die poetische Form auf den Geschmack bildend einwirken, sondern weil auch in ihnen eine ächt deutsche Gesinnung sich kund gibt. Solche Vorzüge treten jedem unbefangenen Beschauer entgegen, sein Herz mild erwärmend und seinem Geiste einen weiten Gedankenkreis eröffnend; er fühlt sich von den Bildern und Erinnerungen einer denkwürdigen Zeit angezogen und von Charakteren gefesselt, die auf geistiger Bedeutung beruhen; dabei entrollt sich vor ihm eine zwar einfache, aber darum nicht minder spannende und überraschende Handlung. Doch es bedarf ein solches Drama keiner weiteren Anpreisung. Möge es einer scharfsinnigen Kritik immerhin gelingen, auch an diesem Stück Ausstellungen zu machen und über Dies oder Jenes mit dem Verfasser zu rechten, den Beifall der Herzen wird sie nicht verdrängen können und in ihm erhält ja der Dichter seinen schönsten Lohn! Die Aufführung entspricht dem Werthe der Dichtung. Hr. Breuer, an welchem unsere Bühne eine gute Acquisition gemacht hat, gibt den Obristen von Götze. Er faßt die Rolle in kräftiger Mannesfrische und stattet den Charakter mit der ganzen Energie eines für die Ehre seines Vaterlandes begeisterten Kriegers aus, durch welche Auffassung die lebhafte Zuneigung erklärt wird, welche Frau von Laroche ihm zuwendet. Die Wärme und Lebendigkeit seiner Darstellung konnten nur wohlthuend wirken und eben so trefflich gelang ihm am Schluß des zweiten Actes der Ausdruck von Ruhe und Resignation, als er sich am Ziele seiner kriegerischen Laufbahn und von den Anfeindungen des Undanks bedroht sieht. Frau von Laroche findet in Fräul. Hausmann eine Repräsentantin, welche Geist genug besitzt, um für gehaltvolle Worte und für den Ausdruck eines klaren und besonnenen Gemüthes den rechten Ton zu treffen. In der Hauptscene im zweiten Acte war ihr Vortrag trefflich nüancirt und ganz geeignet, einen höchst wirksamen Gegensatz zu dem feurigen Temperamente des deutschen Kriegers zu bilden. Hr. Reger gibt den Kurfürsten und zeigt, daß er ein originelles Charakterbild aufzufassen und consequent durchzuführen versteht; Biederkeit und schlichte Sitte, Kraft und derber Humor sind hier vereinigt und nur einiges allzu Schroffe wäre zu mildern, weil es uns die Würde eines solchen Fürstenbildes zu beeinträchtigen scheint. Hr. Nork spielte den naiven Hans, der aus seinen Büchern eine drollige Sucht nach Abenteuern herausgelesen hat, solchen nachzieht, aber nicht Muth genug besitzt, um sie mit Ehren zu bestehen, in allerlei ergötzliche Situationen geräth und am Ende unter das Schutzdach eines subalternen und höchst unterthänigen deutschen Philisterinns kommt. Seine Darstellung verdient ausgezeichnet genannt zu werden und war nicht nur von dem besten Humor belebt, sondern auch in den hier vorliegenden verschiedenen Stadien des Uebergangs sehr geschickt motivirt. Die Herren Meck (Major Kanne), Grahn (Graf Dohna) und Hartig (Maire) führten ihre Rollen sehr brifällig aus.

Die Novität: „Eines Hochzeitstags Fatalitäten" wurde am 25. Sept. zum Erstenmale wiederholt. Wir haben sie bereits besprochen und nur noch die Aufführung derselben anzudeuten. Der Charakter des Kaufmann Klam (Hr. Reger) gehört zu den sogenannten dankbaren Rollen, und wurde derselbe in seiner äußerlichen Derbheit, aber Biederkeit und Herzensgüte von dem Darsteller wiedergegeben; indessen sind wir der Meinung, daß die Rolle an Interesse gewonnen haben würde, wenn Hr. Reger die allzu ungestüme Lebhaftigkeit seines Spieles etwas gemäßigt, dem Beschauer dadurch die nöthigen Ruhepunkte vergönnt und mehr nüancirt hätte. Hr. Meck (Winge) war vorzüglich und wußte den schwatzhaften, etwas bornirten, aber gutmüthigen Alten mit einer Wahrheit und Natur zu schildern, wie sie seinen Darstellungen eigen zu seyn pflegen und seinen Humor zu einem von aller Uebertreibung freien und wahrhaft ergötzlichen machen. Fräul. Hausmann (Amalie) spielte in der Scene des zweiten Actes, wo sie Heren Klam umzustimmen sucht, auf eine so sinnige Weise und sprach in so schön geordneter Rede, daß man ihr mit Vergnügen zuhörte und der plötzlichen Sinnesänderung jenes Widersinnes Glauben schenken konnte. Die drei genannten Darsteller der Hauptrollen fanden wiederholten Beifall. Die andern Partien des Dalberg (Hr. Grahn), des Ludwig (Hr. Paetsch), der Frau von Dreier (Mad. Meck) und der Fräul. Daun (Julie) sind untergeordnet, wurden aber gut repräsentirt.

Hr. Diehl brachte die kleine Rolle des Kirchendieners zu besonderer Geltung und wurde dafür lebhaft applaudirt.

Die Novität fand eine günstige Aufnahme. W.

Korrespondenz.

Darmstadt, 28. Sept.

Ihr kk. HH. die Erbgroßherzogin und die Prinzessin Alexandra von Baiern erstiegen am vorigen Samstag, bei der herrlichsten Witterung, die Ludwigssäule und verweilten längere Zeit auf der Gallerie, von wo man eine unvergleichliche Fernsicht nach allen Gegenden des Horizonts genießt. Minder scharfe Augen können sich eines auf dieser bedeutenden Höhe aufgestellten trefflichen englischen Fernrohrs bedienen, welches das romantische Panorama der weit ausgedehnten prächtigen Rheinlandschaften zur deutlichsten Klarheit beingt. — Fräul. Jenny Lind hat uns schon am vorigen Samstag früh Morgens verlassen, dem Polarkreis wieder entgegen reisend, nachdem sie sich von den Anstrengungen und Huldigungen des vorhergehenden Tages, wo sie in der Oper: „die Nachtwandlerin" als Amine glänzte, kaum die nöthige Erholung gegönnt hatte. Noch am späten Abend ward ihr die letzte Ehrenbezeigung zu Theil, und zwar durch eine Deputation der großh. Hofkapelle, welche ihr vor den Gemächern des Gasthauses zur Traube, wo sie wohnte, eine gewählte Serenade brachte, die ihrerseits die beifälligste und verbindlichste Aufnahme fand, indem sie aus dem Zimmer trat und den versammelten Musikern vielmals auf das herzlichste dankte. Gleichzeitig füllte eine respectable Anzahl ihrer Bewunderer die Gänge des ersten Stocks, und sie ward auf's neue mit Anreden, Komplimenten und Begrüßungen gleichsam überschüttet. Allein Fräul. Lind schien zu fürchten, daß zu viel Lob für das schwache menschliche Herz eben so schädlich sey, als zu viel Süßigkeit für den Magen, und darum mochte sie sich wohl angetrieben fühlen, den Rückzug in ihre Appartements zu beschleunigen. Die Serenade indeß nahm ihren ungestörten Fortgang und war unserer trefflichen Hofkapelle vollkommen würdig. — Die Wiederherstellung unserer evangelischen Hauptkirche nach dem von dem Stadtbaumeister Hrn. Jordan entworfenen Plane ist nun ihrer Vollendung nahe und soll dieselbe im folgenden Monat eingeweiht werden. Nach dem einstimmigen Urtheile Aller, die die Kirche in ihrem jetzigen inneren Zustande, der gänzlich neu ist, gesehen haben, hat Hr. Jordan mit verhältnißmäßig geringen Mitteln Ausgezeichnetes geleistet und die im Innern aufgeführten schlanken Säulen, die das Gewölbe tragen, sind eben so zierlich und geschmackvoll, als die ganze räumliche Eintheilung und Verschönerung der Kirche, welche einen sehr ansprechenden Anblick darbietet. Die Fenster des Chors werden künftig aus vorzüglichen Glasmalereien bestehen, welche schon in München bestellt worden sind und binnen Jahresfrist geliefert werden sollen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 26. Sept. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Pamina: Fräul. Oswald, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart. (Gastrolle) Papageno: Hr. Scharpff, vom Theater zu Mainz.

Samstag, 27. Sept. (Unter Leitung des Hrn. Felicien David) Großes Konzert in zwei Abtheilungen: „Die Wüste" (le Desert), von Felicien David, mit Solo, Orchester, Chor und Declamation.

Redakteur L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 268. Sonntag, den 28. September 1845.

An der Schwedensäule.
1845.

Abend wird's; — im letzten Glüh'n der Sonne
Steh'n die Rebenhügel roth erhellt,
Alles, was da lebet, athmet Wonne
In der frohen, frischen Frühlingswelt.
Sanfte Stille herrschet in den Räumen,
Wo des Tages Stimmen längst verhallt, —
Nur der Vögel Chor noch von den Bäumen
Und der Wellen leiser Schlag erschallt.

Hier, von jungem, grünem Schmuck umgeben,
Den der neue Lenz ihm angethan,
Steht der Eichwald, kühn und mächtig streben
Seine stolzen Wipfel himmelan.
Viel schon sah er werden und vergehen,
Doch er trotzt dem wilden Sturm der Zeit
Seit er jene Helden hat gesehen,
Die dem Glaubenskampfe sich geweiht.

Munt're Waldessänger auf den Zweigen
Grüßen froh den alten Vater Rhein, —
Wie die Gipfel hin und wieder neigen,
Glänzt ihr Schatten in dem Wellenschein.
Und der Strom mit ruhig-ernstem Wallen,
Immer scheidend und doch immer neu,
Grüßt die mächt'gen, alten Eichenhallen,
Grüßt das Denkmal mit dem deutschen Leu.

Wessen ist die Säule bei den Eichen,
Was doch soll der Löwe mit dem Schwert?
Ist es des Erob'rers Siegeszeichen,
Der ein Volk vertrieb von Hof und Herd?
Hat ein Edler hier den Tod gefunden?
Traf ihn hier ein Dolch von welscher Hand?
Daß der Löwe, zürnend seiner Wunden,
Zückt das Eisenschwert gen Frankenland?

Gustav Adolph! Deinen großen Thaten
Zum Gedächtniß steht die Säule dort.
Als uns deines Glaubens Feinde nah'ten,
Zogst du aus dem Heimathlande fort;
Kämpftest muthig in den deutschen Landen
Für des reinen Glaubens hohes Gut,
Daß wir, frei und mächtig, neu erstanden,
Hell umstrahlt von deinem Heldenmuth.

Und dein Siegeszug im deutschen Lande
Führte dich an unsern alten Rhein,
Wo kein Fahrzeug an dem weiten Strande; —
Drüben winkt der Feind im Waffenschein.
Doch der König will die Welschen schlagen,
Gott sein Hort! wer hält den Helden auf?
Kühn, von leichten Brettern sanft getragen,
Nimmt er durch die Wogen seinen Lauf.

Sieg ist, wo der große König schreitet,
Und auch hier krönt Sieg den Heldenmuth:
Wo der wack're Schwede gläubig streitet,
Fließt in Strömen seiner Feinde Blut.
Von der Welschen scheecklichem Erbleichen,
Von dem lauten Schwedenschwerterklang
Zeugt das hohe Denkmal bei den Eichen
Wohl noch manch' Jahrhundert uns entlang.

Welch' ein Stürmen mir die Brust erfüllet,
Denk' ich jener schweren Zeiten nach,
Wo, in heuchlerisch' Gewand gehüllet,
Rom die Kraft des deutschen Volkes brach:
Wo für Rom des deutschen Volkes Kaiser
Raubt der Unterthanen Glaubensgut,
Wo die Wuth kam in die Friedenshäuser
Und durch Deutsche floß der Deutschen Blut.

Doch dem Vaterland ward neu Erblühen,
Wenn auch Rom noch seines Falles lacht; —
Gustav Adolph! — In welch' hellem Glühen
Strahlt der eine Stern durch unsre Nacht!
Und noch ist ja Deutschland nicht gesunken,
Noch erblüht's in Glaubensfreudigkeit —
Und in warmer Asche glimmt ein Funken,
Der, geweckt, uns ganz von Rom befreit.

Dann verschwindet alles welsche Wesen
Vor dem neuen, frischen Geist der Zeit, —
Und der Löwe, den sein Volk erlesen,
Hier zu steh'n in steter Wachsamkeit,
Waetet seines Amt's am deutschen Rheine,
Von der welschen Tücke nicht erreicht,
Daß im alten, klaren Wellenscheine
Sich kein feindes Schattenbild ihm zeigt.

Wall' indessen durch die deutschen Lande
Fort und fort, du alter, deutscher Strom;
Stehe fest, du Denkmal an dem Strande
In des hohen Eichenwaldes Dom;

Digitized by Google

Blicke fort und fort, du Schwert des Leuen,
Sieggewohnt, zu jedem Kampf bereit,
Sey ein großer Hort des Volkes Treuen,
Mahne sie zu ew'ger Einigkeit!

Doch die Sonne sank. Und ringsum düster
Steh'n die Eichen um den heil'gen Ort,
Und geheimnißvoll tönt ein Geflüster —
Wie von Heldengeistern klingt das Wort.
An des Waldes Saum in raschem Eilen
Zeigen dunk'le Heldenschatten sich,
Gerne möcht' ich bei den Sel'gen weilen —
Doch das Erdenleben rufet mich.

Darmstadt.

Die Schlacht bei Sorr.

Am 30. September 1745.

(Schluß.)

Der Heldenmuth der Reiterei und deren glücklicher Erfolg wirkte begeisternd auf das preußische Fußvolk, und feuerte dasselbe zur Nacheiferung an. Die erste Brigade, aus drei Bataillons Grenadiere vom rechten Flügel bestehend, stürmte daher gegen die österreichische Hauptbatterie heran, welche aus 28 Feuerschlünden ein furchtbares Feuer unterhielt. Ein Hagel von Kartätschen und Flintenkugeln schlug sie zurück. Sie stürzten zum zweiten Male heran, und wurden zum zweiten Male zurückgeschlagen. Ganze Kolonnen wurden von den feindlichen Kugeln niedergerissen. Unterdessen war Verstärkung herbei geeilt. Man sammelte sich, griff zum dritten Male an, und dies Mal — war die Batterie erobert. Jetzt bemerkte man eine starke österreichische Kolonne, welche von ihrem rechten Flügel herzog, und von den Anhöhen herab kam, um sich Burkersdorf zu bemächtigen. Aber Friedrich kam ihnen zuvor. Pelotonweise feuerten die Preußen auf die Kolonne, welche sich zurückziehen mußte. Die Reiterei des rechten Flügels war nun, da dort, wo sie aufgestellt war, die Verwirrung der Oesterreicher allgemein war, an ihrem Platze nicht mehr nöthig. Man ließ also einen kleinen Theil davon zurück, die übrigen folgten in das zweite Treffen, und ein Theil stieß zum linken Flügel. Während dieses geschah, hatte der linke Flügel des Fußvolks die österreichische Infanterie angegriffen und sie in Verwirrung zurückgedrängt. — Die preußische Garde, welche im Centrum des Treffens stand, griff hierauf, vom Prinzen Ferdinand von Braunschweig geführt, eine Anhöhe an, welche die Oesterreicher noch inne hatten, und mit welcher sie noch immer einen großen Theil des Schlachtfeldes beherrschten. Diese Anhöhe war steil und mit Waldung bedeckt, demungeachtet ward sie eingenommen und der Sieg dadurch beschleunigt.

Hierbei ereignete sich einer der seltenen Spiele des Zufalls, daß zwei Brüder feindlich gegen einander kämpften. Prinz Ludwig von Braunschweig, welcher in österreichischen Diensten stand, hatte diese Anhöhe gegen seinen eigenen Bruder, den Prinzen Ferdinand von Braunschweig, vertheidigt, und beide Brüder wurden hierbei verwundet.

Indessen wechselte der Kampf. Die Oesterreicher machten jeden Fußbreit streitig. Jedes Gehölz, jede Anhöhe war mit einem doppelt stärkeren Haufen besetzt, und wenn die Preußen diesen vertrieben hatten, befanden sie sich mitten unter dem Feuer eines frischen Haufens. Doch wurden die Oesterreicher von einer Anhöhe zur andern verdrängt. Endlich nach fünfstündigem wechselnden Gefechte räumten sie das Schlachtfeld, und aus dem Rückzuge ward eine Flucht. Um der Schlacht den Ausschlag zu geben, hatte der König den linken Flügel der Reiterei, durch einige Schwadronen des rechten verstärkt, gegen die feindliche Reiterei gesprengt. Aber diese, als sie die Ihrigen überall geschlagen sah, und einen Widerstand nicht für möglich oder nützlich hielt, ergriff die Flucht und suchte ihre Sicherheit. Statt ihrer fand die preußische Reiterei zwei österreichische Infanterie-Regimenter, welche eben im Begriffe waren, sich regelmäßig zurückzuziehen. Auf diese stürzte sie sich, warf sie über den Haufen und nahm ihnen acht Fahnen und 800 Gefangene ab.

Indessen war auch der Angriff der Generale Nadasdy, Desoffy, Trenk und Frankini im Rücken des Königs zu nichte geworden. Ihre aus leichten Truppen bestehende Korps stießen auf das Lager und einen Theil des Gepäckes der Preußen. Nun warfen sich die Panduren, Tolpatschen und Husaren, trotz dem Befehle ihrer Anführer, gierig auf die Beute, und versäumten darüber den Zweck ihrer Absendung. Als man dem König meldete, daß sein Zelt rein ausgeplündert sey, sagte er lächelnd: „Sie werden keine große Meinung von der Pracht meines Hausrathes bekommen!" Doch ward General Lehwaldt gegen diese Ungarn abgesendet, welche, mit ihrer Beute beladen, schnell, wie sie gekommen waren, wieder zurückziehen mußten.

Damit endigte die Schlacht. Der österreichische rechte Flügel war dem linken haufenweise nachgefolgt, welcher schon lange vorher entflohen war. Die preußische Reiterei verfolgte die Fliehenden bis zum Dorfe Sorr, wo eine weitere Verfolgung wegen des Silvawaldes nicht rathsam war. Von diesem Dorfe führt die Schlacht den Namen der Schlacht bei Sorr, oder, weniger gebräuchlich (nach der nahen Stadt), bei Trautenau.

Der Verlust der Oesterreicher in dieser Schlacht wird auf mehr als 2000 Todte und 3000 bis 3500 Verwundete und 16 bis 1700 Gefangene, worunter mehrere Offiziere, 22 Kanonen und 12 Fahnen und Standarten angegeben; die Preußen dagegen verloren 12 bis 1500 Mann an Todten, 2500 bis 3000 an Kampfunfähigen, 6 Kanonen und eine Standarte, außerdem die Kriegskasse, welche 80,000 Dukaten enthielt, und des Königs Feldbibliothek, welche beide mit dem Lager verloren gingen. O Cahill giebt die Gesammtzahl der Truppen preußischerseits, ohne die Arrieregarde, auf 19,323 an; die österreichische betrug, wie angegeben, ungefähr 40,000 Mann.

Hauptsächlich die Geistesgegenwart des Königs, die bei der plötzlichen Ueberraschung im Angesicht und unter dem Feuer eines doppelt stärkeren Feindes die kräftigsten und angemessensten Maßregeln zu treffen wußte, sodann die unerschütterliche Standhaftigkeit der Truppen, welche seine Anordnungen mit Gehorsam und Unerschrockenheit ausführten, andererseits die Fahrlässigkeit und Plünderungssucht der Oesterreicher errangen den Sieg. Der Zufall, welcher öfters in dem Kriege Alles entscheidet, hatte dabei nichts gethan, und deshalb ist dieser Sieg um so ruhmvoller. „Ich hätte bei Sorr geschlagen zu werden verdient," — sagt Friedrich in der Instruktion für seine Generale — „weil ich mich durch Detaschements zu sehr geschwächt hatte, wenn nicht die Geschicklichkeit meiner Generale und die Tapferkeit meiner Truppen mich davor bewahrt hätten." Jomini sagt über diese Schlacht: „Sie ist ohne Widerrede eine der ruhmvollsten für Friedrich. Blickt man auf den Plan, so wird man sehen, daß die Anordnungen zur Schlacht ungefähr dieselbe schräge Richtung bestimmten, wie bei Leuthen, und für den rechten Flügel wie bei Hohenfriedberg, eine Aufstellung en échelons (d. h. in kleinen, gleich weit von einander entfernten Abtheilungen, so daß der rechte Flügel der zweiten den linken der ersten berührt ꝛc., wonach das vordere Treffen sich in das Gefecht einläßt, und, nach Ort und Umständen, von den andern unterstützt wird). Friedrich führte seinen verstärkten rechten Flügel gegen den äußersten linken Flügel der Gegner, während der eigene linke, ihm vorenthalten, den Rest des feindlichen Heeres im Schach hielt. Die österreichische Linie, bei ihrer äußersten Seitenspitze angegriffen, wurde nach und nach ganz geschlagen, wie bei

Digitized by Google

Lissa, und der Ort Burkersdorf hatte verhältnißmäßig die nämliche Wichtigkeit, wie Leuthen."

Der Sieg bei Sorr hatte für Friedrich II. den Vortheil zur Folge, daß man sich ohne Gefahr nach Schlesien zurückziehen konnte, und obgleich Sieger, zog sich denn auch Friedrich nach einem fünftägigen Aufenthalte auf dem Schlachtfelde, sowohl um sich den Neckereien der ungarischen Truppen zu entziehen, als auch wegen Mangels der Lebensmittel, aus Böhmen nach Schlesien zurück. Der rasch eingetretene Winter und der in den Gebirgen gefallene tiefe Schnee setzten den Unternehmungen vorerst ein Ziel.

Hanau. L. M.

Lord Chesterfield über die Jesuiten.

Man hat wohl Anlaß genug zu Betrachtungen über die Jesuiten und ihre Bestrebungen und findet sich aufgefordert, Das zu beachten, was der frühere aufmerksame Beobachter niederschrieb. Zu den geistvollsten und scharfsichtigsten Männern des vorigen Jahrhunders gehört der Graf von Chesterfield, und interessant ist es, die Stellen in seinen Briefen an seinen Sohn aufzusuchen, wo er von den Schülern Loyola's redet. So stoßen wir z. B. auf eine Stelle in seinem 236. Briefe vom 6. Jan. 1752, wo wir lesen: Es gibt eine sogenannte geistliche Gesellschaft, von welcher der geringste Umstand Aufmerksamkeit verdient, und die vielen Stoff zu nützlicher Betrachtung liefert. Du erräthst leicht, daß ich den Orden der Jesuiten meine, der im Jahre 1540 durch eine Bulle Papst Paul's III. eingesetzt wurde. Sein Fortgang, und ich kann wohl sagen, seine Siege, waren schleuniger, als die der Römer. Denn noch in dem nämlichen Jahrhunderte beherrschte er beinahe ganz Europa und in dem darauf folgenden breitete er seinen Einfluß über die ganze Welt aus. Sein Stifter war ein lüderlicher spanischer Kriegsbefehlshaber, Ignaz Loyola, der im Jahre 1521, da er bei der Belagerung von Pampelona in den Schenkel war verwundet worden, durch den Schmerz seiner Wunde, die Vorwürfe seines Gewissens und seine Eingezogenheit, während deren er die Leben der Heiligen las, aberwitzig wurde. Böses Gewissen, feurige Gemüthsart und wilde Einbildungskraft, die gewöhnlichen Ursachen der Schwärmerei, machten, daß dieser Aberwitzige sich dem besonderen Dienste der Jungfrau Maria widmete, für deren irrenden Ritter er sich auf die nämliche Art erklärte, auf welche die allen irrenden Ritter in Romanen sich für die Verfechter gewisser schönen, unvergleichlichen Prinzessinnen erklärten, die sie zuweilen, öfters aber gar nicht, gesehen hatten. Der Schwärmer ging in das heilige Land, kam von da nach Spanien zurück, fing da im dreiunddreißigsten Jahre an, Latein nnd Philosophie zu lernen, so daß er unstreitig in beiden weit kam. Zu besserer Ausführung seiner unsinnigen, gottlosen Anschläge wählte er vier Schüler oder Apostel, alles Spanier, den Lainez, Salmeron, Bobadrilla und Rodriguez. Darauf verfaßte er die Regeln und die Einrichtung seines Ordens, der im Jahre 1547 der Orden der Jesuiten wurde, von der Jesuskirche in Rom, die man ihnen ertheilte. Ignaz starb 1556, fünfundsechzig Jahre alt, fünfunddreißig Jahre nach seiner Bekehrung und sechzehn nach Errichtung seines Ordens. Im Jahre 1609 wurde er unter die Heiligen versetzt, unter denen er sich unstreitig im Himmel befinden mag. Wenn die geistlichen und sittlichen Grundsätze dieser Gesellschaft Abscheu verdienen, wie sie dessen unstreitig werth sind, so ist mit eben so vielem Grunde die Weisheit ihrer politischen Grundsätze zu bewundern. Der ganze Orden ist der größten Verbrechen beschuldigt und vieler überführt worden, ist aber entweder der Strafe entgangen oder hat nach derselben gesiegt, wie in Frankreich unter Heinrich's IV. Regierung. Sie haben entweder geradezu oder seitwärts die Gewissen und Rathsversammlungen aller katholischen Fürsten in Europa beherrscht. China regierten sie beinahe ganz unter Kanghi's Herrschaft; und noch des Tages besitzen sie Paraguay in Amerika, unter vorgeblichem Gehorsame gegen die Krone Spaniens, den sie aber nicht erweisen.

Der gesammte Orden wird selbst von allen katholischen Geistlichen verabscheut, die weltlichen sowohl, als die regelmäßigen nicht ausgenommen; aber als besondere Mitglieder werden sie geliebt und geehrt und herrschen überall, wo sie nur sind. Zwei Dinge tragen, däucht mir, vornehmlich zu ihrem Erfolge bei. Das erste ist der leidende, blinde, unumschränkte Gehorsam gegen ihren General, der sich beständig zu Rom aufhält, und gegen die von ihm ernannten Oberen ihrer verschiedenen Klöster. Dieser Gehorsam wird von allen in höchst erstaunlichem Grade beobachtet; und ich glaube, es gibt keine Gesellschaft in der Welt, in der so viele Mitglieder ihren besonderen Vortheil dem allgemeinen der Gesellschaft aufopfern. — Das zweite ist die Erziehung der Jugend, die sie gewissermaßen allein an sich gezogen haben. Auf die machen sie die ersten Eindrücke, die immer am dauerhaftesten sind und allezeit darauf gelenkt werden, der Gesellschaft günstig zu seyn. Ich habe viele von Jesuiten erzogene Katholische gekannt, die zwar den Orden aus Vernunft und Erfahrung verabscheuten, ihm aber aus Fertigkeit und Vorurtheil stets ergeben blieben. Die Jesuiten verstehen besser, als irgend eine Gesellschaft von der Welt, die Wichtigkeit der Kunst, zu gefallen, und legen sich mehr darauf. Sie werden allen Menschen Alles, nicht um ihrer wenige, sondern um viele zu gewinnen. In Asien, Afrika und Amerika werden sie mehr als halbe Heiden, um die Heiden zu weniger, als halben Christen zu bekehren. In Familien machen sie damit den Anfang, sich als Freunde einzuschleichen, hernach werden sie Günstlinge und zuletzt Gewissensräthe. Ihre Sitten sind denen der anderen regelmäßigen Geistlichen gar nicht ähnlich, sondern gelind, sanft, einnehmend. Sie werden alle sorgfältig zu der besonderen Bestimmung abgerichtet, zu der sie eine natürliche Fähigkeit zu haben scheinen. Aus diesem Grunde sieht man die meisten Jesuiten sich in einer besondern Sache hervorthun. Sie ziehen sogar einige auf den Nothfall zur Märtyrerschaft auf. Der Superior einer jesuitischen Pflanzschule zu Rom sagte zum Lord Bolingbroke, „wir haben auch Märtyrer, um den Tod zu leiden, wenn es seyn muß." Erkundige dich sorgfältig nach allen Umständen dieser außerordentlichen Gesellschaft! Gehe in ihre Klöster, mache dich mit den Mitgliedern bekannt, höre einige von ihnen predigen! Der schönste Prediger, den ich in meinem Leben gehört habe, ist Pater Neufville, der, däucht mich, noch immer zu Paris predigt, und sich so oft in der besten Gesellschaft einfindet, daß Du gar leicht mit ihm bekannt werden kannst. Willst Du ihre Sittenlehre wissen, so lies Pascals lettres provinciales, darin sie sehr richtig aus ihren eigenen Schriften hergeleitet wird. Ueberhaupt ist es ausgemacht, daß eine Gesellschaft, von der so wenig Gutes gesagt und so viel Böses geglaubt wird, die dessenungeachtet noch immer nicht nur besteht, sondern auch blüht, eine sehr geschickte seyn muß. Es wird allezeit als ein Beweis der vorzüglichen Geschicklichkeit Kardinals Richelieu angeführt, daß er, wiewohl ihn die ganze Nation und noch mehr sein Herr haßte, dennoch trotz beider seine Macht behielt.

Was wird ein zweiter Lord Chesterfield im Jahre 1852 hinzufügen?

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Unsere Theater-Direktion ist dem von vielen Seiten geäußerten Wunsche, die zu so großem Rufe gelangte Ode-Symphonie „Die Wüste" unter der persönlichen Leitung des gegenwärtig hier anwesenden Componisten Felicien David aufführen zu lassen, nachgekommen, und wird dies in Form eines

Digitized by Google

großen Konzertes am 27. d. M. im Schauspielhause stattfinden. Da Manchem der Inhalt und die Bedeutung dieses Tonwerks noch unbekannt seyn dürfte, so halten wir eine kurzgefaßte Andeutung für nothwendig. Die Symphonie zerfällt in drei Abtheilungen, und besteht aus Instrumental- und Vokal-Satz, letzterer wieder aus Chören und Solis. Das Ganze bildet ein Tongemälde, worin das eigenthümliche Leben und Treiben einer Reise durch die Wüste geschildert und durch dazu gehörige Textworte erläutert wird, und ist also nach Form und Inhalt unsern Cantaten ähnlich. Die Symphonie beginnt mit dem Einzug in die Wüste und mit einem Gesang zur Verherrlichung Allah's; dann erscheint die Karavane, es folgt ein Sturm und legt sich wieder, worauf die Reise fortgesetzt wird. Weiter vernimmt man Chöre an die Nacht, an die aufgehende Sonne u. s. w., und endlich zum Schluß einen Festgesang an die Wüste. Diese wenigen Umrisse werden hinreichen, um das Verständniß der genannten Tondichtung dem Hörer zu eröffnen, und um den Standpunkt der Beurtheilung festzustellen. Jedenfalls ist es von Interesse, ein Werk kennen zu lernen, über welches man in den Feuilletons der französischen und deutschen Journale schon so viel gelesen, und das den Namen seines Componisten zu einer Celebrität des Tages gemacht hat. Nach stattgehabter Aufführung werden wir Veranlassung nehmen, uns über den Eindruck und den Kunstwerth einer Composition auszusprechen, welche wir vorläufig der freundlichen Beachtung des Publikums empfehlen. Man nimmt in Frankreich deutsche Kunst und deutsche Künstler stets wohlwollend auf; sollte man bei uns die Verpflichtung einer gleichen Gastfreundschaft unterlassen?

(Berlin, 22. Sept.) Ein Hofmann erlaubte sich gestern Abend ganz sans façon zu dem für das Theaterwesen stets eifrig beschäftigten General-Intendanten, Hrn. v. Küstner, als er letzterm zufällig im Opernhause begegnete, die bittern Worte laut zu äußern: „Ihr Benehmen ist nicht das eines Edelmannes." Die Veranlassung dazu soll ein Mißverständniß wegen reservirter Theaterbillete gegeben haben, wobei Hr. v. Küstner aber gewiß ganz unschuldig ist, da derselbe als ein sehr gefälliger Mann auch von seinen Gegnern anerkannt werden muß. Hr. v. Küstner soll auf dieses Impromptu geantwortet haben, daß hier (im Opernhause) nicht der Ort sey, dergleichen Sachen abzumachen, worauf ihm aber jener hastig entgegnete, daß er ihm solches an jedem Orte sagen könnte. Man ist gespannt, welche Satisfaction dem Hrn. v. Küstner, der bei dieser Verletzung sogar in seinem königlichen Amte war, nun zu Theil werden wird. Dieser Vorfall ist bereits Stadtgespräch und bis zu Ohren des Königs gedrungen.

Korrespondenz.

Aus dem Odenwald.

Kaltwasser-Anstalt zu Michelstadt.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Kaltwasser-Heilmethode trotz der vielen Anfeindungen von allen Seiten immer mehr in Aufnahme kommt; sie verdankt solche natürlich ihren glänzenden Resultaten, welche letztere am Ende auch ihre erbittertsten Gegner zum Schweigen bringen müssen. Wer übrigens verlangen wollte, daß diese Kur ein Universalmittel für alle Krankheiten und Schwächen des menschlichen Körpers abgäbe, der ist freilich wohl eben so irriger Ansicht, als Diejenigen, welche mitleidsvoll auf jene Kurmethode und deren Anhänger hinblicken und das kalte Wasser als ein ganz unschuldiges, ja selbst wirkungsloses Mittel ansehen. Man ist weit entfernt, hier einen gelehrten Streit auf dem Felde der Medizin anfachen zu wollen, welcher übrigens überhaupt zu keinem Resultate führen kann und zwar deshalb, weil die ganze Heilkunde lediglich auf Empirik beruht und bei gänzlichem Mangel an guten Erfahrungen in einzelnen Materien natürlich sehr mangelhaft ist; man verweist vielmehr auf die verschiedenen über diese Heilmethode erschienenen Schriften und überläßt solche dem Urtheile des Einzelnen. Man will also keineswegs eine kritische Beleuchtung der Vorzüge einer von verschiedenen Heilmethoden darlegen, man beabsichtigt vielmehr, die Vorzüge der seit kurzem vollendeten, mithin dem größten Theile des Publikums noch unbekannten Wasserheilanstalt zu Michelstadt im Odenwalde öffentlich zu besprechen und deren Gründer, dem großherzogl. hessischen Physikatsarzte Hrn. Dr. Scharffenberg, eine verdiente öffentliche Anerkennung hiermit zu widmen. Obgleich seit kurzem verschiedene neue derartige Anstalten in's Leben getreten, so dürfte hinsichtlich des Ortes doch nicht leicht ein passenderer zu finden seyn als der Odenwald und vorzugsweise die Gegend um Michelstadt. Die erste Bedingung, eine conditio sine qua non, ausgezeichnet reines Quellwasser, ist dorten im Ueberflusse vorhanden; eine herrliche, stärkende, reine, frische Bergluft, nicht weniger nöthig zur Kur, fehlt eben so wenig. Die Heilanstalt liegt am Ende von Michelstadt, von allen Seiten frei und etwas erhöht; sie bietet nach allen Seiten eine herrliche Aussicht und gerade die nächstern und näheren Umgebungen der Anstalt sind meist höchst interessante Punkte, welche dringend zu Spaziergängen — wesentlicher Bestandtheil der Kur — einladen. Was die innere Einrichtung des Badehauses, eines ganz gesunden Aufenthaltsortes, anlangt, so ist solche durchaus practisch und jeden nicht übertriebenen Ansprüchen vollkommen Genüge geleistet. Alles wird übrigens übertroffen durch die sorgfältige und tüchtige Behandlung des Gründers der Anstalt, eines dorten anerkannt tüchtigen Arztes. Derselbe war vor Jahren längere Zeit in Gräfenberg bei dem berühmten Priesnitz, hat als Leidender daselbst an seinem eigenen Körper die Vorzüge der Wasserkur erprobt und wendet nun nach eigenen Studien und gemachten Erfahrungen mit zweckmäßigen Verbesserungen die Wasserkur bei verschiedenen Uebeln mit auffallend glänzenden Erfolgen an, wovon sich Verfasser dieses selbst überzeugt. Die nach einem kürzlich in der Didaskalia erschienenen Artikel von Priesnitz seit neuester Zeit angewandte und probat gefundene Schwitzmethode in feuchten Einschlägen hat Dr. Scharffenberg nach eigenem Ermessen schon seit längerer Zeit in Anwendung gebracht. Die Behandlungsweise der einzelnen Patienten ist hier nicht wie anderwärts ganz allgemein und über einen Leist, vielmehr ganz individuell dem Uebel angemessen, wodurch die günstigsten Erfolge bei dem größten Theile der Patienten nicht ausbleiben. Zur Wahrung der höchst nöthigen diätetischen Vorschriften sind die Kurgäste gehalten, die Kost gemeinschaftlich im Badehaus zu nehmen. Der einfache, jedoch gute und zweckmäßige Tisch befriedigt vollständigst alle billigen Anforderungen und es beknnden die höchst mäßigen Kosten der Kur durchaus, daß dieser Anstalt keineswegs eine reine Geldspeculation zu Grunde liegt. Diese Schilderung ist weder exaltirt, noch übertrieben, vielmehr eine streng wahre, mit welcher zweifelsohne sämmtliche Kurgäste einverstanden sind, die mit Einsender jene Anstalt besuchten, um für ihre Leiden Heilung zu finden. D.

Geographischer Verein.

Die Wintervorträge beginnen am 1. Oct., Abends von 7 — 8 Uhr, im Senckenbergischen Hörsaal und ändern den ganzen Winter hindurch jeden Mittwoch von 7 — 8 Uhr daselbst statt. In der ersten Hälfte des Semesters liest Hr. Dr. Heyden über Australien und Oceanien; in der zweiten Hälfte Hr. Dr. Stricker über Rußland.

Nichtmitglieder und Damen können sich, wie bisher, in der Schmerber'schen Buchhandlung, auf der Zeil, abonniren, wo auch ein ausführlicher Prospectus über die Vorlesungen zu haben.

Der Vorstand des geogr. Vereins.

Theater-Anzeige.

Samstag, 27. Sept. (Unter Leitung des Hrn. Felicien David) Großes Konzert in zwei Abtheilungen: „Die Wüste" (le Desert), von Felicien David, mit Solo, Orchester, Chor und Declamation.

Sonntag, 28. Sept. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Don Juan: Hr. Scharpff, vom Theater zu Mainz. (Gastrolle) Donna Elvira: Fräul. Oswald, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart.

Redaktion: L. A. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 269. Montag, den 29. September 1845.

Eintritt in des Rheines Felsenthal. *)

Seyd gegrüßt, ihr trauten Höhen,
Die ihr jetzt mir steht so nah!
Habt so grausig ausgesehen,
Als ich euch von ferne sah!

Ei, es ist doch nicht so traurig,
Was die Wogenpforte barg;
Düster wähnt' ich's hier und schaurig,
Doch ich find' es nicht so arg.

Rebenberge seh' ich, Weiler
So, wie dort, nicht wunderbar;
Nur gedrängter, höher, steiler
Sind die Berge, das ist wahr!

Drum auch hold und treu beschirmen
Sie, was stieht in ihren Schoß;
Nie darf hier die Fluth sich thürmen,
Wie dort drüben, fesselos.

Auch nicht zeigst du mir die Fülle
Deiner Pracht mit einem Mal,
Hebst allmälig nur die Hülle,
Reiches, prachtgefülltes Thal!

O, so führt mich denn, ihr Wogen,
Treu und stark auf schwanker Bahn
Durch des Thals verborg'ne Bogen,
Euch vertrau' ich ganz mich an!

In die Leier will ich schlagen,
Wogen, rauscht mir zum Gesang!
Nur wo Heldengräber ragen,
Da sey leise unser Gang!

E. Doll.

*) Aus: „Nassau in seinen Sagen, Geschichten und Liedern fremder und eigner Dichtung von Alois Henninger. Zweiter Band: Der Rhein und das Rheingebirg. Wiesbaden, Druck und Verlag von A. Scholz. 1845."

Zur Völkergeschichte.

Hat sich auch China bisher durch eine unübersteigliche Mauer von jedem Verkehr mit andern Staaten abgesperrt, hat es sich auch gegen das Eindringen des Zeitgeistes unseres Jahrhunderts aufs strengste verwahrt, so scheinen die dort herrschenden Ansichten doch tiefe Einsicht und gesittete Bildung zu verrathen. Die Haupteigenschaften der morgenländischen Völker, wozu auch die Chinesen gehören, sind bekanntlich bei der Mehrzahl Verleugnung des menschlichen Charakters, übertriebene, schlangenähnliche Kriecherei der Unterthanen gegen ihre Fürsten, und leichte Bestechlichkeit der Ober- und Unterbeamten. Der jetzt regierende Kaiser oder vielmehr der „Beherrscher des himmlischen Reiches" scheint mit diesen Mängeln nicht ganz unbekannt gewesen zu seyn, denn noch lange zuvor, ehe der Opiumkrieg mit den Engländern ausbrach, erließ derselbe die nachstehende Adresse an seine Minister:

„So lange ein Kaiser mit Weisheit und Festigkeit regiert, wird Ordnung in seinem Lande herrschen; aber Anarchie muß unfehlbar in demselben entstehen, sobald er sich von den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Wahrheit entfernt. In dem Zeitpunkte, wo ich gegenwärtige Zuschrift an Euch richte, artet im Staat und in der bürgerlichen Gesellschaft Alles aus; das Volk kennt nichts als Lüge und Falschheit, es überläßt sich phantastischen Spekulationen, und übt sich in allerlei höllischen Kunstgriffen. Die Menschen erröthen fast vor Nichts mehr, und das Gewissen vermag nur wenige von ihnen im Zaum zu halten .... Woher kommt ein solches Verderbniß anders, als daher, daß die öffentlichen Beamten ihre Pflichten vernachlässigen .... Mögen die Magistraten, deren Händen die Verwaltung des Reichs anvertraut ist, sich selbst prüfen und fragen, ob sie aufrichtig, gerecht und wahrhaft seyen? Eine solche Prüfung müßte aber, ich fürchte es, nicht zu ihrem Vortheil ausfallen. Die Tugend des Volkes gleicht dem Getreidehalm, welchen der geringste Windstoß niederbeugt. Wenn die obrigkeitlichen Beamten nicht aufrichtig handeln, und die Wahrheit in ihrem Herzen keinen Platz findet, so wird auch das Volk die Schranken der Ordnung und der Gesetze übertreten, und sich allen Gräueln der Anarchie überlassen. Der Anfang einer solchen Verderbniß ist kaum fühlbar, sie hat die Masse des Volkes noch nicht angesteckt und vergiftet, aber sie greift unter der Hand und im Stillen um sich, und plötzlich erscheint sie, die Waffen in der Hand, mit aller Wuth der Empörung. So lange die Aufrichtigkeit dem Benehmen der Behörden zur Grundlage dient, ist das Wohl der Nation, die Glückseligkeit des Volkes gesichert. Denn der Fürst sowohl als das Volk hängen von der Handlungsweise der Staatsdiener ab, und wenn zur Zeit der Tangs und der Thu die chinesische Nation glücklich war, so hatte sie es der Weisheit und der Gewissenhaftigkeit der damaligen Minister zu verdanken.

Meine moralischen Unvollkommenheiten sind wahrscheinlich auch

Digitized by Google

schuld an den bürgerlichen, welche unlängst in einigen Städten unseres Reiches vorgekommen sind, dieser Gedanke quält mich Tag und Nacht, und ich kann ihn nicht aus meinem Herzen bannen. Alle meine Wünsche sind dahin gerichtet, die Ruhe und Ordnung unter allen Ständen wieder herzustellen. Aber wie wird mir solches möglich seyn, so lange meine Untergebenen, wenn ich sie vor mein Antlitz treten lasse, mir antworten: „Es ist Nichts mangelhaft."

Meine Worte sind der getreue Abdruck der Aufrichtigkeit meines Herzens, und diese meine Ehrlichkeit soll auch meine Beamten antreiben, meinem Beispiele zu folgen, und alle Pflichten getreuer Diener pünktlich zu erfüllen. Mögen sie mir ihren Beistand nicht verweigern, sondern ihre Anstrengungen mit meinen eigenen Zustimmungen und meinen Ansichten vereinigen. Wenn aber meine Worte keine Wirkung auf Euch thun mögen, Ihr Diener meines Staats, wenn die Gefühle, die Euer Fürst hiermit an den Tag legt, in Euren Augen von keinem Gewicht sind, so sind Eure Herzen wohl härter als Felsen, und seyd Ihr nicht würdig, daß ich mich an Euch wende. Auf mich, der sich an würdige Menschen richtet, wird zwar die Schuld zurückfallen, aber auch Ihr werdet Eurer wohlverdienten Strafe nicht entgehen; der Pinsel der Geschichte wird Euch überall verfolgen und Eure Falschheit und Doppelzüngigkeit der Nachwelt in unauslöschlichen Zügen vormalen."

Ob und was diese im Tone der Humanität und der europäischen Taktik verfaßte Adresse für Eindruck auf die Minister des chinesischen Reiches gemacht hat, wissen wir nicht, vielmehr will es uns bedünken, als ob die darin gebrauchten Ausdrücke mit zu großer Milde gewählt worden seyen, um in den Gemüthern der schwerhörigen Leiter jenes Staates die gehörige Wirkung hervorbringen zu können. F. S.

Die Bauhütte zum Kölner Dom.

Die Portale des Kölner Domes sowohl am nördlichen wie am südlichen Kreuzflügel erheben sich nun bis zu ihren ersten Wölbungen, die Kreuzschiffe treten deutlich hervor, der ganze innere Umfang des Seitenbaues ist bis zur Höhe der Seitenschiffe gediehen und gränzt sich ringsherum auf das bestimmteste ab. Das südliche Seitenschiff des Langhauses ist jetzt in seiner stattlichen Wölbung vollendet. Die Vorhalle des Thurmes des Krahns ist eröffnet und dessen Portal zum jetzigen Haupteingang erhoben. Was jahrelang abgesperrt gewesen, ist jetzt dem Publikum geöffnet, dafür ist das nördliche Seitenschiff, das jahrelang offen gestanden, wieder geschlossen worden, weil eben in demselben noch einige Gurte zu spannen, einige Kreuzgewölbe zu schließen aufbehalten geblieben. Mit künftigem Jahr dürften diese Arbeiten schon beseitigt seyn, dürften die Seitenschiffe als fertig betrachtet werden, und nur das innere Kreuz des Hauptschiffes als Werkstelle übrig bleiben. Bei einer solchen Wendung der Baugeschichte lohnte es sich wohl der Mühe, einen Blick auf die Zusammensetzung der Bauhütte zu werfen, welcher das große Werk anvertraut worden ist.

Das Haupt derselben, Dombaumeister Ernst Zwirner, steht seit dem 14. August, zufällig dem Einweihungstage des vollendeten Empores (des Chores), dem Baue schon zwölf Jahre vor. Er erneuerte bis zum Jahre 1840 die gesammte Außenseite des damals bestehenden Theiles: stellte von da ab die wankenden Säulenbunde des Empores, wie das ganze Innere dieses Theiles wieder her und legte im Jahre 1842 den Grundstein des weitern Fortbaues. Hier etwas zum Lobe des größten deutschen Meisters, wenigstens im Fache deutscher Kunst sagen zu wollen, hieße Wasser in's Meer tragen. Das Denkmal, dem Dombaumeister Ernst Zwirner seinen Fleiß, seine geistige Kraft widmete, das er mächtig förderte, trotz des Geschreies seiner Neider, trotz des Spreizens des Unverstandes, des Dünkels, wird nicht nur jetzt, sondern zu allen Zeiten für ihn reden. Der Mitwelt mag einzig zur Kunde dienen: daß dieser Mann, trotz seines schöpferischen Geistes, sich bei der großen Aufgabe keine Uebereilung, nicht die geringste Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen, daß er keine Forschung unversucht gelassen, die bedeutendsten gothischen Bauten Deutschlands, Englands und Frankreichs besucht, um von diesen auf seine Aufgabe zu schließen, um im Vergleiche aller die verloren gegangenen Pläne sich ersetzen zu können, die Fragen über den Bau sich zu beantworten. Unter ihm steht als Oberpolier und Oberwerkführer Anton Stegmeyer, seit dem Jahr 1826 am Dombau beschäftiget. Dieser tüchtige Meister ist 1801 in Schwäbisch-Gemünd geboren, stand in seiner Geburtsstadt als Steinmetz in der Lehre und vervollkommnete sich später in Heilbronn, Stuttgart, Eßlingen und Pforzheim in der Kunst, bis der Ruf des wiederbeginnenden Dombaues ihn nach Köln lockte. Unter dem verstorbenen Dombaumeister Ahlert diente er zuerst als Steinmetz, dann als Polier, bis er gegenwärtig zum Oberpolier heraufgerückt ist, die sämmtlichen Profilirungen, die Fertigung der Leerbogen zu leiten hat, alle Steinmetzarbeit, ihre Anordnung und Aufsetzung überwachen muß. Wer die zierlichen Arbeiten, welche die Hütte jetzt liefert, welche sich besonders an den Baldachinen der Portale herausstellt, in's Auge faßt, wird vor dem Meister alle Achtung gewinnen. Um die Landessammlung hat er sich überdies noch dadurch verdient gemacht, daß er die reichen Holzschnitzwerke der Priechen (der Chorstühle) vortrefflich in Gyps abgoß, daß dieselben nun auch die Berliner Museen schmücken, dort andern Architekten als Muster dienen können. Seit dem Jahre 1842 sind diesem thätigen Meister zwei Gehülfen gegeben, in dem Polier Michael Stegmeyer, seinem jüngern Bruder, und seinem Landsmanne A. Piemüller, Männer, welche um die rheinische Steinmetzschule ihre Verdienste haben. Der in Köln 1800 geborene Baukontroleur Wilhelm Schmitz dient seit dem Jahre 1825 als Schreiber der Bauhütte und rückte im Laufe der Jahre zum Kontroleur, Oberschaffner aller Baustoffe empor, ist bis jetzt bei Abwesenheit des Dombaumeisters mit der Beaufsichtigung des ganzes Baues beauftraget gewesen. Für seine weit ausgedehnten Geschäfte sind ihm seit dem Jahr 1842 gleichfalls zwei untergeordnete Hülfsbeamten zugegeben. Als Zeichner und angehende Baukünstler verdienen die Herren Staats und Hoffmann, welche auf der Plankammer des Dombaumeisters arbeiten, vorzüglicher Erwähnung. Als untergeordnete Künstler erwarben sich die Maler Lasinski und Steinle als Hersteller der Malereien im Empore ihre Verdienste, an der Herstellung der Apostelbilder wirkte der Maler Elwi-Elkan und der Vergolder Steffan mit großem Fleiße, welcher letztere auch die Vergoldung der Säulenknäufe, die vielfarbige Ausschmückung des Empores auf das gewissenhafteste nach den alten aufgefundenen Resten betrieb. Als Glasmaler und Glasbrenner war Hr. Gras thätig, sowohl die oberen Emporfenster auszubessern, als die unteren des Kringes (der Absis) beinahe ganz zu erneuern, wie der Glaser Düssel Anerkennung verdient ob der Reinigung und Fassung der älteren wie der neueren Glasarbeiten. Der eigentlichen Arbeiter: Maurermeister, Steinmetzen, Zimmermeister, Schieferdecker und Handlanger mögen seit 1842 wohl an dreihundert beschäftigt seyn. Für die Steinmetzen ist an der Bauhütte eine Schule gebildet, welche nicht nur dem Dome, sondern der ganzen rheinischen, ja gesammt deutschen Baukunst ihre Früchte tragen könnte. Trotz der oft gefährlichen Arbeiten in den Steinmetzwerkstätten, wie auf den schwindlichten Gerüsten, hat, Dank der Vorsicht des Baumeisters wie der Werkführer, die Bauhütte wenig Verluste durch Unglücksfälle gehabt. Am auffallendsten bleibt der Sturz eines Maurermeisters Alleschek, welcher im Jahr 1840 mit andern die höchsten Pyramiden-Ziale des äußeren Chores zu untersuchen hatte, und mit der Leiter, die an die Ziale an-

Digitized by Google

gelehnt war, in die ungeheure Tiefe niederstürzte, aber mit der Ferse seines Fußes über dem Fall in einem Zierrath eines der großen Domfenster kopfunter hängen blieb, so daß er sich, vom Sturze ermannend, endlich in die Stricke wickeln konnte, die man ihm aus der höchsten Galerie zuwarf, daß er sich so hielt, bis seine Rettung ermöglicht wurde, worauf er nach diesem schrecklichen Falle, der ungebrochen ihn zu Staub zermalmt haben würde, am dritten Tage wieder rüstig fortarbeitete.

Lichtstrahlen aus Heinrich Zschokke's Werken.

(Weimar. Druck und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.)

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" sang Schiller. Der Gedanke ist glänzend wie ein Regenbogen, den die Unkunde des Kindes für mehr hält. Es gibt kaum befangnere Weltrichter, als die Geschichtschreiber. Sie irren eben so oft durch Parteilichkeit, als durch Unwissenheit. Die größten Geschichtschreiber haben ihren Einfluß auf die Welt nicht so sehr der Treue, als der Anmuth und Kraft ihrer Erzählung zu danken. Nicht Das, was wirklich geschehen ist, sondern wie sich im Innern eines großen Geistes das Geschehene abspiegelt, fesselt die Aufmerksamkeit.

Der Sterbliche steht zugleich da als Bürger auf dem Erdsterne, verknüpft mit andern Wesen, die er für seines Gleichen erkennt; und als Bürger der Geisterwelt, im kindlichen Verhältnisse zu Gott.

Das Verhältniß zu Gott und Ewigkeit ist das erhabenste; das andere, und jedes andere, diesem untergeordnet. Wir drücken jenes Verhältniß durch das Wort Religion aus. Es ist kein willkürliches, sondern ein naturnothwendiges. Alle Menschen, sobald sie zum vollen Bewußtseyn, aus dem dumpfen Zustande des Pflanzen- und Thierlebens, genesen, erblicken sich in demselben.

Ein anderes, diesem höchsten unlergeordnetes Verhältniß der Menschen, als zeitweise Bewohner des Erdsterns, als Glieder der großen, auf diesem Sterne lebenden Gottesfamilie zu einander, entspringt aus jenem. Christus sprach es mit den Worten aus: Alle Menschen sind Kinder Gottes; jeder ist unser Nächster, unser Bruder, unsere Schwester. Auch dieses Verhältniß ist kein willkürliches, sondern ein naturnothwendiges. Alle Völker erkennen es an. Der Schwarze, der Kupferfarbene, der Olivengelbe, der Weiße, zweifeln nicht, daß sie gleichen Geschlechts, mit gleichen Befugnissen und Pflichten in der Welt sind.

Eine Weisheit redet mich an aus allen Theilen des Universums, vor deren Größe jedes Maß aufhört. Wir sind in unsern Erkenntnissen so dürftig, so arm, daß wir vergebens ringen nach jener würdigen Vorstellung von dem Höchsten. Die Vorstellung des Weisesten auf Erden von ihm ist immer ein Menschgott. Da uns Kindern aber auch schon diese Vorstellung wohlthut, o so laßt uns das Bild von dem unsichtbaren Vater behalten — bis er einst sich entschleiert, er, dessen Schleier der Himmel und das fliegende Weltenheer, das Sonnenstäubchen und der Sonnenstrahl ist.

Tugend und sinnliche Wohlfahrt sind zwei mit einander unverknüpfte Dinge, und nicht Eins um des Andern willen vorhanden. Durch Klugheit kann ich zwar mein Wohlseyn vermehren; aber Zufall ist, wenn es durch Tugend geschieht. Und es geschieht nur so lange, als die Tugend mit der Klugheit Hand in Hand gehen mag. Doch oft tritt der Fall ein, daß ich all' mein Wohlseyn dahin opfern muß, weil ich tugendhaft, das ist, unabhängig von Furcht oder Hoffnung, nach dem heiligen Gesetz in mir, handle.

Wie groß und schön ist die Kraft des Gebets! — Welche Seligkeit liegt schon in dem Gedanken an Gott allein! Wenn weit umher uns Alles verläßt, wenn Menschen ihre Brust verschließen gegen unser Leiden, wenn jede Hoffnung unter dem Gewittersturme des Lebens zusammenbricht, wenn wir einsam stehen mit unserm Schmerz in der weiten Schöpfung — dann ein Blick auf Den, der unsern Schmerz versteht, und es ist uns schon geholfen. Er war's, der uns in seine Welt gerufen; er ist's, zu dem allein die gequälte Seele Zuflucht nehmen kann.

Mannichfaltigkeiten.

(Englische Blätter über den Britenhaß in Deutschland.) In einer Anzeige von Franz Dingelstedt's Gedichten (Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1845), von denen der Kritiker eines, die Fahrt auf der Themse, in einer englischen Uebersetzung mittheilt, macht der Examiner auf den Englands-Haß aufmerksam, zu welchem einige jüngere deutsche Schriftsteller, und unter Anderen auch Herr Dingelstedt, sich hinreißen ließen, ohne zu bedenken, daß Deutschland und England natürliche Verbündete seyen, wenn es gelte, die Unabhängigkeit des deutschen Kontinents gegen die Eroberungslust seiner östlichen und westlichen Nachbarn zu wahren, so wie ohne Rücksicht darauf, daß England stets mit Theilnahme und Vertrauen auf das ihm verwandte Deutschland geblickt habe, welches von Großbritannien aus niemals angefeindet worden. Herr Dingelstedt und seine Zeitgenossen, meint der Examiner, sprächen in dieser Beziehung nicht sowohl deutsche als französische Ansichten aus. „Wenn," fährt der englische Kritiker fort, „Englands Größe in einem französischen Gemüth Eifersucht und Verstimmung erregt, so können wir uns das wohl erklären; wir sind alte Feinde, und die Geschichte lehrt, daß wir seit Jahrhunderten um das Uebergewicht zur See wie zu Lande kämpfen, so daß die Siege des einen Landes, wenn auch gegen einen Dritten errungen, immer als Niederlagen des anderen angesehen wurden. Was aber hat der deutsche Dichter damit zu schaffen? Nie haben wir Deutschlands Fahrzeuge vom Weltmeer oder seine Flagge aus entfernten Hemisphären vertrieben; ja, wir haben überhaupt keine Flagge verscheucht, wenn nicht von gewissen isolirten Stationen. Wenn wir große Kolonieen, mächtige Reiche erworben oder bevölkert, so ist es wahrlich nicht aus Habsucht oder Ehrgeiz geschehen, wie die Geschichte dieser Eroberungen beweist, wenn man sie aus anderen, als französischen Quellen studirt. Den Deutschen thut es leid, daß ihr Handel und ihre Gewerbthätigkeit aus der Zeit, da die Donau und der Rhein noch die Vermittler des großen Weltverkehrs waren, nicht mehr in alter Weise bestehen. Aber ist es Englands Schuld, und verdient England dafür mit Haß und Verachtung beladen zu werden, wenn es der Vorsehung gefiel, die Seewege zu öffnen und sie zur großen Handelsstraße der Völker zu machen? Ja, mit Haß und Verachtung beladen zu werden in einem Jahrhundert, in dessen Beginn Frankreich den ganzen Kontinent beherrschte, und in dessen Verlauf Frankreich und Rußland sich immer mehr zu vereinigen scheinen, um Deutschland so recht in die Mitte zu nehmen und zu erdrücken! Und — so fragen wir ferner — einem solchen Zustande der Dinge gegenüber hat ein deutscher Dichter nichts Besseres zu thun, als seine ganze Galle über England auszuschütten, England als das Land zu bezeichnen, gegen dessen Ehrgeiz man sich hauptsächlich hüten müsse, dessen Suprematie am drückendsten auf der Welt laste, und das gewissermaßen das Persien sey, gegen welches die griechischen Dichter ihre Vaterlands- und Freiheits-Gesänge zu richten haben? Wahrlich, wenn dies nicht abgeschmackt ist, so ist es doch mindestens sehr unpolitisch!"

(Magaz. f. d. Lit. d. Ausl.)

Digitized by Google

Von der Sammlung: „Nassau in seinen Sagen, Geschichten und Liedern, fremder und eigner Dichtung, von Aloys Henninger, Wiesbaden, bei A. Scholz", ist der zweite Band erschienen, welcher den Sagenkreis von Biebrich bis zur Marrburg an der Lahn umfaßt und außer zahlreichen Dichtungen des Herausgebers auch solche von Andern enthält, wie z. B. von Aloys Schreiber, Dr. Wihl, Triller, Franz Dingelstedt, Bernhard Werner, A. von Stolterfoth, A. W. von Schlegel, K. Geib, L. von Plönnies, C. Doll u. s. w. Hier findet der Leser viel Bekanntes, was aber der Vollständigkeit wegen nicht wegbleiben durfte; doch kann man ja ein gutes Gedicht immer wieder mit neuem Vergnügen lesen. Der zweite Band ist nicht minder reichhaltig als der erste, und mit dem noch in diesem Jahre erscheinenden dritten Bande wird ein Buch abgeschlossen seyn, welches besonders im Herzogthum Nassau den Freunden der heimathlichen Poesie willkommen erscheinen muß.

(Paris, 16. Sept.) Zur Zeit der ersten französischen Revolution gab es in Brest einen Scharfrichter (exécuteur des hautes oeuvres; das Wort bourreau ist jetzt in Frankreich gesetzlich verboten), Namens Verteuil. Dieser Mensch guillotinirte den greisen Vater des Generals Moreau in demselban Augenblicke, wo der letztere seine Siege erfocht. Der Scharfrichter Verteuil spielte damals in Brest eine bedeutende Rolle. Er ließ die abgeschlagenen Köpfe der unglücklichen Opfer der Revolution symmetrisch auf dem Schaffote aufstellen, und zwang mit Hülfe der terroristischen republikanischen Prokonsuln die Kinder der guillotinirten Väter, in Prozession um das Schaffot herum in dem Blute ihrer Väter zu waten. Derselbe Verteuil zwang die Frauen in Brest, den chirurgischen Experimenten, die er mit den Leichen ihrer Gatten vornahm, beizuwohnen. Hr. Thiers hat sich wohl gehütet, diese Greuel in seiner Revolutionsgeschichte gehörig zu erzählen; es ist aber nützlich und nothwendig, diese gräßlichen Wahrheiten nicht zu verschweigen, wenn man z. B. selbst in diesem Augenblicke auf vielverbreiteten deutschen Buchhändler-Prospekten nur immer an die Großartigkeit, an die große Epoche der französischen Revolution im Vergleiche zu unserer feichten, faden Zeit erinnert wird.

Brasilien besitzt auf 125,000 Quadratmeilen nur etwa 5,200,000 Bewohner, also 41 auf der Quadratmeile durchschnittlich, während es bei gleicher Volksdichtigkeit mit Preußen 430 Millionen Einwohner haben könnte. Brasilien muß, auch wenn es aufhört, Sklavenstaat zu seyn, als Hauptausfuhrartikel stets sogenannte Colonialerzeugnisse betrachten; Deutschland bedarf diese in jährlich steigender Menge. Brasilien kann vielleicht noch ein Jahrhundert lang sein Bedürfniß an Fabrikaten selbst nicht erzeugen; Deutschland wird jährlich mehr fabriciren, und auch größern auswärtigen Absatz fortwährend bedürfen. Kein anderer selbständiger Staat, welcher Colonialprodukte erzeugt (Venezuela etwa ausgenommen), kann Deutschland seinen so gesicherten Fabrikatenabsatz bieten, als Brasilien, und Brasilien vermag in Europa kein Land zu finden, welches seinen Verhältnissen nach ihm mehr Vortheile gewähren kann, als Deutschland. Die wichtigsten Ausfuhrartikel Brasiliens sind: Kaffee, Zucker, Rum, Baumwolle, Tabak, Häute. Nachweisungen des Verkehrs des gesammten Reichs mit dem Ausland sind nicht veröffentlicht, jedoch wird man von der Wahrheit nicht sehr abweichen, wenn man den Durchschnittsgeldwerth der Ausfuhr der letzten Jahre zu 52 Millionen Thaler annimmt.

Der „Constitutionnel" sagt: „In dieser Zeit der Gleichheit ist ein Titel noch einer Mitgift werth. Während der Restauration fand die Pairie mehr reiche Familien, die ihre Verbindung suchten, als sie annehmen konnte oder wollte. Und jetzt noch wollen die Töchter unserer Banquiers oder Wechselagenten Fürstinnen oder Herzoginnen seyn. Die Frau eines Banquiers wollte ihrer Tochter 600,000 Francs mitgeben, und man schlug ihr einen jungen liebenswürdigen Grafen vor. „Was!" rief sie verächtlich, „einen Grafen? Um eine halbe Million bekommt man ja einen Herzog!" — Bei solchen Ehen weiß man nicht, wer verächtlicher ist, der Mann oder die Frau. Jedenfalls ist es solchen Banquierstöchtern zu gönnen, wenn der vornehme Gatte ihr Vermögen durchbringt und das weibliche Anhängsel dann wieder zu seinen Eltern schickt."

In der Sitzung der medizinischen Sektion der Naturforscher-Versammlung in Nürnberg am 22. September wurde unter Anderm eine Discussion über die Prügelstrafe als Kausalmoment von Herzkrankheiten geführt.

Korrespondenz.

Darmstadt, im Sept.

Die noch nicht ganz faulen, sondern zuerst nur angegriffenen Kartoffeln, wie solche diesen Herbst viel vorkommen, lassen sich zur Viehfütterung sowohl, als auch zur Branntweinbereitung am leichtesten und billigsten sicher und gut anwenden, wenn man sie folgender Behandlung unterwirft. Die angegriffenen Kartoffeln werden durch Waschen u. s. w. möglichst frei von anhängender Erde gemacht und in ein Säurewasser (25 Maß Wasser, vermischt mit 2 bis 3 Pfunde englischer Schwefelsäure) geschüttet. In diesem bleiben sie 6 bis 8 Stunden liegen, wonach sie herausgenommen, abgetrocknet und an einem möglichst trockenen, luftigen Orte aufbewahrt werden. Hierdurch wird nicht nur der fortschreitenden Fäulniß begegnet, sondern dieselben auch von dem üblen Geruche befreit und zur längeren Haltbarkeit geschickt gemacht. Sollen dieselben früher oder später gebraucht werden, so werden solche einige Zeit in frisches Wasser gestellt, dasselbe abgelassen, noch ein- oder mehrmal mit frischem Wasser abgespült, abgesotten und zur Fütterung oder Branntweinbereitung verwendet. Das Säurewasser kann einigemal benutzt werden, wenn demselben vor dem jedesmaligen erneuerten Gebrauch wieder etwas Schwefelsäure beigegeben wird. Das Pfund englischer Schwefelsäure wird bei Abnahme größerer oder kleinerer Quantums um 4½ bis 6 Kr. verkauft.

G. Bambach.

Cirque de Paris

der Herren

P. Cuzent et Lejars.

Die Vorstellungen dieser schönen und ausgewählten Gesellschaft nehmen fortwährend das Interesse des Publikums in Anspruch; die Logen, die ersten Plätze ꝛc. sind jeden Abend gefüllt und namentlich das Benefiz der Dem. Pauline Cuzent, der wahrhaft amazonenhaften Reiterin, war besonders stark besucht. Auch ihr ward ein Regen von Lorbeeren, Blumen, Kränzen zu Theil; überhaupt gibt das Publikum eine Theilnahme für diese Künstler kund, wie man sie nur bei ausgezeichneten Theatervorstellungen gewohnt ist. Unsere loyale Behörde hat den Künstlern ausnahmsweise gestattet, bis Dienstag ihren Circus geöffnet zu halten und gewiß werden die Vorstellungen immer gefüllt seyn. Die Dienstagvorstellung ist für die Armenanstalten hiesiger Stadt.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 28. Sept. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Don Juan: Hr. Scharpff, vom Theater zu Mainz. (Gastrolle) Donna Elvira: Fräul. Oswald, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart.

Montag, 29. Sept. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Mad. del Carmen Montenegro, erste Sängerin des Theaters de la Scala in Mailand. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 270. Dienstag, den 30. September 1845.

Herbst-Schwermuth. *)

Ach! das Leben hört schon auf zu keimen,
Die Natur bereitet sich zur Ruh',
Nirgends frisches Grün mehr auf den Bäumen,
Und der Sommer welkt dem Grabe zu.

Ach! die Sänger, die im Blumenhaine
Tausendstimmig meine Brust belebt,
Ziehen fort nach milderm Sonnenscheine,
Wo das Land sich neues Grün umwebt.

Ach! mein Lenz ist blüthenlos entschwunden
Und mein Sommer brachte keine Frucht,
Nur vielleicht an selbstgeschlag'nen Wunden
Unterlieg' ich meiner Schmerzen Wucht.

Bald verweht der Sturm aus Nordens Schoße
Auf der öden Flur das letzte Blatt,
Und zur Erde sinkt verblüht die Rose,
Die so süßen Duft gespendet hat.

Alles, Alles kleidet sich in Trauer,
Und mein Herz empfindet bitt'res Weh,
Ach! hier innen tobt des Winters Schauer
Und mich fröstelt's wie vor'm nahen Schnee.

Zog doch sonst mit himmlisch mildem Glanze
Lebensglück in meinen Busen ein,
Und mein Hoffnungsbaum mit duft'gem Kranze
War der herrlichste im ganzen Hain.

Aber ach! das Feuer ist vergluthet,
Ein erblaßter Schimmer ist es kaum,
Meine junge Hoffnung liegt verblutet,
Hingesunken ist der schöne Baum.

Und er schlug in seinem schweren Falle
Dieses arme Herz zu Boden hin;
Werde mir zur kühlen Grabeshalle
Seine Krone, seiner Blätter Grün!

Süßes Flüstern tön' aus seinen Zweigen
Und erwecke sanftes Mitgefühl!
Ach! vielleicht in überird'schen Reichen
Find' ich meiner Hoffnung schönes Ziel!

*) Aus: „Gedichte von Franz Wigand. Mannheim, Verlag von Guido Zeiler."

Ein Lustspiel hinter den Coulissen.

Vor einigen Tagen meldeten Pariser Blätter, eine junge schöne Schauspielerin vom Variétés-Theater werde sich mit einem reichen jungen Baron verheirathen und die Bühne verlassen. Der Direktor des Theaters erschrak gewaltig, als er dies las, denn er konnte keine seiner Künstlerinnen entbehren und es hatte ihm auch keine gekündigt. Er berief sofort alle seine jungen Künstlerinnen zusammen und fragte sie, welche von ihnen sich mit einem Baron verheirathe, ohne ihm Anzeige gemacht zu haben. Diese Worte brachten die größte Bestürzung hervor; die eine Liebhaberin erblaßte, eine andere suchte zu erröthen, eine dritte zitterte, und nur eine lächelte bescheiden. Der Zeitungsartikel wurde vorgelesen und die drei ersten Liebhaberinnen ereiferten sich gewaltig über die freche Presse, der selbst Familienangelegenheiten nicht mehr heilig wären ꝛc. Der Direktor wußte nicht, was er thun und sagen sollte und schlug endlich vor, eine Widerlegung an das Journal zu senden, zum Schutze der unglücklich verfolgten Tugend. Dabei blieb es vor der Hand und man trennte sich. Der Direktor befand sich kaum fünf Minuten in seinem Zimmer, so wurde an die Thüre geklopft und es trat eine hübsche Brünette ein, die sogleich auf die besprochene Widerlegung kam und meinte, der Direktor solle erklären, sie heirathe den Baron R. nicht, weil er schon verheirathet sey. — Gegen diesen Grund ließ sich nichts einwenden. Die Brünette war kaum fort, so fand sich eine andere Liebhaberin, eine Blondine, ein, die dem Direktor eröffnete, sie halte viel auf ihren guten Ruf — er möge dem Journale schreiben, der Baron v. B. sey ihr Pathe, weiter nichts als ihr Pathe, der als solcher Antheil an ihr nehme und nicht verdiene, daß man ihn durch das Gerücht, sie würde ihn heirathen, in's Gerede bringe. Der Direktor war so überrascht, daß er kaum bemerkte, daß die Blondine sich entfernte und die dritte Liebhaberin erschien, die sich höchst dramatisch vor ihm auf die Kniee warf und ausrief: „Liebster Direktor, ich bin es, ich will Alles gestehen, aber retten Sie mich ..., man will mich unglücklich machen. Jener Artikel ist eine Schändlichkeit. Wenn der Marquis ihn liest, erfährt er, daß der Baron P. zurückgekommen ist... Aber er läßt sich wirklich nirgends sehen, und wenn Sie nicht wollen, daß der Marquis mich ermordet, so schreiben Sie dem erbärmlichen Redakteur, der Baron befinde sich noch immer in Afrika."

„Hm!" dachte der Direktor, als er wieder allein war, „da haben wir drei Barone und das Journal spricht nur von einem. Aber gleichviel, mir wird die Heirath nichts schaden, ich bin jetzt besser unterrichtet als die Zeitung. Deßhalb wird es aber auch gut seyn, wenn ich schweige." Er schwieg; keiner der Barone der drei Damen dachte daran, den Journalartikel wörtlich zu nehmen, man lachte über den angeführten Journalisten, bis endlich die unbeachtetste, aber hübscheste Schauspielerin am Theater, die, welche bei der ersten Berufung aller Künstlerinnen zu dem Direktor be-

Digitized by Google

scheiden gelächelt und der Niemand eine solche Hinterlist zugetraut hatte, plötzlich ihre Verheirathung mit einem jungen reichen Baron anzeigte und gegen den Direktor ihr Schweigen mit den Worten entschuldigte: „Da ich meinen Bräutigam hatte, konnte ich wohl meinen Colleginnen das unschuldige Vergnügen gönnen, den Artikel auf sich zu beziehen.“ (Moden-Ztg.)

Der verstümmelte Leichnam.

Ein junger Handwerker kam spät Abends von einer Hochzeit, welche unweit einer der Barrieren von Paris gefeiert wurde. Während er einen zu einer andern Barriere führenden Seitenweg einschlug, wurde seine Aufmerksamkeit auf ein Gespräch gelenkt, welches zwei Männer, hinter einem elenden, halbverfallenen Häuschen stehend, mit einander führten. Die Stille der Nacht ließ ihn folgende Worte deutlich vernehmen:

„Ich sagte Dir ja, Du hättest ihn länger in dem Koffer lassen sollen, so wäre ihm das Bein nicht zerbrochen. Welch ein Körper! Ich hätte von diesem muskulösen Arm keinen Schlag haben mögen.“

„O, er schlägt jetzt Niemanden mehr,“ erwiederte der Andere; „man stirbt ja nicht auf kurze Zeit, wie es in einem Liede von Desaugiers heißt.“

„Und wie der arme Kerl sich im Falle die Stirn zerschlagen hat!“

„Jetzt komm', wir müssen ihm vor Allem das Herz herausnehmen.“

Der Zeuge dieser Unterredung bebte vor Entsetzen. Es war keinem Zweifel unterworfen, das einsam gelegene Häuschen diente einer Mörderbande zum Aufenthalt. Er schlich sich also leise davon, fest entschlossen, bei'm nächsten Wachposten Anzeige zu machen. Der Zufall führte ihm ganz in der Nähe eine Patrouille der Nationalgarde entgegen, der er seine haarsträubende Entdeckung mittheilte.

Die Patrouille, von dem jungen Handwerker geführt, drang in das bezeichnete Häuschen.

Der Schein einer Lampe lenkte die Schritte der Bürgersoldaten in eine Hinterstube oder vielmehr in einen von halb verfallenen Wänden umgebenen Raum, ohne Möbeln, ohne Fenster, mit einer unmittelbar auf den Hof führenden Mauerbresche. Ein grausenerregender Anblick bot sich ihnen dar. Auf einem langen, breiten Tische lag ein schrecklich verstümmelter Leichnam, und die Hände der beiden Individuen waren noch mit Messern bewaffnet.

Der Anführer der Patrouille ertheilte seinen Leuten sogleich Befehl, die beiden Missethäter zu ergreifen. Diese antworteten durch ein lautes Gelächter, und als man hiervon keine Notiz nahm, versuchten sie, den Wehrmännern Erklärungen zu geben. Aber Alles war umsonst; der brave Sergeant wollte Nichts hören. Sie wurden auf die Hauptwache geführt, und ein Bericht über den Vorfall wurde sogleich an die Polizei-Präfektur gemacht.

Während die Sache einen so tragischen Ausgang zu nehmen drohte, stellte der wachhabende Offizier ein vorläufiges Verhör mit den beiden Inkulpaten an. Es ergab sich, daß diese, da alle anatomischen Arbeiten während des Sommers in der Stadt verboten sind, das Häuschen außerhalb der Barriere gemiethet hatten, um dort mit Hülfe von gelieferten Leichnamen ihre praktischen Studien fortzusetzen.

Die beiden Studenten wurden natürlich sogleich ihrer Haft entlassen.

Verhältniß der deutsch-katholischen Gemeinden zum Staat und zu andern christlichen Religions-Parteien.[1])

Die deutsch-katholischen Gemeinden wollen nicht den im Staate anerkannten Glaubensbekenntnissen feindlich entgegen treten, oder deren Rechte auf irgend eine Weise schmälern, sondern sie verlangen vom Staate nur das Recht geduldeter Kirchengemeinden, sie bitten um den Schutz des Staates, wie er moralischen Körpern, die Staatszwecken nicht entgegentreten, geläutertem Staatskirchenrechte gemäß, stets gewährt wird. Sie schließen sich völlig und unumwunden den bestehenden Staatsverhältnissen an; sie erkennen, wie die andern Kirchen, im Landesfürsten den Stellvertreter Gottes auf Erden, und wollen Ihn als Solchen geachtet wissen; sie unterwerfen sich willig der obrigkeitlichen Gewalt als göttlicher Ordnung, welcher in zeitlichen Dingen Jeder untergeben seyn soll, und beten für deren Wohlfahrt und Erhaltung.[2])

Sie vermeiden Alles, was den Frieden, die Ordnung und Sicherheit des Staates gefährden könnte, und gestehen dem Staate das Recht zu, jederzeit von ihren Kirchenverhältnissen sich Einsicht zu verschaffen, die Disciplinarverhältnisse ihrer Genossenschaft zu bestimmen und zu überwachen — sie gewähren dem Staate das jus circa sacra in seinem vollsten Umfange. Obwohl nun z. B. die würtembergische Verfassungsurkunde vom 25. September 1819 nur den drei christlichen Confessionen gleiche bürgerliche und politische Rechte und freie öffentliche Ausübung ihres Cultus gewährt, so ist doch nach eben dieser Verfassungsurkunde allen andern Religionsmeinungen bürgerliche Straflosigkeit und wenigstens das Recht der einfachen Hausandacht gesichert, und dürfen diese Gemeinden deßhalb vertrauensvoll erwarten, deutsche Regierungen werden ihnen Schutz und Duldung geben, ja, sie wagen es, zu hoffen, der Staat werde ihnen auch Unterstützung mit entbehrlichen Kirchengebäuden ꝛc. ꝛc. zur Abhaltung ihres Gottesdienstes gewähren, ohne Benachtheiligung anderer Religionsparteien. Und dies ist in unserem Vaterlande Würtemberg bereits in Erfüllung gegangen. Seine königliche Majestät haben der neuen Gemeinde in Stuttgart zur Abhaltung ihres Gottesdienstes die dortige entbehrliche reformirte Kirche anweisen lassen.

Ist einmal die Trennung von der römisch-katholischen Kirche — nicht ohne eigne Schuld dieser Kirche selbst! — geschehen, so muß auch der römisch-katholische Christ diese Gemeinden als Schwester-Gemeinden anerkennen, und muß nur wünschen, daß sie eingebauet bleiben auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist.[3]) Wer den Sohn hat, der hat das ewige Leben,[4]) — wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht Sein; — die Frucht seines Geistes aber ist: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Sanftmuth, Keuschheit.[5]) — Es ist den Menschen kein anderer Name gegeben, darin sie selig werden können, als der Name Unseres Herrn Jesu Christi — darum sollen sich vor Seinem Namen beugen Aller Kniee, Derer, die im Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind — und alle Zungen Gott bekennen, daß Jesus Christus der Herr sey zur Verherrlichung Gottes des Vaters.[6]) — Der Grundstein der neuen Gemeinde muß sonach seyn der Glaube

[1]) §. 8 der Broschüre: „Was verlangen die deutschkatholischen Gemeinden? Eine Stimme zu deren theilweiser Rechtfertigung von Max. Wangenmüller, katholischem Kaplan in Bergatreuthe im Königr. Würtemberg.“ XII. und 68 S. gr. 8. Stuttgart 1845.

[2]) Matth. 22, 21. Röm. 13, 1 — 17. 1. Petr. 2, 13 — 15. Tit. 3, 1. 1. Tim. 2, 1 — 3.

[3]) Joh. 3, 36. — [4]) Gal. 5, 22. — [5]) Apostelgesch. 4, 11. — [6]) Philip. 2, 10. 11.

Digitized by Google

an den Dreieinigen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist. Dieß, die christliche Religion von allen übrigen Religionen streng unterscheidende Glaubensbekenntniß muß auch das ihrige seyn, — auf welches alle Christen eingeweihet werden bei der heiligen Taufe (Math. 28, 29), wenn sie Glieder am großen Körper Jesu Christi seyn wollen. Ungern, wie wir schon bemerkt [7]), vermissen wir am Breslauer Glaubensbekenntniß die präcise Hervorhebung und Anerkennung des in Ewigkeit vom Vater gezeugten Sohnes — des Logos — durch den er auch die Welt erschaffen, der in der Fülle der Zeit Mensch geworden, gekreuziget, gestorben, aber vom Tode wieder erstanden ist, und alle Macht hat im Himmel und auf Erden zur Verherrlichung Gottes des Vaters. Wir wünschten eine schärfere Ausdrucksweise rücksichtlich des Waltens des heiligen Geistes, nicht so fast auf Erden, als vielmehr in der Kirche Jesu Christi, dessen Stelle — als Vollender des Erlösungswerkes — er vertritt; wie wünschten endlich die Gemeinschaft der Heiligen; denn der heilige Geist ist ein Geist der Gemeinschaft, der alle Glieder der Kirche als zu einem Leibe verbindet. Möchten die deutsch-katholischen Gemeinden, so sie sich wieder versammeln in ihren Abgeordneten im Namen Jesu Christi, mit Ausschluß aller Verkürzung und Deutung das apostolische [8]) Glaubensbekenntniß an ihre Spitze stellen, und dadurch vor der ganzen Christenheit erklären, daß sie von der Einen, Allgemeinen Christlichen Kirche sich nicht getrennt, sondern nur bestehende Mißbräuche in ihr reformirt haben. Möchten sie ihre Aufgabe, die ihnen die ewige Vorsehung in der Oekonomie des Reiches Gottes angewiesen hat, erkennen! Wir sind nicht der Meinung, daß die Vereinigung aller christlichen Bekenntnisse sobald vor sich gehen werde, als der treue Freund Jesu Christi es wünschet, aber wir haben ein festes, prophetisches Wort, und ihr thut wohl, sagt der Apostel (2 Petr. 1, 19), daß ihr darauf achtet — daß immer heller jenes göttliche Licht aufgehen wird, vor dessen Strahlen die Finsterniß schwindet; — das Wort des Herrn, das er versprochen hat: „es wird Ein Hirt und Eine Heerde seyn," wird in Erfüllung gehen mehr und mehr — und wir betrachten die deutsch-katholischen Gemeinden als Bild dieser kommenden Vereinigung aller Christen in allen Landen zur Einen Kirche Jesu Christi. Ein neuer Lebenszustand ist angebrochen — es regt sich in diesen Tagen ein mächtiges Verlangen nach einer lebendigen Vereinigung in der Hauptsache des Christenthums — Brüder aller Zungen reichen unter Thränen der Freude sich die Hand zum schönen Bunde! Die geläuterte Religion Jesu Christi, des Sohnes Gottes und Weltheilandes wird zum Siege sich durchkämpfen — weder das Kölner Ereigniß, noch die Trierer Heiligthums-Fahrt, noch die junge jesuitisch-ultramontane Schule werden die Läuterung des Katholizismus aufhalten, werden die immer enger werdende Verbindung und Vereinigung der christlichen Religionsparteien zu vereiteln im Stande seyn! Schon glimmt das leichte Morgenroth des schönen Tages an den Spitzen der Berge, und über dem Altare des Gottes der Liebe reichen die verschiedenen Bekenner der Christuslehre als Brüder sich die Hände, und — bald wird der Geist der Verfolgung, der Geist des Fluchs und Hasses nicht mehr seyn! Wir sind Brüder, und die Kirche Jesu Christi wird die zarte Mutter seyn, welche unser Aller Wunden heilt! — Alles ist dann unser, es sey Paulus oder Apollo, es sey Kephas oder die Welt, es sey das Gegenwärtige oder das Künftige! Alles ist unser; wir aber sind Christi, und — Christus ist Gottes! — Er allein ist uns von Gott gemacht worden zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Dann bleibt Ein Glaube, Eine Liebe, Eine Hoffnung — diese drei; die Liebe aber ist die größeste unter ihnen."

[7]) in der Vorrede zu dieser Schrift, wo es heißt: Es ist freilich zu bedauern, daß einige der bekannt gewordenen Glaubensbekenntnisse der deutsch-katholischen Gemeinden zu wenig positiv sind, daß sie namentlich den in Ewigkeit vom Vater gezeugten Logos, durch den er auch die Welt erschaffen, allzusehr in den Hintergrund stellen, daß das Walten des Geistes Gottes, als heiligen Geistes, zu unbestimmt ausgedrückt ist; allein aus dem Zustand der gährenden Elemente, — wir hoffen es zu Gott! — wird sich der Glaube an den Einen Gott und Vater, durch Jesus Christus in dem heiligen Geiste entwickeln, und auch diese Gemeinden werden Glieder am großen Leibe Jesu Christi seyn! —

[8]) Rührt das sog. apostolische Glaubensbekenntniß auch nicht von den Aposteln selbst her, so ist es doch unstreitig in der ältesten Christenzeit verfaßt worden, wahrscheinlich in der Absicht, um Heiden und Juden sogleich einen summarischen Inhalt der christlichen Glaubenslehre darlegen zu können. Die spätern Symbole der Kirchenversammlungen von Nicäa und Konstantinopel, so wie das sog. Athanasianische, nehmen in ihrem Inhalte auf die damals entstandenen Sekten und Irrlehrer Rücksicht, was bei dem apostolischen noch nicht der Fall ist, woraus gerade sein urchristlicher Ursprung erhellt.

Mannichfaltigkeiten.

(Hamburg, 20. Sept.) Wir erwarten hier nächstens einen neuen Roman von Therese, Verfasserin der Briefe aus dem Süden, der „Weltglück" heißt und ironisch das Glück der großen Welt beschreibt, und zu gleicher Zeit. aus derselben Feder, eine Alpenreise, die ihren diesjährigen Aufenthalt in Ischl, dem Salzkammergut, Salzburg, Tyrol und die Lombardei umfaßt.

(Reise eines Pfunds Baumwolle.) Die folgenden Abenteuer eines Pfunds verarbeiteter Baumwolle beweisen zur Genüge die Wichtigkeit der Fabriken: „Unlängst wurde von Glasgow ein kleines Paket Mousselin vom Gewicht eines Pfundes nach London geschickt, dessen Geschichte folgende ist. Die Baumwolle kam aus den Vereinigten Staaten nach London, und von hier ging es nach Manchester, wo es zu Garn gesponnen wurde. Von Manchester wurde es nach Paisley geschickt und dort gewebt. Hierauf wurde es in Ayrshire tamburirt, in Dunbarton genäht, und dann wieder nach Paisley zurückgesandt, um von dort nach einem entfernten Orte der Grafschaft Renfrew zur Bleiche geschickt zu werden. Alsdann wurde es wieder nach Paisley zurückgebracht und von da endlich nach London abgeschickt. Es ist schwer, die Zeit genau anzugeben, die erfordert wurde, um diesen Artikel zum Verkauf auszustatten; wir glauben aber der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen, wenn wir behaupten, daß man von seiner Verpackung in Amerika an zwei Jahre bedurfte, ehe es zum Verkauf fertig im Magazin zu London ankam. Es muß demnach 3000 Meilen zur See und 920 zu Lande gemacht und zum Unterhalt von nicht weniger als 150 Personen beigetragen haben. Sein Werth ist während dieser Zeit um 2000 Prozent gestiegen."

(Kirchliches.) Die katholische „Sion" beweist, daß Christus 1) nicht die Absicht gehabt habe, daß seine Anhänger durch Lesung der h. Schrift zum Glauben kommen sollten; 2) daß die Apostel den Gläubigen das Lesen derselben nie zur Pflicht gemacht haben; 3) daß unter den ersten Christen nur wenige Bevorzugte die h. Schrift besessen haben; 4) daß das allgemeine Lesen der h. Schrift kein Tugendmittel ist; 5) daß das katholische Volk, wenn es die Bibel in der Hand hat, die schuldige Achtung für die Kirche und Tradition verliert; 6) daß die Bibel an Würde verliert, wenn sie in Aller Händen ist; 7) daß auch „nüchterne Protestanten" (sind das die Altlutherischen?) den allgemeinen Gebrauch der Bibel nicht anrathen. — Jeden Falls ist dieser Aufsatz ehrlich (wie bodenlos flach er auch seyn mag) und das ist selten in der „Sion".

Eine der neuesten Nummern der Hildesheim'schen Allgemeinen Zeitung enthält folgende traurige Mittheilung: „Unsere protestantischen Bürgerschulen sind, wenn auch mit tüchtigen Lehrern besetzt, theilweise im höchsten Grade überfüllt und an eine Eintheilung in Klassen ist daselbst, wenn auch von wackern Schulmännern Versuche dazu gemacht sind, noch nicht zu denken. Die nachtheiligen Folgen dieses Uebelstandes zeigen sich in grellstem Lichte; Schüler von vierzehn Jahren befinden sich mit den Schülern von sechs bis sieben Jahren in ein und demselben Raume unter ein und demselben Lehrer. Die Zahl der Kinder, welche den Unterricht eines einzigen Lehrers genießen, steigt bis zur Zahl von hundert und fünfzig bis hundert und sechzig." Diesem Uebelstande (ein gewiß milder Ausdruck) abzuhelfen, berichtet das Hildesheim'sche Blatt weiter, sey man von Seiten der städtischen Behörde „längst" bemüht gewesen. Ein Bauplatz zu einer Centralbürgerschule sey erworben.

Die „Oberrh. Ztg." enthält einen größern Artikel unter der Aufschrift: „Was uns noth thut", welchem wir folgende kräftige Stelle entnehmen: „Die freie, edle Männlichkeit, die Herz und Kopf am rechten Flecke hat, die fehlt uns noch zu einem großen Theil. Mit Kratzfüßen und gebogenen Rücken, mit dem widerlichen Lächeln der Wohldienerei in den geschmeidigen Zügen hat noch kein Volk die Freiheit sich erkämpft. Aber wie Viele betrachten die Ueberzeugung nur wie eine Uniform, über welche die Mächtigen zu gebieten haben, heute so und morgen wieder anders nach der Laune des Gewaltigen! Ja, erscheint es nicht in Vieler Augen als Verbrechen, Selbstständigkeit in der Ueberzeugung zu haben und dieser Ueberzeugung gemäß zu handeln? O so lange euch noch die Herablassung und gnädigen Blicke der Großen und all der lockende Köder, womit sie Männer fangen wollen, um sie zu Knechten zu machen, mehr gilt, als die Achtung vor euch selbst; als die Achtung aller freien Männer, mehr als Volk und Vaterland und Freiheit; so lange die Furcht, die Hohen und Gewaltigen gegen Euch zu haben, euch mehr erschreckt, als die Furcht, euch selbst verachten zu müssen und treulos zu werden an der Sache der Freiheit, so lange taugt ihr besser zu russischen Leibeigenen, als zu freien Bürgern."

Nach einer Korrespondenz aus Berlin in der „Allg. Ztg." ist Jenny Lind von der Intendantur der dortigen königl. Oper auf zwei Jahre engagirt worden, und wird dies Engagement, zu dessen Annahme sie besonders Meyerbeer bewogen haben soll, schon im November antreten.

Unlängst wurde in Mühlhausen eine wahrhaft großartige Schmuggelei entdeckt. Von Basel kamen nämlich den Kanal hinab einige Flöße, unter denen blecherne Kisten mit Seidenwaaren befestigt waren. Die Sache wurde verrathen und alle Waaren, im Werthe von 20,000 Frs., von der Douane abgefaßt. Die Schmuggelei soll auf dem Birsfelde arrangirt worden seyn.

Wenn man die sämmtlichen Straßen, Gassen, Gäßchen und Plätze von Paris aneinander reihen könnte, so würden sie eine Länge von 200 Stunden haben. Der Werth des Steaßenpflasters dieser Stadt beläuft sich auf 45 Mill. Frcs.

Man hinterbrachte einem gewissen Fürsten, wie das Volk über die neue Auflage, womit er dasselbe neuerdings beschwert hätte, laut murrte. „Laßt sie reden", sagte er lachend, „sie müssen doch einiges Vergnügen für ihr Geld haben."

Der König Gustav Adolph von Schweden wußte die Reformation genau von den kleinlichen Glaubensstreitigkeiten zu unterscheiden. Als die Deputation der Universität Heidelberg ihn einlud, der Vereinbarung der Reformirten und Lutheraner sich zu unterziehen, antwortete er: „Nach dem Zeugnisse der Geschichte ist noch nie etwas dabei herausgekommen, wenn Kaiser und Könige sich auf kirchliche Händel eingelassen haben. Ich halte es nicht mit irgend einer theologischen Partei, sondern mit der heiligen Schrift, und bitte Gott nicht sowohl um Herstellung Eines Glaubens unter den Menschen, als um deren Einigkeit in der Liebe!" Dies Wort dünkt uns nicht minder ruhmwürdig als die Schlacht bei Lützen.

Korrespondenz.

Weimar, 25. Sept.

Während man sich bis heute der Hoffnung hingab, die Kaiserin von Rußland hier zu sehen, gewinnt das Gerücht an immer größerer Wahrscheinlichkeit, daß Ih. Maj. aus gesundheitlichen Rücksichten Weimar umgangen und von Weißenfels aus eine mehr südliche Richtung eingeschlagen habe. Auch hier wird der Zustand der hohen Frau Besorgniß erregend geschildeet — Als eine seltene Erscheinung verdient bemeekt zu werden, daß von Seiten des Großherzogs dem bekannten Schriftsteller Silvestre zu Paris die goldene Civilverdienst-Medaille mit der Erlaubniß, sie am Bande des weißen Falkenordens tragen zu dürfen, verliehen worden ist. — Unter den Gästen von Renommée, welche gegenwärtig hier verweilen, befindet sich auch Glasbrenner, der bekannte Berliner Humorist, und seine Gattin, Peroni-Glasbrenner. Diese debütirt als Gast. Eben so hört man, daß Versuche gemacht woeden sind, Jenny Lind zu bewegen, auf dem hiesigen Theater einige Vorstellungen zu geben und daß ihr deshalb namhafte Summen geboten worden seyen. Indessen zweifelt man, daß die schwedische Nachtigall den himmlischen Klang ihree Stimme hier hören lassen weede. — Leider haben sich auch in hiesiger Gegend Spuren von dee weitverbeiteten Kartoffelseuche gezeigt. Die kranken Knollen unterscheiden sich äußerlich von den gesunden nur wenig; beim Auseinandeeschneiden aber findet man innerlich mehrere kleine schwarze Flecken, welche pilzartig sind und einen widerlichen Geeuch haben. Die zum Verkauf ausgestellten Kartoffelfrüchte werden deshalb auch steeng überwacht und es sind schon einige Fälle oorgekommen, daß einige Körbe voll von dieser Krankheit befallene Kartoffeln dee Zim übergeben werden mußten. Im Allgemeinen scheint sich diese Kartoffelseuche hier herum nur wenig oebreitet zu haben und als Mittel gegen das Weiterumsichgeeifen dieses Uebels empfiehlt man eine zweckmäßige Behandlung des Feldes und beim Herausnehmen eine strenge Absonderung der kranken Kartoffeln von den gesunden. Ueber die Entstehung dieser Krankheit sind die Meinungen auch hier sehr getheilt; die Mehrheit glaubt aber zuverlässig, daß sie in der schnellwechselnden und zum Theil merkwürdigen Temperatur dieses Sommes ihren Grund habe.

Darmstadt, 27. Sept.

In dem Korrespondenzartikel aus Darmstadt in der Didaskalia vom Samstag den 27. Sept. (Nro. 267) ist die Angabe untergelaufen, daß Hr. Stadtbaumeistee Jordan den Plan zur Restauration der hiesigen protestantischen Stadtkirche entworfen habe. Ohne den Verdiensten des genannten Baumeisters im Allgemeinen und um die Ausführung jenes Bauwesens insbesondere zu nahe treten zu wollen, ist man es doch der historischen Waaeheit schuldig, hiermit, und zwar auf das zuverschlichste und zugleich actenmäßig zu versichern, daß nicht Hr. Joedan, sondern He. Obeebaudirektoe De. Moller dahiee den Plan und sämmtliche Zeichnungen zu dem Um- und Neubau der protestantischen Stadtkirche, so wie dies Bauwesen nun ausgeführt dasteht, entworfen und gemacht hat.

Theater-Anzeige.

Montag, 29. Sept. (Auf vielfältiges Verlangen). Unter Leitung des Hrn. Felicien David): Großes Konzert in zwei Abtheilungen: „Die Wüste" (le Desert), von Felicien David, mit Solo, Oechester, Chor und Declamation.

Dienstag, 30. Sept. Der Graf von Arun. Schauspiel mit Gesang in 5 Abth., aus dem Französischen von W. Friedrich.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Google

Digitized by Google